Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY

EVANSTON
ILLINOIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von

Prof. Dr. Gustaf Kossinna

V. Band

WÜRZBURG
Verlag von Curt Kabitzsch
Kgl. Universitäts-Verlagsbuchhändler
1913.

Digitized by Google

L913.05
M285
v.5-6

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorstand und Ausschüsse 1, 137
Mitgliederverzeichnisse 1, 192, 385
Neue Satzung 138
Bericht über die 4. Tagung in Dortmund . . . . . 11—95
Aus Museen und Vereinen (Einzelheiten im Sachregister) 131
Nachrichten (Einzelheiten im Sachregister) 171, 384

Almgren, O.: Zur Bedeutung des Markomannenreichs in Böhmen für die Entwicklung der germanischen Industrie in der frühen Kaiserzeit (mit 25 Abbildungen) 265
Almgren, O.: Nachruf für Hans Hildebrand 181
Baum A.: Das Legionslager in Oberaden und das Uferkastell in Beckinghausen a. d. Lippe (mit Tafeln (I—III) 39
Baum, A.: Bericht über die vierte Tagung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte (mit 3 Abbildungen) 11
Beltz, R.: Zu den Norddeutschen Latènefibeln (mit 1 Abbildung) 117
Beneke, A.: Die Steinhügelgräber im Arnsberger Walde (mit Tafel XI) . . . 119
Blunck, G.: Die Photographie im Dienste der Vorgeschichtsforschung 126
Boerschmann, Fr.: Allgemeine Gesetze bei dem Problem des Aufstiegs und des Niedergangs der Rasse (mit 1 Abbildung) 363
Busse, H.: Neue Ausgrabungen auf dem Brandgrubengräberfelde der spätrömischen Kaiserzeit bei Wilhelmsau im Kreise Nieder-Barnim, Prov. Brandenburg (mit 1 Lageplan, 1 Gräberkarte und Tafeln VI—VIII) 59
Busse, H.: Vorgeschichtliche Fundorte und ein Königsgrab bei der Gielsdorfer Mühle im Kreise Ober-Barnim (mit 4 Abbildungen) 109
Busse, H.: Ausflug nach Straußberg und der Gielsdorfer Mühle 133
Busse, H.: Ein Gräberhügel der Bronzezeit bei der Gielsdorfer Mühle im Kreise Ober-Barnim (mit 7 Abbildungen und Tafeln XVII, XVIII) 249
Gummel, H.: Fund von Dievitz auf Rügen (mit Tafel XIX) 300
Haas, A.: Mönchguter Altertümer aus vorgeschichtlicher Zeit (mit 1 Abbildung) 235
Hackman, A.: Die ältesten eisenzeitlichen Funde in Finnland (mit 48 Abbildungen) 279
Hahne, H.: Eine Germanen-Statuette im städt. Kestnermuseum zu Hannover (mit 2 Abbildungen und Tafel X) 97
Hörter, P.: Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Gering, Kreis Mayen, Rheinland (mit 5 Abbildungen und Tafeln XX—XXV) 307
Jahn, M.: Über Beziehungen zwischen Ostgermanen, Westgermanen und Kelten während der Spät-Latènezeit (mit 48 Abbildungen und Tafel IX) 75
Kossinna, G.: Bericht über die vierte Tagung der deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte (mit 3 Abbildungen) 11
Kossinna, G.: Westfälische Vorgeschichte (mit 11 Abbildungen) 31
Kossinna, G.: Oscar Montelius zum 31. März 1913 105
Kossinna, G.: Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas IV (mit 9 Abbildungen) . 160
Kossinna, G.: Das Gräberfeld in Wilhelmshöhe bei Usch, Provinz Posen (mit Tafeln XXVI—XXIX) 319
Kossinna, G.: Vorgeschichtlicher Hirse 380

519858 Digitized by Google

Seite

Kossinna, G.: Sitzungsberichte der Zweiggesellschaft Berlin 135
Kossinna, G.: Nachruf für Josef Hampel 185, 347
Kostrzewski, J.: Ein Depotfund der späten Hallstattzeit aus Schroda, Provinz Posen (mit 5 Abbildungen und Tafel XXXII) 336
Krüger, G.: Eine unbeachtet gebliebene Hausurne von Zwintschöna, Saalkreis, Prov. Sachsen (mit 1 Abbildung und Tafeln XXX, XXXI) 325
v. Lichtenberg: Die Stellung und Bedeutung der ägäischen Kultur in der europäischen Vorgeschichte 353
v. Lichtenberg, R.: Nachruf für Hugo Winckler 184
Lienau, M. M.: Über stelenartige Grabsteine, Sonnenkult und Opferstätten, Anzeichen von Menschenopfern, sowie über mehrfache Bestattungen in stein- und bronzezeitlichen Grabhügeln der Lüneburger Gegend im Anschluß an 2 auch durch die Funde interessante Grabhügel der älteren Bronzezeit (mit 4 Abbildungen und Tafeln XII—XVI) 195
Mötefindt, H.: Funde von Groß-Schwarzlose, Kreis Stendal (mit 9 Abbildungen) 332
Quente, P.: Die slawische Siedelung bei Dahlhausen i. d. Prignitz (mit 2 Abbildungen und Tafel XXXIII) 340
Quente, P.: Gefäße des 12.—14. Jahrhunderts n. Chr. von Kyritz (mit 1 Abbildung) 344
Rademacher, C.: Über die niederrheinische Bronzezeit 53
Schulz-Minden, W.: Westfalen in der frühgeschichtlichen Zeit (mit 6 Abbildungen und Tafeln IV, V) 45
Snethlage, E.: Gedanken über Eduard Meyers Geschichte des Altertums . . . 345
Snethlage, E.: Sitzungsberichte der Zweiggesellschaft Berlin 131
Thamm, W.: Eisenkonservierungsofen nebst Anleitung zum Konservieren von Eisengegenständen (mit 3 Abbildungen) 121
Tummeley, M.: Das Gräberfeld in Wilhelmshöhe bei Usch, Provinz Posen (mit Tafeln XXVI—XXIX) 319
Wilcke, Max: Die steinzeitlichen Hügelgräber bei Pölzig (Sachsen-Altenburg) . . 301
Wilcke, M.: Ein vorgeschichtliches Hockergrab bei Weißenfels (mit 2 Abbildungen) 304
Wolfram: Bericht über die vierte Tagung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte 11

Sachregister (von E. Snethlage) 386
Verzeichnis der Abbildungen im Text und auf den Tafeln (von E. Snethlage) 401

Digitized by Google

Bücher-Besprechungen.

Atlas öfver Finland 1910. Kartbladen N:ris 49, 50 och 51. Förhistorika Synd (A. Windler) 151
Blume, Erich: Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit, Würzburg 1912 (O. Almgren) 147
Deutscher Volkswart (Kossinna) 383
Erman, Adolf, Die Hieroglyphen, Sammlung Göschen 1912 (v. Lichtenberg) . . 154
Exsteens, La préhistoire à la portée de tous, Brüssel und Paris 1913 (H. Mötefindt) 141
Goury, Georges, L'enceinte d'Haulzy et sa nécropole, Nancy 1911 (G. Girke) 146
Hennig, Alfred, Boden und Siedelungen im Königreich Sachsen, Leipzig 1912 (E. Wahle) 144
Jacob, Karl Hermann, Zur Prähistorie Nordwest-Sachsens (E. Wahle) 142
Kossinna, Gustav, Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit. I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen, Würzburg 1913 (E. Wahle) 382
Müller, Sophus, Bronzealderens Begyndelse og aeldre Udvikling i Danmark, Kopenhagen 1909 (A. Windler) 155
Winter, Franz, Kretisch-Mykenische Kunst in Kunstgeschichte in Bildern, Leipzig 1912 (H. Mötefindt) 153

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte
1. Februar 1913.

Vorstand.

Kossinna, Berlin,	1. Vorsitzender	Snethlage,	1. Schriftführer
Bezzenberger,	2. „	Hahne, Halle,	2. „
Wilke, Leipzig,	3. „	v. Lichtenberg,	3. „

Snethlage, Schatzmeister.

Ausschuß.

1.—7. die Mitglieder des Vorstandes.

8. Bracht, Dresden.	12. Günther, Koblenz-Lützel.
9. Busse, Woltersdorf.	13. Paape, Berlin-Schöneberg.
10. Fleischer, Berlin.	14. Rademacher, Köln.
11. Friedemann, Einbeck.	15. Schmidt, Löbau.

A. Ehrenmitglied.

1. Montelius, Oscar, Prof. Dr., Reichsantiquar, Stockholm (4. Aug. 1911).

B. Ordentliche Mitglieder.

I. Lebenslängliche.

2. S. Kgl. Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Gmunden (1909).
3. *[1]) vom Rath, Emil, Dr. h. c., Geh. Kommerzienrat, Köln (1909).

II. Jährlich zahlende.

4. Åberg, Nils, cand. phil., Norrköping (Schweden) (1911).
5. Ailio, J., Dr. phil., Helsingfors (Finnland), Histor. Museum (1912).
6. Almgren, Oscar, Dr., Dozent an der Universität, Upsala (1909).
7. Altertümersammlung, Städtische, Göttingen (1909).
8. Altertumsgesellschaft, Graudenzer, Graudenz (1909).
9. Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr. (1910).
10. Altertumsverein „Alt Andernach", Andernach a. Rh. (1911).

[1]) Ein Stern * bezeichnet die Gründer der Gesellschaft.

SL 5864

Digitized by Google

11. Altertumsverein, Schlesischer, Breslau (1909).
12. Altertumsverein, Weißenburg i. Bayern (1911).
13. Altrichter, Karl, Rechnungsrat, Berlin-Niederschönhausen, Blücherstr. 25 (1909).
14. Anterist, Gerichtssekretär, Andernach a. Rh. (1912).
15. Armstrong, E. C. R., Assistant of Irish Antiquities Department, Dublin, 71, Park Avenue, Sydney-Parade (1911).
16. Arne, T. J., Antiquar, Stockholm (1909).
17. Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. M. (1909).
18. Auerbach, Alfred, Rektor, Vorstand d. Städt. Mus., Gera (Reuß) (1909).
19. Bagenski-Seeben, von, Generalleutnant, Halle a. S., Unterburg Giebichenstein (1913).
20. Baldes, Prof., Birkenfeld (Fürstentum) (1909).
21. Bangert, Karl Ed., Architekt, Berlin W. 57, Potsdamerstr. 90 (1912).
22. Bartels, Paul, Dr. med., Priv.-Doz., Königsberg i. Pr., Luisenallee 27 (1912).
23. *Baum, Albert, Museumsdirektor, Dortmund, Hagenstr. 22 (1909).
24. Baumann-Seyd, Frau A., Hamburg, Jordanstr. 36 (1910).
25. Baumert, Paul, stud. phil., Spandau, Potsdamerstr. 29 (1909).
26. Beaupré, Jules, comte, Nancy, rue de Serres 2 (1909).
27. Begas, Ingenieur, Coblenz, Jul. Wegelerstr. 12 (1911).
28. Behm, Sanitätsrat Dr. med., Berlin NW. 6, Luisenplatz 6 (1909).
29. *Beld, Waldemar, Dr. phil., Frankfurt a. M., Bismarck-Allee 56 (1909).
30. *Belz, Robert, Prof. Dr., Museumsvorstand, Schwerin i. M. (1909).
31. Benndorf, Paul, Schriftsteller, Leipzig, Kohlgartenstr. 3 (1912).
32. Berent, Anna, Berlin-Schmargendorf, Spandauerstr. 1a (1909).
33. Berger, Paul, Merseburg, obere Bergstr. 5 (1909).
34. Berner, Ulrich, stud. phil., Berlin NW. 5, Stephanstr. 4 (1909).
35. *Bezzenberger, Adalbert, Geh.-Rat, Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Steind. Wall 1/2 (1909).
36. Bibliothek, Kgl. öff., Dresden (1909).
37. Bibliothèque d'art et d'archéologie, Paris, 19 rue Spontini (1911).
38. Bibra, Freiherr v., Major a. D., Hannover, Wolfstr. 14 I (1909).
39. *Bieder, Theobald, Hamburg-Eilbek, Eilbektal 54 (1909).
40. *Blume, Karl, Rentier, Berlin-Steglitz, Fichtestr. 11 (1909).
41. Bock, Franz, Dr., Univ.-Prof., Marburg (Hessen) (1913).
42. *Bodenstab, E., Apotheker, Neu-Haldensleben (1909).
43. *Bordes, Otto, Dr., Zahnarzt, Berlin W., Nürnbergerstr. 8 (1909).
44. Bork, Ferdinand, Professor, Königsberg i. Pr., Tiergartenstr. 1 (1909).
45. Bosek, Karl, Dr. med., prakt. Arzt, Stolp (Pomm.), Blücherpl. 9 (1909).
46. *Bracht, Eugen, Geh.-Rat Prof., Dresden, Franklinstr. 3b (1909).
47. Brandenburg, Erich, Dr., Konstantinopel, Poste allemande (1909).
48. Brandes, Hotelbesitzer, „Deutsches Haus", Bergen b. Celle (1909).
49. Braß, Photograph, Camen (Westfalen) (1912).
50. Bredow, Karl, Frh. von, Hauptm. a. D., Rittergutsbesitzer, Dom. Dietznitz bei Friesack (Mark) (1910).
51. Bünte, W., Dr., Hannover-Linden, Deisterstr. 8 (1909).
52. *Busse, Hermann, Rentier, Woltersdorfer Schleuse bei Berlin (1909).
53. Busse v., Landschaftsrat, Latkowo b. Hohensalza (1909).
54. Byhan, A., Dr., Abteilungsvorsteher am Museum für Völkerkunde, Hamburg (1912).
55. Cämmerer, Prof. Dr., Arnstadt i. Th. (1909).

Digitized by Google

56. Carstenn, Edward, Dr., Wongrowitz, Bahnhofstr. 37 (1909).
57. Cebulla, Lehrer, Oberhermsdorf b. Gottesberg (1911).
58. Cederhvarf, B., Mag. phil., Helsingfors, Skatuddsg. 1 (1909).
59. Central-Museum, Römisch-German., Mainz (1911).
60. Cervinka, J. L., Ingenieur, Kojetein (Mähren) (1909).
61. Cremer, Geh. Komm.-Rat, Dortmund, Martinstr.
62. Déchelette, Joseph, Conservateur du Musée, Roanne (Loire), Frankreich (1909).
63. Demetrykiewicz, Wladimir, Prof. Dr., Krakau, Smolenskgasse 19 (1909).
64. Diels, Paul, Univ.-Prof. Dr., Breslau XVI, Tiergartenstr. 83, Gartenhaus (1909).
65. Diewitz, Georg, Dr. med., Stauchitz, Kreis Oschatz, Sa. (1911).
66. Dorr, R., Prof. Dr., Elbing, Inn. Mühlendamm 34 (1909).
67. Drevin, Apotheker, Herischdorf i. Riesengebirge (1909).
68. Dublange, pharmacien, Le Fleix (Dordogne) Frankreich (1910).
69. Dürbeck, Ernst, Dr. phil., Chemnitz, Andreastr. 21 (1911).
70. * Eichhorn, Gustav, Dr. med., Mus.-Konservator, Jena (1909).
71. Eildermann, Heinrich, Lehrer, Bremen, Kronenstr. 15 (1912).
72. Ey, Ludwig, Buchhändler, Hannover, Langelaube (1909).
73. Faden, Eberhard, stud. phil., Berlin, Stephanstr. 35 (1909).
74. * Feist, Sigmund, Dr., Berlin N. 54, Weinbergsweg 13 (1909).
75. * Feyerabend, Ludwig, Mus.-Dir., Görlitz (1909).
76. Fiddicke, Dr. med., Freienwalde a. O. (1909).
77. Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B., Silberbachstr. 1 (1909).
78. Fischer von Mollard, Hauptm. d. Res., Dominium Gora, Kr. Jarotschin (1909).
79. Fleischer, Oskar, Univ.-Prof., Berlin W., Motzstr. 17 (1909).
80. Florschütz, Prof. Dr., Gotha (1909).
81. * Forrer, Robert, Dr., Straßburg i. E., Universitätsstr. 3 (1909).
82. Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Ägidienplatz (1911).
83. Franck, Ernst, Frankfurt a. M., Marschnerstr. 2 (1909).
84. * Franke, Ernst, Rittergutsbesitzer, Rohrsheim b. Halberstadt (1909).
85. Freystedt, Alwin, Landesbauinspektor, Posen, Königsplatz 6 III (1909).
86. Friedemann, Traugott, Oberlehrer, Einbeck (1911).
87. Friedländer, Dr., pr. Arzt, Cobern a. Mosel (1911).
88. Fritze, Oberbaurat, Meiningen (1910).
89. Frödin, Otto, Dr., Stockholm 15, Historisches Museum (1909).
90. * Fuhse, Mus.-Direktor Dr., Braunschweig (1909).
91. Fürstl. Fürstenbergsche Sammlungen in Donaueschingen, Anschrift: Prof. Otto Heinrich (1912).
92. * Gädcke, Karl, Prof., Salzwedel (1909).
93. Gagel, Prof. Dr., Kgl. Landesgeologe, Berlin-Dahlem-Lichterfelde 3, Göbenstr. 57 (1911).
94. Genthe, Theod., Dr., Dozent an der Humboldakademie, Berlin-Wilmersdorf, Kaiser-Allee 192 III (1909).
95. Genzmer, Felix, Dr., Reg.-Rat, Posen, Auguste Viktoriastr. 22a (1912).
96. Geschichts- und Altertumsverein, Mayen (Rheinland) (1911).
97. Geschichtsverein, Aschaffenburg (1911).
98. Gesellschaft, Deutsche f. Kunst u. Wissensch., Abt. f. Geschichte (Hist. Ges. f. d. Netzedistr.) Bromberg (1909).
99. Gesellschaft, Naturhistorische, Nürnberg (1909).
100. Gesellschaft, Oberlausitzer, f. Anthropologie und Urgeschichte, Bautzen (1909).
101. Gibasiewicz, Pfarrer, Siedlemin, Post Golina (Kr. Jarotschin) (1909).

Digitized by Google

102. Girke, Georg, cand. phil., Berlin, Potsdamerstr. 117 (1909).
103. Goecke, Theodor, Landes-Baurat, Geh. Baurat, Prov.-Konservator, Professor, Berlin W. 10, Königin Augustastr. 19 II (1909).
104. Götze, Alfred, Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde, Steglitzerstr. 42 (1909).
105. Goldmann, Karl Eduard, Kaufmann, Neutomischel (Posen) (1909).
106. Goldsche, Gustav, Stadtältester, Friesack (Mark) (1909).
107. Goury, Georges, Conservateur au Musée Lorrain, Nancy, rue des Tiercelins 5 (1909).
108. Graef, Josef, Juwelier, Kronstadt (Siebenbürgen), Pürzengasse (1910).
109. Graefe, Holm, Ingenieur, Hannover-Linden, Davenstedterstr. 3 II (1909).
110. Graf, C. Engelhard, Schriftsteller, cand. phil., Berlin-Steglitz, Peschkestr. 16 (1909).
111. Graff, W., Apotheker, Lüchow (1911).
112. Guébhard, Adrien, Professor Dr., Paris V, Anschrift: St. Vallies de Thiey (Alpes Maritimes) (1909).
113. * Günther, A., Vorsteher des Städt. Tiefbauamtes Coblenz-Lützel, Trierer-straße 122 (1909).
114. Gummel, Hans, stud. phil., Charlottenburg, Pestalozzistr. 101 III (1911).
115. Gustafson, Gabriel, Univ.-Prof. u. Mus.-Direktor, Kristiania (Norwegen), Nationalmuseum (1912).
116. * Haake, Dr. med., Braunschweig, Friedrich Wilhelmstr. 7 (1909).
117. Hacke, Theodor, Eisenbahnbauinspektor a. D., Osnabrück, Heinrichstr. 47 I (1909).
118. Hackman, A., Dr., Helsingfors, Fredsgatan 13 (1909).
119. * Hagen, v. d., Joachim Otto, Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffen-berg (Uckermark) (1909).
120. * Hahne, Hans, Dr., Museumsdirektor, Halle a. S., Seydlitzstr. 24 I (1909).
121. Hahne, Bertha, Frau Kommerzienrat, Magdeburg, Goethestr. 11 (1909).
122. Hansen, W. O., Rentier, Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 76 (1911).
123. Harte, Philipp, Reg.-Assessor Dr., Merseburg, Blankestr. 1 (1909).
124. Hartwich, Dr. med., Sanitätsrat, Havelberg (1909).
125. Hauser, O., Archäologe, Basel, Margarethenstr. 109 (1909).
126. Heller, Major, Ansbach (Bayern), Endresallee 18 (1909).
127. Hellmich, M., Kgl. Oberlandmesser, Breslau V, Brandenburgerstr. 25 (1909).
128. Hennig, Alf., Dr. phil., Leipzig, Thomasring 3c (1913).
129. Hennig, F., stud. phil., Erfurt, Nonnenrain 11 (1910).
130. Herold, R., Dr., Erlangen, Obere Karlstr. 14 I (1912).
131. Herrmann, Karl, Lehrer, Naumburg (Saale) (1909).
132. Heß v. Wichdorff, Hans, Dr., Kgl. Geologe, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44 (1909).
133. Hildebrand, Pfarrer, Leuthen b. Kottbus (1909).
134. * Hindenburg, Dr. med., Großbeeren (1909).
135. Hintze, Georg, Friesack (Mark) (1910).
136. * Hintze, Robert, Dr., prakt. Arzt, Rheinsberg (Mark), Am Markt 6 (1909).
137. Hirsch, Dr., Rechtsanwalt, Halle a. S., Händelstr. 20 (1909).
138. Hobus, Felix, Pastor, Dechsel, Kr. Landsberg a. W. (1909).
139. Hock, Georg, Dr., Landeskonservator, Würzburg, Lessingstr. 1 III (1911).
140. * Höfer, Paul, Prof. Dr., Blankenburg a. H. (1909).
141. Hofbibliothek, Großherzogliche, Darmstadt (1909).
142. Hoffmann, C. Tassilo, Dr., Stettin, Schnellstr. 13 (1911). Anschrift: Verwaltung der vorgesch. Abteilung d. Städt. Museums, Stettin.
143. Holtschneider, Kgl. Musikdirektor, Dortmund, Balkenstr. 34 (1912).
144. Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteich 13 (1909).

Digitized by Google

145. Horvath, Dr. med., Herzogl. Coburgischer Herrschaftsarzt, Vereskö Gömör (Ungarn) (1909).
146. Hungerland, Lektor, Dr., Lund (Schweden) (1909).
147. Hüttenhein, Dr., Reg.-Rat, Hannover, Podbielskistr. 18 II (1912).
148. Institut f. Geschichte d. Medizin an der Universität Leipzig, Leipzig (1909).
149. Institut für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig, Leipzig (1910).
150. „Isis", naturwissenschaftliche Gesellschaft ‚Dresden (1912), z. H. d. Hofrat Prof. Dr. Deichmüller, Dresden-A., Zwinger (1912).
151. Jacob, K. H., Dr., Mus.-Assist., Hannover, Prov.-Museum (1912).
152. * Jäkel, Otto, Univ.-Prof. Dr., Greifswald (1909).
153. Jaffé, S., Kgl. Ökonomierat, Sandfort b. Osnabrück (1909).
154. Jahn, Martin, cand. hist., Breslau, Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertümer, Graupenstr. 14 (1909).
155. Jekelius, Erich, stud. theol., Kronstadt, Schwarzgasse 17 (1909).
156. * Jentsch, Hugo, Prof. Dr., Guben (1909).
157. Jira, Josef Anton, Dejwitz bei Prag, Villa Hanspaulka (1909).
158. Kabitzsch, Curt, kgl. Univ.-Verlagsbuchhändler, Würzburg, Rottendorferstr. 20 (1909).
159. Kade, Apotheker, Römhild i. Th. (1909).
160. Kaiser Friedrich-Museum, Posen (1909).
161. Kallius, Erich, Univ.-Prof. Dr., Greifswald, Karlsplatz 17 (1909).
162. Kellner, Heinrich, Rentner, Köln, Gereonstr. 17—19 (1909).
163. * Kiekebusch, Alb., Dr., Assistent am Märkischen Museum, Berlin-Karlshorst, Prinz Oskarstr. 17 (1909).
164. Kimakowicz, v., Mus.-Direktor, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1909).
165. Klaas, Willi, jr., Dortmund, Märkische Str. (1912).
166. Klaatsch, Hermann, Univ.-Prof. Dr., Breslau, Anatomie (1910).
167. Klingholz, F., Professor, Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Str. 38 (1909).
168. Knoke, Friedrich, Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Osnabrück, Rats-Gymnasium (1909).
169. Koch, Julius, Dr., Realgymnas.-Direktor, Berlin-Grunewald (1910).
170. Koehl, Karl, Sanitätsrat, Dr., Worms (1911).
171. König, Hans, stud. phil., Lüneburg, Apothekerstr. 1.
172. Köttgen, Dr., Bürgermeister, Dortmund (1912).
173. Korn, Joh., Dr. phil., Bezirksgeologe, Berlin-Wilmersdorf, Bingerstr. 87 (1909).
174. * Kossinna, Gustaf, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde 3, Karlstr. 10 (1909).
175. Kossinna, Richard, Justizrat, Nordhausen a. H. (1909).
176. Kostrzewski, J., stud. phil., Köpenick, Spreestr. 1 III (1911).
177. Krause, Hans, Dr., Oberlehrer, Döbeln (Sachsen), Thieleстr. 6 (1909).
178. Krause, Paul Gust., Prof., Landesgeologe, Berlin, Invalidenstr. 44 (1909).
179. Krauth, Prof. Dr., Erfurt, Klingenstr. 3 (1910).
180. Krehan, Rechnungsamtmann, Buttstädt (S.-Weimar) (1910).
181. Kreis Ruppin, Neuruppin (1912).
182. Kreismuseum, Hadersleben (Schleswig) (1910).
183. Kreismuseum, Oberharzer, Zellerfeld (1909).
184. Krieg, Amtsgerichtsrat, Sangerhausen, Gr. Scharrnstr. 51/52 (1911).
185. * Kropp, Philipp, Jena, Forstweg 31 (1909).
186. Krüger, Georg, stud. phil., Halle a. S., Mühlgasse 1 I (1911).
187. Kümpel, C., Technikumslehrer, Hildburghausen (1910).
188. Kumm, Prof. Dr., Danzig, Westpreuß. Provinzial-Museum (1912).
189. Kunst- und Gewerbe-Museum, Städt., Dortmund (1912).

Digitized by Google

190. Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsverein für den Reg.-Bez. Coblenz, Coblenz (1912).
191. Kunze, H., Rentmeister, Naumburg a. S., Weißenfelserstr. 41 II (1909).
192. Lampe, W., Lehrer, Harriehausen bei Gandersheim (1910).
193. Landes- und Stadtbibliothek, Düsseldorf (1909).
194. Landesdirektorium, Hannover (1909).
195. Landesmuseum, Schweizerisches, Zürich (1909).
196. Landesverein, Hannoverischer, für Vorgeschichte, Hannover (1910).
197. Langer, Franz, Oberpostassistent, Waidmannslust b. Berlin, Kurhausstr. 15 (1913).
198. * Langerhans, Wilhelm, Landgerichtsrat, Berlin W. 15, Kaiser-Allee 221 (1909).
199. Langhans, Paul, Professor, Gotha (1912).
200. * Lehmann-Haupt, Carl Fr., Univ.-Prof., Dr., Liverpool, Abercromby Square 26 (1909).
201. * Lemcke, Hugo, Geh. Rat, Prof. Dr., Vorst. d. Gesellschaft f. Pommerische Geschichte, Stettin, Pölitzerstr. 8 (1909).
202. Lichtenberg, Reinhold, Freih. v., Prof. Dr., Berlin-Südende, Mittelstr. 15a (1912).
203. * Lienau, M. M., Abt.-Vorstand am Museum, Lüneburg, Hot. Schießgraben (1909).
204. Liliendahl, F., Kommerzienrat, Neudietendorf b. Erfurt (1910).
205. Limmer, F., Privatdozent Dr., Braunschweig, Kaiser Wilhelmstr. 68 III (1911).
206. Lindau, Gustav, Prof. Dr., Kustos am Kgl. botan. Museum, Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 3 (1911).
207. Lissauer, Fritz, stud. phil., Berlin W., Goltzstr. 38 (1911).
208. Lorentzen, A., Dr. med., Gevelsberg i. W. (1911).
209. Lüders, Dr. med., prakt. Arzt, Neustadt b. P., Kr. Neutomischel (1909).
210. Lühmann, H., Prof., Oberlehrer, Braunschweig, Riddagshäuser Weg 29 p. (1909).
211. Lütcke, Heinr., Dr. phil., Charlottenburg, Bismarckstr. 63 (1909).
212. Macchioro, V., Prof. Dr., Inspektor des Kgl. Museums, Neapel, Via Cirillo 8 Museo Nazionale (1912).
213. Magistrat der Ref.-Stadt Hannover, Hannover (1909).
214. Magistrat der Stadt Kottbus, Kottbus (1909).
215. * Malachowski, Frau Reg.-Baumeister, Charlottenburg, Lietzenseeufer 11 (1909).
216. Malfer, V., Dr., Gries b. Bozen, Tirol, Villa Mignon (1912).
217. * Martin, J., Mus.-Dir. Prof. Dr., Oldenburg (Großh.) (1909).
218. Marx, Dipl.-Ingenieur, Coblenz (1911).
219. Massenbach, Frh. von, Geh. Reg.-Rat, vortr. Rat im Landw. Minist., Berlin-Wilmersdorf, Xantenerstr. 4 II (1909).
220. Matern, Erich, Dr. med., prakt. Arzt, Berlin NW., Turmstr. 66 (1909).
221. Matern, Julius, Rentier, Charlottenburg, Schlüterstr. 61 (1912).
222. Mauritz, A., Dr., Brauereidirektor, Dortmund, Prinz Friedrich Karlstr. 39 (1912).
223. Mente, Kantor, Lüchow, Hannover (1909).
224. Merzdorf, Woldemar Artur, Oberstabsarzt, Borna (Sa.) (1912).
225. Meyer, Major und Ingenieuroffizier am Platz, Helgoland (1909).
226. Meyer, C. H., Fabrikbesitzer, Bergen b. Celle (1909).
227. Michaelis, Georg, Professor Dr., Berlin W. 15, Knesebeckstr. 44 (1909).
228. Michaelsen, Regierungsbaumeister, Frankfurt a. M., Leerbachstr. 78 I (1909).
229. * Mielke, Robert, Zeichenlehrer, Berlin-Halensee, Karlsruher Str. 27 (1909).
230. Milleker, Felix, Musealkustos, Werschetz (Ungarn) (1909).
231. Miske, Kalman, Freih. von, Köszeg (Günz) (Ungarn) (1909).
232. Mitzky, Dora, Dr. phil., Graz (1911).
233. * Möller, Armin, Museumskustos, Weimar, Städt. Museum (1909).

Digitized by Google

234. Mötefindt, Hugo, stud. archaeol., Münster i. W., Maximilianstr. 11 (1909).
235. Mogk, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Grimmaischestr. 32 (1909).
236. Mohrmann, Prof. a. d. technischen Hochschule, Hannover, Herrenhäuser Kirchweg 17 (1909).
237. Morgenstern-Museum, Städtisches, Geestemünde (1909).
238. Moser, L. Karl, Prof. Dr., Triest, Via R.-Maña 20 (1911).
239. Much, Rud., Univ.-Prof. Dr., Wien, Penzingerstr. 82 (1910).
240. Mühlke, K., Geh. Baurat, Berlin W. 62, Lutherstr. 18 II (1909).
241. Müller-Brandenburg, H., Schriftsteller, Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 15/16 (1912).
242. Müller-Brauel, Hans, Schriftsteller, Zeven, Haus Sachsenheim (1909).
243. Müller v. Hausen, Ludwig, Charlottenburg, Kantstr. 125 II (1912).
244. Museenvereinigung f. vorgeschichtl. Landesforschung i. d. P. Hannover (1909).
245. Museum, Bergens, Bergen (Norwegen) (1909).
246. Museum, Städtisches, Braunschweig, Steintorwall 14 (1909).
247. Museum, f. Heimatliche Geschichte und Altertumskunde der Provinz Sachsen, Halle a. S., Domstr. 5 (1909).
248. Museum, Historisches, des Staates, Helsingfors (Finnland) (1909).
249. Museum, Schleswig-Holstein., Vaterl. Altertümer, Kiel (1909).
250. Museum, Prähist., Köln a. Rh. (Bayenturm).
251. Museum, Städtisches, für Völkerkunde, Leipzig (1909).
252. Museum, für Natur- und Heimatkunde, Magdeburg (1909).
253. Museum, Szekely Nemzety, Sepsi-Szent-György (Ungarn) (1909).
254. Museum, Stavanger, Stavanger (Norwegen) (1910).
255. Museum, Kgl., f. vaterl. Altertümer, Stuttgart (1911).
256. Museum, Tönsberg, Tönsberg (Norwegen) (1911).
257. Museumsgesellschaft, Teplitz-Schönau (Böhmen) (1910).
258. Museums- und Geschichtsverein, Uckermärkischer, Prenzlau (1911).
259. Museumsverein Goslar, Goslar (1909).
260. Museumsverein Harburg (Elbe) (1909).
261. Museumsverein f. d. Fürstentum Lüneburg, Lüneburg (1909).
262. Museumsverein f. d. Reg.-Bez. Osnabrück, Osnabrück (1909).
263. Museumsverein Pettau, Pettau, Steiermark (1909).
264. Museumsverein, Altmärkischer, Stendal (1909).
265. Näbe, F. Max, Kaufmann, Leipzig-Gohlis, Cöthenerstr. 64 III (1909).
266. Nationalmuseum, Kopenhagen (1909).
267. Neuhaus, Joh., Dr., Lektor an der Universität, Berlin NO. 43, Meyerbeerstr. 13 (1912).
268. Niedner, Felix, Prof. Dr., Charlottenburg, Schloßstr. 23 (1910).
269. Obermaier, Hugo, Prof. Dr., Paris V, 195, Rue Saint Jacques (1909).
270. Obst, Kurt, Kaufmann, Posen, Talstr. 2 (1913).
271. Olbricht, Konrad, Dr., Geologe, Lüneburg i. Hannover (1909).
272. Olshausen, Otto, Prof. Dr., Berlin W. 50, Kulmbacherstr. 7 (1909).
273. Osborne, Wilh., Rentier, München, Kaulbachstr. 93 (1909).
274. Paape, Konrad, Dr. Prof., Berlin-Schöneberg, Meiningerstr. 3 (1909).
275. Pätzold, Alfred, Prof. Dr., Charlottenburg, Kirchplatz 6 I (1913).
276. Palliardi, K. K. Notar, Mährisch-Budwitz (Mähren) (1910).
277. Panzer, Friedrich, Dr., Akademieprofessor, Frankfurt a. M., Grillparzerstr. 90 (1913).
278. *Peiser, Felix, Univ.-Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Goltz-Allee 11 (1909).

Digitized by Google

279. Peschel, E., Lehrer, Nünchritz, Bez. Dresden (1910).
280. Pfau, C., Prof. Dr., Rochlitz (Sachsen) (1909).
281. Pfeiffer, Ludwig, Geh. Medizinalrat Dr., Weimar (1909).
282. Plettke, Alfred, cand. phil., Charlottenburg, Pestalozzistr. 101 III (1911).
283. Polenski, Erich, Berlin C. 19, Scharrenstr. 16 (1913).
284. Polthier, O., Professor, Wittstock (Dosse) (1909).
285. Preuß, Eugen, Bankier, Berlin NW., Flensburgerstr. 2 (1909).
286. Preysing, H., Prof. Dr., Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 77 (1912).
287. Provinzialmuseum, Westpreußisches, Danzig (1912).
288. Provinzialmuseum, Hannover (1909).
289. Puydt, Marcel de, Lüttich (Belgien), Boulevard de la Sauvenière 116 (1911).
290. *Rademacher, Carl, Rektor, Vorst. d. prähist. Mus., Köln, Mainzerstr. 34 (1909).
291. Ratig, Wilhelm, Rendant, Perleberg (1909).
292. Rauch, W., Inspektor, Helmsdorf, Mansf. Seekreis (1909).
293. Rehlen, W., Magistratsrat, Nürnberg (1909).
294. *Reimers, J., Mus.-Dir. a. D. Dr., Charlottenburg, Lietzenseeufer 8 (1909).
295. Reinecke, Adolf, Schriftsteller, Berlin-Zehlendorf, Landhaus Eichenhof (1912).
296. Reischel, G., Prof. Dr., Hannover, Ifflandstr. 11 (1909).
297. Reiß, Eugen, Privatier, Berlin, Lindenstr. 112 (1909).
298. Reitzenstein, Ferd., Freih. von, Vorstand der Ethnol. Abt. d. Hygiene-Museums, Dresden-N., Hauptstr. 34 (1911).
299. Reventlow, Ernst Graf zu, Charlottenburg, Dernburgstraße 4 (1913).
300. Richter, Johannes, Dr., Museumsassistent, Posen, Kaiser Friedrich-Museum (1912).
301. Rieken, Käthe, Frau Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 72 (1909).
302. Riemschneider, Buchdruckereibesitzer, Hannover, Knochenhauerstr. (1909).
303. *Rimpau, Rittergutsbesitzer, Anderbeck, Kr. Oschersleben (1909).
304. Römer-Museum, Hildesheim (1909).
305. Römstedt, Präzeptor, Bergen b. Celle (1909).
306. Roggenkamp, Hans, Turnlehrer, Eschwege (1909).
307. Rose, von, Amtsrichter, Bruchhausen, Kr. Hoya (1912).
308. Roß, B., Hochschulprofessor, Hannover, Geibelstr. 25 (1909).
309. Roßbach, Gustav, Dr. med., Lichtenfels (1909).
310. Roth, Herm., cand. phil., Spandau, Evang. Johannisstift Melanchthonhaus (1912).
311. Richardt, G., Rittergutsbesitzer, Schackenhof b. Bischofswerda (1910).
312. Ruhfus, Buchdruckereibesitzer, Dortmund, Ardeystr. 5 (1912).
313. Rutot, A., Conservateur, Brüssel, Rue de la Loi 177 (1909).
314. Sammlung, Städtische naturwissensch., Chemnitz (König Albert-Museum) (1909).
315. Sammlungen, Großherzogl. Badische, Karlsruhe, Baden (1909).
316. Sartori, Professor, Dortmund, Ardeystr. 29 (1912).
317. Scheffler, Franz, Gymn.-Lehrer, Freienwalde a. Oder (1911).
318. Scheidemandel, Dr. med., Hofrat, Nürnberg (1909).
319. Schelzig, Elisabeth, Hermsdorf (Mark), Schulenburgstr. 2 (1909).
320. Schemann, Ludwig, Prof. Dr., Freiburg i. B., Maximilianstr. 22 (1910).
321. Schetelig, Haakon, Dr., Museumskonservator, Bergen (Norwegen), Bergens Museum (1909).
322. Scheubel, Professor, Aachen, Krefelderstr. 3 (1911).
323. Schick, Pfarrer, Queckborn (Oberhessen) (1913).
324. Schirmer, Major, Metz, Parkstr. 17 (1911).
325. *Schliz, Alfred, Dr. med., Hofrat, Heilbronn (1909).
326. Schmidt, Dr. med., Oberarzt, Städt. Anstalten, Wuhlgarten bei Berlin (1910).

Digitized by Google

327. Schmidt, Heinrich, Dr., Univ.-Prof., Kolozsvar (Klausenburg) (Ungarn), Kossuthgasse 51 (1909).
328. Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Löbau i. S., Eichelg. 1 (1909).
329. Schmidt, Rob. R., Dr., Privatdozent, Tübingen, Geolog. Institut (1909).
330. Schmorl, Justiz-Rat, Oschatz (Sachsen) (1911).
331. Schnittger, Bror, Dr., Dozent u. Museumsassistent, Stockholm 15, National-Museum (1909).
332. Schott, Peter, Bürgermeister, Knittelsheim (Rheinpfalz) (1911).
333. Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Dornburg a. S. (1909).
334. Schröder, Edward, Geh.-R., Univ.-Prof. Dr., Göttingen (1909).
335. Schröder, H., Landesgeologe, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44 (1909).
336. Schubandt, A., Privatlehrer, Burg bei Magdeburg (1909).
337. * Schultze, M., Prediger, Fahrenwalde bei Brüssow (1909).
338. Schulz, Franz, Hüttendirektor, Lünen (Westfalen) (1912).
339. Schulz, Walther, Dr. phil., Volontär am Prov.-Museum, Halle a. S., Wilhelmstr. 19 (1909).
340. * Schulze-Veltrup, Prof. Dr., Berlin NW. 23, Schleswig-Ufer 12 I (1909).
341. Schumann, Gottlieb, Erfurt, Regierungsstr. 39 (1910).
342. * Schuster, Georg, Archivrat Dr., Berlin-Halensee, Halberstädterstr. 2 (1909).
343. Schütte, Karl, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 48 (1909).
344. Schwantes, G., Lehrer, Hamburg, Brahmsallee 125 (1909).
345. Seelmann, Hans, Dr. med., Dessau, Kavalierstr. (1909).
346. * Seemann, Otto, Zahnarzt, Berlin, Schönhauser Allee 177 (1909).
347. * Seger, Hans, Prof. Dr., Privatdozent, Mus.-Dir., Breslau, Viktoriastr. 117 (1909).
348. Seibertz, Norbert, Referendar, Charlottenburg, Dahlmannstr. 6 (1913).
349. Sellmann, Lehrer, Mühlhausen i. Th. (1909).
350. Seminar, Deutsches, Hamburg I, Domstr. 9 (1911).
351. Seminar, Germanisches, der Universität, Berlin, Dorotheenstr. 80 (1911).
352. Siedentopf, Dr. med., Magdeburg (1909).
353. Sieglerschmidt, Prof. Dr., Berlin-Groß-Lichterfelde, W., Steinäckerstr. 26 (1912).
354. * Sieglin, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Zehlendorf-West, Alsenstr. 137 (1909).
355. Sievert, Heinrich, Gutsbesitzer, Schwanebeck, Kr. Oschersleben (1909).
356. Siret, Luis, Ingenieur, Cuevas de Vera, Prov. Almeria, Spanien (1909).
357. * Snethlage, Ernst, Sekretär, Berlin NW., Quitzowstr. 123 (1909).
358. Solger, Friedrich, Univ.-Prof. Dr., Peking (China) (1909).
359. Spies, Landgerichtsrat, Coblenz, Bismarckstr. 23 (1911).
360. Stadtbibliothek, Hannover, Friedrichstr. 16 (1909).
361. Staffel, San.-Rat Dr., Chemnitz, Langestr. 19 (1909).
362. Stegemann, Pfarrer u. Kreisschulinspektor, Göritz b. Prenzlau (1912).
363. Stieda, L., Geh. R., Univ.-Prof. Dr., Gießen, Moltkestr. 16 (1909).
364. Stimming, R., prakt. Arzt, Gr.-Wusterwitz b. Brandenburg (1909).
365. Stolzing-Cerny, Schriftsteller, Berlin SW., Kleinbeerenstr. 27 (1912).
366. Strantz, Kurt v., Reg.-Rat, Berlin-Wilmersdorf, Holsteinische Str. 34 (1912).
367. Streitberg, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., München, Isabellastr. 31 II (1909).
368. Strohmeyer, Oberturnlehrer, Dortmund, Cappenbergerstr. 44 (1912).
369. Tallgren, A. M., Magister phil., Helsingfors (Finnland), Histor. Museum des Staates (1909).
370. Tatarinoff, E., Prof. Dr., Direktor d. Hist. Museums, Solothurn (Schweiz) (1909).
371. Tegtmeyer, Dr., Lichte bei Wallendorf (S.-Meiningen) (1912).

Digitized by Google

372. Telle, Dr., Korpsstabsapotheker, Leipzig-Gohlis, Wilhelmstr. 9 II (1912).
373. Teutsch, Julius, Mus.-Vorstand, Kronstadt-Brassо (Siebenbürgen), Roßmarkt 4 (1909).
374. Thomas, Ronald, Dresden, Europäischer Hof (1912).
375. Trautmann, Univ.-Prof. Dr., Moritz, Bonn a. Rh. (1912).
376. Troitzsch, Reinhard, Lehrer, Berlin N. 28, Gransеerstr. 7 (1909).
377. Tschilingirow, Anastas, Dr., Kustos am National-Museum zu Sofia (Bulgarien) (1912).
378. Universitätsbibliothek, Großherzogl., Gießen (1911).
379. Universitätsbibliothek, Königliche, Greifswald (1909).
380. Universitätsbibliothek, Königliche, Tübingen (1909).
381. Vater, Lehrer, Schkeuditz b. Halle a. S. (1910).
382. Verein für Geschichte und Altertümer, Stade (1909).
383. Verein für Geschichte und Altertum in Bernburg (1911).
384. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Erfurt (1909).
385. Verein für Heimatkunde, Kottbus, Gymnasialstr. 8 (1909).
386. Verein für Heimatkunde für den Kreis Lebus, Müncheberg (Mark) (1909).
387. Verein für Heimatpflege und Altertumskunde im Kreise Neuwied, Anschrift: Herrn Felix Arendt, Neuwied.
388. Verein, Historischer von Obb., München, Anschrift: Dr. F. Weber, Oberamtsrichter a. D., Wiedemayerstr. 1/3.
389. Vorwerg, Hauptmann a. D., Warmbrunn (1909).
390. Waase, Karl, Rektor, Rheinsberg (Mark) (1909).
391. Wahle, Ernst, stud. hist., Heidelberg, Zwingerstr. 7 (1909).
392. * Walter, E., Prof. Dr., Stettin, Birken-Allee 8 b (1909).
393. Walther, Heinrich, Dr., Landwirtschaftslehrer, Chemnitz, Lotharstr. 9 II (1909).
394. Walther, Max, Architekt, Berlin-Friedenau, Taunusstr. 3 II (1909).
395. Weise, Julius, Prof. Dr., Amalienau b. Königsberg i. Pr., Harbrückerstr. 12 (1909).
396. Wels, Postassistent, Friesack (Mark) (1910).
397. Welter, Timotheus, Kaiserl. Notar, Metz, Priesterstr. 17 (1909).
398. Wernert, Paul, stud. rer. nat., Straßburg i. Elsaß, Vogesenstr. 9 (1909).
399. Wiegand, Karl, Zollassistent, Leipzig, Gustav Adolfstr. 42 III (1909).
400. Wilcke, Max, Dr., k. Kreisschulinspektor, Zeitz (1909).
401. * Wilke, Georg, Dr., Generalarzt, Leipzig, Schönhauser Str. 19 (1909).
402. Wilser, Ludwig, Dr., Heidelberg (1911).
403. Winckler, Albert, stud. hist., Charlottenburg, Pestalozzistr. 51a (1909).
404. Winkelmann, Fr., Dr., Eichstätt (Bayern) (1911).
405. Witz, Oberleutnant, Ingolstadt, k. bayer. Hauptlaboratorium (1911).
406. Wolff, Kgl. Distriktskommissar, Silehne (1909).
407. Wolff, Karl Felix, Schriftsteller, Bozen, Brieffach 78 (1909).
408. Wolfram, Ober-Rentmeister, Schloß Cappenberg bei Lünen (Westf.) (1912).
409. Wossidlo, Rich., Prof. Dr., Waren (Mecl.) (1909).
410. Wüst, Ewald, Univ.-Prof. Dr., Kiel (1909).
411. Wurzer, Major a. D., Kitzingen a. M. (1911).
412. Zechlin, Konrad, Mus.-Konservator, Salzwedel (1909).
413. Zeitung, Rheinisch-Westfälische, Essen (Ruhr), Theaterplatz 8 (1912).
414. * Zschiesche, Paul, Geh. San.-Rat Dr., Erfurt, Walkmühlstr. 6 (1909).
415. Zschiesche, Amtsrichter, Kölleda, Thüringen (1910).

416. Altertumsverein zu Plauen (Voigtl.); Anschrift: Dr. Dorsch (1913).

Digitized by Google

I.

Bericht über die vierte Tagung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte.

Dortmund, 31. Juli bis 4. August 1912.

1. Äußerer Verlauf

unter Mitwirkung von A. Baum, E. Snethlage und Wolfram beschrieben von G. Kossinna.

Mittwoch, den 31. Juli 1912.

Von 4 Uhr ab war das Büro im alten Rathause geöffnet zur Empfangnahme der Anmeldungen und Ausgabe der Karten, sowie des Abzeichens, einer schmucken Nadel, deren Emailkopf das Dortmunder Wappen zeigt, den alten deutschen Reichsadler, schwarz in weißem Schilde.

Nachmittags 5 Uhr war Vorstands- und Ausschußsitzung im alten Rathause.

Es nahmen teil:

Vom Vorstand:

1. Vorsitzender Univ.-Professor Kossinna-Berlin.
2. Vorsitzender Geheimrat Professor Bezzenberger-Königsberg i. Pr.
1. Schriftführer Sekretär Snethlage-Berlin.

Vom Ausschuß:

Geheimrat Professor Bracht-Dresden.
Rentier Busse-Woltersdorf.
Rektor und Museumsvorsteher Rademacher-Köln.

Als Vertreter des Ortsausschusses:

Museumsdirektor Baum-Dortmund.

In der Vorstandssitzung wurde beschlossen, folgende Anträge in der anschließenden Ausschußsitzung zu stellen:

1. Druck des Mannus in Bruchschrift,
2. Antrag Bezzenberger, die Tagung nur alle zwei Jahre vorzunehmen.

Digitized by Google

In der Ausschußsitzung unter Vorsitz des 1. Vorsitzenden Professor Kossinna wurde vom Vorsitzenden der Antrag eingebracht, den Mannus künftig in Bruchschrift (Fraktur) drucken zu lassen, und in sechs Punkten begründet:

Die deutsche Schrift ist

1. leichter lesbar und dem Auge zuträglicher ihrer leichter kenntlichen, klareren Wortbilder halber, die durch die vielen Ober-, Unter- und Ganzlängen ihrer Buchstaben sehr deutlich sich abheben. Im Druck ist jedes Wort in sich enger geschlossen und gibt daher ein übersichtlicheres Bild: es kommen 9 Zeilen Bruch- auf 10 Zeilen Altschrift (Antiqua).

2. den Eigentümlichkeiten der deutschen Sprache besser angepaßt (vgl. ſ, ß, s).

3. unbegrenzt entwicklungsfähig, während die Antiqua versteinert und tot ist.

4. schöner, charakteristischer, nicht nur charakteristisch deutsch, sondern auch charakteristisch allgermanisch. Der Schwede Dr. Karl Rundbeck in Arnäsholm sieht im Aufgeben der germanischen Frakturschrift in Schweden eine der Ursachen der Entfremdung des schwedischen Volkes von seiner alten schwedischen Eigenart und des Sinkens des Geschmackes". Die germanische Bruchschrift entstand im 10. Jahrhundert und verbreitete sich bei allen Germanen und germanisch durchsetzten oder von germanischer Oberschicht beherrschten Völkern, geradeso wie später der nicht etwa nur nordfränkische (fälschlich französisch genannte), sondern allgemein germanische Stil der „Gotik". Erst als mit dem Einsetzen des Humanismus ungermanische Kräfte ihre Bestrebungen hochbrachten, wurde die karolingische Antiqua künstlich wieder eingeführt. Doch hat gleichzeitig unser großer Albrecht Dürer an ihrer Weiterbildung mitgewirkt und Goethe hat die deutsche Schrift und die Gotik als gleiche bewundernswürdige „Offenbarungen deutschen Gemütes" gepriesen.

5. im Auslande überall wohl bekannt, wie man sich aus jeder ausländischen Zeitung oder aus den Titelblättern ausländischer fremdsprachiger Bücher überzeugen kann. Für Deutschsprachliches wird, wie in zahlreichen Fällen immer wieder bekannt geworden ist, die Bruchschrift von den Ausländern entschieden bevorzugt, weil in ihr auch für Ausländer das Deutsche ungleich leichter lesbar ist, als in Antiqua.

6. nach allen diesen Erwägungen ein schützendes Bollwerk unseres Volkstums im In- wie im Auslande und daher auch in unseren streng wissenschaftlichen Zeitschriften überall wieder einzuführen.

Bracht machte darauf aufmerksam, daß die Majuskeln nicht zu groß sein dürfen. Auch weisen manche Frakturalphabete häßliche und unkünstlerische Formen auf.

Digitized by Google

Bezzenberger hob hervor, daß in Wien Vorlageblätter für deutsche Bruchschrift gedruckt sind.

Kossinna wird beauftragt, für den Mannus eine geeignete Bruchschrift auszuwählen.

2. Vorschlag Bezzenbergers, daß die Tagungen künftig nur alle 2 Jahre stattfinden sollen. Die archäologischen Kongresse häufen sich zu sehr; 1912 z. B. allein 6 derartige Kongresse.

Rademacher macht die Mitteilung, daß die Anthropologische Gesellschaft in Köln im August nächsten Jahres zur Feier ihres zehnjährigen Bestehens in Köln einen internationalen Kongreß veranstalten wolle. Er sei beauftragt, die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte aufzufordern, auch ihrerseits die Tagung zur selben Zeit in Gemeinschaft mit der Anthropologischen Gesellschaft abzuhalten. Er überbringe die Einladung des Oberbürgermeisters von Köln und bitte um Zustimmung.

Bezzenberger: Sein Vorschlag eines Zwischenraumes von 2 Jahren beziehe sich im allgemeinen auf die Handhabung in künftigen Jahren. Nach der Mitteilung Rademachers brauche er nicht schon auf das nächste Jahr Anwendung zu finden.

Busse meint, vielen deutschen Prähistorikern sei eine jährliche Tagung vielleicht doch erwünscht, und es sei daher ein Nachteil für die Gesellschaft zu erwarten, wenn sie ihre Hauptversammlungen in längeren Zwischenräumen abhielte.

Kossinna zerstreut diese Befürchtungen mit dem Hinweis auf die stetig wachsende Zahl der Mitglieder.

Bezzenberger glaubt, daß die Deutsche Anthropologische Gesellschaft dem hier gegebenen Beispiel wohl folgen werde. Es mache sich eine allgemeine Kongreßmüdigkeit wegen der Überfülle der Kongresse geltend.

Der Vorsitzende bringt die Einladung des Oberbürgermeisters von Köln, die nächste Tagung dort abzuhalten und den Vorschlag Bezzenbergers, künftig nur alle zwei Jahre zu tagen, zur Abstimmung. Beides wird einstimmig angenommen.

Als Kassenrevisor wird Museumsdirektor Baum-Dortmund gewählt.

Nachmittags um 6 Uhr wurden unter Führung des Museumsdirektors Baum die vor- und frühgeschichtlichen Sammlungen im Kunst- und Gewerbemuseum besichtigt. Abends vereinigten sich die inzwischen eingetroffenen Teilnehmer zu einem gemütlichen Beisammensein im Kasino.

Donnerstag, den 1. August.

Morgens 9 Uhr fand im Saale des alten Rathauses zunächst die eigentliche Begrüßungsfeier statt.

Digitized by Google

Herr Universitätsprofessor Dr. Kossinna-Berlin eröffnete die sehr gut besuchte Tagung.

Herr Regierungspräsident v. Bake, Arnsberg, hielt darauf folgende Begrüßungsansprache:

„Meine Damen und Herren! Es ist mir eine besondere Freude, an Ihrer heutigen Tagung teilzunehmen und Sie namens der Staatsregierung begrüßen zu dürfen. Gerade die Ziele, die sich Ihre Gesellschaft gesteckt hat, sind nach meiner Ansicht besonders anerkennenswert. Sie will der Vorgeschichte, namentlich des germanischen Volkes, nachgehen und will feststellen, welch ungeheuren Einfluß dieses Volk in den verschiedenen Zeitaltern auf die Weltgeschichte gehabt hat und wie der Wahn, daß die alten Germanen die größten Barbaren gewesen wären, durchaus falsch ist. Es ist schon oft gesagt worden, daß wir Deutschen mehr Interesse für Fremdländisches hätten, als für unser eigenes Volk, und es soll gerade in bezug auf die archäologischen Forschungen betont werden, daß das Fremdländische viel mehr Eindruck zu machen schien, als das Einheimische. An sich soll man ja sagen: das eine tun und das andere nicht lassen! Aber die Beschäftigung mit dem germanischen Volke, was es der Weltgeschichte gewesen ist, ist ein Tun, das meines Erachtens stets für uns an erster Stelle stehen muß, und wenn Ihre Gesellschaft dieses so vortrefflich an die erste Stelle gerückt hat, ist das mit Freuden zu begrüßen. Deshalb möchte ich Sie mit besonderer Genugtuung namens der Königl. Regierung begrüßen und der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Verhandlungen der guten Sache die besten Dienste leisten werden."

Als Vertreter der Stadt Dortmund begrüßte hierauf Herr Bürgermeister Dr. Köttgen die Versammlung. Er führte aus:

„Da Herr Oberbürgermeister Dr. Eichhoff abwesend ist, ist mir die ehrenvolle Pflicht zugefallen, bei Ihrer heutigen Tagung die herzlichsten Willkommensgrüße der Stadt Dortmund zu übermitteln. Die Männer der Wissenschaft sind etwas seltener in Dortmund und deshalb freuen wir uns, daß die Vertreter der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte hier bei uns sind. Sie wollen im Lande der Kohlen und des Eisens arbeiten, rings um uns ist ein Kranz von Zechen und Hüttenwerken. Das heutige Dortmund würde nicht denkbar sein ohne Veränderung in der Geschichte der Mutter Erde. Wenn diese Steinkohlenvorräte aufgezehrt sein werden, dann wird unser Dortmund vor ganz neuen Daseinsbedingungen stehen. Unsere Stadt hat eine ungeheure Entwicklung erfahren. Im Jahre 1816 hatte sie nur 5000 Einwohner, 1870 bereits 45 000 und jetzt 230 000 Einwohner. Meinen sollte man, daß alle die geschichtlichen Entwicklungsvorgänge zu denken geben, aber es fehlt uns an der Zeit dazu in dem Hasten unserer Arbeit, in dem Lärm der Industriestadt und der Arbeit um das tägliche Brot. Darum freuen wir uns doppelt, daß wir durch Besuche aufmerksam gemacht werden. Meine

Digitized by Google

Herren, Ihre Arbeit ist Arbeit, die für uns geleistet wird. Wir hoffen, daß Sie sich bei uns wohl fühlen und häufiger zu uns zurückkehren.

Der Vertreter der westfälischen Wilhelms-Universität, Herr Professor Dr. Koepp, Münster, begrüßte die Versammlung im Auftrage des leider verhinderten Rektors der Universität und wünschte der Tagung gleichfalls einen guten Verlauf.

Im Namen des historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark begrüßte Herr Archivdirektor Professor Dr. Rübel, Dortmund, die Erschienenen. Er ging in kurzen Zügen auf die Entwicklung des Vereins ein, der nun etwa 40 Jahre bestehe. Er gab dem Wunsche für einen gedeihlichen Verlauf der Tagung Ausdruck, indem er damit den Dank verband, daß man hierher gekommen sei, um reiches und neues Material zu bringen.

Herr Universitätsprofessor Dr. Kossinna richtete hierauf folgende Worte an die Anwesenden:

„Indem ich für die liebenswürdigen Begrüßungsworte, die unserer Gesellschaft soeben gewidmet worden sind, allen hochverehrten Rednern den herzlichsten Dank der Gesellschaft ausspreche, tue ich dies in erster Linie und mit besonderer Freude gegenüber dem Herrn Vertreter der hohen Staatsregierung.

Wir haben bisher stets in Städten getagt, die zugleich Sitze einer Regierung waren, wie Hannover, Erfurt, Coblenz. Aber da unsere Tagung nun einmal in den Beginn der Zeit fällt, wo alles aus den Städten heraus aufs Land flieht, so mußten wir uns bisher begnügen mit schriftlicher Begrüßung von seiten der Staatsregierung oder mit Abordnung eines „nachgeordneten" Beauftragten.

Nun tagen wir jetzt zum ersten Male nicht in einer Regierungsstadt und haben nun gerade die hohe Ehre, den Herrn Regierungspräsidenten des Landes in unserer Mitte zu sehen und seine persönliche Begrüßung zu genießen. Dafür danken wir dem Herrn Regierungspräsidenten von Bake ganz besonders lebhaft. Er ist uns ja zudem nicht ganz fremd, mir persönlich wenigstens nicht, der ich schon im Dezember 1911 hier in Dortmund die Ehre hatte, sein Tischnachbar zu sein. Schon damals, bei der Einweihung des herrlichen neuen Stadtmuseums, hat der Herr Regierungspräsident durch sein Erscheinen und in seiner Ansprache beim Festessen die hohe nationale Bedeutung der Dinge anerkannt, die den Inhalt des Museums ausmachen, und dazu gehört ja vor allem die vorgeschichtliche Abteilung dieses Museums.

Die Staatsregierung hat außerhalb Berlins, also in den Provinzen, im allgemeinen weniger Berührungspunkte mit unserer Wissenschaft und mit den Praktikern unserer Wissenschaft, weit weniger als die Provinzialverwaltung. Aber darum ist es nicht minder notwendig, daß die Staatsregierung auch in den Provinzen von der hohen Bewertung überzeugt ist, die unserer Wissenschaft zukommt. Als eine kleine Aufmerksamkeit und als

Digitized by Google

Dank für die trefflichen Worte, die der Herr Regierungspräsident in vollem Verständnis unserer Bestrebungen hier gesprochen hat, erlaube ich mir, ihm die neueste Veröffentlichung unserer Gesellschaft zu überreichen, meine Schrift „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft". Wenn die Karte, die ich der Tagung gewidmet habe[1]), trotz ihres reichen Arbeitsinhalts manchem Teilnehmer der Tagung vielleicht gar zu wortkarg erscheint, so wird diese Schrift, von der ich auch den anderen Begrüßungsrednern je ein Exemplar überreiche, hoffentlich um so beredter auf weitere Kreise wirken.

Ich habe weiter dem Herrn Vertreter der gastlichen Stadt zu danken, in deren Mauern nicht nur, sondern in deren glänzenden Räumen auch sich unsere Tagung abspielen wird. Großes hat diese Stadt geleistet für das gesamte Kunstgewerbe und das Gewerbe überhaupt, wie für Heimatforschung im weitesten Sinne. Dazu gehört auch die heimische Vorgeschichte, sogar in erster Reihe. Anderwärts hat die Sorge für die Vorgeschichte die Provinz auf sich genommen, sowohl im Osten unseres Vaterlandes, z. B. in Posen, als in seiner Mitte: großartig neuerdings in den Provinzen Hannover und Sachsen. In Westfalen leider gar nicht. Da ist es doppelt hoch anzuerkennen, wenn statt der Provinzialverwaltungen die Großstädte einspringen und die unabweislichen und unaufschiebbaren nationalen Pflichten gegenüber der Vergangenheit des Landes erfüllen, so Köln für die Rheinprovinz und völlig ebenbürtig hiermit Dortmund für Westfalen. Wie sehr wir Vertreter der Vorgeschichte, wie sehr insonderheit unsere Gesellschaft für Vorgeschichte der Stadt Dortmund und ihrem erleuchteten Magistrat hierfür dankbar sind und wie hoch wir diese Leistung der Stadt anerkennen, dem habe ich schon am 16. Dezember vorigen Jahres Ausdruck geliehen bei der bereits erwähnten Einweihung des neuen Stadtmuseums. Ausführlich habe ich darüber in unserer Zeitschrift mich ausgelassen (Mannus IV, 130 ff.). An diesen Dank schließe ich eine Bitte und eine Mahnung. Das Reich des Herrn Direktors Baum ist, glaube ich, zu groß. Die Vorgeschichte des ganzen Landes, dieser so weit nach Nordosten ausgestreckten Provinz, ruht ganz auf den beiden Augen dieses einen Mannes. Wenn er auch von schier unverwüstlicher Arbeitskraft ist und von ebenso unverwüstlicher Lebenskraft, so wird er doch nicht ewig leben. Und mit Rücksicht hierauf sollte die Stadt ihm sobald als möglich Gehilfen stellen, und zwar für jede große Abteilung des Museums einen eigenen, wissenschaftlich durchgebildeten Arbeitsmann. Erst dann wird der Museumsdirektor selbst Zeit gewinnen, an dem in Dortmund aufgestapelten Reichtum von Altertum und Kunst durch Veröffentlichungen auch der aus-

[1]) Siedlungsgebiete der Germanen, Kelten und Illyrier in Nord- und Mitteldeutschland während der älteren Bronzezeit entworfen von Gustaf Kossinna. Der Vierten deutschen Tagung für Vorgeschichte gewidmet vom Verfasser. Gotha: Justus Perthes. Sonderabdruck aus der „Deutschen Erde" 1912, Heft 4/5, Tafel 14.

Digitized by Google

wärtigen Forschung den notwendigen Anteil zu gönnen. Erst dann wird er sein Lebenswerk als dauernd gesichert ansehen dürfen.

Eine besondere Ehre auch ist es für uns, daß die Westfälische Wilhelms-Universität uns eine Begrüßung durch einen besonderen Abgesandten zugedacht hat. Wir schätzen dies um so höher, als sie uns durch einen Mund ausgesprochen worden ist, aus dem, wie wir hoffen, am Schlusse der Tagung, bei unserem letzten Ausfluge noch reiche Belehrung uns fließen wird. Gerade der Vertreter der klassischen Archäologie in Münster ist uns ein willkommener Gast, denn hier in Westfalen spielt ja das Südeuropäisch-fremde, das Römische, während einiger Jahrzehnte in die Frühgeschichte dermaßen hinein, daß die Vorgeschichte mit diesen Dingen völlig verwächst. Wir freuen uns, daß einer der besten Vertreter der Römerforschung in Westdeutschland uns bereits hier am ersten Tage, und nicht erst am letzten in Haltern, den Gruß der Landesuniversität überbracht hat.

Endlich herzlichen Dank auch den Grußworten des hiesigen Geschichtsvereines. Ein großer deutscher Archäologe hat das Wort geprägt: „Die Vorgeschichte hat ihr höchstes Ziel erreicht, wenn sie zur Geschichte wird." Dieses Wort verkennt zwar das Wesen der Vorgeschichte erheblich, indem es die naturwissenschaftliche Seite unserer Wissenschaft außer acht läßt. Es bleibt aber wahr für die spätesten Zeiten der Vorgeschichte, die sich mit der Frühgeschichte berühren. Da gehen Geschichte und Vorgeschichte Hand in Hand. Die Frühgeschichte ist uns eine liebe Genossin und Freundin und wir empfinden daher aufrichtigste Freude, wenn ein so hervorragender Vertreter unserer Frühgeschichte wie Herr Professor Rübel es ist, uns den Gruß der Geschichtswissenschaft zuruft.

Hieran schloß sich der von fünfzig Lichtbildern begleitete Festvortrag des Vorsitzenden, Universitätsprofessor Dr. Kossinna: Westfälische Vorgeschichte.

Darauf hielt Museumsdirektor Baum, Dortmund, einen Vortrag mit Lichtbildern über: die Ausgrabungen im Römerlager zu Oberaden.

Es folgte sodann ein Rundgang durch die Sammlungen des städtischen Kunst- und Gewerbemuseums unter Führung des Museumsdirektors Baum und des Dezernenten Herrn Kgl. und Stadt-Baurat Kullrich, worauf sich die Teilnehmer zu einem Mittagsmahle im Ratskeller vereinigten.

In der Nachmittagssitzung sprach zunächst Herr Dr. Walther Schulz, Minden, über: „die germanische Kultur in Westfalen zu frühgeschichtlicher Zeit", darauf Herr Rektor Rademacher, Köln, über „die Bronzezeit am Niederrhein"; beide Vorträge wurden durch Lichtbilder erläutert.

An diese Reihe von Vorträgen schloß sich für einen Teil der Versamm-

Digitized by Google

lungsmitglieder die Besichtigung einiger Kirchen, während andere es vorzogen, einen Spaziergang durch den Kaiser Wilhelm-Hain zu machen.

Im Festsaale des alten Rathauses waren inzwischen große Vorbereitungen zu einem „Bierabend" getroffen. Die Stadt Dortmund hatte es sich nicht nehmen lassen, ihre Gäste aufs vornehmste zu bewirten, und so warteten die köstlichsten Leckerbissen und das herrlichste schäumende Bier auf die erschöpften Gelehrten, die sich dann auch nicht lange nötigen ließen und den gebotenen Genüssen lebhaft zusprachen. Die „Musikalische Gesellschaft" unter Leitung ihres Dirigenten, unseres Mitgliedes Herrn Kgl. Musikdirektors Holtschneider, trug durch eine Reihe musikalischer Vorträge zur Erhöhung der Stimmung bei und so wurden bei den verschiedensten Reden einige vergnügte Stunden verlebt. Die Begrüßungsrede an die Gesellschaft hielt der Stadtverordnetenvorsteher Herr Justizrat Pork, der dabei zugleich dem Vorsitzenden unserer Gesellschaft für die Winke zu weiterer Ausgestaltung der Dortmunder Museumsverwaltung dankte, die von der Stadtverwaltung gerne befolgt werden würden.

Professor Kossinnas Dankrede an die Stadt war wesentlich humoristisch gehalten; er führte etwa folgendes aus:

„„Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun" — und dann heißt es nachher in den Berichten: dieser wissenschaftliche Kongreß hat wieder eine erstaunliche Menge von Arbeit bewältigt. Nun, man kann nicht immerfort nur Wissenschaft treiben, man muß dazwischen auch einmal essen und trinken. Aber ein Unterschied ist dabei, wie es geschieht. Z. B. bei den französischen Kongressen wird unausgesetzt gemeinschaftlich „diniert" und „soupiert", nie aber wird da gemeinschaftlich gekneipt. Der Deutsche steht eben einzig da als „Ritter von der Gemütlichkeit" und das dankt er seinem Humor, dieser goldenen Himmelsgabe, die er als Gegengewicht mitbekommen hat gegen den ihm auch eigenen Hang zu selbstquälerischer Grübelei.

Aber ist es denn hier in Westfalen auch wirklich so gemütlich? Unsere Altvordern — es ist noch gar nicht lange her — glaubten nicht recht daran. Ein altes niederdeutsches Sprichwort rühmt von Westfalen folgende vier Dinge: lange Meilen; böse Herberge; grob Brot; dünn Bier. Diese vier Dinge gebe es überall in Westfalen, „wenn Du nit lowen willt, sonde lope onna to besien;" also: wers nicht glaubt, geh hin und seh!

Nun, wir sind hierhergekommen, um zu sehen, ob unsere niedersächsischen Altvordern recht haben. Also erstens lange Meilen, d. h. endlose Wege für den Wanderer, ohne daß er einen Menschen oder ein Haus antrifft. Soll damit etwa das gewaltigste Eisenbahnnetz der Welt gemeint sein, das im westfälischen Kohlenrevier sich befindet? Offenbar nicht! Vielleicht aber beziehen sich die langen Meilen nur auf das Münsterland? Doch das weiß ich nicht.

Digitized by Google

Dann die böse Herberg: auch da scheinen unsere Altvordern sich arg vergallopiert zu haben. Ich wenigstens habe in Dortmund, wo ich stets im Römischen Kaiser abgestiegen bin, nie klagen können. Aber vielleicht ist wieder das Münsterland gemeint; doch wie es da aussieht, weiß ich auch für diesen Punkt nicht.

Drittens grob Brot: das ist der einzige Punkt, der auch heute noch zutrifft und für ganz Westfalen zutrifft. Dies grob Brot ist mittlerweile so berühmt geworden, daß wir in Berlin eine ganze Anzahl Fabriken „echt westfälischen Pumpernickels" besitzen. Echt westfälisch ist dabei aber höchstens der Name des Fabrikanten.

Endlich das Dünnbier: nun wie dünn das westfälische, besonders das Dortmunder Bier ist, davon haben sich gestern abend schon einige unserer Mitglieder zu ihrer Überraschung überzeugen müssen. Ich möchte nur wünschen, daß das heutige „Dünnbier" sich wirklich als solches erweist — hoffentlich hat die hohe Stadtverwaltung wenigstens dafür gesorgt, daß in die Gläser der Herren, die morgen noch Vorträge zu halten haben, etwas Wasser zugespritzt wird.

Ich glaube, Sie sind alle mit mir einverstanden darin, daß jenes alte Sprichwort über Westfalen nicht mehr ganz zeitgemäß ist, wenigstens soweit es sich um das Land südlich der Lippe handelt. Wem verdankt es nun Westfalen, daß jetzt ein so günstiger Ruf von ihm die Welt erfüllt? Dem Industriegebiet und vor allem seinem Mittelpunkt, dem „fasten Dörpen". Hier findet sich nichts von der kargen, nicht bloß wortkargen Zurückhaltung des Nordwestfalen, hier ist schon viel von den Sitten des Rheinlandes anzutreffen, von seiner emsigen Schaffenskraft und Schaffenslust, von seiner heiteren Lebensfreude. Und doch ist hier auch noch alles echt westfälisch: wir sind hier eingetaucht in ein Meer ruhiger Behaglichkeit und von altgermanischer Urgemütlichkeit, wie sie dem raschen Rheinländer doch nicht so eigen ist.

Das macht den Aufenthalt gerade in Dortmund so traulich. Ich brauche das nicht erst heute zu erfahren, denn ich habe schon in meinen Studentenjahren oft mehrere Monate hintereinander in Dortmund geweilt und habe die Stadt wachsen und wachsen gesehen. Aber trotz aller Veränderungen, das Eine blieb immer dasselbe: die Urgemütlichkeit. Darum dankt unsere Gesellschaft dem Magistrat der Stadt Dortmund von ganzem Herzen dafür, daß sie diesmal hier tagen darf, daß die Stadt Dortmund so viel geleistet hat zur Verschönerung dieser Tagung und daß wir heute so urgemütlich hier zusammen sein können.

Ich schließe mit einem Reimwort, das zwar etwas spöttisch klingt, das ich aber hier ganz ernsthaft anwenden möchte: „Westfalens schönste Ecke ist Dortmund an der Leckenbecke." Mein Hoch gilt der für Wissenschaft und Kunst so freigebigen Stadt Dortmund!"

Große Heiterkeit erregte die Verlesung der von den Jüngern der Vorgeschichte wie immer witzig und humorvoll abgefaßten Bierzeitung,

Digitized by Google

die von Herrn W. Schulz wahrhaft künstlerisch und gleichzeitig humorvoll mit „Textabbildungen und Tafeln" versehen worden war. Als Proben mögen zwei kleine Stücke daraus mitgeteilt werden:

1. Einen höchst interessanten Einblick in das Familienleben der alten Nordindogermanen verdanken wir einem angesehenen Archäologen. Er fand nämlich im Steinkreis eines Megalithgrabes Einzelgräber und erkannte sie sofort als die Gräber der Dienstboten der im Hauptgrab bestatteten fürstlichen Familie. — Wer beschreibt nun das freudige Erstaunen des Gelehrten, als sich die Beigaben der Einzelgräber als slawisch herausstellten! Hatte er doch den Beweis in Händen, daß die alten Nordindogermanen bereits — Spreewaldammen hatten.

2. Was ist komisch? — Komisch ist, wenn eine runde Köhlerhütte beim Ausgraben ein viereckiges Haus wird, und wenn ein viereckiges Einküchenhaus rund abgelehnt wird.

Freitag, den 2. August.

Um $8^1/_2$ Uhr fand die Geschäftssitzung statt.

Der 1. Vorsitzende Professor Kossinna gab den Geschäftsbericht, wobei er die erfreuliche Mitteilung machte, daß die Zahl der Mitglieder 400 überstiegen habe.

Dann gab er bekannt, daß die Stadt Köln die Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte einlade, 1913 die Tagung in Köln abzuhalten.

Professor Bezzenberger bespricht seinen Antrag, künftig nur alle 2 Jahre eine Tagung abzuhalten.

Es folgte der Kassenbericht des Schatzmeisters Snethlage-Berlin, dem Entlastung erteilt wurde.

Professor Bezzenberger dankt dem 1. Vorsitzenden Professor Kossinna für seine aufopfernde Tätigkeit.

Amtsgerichtsrat v. Rose, Bruchhausen, stellt die Frage, ob es nicht möglich sei, seitens der Gesellschaft zum Schutze der Altertümer Schritte zu tun. Er habe sich vergebens Mühe gegeben, im Hoyaschen eine Reihe Hügelgräber zu retten. Selbst die Provinz Hannover sei gegen den Besitzer nicht durchgedrungen. Staatlicher Schutz sei unbedingt nötig.

In der sich anschließenden Erörterung wird hervorgehoben, daß von seiten der Gesellschaft eine Einwirkung auf endliche Veröffentlichung des Denkmalschutzgesetzes unter den vorliegenden Verhältnissen nicht angängig sei, dagegen Aufklärung und Hinweise in der Presse sehr wünschenswert seien.

(Die Mitteilungen über die Hindernisse, die beim Denkmalschutzgesetz zu überwinden sind, wurden als streng vertraulich bezeichnet.)

Digitized by Google

Vom Büro fand die Ausgabe des Verzeichnisses der Teilnehmer statt.

Bei der um 9 Uhr von Professor Kossinna eröffneten wissenschaftlichen Sitzung sprach zuerst Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Adalbert Bezzenberger, Königsberg, über „die Geschichte der Schere". Darauf übernahm Geheimrat Bezzenberger den Vorsitz für den zweiten Verhandlungstag und es sprach Herr Professor Dr. Kossinna als Vorbereitung für den am Sonntag nach Haltern stattfindenden Ausflug über „die Römerlager in Haltern" (mit zahlreichen Lichtbildern).

Für den Vormittag war noch die Besichtigung einer Großbrauerei vorgesehen und zwar die der Aktienbrauerei. Herr Direktor Dr. Mauritz, ein alter und treuer Freund des Museums und Mitglied unserer Gesellschaft, empfing die geladenen Gäste in liebenswürdiger Weise am Eingange und übernahm selbst mit die Führung. Wohl jedem war es interessant, den Werdegang des edlen Gerstensaftes kennen zu lernen, und wenn auch, in Anbetracht der Jahreszeit, die Räume der Mälzerei leer waren, so wurde doch, durch die freundlichen Erklärungen der Führer, die Sache selbst den eifrigen Zuhörern bekannt. Nach vielem Treppauf und -ab, durch Siedehaus und Eiskeller gab es für die Teilnehmer eine freundliche Überraschung. Herr Direktor Dr. Mauritz lud die Gäste zu einem Frühstück auf einem der Mälzereiböden ein, wo eine mit den ausgesuchtesten Feinheiten geschmückte Tafel bereit stand. Bei Hummer, Kaviar und prächtig mundendem Aktienbier ließ Herr Dr. Mauritz die Gäste leben und gab nochmals in Kürze den Vorgang des Bierbrauens an. Ob jedoch einer der Gäste nach diesen lehrreichen Erklärungen imstande ist, selbst ein Gläschen Bier zu brauen, muß billig bezweifelt werden. Herr Geheimrat Dr. Bezzenberger dankte sodann im Namen der Gesellschaft für die liebenswürdige Einladung, Führung und Bewirtung und brachte ein Hoch auf Herrn Dr. Mauritz aus. Museumsdirektor Baum feierte Herrn Dr. Mauritz noch als besten Freund und Gönner des Museums. Am Schlusse der lebhaften Sitzung brachte Professor Kossinna ein begeistert aufgenommenes Hoch auf Herrn Mauritz aus.

Nach einer Mittagspause wurden in der Nachmittagssitzung die Vorträge fortgesetzt, zunächst sprach Herr Rentier Hermann Busse, Woltersdorf, über: „Neue Ausgrabungen auf dem Gräberfelde der spätrömischen Kaiserzeit zu Wilhelmsau bei Berlin", sodann Herr Kandidat Martin Jahn, Berlin, über: „Beziehungen zwischen Ostgermanen, Westgermanen und Kelten während der späteren Latènezeit". Beide Vorträge wurden durch Lichtbilder erläutert.

Um 5 Uhr fuhr man dann mit Sonderwagen der Straßenbahn durch den Norden der Stadt zum Eisen- und Stahlwerk Hoesch. In mehrere

Digitized by Google

Gruppen geteilt, ging es unter Führung von Ingenieuren durch die einzelnen hochinteressanten Abteilungen eines der größten Werke des Industriegebietes. Gespannt lauschten die Teilnehmer den Worten der Führer, die sich redlich Mühe gaben, bei dem Tosen der Maschinen, bei all den sonstigen ohrenbetäubenden Geräuschen die einzelnen Vorgänge, vor allem den Prozeß des Hochofens, eingehend zu schildern. Wohl an zwei Stunden dauerte der Rundgang durch das mächtige Werk, der für jeden Teilnehmer ebenso interessant wie lehrreich war.

Nach Beendigung des Rundganges standen wiederum die Sonderwagen bereit, die nun die Gäste geradewegs durch die Stadt zum Süden, zur Kronenburg, führten. Herr Kgl. Musikdirektor Hüttner hatte die Gesellschaft eingeladen, dort dem Konzerte des Philharmonischen Orchesters beizuwohnen, welcher Einladung gern entsprochen wurde. Dort begrüßte auch Herr Generalleutnant Exzellenz von Harbou die erschienenen Gäste und bedauerte, durch Dienstreisen verhindert gewesen zu sein, die Tagung von Beginn an mitzumachen. Früh gingen jedoch an diesem Tage die Gäste auseinander, da es galt, am anderen Morgen zur Fahrt nach Oberaden bereit zu sein.

Sonnabend, den 3. August

standen pünktlich 7 Uhr morgens 25 von ihren Besitzern in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellte Autos bereit, um alle rechtzeitig erscheinenden Gäste aufzunehmen, und in langer Reihe ging es bei dem wunderbarsten Wetter in herrlicher Fahrt durch Eving, Brambauer, Lünen nach Oberaden. Die Bewohner dort hatten durch Schmücken und Beflaggen der Häuser gezeigt, daß sie den Besuch zu würdigen wußten. Im Hochwalde, inmitten des Lagers, schilderte Museumsdirektor Baum an der Hand von Plänen und Karten nochmals die Lage des Lagers und nun ging es daran, zu sehen, was eine jahrelange, eifrige Arbeit zutage gefördert hat und noch fördert. Mit großer Spannung besichtigten die Teilnehmer die Freilegung des Südtores, das mit Erdbrücke, Palisadenpfosten und Torbau schön zur Geltung kam (Abb. 1). Als einen Glücksumstand konnte man es bezeichnen, daß gerade in diesem Jahre wieder 4 Brunnen hatten aufgedeckt werden können, die mit ihrer Tiefe von 16—18 m nicht geringes Erstaunen bei den Besuchern hervorriefen. Immer weiter ging es: Hier buddelte man Kochlöcher und Abfallgruben aus, dort war man bemüht, den Spitzgraben von Süden nach Osten zu untersuchen, man zog zum umgebauten Osttore und umschritt das ganze Lager, wobei mancher erst jetzt einen Begriff von der gewaltigen Größe desselben bekam. Da man so allgemach etwas ermüdet war, bot der Anblick eines „Tischlein deck dich" im Walde den Gästen eine nette Überraschung und bei Eiern und westfälischem Schinken schmeckte das von der Hansabrauerei ge-

Digitized by Google

Abb. 1. Oberaden, Römerlager und Südtor. August 1912.

Koehl Kossinna Müller v. Hausen
Bezzenberger Busse Franck Paape

Abb. 2. Rast bei Oberaden.

Digitized by Google

spendete Bier vorzüglich (Abb. 2). Doch nicht lange dauerte der Aufenthalt, weiter ging es mit Auto zu dem Uferkastell an der Lippe. Da war es interessant zu beobachten, wie die römischen Späher es verstanden haben, auch hier an einer Biegung des Flusses den geeignetsten Platz für eine Anlegestelle auszusuchen. Die Befestigung des auf einer Anhöhe liegenden Kastells

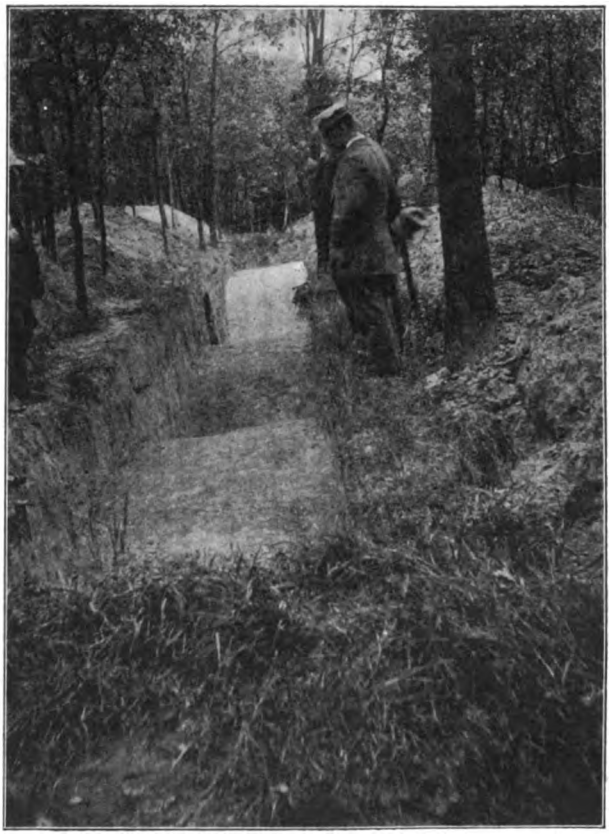


Abb. 3.
Oberaden, Römisches Uferkastell an der Lippe: Ansicht der drei Spitzgräben. August 1912.

besteht aus drei Spitzgräben, die sich nach außen abflachen und die an den freigelegten Stellen schön zutage traten (Abb. 3). Auch einige Kochlöcher, sowie eine Bäckereianlage und das Westtor waren für die Besichtigung freigelegt.

Im Gasthause „Römerhof" wurden noch eingehend die diesjährigen Funde besichtigt, eine schöne Sammlung von Terra-sigillata-Gefäßen und Scherben, von Eisensachen, Münzen usw.

Digitized by Google

Dann ging es weiter durch die herbstliche Gegend nach der Bauernschaft Rünthe, wo vor kurzem erst eine Grabstätte gefunden worden war; es wurden in Gegenwart der Teilnehmer einige Brandgräber untersucht.

Auch die sogenannte Bumannsburg, eine sächsische Feste, die von dieser Grabstätte ungefähr 3/4 Stunden entfernt ist, wurde aufgesucht und bot in ihrer Gesamtanlage ein interessantes Bild.

Dann ging es wieder fort über Herne und Lünen nach Cappenberg, wo zunächst das Mittagsmahl eingenommen wurde. Bei Tisch begrüßte unser Mitglied Herr Oberrentmeister Wolfram die Gäste im Namen der Besitzerin des Schlosses Cappenberg, indem er launig darauf hinwies, daß wir uns hier zwar bereits an der Südgrenze des Münsterlandes befänden, das in der beim Dortmunder Bierabend von Professor Kossinna gehaltenen Rede nicht zu best weggekommen sei, wo es sich aber doch ganz gut wohnen lasse.

Professor Kossinna dankte für die freundliche Begrüßung durch die Schloßverwaltung und wies darauf hin, daß, was er am Bierabend über das Münsterland gesagt habe, eine Scherzrede gewesen sei, daß er aber dort, wo er mit allem Ernst gesprochen habe, im Festvortrage, gerade das Münsterland aufs höchste gepriesen habe, weil es am treuesten in ganz Westfalen die alte angestammte germanische Art noch bis heute bewahrt, wie man in Cappenberg schon beim Eintritt in den Ort aufs schönste habe bemerken können. Und ein höheres Lob gebe es doch nicht. Hier in Cappenberg richten sich unsere Gedanken vor allem auf den Mann, der, eine germanische Kernnatur wie nur einer, Westfale zwar nicht durch Geburt war, aber durch Wahl es geworden ist: Freiherr vom Stein. Ihm und dem Andenken der großen Zeit der Freiheitskriege vor hundert Jahren sei ein Glas des Angedenkens geweiht.

Herr Müller v. Hausen verlas dann ein Telegramm, das der Vorsitzende im Namen der Gesellschaft an den leider durch Reisen abgehaltenen Herrn Oberbürgermeister von Dortmund richtete, um ihm zu danken für die hochherzige Weise, in der der Dortmunder Magistrat die Wissenschaft der Vorgeschichte im allgemeinen pflege und unsere Tagung im besonderen so glänzend ausgestaltet habe. Sein Hoch galt der aufopfernden und in jeder Beziehung trefflichen Leitung des Büros durch den Herrn Oberstadtsekretär Krickau.

Herr Geheimrat Professor Dr. Bezzenberger zog mit feinem Humor Parallelen zwischen Dortmund und der seiner Heimat Königsberg benachbarten Stadt Memel, die einst als „Neu-Dortmund" gegründet worden war, und dankte schließlich im Namen der Teilnehmer allen, die sich um die Veranstaltungen verdient gemacht hatten, vor allem Herrn Museumsdirektor Baum für seine rührige Tätigkeit im Interesse der Wissenschaft.

Digitized by Google

Nach einem Spaziergange durch die herrlichen Waldungen Cappenbergs wurde noch das alte Schloß Cappenberg, die frühere Heimat des Freiherrn vom und zum Stein, besichtigt. Auf dem Schloßhof versammelten sich die Teilnehmer vor dem Mittelportal und Herr Oberrentmeister und Generalbevollmächtigter Wolfram erläuterte in ausführlichem Vortrage den Werdegang Cappenbergs:

Die alten Grafen von Cappenberg waren durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zu Wittekind, dem Sachsenherzog, der uns als Besitzer von Cappenberg genannt wird, und später zu den Kaisern Heinrich III., IV., V. und Friedrich I. Barbarossa eines der mächtigsten Geschlechter Westfalens. Die Gemahlin des Grafen Gottfried, der Cappenberg 1122 zum Prämonstratenser-Kloster stiftete, Jutta, stammte ebenso wie die oben genannten Kaiser von dem Grafen Hermann v. Werl dem älteren ab. Der Bruder Gottfrieds, Otto, hatte den späteren Kaiser Friedrich Barbarossa als Pate über der Taufe gehalten und Juttas Vater, Friedrich der Streitbare, Graf v. Arnsberg, hatte mit ihrer Vermählung hochfliegende Pläne verfolgt. Die Vita s. Norberti nennt Gottfried „einen sehr mächtigen Grafen Westfalens, reich, mächtig, mit liegenden Gütern wohl ausgestattet" und „daß die Burg Cappenberg die Herrschaft über Westfalen gehabt habe". — Friedrich von Arnsberg war durch die Gründung des Klosters arg enttäuscht. Aber all sein Wüten und Dräuen, ja nicht einmal eine Belagerung des Klosters konnten Gottfried in seinem Vorhaben wankend machen. Am 15. August 1122 weihte der Bischof Dietrich von Münster die Burg und den nächsten Umkreis und legte den Grundstein zu der neu zu erbauenden Kirche. Der Stifter des Prämonstratenser-Klosters, Norbert, wurde selbst der erste Probst, während der mächtige Graf Adolf von Altena zum ersten Vogt der neuen Stiftung ausersehen wurde. Um gegen die ferneren Anfechtungen des Grafen Friedrich von Arnsberg Schutz und Sicherheit zu finden, wandte man sich in Bitten um Bestätigung der neuen Stiftung an Kaiser Heinrich V. Die Bestätigung erfolgte in der Urkunde vom Oktober 1123: „actum apud Lobwisen". — Nicht lange danach starb auch Graf Friedrich von Arnsberg und so zogen dann ruhige Zeiten für das neue Kloster auf. Unter seinen Pröbsten finden wir viele bekannte Namen aus alten westfälischen Adelsgeschlechtern, so Wilhelm v. Landsberg, ein Galen, fünf Ketteler, zwei Nagel u. a. Hermann VI., Stephan v. Nagel baute das neue Probstei-Gebäude, das jetzige Schloß. Die Inschrift: „Deo triuni architecto Magno" an dem nördlichen Mittelgiebel gibt in Chronogramm 1708 als Jahr des Baues an. Der alte Klosterbau stand auf denselben Grundmauern wie das heutige Schloß, jedoch war das jetzige Pastoratgebäude, das damalige „Fraterhaus", mit der Kirche und dem Schloß einesteils durch einen Kreuzgang, andernteils nach Osten zu mit dem damals längeren Ostflügel des Schlosses verbunden. Östlich von dem jetzigen Glockenturm haben wir die überwölbte Toreinfahrt zu dem

Digitized by Google

inneren Klosterhof zu suchen, während der alte Glockenturm an der Nordseite des westlichen Flügels gestanden hat; die durch den Kreuzgang südlich und nördlich der Kirche abgeschlossenen beiden Friedhöfe dienten für die patres, während die Pröbste und Chorherren in der Kirche beigesetzt wurden. Nach dem Brande 1708 wurden mit Rücksicht auf die größere Feuersicherheit die jetzt noch vorhandenen einzelstehenden Gebäude aufgeführt: Die alte Kirche erinnert noch an alte Klosterherrlichkeit mit den in den Jahren 1509—1520 geschnitzten Chorstühlen, den Gebeinen des Stifters Gottfried und dessen Bruders Otto sowie sonstigen Reliquien. Im Schloß wird man nur noch durch einige alte wohl erhaltene Stuckdecken aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die sich samt einem Marmorkamin in dem westlichen Flügel des Schlosses befinden, an die alte Zeit erinnert. Das Jahr 1803 brachte durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß zu Regensburg die Auflösung des Klosters. Cappenberg wurde Kgl. Preußische Domaine, bis 1817 Se. Exzellenz der Kgl. Preuß. Minister a. D. Freiherr vom und zum Stein hier seinen Einzug hielt. Freiherr vom Stein hatte anfangs des 19. Jahrhunderts aus dem Erlöse linksrheinischer Besitzungen, die von dem Nassauer Fideikommißbesitz abverkauft waren, die Herrschaft Birnbaum in der Provinz Posen angekauft, um das Risiko seines Grundbesitzes zu verteilen. Nach den glücklich beendigten Freiheitskriegen wurde ihm diese weite räumliche Trennung von der Lahn bis zur Warthe je länger, desto mehr unbequem. Seinen Bemühungen gelang es, die Herrschaft Birnbaum gegen die ehemalige reichsfreie Probstei Cappenberg einzutauschen, wobei die Werte beider Großgüter genau und rein sachgemäß ermittelt und gegeneinander abgewogen wurden. Es ist falsch, wenn man mitunter liest und hört, daß Cappenberg dem Freiherrn vom Stein als „Dotation" zugefallen sei. Davon kann gar keine Rede sein. Hier lebte nun Stein in ländlicher Zurückgezogenheit, eifrig beschäftigt mit der Verwaltung seines ausgedehnten Besitzes in Westfalen und in Nassau. In Nassau hielt er sich immer nur kürzere Zeit auf, weil ihm dort die kleinlichen Verhältnisse nicht behagten. Hier in Cappenberg fühlte er sich freier. Dreimal wurde er vom König zum Landtagsmarschall der Provinz Westfalen ernannt und unterzog sich gern dieser ehrenvollen Aufgabe. Inzwischen hatte die Schwester des Freiherrn vom Stein, die Äbtissin Marianne vom Stein die ehemalige Probstei Scheda ebenfalls vom Fiskus erworben und dem Fideikommisse gestiftet. König Friedrich Wilhelm III. erhob Cappenberg am 23. August 1826 zu einer Standesherrschaft Cappenberg-Scheda. Etwas erinnert noch heute an die alten Klosterzeiten, das ist der Streubesitz in vielen — etwa 30 — Gemeinden. In manchen Gemeinden liegen nur wenige Hufen Landes, die nicht einmal untereinander Verbindung haben. Der leidlich geschlossene Besitz beim Schlosse Cappenberg ist etwa 5000 Morgen groß. Der ganze westfälische Besitz ist über 10 000 Morgen groß, der Nassauer etwa 5500 Morgen. Die Ackerländereien sind, soweit sie nicht zu — im ganzen verpach-

Digitized by Google

teten — Höfen gehören, in kleineren Parzellen verpachtet. Die Zahl der Pächter beträgt etwa 1500. — Der Wald ist leidlich abgerundet und der schönste des ganzen Münsterlandes. — Freiherr vom Stein starb hier nach einem friedlichen Lebensabend am 29. Juni 1831. Seine Leiche wurde nach Frücht bei Ems übergeführt. — Die Nachfolgerin im Fideikommißbesitze wurde Steins Tochter, die Gräfin von Kielmannsegge, von der es 1861 wiederum in weiblicher Linie an deren Tochter, ebenfalls eine Gräfin von Kielmansegge, überging. 1901 trat die jetzige Besitzerin, Frau Gräfin Albrecht Wilhelm von der Groeben als Erbin ihrer Schwester den Besitz an. Die jetzige Besitzerin ist demnach eine Enkelin des Freiherrn vom und zum Stein. —

Nach diesem Vortrag begann ein Rundgang durch das Schloß, wobei besonders erwähnt werden mag: Der prächtige Blick vom Mittelbalkon, die alte Bibliothek mit einer Büste Steins, der Treppenflur mit Nachbildungen vom Berliner Stein-Denkmal sowie zwei prächtigen Ölbildern: „Der Tod Barbarossas" von Schnorr von Carolsfeld und „Otto der Große in der Ungarnschlacht" von J. Koch. Beide Bilder sind in direktem Auftrage des Ministers vom Stein gemalt. Bemerkenswert waren ferner im Betsaal die alten Glasfenster, namentlich das „Gerlachusfenster" im romanischen Stil aus dem 12. oder 13. Jahrhundert. Ein Gang durch die gewaltigen Kellerräume brachte die Teilnehmer in den herrlichen Park mit seinen Zedern und sonstigen prächtigen Bäumen, die noch größtenteils unter der Pflege des Freiherrn vom Stein aufgewachsen sind, dann in den wohlgepflegten Küchengarten mit seinem Palmenhaus und seiner Orangerie und schließlich auf den inneren Schloßhof, wo ihnen neben der Kegelbahn unter den prächtigen alten Bäumen ein Trunk Cappenberger Bieres vom Brauereibesitzer Lindemann gestiftet wurde, an dem sich alle erfreut labten. —

Kurz nach 8 Uhr trafen die Teilnehmer des Ausfluges wieder in Dortmund im Kasino ein, um noch ein Stündchen über die Erlebnisse des Tages zu plaudern.

Sonntag, den 4. August.

Am anderen Morgen ging es nach Haltern, wo unter Führung des Herrn Universitätsprofessors Dr. Koepp, Münster, das kleine, reichhaltige Museum besichtigt wurde. Darauf wanderten die zahlreich erschienenen Gäste in das Lagergelände und lauschten den interessanten Ausführungen über die verschiedenen Befestigungsanlagen. Bei einem guten Mittagsmahle wechselten noch treffliche Reden, besonders wurde Herrn Professor Koepp durch Herrn Geheimrat Bezzenberger der herzlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen, während die ausländischen Gäste, wie Dozent Dr. Ailio, Helsingfors, und Museumsvorstand Professor Olsen, Töns-

Digitized by Google

berg (Norwegen), unserer Gesellschaft begeisterten Dank für die glänzende Tagung darbrachten. Die Abendzüge führten dann die Teilnehmer nach allen Richtungen in ihre Heimat zurück.

Verzeichnis der 126 Teilnehmer.

Dr. phil. J. Ailio, Helsingfors
Andersen, Fräulein, Tönsberg (Norwegen)
Arbeiter-Zeitung, Dortmund
Arnoldt, Oberingenieur, Dortmund
Arnoldt, Frau, Dortmund
Dr. Auler, Gymnasialdirektor, Dortmund
v. Bake, Regierungspräsident, Arnsberg
Bartels, Pfarrer, Hörde
Bäumer, Heinrich, Kaufmann, Lünen
Baum, Museumsdirektor, Dortmund
Baum, Frau, Dortmund
Baum, Markscheider-Kandidat, Dortmund
Baum, Student, Dortmund
Becker, Oberlehrer, Dortmund
Dr. Behn, Museumsassistent, Mainz
Dr. Bezzenberger, Univ.-Professor, Geheimer Regierungsrat, Königsberg i. Pr.
v. Bibra, Freiherr, Major a. D., Hannover
v. Bibra, Freifrau, Hannover
Bickhoff, Stadtassessor, Dortmund
Bodenstab, E., Apotheker, Neuhaldensleben
Bodenstab, Elisabeth, Fräulein, Neuhaldensleben
Bodenstab, Gertrud, Fräulein, Neuhaldensleben
Bolte, Fabrikant, Cappenberg
Dr. Bolte, Arzt, Barop
Bolte, Student der Medizin, Barop
Bracht, Professor, Geheimer Hofrat, Dresden
Braß, Photograph, Camen
Busse, Hermann, Rentier, Woltersdorf bei Berlin
Claren, Baurat, Dortmund
Cremer, Geheimer Kommerzienrat, Dortmund
Dr. Arnold Cremer, Brauereibesitzer, Stadtverordneter, Dortmund
Daub, Pfarrer, Dortmund
Dopheide, Kaufmann, Stadtverordneter Dortmund
Dörsch, Fr., Stadtverordneter
Dortmunder Zeitung, Dortmund
Droste, Professor, Dortmund
v. Duisburg, Lehrerin, Dortmund
Dr. Dunker, Rechtsanwalt, Lünen
Enste, Bergrevisorsekretär, Dortmund
Fischer, Professor, Dortmund
Fechner, Oberstleutnant, Dortmund
Franck, Direktor, Frankfurt a. M.
General-Anzeiger, Dortmund
Dr. Gilles, Dortmund
Gottschalk, Stadtassessor, Dortmund
Dr. Grau, Professor, Dortmund
Gronemeyer, Professor, Dortmund
Gummel, Student, Berlin
J. O. v. d. Hagen, Rittergutsbesitzer, Schmiedeberg bei Greiffenberg, Uckermark
Heinze, Kaufmann, Hörde
Hermann, O., Ober-Apotheker, Stadtverordneter, Dortmund
Hermann, B., Student, Dortmund
Hermann, E., Regierungsbauführer, Dortmund
Jahn, Student, Berlin
Jucho, Max, Fabrikbesitzer, Hamm
Jüngst, Amtsgerichtsrat, Hagen
Kleine, Bergassessor, Dortmund
Kleine, Frau, Dortmund
Dr. Koehl, Sanitätsrat, Worms
Dr. Koepp, Universitätsprofessor, Münster i. W.
Dr. Köppel, Arzt, Lünen
Dr. Köttgen, Bürgermeister, Dortmund
Köttgen, Frau, Dortmund
Fr. Kohn, Rechtsanwalt, Dortmund
Dr. G. Kossinna, Universitätsprofessor, Berlin
Krämer, Postrat, Dortmund
Krüger, Student, Berlin
Kullrich, Stadtbaurat, Königl. Baurat, Dortmund

Digitized by Google

Kullrich, Frau, Dortmund
Langewiesche, Professor, Minden
Langhans, Paul, Professor, Gotha
Lienau, Abteilungsvorstand des Museums, Lüneburg
Lienau, Frau, Lüneburg
Lissauer, Student, Berlin
Manns, Ingenieur, Dortmund
Manns, Frau, Dortmund
Dr. Mauritz, Brauereidirektor, Stadtverordneter, Dortmund
Dr. Meininghaus, Brauereibesitzer, Stadtverordneter, Dortmund
Meininghaus, Frau, Dortmund.
Müller, v. Hausen, Charlottenburg
Nopto, Oberlandesgerichtsrat, Hamm
Olsen, Gymnasialoberlehrer, Tönsberg (Norwegen)
Olsen, Frau, Tönsberg (Norwegen)
Paape, Professor, Berlin
Plettke, Student, Berlin
Pork, Justizrat, Stadtverordneten-Vorsteher-Stellvertreter, Dortmund
Potthoff, Fabrikbesitzer, Lünen
Potthoff, Frau, Lünen
Potthoff, A., Rentner, Lünen
Quitmann, Fabrikbesitzer, Lünen
Rademacher, Rektor und Museumsvorstand, Cöln
Rademacher, Student, Cöln
Regling, Handwerker- und Kunstgewerbeschuldirektor, Dortmund
Dr. Reismann-Grone, Verleger, Essen
v. Rose, Amtsgerichtsrat, Bruchhausen b. Bremen
Dr. Rübel, Professor, Archivdirektor, Dortmund
Dr. Rückert, Unna
F. W. Ruhfus, Buchdruckereibesitzer, Stadtverordneter, Dortmund
Sartori, Professor, Dortmund
Dr. Schmidt, Privatdozent an der Universität Graz
Schmölder, Senatspräsident, Hamm
Dr. Schulz, Stadtbibliothekdirektor, Dortmund
Schulz, Frau, Dortmund
Dr. Schulz, Minden
Schulz, Fräulein, Minden
Schulz, Hüttendirektor, Lünen
Schwieters, Edmund, Gutsbesitzer, Leyden
Schwier, Betriebschef, Dortmund
Snethlage, Professor, Dortmund
Snethlage, Sekretär, Berlin
Steneberg, Professor, Dortmund
Strohmeyer, Oberturnlehrer, Dortmund
Strohmeyer, Frau, Dortmund
Tremonia, Zeitung, Dortmund
Umbreit, Robert, Geschäftsführer, Dortmund
Vildhaut, Rechtsanwalt, Lünen
Volley, Postdirektor, Lünen
Wahle, Student, Delitzsch
Willmann, Lehrer, Lünen
Dr. Winkler, Arzt, Bethel
Wiskott, G., Stadtrat, Kommerzienrat, Dortmund
Wölfel, Gerichtsassessor, Dortmund
Wolfram, Ober-Rentmeister, Cappenberg
Wolters, Chr. H., Brauereibesitzer, Dortmund
Wortmann, Lehrerin, Dortmund
Wortmann, Fräulein, stud. phil., Dortmund

Digitized by Google

Westfälische Vorgeschichte.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 11 Abbildungen.

(Kurzer Auszug.)

Während die Festvorträge unserer Hauptversammlungen bisher stets einen allgemeineren, weite Gebiete Europas umspannenden Inhalt aufwiesen, soll der Dortmunder Festvortrag ausschließlich der westfälischen Heimatkunde gewidmet sein. Es erschien das um so angebrachter, als es in Westfalen mit unserer Wissenschaft nicht allzugut bestellt ist, wenigstens bis zum Beginn dieses Jahrhunderts bestellt war. Die einzig nennenswerte Sammlung für die Vorgeschichte des Landes, die zu Münster, war seit langen Jahrzehnten völlig in Winterschlaf verfallen. Erst das tatkräftige Eintreten der Großstadt Dortmund für die Pflege der Altertumsforschung hat neues wissenschaftliches Arbeitsleben in die Provinz gebracht. Gleichzeitig taten sich im westfälischen Ostgebiete neue archäologische Mittelpunkte zweiter Ordnung auf, zu Paderborn, Bielefeld, Detmold; aber diese beschränken sich wesentlich auf Sammeltätigkeit, auf Erwerb von Zufallsfunden, ohne die eigentliche systematische Arbeit aufzunehmen.

Die westfälische Vorgeschichte beginnt im letzten Fünftel jener gewaltigen Epoche, die wir die Eiszeiten nennen, und zwar mit der vorletzten der vier Eiszeiten, der sog. Riß-Eiszeit, vor etwa 150 000 Jahren. Zu jener Zeit herrschte eine menschliche Kulturstufe, die wir archäologisch das Moustérien nennen. Zwar sind die Zeugnisse, charakteristische Feuersteingeräte dieser Zeit, wie sie die Klusensteiner Höhle des Hönnetales im Kreise Arnsberg geliefert hat, in ihrer wissenschaftlichen Bestimmung nicht gesichert, voll gesichert aber ist trotzdem das Auftreten des Menschen in diesem Zeitabschnitt. Wir brauchen die Grenze des eigentlichen Westfalens westwärts nur wenige Meilen zu überschreiten und treffen aus dieser Zeit dort den früheſt entdeckten Vertreter der ältesten, bisher bekannten Ausprägung des Menschengeschlechts, den berühmten Mann aus dem Neandertale.

Dann gähnt eine tiefe Kluft der Überlieferung und erst aus dem Schlußabschnitt der Eiszeitperiode haben wir wieder unscheinbare Zeugnisse der

Digitized by Google

Anwesenheit des Menschen in Westfalen durch Funde sogenannter mikrolithischer Kultur, jener kleinsten Feuersteinwerkzeuge des Tardenoisien, die etwa 20 000 Jahre vor unserer Zeit anzusetzen sind. Solche sind in der Martinshöhle und in der Balver Höhle des Hönnetales zum Vorschein gekommen.

Westfalen liegt nun viele Jahrtausende wie in Nacht und Schlummer, bis zu der Zeit, da im 4. Jahrtausend vor Chr. die gewaltigen Steingräber, die Hünenbetten, mit ihrer nunmehr schon hochentwickelten Kultur, man muß sagen plötzlich, im Lande auftreten. Sie rühren her von einer Bevölkerung, die von der Südwestküste der Ostsee südwärts sich ausgedehnt hat. Diese Bevölkerung, die zwischen Nord- und Ostsee

Abb. 1. Napf mit zwei dichtstehenden Schnuröfen.

Abb. 2 Schale mit vier Griffzapfen.

Aus nordwestdeutschen Megalithgräbern. 1/2.

etwa im 6. Jahrtausend vor Chr. sich gebildet hat, stammt von einer jüngeren, körperlich schon hochstehenden Rasse der Eiszeit her, der sog. Aurignacrasse, und stellt die frühesten Vertreter der nordarischen Rasse dar. Die körperlichen Merkmale dieser nordischen Bevölkerung stimmen so genau überein mit jenen des germanischen Typus, daß man ihren nördlichsten Zweig, den skandinavischen, der für immer im Lande verblieb, schon für damals geradezu als Germanen auffassen muß.

Nach Westfalen bringt diese Rasse über das westliche Hannover her ein, zunächst also ins Ems-, dann ins Lippegebiet (Steingräber von Seeste, Beckum, Koesfeld). Ihre riesenhaften Gräber, lange Rechtecke aus Steinblöcken, sind Jahrhunderte hindurch benutzte Familienbegräbnisse mit oft Hunderten von Leichen. Unter den Beigaben für die Toten ragen hervor durch ihren vollendeten Geschmack in Form und Verzierung die Tongefäße, wie Näpfe, Terrinen,

Digitized by Google

Schalen, Trichterhalsbecher, Kragenfläschchen, alle ausgeführt im Stile der sog. Tiefstichkeramik (Abb. 1—4).

Im östlichen Westfalen (Paderborn) erscheint einmal auch ein Ableger der gleichzeitigen jüngermegalithischen Kultur, die im Anhaltischen und im ganzen Saalegebiete sich entwickelt, des Latdorfer (Bernburger) Stils (Abb. 5).

Abb. 3. Trichterrandbecher aus einem nordwestdeutschen Megalithgrab.

Abb. 4. 1/2. Kragenfläschchen aus einem Megalithgrab des Niederstifts Münster.

Abb. 5. Paderborn. 6 1/2 cm hoch. Hzl. Mus. Braunschweig 1356.

Noch weiter südwärts bis in den Kreis Warburg und nach Nordhessen hinein reichen die jüngsten dieser Steingräber, die aus gespaltenen Steinplatten erbaut sind und oft einen in die Steinwand geschnittenen Zugang in Gestalt eines kreisrunden Loches haben (Kimbeck: Abb. 6).

Digitized by Google

Noch jünger sind die steinzeitlichen Bestattungen in Erd- und Steinhügeln ohne Steinkammer, ausgezeichnet meist durch Beigabe prächtiger Streithämmer aus Felsarten und durch sehr hohe, schlanke, geschweifte, mit

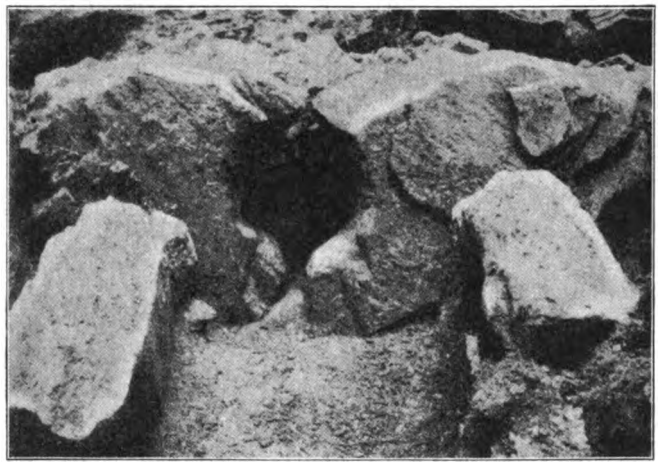


Abb. 6. Reinbeck, Kr. Warburg. Steingrab, Nordseite mit Eingangsloch (nach A. Götze).

Abb. 7. 1/6. Zonenbecher vom Blömkeberg bei Bielefeld.

Abb. 8. 1/3. Auf der Senne bei Paderborn. Mus. Paderborn.

zonenartigen horizontalbändern verzierte Becher, die indes doch ihre Abkunft vom Trichterrandbecher der großen Steingräber verraten („Zonenbecher", Bielefeld: Abb. 7).

Ganz unverwandt mit diesen beiden Becherarten ist aber eine andere jüngststeinzeitliche Form von niedrigen, sehr breiten, aber gleichfalls ge-

Digitized by Google

schweiften und gleichfalls mit Zonenbändern verzierten Bechern, die man ihrer Form wegen „Glockenbecher" nennt (Paderborn: Abb. 8).

Die Bevölkerung, der diese Glockenbecher angehören, ist eine internationale, ursprünglich aus Westeuropa stammende, die den Rundschädeltypus Ostfrankreichs nach Mittel- und Süddeutschland und teilweise auch bis nach dem südlichen Westfalen bringt. Der Schädel dieser Leute ist zwar auch breitstirnig wie der nordisch-germanische, aber die Stirn ist nicht flach wie die germanische, sondern seitwärts rund abgewölbt, nach oben aber auf der Oberfläche des Schädels setzt sich die Steigung des Stirnbeins andauernd weiter fort bis zum Hinterpunkt der Schädeldecke, wo ein Steilabfall des Hinterhaupts eintritt. Wir haben also im Gegensatz zum nordisch-germanischen Flachschädel hier einen ausgesprochenen Hochschädel, dessen Hinterhaupt zugleich am breitesten ausgeladen ist, während beim nordischen Typus umgekehrt die Stirnseite weitaus die größte Breite des Schädels aufweist und das Hinterhaupt keilartig zugespitzt verläuft.

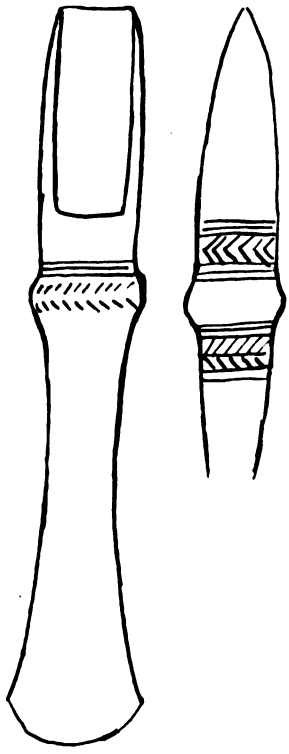


Abb. 9. Tönsberglager bei Örlinghausen, Lippe-Detmold. Mus. Wiedenbrück (Zeichnung von Dr. Schulz-Minden).

Schon in der Eiszeit zeigt Frankreich Vertreter dieser Rasse, noch weit mehr in der jüngeren Steinzeit, sowie in der Metallzeit.

Innerhalb der Bronzezeit sendet Frankreich zu den früheren neue Schübe seiner Rundkopfrasse nach Südwestdeutschland. Dieser hochgewachsene Typus der westeuropäischen Rundköpfe ist die eine Hälfte des Grundstockes, aus dem die west- und süddeutsche Bevölkerung der Bronzezeit zusammenwächst. Die andere Hälfte sind die Nachkommen der nordisch-germanischen Bevölkerung, die sich in der Frühperiode der Bronzezeit, also zu Beginn des 2. Jahrtausends namentlich von Böhmen her nach Süddeutschland gezogen hat und hier in der zweiten Periode der Bronzezeit mit jener rundköpfigen Rasse zu einem einheitlichen Volke verschmilzt. Den Namen dieses Volkes lernen wir erst um 400 vor Chr. durch die geschichtliche Überlieferung als den der Kelten kennen.

Diese Kelten dehnen sich bis zum Ende der zweiten Periode (1500 vor Chr.) nordwärts über Mitteldeutschland aus und weiter einesteils längs des Rheintals nach dem Niederrhein, anderenteils längs des Wesertals bis in das südöstliche Westfalen hinein (Abb. 9), also über jenes gewaltige

Digitized by Google

Gebiet, das durch die großen Auswanderungen der Bevölkerung am Ende der Steinzeit so gut wie leer geworden war.

Um dieselbe Zeit rückt aber eine frische nordische Volksabteilung, die eigentlichen Germanen, wiederum von Hannover her in das nördlichste Westfalen ein, jedoch nur bis an den Nordfuß der Wesergebirge.

1.

2.

Abb. 10. Keltische Grabgefäße der 4. Periode der Bronzezeit; Kr. Mühlheim a. Rh.; Nr. 1 und 2 zeigen Kerbschnittmuster.

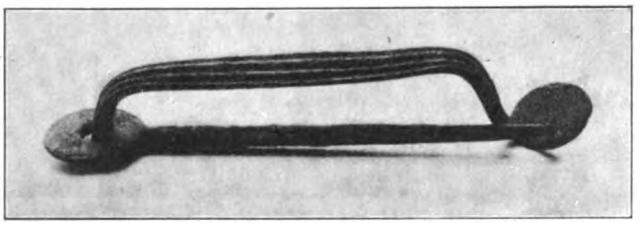


Abb. 11. Nordhemmern, Kr. Minden; aus einem Urnenfriedhof. Museum zu Bielefeld. Germanische Fibel der 4. Periode der Bronzezeit.

Zwischen Germanen und Kelten bleibt aber viele Jahrhunderte lang ein großes Gebiet in Holland, am Rhein und im südwestlichen Westfalen völlig unbesiedelt, so daß beide Völker, Kelten und Germanen, nur wenig durch einander beeinflußt, jedes seine Eigenart voll entwickeln kann.

Erst gegen Ende der Bronzezeit rücken die Kelten, die ihre geschmackvolle kerbschnittgezierte Keramik (Abb. 10) mit Sicherheit verrät, vom Nieder-

Digitized by Google

rhein her in das Lippegebiet ein (Koesfeld, Haltern). Gerade um diese Zeit aber übersteigen die Germanen des nördlichsten Westfalenlandes (vgl. Abb. 11) bereits den Teutoburger Wald und die anderen Wesergebirge und gehen, wie die von ihnen mitgeführten, durch hervorragende Schönheit und vollendete Technik ausgezeichneten Bronzearbeiten beweisen, im Osten die Weser aufwärts, im Westen ins obere Emsgebiet und ins Lippetal hinüber.

Dort wurden natürlich die keltischen Bestandteile der Vorbevölkerung nicht ausgerottet, was nirgends bei den germanischen Eroberungen neuer Länderstrecken geschehen ist, sondern zunächst als hörige Bevölkerung in den germanischen Volkskörper aufgenommen, um schließlich mit ihm einheitlich zu verwachsen.

Das sind Ereignisse, die nicht nur geschichtlich von Bedeutung sind, sondern in ihren Nachwirkungen noch heute offenkundig zutage treten.

Der altgermanische helle Typus mit heller Haut, blondem Haar, blauen Augen, der im nördlichsten Norddeutschland heute noch die weitaus stärkste Verbreitung hat, in Schleswig-Holstein bis zu 54%, in Niederbayern aber nur mit 9% der Bevölkerung, zeigt sich in ganz Westfalen mit 38% noch weit über den gemeindeutschen Durchschnitt von 36%, in Nordwestfalen allein aber mit 40—50% sogar in hervorragend dichter Verbreitung.

Und fast noch deutlicher zeigt der geringe Anteil Westfalens an dem rein brünetten Typus, der im gesamten Reiche einen Durchschnitt von 14% aufweist, im norddeutschen Küstengebiet aber nur 5% erreicht, das starke Überwiegen des germanischen Rassenelementes im Westfalenlande.

Endlich zeigt dieses auch der Hochwuchs der wehrfähigen Mannschaft, der in Westfalen mit 169 cm Durchschnitt genaue Übereinstimmung mit Hannover und Pommern aufweist, ein Durchschnitt, der in Deutschland nur noch von Schleswig-Holstein und Mecklenburg übertroffen wird.

Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir das in den angeführten Verhältnissen überall etwas geringere Durchschnittsmaß Südwestfalens gegenüber Nordwestfalen auf die Zumischung ungermanischen Blutes zurückführen, die das südliche Westfalen in der jüngeren Bronzezeit erfahren hat.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Legionslager in Oberaden und das Uferkastell in Beckinghausen a. d. Lippe.

Von Museumsdirektor Baum, Dortmund.

Mit 3 Plänen (Taf. I—III).

Die Stadt Dortmund hat seit nunmehr 20 Jahren für vor- und frühgeschichtliche Forschungen in Westfalen erhebliche Mittel bewilligt. Es ist zu verwundern, daß in einer Stadt von rastloser Tätigkeit auf allen Gebieten der Industrie und des Bergbaues so viel Interesse für geschichtliche Forschungen geweckt werden konnte. Hier, wo die rauchenden Schlote Kenntnis geben von einer großen Geschäftigkeit, hier, wo der Bergknappe unter steter Lebensgefahr den schwarzen Diamanten aus der Erde befördert, hier, wo die nervige Faust des Schmiedes, des Schlossers, das Eisen zu wohldurchdachten Maschinen, Bauten und Brücken gestaltet, hier, wo das ganze gewerbliche und kaufmännische Leben ein stetes Hasten, ein stetes Kämpfen ist, herrscht auch Sinn für die Vor- und Frühzeit unserer Heimat. Leicht war es nicht, in der Bevölkerung geschichtlichen Sinn wach zu rufen, leicht war es auch nicht, gewisse Kreise in ihrem Vordringen zu hemmen und so ihre Allwissenheit zu bannen. Was hier Dortmund geleistet, war ja eigentlich Sache der Provinz und des Staates.

An der Lippe und ihren Nebenflüssen, im Moor und an der holländischen Grenze entlang bis zur Ems, an der Weser, an der Emscher und im Ruhrgebiete hat das Dortmunder Museum den Spaten eingesetzt und, so ein Stück Geschichte des alten Westfalenlandes ans Tageslicht gefördert und gerettet.

Die stille Heide, das triste Moor, der üppige Eichen- und Buchenwald, die Flußläufe und Felsenhöhlen haben die Reste der Vorzeit herausgeben müssen. Wir sehen im Geiste den Kampf der hier seßhaften Stämme untereinander, wir bewundern hier den Kampf mit dem gewaltigen Römervolke und sehen das mächtige Römerwerk an der Lippe entstehen und vergehen, das ich Ihnen heute nur mit Worten, am Samstag aber in Oberaden in seiner ganzen Größe und Bedeutung vorführen werde.

Digitized by Google

Die Oberadener Stätte ist von verschiedenen westfälischen Forschern, ich nenne Professor Hülsenbeck in Paderborn, Hofrat Esselen in Hamm, Professor Nordhoff in Münster und anderen als Stätte mit römischen Funden bezeichnet worden. Auch ich habe schon im Jahre 1900 mit einem Freunde, dem verst. Gutsbesitzer Schmitz in Heil, in der Mergelgrube des Landwirts Hölken römische Scherben aufgelesen. Die Wallreste im Gelände waren mir wohlbekannt und schon auf dem Anthropologentage in Dortmund im Jahre 1902 habe ich auf zwei mir bekannte römische Befestigungen hingewiesen. Durch die verdienstvollen Forschungen des Pfarrers Prein im Jahre 1904/1905, der kurzweg die sogenannte Burg, ein kleines Gelände, als Kastell Aliso bezeichnete, wuchs das Interesse für diese Stätte allgemein. Es wurde Zeit, daß Dortmund eingriff, um hier eine ordentliche und durchaus sachgemäße Untersuchung einzuleiten. Die von mir sofort vorgenommenen ausgedehnten Pachtungen sicherten die geschichtliche Forschung gegen ein Eingreifen von unberufener Seite. Frei von Reklame und frei von der üblichen, auf diesem Gebiete sich breit machenden Effekthascherei ging Dortmund seiner Arbeit nach. Ob mit Erfolg, können Sie, meine geehrten Damen und Herren, in diesen Tagen selbst im Museum und an der Arbeitsstätte beurteilen!

Nicht kann es jetzt meine Aufgabe sein, die strittige Alisofrage aufzurollen, oder die Römerbewegungen eingehend zu behandeln, beides ist noch verfrüht und noch vieles muß der Spaten zur Klärung aus der Erde zaubern, wenn die sogenannte Entscheidungsschlacht im Jahre 9 in ihrer vollen Bedeutung erkannt werden soll.

Zur allgemeinen Orientierung — namentlich im Interesse der Nichtfachleute — darf ich wohl einige wichtige geschichtliche Ereignisse anführen. Im Jahre 55 vor Chr. hatten römische Heere unter Cäsar den Boden Germaniens betreten und versucht, die rechtsrheinischen Stämme, zuerst die Sugamberer zu überwinden, jedoch ohne Erfolg. Auch das Jahr 53 brachte im Kampfe gegen die Chatten nicht die versuchte Unterwerfung derselben, und so war noch 12 vor Chr. der Rhein die Grenze des römischen Reiches. Alle Völker am Rhein waren den Römern feindlich gesinnt. Am gefährlichsten waren die Sugambrer. Diese unternahmen im Jahre 12 mit ihren Bundesgenossen einen Einfall, aber Drusus, der kühne und tüchtige Feldherr, schlug sie zurück, wiederholte im Frühjahre des Jahres 11 seinen Einfall über den Rhein ins Land der Usipier, baute eine Brücke über die Lippe und jetzt zum ersten Male drang ein römisches Heer ins Innere Germaniens. Drusus rückte bis zur Weser vor und legte auf dem Rückwege zum Rhein ein Kastell an. Ob das Lager Oberaden dieses Kastell ist, harrt noch der Entscheidung. Die Funde sprechen für diese Annahme. Im Jahre 4 nach Chr. gelang es Tiberius, die Brukterer zwischen Lippe und Ems zu unterwerfen und die Cherusker zu Bundesgenossen zu werben. Der

Digitized by Google

römische Statthalter Varus verstand es jedoch nicht, die Cherusker als Freunde und Bundesgenossen zu behandeln, und wurde in dem Kampfe des Jahres 9 mit seinen Legionen vernichtet. Das Kastell Aliso, das die Trümmer des Heeres aufnahm, behauptete sich. Als der Mangel an Nahrung im Kastell immer größer wurde, wurde es von den Römern in einer finsteren Nacht verlassen. Erst im Jahre 16 nach Chr. hören wir wieder etwas von dem Kastell. Germanikus, Sohn des Drusus, hatte erfahren, daß das Kastell an der Lippe belagert werde und führt seine sechs Legionen hin, doch findet er dasselbe bereits entsetzt. Nun verschwindet der Name Aliso und von den Römern wird an der Lippe nichts mehr gehört. Also schließt die Römerbewegung in unserer Heimat einen Zeitraum von 11 vor Chr. bis 16 nach Chr. ein. Ob dieser geschilderte Werdegang, der auf Überlieferung eines Velleins, Tacitus, Florus, Dio Cassius beruht, sich behaupten wird, werden die zeitigen und noch folgenden Grabungen ergeben. Jedenfalls steht heute schon fest, daß der Spaten bedeutende Klärungen gebracht hat und noch bringen wird. Die Grabungen in Oberaden haben bis jetzt ein Legionslager, ein Uferkastell und eine germanische Siedelung ergeben.

Der Höhenzug, auf dem das Lager liegt, beginnt bei Herringen, bezw. Pelkum und endigt vor Lünen. Mit Geschick haben die römischen Späher diesen Platz gewählt. Aber nicht leicht war es, ihn zu befestigen. In der Ebene oder auf leichten Anhöhen war es den römischen Ingenieuren leicht, Kastelle zu bauen. Aber hier in dem wechselnden Gelände mußten geschickte Messungen vorgenommen werden.

Die römischen Feldmesser richteten und bei steigendem Gelände tafelten sie. Sie bestimmten feste Punkte, hier in Oberaden sieben. Diese Punkte verbanden sie durch gerade Strecken und rundeten die Ecken ab. Nunmehr setzten sie zu beiden Seiten der Grabensohllinie die Grabenkanten fest. Diese waren nicht gleichlaufend zur Sohllinie, sondern wurden nach der Niederung breiter. In einer Entfernung von 2 m von der inneren Grabenkante zogen sie möglichst gleichlaufend der Sohllinie 60 cm breite Gräbchen, 1,40—2 m voneinander entfernt und 0,60—0,80 m tief. In diese Gräbchen setzten die Erbauer in Entfernungen von 1,20—1,50 m Palisaden, 0,20 m stark. Die äußeren Pfosten hatten eine Länge von 5 m, die inneren von 3 m. Die aus dem Graben gehobene Erde warfen sie zwischen die Pfostenreihen, zwischen welche Gestrüpp gelegt war; so entstand der Wall. Die äußeren Pfosten wurden zu einer Brustwehr ausgebildet. In einer Entfernung von je 45 m (150 römische Fuß) errichteten die Römer auf dem Walle Türme, von denen die Ecktürme besondere Versteifungen erhielten. An vier Stellen wurde der Wall durch sehr stark befestigte Tore und an diesen Stellen der Graben durch Erdbrücken unterbrochen. Der Wall umschließt ein Areal von über 60 Hektar, gleich 300 Morgen. Die Grundgestalt des Lagers ist

Digitized by Google

die Form eines unregelmäßigen Siebenecks. Das Legionslager ist, wie Sie aus diesen Zahlen sehen, somit das größte bis jetzt aufgefundene römische Lager.

Das Innere des Lagers wurde in überaus geschickter Weise mit einem Straßennetz, das zugleich Entwässerungsanlage war, durchzogen. Die Hauptstraße, Via principalis, zieht sich vom Westtor zum Osttor und ist kenntlich an zwei Straßengräbchen, die 3 m voneinander entfernt sind. Diese Straße hat eine Breite von 45 m. Die das Lager von Süden nach Norden durchziehenden Hauptstraßen, Via praetoria und Via decumana, sowie alle Nebenstraßen weisen nur ein Straßengräbchen auf. Parallel zum Wall läuft die Wallstraße, gleichfalls mit einem Straßengräbchen. Von der Via principalis nach Norden durchziehen in der Richtung von Westen nach Osten sieben Straßen das Lager, in der Richtung nach Süden vier. Parallel zur Via decumana durchziehen nach Westen zehn, nach Osten dreizehn, und parallel zur Via praetoria elf, vielleicht zwölf nach Westen und vierzehn Straßen nach Osten das Lager.

Nachdem so das Straßennetz festgelegt war, konnten die Innenbauten mit Leichtigkeit aufgefunden werden. Von den Innenbauten konnte zunächst der Hauptbau, das Prätorium (— 67 : 58,50 m = 230 : 200 römische Fuß) festgelegt werden. Auch ermöglichten die Grabungen die Feststellung von Kasernenbauten, von Bäckereien, Schmieden u. d. m. Die Bauten müssen wir uns als Rostbauten denken, ähnlich unseren alten Bauernzelten oder Tanzzelten bei ländlichen Festen. Pfostenlöcher wurden hier auf dem Lehm und Kleiboden nicht gegraben. Die Bauten selbst gaben im Innern, da sie ja Fußböden hatten und rein gehalten wurden, keine Funde. Den Abfall von Speiseresten, Scherben u. dergl. grub man in Löcher auf den Straßen und erzielte hierdurch eine Befestigung derselben. Diese Füllgruben ergaben die meisten Funde. Auch die Abortsanlagen, die in den Straßen lagen und durch Kohlenasche desinfiziert wurden, lieferten wichtige Funde.

Besonders interessant und eigenartig sind die Brunnenanlagen, teils Tiefbrunnen, mit Fässern ausgeschalt, teils Zisternen ohne Verschalung, und teils größere, mit Eichenholz ausgeschalte Wasserbassins (12 : 4,50) 12 : 4. Diese Wasseranlagen sind sämtlich von den Germanen nach dem Abzuge der Römer mit allem Abfall zugeschüttet, gleichsam vergiftet worden, um so dem Feinde den Rückzug unmöglich zu machen, und lieferten jetzt die wichtigsten Funde.

Auf dem Ausläufer des vorhin erwähnten Höhenzuges, vom Legionslager entfernt, liegt auf dem linken Lippeufer, unmittelbar an der Lippe, eine starke Feste, ein Uferkastell. Die Grundgestalt desselben ist auch ein unregelmäßiges Vieleck, ein Sechseck, fast bogenförmig. Dieses Uferkastell wird von einem Palisadenwall und drei Befestigungsgräben, mit Ausnahme der Nordseite, umzogen; an dieser Seite bildet der Lippefluß die

Digitized by Google

natürliche Befestigung. Das Kastell hat mit der Befestigung eine Größe von 2 ha 53 a. Das Lagerinnere ist 1 ha 56 a groß. Die Grabungen haben bis jetzt nur ein Tor, das Westtor ergeben; das Osttor ist wahrscheinlich, wie beim Legionslager, bei der Belagerung eingezogen worden. Neben der Wallstraße konnten zwei West-Oststraßen und zwei Nord-Südstraßen festgestellt werden. Die Türme sind in einem Abstande von 30 m ermittelt worden. Überhaupt zeigen Wall- und Grabenbau Übereinstimmung mit dem Legionslager.

Das Innere ist durch Sandaushub zu zwei Dritteln zerstört und nur das am Westtor gelegene Drittel gibt uns zahlreiche Funde. Jedenfalls werden im Uferkastell die Abfallreste nur wenig im Lager selbst vergraben worden sein, den meisten Schutt wird die Lippe aufgenommen haben.

Am Uferkastell befindet sich eine germanische Siedelung, die beim Bau des Kastells zerstört sein wird. Diese Siedelung, die uns also die Bevölkerung kennen lehrt, die beim Einzuge der Römer das Land bewohnte, soll im nächsten Jahre untersucht werden. Auch die sicher zwischen Uferkastell und Legionslager sich befindenden Magazine, sowie den Anlegeplatz an der Lippe hoffe ich im nächsten Jahre aufzufinden.

Gestatten Sie nunmehr, daß ich diese kurz gezeichneten Befestigungen durch Lichtbilder weiter ausgestalte; die Münzen-, Waffen-, Metall-, Ton- und andere Funde möchte ich Ihnen im Museum, sowie in Oberaden an Ort und Stelle selbst vorführen. — (Die Ausführungen mit Lichtbildern nahmen noch 35 Minuten in Anspruch.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Westfalen in der frühgeschichtlichen Zeit.

Mit zwei Tafeln (IV, V) und 6 Textabbildungen.

Von Dr. Walther Schulz-Minden, Halle a/S.

Die Germanen Westfalens gehören zu den Istwäonen, das heißt zu jener der drei Stammesgruppen der Westgermanen, die am weitesten nach Westen vorgeschoben war.

Während wir über die Verteilung der Stämme in Westfalen durch die römischen Berichte ziemlich genau unterrichtet sind, kennen wir verhältnismäßig nur wenige Funde, die sich mit Sicherheit der frühen römischen Kaiserzeit zuweisen lassen. Es liegt das vor allem an den Bestattungsgebräuchen, die sich nicht von denen der letzten Jahrhunderte vor Chr. unterscheiden. Wie in der vorrömischen Eisenzeit wurden die Leichenbrandurnen in Hügelgräbern oder in Urnenfriedhöfen beigesetzt. Wahrscheinlich werden diese verschiedenen Grabformen auf Stammesunterschieden beruhen. So z. B. ziehen sich in Westfalen längs des Südrandes des Teutoburger Waldes Grabhügel hin, die von der frühen Eisenzeit bis in die römische Kaiserzeit reichen, während nördlich davon ein Gebiet mit Gräberfeldern liegt, die z. T. von der jüngsten Bronzezeit bis in die frühe Eisenzeit belegt wurden, z. T. aber auch späteren Ursprunges sind. Man könnte hier an Brukterer und Cherusker denken. Auch die Tongefäße sind anscheinend vielfach nicht von denen der vorrömischen Eisenzeit zu trennen. Die in der vorrömischen Eisenzeit im Istwäonengebiete so weit verbreitete hohe Urne mit gewelltem Rande kommt noch jetzt vor, wie der Fund von Köckelsum (Kr. Lüdinghausen) (Mus. Dortmund) erweist. Breite, weitmündige Formen sind anscheinend in der frühen römischen Zeit verbreitet: bei Haltern (Kr. Koesfeld) wurden derartige gerauhte Urnen mit wenig nach innen gerichteten Schulterteile in Gräbern gefunden, die in die Schuttschicht des römischen Lagers eingeschnitten waren (Mus. Haltern)[1]) (Abb. 1 u. 2); ferner enthielt eine breite, weitmündige Urne mit nach innen gerichtetem, nicht scharf abgesetzten Halsteile aus

---

[1]) Loeschcke: Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen. Bd. 5. 1909. S. 307.

Digitized by Google

einem Hügelgrabe von Dissen (Kr. Halle) eine Bronzeschere[1]); eine ähnliche Urne wurde in einem kaiserzeitlichen Hügelgrabe von Köckelsum (Kr. Lübingshausen) gefunden (Mus. Dortmund). Bei Künthe (Kr. Hamm) sind neuerdings vom Museum Dortmund Urnen ausgegraben worden, die z. T. bis jetzt für diese Zeit in Westfalen einzig dastehen, so z. B. Urnen mit hohem Fuße. Nur selten ist dem Toten ein Schmuckstück, wie eine Fibel oder eine Perle (so Köckelsum, Kr. Lübinghausen[2]) — Mus. Dortmund), mitgegeben worden. In einer Urne von Köckelsum fanden sich die sieben hohen Bronzenägel eines Schildbuckels (Mus. Dortmund)[3]); sonst sind Waffenbeigaben aus frührömischen Gräbern nicht bekannt geworden. Hier in Westfalen zeigt sich recht deutlich der Mangel, daß wir bei Beurteilung einer Kultur vor allem auf die Gräber angewiesen sind. Die Germanen, die im Teutoburger Walde die römischen Legionen vernichteten, müssen offenbar mit guten Waffen

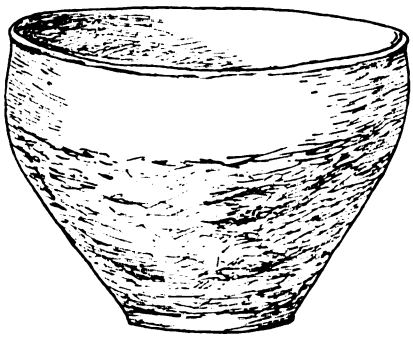


Abb. 1. Höhe 25 cm.

Abb. 2. Höhe 16,5 cm.

Haltern, Kr. Koesfeld. (Mus. Haltern.)
Nach Loeschcke: Westf. Mitt. 5. 1909. Taf. XXV, 12, 11.

ausgerüstet gewesen sein; es war nur nicht Sitte, diese dem Toten mitzugeben. Daß auch Schmuck in großer Fülle vorhanden war, erweist der Brunnenfund von Pyrmont, dicht an Westfalens Grenze. Es traten hier eine Unmenge Fibeln, auch der frührömischen Zeit, zutage, die der Brunnengottheit geweiht worden waren[4]).

Das Bild ändert sich in der späteren römischen Kaiserzeit. Jetzt finden wir in Westfalen Gefäße, die für diese Zeit charakteristisch sind, z. B. in Veltheim (Kr. Minden) die breite Urne mit kurzem, ein wenig eingezogenem Halse, die Fußurne, um deren Fußansatz sich ein Tonband

[1]) Die Urne im Mus. Bielefeld. Die Bronzeschere ist verloren gegangen. — Wilbrand: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins. 44. 1896. S. 42.

[2]) Baum: Korrespondenzblatt für Anthropologie 1902. S. 96. — Kiekebusch: Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische. 1908. S. 52.

[3]) Baum: a. a. O.

[4]) Almgren: „Studien über nordeuropäische Fibelformen." 1897. S. 235.

Digitized by Google

windet (Mus. Dortmund)[1]; in Oldendorf bei Borgholzhausen (Kr. Halle) die schöne glänzendschwarze Fußurne (Abb. 3), das Bruchstück eines Warzen-

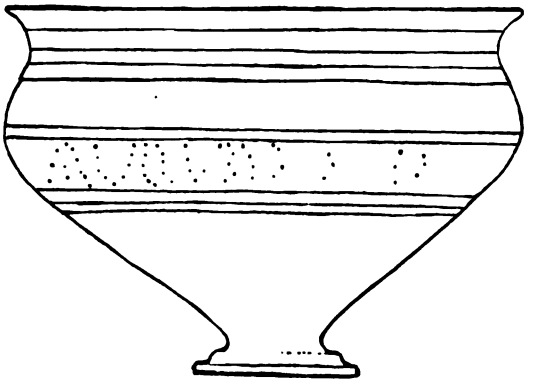


Abb. 3.
1/4. Oldendorf bei Borgholzhausen, Kr. Halle. (Mus. Bielefeld.)

gefäßes und die schwarze Schalenurne (Abb. 4) (Mus. Bielefeld)[2]. Häufig sind gallo-römische Gefäße der Rheingegend. An erster Stelle sind hier Bronzegefäße zu nennen. Aus dem Gräberfelde bei Veltheim stammen zahlreiche Eimer vom Hemmoortypus, ferner Becken und Schüsseln aus Bronze (Mus. Dortmund; ein Becken Mus. Bielefeld)[3]. Am Ravensberge bei Halle wurden eine Schüssel (Abb. 5 Tafel IV), ein Eimer, der in manchen Einzelheiten den Hemmooreimern ähnelt (Abb. 6 Tafel IV), ein steilwandiges Becken (Abb. 7 Tafel IV) und ein zweites Becken, das mit Ausgußtülle und mit verzierten Handgriffen versehen ist (Abb. 8), gefunden (die drei ersteren Gefäße Mus. Münster, das vierte German. Mus. Nürnberg)[4]. In der

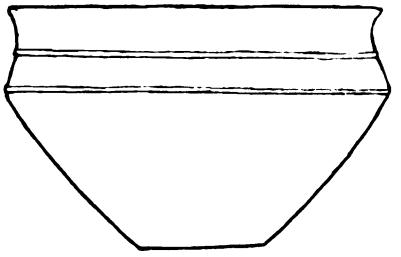


Abb. 4.
1/4. Oldendorf bei Borgholzhausen. (Mus. Bielefeld.)

[1]) Langewiesche: Prähistorische Zeitschrift. Bd. 1. 1909. S. 204.
[2]) Höder und Wilbrand: Ravensberger Blätter. Bd. 2. 1902. S. 34.
[3]) Langewiesche: a. a. O.
[4]) Meyer: Westfälische Provinzialblätter. 3. S. 171. — Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1858. Nr. 11. Sp. 381. — Mestorf: Katalog der im germanischen Museum befindlichen vorgeschichtlichen Denkmäler. 1887. S. 99. Nr. 6049. — Wilbrand: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins. 44. 1896. S. 42. — Wilbrand: 11. Jahresbericht des Hist. Ver. für die Grafschaft Ravensberg. 1897. S. 105. — Walther Schulz: Ravensberger Blätter. 1912. S. 77. — Eine erschöpfende Behandlung dieser Gefäße fehlt.

Digitized by Google

dortigen Gegend ſcheinen nach unſicheren Nachrichten noch andere Bronzegefäße zutage getreten zu ſein [1]). Nach Form und Verzierung ſpätrömiſche Terraſigillataſchalen ſind aus Begräbnisſtätten von Veltheim (Kr. Minden)

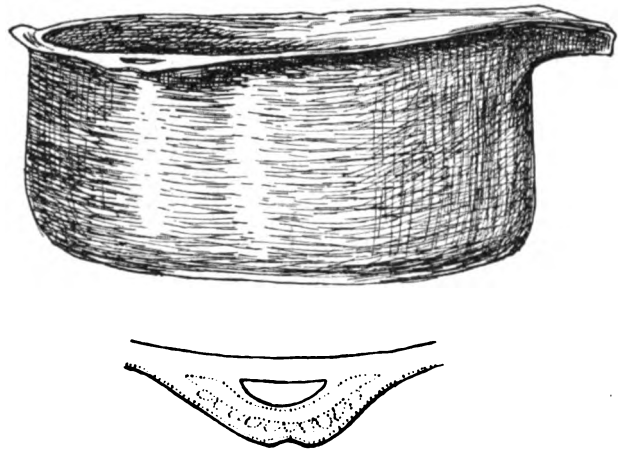


Abb. 8.
Ravensberg bei Halle i. W. (Germ. Muſ. Nürnberg).
Nach Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit. 1858. Nr. 11.

(Muſ. Dortmund) [2]), Dortmund (Abb. 9) [3]), Marten (Lkr. Dortmund) (Muſ. Dortmund) [4]) und vom Rittergute Steinhauſen a. d. Ruhr, Gemeinde Bom-

Abb. 9.
Dortmund.
Nach Jahne: Die Herren und Freiherrn von Hövel. 1860. Band I. S. 45.

---

[1]) Schulz: a. a. O.
[2]) Langewieſche: a. a. O.
[3]) Jahne: „Die Herren und Freiherrn von Hövel". Bd. 1. Köln 1860. S. 45. — Das Gefäß damals in der Sammlung Jahne; wo jetzt?
[4]) Führer durch die Sammlungen zu Dortmund. 1908. S. 137. (Grabſtätte?)

Digitized by Google

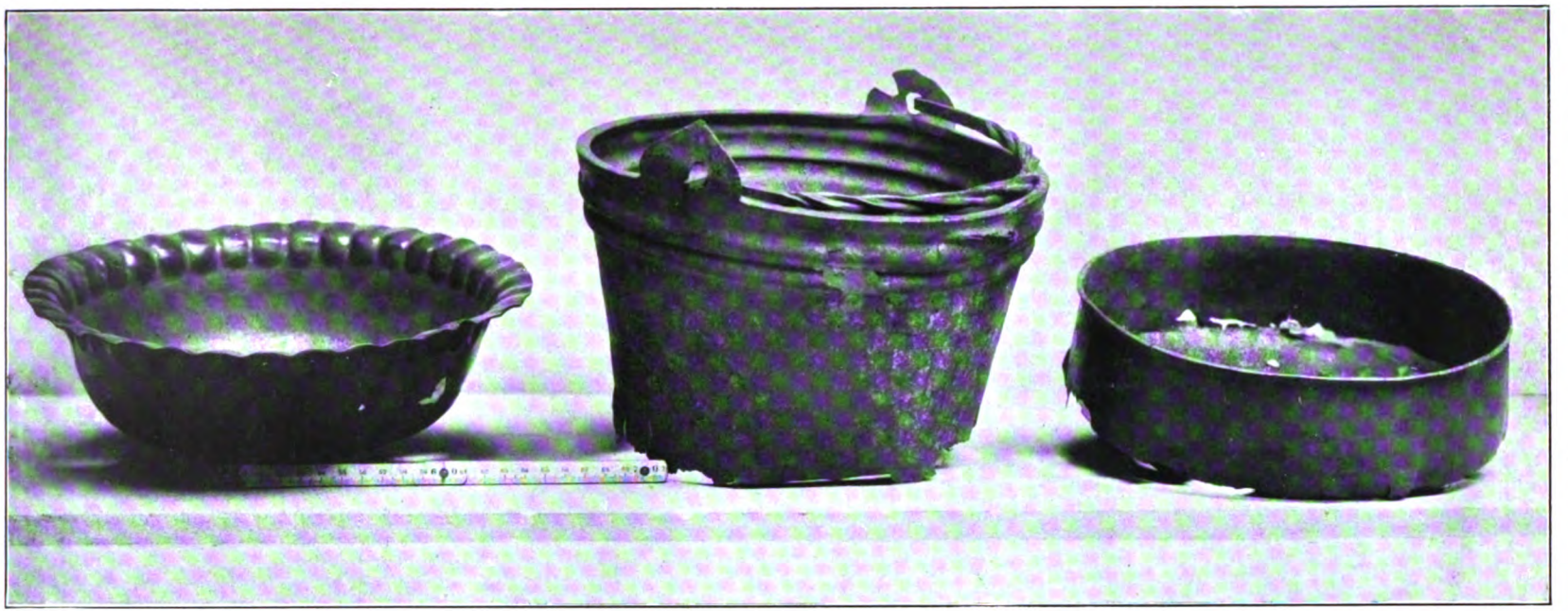


Abb. 5. Abb. 6. Abb. 7.

Ravensberg bei Halle i. W. (Mus. Münster.)
Die Abbildung wird dem Landesmuseum zu Münster verdankt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 10.

Goldhalsring mit birnförmiger Öse von Körbecke (Kr. Warburg). Kgl. Mus. f. Völkerk., Berlin.

Die Abbildung wird dem Kgl. Mus. f. Völkerkunde zu Berlin verdankt.

Digitized by Google

Digitized by Google

mern (Kr. Hagen)[1]) bekannt geworden. Ferner wurden Bruchstücke eines Glasgefäßes bei Deltheim gefunden (Mus. Dortmund)[2]). Beigaben sind jetzt häufiger, doch oft haben die Gegenstände aus Bronze und Glas durch den Scheiterhaufenbrand gelitten (Deltheim)[3]). Waffen fanden sich nur in einem Grabe bei Deltheim; es waren hier einem Krieger der Schild und zwei Kurzschwerter beigegeben worden (Mus. Bielefeld)[4]). Aus dieser Zeit sind Hügelgräber nicht mehr bekannt. Der Leichenbrand wurde in Urnen, in den eingeführten Gefäßen oder auch ohne eine jetzt noch erkennbare Umhüllung (Deltheim)[5]) beigesetzt. Es sei noch angeführt, daß Schmuckstücke spätrömischer Zeit in Westfalen auch außerhalb der Gräber gefunden wurden, nämlich Goldhalsringe mit birnförmigen Ösen[6]). Es traten in Dortmund drei Exemplare zusammen mit spätrömischen Goldmünzen zutage[7]); ein weiteres stammt aus Körbecke (Kr. Warburg)[8]). (Abb. 10 Tafel V.)

Die Besiedelung Westfalens in der frührömischen Zeit aus den Bodenfunden zu erkennen, ist deshalb einstweilen nicht möglich, da Gräber der vorrömischen Eisenzeit von denen dieser Zeit meist nicht getrennt werden können. Doch aus den Schriftstellernachrichten ist zu entnehmen, daß im nördlichen Westfalen die Cherusker, im Münsterlande die Ems aufwärts die Brukterer und südlich der Lippe die Marser siedelten. Für die spätrömische Zeit nun sind wir durch die Bodenfunde besser unterrichtet, denn jetzt haben wir in Westfalen charakteristische Fundstücke. Es lassen sich zwei Fundgruppen erkennen, die eine im nördlichen Westfalen, südlich bis etwa zum Südrande des Teutoburger Waldes, die andere im Lippegebiete bis zur Ruhr. Da ist es auffallend, daß im Münsterlande Gräber der späteren Kaiserzeit fehlen — wie auch im Sauerlande, doch in diesem bergigen Teile wird man überhaupt keine starke Besiedelung erwarten können —. Möglich wäre allerdings, daß die Gräber noch nicht gefunden worden sind. Dem aber ist entgegenzuhalten, daß im Münsterlande, in früheren Zeiten wenigstens, viel geforscht worden ist, daß also doch wahrscheinlich spätrömische Gräber, die möglicherweise auffallende Gefäße gallo-römischer Herkunft enthielten, bekannt geworden wären, falls sie hier vorhanden sind. Auch die römischen Nachrichten lassen sich mit der Fundverteilung gut in Einklang bringen. Denn in den

---

[1]) Brandstäter: Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatskunde in der Grafschaft Mark. 16. 1901/02. S. 146.

[2]) Langewiesche: a. a. O.

[3]) Wellpott und Langewiesche: Ravensberger Blätter. 1909. S. 27. — Walther Schulz: Ravensberger Blätter. 1909, S. 89; 1910, S. 80.

[4]) Langewiesche: a. a. O.

[5]) Langewiesche: a. a. O. — Walther Schulz: a. a. O.

[6]) Über derartige Halsringe und ihre ostgermanische Herkunft vgl. Kossinna: Zeitschrift für Ethnologie. 1905. S. 399.

[7]) Regling: „Der Dortmunder Fund römischer Goldmünzen". 1908. S. 4.

[8]) Kossinna: Zeitschrift für Ethnologie. 1905. S. 401.

Digitized by Google

ersten Jahrhunderten nach Chr. treten in Nordwestdeutschland starke Völkerverschiebungen ein. Schon seit 16 nach Chr. sind die Marser aus der Geschichte verschwunden. Die Cherusker sind z. T. des Tacitus durch innere Streitigkeiten und durch Kämpfe mit den Angrivariern und Chatten vollständig aus ihrer führenden Stellung verdrängt worden. Sie sind damals auf das Gebiet an der Nordseite des Harzes beschränkt. Die Angrivarier breiten sich nach Süden, die Weser aufwärts, aus; wir finden hier später die Engern. Den Angrivariern also werden die Funde der spätrömischen Kaiserzeit im nördlichen Westfalen angehören. Die Macht der Brukterer wird am Ende des ersten Jahrhunderts gebrochen, sie erleiden eine so gewaltige Niederlage durch die Chamaven und Angrivarier, daß sie nach Tacitus sogar vernichtet wurden. Sie sind offenbar in das Gebiet südlich der Lippe gedrängt worden, wo wir später den Gau Borahtra finden. Die Fundgruppe im Lippegebiet wird man als die Hinterlassenschaft der Brukterer ansehen dürfen. Die Angrivarier werden den westlichen Teil des alten Brukterergebietes eingenommen haben; die spätkaiserlichen Gräber am Südrande des Teutoburger Waldes mögen von diesen Eroberern stammen. Die Chamaven aber haben sich wohl gar nicht dauernd im Lande der Brukterer festgesetzt; im Mittelalter finden wir den Gaunamen Hamaland an der oberen Yssel.

Aus der folgenden Zeit, der Merowingerzeit, sind in Westfalen vor allem Skelettgräber bekannt geworden. Derartige z. T. reich ausgestattete Gräber sind auf dem Paschenberg bei Herten (Kr. Recklinghausen) (Mus. für Völkerkunde Berlin)[1]), bei Erle (Kr. Recklinghausen)[2]), Ahsen (Kr. Recklinghausen) (z. T. Mus. Münster)[3]), bei dem Bauerngute Krampe-Nienhaus (Mus. Dorsten)[4]), bei Süddinker (Kr. Hamm)[5]), Beckum (Mus. Münster)[6]), in der Bauerschaft Wibberich (Kr. Beckum) (Mus. Münster, Dortmund, Wiedenbrück)[7]), zwischen Werther und Dornberg (Kr. Halle)[8]), zwischen Werther und Halle (Kr. Halle)[9]), bei Borgholzhausen (Kr. Halle) (Mus. Bielefeld)[10]), auf dem Mooskampe bei Rehme (Kr. Minden) (Mus. Oeynhausen)[11]) und bei Leer (Kr. Burgsteinfurt)[12]) gefunden worden.

[1]) Mecz: Oestische Zeitschrift. 13. 1903. S. 22. — Schuchhardt: Oestische Zeitschrift. 14. 1904. S. 11.

[2]) Oestische Zeitschrift. 20. 1910. S. 111.

[3]) Zeitschrift für vaterländische Geschichte. 4. 1841. S. 327, 341.

[4]) Prähistorische Zeitschrift. Bd. 2. 1910. S. 226.

[5]) Zeitschrift für vaterländische Geschichte. 47. 1889. Abt. II. S. 189.

[6]) Borggreve: Zeitschrift für vaterländische Geschichte. 25. 1865. S. 337.

[7]) Ravensberger Blätter. Bd. 7. 1907. S. 86.

[8]) Jellinghaus in „Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern". 1909. S. 282.

[9]) Jellinghaus: a. a. O.

[10]) Höcker und Wilbrand: Ravensberger Blätter. Bd. 2. 1902. S. 34.

[11]) Langewiesche: Ravensberger Blätter. Bd. 7. 1907. S. 85.

[12]) Prähistorische Zeitschrift. Bd. 4. 1912. S. 415.

Digitized by Google

Brandgräber dieser Zeit sind in der Bauerschaft Westrup bei Haltern (Kr. Coesfeld) festgestellt worden (Mus. Haltern)[1]). Es waren Hügelgräber mit Urnen oder mit Knochenherden, die von Gefäßscherben bedeckt waren.

Nach den Funden ist die Skelettbestattung in Westfalen, offenbar unter fränkischen Einfluß, üblich gewesen. Wie weit daneben Brandgräber verbreitet waren, ist unbestimmt. Vielleicht ist die Brandbestattung in Hügelgräbern erst in späterer Zeit unter sächsischem Einflusse in Westfalen eingedrungen. Daß die Sachsen im Ausgange der heidnischen Zeit in Hügeln die verbrannten Leichen beisetzten, ersehen wir aus den Verordnungen Karls d. Gr. Auch in der Umgegend von Lüneburg sind kürzlich spätsächsische Hügelgräber gefunden worden[2]).

Wir sehen also, daß in dem von istwäonischen Stämmen bewohnten Westfalen der ingwäonisch-sächsische Einfluß in der Merowingerzeit nicht vorherrschend war. Auch das alteinheimische Haus, ein viereckiger Pfostenbau, wie wir ihn in Westfalen aus der vorrömischen Zeit vom „Römerlager" bei Kneblinghausen (Kr. Lippstadt)[3]), aus der römischen Zeit vom Hahnenkampe bei Rehme (Kr. Minden)[4]) kennen, hat sich bis in die Karolingerzeit gehalten[5]), es ist erst in recht später Zeit dem sächsischen Hause gewichen.

Diskussion.

Lienau weist hin auf die sehr gewissenhafte Zusammenstellung der Literatur über Alsengemmen von Frl. Marie Rasch in Heft 7 (7) der Lüneburger Museumshefte, sowie auf die Alsengemmen des Lüneburger Museums, die einst zu den Kleinodien der „Goldenen Tafel" in der Lüneburger Michaeliskirche gehörten.

Kossinna: Wegen der Siedlungsleere des Münsterlandes in frührömischer Zeit ist daran zu erinnern, daß die Römer hier weite Gebiete als Diehtriften sich vorbehielten und den Germanen dort jegliche Ansiedlung untersagten, auch solchen, die stets zu ihnen gehalten hatten, wie die Amsivarier, deren König Bojocalus bekanntlich um die Mitte des 1. Jahrhunderts über diese Härte der Römer gegen sein heimatlos umherirrendes Volk sich bitter beklagte.

Rademacher: Die Verhältnisse der spätgermanischen Gräber sind im Münsterland dieselben wie in der Kölner Gegend, die Funde sind genau dieselben. Das Auffinden dieser germanischen Gräber ist sehr erschwert, da durch keine äußeren Kennzeichen die Gräber kenntlich gemacht sind. Nur der Zufall bringt diese Gräber zum Vorschein, und es können die Funde noch in der Erde ruhen. Ein Leerstehen des Gebietes darf also nicht so ohne weiteres gefolgert werden.

Schulz: Gegen diese Auffassung spricht, daß diese Gräber in anderen Gegenden doch gefunden worden sind. Man könnte allerdings dagegen anführen, daß in diesen

[1]) Conrads: Zeitschrift für vaterländische Geschichte. 58. 1900. S. 221.

[2]) Lienau: Lüneburger Museumsblätter. 1912. S. 28.

[3]) Hartmann: Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen. Bd. 4. 1905. S. 132, 144. — Walther Schulz: „Das germanische Haus in der vorgeschichtlichen Zeit". Diss. 1912. S. 31.

[4]) Schuchhardt: Zeitschrift für vaterländische Geschichte. 61. 1903. S. 163. — Walther Schulz: a. a. O. S. 38.

[5]) Walther Schulz: a. a. O. S. 62.

Digitized by Google

Gegenden zwei größere Museen arbeiten, in der einen Dortmund, in der anderen Bielefeld. Doch auch im Münsterlande ist früher viel gegraben, zahlreiche Urnen sind dort gefunden worden, doch sie gehören einer älteren Zeit an. Es kommt noch hinzu, daß im Münsterlande römische Münzfunde selten sind.

Langewiesche: Brandurnen der römischen Kaiserzeit befinden sich im Rathause zu Recklinghausen aus der Gegend von Datteln und in Paderborn aus Büderich bei Wert.

Baum erörtert des Längeren seine Ansichten über die Besiedlung Westfalens in der römischen Kaiserzeit und im Mittelalter.

Kossinna: In Herrn Baums Ausführungen vermisse ich durchaus die näheren Zeitbestimmungen über die Funde und die Siedlungen, die er im Auge hat. Da muß ganz genau nach Perioden geschieden werden. Die Funde jeder Periode für sich sind kartographisch festzulegen, dann erst läßt sich eine Geschichte der Besiedlung des Landes geben. Nötig dazu sind vor allem reiche Veröffentlichungen alles von den Museen und auch von Privatleuten gesammelten Fundstoffes. Daran fehlt es hier in Westfalen mehr, als in irgendeiner anderen Provinz Norddeutschlands, vielleicht mit Ausnahme von Kurhessen, wo es ebenso trübe bestellt ist. Herr Baum möge also endlich mit dem Werke über seine Ausgrabungen herauskommen. Die Wissenschaft hat hiernach ein dringendes Verlangen.

Schulz: Es ist mir interessant, daß Leichenbrandgräber der Merowingerzeit in Westfalen doch öfters festgestellt worden sind. Daneben sind aber auch die zahlreichen Skelettgräber vorhanden. Da wir uns hier in einer Gegend befinden, die zwischen einem Gebiet liegt, in dem nur Skelettbestattung geübt wird, und einem solchen, in dem die Brandbestattung üblich war, so ist es ja wohl erklärlich, daß hier beide Bestattungsarten nebeneinander geübt wurden. Ich bin selbstverständlich ganz der Ansicht des Herrn Direktors Baum, wie ich auch schon vorher gesagt habe, daß hier der Spaten entscheiden muß.

Lienau weist darauf hin, daß man mit der Bestimmung der Kugelgefäße vorsichtig sein müsse, da diese bis ins Mittelalter angefertigt wurden. Sie wurden öfters als Bauopfer „unter" den Gebäuden beigesetzt. So bei Dahlenburg, Kreis Bleckede, wo drei Gefäße, „derart" von ihm gefunden wurden. Diese dürften dem 13. Jahrh. n. Chr. angehören.

Digitized by Google

Über die niederrheinische Bronzezeit.

Von C. Rademacher, Köln.

Im vierten Bande des „Mannus" erschien ein Aufsatz, in dem Verfasser die Ergebnisse der jahrelangen Sammelarbeit des Cölner Prähistorischen Museums auf den Hügelfeldern in der Cölner Gegend vorlegte, die der Hallstattzeit mit ihren verschiedenen Stufen zugeteilt wurden. Damit ist nun endgiltig die Zeit von etwa 1200 bis zur Mitte des letzten Jahrtausends vor Chr. für unsere Gegend unter Dach und Fach gebracht. Nicht ganz so günstig liegt es mit der Zeit von 500 vor Chr. bis zu Beginn der Fränkischen. Da wir hier im Gegensatz zur Hallstattzeit germanische Besiedelung haben, können wir ihre Hinterlassenschaft nicht in Hügeln suchen, sondern sind auf Flachgräber, die der Zufall ans Licht bringen muß, angewiesen. Aber auch hier mehren sich die Funde. Frühes und späteres La Tène, frühe und spätere Kaiserzeit finden sich immer häufiger und hoffentlich kann auch hier bald eine eingehende Veröffentlichung erfolgen. Von 1200 an wissen wir also ziemlich Bescheid. Die vorhergehende Stufe, die niederrheinische Bronzezeit aber kannte man so zu sagen nicht. Einige Einzelfunde von Bronzen waren ja da, und wenige Gräber; aber das Ganze vermittelte sehr wenig.

Neue Funde gestatten uns jetzt wenigstens einen Blick in die Verhältnisse. Ehe auf weiteres eingegangen wird, sei zunächst bemerkt, daß hier keine erschöpfende Darstellung sämtlicher bronzezeitlichen Funde aus neuerer Zeit in unserem Gebiete gegeben werden, sondern nur eine Reihe von Fundtatsachen herangezogen werden soll, die in einem ursächlichen Zusammenhang stehen.

Den Ausgangspunkt finden wir im Dortmunder Museum. Dort wird jedem Kenner der germanischen Grabkultur mit ihren so charakteristischen großen und weiten, ledergelben bis rottonigen Urnen auffallen, daß eine ganze Menge andersartiger Gefäße sich neben diesen findet. Es sind Urnen mit kleiner Standfläche, hochliegendem Bauchumbruch und mehr oder weniger senkrechtem bis schwach schrägem, zylindrisch bis konischem Hals. Auffallend ist der Mangel an Verzierung. Dazu kommt dann noch das Auftreten der

Digitized by Google

Kerbschnittkeramik. Leider sind die Fundumstände nicht zu ersehen, aber daß es sich um ein, von dem Germanischen verschiedenes Element handelt, wird leicht klar. Da nun die germanischen Gräber der 4. und 5. Bronzezeit als solche feststehen und von da aus sich, für die Dortmunder Gegend, die Kette bis zur Völkerwanderung auf germanischer Seite verfolgen läßt — es sei nur an die neuen Funde der frühen und spätesten Latènezeit erinnert, die Herr Direktor Baum auf zwei Tischen im großen Saal des Museums aufgebaut hat — so folgt, daß die in Rede stehenden Gefäße älter als die ältesten germanischen der Gegend sind, also in eine Zeit fallen, die auch am Rhein überall als Bronzezeit bezeichnet wird; d. h. vor 1200 v. Chr.; etwa in die 2. oder 3. nordische Bronzezeit. Das wird bestätigt durch die Kerbschnittkeramik, die als ausgesprochen keltisches Element am Rhein auftritt. Die erwähnten Gefäße und die Kerbschnittarbeiten gehören zusammen, d. h. demselben Volke an, wie sich später noch bestätigen wird. Damit haben wir für Dortmund eine keltische Besiedelung für die mittlere oder spätere Bronzezeit (rheinischer und süddeutscher Chronologie), die in der 4. nordischen Bronzezeit (1. Hallstattstufe rheinischer Chronologie), also vor 1000 von Germanen verdrängt wird. Sehr gut illustrieren sich diese Verhältnisse auf einem kleinen holländischen Grabhügelfeld, das vom Rijks-Museum in Leiden mustergültig ausgegraben und in den Mededelingen durch Dr. Evelein veröffentlicht wurde. Hier fanden sich Gefäße vom Typus der Dortmunder, von denen das Cölner Prähistorische Museum auch eine Reihe aus der nordwestlichen Ecke der Rheinprovinz besitzt, zusammen mit Kerbschnittkeramik und Gefäßen anscheinend durchaus südlicher Herkunft[1]).

Die Technik und Verzierung — Kerbschnitt, Mäanderlinien und die Beigaben — Steinhammer mit Schaftloch, Nadeln mit ornamentiertem, birnförmigem Kopf sind dabei — setzen die ganze Gruppe unzweifelhaft in die jüngere Bronzezeit unserer Zeitrechnung, also etwa 1400—1200 vor Christi[2]).

Wie schon gesagt, besitzt das Cölner Prähistorische Museum auch derartige Funde von einem sonderbar uncharakteristischen Typus, die noch nicht endgiltig anzusetzen waren. Da kam denn überraschend eine Reihe von Funden aus Grabhügeln von Bruckhausen, Kreis Dinslaken. Hier fanden sich dieselben Gefäße wie Dortmund, Riedhoven, Hees usw., allerdings in älteren Formen, mit Griffzungenschwert, einem anderen Schwert der zweiten (oder dritten süddeutschen) Bronzezeit, mit Steinhammer u. a.

Einige dieser Funde sind im vierten Bande des Mannus durch Prof. Kossinna besprochen worden. Eine eingehende Behandlung der Bruchhauser Funde wird im „Mannus" erfolgen, da die Ausgrabungen noch fortdauern.

Die Hauptwichtigkeit dieser Funde liegt an der Vergesellschaftung von Bronzebeigaben mit Keramik. Grabhügel derselben Zeit mit ausschließ-

[1]) Mededelingen: 1910. Tafel 16 u. 17.

[2]) Die Datierung der Funde durch Evelein (Jahrh. um Chr.) fällt hierdurch.

Digitized by Google

lich Bronzen besitzt das Cölner Prähistorische Museum mehr; so die im Mannus veröffentlichten Funde von Roisdorf und Reusrath. Die Keramik von Bruckhausen stellt die entsprechende von Dortmund, von Hees im Cölner Prähistorischen Museum in die Bronzezeit. Daß ähnliche Formen auch in unserer letzten Bronzezeit vorkommen, zeigt Riedhoven in Holland und Kaldenkirchen u. a. im Cölner Museum. Auch noch in die Hallstattzeit ragt die Form hinein, wie die einschlägigen Funde von der holländischen Grenze im Cölner Prähistorischen Museum und das Material aus der Wedau in Duisburg, beweisen. Hier verrät sich ganz deutlich die Form durch den sehr häufigen senkrechten Rand. Auch unter den Frühhallstattgefäßen von der Golzheimer Heide im historischen Museum von Düsseldorf findet sich neben ziemlich typischen Formen diese Keramik. Auf verschiedenen späteren Plätzen an der holländischen Grenze, wie München-Gladbach, Vlodrop, Elten im Cölner Prähistorischen Museum läßt sich die Überleitung dieser Form in die Spät-Hallstattzeit feststellen und im Trierer Prov.-Museum und auch im Cölner Prähistorischen Museum von Pfalsdorf finden wir sie als Bestandteil der Wendelringphase, die Schlußstufe der Hallstattzeit.

Auch in Frankreich kommt sie in dieser Zeit vor: La eimetière d'Houlzy zeigt diese Formen, die mit dem, was wir am Ober- und Mittelrhein während dieser Vorstufe zur Latène-Zeit finden, gar nichts gemein haben. Da nun in Frankreich (Houlzy) ebenso wie im Trierischen und Holländischen diese Gefäßtypen bis zur Latène-Zeit zu verfolgen sind, während am Ober- und Mittelrhein die Entwickelung von der Bronzezeit an eine viel verwickeltere ist — hier schiebt sich von der jüngeren Bronzezeit an die Hallstattzeit mit ihren verschiedenen Ausprägungen ein — so haben wir die Reihe: Die besprochenen Gefäße von Dortmund, Bruckhausen: mittlere Bronzezeit; Dortmund, Hees, Riedhoven: jüngere Bronzezeit. Riedhoven, Dalheim und Brüggen im Cölner Museum, Golzheimer Heide in Düsseldorf Funde, die mit Hallstatt I gleichzeitig sind, aber nicht so bezeichnet werden können. Weitere Entwickelungen also in Düsseldorf und Duisburg, Trier. Übergang zur Latène-Zeit in Cöln, von Pfalzdorf und im Trierer Museum. Hierhin gehören dann auch Funde wie die von Houlzy in Frankreich, an die sich dann die Latène-Zeit direkt anschließt.

Am Ober- und Mittelrhein hat die Bronzezeit noch manches verwandte — Kerbschnitt und sonstiges —; aber mit dem Ende der Bronzezeit beginnt der Einfluß der schweizerischen und oberitalischen sog. Hallstattkultur — vielleicht, sogar wahrscheinlich getragen von einem rheinabwärts gehenden Bevölkerungszug.

Dieser Zug, der die Hallstattvölker, wohl ligurischen Ursprungs, zum Rhein brachte, reichte bis in die Cölner Gegend. Darüber hinaus werden seine Einflüsse immer geringer und ihr allmähliches Erlöschen ist in Cöln, Düsseldorf und Duisburg genau zu verfolgen. Die Hallstattvölker wandelten

Digitized by Google

bis zur Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends ihre Kultur ab und zwar teilt sie sich in Hallstatt 3. und 4. in zwei Provinzen, von denen die eine nördliche, von Cöln an bis nach Hessen hinein reicht; die zweite südliche den Oberrhein, hauptsächlich Baden begreift. Die erste Provinz wird etwa durch die in der Abhandlung über die Cölner Hügelgräberfelder im Mannus gegebene Stufenfolge charakterisiert; in der südlichen ist nach ziemlich gleicher Ausbildung der beiden ersten Stufen für die späte Hallstattzeit (3. und 4.) die mehrfarbig bemalte Keramik typisch.

In der von den Hallstattvölkern nicht bewohnten oder stark beeinflußten Gegenden findet sich also die zuerst beschriebene Entwickelung, und diese ist die spezifisch keltische.

Ethnologisch ergibt sich also eine keltische Bevölkerung in der mittleren Bronzezeit in der Gegend südwestlich des Germanengebietes.

Diese Bevölkerung bewohnte das heutige Holland, Belgien und Frankreich, wenigstens teilweise. Mit Beginn der Hallstattzeit schoben sich von der Schweiz und Oberitalien aus die Hallstattvölker den Rhein herab und auch zum Teil nach Südfrankreich hinein. Ihre Ausstrahlungsmitte ist die Schweiz. Die entlegenere Nordprovinz verspürte schon von 700 vor Chr. an den Einfluß der westlich sitzenden Kelten, der sich in Analogen zu nordgallischen Funden äußert.

Um die Mitte des ersten Jahrtausends wurden sie durch die Kelten von Westen her und durch die Germanen von Norden und Osten her überlagert und verschwinden völlig vom archäologischen Gesichtspunkte aus.

Auf das langsame Erlöschen der völkischen Eigenart der Hallstattgruppe kann hier nicht weiter eingegangen werden. Das weitere Vordringen der Germanen gegenüber den Kelten oder jetzt — wenige hundert Jahre v. Chr. vielmehr Gallier — ist schon früher (M a n n u s, Die Hügelgräber am Niederrhein) angedeutet worden. Damit wären wir am Ende der heutigen Betrachtungen über die Bronzezeit des Niederrheins und der sich hieran schließenden Gedankenreihe angelangt. Etwas Abschließendes läßt sich heute noch nicht geben. Dafür sind die Funde noch zu dünn gesät und zu dürftig, aber das Vorgetragene genügt wohl, um zu zeigen, wie wichtig gerade hier einschlagende neue Funde sind und wie weit ihre Deutung und Erklärung für die ethnologischen Grundlagen der vorgeschichtlichen Entwicklung Licht bringen kann. Nötig wäre vor allem eine Stufenfolge für diese keltische Bronzezeit aufzustellen, die sich über die Hallstattzeit ausdehnt, und auf die der Name Hallstattkultur nicht im geringsten paßt. Hoffentlich häuft sich im Cölner Prähistorischen Museum das schon reichliche Material bald so, daß es einen entsprechenden Niederschlag finden kann. Vom typologischen Standpunkte aus wäre die Aufstellung einer Entwicklungsreihe der keltischen Reinkultur, also nicht der bekannten rheinischen durch die Hallstattkultur komplizierten, von der allergrößten Bedeutung.

Digitized by Google

Diskussion.

Kossinna: Alle von Herrn Rademacher hier vorgeführten Funde aus der Periode der Bronzezeit sind neu, jedoch auf meiner neuen, der Tagung gewidmeten Siedlungskarte dieser Periode für Mitteleuropa bereits eingetragen. Was die Griffzungenschwerter angeht, so sind sie ein germanischer Typus, den die in Westdeutschland wohnenden Kelten sehr viel weniger übernehmen, als die ostdeutschen Illyrier. Trotz des germanischen Bronzeschwertes sind die Hügelgräber von Dinslaken natürlich keltisch.

Busse macht aufmerksam darauf, daß zweierlei Arten von Fingernägeleindrücken als Verzierung der Gefäße vorkommen: einmal mit dem Finger nach außen gedrückte und dann nach innen herausgehöhlte.

E. Frank: Da die Erörterung über die richtige Bezeichnung der Fingereindrücke der Gefäßränder bedeutende Abweichungen der Auffassungen zeigte, so dürfte zu erwägen sein, ob die Tagung im kommenden Jahre nicht benutzt werden könnte, solche Bezeichnungen festzulegen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Ausgrabungen auf dem Brandgrubengräberfelde der spätrömischen Kaiserzeit bei Wilhelmsau im Kreise Nieder-Barnim, Prov. Brandenburg.

Von H. Busse, Woltersdorf.

Mit 3 Tafeln (VI—VIII), 1 Lageplan und 1 Gräberkarte.

Wilhelmsau ist ein Vorwerk des Ritterguts Rüdersdorf, das jetzt dem bekannten großen rheinischen Industriellen Aug. Thyssen senior gehört. Das Vorwerk liegt unweit der Spree, im südlichsten Winkel des Kreises Nieder-Barnim, 6 km von Erkner und 4 km südlich von der Eisenbahnhaltestelle Fangschleuße. In der Nähe von Wilhelmsau befand sich seit den ältesten Zeiten ein Übergang über die Spree, der nach dem südlich derselben gelegenen Kreise Beeskow-Storkow führte und dann noch weiter zur Lausitz. Später wurde der Übergang durch eine Fähre und seit vorigem Jahre durch eine feste Brücke vermittelt.

Das Gräberfeld, das 200 m südlich von den Wirtschaftsgebäuden liegt, ist in der prähistorischen Literatur, namentlich wegen seiner bestimmten Eigenart, ziemlich bekannt geworden. Durch seine reichen Fundergebnisse lieferte es ein sicheres Material zur Beurteilung der Kultur der hier in der Gegend im 3. bis 4. Jahrhundert nach Chr. wohnenden Ostgermanen.

Bereits im Jahre 1905 habe ich das Gräberfeld bei Wilhelmsau in der Zeitschrift für Ethnologie veröffentlicht. Vorher hat E. Friedel die Ergebnisse der Ausgrabungen des Märkischen Museums in Wilhelmsau unter dem Titel „Die Brandpletter von Wilhelmsau" 1888 bekannt gemacht. Herr Professor Kossinna erwähnt das Gräberfeld bei Wilhelmsau in seiner größeren Arbeit „Verzierte Lanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen" nebst Nachtrag in der Zeitschr. f. Ethnol. 1905 und erachtet es nach verschiedenen Fundstücken, wie silberne Zweirollenfibeln, verzierte Lanzenspitzen, Tontassen mit langen spitzen Kniehenkeln, Pokale mit hohem Hohlfuß, Scheeren, Schlüssel, kleine Eimerchen als Hängeschmuck, Schild-

Digitized by Google

feſſeln, eine Kaurimuſchel mit kreuzweiſe übereinander gelegten Bronzebändern uſw. als echt oſtgermaniſch, wenn auch ſchon an der äußerſten Grenze liegend[1]). Auch die Art der Beiſetzungen des Leichenbrandes ohne Urne iſt charakteriſtiſch oſtgermaniſch.

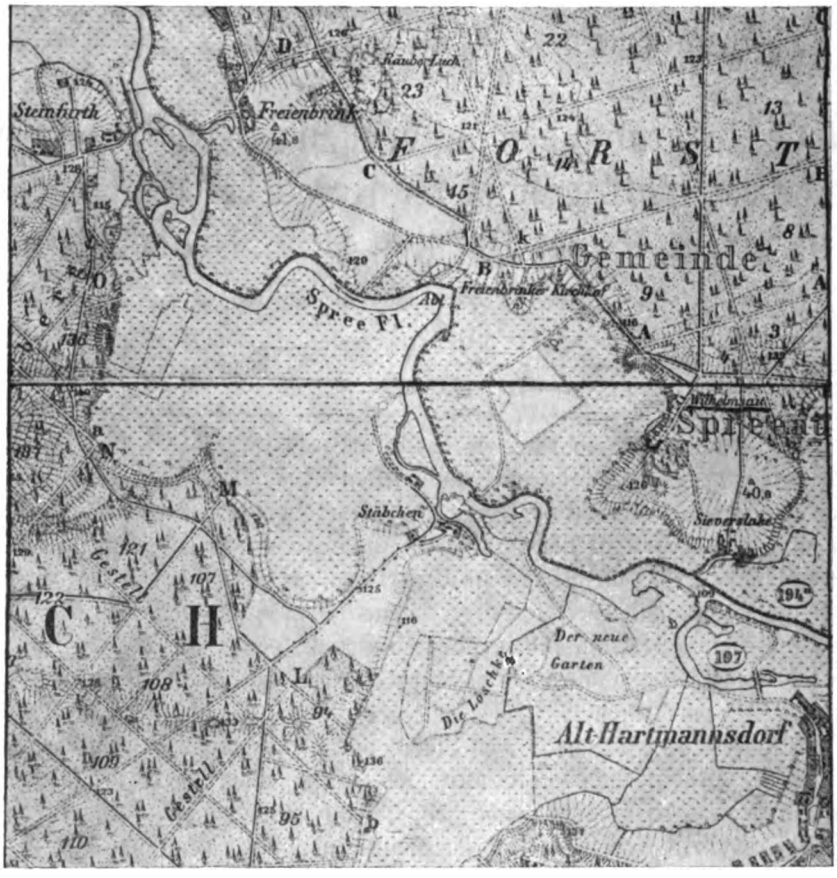


Abb. 1. Aus dem Meßtiſchblatt 30. 1:25000.

Die Gräber beſtehen aus rundlichen Gruben, die ſich von dem ſie umgebenden Mutterboden ſcharf abheben. Die Gruben ſind meiſtens 50 bis 75 cm tief und haben einen Durchmeſſer von 30 bis 50 cm. Sie enthalten mehr oder weniger dunkel gefärbte, bisweilen ganz ſchwarze fettige Erde, in der die Knochenreſte der verbrannten Leichen und die dem Toten angehörigen Schmuck- und Wirtſchaftsgegenſtände, auch im Feuer geweſene Ge-

[1]) Zeitſchr. f. Ethnolog. 1905. S. 396 ff., 596 ff.

Digitized by Google

fäßteile, eingebettet sind. In wenigen Fällen wurden auch vollkommen erhaltene Tongefäße gefunden. Daß die meisten Beigaben im Feuer des Scheiterhaufens gewesen sind, beweist ihr vorgefundener Zustand. Die kleineren Fundstücke aus Metall und Glas sind oftmals gänzlich, die größeren zum Teil geschmolzen, die Tongefäße sind sehr häufig blasig und porös aufgegangen und zerplatzt. Auch an den Beigaben fest gebrannte Knochenteile des Leichenbrandes wurden wiederholt gefunden. Kustos Buchholz hat in Wilhelmsau über den Brandgruben und um sie herum eine dünne, moorige, humose Schicht gefunden, die von einem Fell, Tuch oder Korb herstammen könnte, worin der Leichenbrand gesammelt und dann beigesetzt wurde [1]). Auch H. Jentsch spricht ebenfalls von einem Faß, Eimer, Kasten, Korb, Sack oder Tuch, die als Umhüllung der gesammelten Brandreste gedient hätten [2]).

Obgleich ich dieser Annahme nicht widersprechen will, möchte ich doch bemerken, daß ich bei der größten Aufmerksamkeit nicht das geringste Anzeichen davon gefunden habe. Es könnte höchstens die ungemein scharfe Abgrenzung des Inhalts der Brandgruben zu dem hellgrauen Mutterboden dafür sprechen. Ein Kasten, der ja eckig ist, würde jedenfalls ausgeschlossen sein, denn die Brandgruben sind immer rund, nie eckig. — Bei einem Versuch, die schwarze Erde der Brandgruben auszulaugen, ergab sich, daß die Auflösung stark kalihaltig war und demnach nehme ich an, daß in die Gruben viel Holzasche vom Scheiterhaufen gelangt ist, denn die Holzasche enthält bekanntlich einen mehr oder weniger hohen Prozentsatz von Kali.

Die neuen Ausgrabungen.

Nachdem ich in der Zeitschrift für Ethnologie 1905 die Ergebnisse meiner Ausgrabungen in Wilhelmsau bereits veröffentlicht hatte, erfuhr ich gelegentlich, daß nachträglich in Wilhelmsau wiederum einige Eisensachen gefunden worden waren. Dies überraschte mich um so mehr, als ich das betreffende Ackerstück Spaten für Spaten durchgegraben und den Inhalt der Gruben, selbst mit oftmaliger Benützung eines Drahtsiebes, gewissenhaft untersucht hatte, so daß ich überzeugt bin, daß mir selbst die kleinsten Gegenstände, wie kleine Perlen, die kleinen Nieten von den Knochenkämmen und die kleinsten Schmelzstücke nicht entgangen sein können. An Ort und Stelle ergab es sich, daß die neuen Fundorte auf dem früheren Arbeitsgebiet des Märkischen Museums und teilweise auf dem des Herrn Ingeneurs Herrmann lagen, der letztere hatte nämlich nach dem Märkischen Museum in Wilhelmsau gegraben, allerdings, wie ich gesehen habe, nicht planmäßig, denn zwischen seinen mir persönlich bezeichneten Fundstellen fand ich später

[1]) Brandpletter bei Wilhelmsau. S. 5.
[2]) Niederlausitzer Mitteilungen. Bd. IV. S. 24.

Digitized by Google

meine damals zuerst ausgegrabenen Brandgruben; es waren die Gräber 1—16. Weiter möchte ich hierbei bemerken, daß ich hinter den von mir zuletzt gefundenen Gräbern noch mehrere Meter weiter, ja selbst den westlich vom Gräberfelde vorbeiführenden Weg verschiedentlich angegraben habe, ohne auf Brandgruben zu stoßen. Ausgeschlossen ist es jedoch nicht, daß sich jenseits des Weges, wo jetzt dichter Hochwald steht und eine Untersuchung fast unmöglich ist, das Gräberfeld fortsetzt.

Bei der großen Bedeutung des Wilhelmsauer Gräberfeldes hielt ich es für angebracht, den ganzen nördlichen Teil des Friedhofes, um welchen es sich jetzt handelte (siehe Gräberkarte), nochmals genauer zu untersuchen. Das Ergebnis dieser Arbeit waren noch weitere zwölf Brandgruben, die mit ihrem Inhalte mir Veranlassung zu meinem Vortrage bei der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte (am 3. August 1912) in Dortmund gaben.

Die Fundstücke aus diesen zwölf Gräbern (Gr. 55—66) bieten im Vergleich zu denen der früheren Gräber 1—54 im wesentlichen nicht allzuviel Neues, sie tragen jedoch mit ihren größeren und kleineren Abweichungen in den Formen und in der Größe, auch in ihrer Erhaltung immerhin dazu bei, die Ansicht und Begutachtung über dieselben zu ergänzen und zu vervollkommnen. Fast in jeder Grube fanden sich neben vom Feuer des Scheiterhaufens wenig oder gar nicht veränderten Gefäßstücken solche, die teilweise und häufig gänzlich verschlackt, porös und blasig, bimsteinähnlich, aufgegangen waren. Die ersteren zeigen meistens die Verzierungsweise der römischen Kaiserzeit, das Sparrenornament und das Zickzackband, auch die horizontalen Punktreihen. An verschiedenen Stücken ließ sich die Anwendung der Drehscheibe erkennen. Den blasigen verschlackten Zustand der Gefäße und der Bruchstücke derselben, auch die Ursache dazu hat A. Götze in seiner Arbeit „Der Schloßberg bei Burg im Spreewald“[1]) sehr ausführlich behandelt.

Das Gefäß mit drei Schnürhenkeln aus Gr. 59 ist für Wilhelmsau einzig und ist nach Kossinnas Ansicht höchstwahrscheinlich ein weiteres Anzeichen für den ostgermanischen Charakter des Wilhelmsauer Gräberfeldes. In den Brandgruben bei Reichersdorf, Kreis Guben, hat sich ebenfalls ein dreihenkliges Gefäß gefunden. Die wandalischen Gräber von Sackrau bei Breslau haben mehrere derartige Gefäße geliefert[2]). Von 7 gefundenen Fibeln ist die Form der aus Gr. 58 mit ihrem hohen schmalen Bügel und sehr hohen Nadelhalter im allgemeinen selten und für Wilhelmsau neu. Ebenso neu ist der Messerschärfer oder Feuerstahl aus Gr. 61. In den Brandgruben bei Sadersdorf, Kreis Guben, sind allein 19 solcher Werkzeuge gefunden worden. H. Jentsch hat den Gebrauch derartiger Fundstücke

[1]) Prähistorische Zeitschr. 1912. Bd. IV. S. 317.
[2]) Zeitschr. f. Ethnol. 1905. S. 404.

Digitized by Google

als Messerschärfer ausführlich beschrieben[1]). Die vierschneidige Lanzenspitze aus Gr. 57 und das Dolchmesser aus Gr. 59 weichen in ihren Formen von den früher in Wilhelmsau gefundenen Lanzenspitzen und Messern ganz

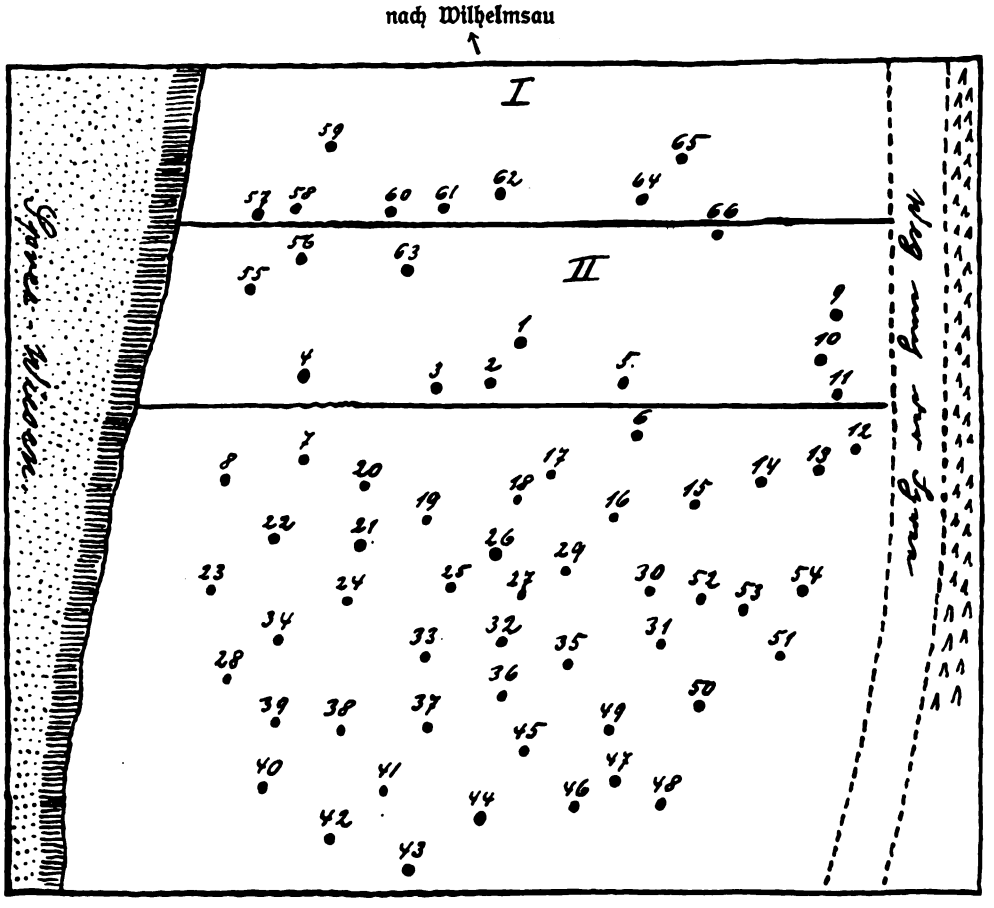


Abb. 2.
Gräberverzeichnis.
I Ausgrabungsgebiet des Märkischen Museums.
II Ausgrabungsgebiet des Herrn Herrmann.
Maßstab 1:500.

besonders ab. Kleine Eimerberlocks fanden sich noch fünf (in Gr. 62 und 63). Die Fundorte dieses Hängeschmucks sind von H. Jentsch in der Beschreibung des Gräberfeldes von Sadersdorf, auf dem vier kleine Eimerchen gefunden

[1]) Nieder-Lausitzer Mitt. Bd. IV. S. 359.

Digitized by Google

worden sind, verzeichnet [1]). Ich füge noch als weiteren von Jentsch nicht erwähnten Fundort Darzau hinzu. Dort sind ebenfalls 4 Eimerchen, 2 aus Bronze und 2 aus Eisen gefunden worden [2]).

Von noch 6 gefundenen Wirteln ist der aus Gr. 62 scheibenförmig. Auch der gepunzte Ring aus Gr. 59 und die verzierten Kammstücke aus den Gr. 57 und 66 sind bemerkenswert.

Fundbericht.

(Siehe Gräberkarte und Tafel VI—VIII.)

Die Gräber 1—54 sind in der Zeitschrift f. E. 1905, S. 572—590, beschrieben worden.

Grab 55. (Tafel VI.)

1. Ein einfach konischer Wirtel, sehr gut erhalten.

2. Ein senkrecht geriefter doppelkonischer Wirtel mit scharfer Mittelkante.

3. Ein kleines Messer mit schwach gebogenem Rücken. Ganze Länge 8,5 cm, die der Griffzunge 2,5 cm. Größte Höhe der Klinge 11 mm. Oben und unten rechtwinklig vom Griff abgesetzt.

4. Eine 4,5 cm lange runde Schnallenachse aus Eisen mit zwei beweglichen 12 mm langen Rollen und zwei seitlichen Köpfen. An einer Rolle ist eine Silberschlacke angeschmolzen.

5. Verschlackte Bruchstücke einer weitmündigen Schale mit einem 2,5 cm hohen ausgehöhlten Fuß.

Grab 56.

Viele ganz verschlackte Gefäßstücke mit daran fest gebrannten Knochenstücken. Keine weiteren Beigaben.

Grab 57. (Tafel VI.)

1. Vier Stücke eines Knochenkammes mit kleinen runden Nieten aus Eisen. Das eine Stück zeigt das Zickzackornament mit Begleitung von kurzen Strichreihen [3]).

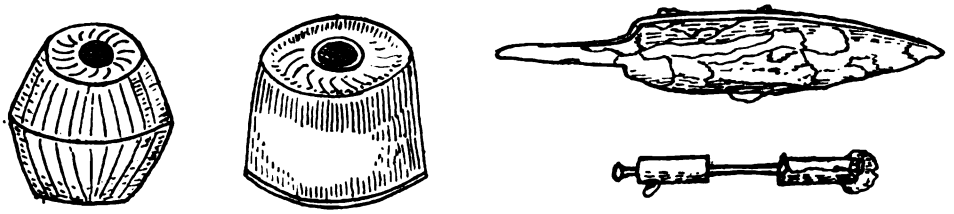
2. Eine Armbrustfibel aus Bronze; Nadel und Nadelhalter, auch der Fuß fehlen. Der Bügel besteht aus einem 4 mm breiten Band, das die Achse ringförmig umschließt und sich dann unten dem Bügel wieder anlegt. Dieser Doppelbügel ist mit Draht dreimal umwickelt und wird nach dem Fuße zu breiter, die Fibel gleicht der aus Gr. 20.

[1]) Nieder-Lausitzer Mitt. Bd. IV. S. 41.

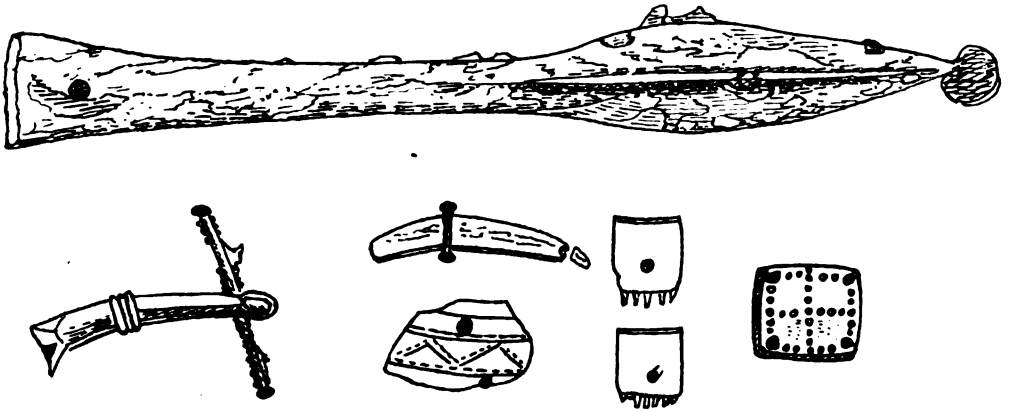
[2]) C. Hostmann: Der Urnenfriedhof von Darzau, Provinz Hannover. S. 98; Erich Blume, die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. Würzburg 1912 (Mannusbibliothek 8). I. S. 97.

[3]) Olshausen: Beitrag zur Geschichte des Haarkammes. Verh. d. B. G. f. A. 1899. S. 169 ff.

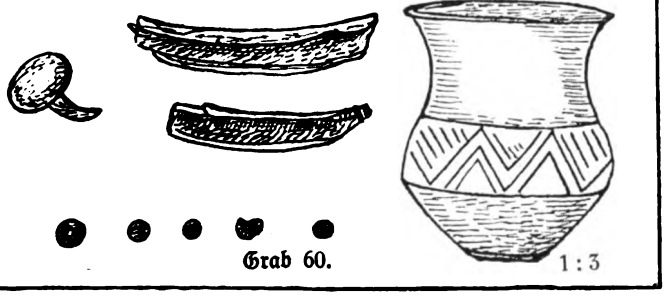
Digitized by Google



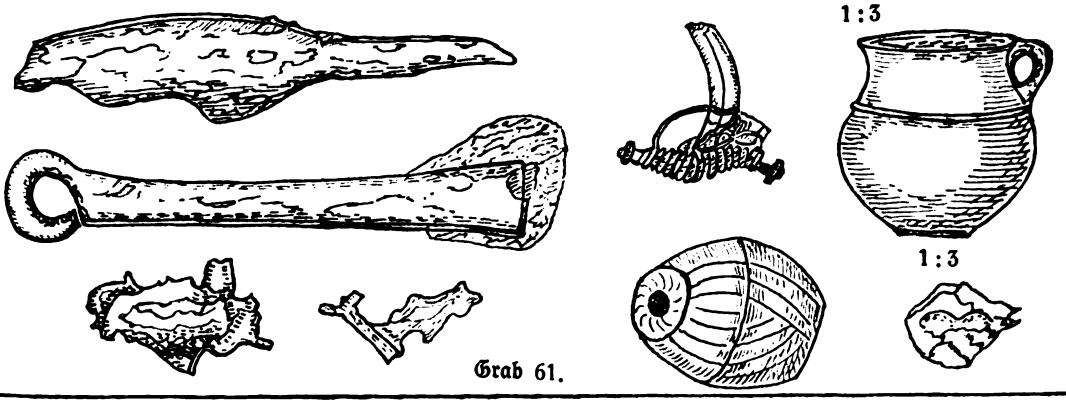
Grab 55.



Grab 57.



Grab 60.



Grab 61.

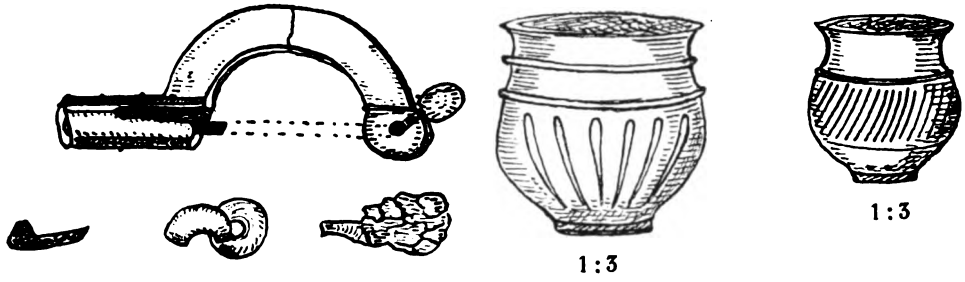
Aus den Brandgruben bei Wilhelmsau. 2/3 der natürlichen Größe.

Busse, Neu-Ausgrabungen auf dem Brandgrubengräberfeld der spätrömischen Kaiserzeit bei Wilhelmsau im Kreise Nieder-Barnim Prov. Brandenburg.

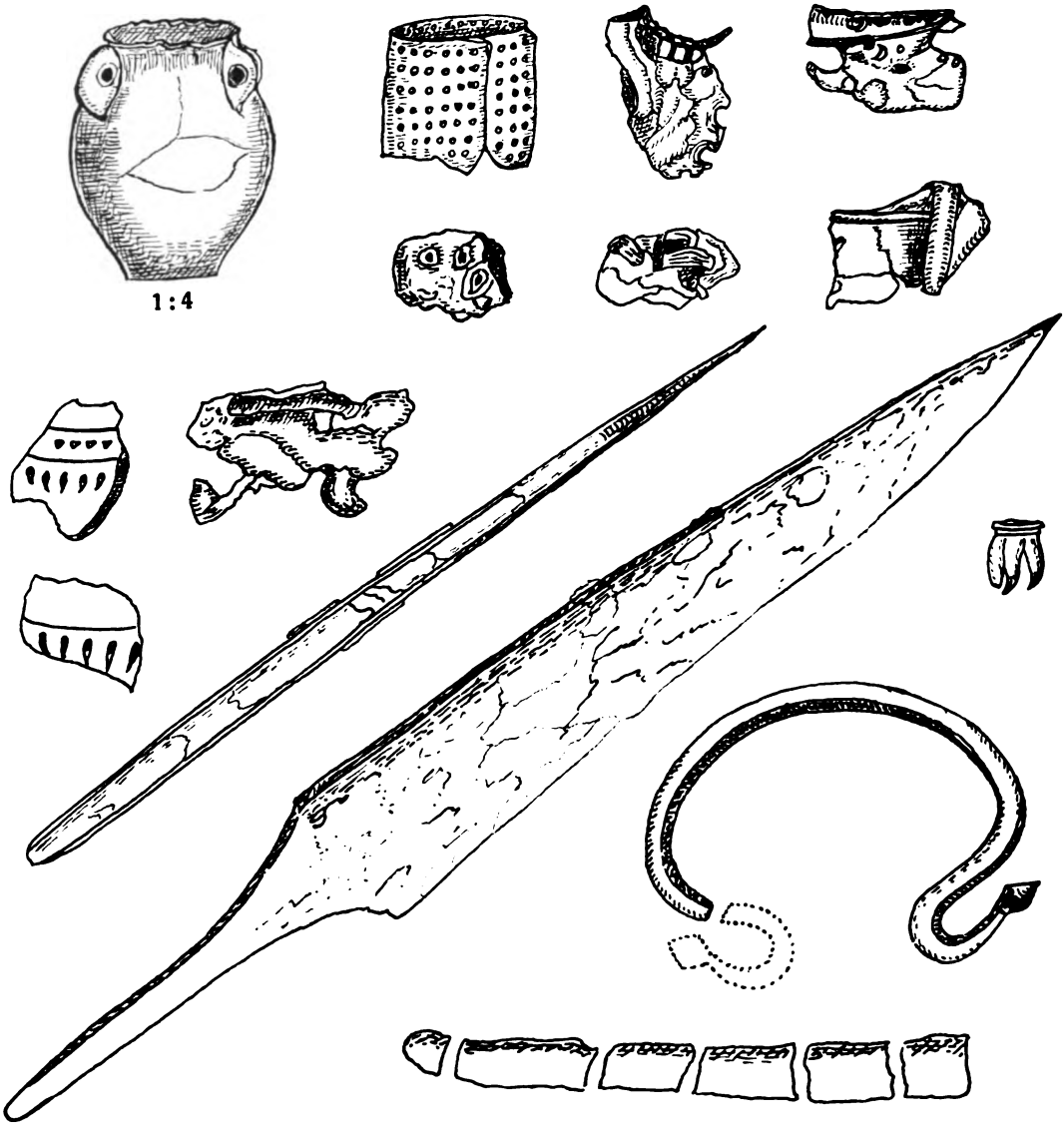
Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



Grab 58.



Grab 59.

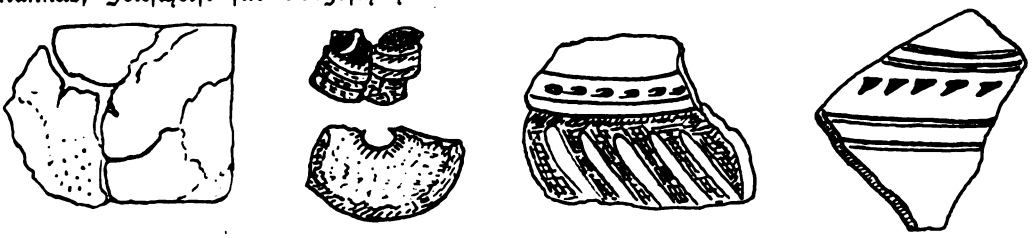
Aus den Brandgruben bei Wilhelmsau. $^2/_3$ der natürlichen Größe.

Busse, Neu-Ausgrabungen auf dem Brandgrubengräberfeld der spätrömischen Kaiserzeit bei Wilhelmsau im Kreise Nieder-Barnim, Prov. Brandenburg.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

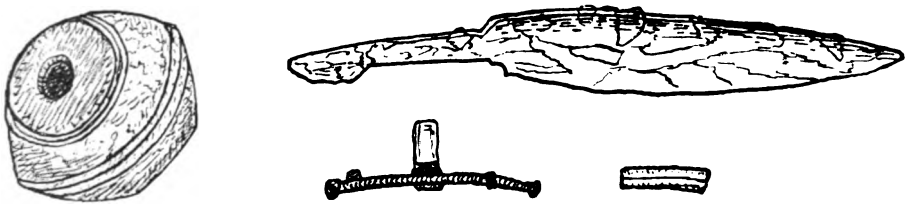
Digitized by Google



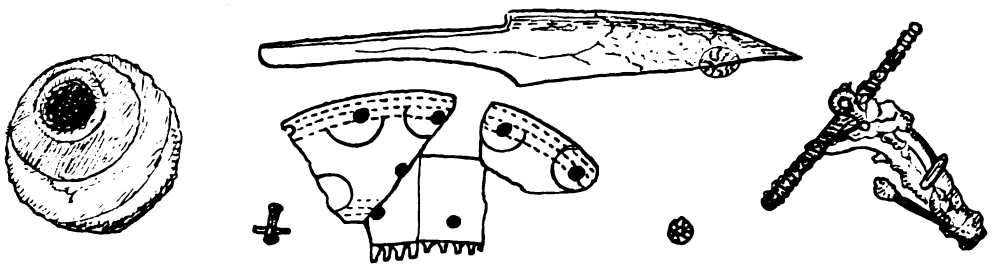
Grab 62.

Grab 63.

1 : 3 Grab 64.



Grab 65.



Grab 66.

Aus den Brandgruben bei Wilhelmsau. $^2/_3$ der natürlichen Größe.

Busse, Neu-Ausgrabungen auf dem Brandgrubengräberfeld der spätrömischen Kaiserzeit bei Wilhelmsau im Kreise Nieder-Barnim, Prov. Brandenburg.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

3. Ein durch vier Bronzenieten zusammengehaltenes viereckiges Beschlagstück aus Bronze, das kreuzförmig mit Punkten verziert ist. Die Ecken sind abgerundet. Länge und Breite 16 mm.

4. Eine Lanzenspitze aus Eisen mit verhältnismäßig langer Tülle, in der noch ein runder Niet und Holzreste vom Stiel sitzen. Der obere und untere Grat des Blattes sind derartig erhaben, daß man das Stück als vierschneidig ansehen kann. Ganze Länge 18,5 cm, Länge der Tülle 10 cm, größte Breite des Blattes 2 cm.

5. Gänzlich verschlackte Gefäßstücke.

Grab 58. (Tafel VII.)

1. Eine Bronzefibel mit sehr hohem halbkreisförmigen schmalen Bügel. Der Querschnitt des Bügels bildet ein hohes spitzes Dreieck. Der lange hohe ausgehöhlte Fuß besitzt zwei Längsgrate und zwei Querwülste. Im Nadelhalter sitzt noch die abgebrochene Nadelspitze. Leider ist die Spirale abgeschmolzen und die Achse verschlackt. Der Bügelkopf ist rund durchbohrt. Länge der Fibel 7 cm. Höhe des Bügels und die des Fußes 9 mm. Der Fuß ist 2,5 cm lang und 5 mm breit[1]). Nur der Nadelhalter ist hier etwas zurücktretend.

2. Zwei Perlen aus blauem Glas. Durchmesser 7 mm.

3. Sehr hart gebrannte, rötliche, schön geglättete, aber auch viele verschlackte Stücke eines etwa 8 cm hohen und ebenso breiten Gefäßes mit zwei breiten horizontalen Halsfurchen, die scharfe Zazetten bilden. Bis zum Boden herab sind flache breite Furchen eingestrichen. Der Boden hat 5,5 cm Durchmesser[2]).

4. Stücke eines Bechers, der etwa 7 cm hoch und 6 cm weit war. Der Hals ist sehr eingewölbt, der Bauch mit schrägen, parallelen Riefen verziert. Wegen des verschlackten Zustandes vieler Gefäßstücke konnte ich beide Gefäße nicht wiederherstellen; ich habe jedoch die Formen gezeichnet.

Grab 59. (Tafel VII.)

1. Ein unverzierter Topf mit drei großen, wagerecht durchbohrten Schnürhenkeln. Höhe 15, Weite 14, Mündung 8, Boden 5,5 cm[3]).

2. Verschlackte Stücke eines sehr großen Gefäßes.

3. Ein 2 cm breiter, gepunzter Ring aus Bronzeblech mit einem Durchmesser von 2,5 cm. Derselbe hat wahrscheinlich als Beschlag eines Lanzen-

---

[1]) Eine Fibel mit gleich hochbleibendem Bügel aus Grunau, Kreis Elbing, ist abgebildet bei Erich Blume: Die germanischen Stämme usw. S. 38. Nr. 34.

[2]) In der Herrmannschen Sammlung befindet sich ein gleiches Töpfchen.

[3]) In der Zeitschr. f. Ethnol. 1905. S. 404, führt Kossinna verschiedene dreihenklige Gefäße an. Es erscheint ihm, daß dreihenklige Gefäße für den Osten charakteristisch sind. (Vgl. auch E. Blume, a. a. O. S. 128 f.)

Digitized by Google

stieles, Dolch oder Messergriffes gedient. Die kleinen, runden Einstiche sind regelmäßig auf der ganzen Außenfläche verteilt.

4. Mehrere zusammengeschmolzene Perlen aus blauem Glas.

5. Fünf Stücke eines verbogenen und zum Teil angeschmolzenen, kleinen Bronzegefäßes mit gedrehtem Rande. Unter dem Rande befinden sich kleine runde Löcher, auch ein kleiner Henkel ist sichtbar.

6. Ein 18 cm langer, vierkantiger, am Ende spitzer Dolch oder Pfriemen aus Eisen. Die Griffzunge ist breit gehämmert und 6,5 cm lang [1]).

7. Ein 26 cm langes Dolchmesser mit geradem Rücken. Die 8 cm lange Griffzunge ist oben und unten bogenförmig abgesetzt. Größte Breite des Messers 2,7 cm [2]).

8. Nochmals aneinander geschmolzene, verschlackte Perlen.

9. Ein gut erhaltener Zahn eines Menschen.

10. Ein massiver, großer, vierkantiger Gefäßbügel aus Bronze mit seitwärts nach oben herum gebogenen Enden. Auf jedem Ende sitzt ein doppelkonischer Kopf. Weite 7, Höhe 5 cm.

11. Bandförmige Bruchstücke eines Beschlages aus Eisenblech.

12. Bruchstücke aus Ton eines kleinen Topfes mit länglichen, dreieckigen Einstichen.

Grab 60. (Tafel VI.)

1. Dunkelrote, sehr hart gebrannte Bruchstücke eines teilweise verschlackten Topfes mit einem horizontalen Band von im Zickzack gestellten Riefen. Höhe etwa 15 cm. Nur in der Zeichnung wiederhergestellt.

2. Zwei 4,5 cm lange, rundliche Hülsen und doppeltem Eisenblech. Durchmesser 7 mm.

3. Ein Nagel aus Eisen mit großem, platten Kopf. Länge des Nagels 7 mm. Durchmesser des Kopfes 8 mm.

4. Fünf zum Teil angeschmolzene Bronzeperlen.

5. Zehn kleinere Schmelzstücke aus Bronze.

6. Einige kleine Bronzeblechstücke.

Grab 61. (Tafel VI.)

1. Sehr hart gebrannte Bruchstücke eines zum Teil verschlackten Topfes mit schräg ausgelegtem Rande. Höhe 10, Weite 10, Mündung 9, Boden 7,5 cm. Zwischen den beiden horizontalen aufgelegten Halsleisten ist eine vertiefte, guirlandenartige Verzierung angebracht.

---

[1]) Ein gleiches Stück aus Reichersdorf ist abgebildet auf Seite 113 der Nieder-Lausitzer Mitt. Bd. IV.

[2]) In der Herrmannschen Sammlung befindet sich ein ähnliches Stück aus Wilhelmsau.

Digitized by Google

2. Bruchstücke eines einfachen, einhenkligen Topfes. Höhe 8, Weite 8, Mündung 6, Boden 3 cm. Beide Gefäße sind nur in der Zeichnung rekonstruiert.

3. Eine Armbrustfibel aus Bronze mit zwei rundlichen Knöpfen an der eisernen Achse. Der 6 mm breite, etwas gewölbte, längsgeriefte Bügel ist beinahe halbkreisförmig. Der Fuß ist abgebrochen. Die Fibel ähnelt der aus Grab 43.

4. Ein kleines, verschlacktes Messer mit wenig gebogener Klinge. Länge 9,5 cm, Höhe der Klinge 22 mm.

5. Ein nach unten etwas verbreiterter Messerschärfer oder Feuerstahl mit rundgebogenem Griff. Länge 11 cm, untere Breite 18 mm.

6. Einige Bronzeschmelzstücke.

7. Ein verschlackter Wirtel.

Grab 62. (Tafel VIII.)

1. Bruchstücke eines Tongefäßes mit horizontalen und schrägen Furchen. Die Furchen sind von eingedrückten runden und eckigen Grübchen begleitet.

2. Ein größeres Stück eines scheibenförmigen Wirtels. Bisher haben sämtliche in Wilhelmsau gefundenen Wirtel die hohe Form, wenn auch einige von ihnen sich der Scheibenform nähern, wie die aus den Gräbern 36, 47 und 16.

3. Ein Beschlagstück aus Bronzeblech. Länge und Breite 4,5 cm.

4. Zwei aneinander geschmolzene, kleine Eimerchen, jedes etwa 12 mm hoch und 10 mm breit.

Grab 63. (Tafel VIII.)

1. Gänzlich verschlackte Gefäßbruchstücke.

2. Stücke einer eisernen Nadel mit rundlichem Kopf. Länge 10 cm.

3. Drei kleine Eimerchen von derselben Größe wie die aus Grab 62. Das eine ist halb verschlackt.

4. Zwei durchlochte Scheiben aus Eisen. Durchmesser 1,5 cm.

5. Eine große Schnalle aus Eisen mit gerieften, rundlichen Köpfen an der Achse. Höhe 3,5, Breite 5 cm. Ein gleiches Stück lag in Grab 4 [1]).

6. Fünf aneinander geschmolzene blaue und grüne Glasperlen.

7. Einige geschmolzene Glasstücke.

8. Mehrere Bronzeschmelzstücke.

9. Stücke einer Armbrustfibel. Der Bügel ist aus Bronze und hat zwei Querwülste. Die Achse der Spirale ist aus Eisen.

---

[1]) Eine Schnalle aus Reichersdorf von gleicher Form ist abgebildet in den Niederlausitzer Mitt. Bd. IV. S. 116. Figur 69.

Digitized by Google

Grab 64. (Tafel VIII.)

1. Ein im Feuer verzogener und angeschmolzener Topf, namentlich an der Mündung verbogen. Höhe 9, Weite 10, Boden 4 cm. Er hat die Form des neben dem großen Trinkhumpen aus Wilhelmsau abgebildeten Topfes auf Seite 15 der Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1901.

2. Mit horizontalen und schrägen Furchen, auch Einstichen versehene, sehr hart gebrannte Gefäßstücke.

3. Vier Zähne vom Menschen.

4. Ein verbogenes, gänzlich verschlacktes Bruchstück, das ich für eine Speerspitze ansehe. Es lassen sich Spuren eines Ornaments erkennen. Länge 6, Breite des Blattes 2 cm.

5. Verschmolzene Glasperlen.

6. Eine Armbrustfibel mit umgeschlagenen Fuß. Auf dem 6 mm breiten Bügel sitzt eine runde Scheibe, in der wahrscheinlich eine Glas- oder Silberperle befestigt war. An den Enden der Achse erscheinen zwei rundliche Köpfe. Länge der Fibel 4 cm, der Achse 3,5 cm. Das Stück ähnelt der Fibel aus Grab 43.

Grab 65. (Tafel VIII.)

1. Gänzlich verschlackte Gefäßstücke.

2. Die 4,3 cm lange Achse mit seitlichen, runden Köpfen und verschlackte Stücke des Bügels einer Fibel.

3. Ein horizontal geriefter Wirtel von doppelkegeliger Form.

4. Ein kleines, schwach gebogenes Messer, 12,5 cm lang. Die Klinge ist oben im stumpfen Winkel, unten im Bogen abgesetzt.

Grab 66. (Tafel VIII.)

1. Sehr dicke, verschlackte Gefäßstücke.

2. Ein kleines, sehr spitzes Messer mit geradem Rücken. Die Klinge ist oben rechtwinklig, unten stumpfwinklig abgesetzt. Ganze Länge 11 cm. Breite der Klinge 13 mm. Die Griffzunge ist 5 cm lang.

3. Zwei gerundete Platten und zwei Zahnstücke von einem Knochenkamm. Darin stecken sieben kleine, runde Nieten aus Eisen. Die Platten sind mit parallelen Punktlinien verziert; um die Nietköpfe ist je ein Halbkreis eingeschlagen.

4. Ein doppelkonischer Wirtel.

5. Fibelstücke. Die Achse aus Eisen mit seitlichen, runden Köpfen. Der 7 mm breite, halbkreisförmige Bügel ist sehr verschlackt und mit einem Querwulst versehen. Der umgeschlagene Fuß ist auch zu erkennen.

6. Eine kleine Glasperle.

Digitized by Google

Die Anzahl der in Wilhelmsau vorgefundenen Brandgruben schätze ich auf mindestens 150. Das Märkische Museum hat zuerst 15 ausgegraben. Herr Herrmann hat 20 bis 30 untersucht und ich habe 66 ausgehoben. Als zerstört können 30 bis 40 angenommen werden.

Zu bedauern ist, daß die Fundstücke nicht beisammen sind. Der bei weitem größte Teil derselben befindet sich in meiner Sammlung, ein Teil in der Herrmannschen Sammlung in Pankow, ein kleinerer Teil im Märk. Museum und einige Stücke sind in das Museum in Landsberg a. W. gelangt.

Eine gut erhaltene Armbrustfibel und ein langes, starkes Messer hat ein Herr Wichmann, der in Begleitung des Herrn Herrmann bei einer meiner ersten Grabungen in Wilhelmsau zugegen war, an sich genommen.

Auch die Arbeitsfrauen, die die ersten Sachen fanden, haben diese nicht alle abgegeben und einige Stücke (Speerspitzen, Messer und ein Beil) mitgenommen und verschleppt. Es gelang mir nicht, die Funde zurückzuerhalten.

Die in Landsberg sind die ersten in Wilhelmsau gefundenen Gegenstände. Sie wurden damals dem Administrator des Ritterguts Herrn Fiedler in Rüdersdorf übergeben. Herr Fiedler schenkte die Sachen einer befreundeten Familie, deren Sohn, der jetzt in Berlin wohnende Dr. Gumpert, besuchte zur Zeit das Gymnasium in Landsberg und übergab die Fundstücke dem dortigen Museum. Die Herrmannsche Sammlung hat neuerdings das Cölner städtische Prähistorische Museum erworben.

Ferner bleibt zu bedauern, daß die Funde aus meinen in der Zeitschr. f. Ethnol. veröffentlichten Gräbern 1—54 nicht sämtlich bei dieser Arbeit abgebildet worden sind; die Zeichnungen derselben, ebenso nach den einzelnen Gräbern geordnet, wie die auf den drei Tafeln der Gräber 55—66 hatte ich seiner Zeit eingereicht. Der Kosten halber wurde es abgelehnt und nur einiges daraus abgebildet. Aus der Herrmannschen Sammlung sind einige Stücke aus Wilhelmsau in der Zeitschr. f. Ethnol. 1905 auf Seite 597, die verzierte Lanzenspitze auf Seite 383 abgebildet.

Um von den zahlreichen, in den verschiedenen Museen zerstreuten Fundstücken von Wilhelmsau eine Übersicht zu geben, lasse ich eine summarische Aufführung der einzelnen Fundstücke der betreffenden Sammlungen auf der folgenden Seite folgen. In der letzten Rubrik dieser Statistik ist die Anzahl gleicher Fundstücke von dem mit Wilhelmsau gleichaltrigen Brandgrubengräberfelde bei Sadersdorf, Kreis Guben, zum Vergleich hinzugefügt; aus dieser Statistik ist zu ersehen, daß Wilhelmsau in der Zahl der Fundstücke Sadersdorf mindestens gleichkommt, mit einigen Fundabarten es sogar überragt. Ich hätte noch gern als Vergleich die Funde von Reichersdorf, Kreis Guben, hinzugefügt, jedoch unterließ ich es, da mir mehrere Stücke

Digitized by Google

aus Reichersdorf einer etwas früheren Zeit als die Wilhelmsauer anzugehören scheinen.

In der Statistik sind zwei Gitterstücke, 1 geknicktes, spitzes Maurerwerkzeug, viele Glasstücke, teils zerplatzt, teils zerschmolzen, Beschläge aus Eisen und Bronze von Gürteln, Eimern und Kästchen usw., Schloßbleche sowie Schmelzstücke von Silber und Bronze aus meiner Sammlung nicht aufgeführt. Ebenfalls enthält die Herrmannsche Sammlung einige solche Beschläge, außerdem 1 Kandare und 1 Spitzhacke, die nicht aufgeführt worden sind. Im Märkischen Museum befinden sich noch 3 Beschläge, 1 Schloßblech, mehrere Glas- und Schmelzstücke, in Landsberg a. W. ein größerer Bronzebeschlag mit Ring, auch Gefäßstücke, die im Verzeichnis nicht angegeben worden sind.

In Sadersdorf sind außer verschiedenen Beschlägen und Glasstücken noch 4 Pinzetten und 1 Netzsenker gefunden worden. Letztere Fundstücke fehlen in Wilhelmsau.

* * *

Zu meinen früheren Veröffentlichungen über Wilhelmsau ist nachzutragen, daß die Ansicht E. Friedels, die Brandpletter von Wilhelmsau wären der Wende des 5. zum 6. Jahrhundert nach Chr. und dem germanischen Stamme der Heruler zuzuschreiben[1]), durch die Ausführungen von Kossinna über die Archäologie der Ostgermanen[2]) widerlegt worden ist. Friedel hatte damals allerdings nur eine kleine Anzahl von Fundstücken aus Wilhelmsau bei seiner Arbeit zur Verfügung. Erst nachdem die Herrmannschen Funde, namentlich eine römische Münze von Septimius Severus (192—211) und schließlich die reichen Ergebnisse meiner Ausgrabungen in Wilhelmsau hinzutraten, konnte ich mit Sicherheit das Gräberfeld dem 3.—4. Jahrhundert nach Chr. zurechnen und dasselbe als Hinterlassenschaft der Burgundionen oder Burgunder ansehen. Wenn auch die Burgunder mit ihren östlichen Nachbarn, den Goten, schon im 3. nachchristlichen Jahrhundert nach Westen und Süden abgezogen waren, so werden immer noch Teile von ihnen in ihren alten Wohnsitzen geblieben sein und Wilhelmsau sowohl als auch Sadersdorf und Reichersdorf lagen am Ende des 3. Jahrhunderts an der Westgrenze des Burgundionenlandes. Von dieser Grenze westlich saßen im 2. Jahrhundert noch westgermanische Stämme, zunächst die Semnonen und etwas nördlicher und westlicher von ihnen die Langobarden. Die Mehrzahl dieser germanischen Stämme verließen erst im 4. Jahrhundert Ostdeutschland. Im germanischen Norden waren aber Brandgruben von der Latènezeit bis zur römischen Zeit Brauch. Besonders sind

[1]) Friedel: Die Brandpletter von Wilhelmsau. S. 19.
[2]) Zeitschr. f. Ethnol. 1905. S. 369.

Digitized by Google

Statistik der Funde von Wilhelmsau.

	Sammlung Busse	Sammlung Herrmann	Märkisches Museum	Landsberger Museum	Wilhelmsau (gesamt)	Sabersdorf
Lanzen und Speerspitzen	15	2	1	1	19	13
Schildbuckel . . .	—	1	—	—	1	3
Beile	5	—	—	1	6	1
Messer	33	8	9	2	52	41
Messerschärfer . .	1	1	—	—	2	19
Rasiermesser . . .	1	2	—	—	3	2
Wetzsteine	2	—	—	—	2	2
Scheeren	5	1	1	—	7	3
Pfriemen	3	2	1	—	6	10
Nadeln	10	2	4	—	16	13
Wirtel	27	5	8	1	41	22
Große Eimerbügel .	3	—	—	—	3	2
Schlüssel	6	4	3	1	14	11
Nägel	34	8	3	—	45	10
Schildfessel . . .	2	2	—	—	4	3
Schwerter	—	1	—	—	1	3
Fibeln	25	4	3	1	33	21
Schnallen	6	4	2	—	12	38
Ringe	5	2	—	2	9	6
Perlen	46	—	9	—	55	3
Kleine Eimerchen .	21	1	—	—	22	4
Kämme	12	1	—	—	13	7
Knöpfe	5	—	—	—	5	—
Griffe, Bügel . . .	5	1	—	—	6	—
Dolche	1	1	—	—	2	—
Münzen	—	2	—	—	2	—
Sporen	—	4	—	—	4	16
Kaurimuschel . . .	—	1	—	—	1	1
Gürtelhaken . . .	1	2	1	—	4	4
Pfeilspitzen . . .	—	—	2	—	2	—
Tongefäße . . .	17	7	1	—	25	16

Digitized by Google

sie zahlreich auf Bornholm und in Westpreußen gefunden worden[1]). Daß nun in hiesiger Gegend Brandgrubengräber nicht allzuviel gefunden werden, findet seine Erklärung in der Anlage dieser Gruben. Mit ihrem geringen Steinschutz, oftmals ganz ohne einen solchen, mit ihren verschlackten Ton- und Metallbeigaben mögen sie früher nicht beachtet oder übersehen worden sein. Nicht allzuweit von Wilhelmsau, in Woltersdorf bei Erkner, befand sich auf dem Stolp ein Brandgrubengräberfeld, das leider durch die Anlage von Gärten zerstört wurde[2]). Einige Funde aus diesem Gräberfelde sind in das Märkische Museum gelangt. Bei Falkenberg, Kreis Lebus, habe ich ebenfalls zerstörte Brandgruben mit Beigabenresten gefunden. Auch aus dem Teltow, Ost- und West-Havelland, befinden sich viele bedeutende Funde aus der römischen Kaiserzeit in den Museen; ob diese jedoch aus Brandgruben stammen, ist nicht sicher erwiesen. Besonders reich an Funden der römischen Kaiserzeit sind die Sammlungen der Herren Stimming sen. und jun. in Groß-Wusterwitz[3]). Aus der Lausitz sind außer Straupitz und Ragow sämtliche bekannte dortige Fundorte mit ihren Brandgrubenfunden durch H. Jentsch aufgeführt[4]).

Bekannt ist, daß die Burgunder ebensowohl als auch die Goten einen ausgebreiteten Handel betrieben haben und daß sie auch eine hochentwickelte Industrie hatten. Das bezeugen wiederum nicht allein die Wilhelmsauer Funde, sondern auch die zahlreichen Fundstücke aus allen bisher bekannten Brandgrubengräberfeldern. Als eingeführt können die Terrasigillata-Schale, die Kaurimuschel und die beiden so fein gearbeiteten kunstvollen, silbernen Zweirollenfibeln mit ihren geperlten Silberdrähten gelten, sowie die Glassachen und kleinen Bronzegefäße, die leider nur in zerbrochenem und zerschmolzenem Zustande in Wilhelmsau gefunden wurden.

Die Kaurimuschel, kreuzweise von verzierten Bronzebändern eingefaßt[5]), erachtet Kossinna für gotisch und hält diesen Hängeschmuck für ein Amulett[6]).

Aus Westpreußen sind ihm sieben solcher Schmuckstücke bekannt. Ich bemerke, daß die Kauri (Cypraea moneta) eine kleine Muschelart ist, die massenhaft im Indischen Ocean vorkommt. Sie diente seit undenklichen

---

[1]) O. Mertins: Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. S. 96.

[2]) H. Busse: Neue Ausgrabungen auf den Gräberfeldern bei Woltersdorf. Zeitschr. f. Ethnol. 1911. S. 439.

[3]) R. Stimming: Die Waffen der römischen Kaiserzeit in der Provinz Brandenburg. Mannus. Bd. IV. S. 309 ff.

[4]) Jentsch: Niederlausitzer Funde der provinzialrömischen Zeit. Nieder-Lausitzer Mitt. Bd. IV. S. 98 ff.

[5]) Aus Sadersdorf ist eine verzierte Bandeinfassung abgebildet. Nieder-Lausitzer Mitt. Bd. IV. S. 29. Figur 8.

[6]) Zeitschr. f. Enthol. 1905. S. 399; vergl. auch E. Blume: Die germanischen Stämme usw. S. 95 f.

Digitized by Google

Zeiten in Indien als Schmuck, Tauschartikel und Scheidemünze. Von den Händlern wurden die Kaurimuscheln in großen Mengen bis ins Innere von Afrika gebracht, wo man sie heute noch als Schmuck im Sudan, Uganda usw. vorfindet. In Bosnien werden sie von den Zigeunern ebenfalls jetzt noch als Hängeschmuck getragen. Im Kaukasus, auch in Ägypten hat man Kaurimuscheln in älteren Gräbern gefunden.

Silberne und goldene Zweirollenfibeln sind nach O. Mertins aus dem Südosten Europas (Galizien oder Ungarn) eingeführt[1]).

Von den Speer- und Lanzenspitzen, Schlüsseln, Äxten, Scheren, Messern, Eimerbeschlägen, Schwertern und anderen Sachen aus Eisen, auch von den Tongefäßen, muß man annehmen, daß sie im Lande selbst angefertigt worden sind. Hierzu möchte ich anführen, daß die Erzeugung des Eisens in der Mark Brandenburg etwa 2500 Jahre bekannt ist und daß ich selbst bei Drewitz an der Nuthe, unweit der sogenannten „Neuen Burg" eine vorgeschichtliche, ganz primitive Eisenschmelze ausgegraben habe. In derselben fand ich zwischen den Eisenschlacken angeschmolzene Raseneisensteinstücke von derselben Beschaffenheit, wie sie noch jetzt auf den, dem alten Schmelzofen benachbarten, Nuthewiesen ab und zu gefunden werden[2]).

Meine Annahme in meiner früheren Veröffentlichung über Wilhelmsau, daß die Schale mit dem Relieffries aus Grab 28 ein Terranigragefäß sei, kann ich nunmehr nicht aufrecht erhalten. Nachdem Lissauer in seiner Anknüpfung an meinen damaligen Vortrag über Wilhelmsau in der Berliner Anthropol. Gesellschaft diese Schale gleichfalls als ein Terranigra-Gefäß bezeichnet und auf die Wichtigkeit des Fundes aufmerksam gemacht hatte, bewies H. Dragendorff[3]) in längerer Ausführung, daß wir es hier mit einem Terra-Sigillata-Gefäß zu tun haben, das im Feuer seine rote Farbe verloren habe. Die Schale ist ihrer Dekoration nach höchstwahrscheinlich in Rheinzabern (Pfalz) gefertigt worden und als ihre Entstehungszeit ist die zweite Hälfte des 2. oder die erste Hälfte des 3. nachchristlichen Jahrhunderts anzunehmen.

Ferner muß ich noch berichten, daß diese Terra-Sigillata-Schale nicht die einzige in der Provinz Brandenburg ist. Im Museum von Prenzlau befindet sich ein zweites Stück mit Blattrankenrelieffries, das aus einem Skelettgrabe bei Damme (Kreis Prenzlau) stammt. Dasselbe Grab enthielt auch zwei silberne Armbrustfibeln[4]).

[1]) Wegweiser d. d. Urg. Schlesiens. S. 117.

[2]) O. Olshausen: Eisengewinnung in vorgeschichtlicher Zeit. Zeitschr. f. Ethnol. 1909. S. 60 ff. Dazu Busse, S. 86—88.

[3]) Zeitschr. f. Ethnol. 1906. S. 369 ff.

[4]) Die Schale ist abgebildet bei E. Blume: Verzeichnis der Sammlungen des Uckermärkischen Museums in Prenzlau. S. 58. Figur 85.

Digitized by Google

Über die mutmaßlichen Wohnplätze der Burgundionenleute, die uns die Gräber in Wilhelmsau hinterließen, habe ich in meiner früheren Arbeit über Wilhelmsau Andeutungen gemacht[1]).

Vergleichende Literatur.

1. E. Blume: Die Germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur Römischen Kaiserzeit. I. Würzburg 1912 (Mannusbibliothek herausg. von Prof. Dr. G. Kossinna. Nr. 8).
2. J. Bohm: Das Brandgrubengräberfeld von Rondsen bei Graudenz. Zeitschr. f. Ethn. 1885. S. 1—7.
3. H. Busse: Ein Trinkgefäß aus den Brandgruben bei Wilhelmsau. Nachr. u. D. Altert. 1901. S. 14—15.
4. Derselbe: Das Brandgrubengräberfeld bei Wilhelmsau, Kreis N.-Barnim. Zeitschrift f. Ethn. 1905. S. 569—590.
5. H. Dragendorff: Terrasigillatafunde aus Norddeutschland und Skandinavien. Zeitschr. f. Ethn. 1906. S. 369—377.
6. E. Friedel: Die Brandpletter von Wilhelmsau. Berlin 1888.
7. C. Hostmann: Der Urnenfriedhof bei Darzau in der Provinz Hannover. Braunschweig 1874.
8. H. Jentsch: Das Gräberfeld bei Sadersdorf, Kreis Guben. Niederl. Mitt. Bd. IV. 1—98 und als Fortsetzung: Anderweitige Niederlausitzer Funde der provinzialrömischen Zeit. S. 98—142.
9. Derselbe: Die Gräberfunde von Reichersdorf, Kreis Guben. Verh. d. B. Anthropol. Ges. 1889, S. 343 ff., 659 f.; 1890, S. 353 f.; 1891, S. 588 f. Niederl. Mitt. Bd. II. S. 462. Gubener Gymnasial-Programm V. 1892. S. 9 f.
10. G. Kossinna: Verzierte Lanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen. Zeitschrift f. Ethn. 1905. S. 369—407.
11. Derselbe: Diskussion über Wilhelmsau. Zeitschr. f. Ethn. 1905. S. 596—599.
12. A. Lissauer: Die Bedeutung des Gräberfeldes von Wilhelmsau für die Kenntnis des Handelsverkehrs in der Völkerwanderungsperiode. Zeitschr. f. Ethn. 1905. S. 591—596.
13. Derselbe: Die Prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreußen.
14. A. Schmidt: Das Gräberfeld von Warmhof bei Mewe, Westpreußen. Zeitschr. f. Ethn. 1902. S. 97—153.
15. R. Stimming: Die Waffen der römischen Kaiserzeit aus der Mark Brandenburg. Mannus. Bd. IV. 1912 S. 309—315.
16. A. Voß und Stimming: Die vorgeschichtlichen Altertümer aus Brandenburg. Berlin 1886.
17. M. Weigel: Das Gräberfeld von Reichersdorf, Kreis Guben. Niederl. Mitt. Bd. III. S. 16—28.

Diskussion.

Kossinna: Das Kölner Prähistorische Museum hat die schöne Sammlung des verstorbenen Ingenieurs Herrmann in Pankow bei Berlin angekauft. Man schüttele darüber nicht den Kopf, denn es ist doch weit besser, daß diese Sammlung in Köln zu sehen ist, als daß sie, was nicht ausgeschlossen war, nach Amerika gekommen wäre. Köln beabsichtigt ja eine Art kleineren Zentralmuseums zu schaffen, wobei jetzt namentlich die echtgermanische Kultur berücksichtigt werden soll.

[1]) Zeitschr. f. Ethnol. 1905. S. 572.

Digitized by Google

Über Beziehungen zwischen Ostgermanen, Westgermanen und Kelten während der Spät-Latènezeit.

Von Martin Jahn, Berlin.

Mit 48 Abbildungen und 1 Karte (Taf. IX).

Von den vorgeschichtlichen Altertümern, die über kulturelle Beziehungen der Germanen während der Spät-Latènezeit Aufschluß geben, sind die Waffen besonders wichtig. Kossinna hat sie zuerst zu ethnologischen Schlüssen verwertet, indem er nachwies, daß gewisse Waffenformen charakteristische Kennzeichen der Ostgermanen sind [1]). Auf seine Ergebnisse bauen sich die folgenden Betrachtungen auf. Auf Grund systematischer Durchsicht der Literatur und größerer Museumsreisen habe ich in den letzten Jahren versucht, die germanischen Waffenfunde der älteren Eisenzeit möglichst vollständig zusammenzustellen. Bei der Bearbeitung des gesammelten Materials zeigte sich, daß es auf Grund der Verbreitung mehrerer Waffenarten möglich ist, einen interessanten Einblick in die Kulturbeziehungen innerhalb und außerhalb Germaniens während des letzten Jahrhunderts vor Chr. zu gewinnen [2]).

Von den latènezeitlichen Waffen, die für die Ostgermanen charakteristisch sind, ist das einschneidige Schwert die häufigste (Abb. 1—7). Es ist durchschnittlich 70—75 cm lang; seine 4—8 cm breite Klinge verdickt sich allmählich von der Schneide zum breiten Rücken. Der Griff besteht aus einer eisernen Griffangel und zwei Griffmantelplatten von vergänglichem Material. Die entwickeltste Grifform zeigt die Abb. 4. Die Scheiden dieser Schwerter bestanden stets aus Holzbrettern. Obwohl sie höchstens in winzigen

---

[1]) G. Kossinna: Über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen. Zeitschr. f. Ethnologie. 1905. S. 369 ff.

[2]) In dem Vortrage konnten diese Fragen naturgemäß nur kurz behandelt werden. Ausführlicher gedenke ich auf dieses Thema in einer größeren Arbeit über die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit einzugehen.

Digitized by Google

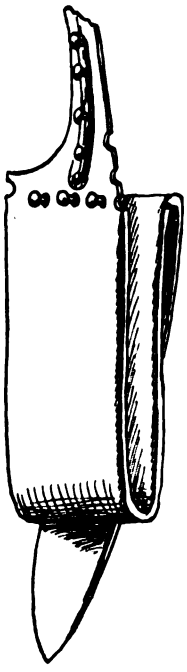


Abb. 1. 1/4.
Öfre Ålebäck (Öland), nach Montelius: Kulturgesch. Schwedens S. 160 Abb. 267.

Abb. 4; etwa 1/6.
Rekonstruktion eines einschneidigen Schwertes.

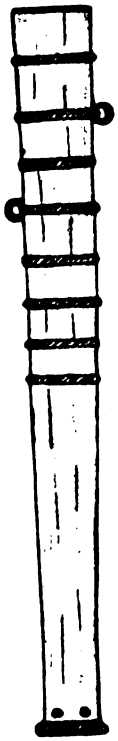


Abb. 5; etwa 1/6.
einer hölzernen Schwertscheide.

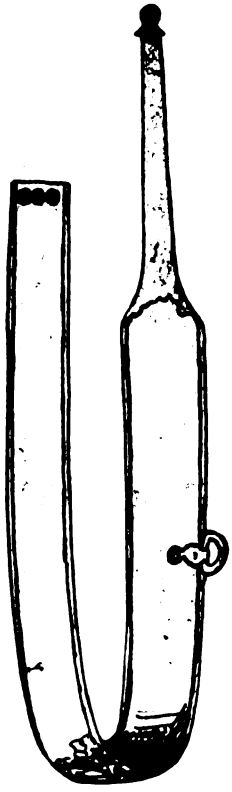


Abb. 8. 1/4.
Langaa (Fünen) nach Petersen Vognfundene S. 47 Abb. B. 1.

Abb. 9. 1/6.
Lindholmgaard (Seeland) nach S. Müller. Nord. Altertumsk. Bd. II S. 25 Abb. 10.

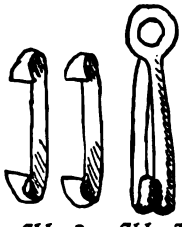


Abb. 2. 1/4. Abb. 3. 1/4.
Schwertscheidenbeschläge.

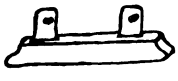


Abb. 6. 1/4.
Butzke (Kr. Belgard). Museum f. Völkerkde. Berlin Io 425.

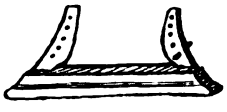


Abb. 7. 1/4.
Tuczno (Kr. Hohensalza). Kaiser-Friedrich-Museum Posen 1901: 553.

Digitized by Google

Resten erhalten sind, kann ihre Form nach den eisernen Scheidenbeschlägen und späteren Vergleichsstücken wiederhergestellt werden (Abb. 5). Die Holzplatten wurden von mehreren eisernen Klammern zusammengehalten. Der größere Teil von diesen hat eine einfache Form (Abb. 2). Stets zu zweien dagegen erscheinen Doppelklammern (Abb. 3), die je eine Öse tragen, an denen die Schwertriemen befestigt waren. Die Ösen sind an der Scheide einander schräg gegenübergestellt (Abb. 5). Für die meisten Scheiden bilden die Klammern die einzigen Metallbeschläge. Nur ein Teil von ihnen besitzt auch eiserne Ortbänder, die aus einem massiven, balkenförmigen Hauptteil und zwei Nietplatten bestehen (Abb. 6 u. 7).

Bisher sind mir fast 100 einschneidige Schwerter der Spät-Latènezeit bekannt geworden. Sie stammen mit Ausnahme von etwa 12 Exemplaren aus ostgermanischem Gebiet (vergl. Fundkarte). Bei weitem am zahlreichsten sind sie in Nordostdeutschland, das, wie Kossinna nachgewiesen hat, damals von Burgundern bewohnt war [1]). Mehrfach finden sie sich auch auf gotischem (und gautischem) Gebiet im östlichen Schweden. Dagegen fehlen sie fast völlig im südlichen Teile Ostgermaniens, der damals von den Wandalen besiedelt war. Dort ist mir nur ein Stück aus Schimianitz (Kr. Kempen, Prov. Posen), Grab 5, bekannt. In Westgermanien trifft man diese Waffe nur innerhalb eines Gebietes, das ich das mittelgermanische nennen möchte. Es beginnt im Süden in Thüringen und erstreckt sich längs der Saale und Elbe nördlich bis zur jütischen Halbinsel und den sich anschließenden dänischen Inseln (vergl. Fundkarte und Fundortverzeichnis). Weiter westlich ist noch kein einschneidiges Schwert gefunden worden [2]).

Aber auch in anderer Weise hat das burgundisch-gotische einschneidige Schwert auf Mittelgermanien eingewirkt, nämlich durch seinen Einfluß auf die Gestaltung der zweischneidigen Schwertform. Das latènezeitliche, zweischneidige Schwert ist eine allgemeingermanische Form, die von den Kelten her übernommen wurde. Die Scheiden dieses Schwerttyps bestehen stets aus Metall, meist aus Eisen, seltener aus Bronze. Auch die Befestigung der Scheide am Schwertgürtel unterscheidet sich von der der Holzscheiden. Der Schwertriemen wird nämlich durch eine auf der Rückseite der Scheide befindliche Schwertschlaufe gezogen (s. Abb. 11). Trotz dieser

[1]) Kossinna: a. a. O. Die weitere Gliederung des burgundischen Gebietes, die E. Blume in seiner eingehenden Schrift „Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit" Würzburg 1912 (Mannusbibliothek 8) vorgenommen hat, kann hier unberücksichtigt bleiben, da die Waffenformen des gesamten Nordostdeutschlands gleichartig sind. Ich ziehe auch die Waffenfunde des Kreises Neidenburg in dieses Gebiet, obwohl sie Blume besonders auf Grund der Keramik für wandalisch hält.

[2]) Ich hebe noch einmal hervor, daß ich nur von den Verhältnissen der Spät-Latènezeit spreche. In der Kaiserzeit ist die Verbreitung des einschneidigen Schwertes eine andere.

Digitized by Google

Unterschiede und des verschiedenen Ursprungs stehen sich die beiden Scheidenarten nicht unvermittelt gegenüber. Im burgundischen Ostdeutschland, wo beide Schwert- und Scheidenformen häufig vorkommen, sind von zwei Fundorten (Rondsen, Kr. Graudenz und Culm, Kr. Culm) zweischneidige Schwerter bekannt, die in Resten der für die einschneidigen Schwerter charakteristischen Holzscheiden stecken (Abb. 10). Für unser Thema wichtiger ist eine Mischform beider Scheidenarten. Es sind Scheiden von zweischneidigen Schwertern (Abb. 8 u. 9), die in ihrem Material (Eisen) und ihrer Form (besonders des geschwungenen Scheidenmundes) deutliche Kennzeichen der keltischen Scheidenform tragen, deren zwei schräg einander gegenüberstehende Tragösen und deren gerade abschneidende, z. T. mit balkenförmigem Ortband[1]) versehenen Enden dagegen ebenso klare Ableitungen der burgundisch-gotischen Holzscheide sind. Es ist interessant, daß diese Zwitterform nur in dem mittelgermanischen Gebiet vorkommt, das wir eben umschrieben haben (vgl. Fundkarte und Fundortverzeichnis). Wir haben es hier also mit einer Übertragung von Eigentümlichkeiten der ostgermanischen Holzscheide auf die keltogermanische Metallscheide zu tun, die nirgends leichter als in diesem an Ostgermanien grenzenden Teil Westgermaniens entstehen konnte. Die mittelgermanische Scheidenform ist eines der häufigen Zeugnisse dafür, daß die Germanen sich nicht damit begnügten, fremde Vorbilder sklavisch nachzuahmen, sondern daß sie die entlehnten Formen nach dem eigenen Geschmack weiter- und umbildeten. Für diese freie, bedachte Art der Übernahme fremder Züge ist eine Einzelheit bezeichnend. Bei dem ostgermanischen Vorbilde wirkte der Farbengegensatz der stumpfen Holzscheide und des hellglänzenden Eisenortbandes belebend. Infolge der Übertragung des Ortbandes auf eine Eisenscheide wäre dieses Ornamentmotiv verloren gegangen. Doch der westgermanische Schmied wußte sich zu helfen. Er verfertigte das Ortband aus Bronze und bewahrte so den Farbengegensatz. Auf diese Weise

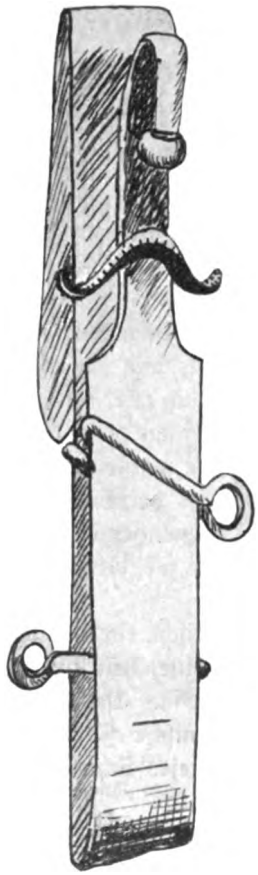


Abb. 10; etwa 1/3. Rondsen (Kr. Graudenz) Nr. 1165 nach Anger Rondsen VI, 3.

[1]) Es besteht zwischen diesen Ortbändern und den nachenförmig verbreiterten Scheidenenden einiger keltischer Scheiden (Abb. 12) eine gewisse Ähnlichkeit, die aber nur äußerlich und zufällig ist. Die innere Gestaltung ist ganz verschieden.

Digitized by Google

erklärt es sich, daß die Ortbänder der ostgermanischen Holzscheiden stets eisern, die der mittelgermanischen Eisenscheiden gewöhnlich bronzen sind.

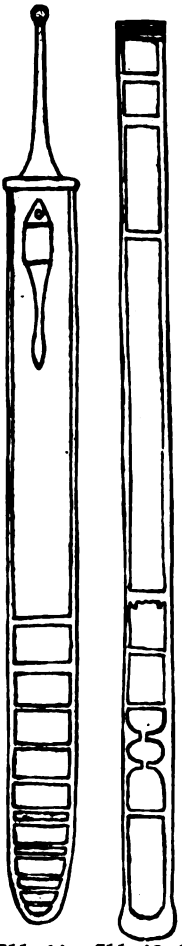


Abb. 11. Abb. 12. 1/8.

Abb. 11: nach Schumacher Keltendarstellungen S. 15. Abb. 3 Nr. 3.

Abb. 12. Ulm nach Altert. uns. heidn. Vorz. IV. Taf. 32a, Nr. II, 4.

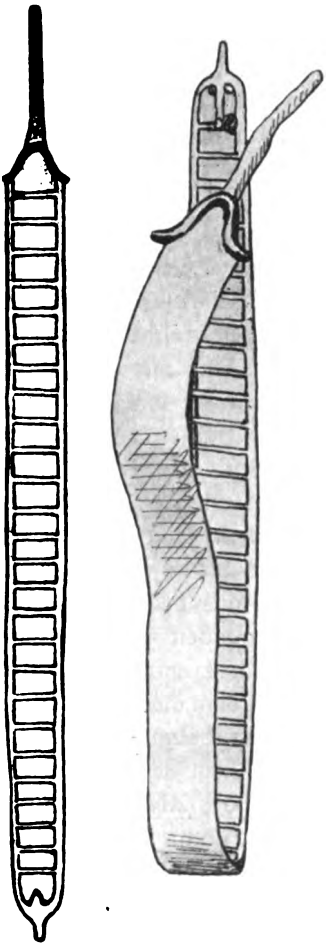


Abb. 13. 1/7. Abb. 14. 1/8.

Abb. 13. Rondsen. Rekonstruierte Schwertscheide nach Zeitschr. f. Ethnol. XVII. Taf. II, 45.

Abb. 14. Nauheim (Kr. Friedberg) nach Quilling Taf. XI, 134.

Die Verbreitung der einschneidigen Schwerter und der mittelgermanischen Schwertscheidenform gibt also zu erkennen, daß der östliche Teil der Westgermanen, nämlich Stämme der Ingwäonen und Herminonen (Hermunduren, Sweben, Semnonen, Langobarden u. a.) kulturelle Beziehungen mit

Digitized by Google

den nördlichen Ostgermanen (Burgundern, Goten, Gauten) pflegten, durch die sie Waffenarten erlangten, welche sich bei den übrigen Westgermanen nicht nachweisen lassen.

Eine andere Gruppe von latènezeitlichen Schwertscheiden bestätigt und erweitert dieses Ergebnis. Es sind Metallscheiden, die im allgemeinen die Form der keltischen Vorbilder besitzen, durch drei Besonderheiten sich aber von diesen abheben. Sie sind von dem oberen bis zum unteren Ende mit einem Gitter von Querstegen besetzt, die in gleichmäßigem Abstand und in gleicher Art wie die Sprossen einer Leiter regelmäßig einander folgen (Abb. 13 u. 14). Obwohl Scheidenstege auch bei den keltischen Scheiden bekannt sind, so fehlt bei den Kelten doch diese ausgebildete Form des Leiterornaments, die eine rein germanische Weiterentwickelung ist[1]). Die zweite Eigentümlichkeit dieser Scheidenart sind zackenartige Vorsprünge, die dicht über dem Scheidenende sitzend einen herzförmigen Raum umgrenzen (Abb. 20—22). Sie sind, wie die Abb. 15—20 zeigen, aus kreisförmigen Scheiben entstanden, wie sie bei keltischen und germanischen Scheiden häufiger vorkommen, und müssen gleichfalls als rein germanische Weiterbildungen angesehen werden. Die dritte und wichtigste Eigentümlichkeit dieser Scheiden endlich sind die aus der Scheide herauswachsenden Ortbänder (Abb. 20—22), die bei keltischen Stücken ebenfalls unbekannt sind.

Diese Scheiden mit spitzem Ortband stammen bis auf zwei sämtlich aus burgundischen Gräbern[2]) (vgl. Fundtafel), sind demnach den ostgermanischen und zwar burgundischen Waffenformen zuzurechnen. Sonst kenne ich Exemplare nur aus Großromstedt (Bez. Apolda), demselben Fundorte, von dem auch ein einschneidiges Schwert und zwei mittelgermanische Schwertscheiden bekannt sind, und aus Nauheim (Kr. Friedberg)[3]). Der letzte Fundort liegt bereits in dem Gebiete der Mainsweben (unteres Main- und angrenzendes Rheingebiet), die aus ihrer Heimat an der Elbe die Saale aufwärts und dann westlich nach dem Rhein gezogen waren[4]). Da die Mainsweben mit ihren in der Heimat gebliebenen Stammesgenossen in steter Verbindung blieben, herrschte ein reger Verkehr zwischen dem Rhein-Mainlande und dem mittelgermanischen Elb-Saalestrich, der seinen Weg über die zuletzt erwähnten Fundorte Großromstedt und Nauheim nahm. Auf dieser Straße gelangte eine ganze Reihe ostgermanischer Kulturerzeugnisse, die

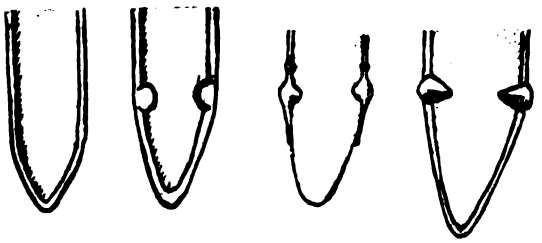
[1]) Bei den keltischen Schwertscheiden ist, soweit meine Kenntnis reicht, stets nur ein Teil der Scheide mit Stegen überzogen. Auch folgen die Stege häufig in ungleichen Abständen und sind nicht immer gleich geformt (vgl. Abb. 11 u. 12).

[2]) Auch das Stück aus Polen (Oblaß, Kr. Radom) gehört noch zum burgundischen oder von den Burgundern abhängigen Gebiete (vgl. auch S. 87, Anmerk. 1).

[3]) Bereits O. Tischler fiel die Ähnlichkeit der Nauheimer Schwertscheide mit einer Rondsener auf. Korrespondenzbl. f. Anthrop. 1885, S. 160.

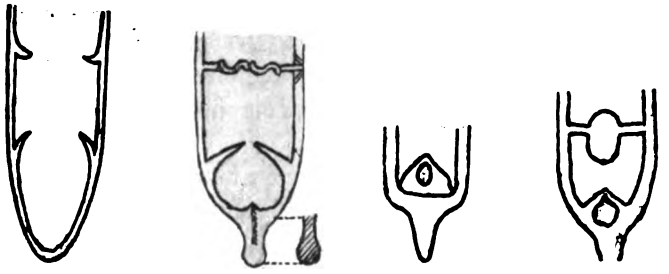
[4]) Vgl. hierüber G. Kossinna: Die Grenzen der Kelten und Germanen in der Latènezeit. Korresp.-Bl. f. Anthrop. 1907.

Digitized by Google



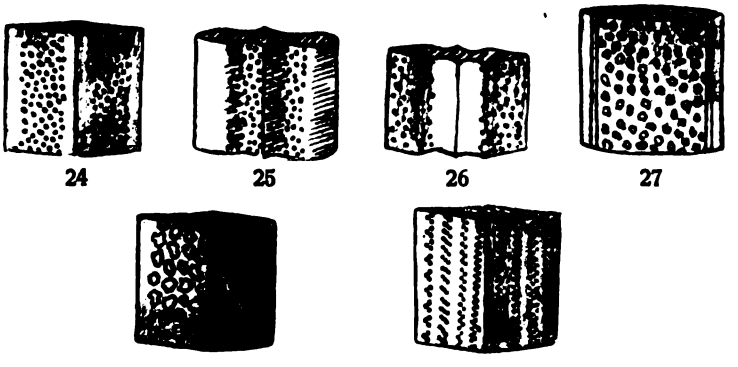
15 16 17 18

Abb. 15 u. 16. Häufig vorkommende Formen.
Abb. 17. Rondſen nach Anger Taf. III, 4.
Abb. 18. Altranft (Kreis Oberbarnim) nach Scheffler.



19 20 21 22

Abb. 19. Paruſzewice (Polen) nach Materyały Krakau X (1908) Taf. XXX, 5.
Abb. 20. Münſterwalde (Kr. Marienwerder).
Abb. 21. Rondſen nach Anger Taf. V, 7.
Abb. 22. Koppenow (Kr. Lauenburg) nach Schumann Urnenfelder Taf. XIII, 18.



24 25 26 27

28 29

Abb. 24. Stolec (Kr. Sieradz, Polen) nach einer Skizze, die ich Herrn Koſtrzewski verdanke. Abb. 25. Mehrmals vorkommende Form. Abb. 26. Wachenheim (Kr. Worms) nach einer Skizze, die ich Herrn Sanitätsrat Koehl verdanke. Abb. 27. Priment (Kr. Bomſt) nach einer Skizze, die ich Herrn Koſtrzewski verdanke. Abb. 28. Weißenhöhe (Kr. Wirſitz). Abb. 29. Lachmirowitz (Kr. Strelno) nach einer Skizze, die ich Herrn Koſtrzewski verdanke.

Abb. 23; etwa 1/5. Kaulwitz (Kr. Namslau) nach Schleſ. Vorzeit VI. S. 425 Abb. 9.

Digitized by Google

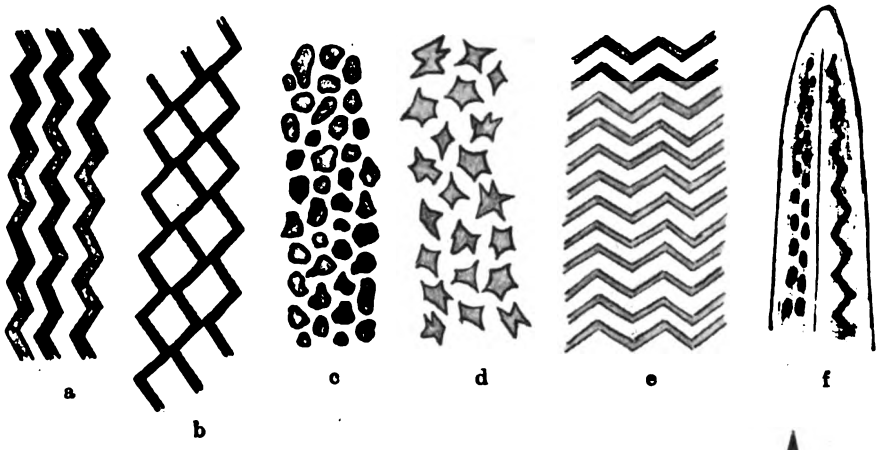
nach der Saale vorgedrungen waren, bis an den Rhein. Außer den eben erwähnten Schwertscheiden gehören mehrere Arten verzierter Eisenwaffen hierher.

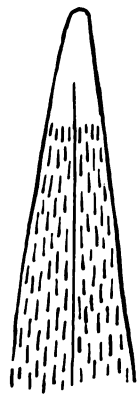
Eine Anzahl ostgermanischer, zweischneidiger Schwerter trägt auf der Klinge Verzierungen. Die Ornamente bestehen entweder aus ganz kleinen, punktartigen (Abb. 24—25) oder aus etwas größeren Vertiefungen verschiedener Form (Abb. 27—28). Sie sind unregelmäßig und ungeordnet über die ganze Klinge verstreut. Nur die Schneiden und bisweilen auch die mittlere Firstlinie der Schwerter bleiben unverziert. Allem Anscheine nach sind die kleinen Punktmuster durch Punzung, die etwas größeren Tupfen durch Ätzung hergestellt worden. Eine endgültige Entscheidung dieser technischen Frage überlasse ich jedoch der genaueren Untersuchung eines Sachmannes. Ganz einzigartig ist die Verzierung einer Schwertklinge von Lachmirowitz, Kr. Strelno, Prov. Posen. (Abb. 29). Bei ihr stehen die Punkte wohlgeordnet in Gruppen zu zweien und dreien; die Gruppen selbst wiederum sind in acht parallelen Reihen angeordnet, die in der Längsrichtung des Schwertes verlaufen.

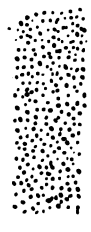
Diese Gruppe der verzierten Schwerter ist nicht wie die bisher behandelten Waffen auf den nördlichen Teil Ostgermaniens beschränkt, sondern auch im Wandalenlande, hier sogar besonders zahlreich, vertreten. Außerhalb Ostgermaniens finden sich verzierte Schwertklingen wiederum im Lande der Mainsweben (Ludwigshöhe, Hangenweisheim, Wachenheim[1]) und Mainz[1]) in Rheinhessen). Aber noch weiter lassen sie sich verfolgen. So sind solche aus der Schweiz bekannt geworden, die in Mörigen und in dem keltischen Handelsmittelpunkt La Tène gefunden worden sind. Auch diese Vorkommnisse sind keineswegs zufällig oder bedeutungslos. Die Mainsweben standen, wie ihre Kulturhinterlassenschaft ganz klar zeigt, mit den Kelten in viel engeren Beziehungen als die übrigen Germanen. Der Rhein bildete eine wichtige Verkehrslinie für den gegenseitigen Verkehr, der sich bis zu dem erwähnten großen Stapelplatz am Neuenburger See erstreckte. Von hier also ging damals ein Verkehrsweg rheinabwärts, dann durch das Gebiet der Mainsweben zum hermunduriſchen Großromstedt und weiter nach Ostgermanien bis ins Gebiet der Weichsel. Während bei den Ostgermanen zwei Arten von Mustern (Punkt- und Tupfenmuster) an den Schwertklingen auftreten, scheint im Main-Rheinlande und in der Schweiz nur die erstere Art vorzukommen. Trotzdem glaube ich aus chronologischen und anderen Gründen annehmen zu dürfen, daß die Sitte, Schwertklingen mit dem Punktmuster zu verzieren, im Keltenlande aufgekommen ist, daß sie dann zu den Mainsweben gebracht und von dort auf dem bezeichneten Wege nach Ost-

[1]) Die Kenntnis der beiden verzierten Schwerter von Wachenheim und Mainz, Abb. 26 und 25, verdanke ich einer freundlichen Mitteilung des Herrn Sanitätsrats Dr. Koehl.

Digitized by Google







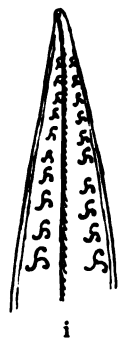


Abb. 31.
Übersicht über die auf ostgermanischen Lanzenspitzen der Latènezeit vorkommenden Muster.

Abb. 32a.
Das Verzierungsmuster in vergrößertem Maßstabe.

Abb. 30. 1/3.
Taubendorf (Kr. Neidenburg) nach Prussia Ber. XXI Taf. IV, 1.

Abb. 32. 1/3.
Wald-Ülversheim (Kreis Oppenheim) nach einer Zeichnung, die ich Herrn Prof. Neeb verdanke.

Digitized by Google

deutschland weitergeführt worden ist. Die Ostgermanen, deren Vorliebe für verzierte Waffen in dieser Periode bekannt ist, haben das Muster bald selbständig nach ihrem Geschmack ausgebildet.

Die verzierten Schwertklingen allein dürften noch nicht genügen, um so weitgehende Beziehungen von Ostdeutschland nach der Schweiz als sicher begründet hinstellen zu können. Wir wollen daher noch weitere Zeugnisse anführen[1]). Die in der Literatur am häufigsten behandelte Gruppe ostgermanischer Waffen aus der Latènezeit sind die verzierten Lanzenspitzen (Abb. 30 ff). Die verschiedenen Arten der Muster sind in den Abbildungen 31 a—i vorgeführt. Die geätzten[2]) Lanzenspitzen sind wiederum über das gesamte ostgermanische Gebiet verbreitet (siehe Fundkarte), wenn sie auch bei weitem am häufigsten im Burgunderlande angetroffen werden. Außerhalb Ostgermaniens kommen gleichartig verzierte Lanzenspitzen nur vereinzelt vor. Wiederum ist je ein Exemplar im Mainswebenlande (Wald-Ülversheim, Kr. Oppenheim, Abb. 32) und in der Nähe von La Tène (Port) (Abb. 33 u. 33a) gefunden worden. Die bisher erwähnten Stücke unterscheiden sich durch die Art ihrer Muster vollkommen von den keltischen verzierten Lanzenspitzen (Abb. 34). Hier die reiche Verwendung von Voluten, Wirbeln, Schleifen und anderen der keltischen Kunst eigentümlichen Zügen, dort einfache, nüchterne Aneinanderreihung von Punkten, Tupfen oder geometrischen Mustern. Wenn daher auch die Annahme eines starken keltischen Einflusses auf die ostgermanischen Stücke unmöglich ist, so dürfte doch der Brauch, die Blätter der Lanzenspitzen zu verzieren, von den Kelten zu den Ostgermanen gelangt sein, die diese Sitte dann aber sofort selbständig anwendeten. Es liegt hier offenbar ein ganz ähnlicher Zusammenhang vor wie bei den verzierten Schwertklingen und Schwertscheiden, sowie den weiter unten erwähnten ausgeschnittenen Lanzenspitzen. Auch das vereinzelte Auftreten einer verzierten Lanzenspitze in Port bei La Tène (Abb. 33), die völlig mit ostgermanischen Stücken übereinstimmt, läßt sich so erklären. Der Verkehr zwischen La Tène und Ostgermanien war nicht einseitig. Ebenso wie keltische Erzeugnisse nach dem Osten wanderten, strömten ostgermanische Waren zurück, nicht nur bis ins Gebiet der Mainsweben, sondern selbst bis nach La Tène. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß nach de Reffye[3]), auch in Alesia, auf dem Platze, wo Caesar den

[1]) Hierher gehören auch ostgermanische, verzierte Schwertscheiden, die ich aber übergehe, da ich bisher nur ähnliche, nicht genau gleiche Formen auf keltischem Gebiet kenne.

[2]) Die technische Frage, wie die Verzierungen auf den Lanzenspitzen hergestellt worden sind, gedenke ich in meiner Arbeit über die Bewaffnung der Germanen zu behandeln.

[3]) Verchère de Reffye. Les armes d'Alise. Revue archéologique. N. S. Bd. X (1864) S. 337 ff.

Digitized by Google

Abb. 33 1/3.
Port bei La Tène nach Douga Taf. VII, 2.

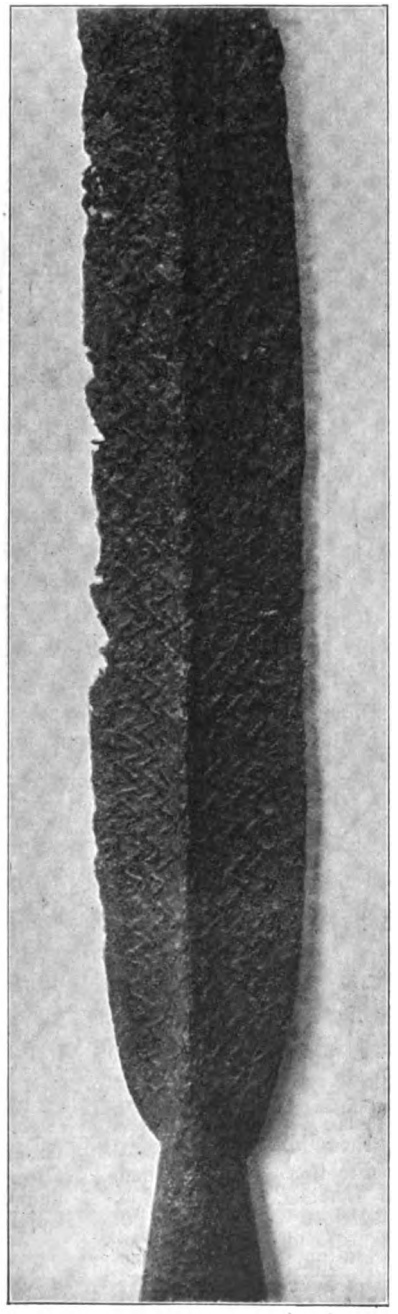


Abb. 33a etwa 2/3.
Port bei La Tène nach einer Photographie, die ich Herrn Direktor Lehmann (Zürich) verdanke.

Abb. 34.
Aus der Zihl bei La Tène nach Read-Führer des Britischen Museums Abb. 17.

Digitized by Google

Abb. 35 1/2. Koppenow (Kr. Lauenburg) nach Schumann Pommern IV 15, das Stück ist mit dem Muster 31 i verziert.

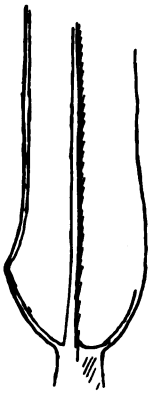


Abb. 36 etwa 1/2. Rondsen 1406 nach Anger V 4, das Stück ist mit dem Muster 31 h verziert.

Abb. 37 etwa 1/3. Grodtken (Kreis Neidenburg) nach Prussia Ber. XXII Tafel 55.

Abb. 38 etwa 1/3. Rondsen nach Anger VI 4, das Stück ist mit dem Muster 31 d verziert.

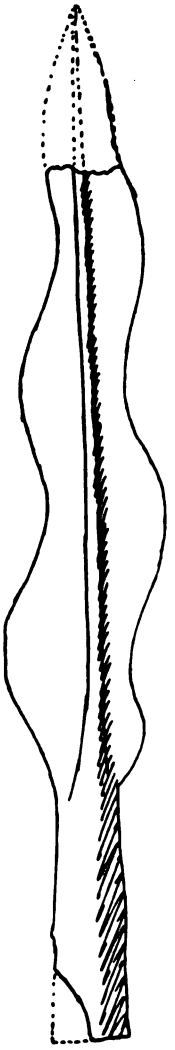


Abb. 39 1/2. Großromstadt (Bez. Apolda) nach Eichhorn Tafel V 160.

Abb. 40 1/4. Gleichberg b. Römhild (Meiningen) nach Neue Beiträge XIV (1899) Tafel V.

Digitized by Google

Widerstand der Gallier endgültig brach, Lanzenspitzen gefunden wurden, die „auf dem Blatte Spuren von Gravierung in Form quadratischer oder punktierter Muster" zeigen. Leider ist jetzt an diesen Stücken keine Spur von Verzierung mehr zu erkennen, wie mir S. Reinach freundlichst mitteilte. Dies ist um so schmerzlicher, da die Angaben de Reffyes eher auf ostgermanische, als auf keltische Muster hinzudeuten scheinen und da wir glauben, auch einige andere Waffen aus diesem Fundorte als germanisch ansprechen zu können (s. u.).

Eine den geätzten Lanzenspitzen nahe verwandte Gruppe sind die ostgermanischen Lanzenspitzen mit ausgeschnittenem Blatt. Kommen doch sogar häufig beide Verzierungsarten an einem und demselben Stück vor. Gewöhnlich finden sich an einer Lanzenspitze nur ein oder zwei schräg gegenüberstehende Ausschnitte (Abb. 35—37), selten ist der Rand häufiger ausgeschnitten (Abb. 38). Bisher haben sich Lanzenspitzen dieser Art nur im burgundischen Teile Ostgermaniens gefunden (siehe Fundtafel)[1]). Außerhalb Ostgermaniens kenne ich ein Exemplar aus dem oft erwähnten Fundorte Großromstedt (Abb. 39), ein weiteres aus der an der germanischen Grenze gelegenen keltischen Befestigung des kleinen Gleichbergs (Sachsen-Meiningen) (Abb. 40), ein drittes wiederum im Rheingebiet (Coblenz-Neuendorf, Abb. 41). In La Tène sind mehrere Lanzenspitzen mit Ausschnitten gefunden worden (Abb. 42 a—d), von denen aber nur wenige den ostgermanischen gleichen. Eine große Zahl der Ausschnitte ist etwas anders geartet. Besonders eigentümlich für La Tène sind die Ausschnitte im Innern des Lanzenblattes. Es spricht alles dafür, daß auch die Sitte, die Blätter der Lanzenspitzen mit Ausschnitten zu versehen, von den Kelten zu den Ostgermanen gelangte, von diesen aber in etwas veränderter Form übernommen wurde. Da meines Wissens

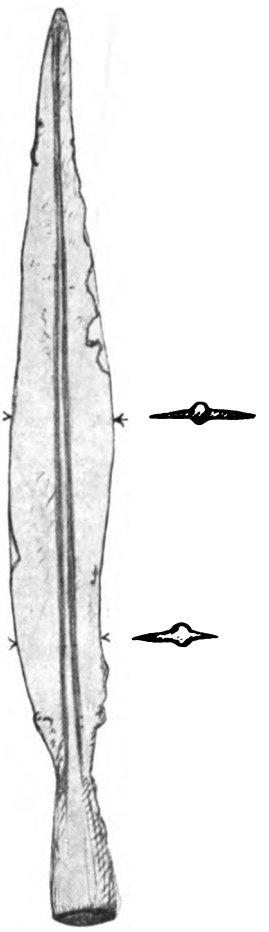


Abb. 41. 1/3. Coblenz-Neuendorf nach einer Zeichnung, die ich Herrn Günther verdanke.

[1]) Bei der Lanzenspitze von Jadowniki (Kr. Dabrowa, West-Galizien, Materyały antrop. arch. etnogr. Krakau. III. (1898). Taf. XI, d u. e) ist es ungewiß, ob sie einen Ausschnitt hat. Trifft dies zu, so ist sie, ebenso wie die in demselben Grabe gefundene, nur auf burgundischem Gebiet vorkommende Speerspitze mit Widerhaken ein Beweis dafür, daß bis dorthin die Herrschaft oder der Einfluß der Burgunder zur Latènezeit reichte. Vergl. oben S. 80, Anmerkung 2.

Digitized by Google

im Keltenlande ausgeschnittene Lanzenspitzen aus dieser Zeit sonst fehlen, — über die Stücke von Alesia spreche ich noch — ist der Verkehr zwischen La

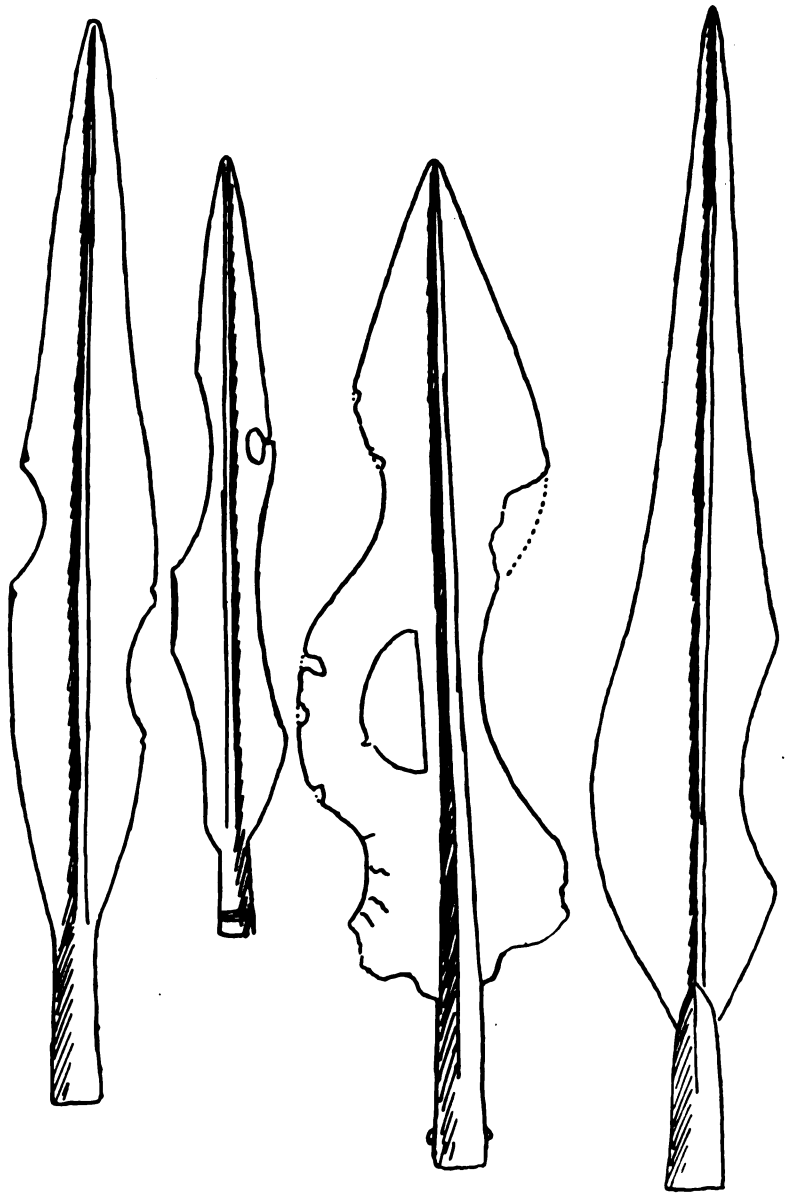


Abb. 42a—d. Ausgeschnittene Lanzenspitzen aus La Tène nach Douga und Groß.

Tène und Ostdeutschland durch diese Waffen besonders klar erwiesen. Auch in Alesia sind eine Reihe von Lanzenspitzen mit ausgeschnittenem Blatte ge-

Digitized by Google

funden worden, von denen ein Teil, der uns hier nicht weiter beschäftigen soll, ganz eigenartige Formen hat. Ein anderer Teil dagegen hat auffällige Ähnlichkeit mit ostgermanischen Stücken (Abb. 43). Ausschnitte im

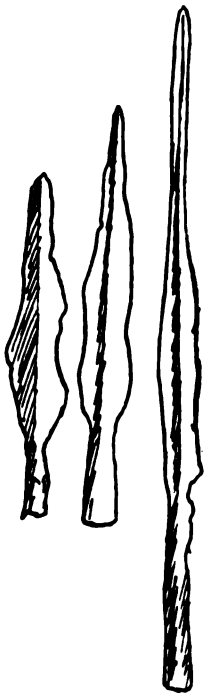


Abb. 43. Alesia nach de Reffye Revue archéol. N. S. X Abb. 9 u. 10; Taf. 23.

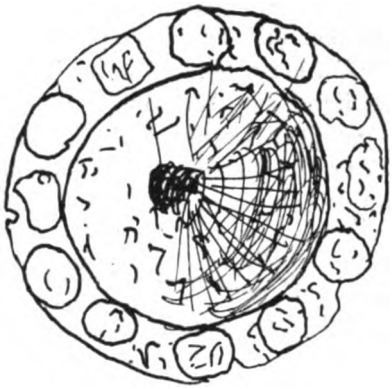


Abb. 44a. Alesia nach de Reffye Revue archéol. N. S. X S. 348 Abb. 17.

Abb. 44b. Alesia nach Schumacher Keltendarstell. S. 15 Abb. 3 Nr. 4.

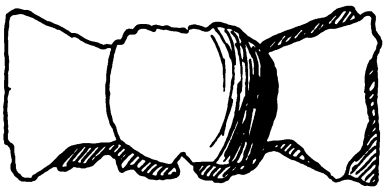


Abb. 45. Alesia nach Altert. uns. heidn. Vorz. III Heft II, 1, 13.

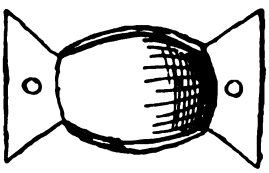


Abb. 46. Alesia nach Schumacher Keltendarstell. S. 15 Abb. 3 Nr. 6.

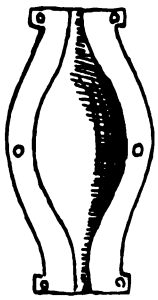


Abb. 47. Alesia nach Schumacher Keltendarstell. S. 15 Abb. 3 Nr. 5.

Blattinnern oder sonstige für La Tène typische Formen dagegen fehlen allem Anscheine nach. Erinnern wir uns, daß diese Lanzenspitzen von

Digitized by Google

Alesia teilweise auch verziert waren, so ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß wir es mit germanischen Waffen zu tun haben. Dazu kommt, daß ein anderes Waffenstück von derselben Fundstelle sicher germanischen Ursprungs ist. Ich meine einen konischen Schildbuckel mit 12 großen, flachen Nagelköpfen (Abb. 44 a u. b)[1]).

Wie sind diese germanischen Waffen nach Alesia gekommen? Aufklärung darüber gibt uns Caesar selbst. (Bellum Gallicum, Buch VII, Kap. 65, 67, 70, 80, 88.) Die im Jahre 52 v. Chr. zusammengekommene gallische Reiterei war der römischen bedeutend überlegen. Da alle Wege nach der gallischen Provinz und Italien von den Feinden gesperrt waren, sah sich Caesar genötigt, Gesandte über den Rhein zu den Germanen zu senden und von diesen Reiter und leichte Fußtruppen, die in Gemeinschaft

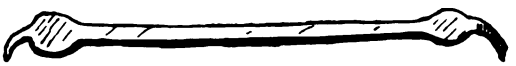


Abb. 48. 1/2. Niederhof (Kr. Neidenburg) Prussia. Ber. XXII S. 287 Abb. 190.

mit den Reitern zu kämpfen pflegten, zu erbitten. Diese germanischen Hilfstruppen besiegten nicht nur die gallische Reiterei im Lande der Sequaner, sondern zeichneten sich auch in den Kämpfen vor Alesia mehrfach aus und führten in dem großen Endkampfe die Entscheidung herbei. Also nicht durch Handelsbeziehungen wie bei La Tène sind diese Fundstücke von Alesia zu erklären, sondern die germanischen Waffen, die sich zwischen römischen und keltischen Rüstungsstücken fanden, stammen von germanischen Söldnern, die hier im Kampfe für Rom gefallen sind. Caesar berichtet (B. G. VII, Kap. 65), daß er die germanischen Hilfstruppen von den rechtsrheinischen Völkerschaften geworben hat, „quas superioribus annis pacaverat". Sie müssen also in der Umgegend der beiden Rheinbrücken, die Caesar in den vorhergehenden Jahren hatte bauen lassen, gewohnt haben, d. h. in dem Neuwieder Becken und den angrenzenden Gebieten, also gerade in der Gegend, in welcher der oben erwähnte Fundort Coblenz-Neuendorf[2]) liegt und in derem südlichen Teile die Mainsweben gesessen haben, deren Beziehungen zu den Ostgermanen wir erwiesen haben. Die verzierten und ausgeschnittenen Lanzenspitzen ostgermanischer Form können daher von den am Rhein wohnenden Westgermanen durch den Handel aus dem Osten erworben und dann

[1]) Zum Vergleiche bilde ich einige keltische Buckelformen von Alesia ab. Abb. 45—47.

[2]) In diesem Zusammenhange gewinnt auch die Verbreitung einer Schildfesselform an Bedeutung. Während die germanischen Schildfesseln gewöhnlich durchlochte Nietplatten besitzen, wird eine seltene Abart nur durch hakenförmig gebogene Enden mit dem Holzgriffe des Schildes verbunden (Abb. 48). Ich kenne bisher nur 3 Stücke dieser Form: 1. Niederhof, Kr. Neidenburg (Abb. 48), 2. Großromstedt, Grab 62, (u. a. zusammen mit einem einschneidigen Schwert!), 3. Coblenz-Neuendorf, Grab C (vergl. Günther, Bonner Jahresber. 107 (1901), Abb. 5, Nr. 10).

Digitized by Google

in dem Kriegszuge nach Alesia gebracht worden sein. Ebensogut möglich, wenn nicht wahrscheinlicher ist es, daß nicht nur Kaufleute den Weg von Ostgermanien nach dem Rhein machten, sondern auch abenteuerlustige, ostgermanische Krieger, die dann zugleich mit westgermanischen Kampfesgenossen den Werbern Caesars nach Alesia folgten. Zeigt doch der Umstand, daß die Burgunder der damaligen Zeit in der Waffenschmiedekunst alle anderen Germanen übertrafen und daß burgundische Waffenformen bald in fast allen Gauen Germaniens Eingang fanden, welchen Wert gerade diese Ostgermanen auf Kriegstüchtigkeit legten und welche Liebe sie mit dem Kriegshandwerk verband.

Fassen wir die Ergebnisse zum Schluß kurz zusammen: Zwischen den nördlichen Ostgermanen (Burgundern und Goten) und den Bewohnern des mittelgermanischen Gebietes (herminonischen und ingwäonischen Stämmen) bestanden Beziehungen, an denen die übrigen Germanen keinen Anteil nahmen. Von Ostgermanien ging eine wichtige Verkehrsstraße, auf der ein reger Austausch von Kulturerscheinungen stattfand über Thüringen ins Main-Rheingebiet (Mainsweben) und von dort bis nach der Schweiz (La Tène). Der wichtigste Rastort dieses Weges ist das hermunduri sche Großromstedt bei Jena. Hier treffen und kreuzen sich Kultureinflüsse aus den verschiedensten Himmelsrichtungen wie die Verkehrslinien in einem modernen Verkehrsknotenpunkt[1]). Die durch Caesar überlieferte Beteiligung von Germanen an den Kämpfen von Alesia kann auch archäologisch durch die dort gemachten Funde belegt werden.

Zur Fundkarte.

Gotisch-gautische Funde:

1. Hallfoser (Gotland): 1 Ortband einer Holzscheide. Månadsblad 1901/02. S. 82. Abb. 5.
2. Gotland (näherer Fundort unbekannt): 1 verzierte Lanzenspitze. — Mus. Stockholm 8381:10.

*[2])3. Öfre Ålebäck (Öland), südliche Abteilung: 5 einschneidige Schwerter mit Scheiden, davon 4 mit Ortbändern. Månadsblad 1896. S. 107 ff.

Burgundische Funde:

4. Simblegaard (Bornholm): Mehrere einschneidige Schwerter mit Scheiden und Ortbändern; 1 verzierte Lanzenspitze. Vedel, Efterskrift. S. 30 f., 123, 127, 159 ff.

[1]) Bei der großen Bedeutung des Großromstedter Gräberfeldes für die germanische Kulturgeschichte ist es sehr wünschenswert, daß die Funde, die nach Abschluß der Arbeit Kropps (Zeitschr. d. Ver. f. Thüring. Gesch. N. F. 18 (1908), S. 363 ff.) dort gemacht worden sind, möglichst bald veröffentlicht werden. Bei meinem Besuche des Jenaer Museums im Jahre 1910 konnten mir die neueren Funde leider noch nicht gezeigt werden.

[2]) Von den mit einem Sternchen bezeichneten Fundorten sind in dieser Arbeit Fundstücke abgebildet worden.

Digitized by Google

5. Babbin (Kr. Pyritz): 1 verzierte Lanzenspitze. Mus. Stettin.
*6. Butzke (Kr. Belgard): 5 einschneidige Schwerter, z. T. mit Scheiden, 3 Ortbänder. 2 verzierte Lanzenspitzen, 2 ausgeschnittene Lanzenspitzen. Schumann, Urnenfelder. S. 109 ff.
*7. Koppenow (Kr. Lauenburg): 1 Schwertscheide mit spitzem Ortband, 3 verzierte Lanzenspitzen, davon eine mit Ausschnitt; außerdem 2 ausgeschnittene Lanzenspitzen. Schumann, Urnenfelder. S. 156 ff.
8. Oliwa (Kr. Danziger Höhe): 1 ausgeschnittene Lanzenspitze. Schriften der naturforsch. Ges. in Danzig. III. Heft 2. Taf. III, e.
9. Dreilinden (derselbe Kreis): 1 Schwertscheide mit spitzem Ortband. Museum Danzig.
10. Suckschin (derselbe Kreis): 2 verzierte Lanzenspitzen. Museum Danzig.
11. Schönwarling (derselbe Kreis): Etwa 10 einschneidige Schwerter mit Scheiden, davon eine mit Ortband; 6 verzierte Lanzenspitzen, davon eine mit Ausschnitten; außerdem 6 ausgeschnittene Lanzenspitzen. Mus. Danzig.
12. Warmhof (Kr. Marienwerder): 1 einschneidiges Schwert mit Ortbandscheide. Museum Danzig.
*13. Münsterwalde (Kr. Marienwerder): 1 Schwertscheide mit spitzem Ortband. Undset, Eisen. Taf. XV. Abb. 2 a u. b.
*14. Rondsen (Kr. Graudenz): 2 Schwertscheiden mit spitzem Ortband, 13 verzierte Lanzenspitzen, davon 4 mit Ausschnitten; außerdem 10 ausgeschnittene Lanzenspitzen. Anger, Rondsen.
15. Neugut (Kr. Culm): 1 Holzscheide mit Ortband; 1 verzierte Lanzenspitze mit Ausschnitt, 1 ausgeschnittene Lanzenspitze. Mus. Danzig.
16. Culm (Kr. Culm): 5 einschneidige Schwerter mit Scheiden, davon 4 mit Ortbändern; 2 verzierte und 2 ausgeschnittene Lanzenspitzen. Museum für Völkerkunde Berlin; Museum Graudenz.
17. Papau (Kr. Thorn): 2 verzierte Lanzenspitzen. Städtisches Museum Thorn.
*18. Grodtken (Kr. Neidenburg): 1 verzierte Lanzenspitze mit Ausschnitten. Prussia-Bericht. Heft XXII. S. 362.
*19. Taubendorf (Kr. Neidenburg): 1 verzierte Lanzenspitze. Prussia-Bericht. XXI. S. 52 ff.
*20. Weißenhöhe (Kr. Wirsitz): 2 verzierte Schwerter. Museum Bromberg.
21. Rochau (Kr. Schrimm): 1 verzierte Lanzenspitze. Kais. Friedrich Mus. Posen.
*22. Tuczno (Kr. Hohensalza): 1 einschneidiges Schwert, 2 Holzscheiden, eine mit Ortband. Kais. Friedrich Museum Posen; Privatbesitz des H. Dr. v. Zakrzewski (Miroslawice).
*23. Lachmirowitz (Kr. Strelno): 1 Schwertscheide mit spitzem Ortband, 1 verziertes Schwert. Museum Bromberg; Städt. Museum Thorn.

Digitized by Google

Wandaliſche Funde:

*24. Priment (Kr. Bomſt): 1 verziertes Schwert. Polniſches Muſeum Poſen.
25. Kruchowo (Kr. Mogilno): 1 verzierte Lanzenſpitze. Muſeum Akad. Krakau.
26. Jäſchkowitz (Kr. Breslau): 1 verziertes Schwert. Kruſe, Budorgis. S. 106 f.
*27. Kaulwitz (Kr. Namslau): 1 verziertes Schwert, 3 verzierte Lanzenſpitzen. Schleſ. Vorz. VI. S. 422 ff.
28. Schimianitz (Kr. Kempen): 1 einſchneidiges Schwert. Roczniki towarzyſtwa przyjaciól nauk Poznańskiego. Bd. 29 (1902). S. 72. Nr. 21.
*29. Stolec (Kr. Sieradz, Polen): 1 verziertes Schwert. Muſeum Univ. Krakau.

Burgundiſche oder durch Burgunder beeinflußte Funde.

30. Oblaſſ (Kr. Radom, Polen): 1 Schwertſcheide mit ſpitzem Ortband. Materyaly antrop. arch. etnogr. Bd. VIII. (1906). S. 96 f. Taf. VIII.
31. Jadowniki (Kr. Dabrowa), Weſt-Galizien: 1 Lanzenſpitze mit Ausſchnitt? Materyaly antrop. arch. etnogr. Bd. III. (1898). S. 93 ff. Taf. XI d. (ſ. unten Nachtrag).

Mittelgermaniſche Funde:

*32. Lindholmgaard (Seeland): 1 mittelgermaniſche Schwertſcheide. Aarböger 1892. S. 227; S. Müller Nord. Altertumsk. II. S. 25. Abb. 10.
*33. Langaa (Fünen): 5 einſchneidige Schwerter, 1 mittelgermaniſche Schwertſcheide, vielleicht 1 Lanzenſpitze mit Ausſchnitt. Peterſen, Dognfundene i Deibjerg. S. 41 ff.
34. Skovlyſt (Jütland): 1 mittelgermaniſche Schwertſcheide. Aarböger 1881. S. 90 ff.; Undſet, Eiſen. S. 417, Abb. 123; S. Müller, Ordning II. Abb. 1.
35. Schleswig (näherer Fundort unbekannt): 1 mittelgermaniſche Schwertſcheide. Meſtorf, Altertümer. Taf. 37, 395; Meſtorf, Urnenfriedhöfe. IV. 13.
36. Körchow (Mecklenburg): Grab 217 1 einſchneidiges Schwert; Grab 22 und 155 je eine mittelgermaniſche Schwertſcheide. Beltz, Mecklenburg. Abb. 181; Beltz, Altertümer. Taf. 52, 1.
37. Marmſtorf (Kr. Harburg): 1 mittelgermaniſche Schwertſcheide. Schulhaus in Marmſtorf.
38. Nienbüttel (Kr. Ülzen): 3 mittelgermaniſche Schwertſcheiden. Muſeum Hannover.
39. Creveſe (Kr. Oſterburg): 1 einſchneidiges Schwert? Muſeum Salzwedel.

Digitized by Google

40. Quedlinburg (Kr. Quedlinburg): 1 einschneidiges Schwert mit Scheide. Undset, Eisen. S. 227.
41. Niederreißen (Bez. Apolda): 1 einschneidiges Schwert. Götze, Höfer, Zschiesche. S. 316; Undset, Eisen, S. 235 Anm. 1; Schumann, Lemcke-Festschrift, S. 42 mit der Fundortsangabe Buttstädt.
*42. Großromstedt (Bez. Apolda): 1 einschneidiges Schwert Grab 62, 2 mittelgermanische Schwertscheiden Grab 9 und Fund 14; 1 Schwertscheide mit spitzem Ortband Fund 2; 1 Lanzenspitze mit Ausschnitten Fund 2. Zeitschr. d. Ver. f. thüring. Gesch. N. F. 18. (1908). S. 363 ff.

---

*43. Kleiner Gleichberg bei Römhild (Sachs.-Meiningen): 1 Lanzenspitze mit Ausschnitten. Neue Beiträge zur Gesch. deutsch. Altertums XIV. (1899). Taf. V; Jakob, Vorgesch. Altertümer der Prov. Sachsen. Heft V—VIII. S. 46. Anmerk. 2.

Funde aus dem Main-Rheingebiet.

*44. Coblenz-Neuendorf (Kr. Coblenz): 1 ausgeschnittene Lanzenspitze. Bonner Jahrbücher 1901. (Heft 107.) S. 73 ff.
*45. Nauheim (Kr. Friedeberg): 1 Schwertscheide mit spitzem Ortband. Quilling XI. 134.
46. Mainz (aus dem Rhein): 1 verziertes Schwert. Paulus-Museum Worms.
47. Ludwigshöhe (Kr. Oppenheim): 1 verziertes Schwert. Westdeutsche Zeitschrift. VI. (1887). S. 302.
*48. Wald-Ülversheim (Kr. Oppenheim): 1 verzierte Lanzenspitze. Altertümer uns. heidn. Vorzeit. II., VIII. 4. 4.
49. Hangenweisheim (Kr. Worms): 1 verziertes Schwert. Westd. Zeitschr. VI. (1887). S. 302.
*50. Wachenheim (Kr. Worms): 1 verziertes Schwert. Westd. Zeitschr. XV. (1896). S. 359.

Schweiz:

51. Möri(n)gen: 1 verziertes Schwert. Keller, 2. Pfahlbautenbericht. Taf. III. 8.
*52. La Tène: Verzierte Schwerter. Z. B. Groß, Taf. III. 1 und Museum für Völkerkunde Berlin (IV. k, 97); ausgeschnittene Lanzenspitzen, Beispiele bei Douga und Groß.
*52a. Port: 1 verzierte Lanzenspitze. Douga VII, 2. Auf der Fundkarte ist dieses Stück bei La Tène aufgeführt, da ich erst bei der Korrektur durch eine freundliche Mitteilung des Herrn Direktor Lehmann (Zürich) den wahren Fundort erfuhr. Port liegt nordöstlich vom Bieler See, also in nächster Nähe von Mörigen (51), nicht weit von La Tène entfernt.

Digitized by Google

Frankreich.

*53. Alesia: Verzierte und ausgeschnittene Lanzenspitzen. Revue archéol. N. S. X. (1864). S. 337 ff.

Auf der Fundkarte nicht verzeichnete Stücke:

Provinz Posen (Fundort unbekannt): 1 verziertes Schwert. Polnisch. Mus. Posen.

Provinz Schlesien (Fundort unbekannt): 1 verzierte Lanzenspitze. Museum Breslau.

Zu großem Danke bin ich Herrn cand. archäol. Kostrzewski verpflichtet, der mir sein umfangreiches Material freundlichst zur Verfügung stellte. Meine Kenntnis der unter den Nummern 6, 10, 11, 15, 17, 21, 23—26, 28—31 angeführten Fundstücke und des verzierten Schwertes aus der Provinz Posen stammt völlig oder teilweise aus dieser Quelle.

Nachtrag.

Soeben teilt mir Herr Kostrzewski gütigst noch folgende Funde mit:

Blumenwerder oder Rosenfelde (Kr. Regenwalde), Pommern: 3 verzierte Lanzenspitzen. Mus. Stettin.

Bohlschau (Kr. Neustadt), Westpreußen: 1 verziertes Schwert. Mus. f. Völkerk. Berlin (Sl. Virchow).

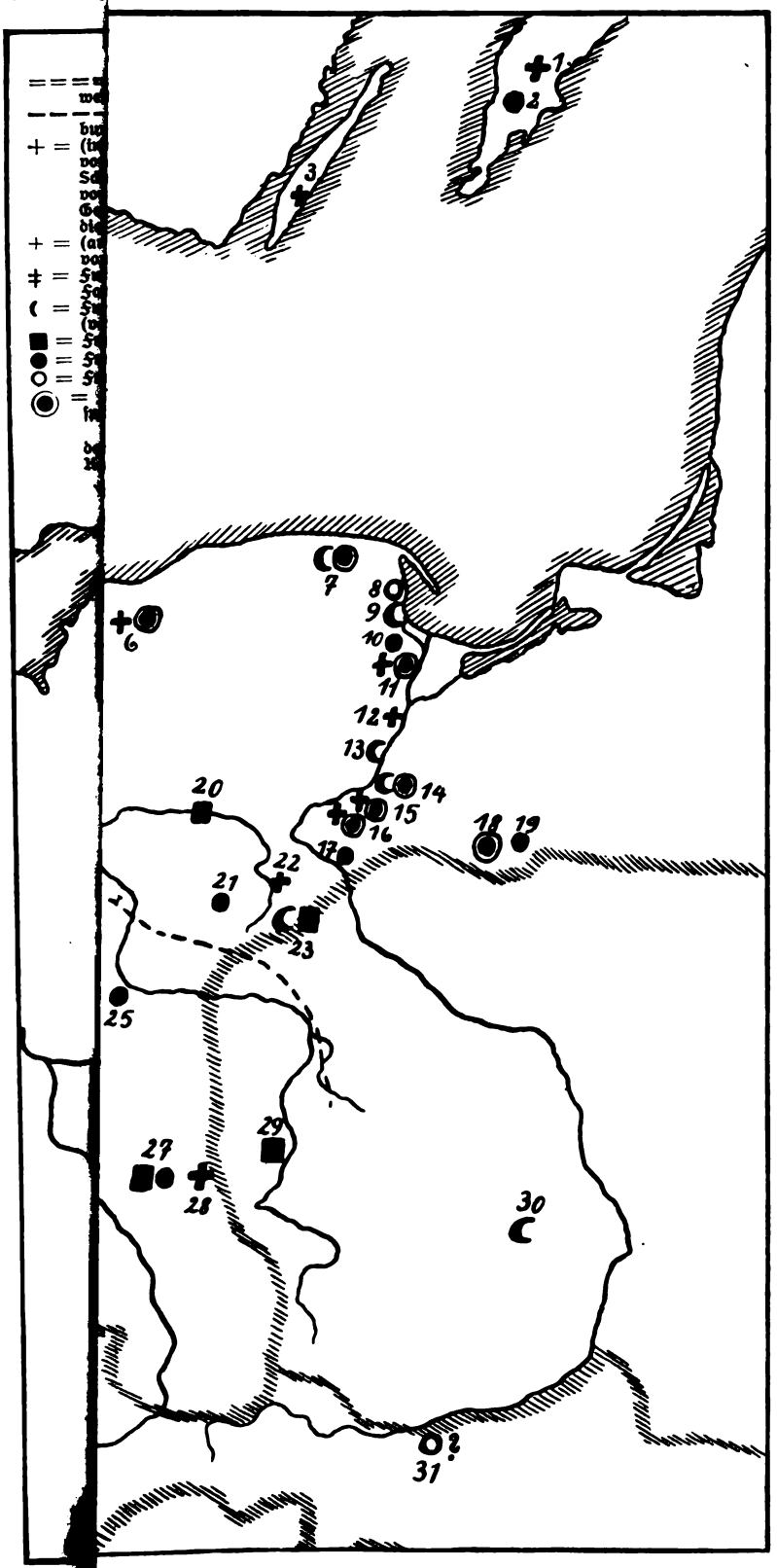
Jadowniki (Kr. Dabrowa), West-Galizien: 1 verziertes Schwert (s. oben Nr. 31).

Diskussion.

Bezzenberger: In Ostpreußen erscheinen die als burgundisch angesprochenen Lanzenspitzen nicht nur in Taubendorf. Auch der Kreis Labiau hat eine solche geliefert und eine dritte ist ganz vor kurzem von Peiser in Masuren gefunden worden. Beide werden eingeführt sein; ebenso ein einschneidiges Schwert eines samländischen Grabes.

Digitized by Google

Digitized by Google



Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Germanen-Statuette im städt. Kestnermuseum zu Hannover.

Von Museumsdirektor Dr. Hahne, Halle a. S.

Mit 2 Abbildungen im Text und Tafel X.

Auf der Suche nach Germanendarstellungen aus dem Altertum, die besonders auf die Anregungen von Schumachers Germanenkatalog [1]) hin nunmehr allerorten einsetzen sollte, fand ich das auf Taf. X dargestellte Metallfigürchen im städtischen Kestner-Museum zu Hannover, wo es als „gefesselter Barbar" bezeichnet stand.

Dem freundlichen Entgegenkommen der Museumsleitung verdanke ich die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Figur.

Sie stammt aus altem Kestnerschen Besitz und man wird nicht fehl gehen, Italien, bzw. Rom selbst, als Fundort (wenigstens als Kaufort) anzunehmen. Das Figürchen ist in Guß aus folgender Legierung hergestellt (Analyse durch Dr. Asbrandt, Hannover-Linden):

Kupfer	72,84
Blei	8,91
Zinn	2,46
Zink	14,18
Eisen	1,61
Nickel	nichts
Arsen, Antimon	nur sehr wenig

es zeigt folgende Maße:

Größte Höhe (Scheitel bis Sitzfläche)	5 cm
Hüftbreite	ca. 2 „

---

[1]) K. Schumacher, „Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanen-Darstellungen". 2. Aufl. Mainz 1910. Vgl. aus der Literatur bes. auch Furtwängler, „Intermezzi" Nr. 4. „Das Monument von Adamklissi und die ältesten Darstellungen von Germanen". Schumacher, „Die Germania des Tacitus und die erhaltenen Denkmäler" in der Mainzer Zeitschr. 1909. S. 1—13. Ferner A. v. Salis, „Ein Germanenbildnis" in d. Bonner Jahrb. Heft 118. S. 63 ff.

Digitized by Google

Schulterbreite	2,3 cm
Größte Kopflänge (Kinn bis Scheitel)	1,5 „
Unterschenkellänge (Sohle bis Oberschenkeloberfläche r. 2,5 l. 2,6	„
Rechter Arm (Schulter bis Faust)	3,2 „
Fußsohlenlänge	1,1 „

Nach dem Guß ist es außerordentlich sauber nachmodelliert. Dabei sind auch die Gußnähte meist ganz verschwunden; Reste sind noch zu erkennen auf der Oberseite des rechten Oberschenkels und vor dem rechten Schienbein, sehr deutlich in der rechten und linken Kniebeuge, sowie an der Außenseite des linken Unterschenkels und Fußes, die auf der (kaum nachbearbeiteten) Sitzfläche aufliegen. Das Stück ist demnach nicht in „verlorener Form" gegossen.

Dargestellt ist ein jugendlich kraftvoller Mann, der mit auf dem Rücken gefesselten Händen in gelassener Haltung vor sich hinblickend dasitzt; das linke Bein liegt auf der Sitzebene, das rechte ist im Knie gebogen und auf die Sohle gestellt. Die Kleidung des Mannes besteht in Beinkleid und Schuhen. Das Beinkleid ist von der Hüfte bis zu den Knöcheln sichtbar; es liegt nicht sehr eng an, besonders nicht am Leib. Größere Falten sind durch nachträgliche Bearbeitung noch hervorgehoben. Auf dem Beinkleid ist ein Webemuster angedeutet mittels diagonaler Reihen einfacher grober Punkte, deren Verteilung Rauten darstellen zu sollen scheint.

Auf dem Gürtelwulst sind mehrere grobe schräge Querfalten durch Punzschläge hervorgehoben, sichtlich sollte angedeutet werden, daß man sich den oberen Hosenrand unter den (unsichtbaren) Gurt hindurch nach oben gezogen und dann nochmals um den Gurt herum gekrempelt denken muß.

In der Knöchelgegend ist die Beinbekleidung nur durch eine ringsum laufende einfache Kerbe von der Fußbekleidung getrennt. Es ist damit wohl gemeint, daß der untere Hosenrand nicht frei endigt, sondern in die Fußbekleidung hinabreicht. Und diese ist dem Fuß angeschmiegt dargestellt, jedoch mit Falten versehen, die auf dem Fußrücken von der Seite her nach vorn laufen, aber nicht bis zur Spitze des übrigens sehr gut modellierten Fußes, sondern nur etwa bis zum mittleren Fußzehengelenk. Es ist wohl ein Bundschuh gemeint, wie sie auch sonst aus der nordeuropäischen Vor- und Frühgeschichte in Originalen und Abbildungen bekannt sind. Die Fußspitze hat ihre unverdorbene natürliche Gestalt, was besonders an dem anatomisch vorzüglich modellierten Fußsohlenumriß ersichtlich ist. Da der Fuß in Schuhen steckt, sind die Zehen und andere Einzelheiten des Fußes natürlich nicht dargestellt. Deutlich ist dagegen eine Schuhsohle vorhanden, die aber keinen gesonderten Hackenteil hat.

Am linken Arm sind drei Wülste modelliert (?) und durch Nachbearbeitung hervorgehoben, die wohl in Zusammenhang mit der Fesse-

Digitized by Google

Northwestern University Library

lung der Hände stehen. An mehrfachen Armschmuck ist bei einem Germanen der frühgeschichtlichen Zeit nicht wohl zu denken, zumal nicht bei einem Gefangenen. Die Verschnürung der Hände ist sehr richtig dargestellt und höchst charakteristisch auch die Haltung der geballten Fäuste in der Fesselung.

Meisterhaft ist die Modellierung des Nackten ausgeführt; besonders im Anblick von vorne ist das Figürchen eine Bewegungsstudie von feinem Reiz, zumal auch hinsichtlich der Hervorhebung der bei der dargestellten Körperhaltung beteiligten Muskelgruppen und der Gelenkstellung. Man kann sogar von der Darstellung des seelischen Zustandes mittels Wiedergabe einer kennzeichnenden Körperhaltung reden; die Modellierung des Gesichtes und die Kopfhaltung trägt hierzu noch besonders bei.

Das Gesicht ist nach dem Guß kräftig überarbeitet; es scheint dabei die Betonung des finsteren Ausdruckes beabsichtigt zu sein, denn es sind z. B. die Brauen durch sie begrenzende Punzschläge hervorgewulstet und somit die Augen tiefgelegt. Die Lider sind durch Punzung als bogenförmige scharfe Wülste herausgehoben, der Augapfel ist etwas vertieft dargestellt.

Kinn-, Lippen- und Wangenbart sind nicht erkennbar. — In der Mitte des Kinnes ist mittels eines punktförmigen Punzschlages ein „Grübchen" angedeutet. Der Übergang vom Kinn zum Hals ist scheinbar ungeschickt modelliert, wohl aber nur, wie alle Vorsprünge des Gesichtes, zerrostet und stark abgeputzt. So ist auch die Nasenform nicht mehr erkennbar, während die ovale lange Form des Gesichtes noch deutlich geblieben ist.

Trotz der Verwitterung ist noch zu erkennen, daß das Haupthaar sorgfältig nachgearbeitet ist. Die Haartracht ist auch in Einzelheiten deutlich dargestellt: Wenig oberhalb der Augen verlaufen quer über die Stirn von links nach rechts, über den Hinterkopf ebenfalls von links nach rechts und zugleich nach oben dicke Strähnen. Die Einzelheiten sind am Scheitel jetzt verwischt.

In den Nacken hängen einzelne kurze Haarlocken unter den quergekämmten Strähnen herab, besonders rechts. Über dem linken Ohr sieht man deutlich die Teilung des Haares, über dem rechten Ohr sitzt ein Buckel, der das Ohr herabdrückt. Beide Ohren sind gut überarbeitet. In dem Buckel an der rechten Schläfe laufen die Haarsträhnen des Vorder- und Hinterhauptes im Sinne eines Wirbels mit der Drehrichtung hinten-oben-vorn-unten. Einzelheiten sind an dem Buckel jetzt abgerieben, aber es ist ganz zweifellos, daß ein germanischer „Nodus" dargestellt ist, dessen Befestigungsart infolge der Verwitterung nicht mehr erkennbar ist; die gesamte Ausführung der Figur läßt annehmen, daß sie ursprünglich getreu

Digitized by Google

dargestellt war. Es handelt sich sichtlich um einen rechts herum festgedrehten flachen Haarschopf, der das langgewachsene Haupthaar zusammenfaßt; das muß an der linken Schläfe mindestens 25 cm lang sein, um in einem Knoten auf der rechten Seite befestigt werden zu können. Kürzere Stirnhaare sind nicht dargestellt, im Gegensatz zu den Nackenlöckchen.

Die Unterseite der Figur (Abb. 6) ist im ganzen ebenfalls zwar gut modelliert, jedoch ist die Nachbearbeitung hier gering, bzw. gar nicht vorhanden.

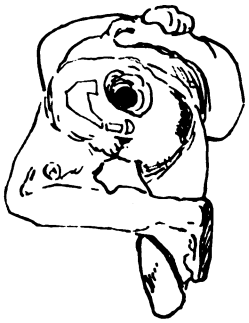


Abb. 6.

Unter dem Gesäß des Mannes ist eine flache, unregelmäßige, wulstige Masse sichtbar, deren Außenränder rechts in die Außenfläche des gebeugten Beines übergehen; hinten rechts vorn und links läuft zwischen ihr und dem Körper der Figur eine tief eingehauene Furche. Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als säße der Mann auf einem flachen Kissen. Da hinten unter den Händen die Trennung der beiden Gesäßhälften deutlich angegeben ist, also die Hose als straff anliegend gedacht ist, kann es sich bei dem beschriebenen Wulst nicht z. B. um Faltenbildung des Sitzteiles der Beinkleider handeln. Es ist wohl nur ein nicht beseitigter Rest eines Gußwulstes, vielleicht auch des Gußzapfens. In der Mitte der Sitzfläche befindet sich ein senkrecht über 1 cm tief in die Figur eindringendes Loch, dessen Ausgangsöffnung fast viereckig ist; nach oben wird der Hohlraum des Loches allmählich rund und verläuft zugespitzt. Es scheint, der grauen Patina nach zu urteilen, als säßen alte Lotreste in der Öffnung; an seinem Ende ist der Rest einer modernen Messingschraube zu sehen, ein ebensolcher an der Unterseite des linken Oberschenkels [1]).

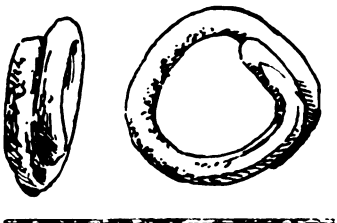


Abb. 7.

Will man das Figürchen so auf den Tisch setzen, daß der abgeflachte Teil der Sitzebene, in dessen Mitte das Zapfenloch ist, so müssen die Füße in eine etwas tiefere Ebene gebracht werden, bzw. vom Tisch herabhängen. Danach scheint die Figur nicht auf einer ebenen Fläche gesessen zu haben.

Ein aus 0,4 cm dickem, gehämmertem Stabe hergestellter Ring (Abb. 7) von durchschnittlich 2,2 cm äußerem Durchmesser ist um das gleichsam wie ein Henkel gestaltete rechte Bein herumgelegt. Seine starke Patinierung zeigt, daß er bereits an seiner Stelle saß, bevor das Figürchen in die Erde ge-

[1]) Neben dem großen Befestigungsloch ist das kleine Bohrloch von der Metallentnahme für unsere chemische Analyse sichtbar, mit Plastilin gefüllt.

Digitized by Google

langte. Seine Patina ist rauher und heller als die der Figur, wohl weil er aus einer anderen Kupferlegierung besteht. Es ist anzunehmen, daß dieser Ring einen mit der Bestimmung der ganzen Figur zusammenhängenden Zweck gehabt hat. Auffallend ist, daß ein glatter Schnitt, der durch alten Rost und Verunreinigungen jetzt fast geschlossen ist, unterhalb des rechten Kniees schräg von außen nach innen durch den Unterschenkel geht. Er klafft hinten fast 2 mm, innen und vorn fast garnicht. Eine schräg von hinten und vorn über den rechten Oberschenkel laufende längliche Kerbe scheint der Rest einer hier angedeuteten Falte zu sein. Da die beiden Füße der Figur im Guß fest vereinigt sind, wurde durch diesen Schnitt das rechte Bein nicht von der Figur abgetrennt; es ist auch nicht anzunehmen oder ersichtlich, daß — selbst in frischem Zustande nicht — der rechte Unterschenkel etwa in der Art eines Karabinerhakens federnd den Spalt geschlossen hätte, so daß durch denselben nach Bedarf der Ring hätte eingeführt werden können. Der Schnitt scheint vielmehr sorgfältig (wenigstens für den Anblick von vorn) wieder zusammengefügt zu sein. Feste Rostmassen lassen sogar daran denken, daß er gelötet war. Für einen scharfen Hieb ist dieser Schnitt wohl zu gleichmäßig.

Das Figürchen zeigt an vielen Stellen, besonders in den Vertiefungen, eine schöne grüne glatte, dicke Patina: Im Gesicht, am Kopf, an der Vorder- und Hinterseite des Oberkörpers, besonders am Rücken, und auch an der Innenseite der Schenkel. Andere Stellen scheinen nur leicht geröstet zu sein. In dem Spalt am rechten Bein, in den Fugen des Ringes und in den Kniekehlen sitzen erdige, grüngraue Massen.

An allen stark hervorspringenden Stellen der Figur fehlt der Edelrost mehr oder weniger. So besonders oben auf dem Kopf, auf der Kuppe des Haarknotens, an den Oberarmen, Ellbogen, Knieen, beiden Oberschenkeln, Schienbeinen und den Händen. Nach diesen Stellen hin bricht der dicke Edelrost mit zackigen Grenzen scharf ab, die Stellen selbst sind zum Teil mattglänzend abgerieben, die Einzelheiten der Modellierung, z. B. das Hosenmuster, sind hier entweder verschwunden oder in Form von „Inseln" mitsamt der Edelpatina noch erhalten. Nach allen diesen Beobachtungen scheint das Fehlen dieser Patina und die Glättungen die Folge einer Reinigung der Figur nach dem Auffinden zu sein, nicht die einer Abnutzung, wie es nach der Verteilung dieser Stellen auf den ersten Blick schien. Die gleiche Verteilung des Rostes an der Unterseite der Figur bestätigt die vorgetragene Auffassung. — Als „Erdpatina" muß sowohl der Rost der Figur, wie der des Ringes angesprochen werden.

Das Zapfenloch an der Unterseite weist darauf hin, daß das Figürchen auf einer Unterlage befestigt gewesen ist, die, wie bereits angedeutet, nicht ganz eben war. Man könnte zunächst an ein Postament

Digitized by Google

denken, wie es römische Statuetten vielfach zeigen; die Haltung des Mannes entspricht nun völlig der der Gefesselten zu Füßen eines Tropaeums: die halbe Seitenwendung des Oberkörpers und Kopfes läßt daran denken, daß die Figur vielleicht nur ein Teil einer Gruppe ist, die also etwa ergänzt werden muß durch eine ähnliche weibliche Gestalt und ein Tropaeum. Das Vorhandensein des Ringes führt aber zunächst zu der Vermutung, daß die Figur bzw. die Gruppe auf einem Nutzgegenstand angebracht war und läßt weiter eine grobe Benutzungsart annehmen, bei der das rechte Bein des Figürchens als passender Henkel erachtet wurde für die Einfügung des Ringes; dessen Form, ein durch eine Sehne abgeschlossener $^2/_3$ Kreis, scheint darauf hinzudeuten, daß an seiner gradlinigen Seite ein Riemen befestigt war. Die gegenseitigen Abreibungen zwischen dem halbkreisförmigen Teile und der Unterseite des gebeugten rechten Beines der Figur scheinen nicht hochgradig gewesen zu sein[1]). Für Anbringung derartiger freistehender plastischer Figuren, etwa an Helmen oder Gefäßen (als Attachen) fehlen für die in Betracht kommende Zeit schlagende Vergleiche. Die Figürchen an den Pferdebrustschilden der Triumphalgespanne sind nie so voll-rund wie unseres[2]).

Die „modernen" Schraubenreste rühren wohl von einer „musealen" Befestigung auf einem Postament her.

Hoffentlich bringen anderweitige Beobachtungen die Erklärung für die ursprüngliche Bestimmung unseres Figürchens und ebenso für die genaue zeitliche Ansetzung. Hier sollte die Bronze zunächst gewürdigt werden als eine künstlerisch wertvolle und archäologisch wichtige frührömische Germanendarstellung. Der „swebische" Haarschopf und die langen Beinkleider stellen sie neben eine Reihe bekannter Germanenfiguren[3]); mit dem Bronzefigürchen eines stehenden, gefesselten Germanen mit Haarknoten auf der rechten Kopfseite, das sich im britischen Museum zu London[4]) befindet, hat unser Germane die in Rauten gemusterten Beinkleider gemein. Bei der Londoner Figur sind die Rauten allerdings deutlicher. Dieser Londoner Figur ist die unsere überhaupt sichtlich verwandt[5]), zumal in Kleidung und Haarschopf. Langes, in Bundschuhen

[1]) Der entlang der rechten Wade laufende gratförmige Rest einer Gußnaht ist wenig oder gar nicht verschlissen.

[2]) Vgl. Schumacher, „Germanendarstellungen" a. a. O. S. 7 u. 71.

[3]) Derselbe, Mainzer Zeitschr. IV. 1909. S. 8, 9 und „Germanendarstellungen" Abb. 1, 7, 11 a, 25. Phot. 20, 21.

Literatur, auch betr. zeitlicher Ansetzung s. Schumacher a. a. O.

[4]) Derselbe, „Germanendarstellungen" S. 72. Ph. 21. Mainzer Zeitschr. Taf. I. 4.

[5]) Ihre ganze Höhe ist ohne Sockel 6,7; sie steht auch, wie die unsere, auf einem „kissenähnlichen Sockel" von etwa 2 mm Dicke und 2,4 cm Durchmesser.

Digitized by Google

gehaltenes Beinkleid und nackter Oberkörper sind die fast formelhafte Art der Germanendarstellungen sowohl auf manchem rheinischen Soldatengrabsteine als auf der Markussäule usw.

Auf die Stammeszugehörigkeit des in unserer Figur dargestellten Mannes kann man heute nur erst raten. — Der trotz seines kraftvollen Baues (Brust, Nacken) jugendliche, fast etwas weich erscheinende Körper der Figur verrät noch spätgriechische Kunst-Tradition. Die unserer Bronze verwandten Figuren gehören „im wesentlichen noch der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts oder der Mitte desselben an" (Schumacher). Dieses auch für unsere Figur vorausgesetzt, würde man an einen Angehörigen rheinischer Stämme denken. Erst in späterer Zeit kämen Beziehungen z. B. zu den auf der Markussäule dargestellten Basternen des Markomannenkrieges in Betracht.

Lange, im Leibteil faltige Beinkleider ohne Gurtschlaufen, also getragen wie die unseres Figürchens, liegen in Originalen in Moorleichenfunden Ost-Schleswig-Holsteins und Dänemarks (Ostseegermanen) vor: nicht in denen Hannovers, Oldenburgs und Hollands (Nordseegermanen), wo kurze Beinkleider üblich sind. Ob sich unter den verschieden hergestellten Haarschopfformen der erhaltenen alten Germanendarstellungen zeitliche oder Stammesunterschiede verbergen, ist heute wohl noch nicht zu entscheiden [1]).

Vielleicht wird die Zusammensetzung der Metalllegierung von Wichtigkeit werden für die Chronologie und die Frage der Herkunft unseres wie anderer Stücke, wenn erst einmal größeres Vergleichsmaterial vorliegen wird. Für die Gruppe der Eimer und Becken vom Hemmor-Typus des 2. bis 4. Jahrhunderts und ihre Verwandten habe ich die Bedeutung der chemischen Analyse für die archäologische Untersuchung darlegen können [2]).

Unser Figürchen hat weniger Kupfer als sämtliche Gefäße jener Gattung, es steht nur dem auffällig kupferarmen Eimer IV von Barnstorf in dieser Beziehung sehr nahe, übrigens auch im Zinngehalt. Der Zinkgehalt steht auf der Stufe der mittleren Gruppe jener Gefäße (Frieseimer VII). Eisen enthält es mehr als alle; Blei fast vier mal so viel als das bleireichste Becken IV. — Zink ist erst seit der Römerzeit für Bronzelegierungen verwendet, es war wohl schon damals billiger als Zinn. Es verleiht dem Metall Dünnflüssigkeit und Blasenfreiheit. Viel Zink neben wenig Zinn gibt schöne goldgelbe Farbe; Blei erhöht eben-

[1]) Vgl. Arnold von Salis „Ein Germanen-Bildnis". Bonner Jahrbücher. Heft 118. 1909. S. 63 ff., besonders S. 69.

[2]) Jahrb. d. Prov.-Museums zu Hannover für 1910/11. „Das Brandgräberfeld von Barnstorf".

Digitized by Google

falls die Gießbarkeit; die mit Blei legierte Bronze läßt sich besser nachbearbeiten, weil sie kurze Späne gibt, die nicht am Stichel hängen [1]). Geringer Eisengehalt endlich gibt der Bronze einen blassen, eigenartigen Farbton [2]). Unter den heute gebräuchlichen Gußlegierungen des Kupfers steht Rotmessing oder Tombak mit (2) — 8 — 18 % Zink
und bis 3 % Zinn
sowie etwas Blei und Eisen der Legierung unseres Figürchens am nächsten, während unser gebräuchlicher Gelbguß 24—30 Zink enthält. —

Besonders der große Zinkgehalt (14,18) gegenüber dem geringen Zinngehalt (2,46) unterscheidet unser Figürchen stark z. B. von einer römischen Bronzestatuette eines jugendlichen Flötenbläsers (Pan?) aus Klein-Sullen, Kr. Meppen, Prov. Hannover, aus dem 2.—3. Jahrh. n. Chr. im Prov.-Mus. zu Münster [3]).

Es würde sich meines Erachtens verlohnen, möglichst vielfach Bronzen der vor- und frühgeschichtlichen Zeit zu analysieren. Das scheint mir (wie überhaupt technische Untersuchungen) von mannigfacher Wichtigkeit zu sein für viele Fragen der Archäologie. Die auf diesem Wege gewonnenen Blicke in die Werkstätten der vor- und frühgeschichtlichen Künstler und Handwerker werden vielleicht noch vielfache Aufschlüsse geben über Herkunft, Entstehungszeit und andere Fragen, und so die ausschließlich formtypologische und stilkritische Behandlung der Funde ergänzen.

---

[1]) Zuviel Blei oder Zink ergibt Sprödigkeit und Entmischung der Legierung beim Guß (Saigerung).

[2]) Um schnell schöne Patina zu erzielen, z. B. für Standbilder, wurde früher wie heute 90 Kupfer mit 10 Zinn legiert. Der romanische Löwe des 12. Jahrh. von Braunschweig z. B. hat folgende chemische Zusammensetzung: 81 Kupfer, 6,5 Zinn, 10 Zink, 2 Blei.

[3]) Unsere Analyse ergab: Kupfer 83,78, Blei 10,73, Zinn 4,73, Zink 0,04, Eisen 0,72, Nickel in Spuren. Kein Arsen und Antimon.

Digitized by Google

Abb. 1.

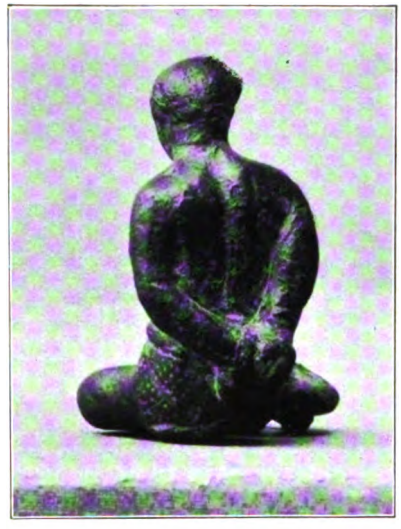


Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4.

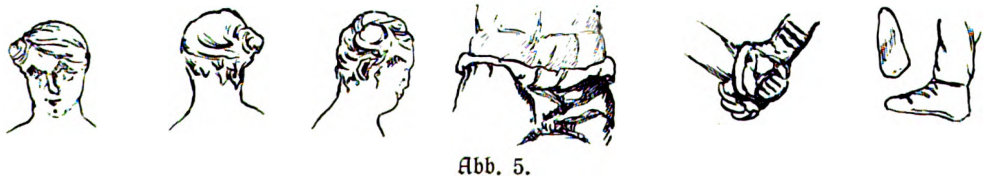


Abb. 5.

Bronzefigur eines gefesselten Germanen im Kestnermuseum zu Hannover (natürl. Größe).

Hahne, Die Germanen-Statuette im städt. Kestnermuseum zu Hannover. Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Oscar Montelius zum 31. März 1913.

Von Gustaf Kossinna.

Unser Ehrenmitglied Reichsantiquar Oscar Montelius ist nach gerade fünfzigjähriger reichstgesegneter Wirksamkeit am historischen Staatsmuseum seiner Vaterstadt von seiner amtlichen Stellung zurückgetreten, um nunmehr allein und voll der Wissenschaft zu leben. Das dankbare Vaterland hat seinen berühmten Sohn bei dieser Gelegenheit gebührend gefeiert. Eine besonders gelungene, großartige Huldigung hat die Stockholmer Zeitung "Svenska Dagbladet" veranstaltet, indem sie die hervorragendsten Vorgeschichtsforscher Europas veranlaßte, die großartige Wirksamkeit des Gefeierten und ihren Wert für ganz Europa in Zuschriften an das Blatt darzustellen. Diese Zuschriften sind dann, gruppiert um ein neuaufgenommenes Bild des Jubilars — er steht in feierlicher Tracht gelehnt an einen Schrank des Museums, mit einer Bronzenadel in der Hand —, in der Ausgabe des Blattes vom 30. März veröffentlicht worden. Die Verfasser waren: Aus Deutschland außer dem Herausgeber dieser Zeitschrift unser zweiter Vorsitzender Geheimrat Bezzenberger in Königsberg und Direktor Seger in Breslau, aus Österreich Professor Hörnes in Wien, aus Norwegen Professor Gustafson in Kristiania, aus Dänemark Professor Steenstrup und Direktor Müller in Kopenhagen, aus Italien die Direktoren Pigorini in Rom und Orsi in Syrakus, aus Großbritannien Direktor Anderson in Edinburgh, aus Frankreich die Professoren Reinach in Paris und Cartailhac in Toulouse, aus Rußland Professor Braun in St. Petersburg und Dr. Hackman in Helsingfors. Der Abdruck des Schreibens des Herausgebers an das „Svenska Dagbladet" auch an dieser Stelle soll zugleich eine Huldigung unserer Gesellschaft an ihr Ehrenmitglied bedeuten.

Wenn man die Namen der Gelehrten sammeln wollte, die in ganz Europa gut bekannt und zugleich allgemein anerkannt sind und deren Wirken im wissenschaftlichen Leben aller Kulturländer seine unverwischbaren Spuren hinterlassen hat, so darf der Name Oscar Montelius nicht fehlen. Auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Altertumskunde ist er der einzige, der sich einer solchen europäischen Berühmtheit erfreut. Die Vorbedingungen für eine derartige Berühmtheit sind ja zum Teil äußerlicher Art, insofern hier schwer ins Gewicht fallen Dinge, wie stetes Reisen ins Ausland, Besuch ausländischer, besonders internationaler Kongresse, Gewandtheit im Gebrauch zahlreicher ausländischer Sprachen, sowohl in Reden und Vorträgen, wie in Literaturwerken, überhaupt gesellschaftliche Gewandtheit, persönliche

Digitized by Google

Liebenswürdigkeit, ja sogar äußerlich eindrucksvolle Erscheinung, zuletzt eine günstige Vermögenslage. Alles das trifft zwar für Montelius zu, würde aber allein für sich wenig bedeuten, wäre es nicht zugleich getragen von einer geistig bedeutsamen Persönlichkeit mit wissenschaftlichen Leistungen, die überall Bewunderung hervorgerufen und die Geister aller Länder befruchtet hätten.

Wer als Laie die zahllosen Schriften von Montelius, die kleineren Aufsätze, die größeren Abhandlungen, die dickleibigen Werke nebeneinander aufgestellt sähe, würde wohl die großen Gesamtdarstellungen, die wir ihm verdanken, als die Krone seines wissenschaftlichen Schrifttums ansehen. Dahin gehören seine mehrfachen Darstellungen der allgemein skandinavischen und der besonderen schwedischen Vorzeit, Werke, die in die drei Weltsprachen übersetzt worden sind, und auch seine gewaltige Quellensammlung, worin der Stoff der Vorgeschichte Italiens so gut wie vollständig vor uns ausgebreitet worden ist. Solche Werke sind ja bewunderungswürdig genug, sei es durch die lichte Klarheit der Darstellung, sei es durch die ungewöhnliche Arbeitskraft, die in ihnen so sichtbar in Erscheinung tritt.

Aber im Grunde genommen hätte sie vielleicht auch ein anderer nordischer Forscher von hervorragender Leistungskraft abfassen können. Für viele Länder und in allen Perioden der Vorgeschichte hat ja Montelius Ausgezeichnetes und Bleibendes geschaffen. Sein eigenstes Gebiet aber, auf dem er ganz eigenartig neues geschaffen hat und bis heute unerreicht geblieben, ist die Bronzezeit, und zwar nicht nur die Bronzezeit Skandinaviens oder selbst die ganze germanische Bronzezeit, sondern die Bronzezeit des gesamten europäisch-vorderasiatischen Kulturgebietes. Die Kulturen dieser Bronzezeit sind stets der Mittelpunkt des Arbeitskreises von Montelius gewesen. Hier ist er zu Hause, wie niemand vor ihm und niemand neben ihm.

Aber auch das ist noch nicht das Größte in seinem Lebenswerke. Vielmehr ist dies die Anwendung der von ihm ins feinste gesteigerten typologischen Forschungsweise auf den von ihm so meisterlich beherrschten Stoff der Bronzezeitkulturen. Mit dieser Anwendung gewann Montelius zugleich spielend die richtige Forschungsweise für die Erzielung völlig gesicherter chronologischer Ergebnisse durch Ermittelung der kleinsten Kulturperioden, d. h. Zeitabschnitte, innerhalb deren ein bestimmter Kreis von Kulturformen (Typen) sich völlig auslebt. Es handelt sich hier also um eine nur relative Chronologie.

Und gleichzeitig lehrte er durch strengste Beobachtungen über die landschaftliche Zugehörigkeit der Kulturtypen, wie die Kulturgebiete der Vorzeit geschieden werden müßten. Er lehrte auch, wie die vereinzelte Einstreuung fremder Typen in heimische Funde das Mittel an die Hand gibt, die Perioden aller Landschaften Europas in eine übereinstimmende Folge zu bringen, die zugleich eine Übereinstimmung der absoluten Chronologie bedeutet. Kann

Digitized by Google

man auch nur in einem einzigen dieser Länder, sei es Griechenland oder Ägypten die relative Chronologie durch feste Jahreszahlen umschreiben, so hätte dann ganz Europa eine absolute Chronologie der Bronzezeit.

Wohl hat Montelius allmählich für fast alle Länder Europas eine relative und absolute Chronologie der Bronzezeit ausgearbeitet. Aber alle diese Arbeiten haben geringe Bedeutung im Verhältnis zu dem ersten unbestritten anerkannten und epochemachenden Werke in dieser Richtung, seiner Tidsbestämning inom bronsåldern von 1885. Hier sind bereits alle die Arbeitsweisen der Typologie, der relativen und der absoluten Chronologie und ihre Anwendung auf die germanische Bronzezeit, aber in weiterem Sinne auch auf die gesamte europäische Bronzezeit, voll ausgebildet. Nachdem Montelius hierin das Ei des Kolumbus gefunden hatte — so etwas glückt nur genialen Leuten —, war es nur noch Sache eines geduldigen Sammelfleißes, diese Arbeitsweisen auf alle Länder zu übertragen, wo überhaupt ein genügender Fundstoff vorhanden ist. Dadurch ist es erst möglich geworden, der Vorgeschichte Europas, die bis dahin ein nur in den gröberen Umrissen geteiltes Ganzes bildete, für die gesamte Metallzeit zu einem feinst gegliederten Bau umzubilden. Was bisher molluskenhaft weich jedem ernsteren Zufassen sich entzog, erhielt jetzt einen festen Knochenbau. Dies feste Gerüst der Vorgeschichte, das wir allein Montelius verdanken, erlaubte es dann anderen Forschern erst, ganz neue Wissenszweige der Vorgeschichte, wie die Siedlungsarchäologie, zu begründen, die ohne die feste Chronologie unmöglich gewesen wären. Darum ist es wahr, was ich schon oft und zuletzt beim Ersten Baltischen Kongreß zu Stockholm im August 1912 ausgesprochen habe, daß der künftige Geschichtsschreiber der europäischen Vorgeschichtswissenschaft mit dem Erscheinen der 'Tidsbestämning', also mit dem Jahre 1885, dereinst eine neue Epoche dieser Wissenschaft beginnen lassen wird.

Durch dieses Werk hat Montelius die Prähistoriker in ganz Europa zu seinen Schülern gemacht, alle, mögen sie es nun wissen und gern bekennen, oder nicht wissen, oder endlich nicht wissen wollen.

Dieser unpersönlich ausgeübten Belehrung durch Montelius verdankt aber nächst Skandinavien und Italien kein Land so viel wie Norddeutschland. Darum ist auch der Gruß zum 31. März hinüber nach der Hauptstadt des nordbaltischen Germanenvolkes von nirgends her herzlicher als aus der Hauptstadt der südbaltischen Germanen. Dem großen Lehrmeister der vorgeschichtlichen Typologie und Chronologie, der nun, ledig der amtlichen Verwaltungsgeschäfte, sich ganz der Forschung und dem Schrifttum hingeben kann, wünschen wir Deutschen einen reich gesegneten Lebensabend, der noch manche reife Frucht seiner Wissenschaft für die Welt zeitige.

Digitized by Google

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Vorgeschichtliche Fundorte und ein Königsgrab bei der Gielsdorfer Mühle im Kreise Ober-Barnim.

Von Hermann Busse, Woltersdorf.

Mit 4 Abbildungen.

In der Mark Brandenburg sind mir wenige Gegenden bekannt, in denen sich, auf einen Raum von wenigen Kilometern zusammengedrängt, so reichliche und hervorragend wichtige Spuren vorgeschichtlicher Kultur befinden, wie in der Nähe der Gielsdorfer Mühle. Ich habe diese Gegend von 1892 an bis heute etwa zwanzigmal besucht und werde die Ergebnisse meiner dortigen Forschungen hier in Kürze mitteilen. Zugleich möchte ich die maßgebenden Kreise unserer Gesellschaft ersuchen, nachdem Sie meine Ausführungen gehört, in Erwägung zu ziehen, ob sich diese Fundorte nicht als Ziel unseres diesjährigen Sommerausfluges eignen würden.

(Siehe Abb. 1.)

1. Die Hügelgräber am Kesselsee.

Von der Gielsdorfer Mühle 7—800 m nordwestlich, auf Wesendahler Gebiet, westlich vom Kesselsee liegen die Reste zahlreicher Hügelgräber, von denen in den achtziger Jahren vorigen Jahrhunderts mehr als 500 Fuhren Steine zum Bau der Wesendahler Chaussee abgefahren worden sind. Inmitten der Steine fand man mehrere Urnen und Bronzeringe, sowie eine Nadel aus Bronze. Der frühere, jetzt verstorbene Kantor Böttcher aus Wesendahl hatte vieles aus den Gräbern gesammelt und sagte mir, daß er im Jahre 1875 die Gegenstände dem Königl. Museum in Berlin gegeben hätte. Ich habe dort vergeblich danach gesucht und kürzlich wurde mir vom Königl. Museum mitgeteilt, daß sich Funde aus Wesendahl dort nicht befinden. In das Märkische Museum wurde 1876 von Hrn. Böttcher ein muldenförmiger Rübestein von dem Gräberfelde eingeliefert. Die Arbeiter Grabert und Brabe aus Wesendahl haben beim Steingraben drei Urnen,

Digitized by Google

eine Schüſſel und einen Bronzering gefunden und dieſe Sachen nach dem Gutshauſe gegeben. Als ich ſie beſichtigen wollte, waren dieſelben ſchon weiter verſchenkt.

Mit Erlaubnis des Herrn Rittergutbeſitzers Major v. Rudolphi habe ich mehrere Unterſuchungen unternommen, jedoch außer maſſenhaften bronzezeitlichen Gefäßreſten Zuſammenhängendes nicht finden können. Man erkennt jetzt noch verſchiedene Rundungen von mehreren großen

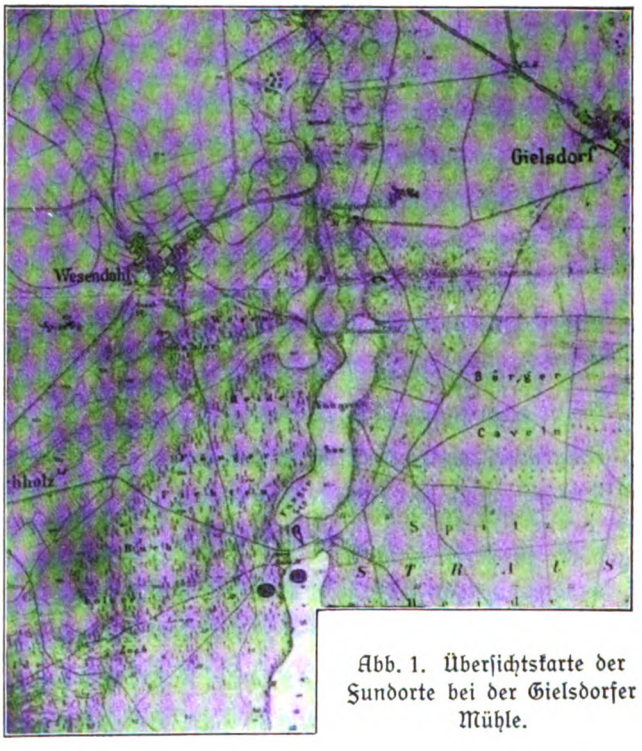


Abb. 1. Überſichtskarte der Fundorte bei der Gielsdorfer Mühle.

Hügeln und ſieht viele große Steine liegen von mehr als einem Meter Durchmeſſer. Sie werden den äußeren Kranz der Hügel gebildet haben. Die Örtlichkeit iſt jetzt größtenteils mit Bäumen bewachſen.

2. Die Hügelgräber im Walde der Gielsdorfer Mühle.

Zahlreichere und beſſer erhaltene Hügelgräber als die am Keſſelſee liegen im Walde $^3/_4$ km nordöſtlich von der Gielsdorfer Mühle. Der Wald iſt Eigentum des Mühlenbeſitzers Herrn A. Witte. Im Jahre 1893 zählte ich dort 23 Hügel, von denen die Hälfte vollſtändig erhalten und noch unangerührt waren. In faſt jedem folgenden Jahre wurden einige abgefahren und im Jahre 1900 ſind allein mehr als 500 m Steine zum Bau

Digitized by Google

der Gielsdorfer Chaussee von den Hügelgräbern fortgeschafft worden. Wenn man erwägt, daß diese Grabhügel einen Durchmesser von 6—10 m und eine Höhe von 70—130 cm haben und jeder 15—30 Fuhren oder 30—60 cbm Steine enthält, kann man sich einigermaßen einen Begriff machen von der riesigen Arbeit, die erforderlich war, dieses Steinmaterial zu den Gräbern heranzuschaffen. Es bleibt bedauerlich, daß in verhältnismäßig so kurzer Zeit derartige Bauwerke, die seit Jahrtausenden der Natur getrotzt haben, verschwinden konnten und dem Chausseebau zum Opfer gefallen sind. Hier wäre eine Betätigung der Museen und des Heimatschutzes angebracht gewesen. Mir fehlten die Mittel, die Hilfskräfte und die Zeit, umfassende Ausgrabungen unternehmen zu können. Bei meinen Untersuchungen fand ich jedoch mehrere Male zwischen den Steinen Beisetzungen, die allerdings gänzlich zerdrückt waren. Nach den Gefäßresten zu urteilen, sind die Gräber zweifellos bronzezeitlich. Im Jahre 1892 hat Dr. Weigel, Direktorial-Assistent am Königl. Museum, an den Hügeln gearbeitet und viele Gefäßscherben, wovon einige mit Buckeln, für das Museum mitgenommen. Beim Steinabfahren ist von den Arbeitern ein kleines Buckelgefäß gefunden worden, das von Herrn Witte dem Königl. Museum übergeben wurde.

Von anderer Seite ist häufig versucht worden, hier nach Schätzen zu graben. So fand der Brunnenbaumeister Bugge aus Straußberg ein durchlochtes Steinbeil, zwei bronzene Pfeilspitzen und einige Bronzestückchen. Neuerdings besuchte ich wiederum mit zwei Studenten der Archäologie, den Herren Lissauer und Krüger, diese Hügelgräber und andere Fundstellen in der Nachbarschaft. Wir verwandten zwei Tage zu photographischen Aufnahmen und Ausgrabungen. Von einem Hügelgrabe gelang es uns, ein recht übersichtliches Profil herzustellen, in der eine Beisetzung steckte, die aus mehreren zerdrückten Gefäßen bestand. Leider konnte, der ungünstigen Beleuchtung wegen, das Profil nicht im Bilde aufgenommen werden.

3. Wohnreste in der Witteschen Sandgrube. (Abb. 2.)

Dicht hinter dem Garten des Mühlenbesitzers, östlich von der Mühle, am Abhang nach der Chaussee, wird Sand und Kies abgefahren. Am oberen Abhang entdeckte ich zwei dunkle Erdstellen, die sich merklich von dem hellen Sande abhoben. Die Untersuchung der beiden Erdstellen ergab zwei rundliche Gruben im Durchmesser von 90—100 cm. Sie enthielten schwarze Erde und im Feuer gewesene Kulturreste. Ihrem Inhalte nach dürften die Gruben in Beziehung zu Wohnplätzen gebracht werden, die chronologisch der früheren Bronzezeit zugerechnet werden können.

Außer einigen Wandbewurfstücken fand ich eine Menge von Gefäßresten, von denen mehrere die typischen Ornamente der Bronzezeit aufweisen. Einige Randstücke waren gezackt und besaßen Knöpfe oder runde

Digitized by Google

Wulste unter dem Rande. Fast sämtliche Stücke eines größeren gerauhten Topfes mit runden Knöpfen unter dem Rande gab ich dem neuen Heimatmuseum in Straußberg. Merkwürdig ist der Fund aus einer Grube bestehend aus zwei Feuersteinmanufakten mit regelmäßigen Retuschen und einem runden Klopfer aus Stein.

Ich bemerke, daß früher in der Nähe dieser beiden Gruben zwei ausgehöhlte Mahlsteine gefunden worden sind, die chronologisch zu den Grubenfunden passen. Der eine Mahlstein ist durch Dr. Weigel ins Königliche, der andere durch mich ins Märkische Museum gelangt.

Abb. 2. Zwei Wohngruben im Sandabhang an der Chaussee östlich von der Gielsdorfer Mühle.

4. Flachgräber auf dem Witteschen Acker.

In nächster Nähe der großen Sandgrube, zwischen der Chaussee und dem Straußberger Walde, sind beim Pflügen Steinpackungen angetroffen und zwei Gräber mit Urnen gefunden worden. Die Gefäßstücke wurden mir 1897 übergeben und ich nahm sie für das Königl. Museum mit. Aus den Stücken ist eine Urne hergestellt worden, aus deren Gestalt die Zeit dieser Gräber sich nicht sicher bestimmen läßt.

Eine gründliche Durchsuchung des Ackers hat noch nicht stattgefunden, da derselbe meistenteils bestellt ist.

5. Das Urnenfeld bei der Wesendahler Mühle.

Von der Gielsdorfer Mühle ein Kilometer südlich und nordwestlich von der Wesendahler Mühle befindet sich auf dem Acker des Mühlenbesitzers Ebel ein Urnenfriedhof, der gleichfalls noch nicht durchforscht worden ist, da der Acker selten frei bleibt. In jedem Jahre kamen beim Pflügen Gefäße,

Digitized by Google

mit Knochen gefüllt, heraus, die in Steinpackungen lagen. Mehrere Male sammelte ich die Gefäßreste und gab sie dem Märkischen Museum. Die Verzierungen derselben zeigen die Art der Bronzezeit. Jetzt würde sich Gelegenheit bieten zu einer planmäßigen Untersuchung, da der Acker wegen beabsichtigter Parzellierung unbestellt bleiben soll.

6. Der Burgwall bei der Spitzmühle. (Abb. 3.)

Ein der Stadt Straußberg gehöriger Burgwall liegt von der Gielsdorfer Mühle etwa $2^1/_2$ km südlich zwischen dem Fänger- und dem Bötz-

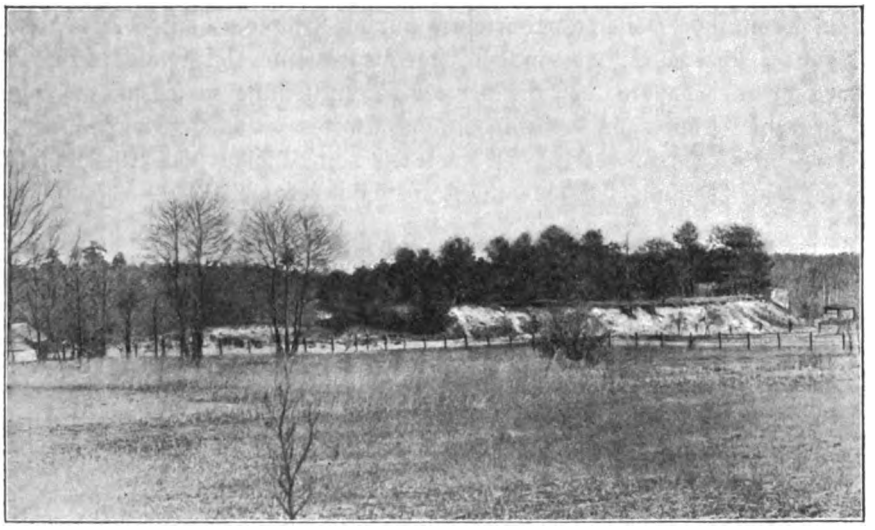


Abb. 3. Der Burgwall bei der Spitzmühle. (Westseite.)

See, dicht neben der Spitzmühle. Der Wall ist von allen Seiten angegraben und das Erdreich auf die rings um den Wall liegenden sumpfigen Wiesen gefahren worden. Jetzt endlich hat der Magistrat von Straußberg jedes weitere Abgraben verboten. Die Länge des Walles betrug 40 m, die Breite 25 und die Höhe 4 m. Merkwürdig war der leider seit zwei Jahren gleichfalls abgetragene, von der Spitzmühle zum Wall hinaufführende, 2 m breite und mit Dornengestrüpp bewachsene Aufgang. Einige immerhin nur oberflächliche Untersuchungen an den Abgrabungsstellen ergaben außer Schlacken und Holzkohle meistens kaiserzeitliche und frühmittelalterliche Gerätscherben. Dabei fiel mir auf, daß Scherben mit den bekannten typisch slawischen Ornamenten, wie sie in den meisten Burgwällen in unserer Gegend gefunden werden, sehr wenig zum Vorschein kamen.

Ähnliche Topfscherben, wie die vom Burgwalle fand ich in Menge auf dem Felde und im Garten der Spitzmühle und es bleibt fraglich, ob hier

Digitized by Google

eine vorgeschichtliche Siedelung oder ein Begräbnisplatz vorhanden gewesen ist. — Slawische Scherben fanden sich hier jedoch nicht.

7. Das Urnenfeld bei Buchholz.

Von der Spitzmühle 2 km westlich, am Wege nach Buchholz, befindet sich auf den sogenannten Zwergbergen ein Urnenfeld, das zur Königl. Domäne Buchholz gehört. Im Jahre 1894 wollte ich mit dem Schneidermeister Graßnick aus Buchholz und dem Meier des Guts, die mich auf den Fundort aufmerksam gemacht hatten, eine Ausgrabung ausführen. Als alle Vorrichtungen dazu schon getroffen waren, setzte ich noch den Pächter der Domäne, Herrn Oberamtmann Herschner, von unserem Vorhaben in Kenntnis. Derselbe verweigerte mir die Erlaubnis mit der Begründung, daß er über alles, was in der Erde liege, keine Verfügung treffen dürfe. Es ist zu bedauern, daß die bei der Ackerbestellung in jedem Jahre ausgegrabenen Töpfe von den Kindern des Dorfes zerschlagen werden. —

Auf dem Spitzberge, der am Wege von Buchholz nach Wesendahl liegt, fand ich ebenfalls vorgeschichtliche Gefäßscherben.

8. Hügelgräber in der Fuchsheide bei Gielsdorf.

Von Herrn Lehrer Böhm in Straußberg hörte ich, daß sich in der 1 km nördlich vom Dorfe Gielsdorf gelegenen Fuchsheide Hügel befinden, die wahrscheinlich Gräber enthalten dürften. Da ich keine Erlaubnis hatte, konnte ich die Hügel nicht näher untersuchen und nur oberflächlich besichtigen. Ich fand vier, teils mit Bäumen bewachsene unberührte Rundhügel, die einen Durchmesser von 5 m haben; ob sie Gräber enthalten, kann jedoch erst eine Grabung feststellen.

9. Der Heidenkirchhof bei Wilkendorf.

Östlich von Gielsdorf 3 km entfernt liegt das Dorf und Rittergut Wilkendorf und $1^1/_2$ km vom Dorfe nordöstlich befindet sich eine sandige Örtlichkeit, die im Volksmunde der Heidenkirchhof genannt wird. Der verstorbene Besitzer des Ritterguts, der „alte" Pfuhl, wie er in der ganzen Gegend genannt wurde (auch Gielsdorf gehörte ihm), ließ vor mehreren Jahren den Kirchhof untersuchen, es wurden jedoch nur Gefäßscherben, keine ganzen Gefäße gefunden. Mir wurde mitgeteilt, daß sich in der Försterei in Wilkendorf eine Urne von dem Heidenkirchhof befinde, was sich auch bewahrheitete. Ich durfte sie sogar mitnehmen und habe sie 1897 dem Märkischen Museum gegeben. Dem Anschein nach ist die Urne bronzezeitlich.

10. Das Königsgrab in der großen Babe. (Abb. 4.)

Zieht man diese zahlreichen vorgenannten Hinterlassenschaften der ehemaligen Bewohner in Betracht, so darf man sich durchaus nicht wundern, wenn von den folgenden Geschlechtern, ja selbst heute noch, die ganze Land-

Digitized by Google

schaft wie mit einem geheimnisvollen Zauber umsponnen angesehen wird, und daß sich auch mancherlei Sagen daran knüpfen. Sobald es des abends dunkelt, wagt man sich ungern aus dem Hause; es heißt, eine alter Häuptling mit seinen Getreuen ziehe dort um und suche namentlich die Kinder mitzunehmen. In Wesendahl, in Gielsdorf, in der Wesendahler Mühle, ebenso in der Gielsdorfer Mühle hörte ich häufig von einem alten König erzählen, der in einem goldenen Sarge oder in einer goldenen Urne begraben sein soll. Fragt man weiterhin nach dem Ort der Bestattung, so

Abb. 4. Das Königsgrab in der großen Babe bei der Gielsdorfer Mühle. (Vom Mühlenwege aufgenommen.)

lautet allgemein die Antwort, da oben im Straußberger Walde, aber genau ist die Stelle nicht bekannt, denn die Leute, die den König begraben haben, sind sofort sämtlich umgebracht worden, damit ja niemand den Ort verraten könne. Wiederum andere Leute erzählten mir, daß der König in einem großen, runden Sumpfloch in der großen Babe begraben liege, und daß ein jeder, der dort ein weiteres untersuchen wolle, unrettbar verloren sei; das Sumpfloch sei so tief, daß Pferde und Wagen schon versunken seien.

Nun ist ja allerdings auf älteren Karten und auch auf der neuen Silva-Karte des Kreises Nieder-Barnim ein runder, grundloser Morast in der großen Babe als „Königsgrab" verzeichnet. Die Stelle liegt etwa $^1/_2$ km östlich vom Gielsdorfer Mühlenwege in der großen Babe. Ich möchte darauf hinweisen, daß der Name „Babe" aus dem slawischen baba, das Weib, die Frau (im verächtlichen Sinne die Hexe) hergeleitet werden kann. Der Name

Digitized by Google

Babe kommt in der Nieder-Lauſitz häufig als Flurname vor; eine ſolche Gegend wird immer als verhext angeſehen.

Nach mehrfachen Unterſuchungen an Ort und Stelle kann ich den auf den Karten bezeichneten Ort nicht als Königsgrab anſehen, denn unſere vorgeſchichtlichen Vorfahren haben ihre Häuptlinge nie in Sümpfen begraben. Vieles ſpricht aber dafür, daß ein Hügel, der ebenfalls in der großen Babe, aber 100 m weſtlich vom Gielsdorfer Mühlenwege liegt, das mutmaßliche Königsgrab iſt. Der verſtorbene Mühlenbeſitzer Witte, ebenſo auch andere ältere Leute aus der Gegend, haben mir dieſen Hügel als Königsgrab bezeichnet. Durch die Sonde habe ich unter der Oberfläche des Hügels drei geſonderte größere Steinpackungen ermittelt und ein weiterer Beweis dafür, daß der Hügel Gräber enthalten könnte, iſt das Vorkommen von Gefäßſcherben, die ich zwiſchen Steinen gefunden habe. Der Hügel iſt Eigentum des Ackerbürgers Freiſe in Straußberg und iſt auf der Seite nach dem Mühlenwege zu mit Bäumen bewachſen. Er iſt etwa 100 m lang, 40 m breit und 2 m hoch. Einen vollwichtigen Beweis für den vorgeſchichtlichen Inhalt des Hügels kann ich allerdings ohne Ausgrabungen nicht erbringen.

Die Photographien ſind von Herrn stud. phil. F. Liſſauer aufgenommen worden.

Digitized by Google

Zu den norddeutschen Latènefibeln.

Von Robert Beltz, Schwerin i. M.

Mit 1 Abbildung im Text.

Bei der Behandlung der Latènefibeln, Zeitschr. f. Ethnol. 1911, ist eine Sonderform mit wulstigem Bügel und verdicktem Fußende, Bügel und Fuß, in einem Stück gegossen, wegen der letzten Erscheinung mit den jung-latènischen Fibeln zusammengestellt worden (S. 690, Abb. 62). Die Zuteilung geschah, trotzdem die direkte Ableitung von einem bekannten Frühlatènetyp, der auch in Norddeutschland verbreitet ist (z. B. Butzow a. a. O., S. 678, Abb. 28, Thüringen Kropp, Latènezeitliche Funde zwischen Saale und W. Elster Abb. 87), auf der Hand lag und besonders durch die der jüngeren Latènezeit fremde Umwickelung der Spiralsehne nahe gelegt wird, weil kein Exemplar sicher datierbar war und bei einer statistischen Zusammenstellung eine rein mechanische Einordnung nach äußeren Formenelementen immer noch praktischer ist als eine hypothetisch-chronologische bei ungeklärten Fundverhältnissen. Die wenigen überhaupt vorliegenden Exemplare waren aber uncharakterisierbare Einzelfunde. Diesem Mangel ist nun durch die Veröffentlichung des Urnenfeldes von Schmetzdorf, Kreis Jerichow II durch Busse (Mannus, IV, S. 233 f.) in erfreulicher Weise abgeholfen. Die Zeitstellung des Grabfeldes ist klar: Keramik, Gürtelhaken, Bombennadeln entsprechen genau der Stufe, die Knorr als I., Schwantes als II., genauer Jastorf, ältere Stufe bezeichnet hat. Nur wenige Gräber scheinen etwas jünger (Knorr II., Schwantes II., Jastorf c), darunter Grab 7 (vgl. Tafel XLI), in dem sich eine Fibel fand, die dem besprochenen Typ angehört, zusammen mit einem halbrunden Eisenmesser in einer für die jüngere Stufe typischen Form. Damit finden auch folgende Einzelfunde ihre Datierung: 1. Osterburg a. a. O., S. 807, Nr. 200; 2. Rosenthal, Kr. Niederbarnim a. a. O., S. 810, Nr. 255, dem vorigen fast gleich; 3. ein Exemplar unbekannten Fundortes im Schweriner Museum, an dem die Entstehung aus Frühlatènetypen wie dem oben zitierten Thüringer Stück noch deutlicher ist. Die Fibel gehört zu der sogenannten Alten Schweriner Sammlung, die zum größten Teile durch den Leibarzt Hornhard († 1759) zusammengebracht ist. Da dessen Hauptarbeitsgebiet das südwestliche Mecklenburg war, wird auch ihr Fundort in das mittel-unterelbische Gebiet fallen, auf dem die Grabfelder vom Charakter des Schmetzdorfer zu Hause sind. Es sind zweifellos norddeutsche Nacharbeiten gleich der Mehrzahl der anderen, vereinzelt auftretenden Fibeln von Frühlatèneschema.

Digitized by Google

Verwandt mit dem Typ Latènefibeln, Abb. 62, aber jünger, ist eine weitere Form, von der ich bei dieser Gelegenheit ein hervorragendes Stück bekannt geben möchte. Dieses ist „in einer Kiesgrube der Gegend von Boizenburg" (Mecklenburg-Schwerin) gefunden und durch Schenkung an das Museum für Naturkunde in Bremen gelangt, dessen Verwaltung mir die Veröffentlichung freundlichst gestattet hat. Die Fibel ist in kräftigem Guß, von bester Arbeit hergestellt, 5,3 cm lang und 46,5 g schwer. Die Form ergibt sich aus der Abbildung; die hohen Wulste sind unten scharf abgeschnitten. Zu der a. a. O., S. 805, Nr. 172 a ausgesprochenen Vermutung, daß der Fundort des Stückes Zweedorf sein möge, hat der Umstand Veranlassung gegeben, daß dort in einer Kiesgrube, die seit Jahren im Großbetriebe von auswärtigen Unternehmern ausgebeutet wird, ein Urnenfeld älteren Charakters von sehr bedeutender Ausdehnung angetroffen und leider im wesentlichen achtlos zerstört wurde, dessen reicher Inhalt weithin zerstreut ist (auch das Hamburger Museum birgt zahlreiche Zweedorfer Funde). Keramik und Fibeln vom Mittellatèneschema (a. a. O., S. 940) datieren das Grabfeld in die Periode Knorr II. (Schwantes: Jastorf c, oder Ripdorf), so

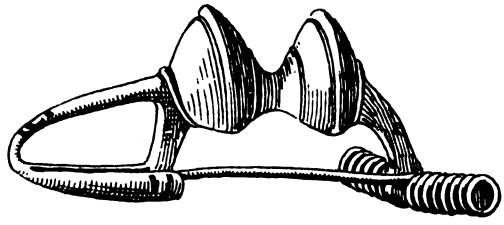


Abb. 1.

daß ein chronologisches Bedenken gegen die Herkunft der Fibel aus diesem Grabfeld nicht vorliegt. Diese ist ja zweifellos eine nordische Weiterbildung der Kugelfibel, nordisch auch durch die langen Spirale, also eine Parallelerscheinung zu den norddeutschen Fibeln mit flachen Scheiben (a. a. O., S. 685, Abb. 48). Auf deutschem Boden sind mir gleiche Exemplare nicht bekannt, wenn auch die Verwandtschaft mit der Variante N (a. a. O., S. 690) klar liegt. Stilistisch fallen sie in eine Gruppe schwerer, in ausgezeichnetem Bronzeguß gehaltener Geräte der Periode Knorr II., zu der die holsteinischen Nadeln und wohl auch noch einige Typen der Kronenringe gehören. Eine reichere Entwickelung haben diese Abkömmlinge der Kugelfibeln bekanntlich in Dänemark, besonders Jütland gefunden (S. Müller, Ordning II. 22—25).

Chronologisch nicht bedeutungslos ist es, daß die norddeutsch-skandinavischen ihrem ganzen Habitus nach gleichartigen Nacharbeiten die Formenveränderungen des Früh- und Mittellatèneschema mitmachen, also ein wesentlicher chronologischer Unterschied nicht stattfinden kann. Schmetzdorf wird in das vierte Jahrhundert hineinreichen, Zweedorf in das dritte oder zweite fallen. Das stimmt ja mit den Ansetzungen von Schwantes (Pr. Z. I., S. 161), nur daß die älteren Latènefibeln schon in dessen Stufe II c hineinzurücken und damit die Stufe III den Mittellatènefibeln zeitlich gleichzustellen sein dürfte.

Digitized by Google

Die Steinhügelgräber im Arnsberger Walde.

Von Rektor A. Benete, Hohenlimburg.

Mit 1 Karte auf Tafel XI.

In Band IV, S. 385 ff. der Prähistorischen Zeitschrift berichtete Professor Dr. Schuchhardt über das Ergebnis seiner Untersuchungen der Hügelgräber im Arnsberger Walde. Auch in anderen Zeitschriften und in Zeitungsartikeln hat Schuchhardt seine eigenartige Ansicht über die Entstehung der Hügel veröffentlicht. Dieses eifrige Eintreten für seine Annahme fordert um so mehr zum Widerspruch heraus, als zu befürchten ist, daß seine Stimme als die eines amtlichen Gutachters der ferneren Untersuchung wesentlich schaden wird.

Schuchhardt behauptet, die Hügel seien zum Zwecke der Wegebesserung hergestellt worden. Er verweist auf etwaige Notizen in den Forstakten der Zeit um 1700, die schon Auskunft über diese „auf jeden Fall auf systematische Arbeit deutenden" Hügel geben würden.

Nun war jedem Unbefangenen, der den Lageplan der Gräber am Ensterknick kannte, von vornherein klar, daß Schuchhardts Ansicht unhaltbar sei. Dieser von ihm als richtig anerkannte Plan (siehe Anlage!) zeigt am Ensterknick rund 600 Hügel, die in regelmäßigen Reihen eine Fläche bedecken, die rund 1500 m lang und 7—800 m breit ist, also ungefähr einen Quadratkilometer umfaßt. Da ist es zunächst unerklärlich, daß man diese gewaltige Arbeit nur auf einen Quadratkilometer beschränkt hat. Nun stehen aber fast alle Reihen senkrecht zum Wege, statt mit ihm parallel zu laufen, wie es doch der Fall sein müßte, wenn man die Steine für Besserung des Weges gebrauchen wollte. Legt man die Reihen aneinander, so ergibt sich eine Hügelkette, die 11—12 km lang ist. Man würde also den Plackweg — nur dieser kommt für das Mittelalter in Frage — auf eine Strecke von 6 km zu beiden Seiten mit Parallelreihen von Hügeln versehen können. Wie sinnlos die Aufhäufung so gewaltiger Steinmassen zur Wegebesserung auf 1 Quadratkilometer ist, ergibt sich daraus, daß noch heute rund 200 Hügel unberührt sind, trotzdem man wirklich, aber erst seit 30 Jahren, die Hügel als willkommenes Material zum Wegebau benutzt hat. „Es ist immer ein Fehler, unsere Vorfahren für minderbegabt zu halten und zu glauben, die wahre Einsicht und Weisheit sei erst mit unserem Geschlecht in die Welt gekommen. Schon als Mensch sollte man das nicht tun, und noch weniger als Historiker." (Schuchhardt in Nr. 46 der Westfälischen

Digitized by Google

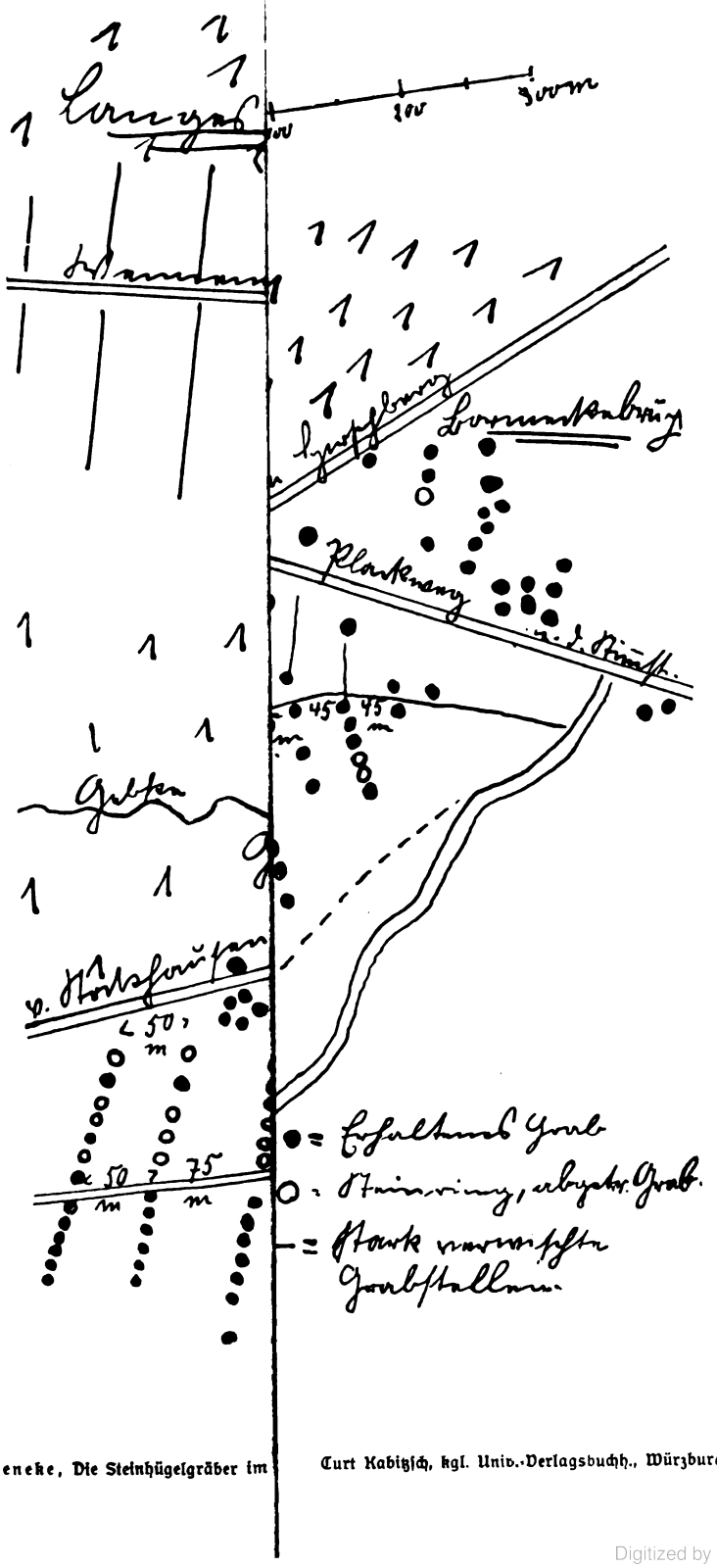
Tageszeitung.) Dazu kommt, daß man im Herzogtum Westfalen erst seit 1806 begonnen hat, Hauptverkehrswege mit Steindecken zu versehen, Waldwege sind gar erst seit 30 Jahren durch Steinausfüllungen befestigt worden. Und dann vor allem: Warum hat man nach so gewaltiger Anstrengung die aufgehäuften Steine unbenutzt liegen lassen??

Zu allem Überfluß aber haben nun wirklich die Forstakten gezeugt — aber gegen Schuchhardt. Professor Féaux de Lacroix in Arnsberg gelang es, die lange verschollenen Forstakten von Hirschberg wieder zu finden. Sie enthalten den urkundlichen Beweis, daß die Steingräber an der Heve schon im Jahre 1630 vorhanden waren; mehr noch: daß damals schon der Distrikt „Steinhaufen" hieß; doch ein Beweis, daß die Hügel schon lange dort lagen. Dagegen enthalten die Forstakten nichts von einer so gewaltigen systematischen Anlage, wie es doch gegebenen Falles zu erwarten wäre. (Vergl. Westfälische Tageszeitung in Arnsberg vom 17. und 27. Februar d. J.)

Mit allem Nachdruck muß endlich darauf hingewiesen werden, daß die Kommission, bestehend aus den Professoren Dragendorff und Koepp und dem Geheimen Baurat Biermann, die im Auftrage des Sauerländischen Gebirgsvereins in den Jahren 1910 und 1911 die Untersuchung vornahm, einstimmig zu der Ansicht kam, daß die untersuchten Hügel „als Grabhügel anzusprechen seien, in denen Knochen infolge der dem Regen und der Luft den Zutritt nicht hindernden Konstruktion der Steinschüttung vollständig vergangen sind, ohne irgend welche Spuren zu hinterlassen." (Vergl. den vom Geheimen Baurat Biermann erstatteten Bericht in Nr. 12, 1910 und den Nr. 5 und 6, 1912 des Sauerl. Geb.-Botens.) Auch an anderen Stellen haben die beiden erstgenannten Gelehrten dieser Ansicht wiederholt Ausdruck gegeben. Daß diese Kommission auch in einzelnen Hügeln das Vorhandensein einer Flachschicht „in der ungefähren Größe des künftigen Hügels" festgestellt hat; daß ferner die Volksüberlieferung, daß Ortsnamen wie 2 Greverhagen, Liver (= Leiber) hagen, Totenkopf und Knochenbruch dafür zeugen, daß Gräber vorliegen, sei nur nebenbei erwähnt.

Die 1000 Hügelgräber des Arnsberger Waldes geben mit ihrer einzigartigen Beschaffenheit nach wie vor unserer Forschung ein Rätsel auf, das gelöst werden muß — mögen sie nun mit der Varusschlacht zusammenhängen oder nicht. Darum muß der Schaden, den Schuchhardts amtliches Gutachten verursacht hat, ausgemerzt, und die weitere Erforschung der geheimnisvollen Hügel sichergestellt werden.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Eisenkonservierungsofen nebst Anleitung zum Konservieren von Eisengegenständen.

Von W. Thamm, Posen.

Mit 3 Abbildungen im Text.

Die Erhaltung der Eisengegenstände ist für so manche vorgeschichtliche Sammlung eine ständige Sorge, da oft ganze Funde, deren Instandsetzung aus Mangel an geeigneten Konservierungsmethoden nicht vorgenommen werden kann, zerfallen. Diesem Bedürfnis läßt sich durch Aufstellen eines Konservierungsofens abhelfen.

Ein solcher Ofen, der vor drei Jahren bei uns zur Aufstellung gekommen ist und allen Anforderungen entsprochen hat, ist von der Firma Förster und Runge in Berlin für etwa 400 Mark geliefert worden. Er ist aus Eisen, mit Asbestverkleidung, standfest gebaut und kann bei einer Platzveränderung von vier Mann ohne Schwierigkeiten befördert werden. Der Ofen wird mit Gas geheizt, dessen Wärme zwischen den Doppelwänden zum Abzugsrohr geleitet wird, wodurch ein schnelleres Erwärmen und Gasersparnis erzielt wird. Zur Luftzirkulation sind an den Kopfseiten zwei Öffnungen und zwei Abzugsstellen, die nach dem Abzugsrohr führen, angebracht. Dazu gehört ein Thermometer, eine große verzinkte Eisenwanne (Laugwanne) mit Abflußhahn, ein verzinkter Eisenbock, eine durchlochte Kupferwanne, vier Droste und eine kleinere Wanne zum Reinigen der Eisensachen (Abb. 1).

Im Laufe der Zeit hat sich herausgestellt, daß die Luftzirkulation eine nicht genügende ist, was durch Zu- und Abzugserweiterung zu beseitigen ist. Der Firma sind bereits Anweisungen hierüber zugegangen, so daß bei den neueren Öfen dieser Fehler beseitigt ist.

Die Bedenken, welche die Bauaufsichtsbehörde anfänglich wegen der Feuersgefahr hegte, waren ganz unberechtigt, da eine solche weder bestanden hat noch besteht.

Das Konservieren.

Da es nicht möglich ist, die zu konservierenden Gegenstände gleich nach Eingang in den Ofen zu legen, müssen dieselben erst gesammelt werden, bis sich eine Konservierung lohnt.

Zu diesem Zweck empfiehlt es sich, die Gegenstände gleich nach Eingang mit einer aus dünnem Kupferblech hergestellten Marke zu versehen,

Digitized by Google

in welche die Zahl der laufenden Nummer mit einem Stempel zu ſtanzen iſt, und dieſe Marke durch ſchwachen Kupferdraht am Gegenſtand zu befeſtigen. Stücke, bei denen ein Zerfallen zu befürchten iſt, ſind mit demſelben Draht zu um-

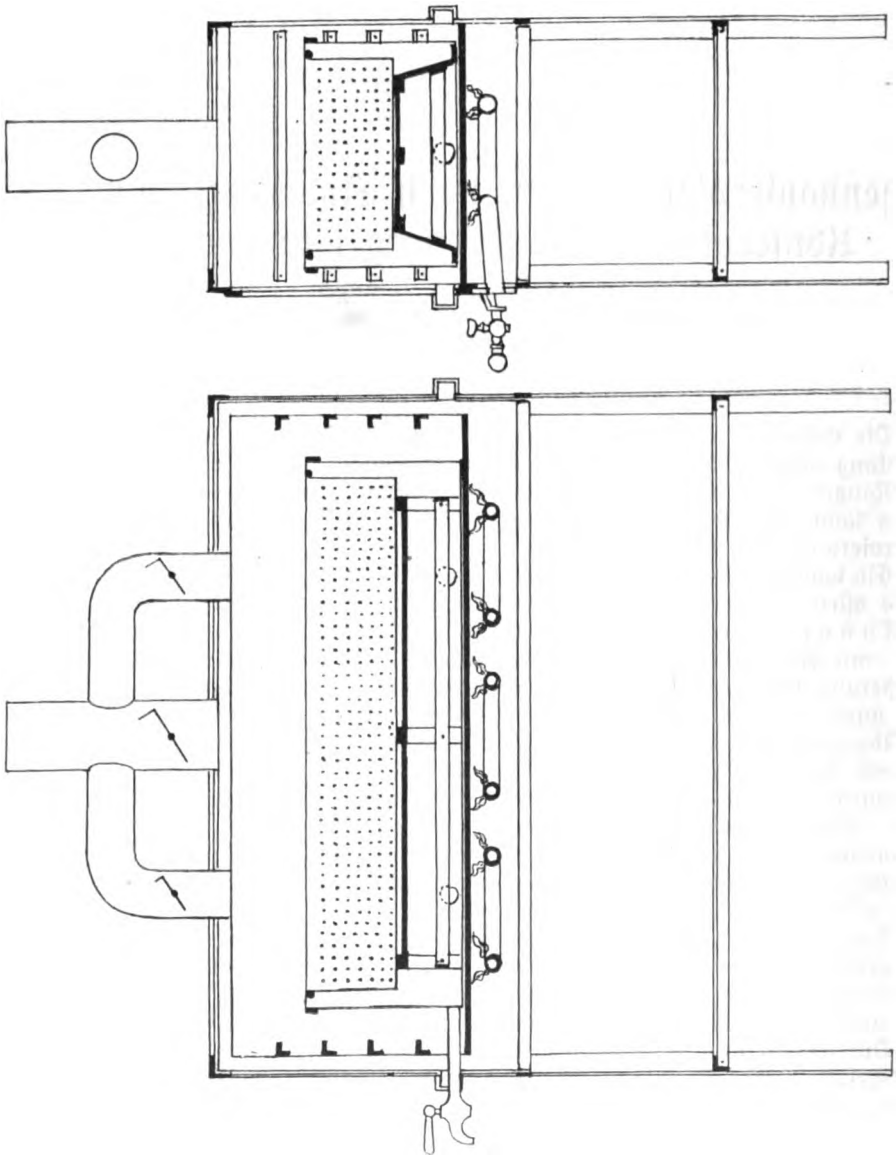


Abb. 1. Längs- und Querſchnitt des Konſervierungsofens mit verbeſſerter Luftzirkulation.

wickeln und ebenſo ſolche, die ſchon im Zerfall ſind, in ein Käſtchen von kleinmaſchigem Drahtgeflecht zu legen, damit kleine Stücke, die ſich ablöſen, nicht verloren gehen. Marken und Käſtchen ſtellt man ſich am beſten ſelbſt her, indem man in einer Eiſenhandlung für erſteres ein Stück Kupferblech, aus

Digitized by Google

dem man sich die Marken schneidet, für letzteres ein Meter verzinktes Drahtgeflecht von 3 mm Weite kauft. Zur Herstellung der Kästchen schneidet man je nach Bedarf ein Stück ab, in das an allen vier Ecken 3—4 Maschen tief eingeschnitten wird, wodurch man die vier Wände erhält, die leicht hochzubiegen sind (Abb. 2).

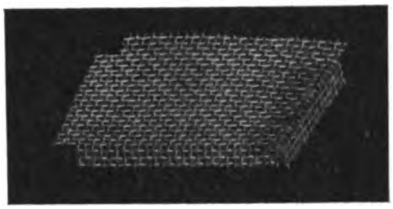


Abb. 2.

Um unliebsame Verwechselungen zu vermeiden, ist die laufende Nummer, mit der die Gegenstände versehen sind, mit genauen Angaben in ein besonders dazu angelegtes Buch einzutragen. Auch ist es sehr ratsam, besonders wertvolle Stücke, die Gold-, Silber- oder andere Einlagen enthalten, zu photographieren, da es beim Konservieren nicht zu vermeiden ist, daß sich die Einlagen ablösen, die dann, wie das die Erfahrung lehrt, leicht an falscher Stelle wieder angebracht werden.

Sind die Stücke mit der Nummer versehen und eingetragen, werden dieselben in einen Behälter mit destilliertem Wasser gelegt, zu dem sich am besten ein Aquarienglas eignet, in dem ein Doppelboden aus dem bereits besprochenen Drahtgeflecht sich befindet. Das Glas setzt man auf zwei Glasrausen. Dieses provisorische Einlegen hat den Zweck, die Gegenstände vor dem Austrocknen, das ihren Zerfall herbeiführt, zu schützen und ihnen dadurch einen Teil der schädlichen Salze zu entziehen (Abb. 3).

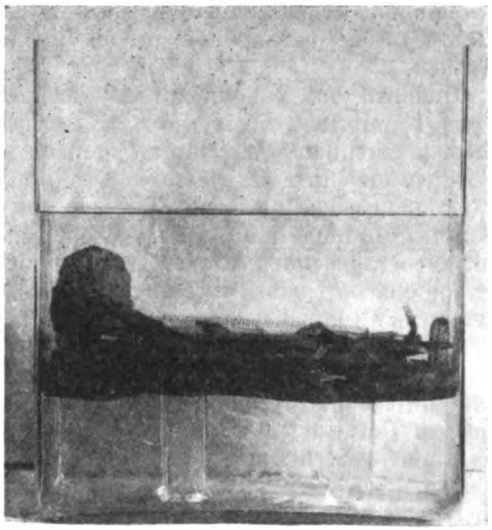


Abb. 3.

Haben sich eine genügende Anzahl Eisengegenstände angesammelt, so werden sie zum Auslaugen in den Ofen gebracht. Dazu stellt man die große Wanne in den Ofen, schraubt den Abflußhahn ein, setzt den Bock, der einen Abstand zwischen dem Wannenboden und den Eisensachen herstellen soll, hinein, damit die ausgelaugten Salze, die nach unten sinken, mit denselben nicht in Berührung kommen, und stellt die durchlochte Kupferwanne zur Aufnahme der Gegenstände darauf. Jetzt werden die Gegenstände, die vorher mit einer weichen Bürste zu reinigen und gut zu spülen sind, aus dem Glasbehälter in die Kupferwanne gelegt, die dann mit destilliertem Wasser so weit zu füllen ist, daß der Wasserspiegel etwa 5 cm über den Eisengegenständen zu stehen kommt. Da das Wasser während des Laugens verdunstet, ist es durch Nachfüllen zu ergänzen, damit die Gegenstände stets unter Wasser bleiben.

Digitized by Google

Das Wasser, das in Ballons aus Drogengeschäften zu beziehen ist, muß vor Gebrauch auf etwaigen Salzgehalt untersucht werden. Zur Untersuchung des Wassers entnimmt man eine Probe in ein Reagenzglas, zu dem einige Tropfen Höllenstein (salpetersaures Silber) hinzugesetzt werden. Bleibt das Wasser klar, so ist es verwendbar, färbt es sich dagegen milchartig oder bläulich, darf es unter keinen Umständen zum Laugen benutzt werden. Dieselbe Untersuchung ist auch später beim Laugwasser anzuwenden. Zum Auspumpen des Wassers aus den Ballons benütze man eine Petroleumpumpe aus Blech, wie sie in Eisenhandlungen für 2,50 Mark erhältlich ist.

Unter vorherigem Öffnen sämtlicher Luftzirkulationsvorrichtungen wird das Gas angezündet und so lange gebrannt, bis das am Ofen angebrachte Thermometer 80—90 Grad C erreicht hat. Etwa zehn Tage lang ist dieses Erhitzen täglich zu wiederholen. Nach dieser Zeit wird das Laugwasser unter stetem Umrühren mit einem Holzstab abgelassen, die Gegenstände herausgenommen, in die Reinigungswanne gelegt und dann wie beim Einlegen gereinigt. Die Reinigung der Eisensachen und der Wanne ist bei jedem Wasserwechsel vorzunehmen. Von da an bedarf es erst eines vierzehntägigen Wasserwechsels mit einem drei- bis viermaligen Brennen in der Woche. Das zum dritten Male ergänzte Laugwasser ist nach vierzehn Tagen daraufhin zu untersuchen, ob es noch salzhaltig ist. Ist dies der Fall, so muß dasselbe nochmals erneuert werden; wie oft das geschehen muß, kommt ganz auf die Art der Gegenstände an, ob sie nämlich schneller oder langsamer auslaugen.

Nachdem der Laugungsprozeß beendet ist, der etwa fünf bis sechs Wochen beansprucht, werden die Eisengegenstände herausgenommen und wiederum gereinigt. Jetzt nimmt man die Laugeinrichtung aus dem Ofen und legt in die Mitte desselben ein Drost, auf welches dann die Gegenstände zum Trocknen gelegt werden. Während des Trocknens, das etwa zwei Tage in Anspruch nimmt, sind die Abzugsvorrichtungen ebenfalls offen zu halten, damit die entstehenden Wasserdämpfe ungehindert abziehen können. Das Thermometer darf dabei nicht über 40 Grad C steigen, weil sonst die Gegenstände durch zu schnelles Trocknen leicht zerreißen. Hierzu benutze man nur den mittleren Brenner in kleiner Flamme.

Sind die Gegenstände trocken, so müssen sie zu ihrer eigenen Erhaltung gegen Witterungseinflüsse in sich luftdicht abgeschlossen werden, wozu sie in heißem Paraffin zu tränken sind.

An dieser Stelle möchte ich noch erwähnen, daß alle anderen Tränkungsmittel, wie Schellack, Hausenblase, Leim, Harzlösungen usw. für diesen Zweck zu verwerfen sind. Auf die Nachteile, die diese Tränkungsmittel mit sich bringen, braucht wohl nicht näher eingegangen zu werden, da so mancher damit trübe Erfahrungen gemacht hat.

Zum Schmelzen des Paraffins verwende ich eine emaillierte Bratpfanne von etwa 30 . 50 cm, die, um ein Verbrennen des Paraffins zu verhindern, auf ein Drost gestellt wird, das auf der Ofenplatte liegt. Auch ist die Flamme dabei zu regulieren. Ist das Paraffin flüssig, so legt man die Gegenstände mit einer aus Draht gefertigten gabelförmigen Zange vorsichtig hinein. Die Gegenstände bleiben solange darin liegen, bis das Aufsteigen der Luftbläschen aufhört, was als Merkmal dient, daß die Sachen vom Paraffin durchtränkt sind. Zum Ablaufen des an den Gegenständen haftenden überflüssigen Paraffins, legt man neben die Pfanne einige Bogen

Digitized by Google

Fließpapier, auf das die Gegenstände nach dem Herausnehmen etwa zehn Minuten gelegt werden. Feuchte Gegenstände dürfen in das heiße Paraffin nicht gelegt werden, da sie sonst wie beim Trocknen leicht zerreißen könnten. Stücke, die zerbrochen sind, werden vor dem Tränken zusammengesetzt. Als Kittmittel verwende ich Syndetikon von der Firma Otto Ring, das in Drogengeschäften erhältlich ist, oder Kölner Leim, der mit Umbre unter Zusatz von Wasserschwarz und Schlemmkreide mit einem Spachtel auf einer Glasplatte zu einem Brei gerührt wird, der je nach der besonderen Art des Stückes durch die drei Farben zu tönen ist. Von diesem Brei bringt man ein wenig auf die Bruchfläche, dann setzt man die Stücke zusammen. Sie werden darauf in ein im Ofen bereitstehendes Sandkästchen gestellt, wo man das einzelne Stück in jede erforderliche Lage bringen kann. Wenn der Kitt, der die Gegenstände zusammenhält, trocken ist, werden die Fugen unter Zusatz von Flußsand verschmiert, der vor Gebrauch etwa zwei Tage in destilliertem Wasser gelaugt und dann getrocknet wird. Der Kitt muß vor dem Tränken gut ausgetrocknet sein, da er sonst wie beim Trocknen der Gegenstände zerreißen würde.

Für kleinere Sammlungen (Heimatmuseen, Privatsammlungen), für die sich die Aufstellung des Konservierungsofens nicht ermöglichen läßt, empfehle ich, nach der vorher angegebenen Anweisung, die Sachen in einem Küchenofen zu konservieren, indem man die Ofenwanne zum Laugen und das Bratrohr zum Trocknen benutzt. Natürlich ist dies nur für kleinere Stücke möglich; auch dauert das Auslaugen länger. Mit dieser unvollkommenen Einrichtung habe ich vor Aufstellung des Konservierungsofens vier Jahre lang gearbeitet und gute Ergebnisse erzielt.

Digitized by Google

Die Photographie im Dienste der Vorgeschichtsforschung.

Von Gustav Blunck, wissenschaftl. Photograph, Berlin.

Die Photographie findet in der Wissenschaft der Vorgeschichte mannigfache Anwendung, jedoch läßt die Ausführung der Photogramme meist viel zu wünschen übrig. Den Grund hierfür glaube ich in dem Fehlen geeigneter Anleitungen zu sehen und ich will deshalb an dieser Stelle eine solche kurze Anleitung zur Anwendung der Photographie in der Vorgeschichte geben.

Der zur Aufnahme benutzte Apparat muß einen ausziehbaren Balgen besitzen, dessen Länge möglichst gleich der doppelten Brennweite des Objektives ist. Zur Aufnahme wird der Apparat auf ein Stativ gestellt, das Objektiv wird nach der Einstellung abgeblendet und möglichst die kleinste Blende (f/44—f/64) verwendet.

Als Negativmaterial sind mittelempfindliche Platten den hochempfindlichen vorzuziehen, da sie ein feineres Korn haben; noch besser geeignet sind die sogenannten photomechanischen Platten, die zur Aufnahme wissenschaftlicher Objekte weit mehr verwendet werden sollten, als dies bisher geschieht. Empfehlen kann ich hier allen die Marken „Graphos" von Gebhardt (Pankow), Eisenberger, Unger und Hoffmann. Allerdings ist die Belichtungszeit hier eine bedeutend längere als bei der Verwendung gewöhnlicher Platten. Die Negative sollen dicht entwickelt, wenn nötig mit Sublimat verstärkt werden. Als geeigneter Kopierstoff kommen nur glänzende Papiere in Betracht, Celloidin Aristo, Gaslicht und Bromsilber; von letzteren beiden kenne ich aus eigener Erfahrung die Marken Satrap, Lenta und Bromaryt. Ist die Aufnahme scharf unter Benutzung einer Lupe eingestellt, so ist die Lupenvergrößerung auch bei den Kopien anwendbar. Allerdings sind dann an den Kopierstoff die höchsten Anforderungen zu stellen; ich habe bisher nur ein Papier kennen gelernt, das ohne Mängel für die Lupen-Vergrößerung ist, das Aristopapier der Neuen photographischen Gesellschaft.

Zur Aufnahme legt man den abzubildenden Gegenstand auf einen hellen Karton. Um später dem Photogramm die Größenmaße des Gegenstandes entnehmen zu können, ist es zweckmäßig, einen Maßstab (Zollstock, Lineal) mit aufzunehmen, oder das Maß der Verkleinerung oder Vergrößerung anzugeben. Das Objekt ist stets so groß, als es die Umstände gestatten, abzubilden.

Digitized by Google

Bei Photographien von kleineren Gegenständen (Steinbeile, Schmuckstücke usw.) stören oft die scharfen Schlagschatten, die bei der gewöhnlichen Arbeitsweise auftreten, und es ist manchmal unmöglich, scharfe Umrisse zu erhalten. Zur Erlangung eines schlagschattenfreien Bildes dient folgende Vorrichtung, die jeder sich leicht anfertigen kann.

Aus einer Kiste, deren Größe sich je nach den Ansprüchen richtet, wird der Deckel und eine der kurzen Seitenwände entfernt, die Kiste wird dann der Länge nach aufrecht gestellt und auf die obere freie Seite eine Glasplatte gelegt. Die Glaswand, die als Unterlage für die Objekte dient, wird durch einen Reflektor, der in der Kiste angebracht ist (ein heller Karton oder dergl.), beleuchtet. Die Aufnahme erfolgt von oben her, wozu das Stativ mit einem umlegbaren Stativkopf oder Kameraneiger versehen ist. Durch diese einfache Vorrichtung bilden sich die auf der Glasscheibe liegenden Gegenstände schlagschattenfrei auf weißen Hintergrund ab; falls aber ein grauer Hintergrund erwünscht ist, ersetzt man die Glasscheibe durch eine Mattscheibe oder hinterlegt sie mit glattem, nicht kniffigem Seidenpapier.

Oft wird es zweckmäßig erscheinen, kleine Gegenstände zu vergrößern, was durch jede Kamera, die einen genügenden Auszug besitzt, erreichbar ist. Die Vergrößerung ist abhängig von der Brennweite des Objektives, der Länge des Auszuges und der Entfernung des Objektes. Bei einem Abstand des Objektes und der Mattscheibe vom Objektiv gleich der doppelten Brennweite ist sie $1\times$. Nähert man den Apparat dem Gegenstande, so muß der Auszug verlängert werden. Das Bild wird um so größer, je näher wir den Apparat an den Gegenstand bringen und je länger der Auszug wird. Bei allen Aufnahmen in vergrößertem Maßstab ist die Vergrößerung anzugeben.

Mehr als bislang, sollte die Stereophotographie zur Anwendung gelangen. Einmal erleichtert sie die Anschauung der Photogramme, weil sie die Bilder plastisch wiedergibt, und anderseits — dies ist ihr Hauptvorzug — gestattet sie eine räumliche Ausmessung des Bildes.

Zur Aufnahme ist nicht unbedingt ein stereoskopischer Apparat erforderlich, sondern wir haben nur zwei Aufnahmen von verschiedenen Standpunkten aus zu machen. Diese Punkte sollen 70 mm auseinander liegen, d. h. gleich dem normalen Augenabstand. Die sogenannten Stereostativköpfe gestatten eine sichere Verschiebung durch einfaches Umklappen des Kameraträgers.

Sollen die Bilder zu Vermessungszwecken dienen, so ist die genaue Angabe der Brennweite des Objektives und des Aufnahmenabstandes in Millimetern erforderlich. Von der Firma Carl Zeiß ist ein Vermessungsapparat für einfache Zwecke unter dem Namen Stereomikrometer eingerichtet worden (45.— Mark). Wer sich für Stereophotographie und Stereoskopie interessiert, den verweise ich auf das bei Teubner (Leipzig und Berlin) erschienene Werk „Hartwig, Das Stereoskop".

Unter Umständen wird man bei einigen Aufnahmen, z. B. in Höhlen, gezwungen sein, Kunstlicht anzuwenden. Blitzpulver ist hierzu wenig geeignet, da es leicht entzündbar und seine Beförderung in der Hand von Amateuren darum nicht ungefährlich ist. Außerdem wirkt vielfach die starke Rauchentwicklung störend. Diese Übelstände fallen bei der Verwendung von Zeitlichtpatronen der Gekawerke in Offenbach a. M. fort.

Da die Verbrennung je nach der Größe der Patronen 2—120 Sekunden währt, können Aufnahmen von jeder beliebigen Dauer gemacht werden.

Digitized by Google

Der Aufnehmende hat es in der Hand, durch Schließen des Objektivverschlusses solange zu belichten, wie es die Umstände erfordern.

Soll die Photographie ihren Wert als Urkunde bewahren, so ist jegliche Retusche zu vermeiden.

Bemerken möchte ich noch, daß die photographische Aufnahme als Ergänzung zu Ausgrabungsprotokollen sehr geeignet ist, besonders, wie aus obigen Ausführungen hervorgeht, die Stereophotographie.

Auch die Mikrophotographie wird in der Vorgeschichtsforschung Anwendung finden können, z. B. bei Materialuntersuchungen, da sie in bezug auf urkundliche Naturtreue der Zeichnung überlegen ist. Leider herrscht über die Mikrophotographie noch immer die irrige Annahme, man benötige dazu teuere Spezialapparate. Das ist durchaus nicht der Fall; aus jeder sonst brauchbaren Kamera und einem Mikroskop kann man sich eine mikrophotographische Einrichtung zusammenstellen.

Zur Ausführung der Aufnahme kippt man das Mikroskop um und befestigt es auf einer kleinen Kiste; ist das Instrument nicht umlegbar, so muß man dessen Fuß abschrauben und es dann auf die Kiste bringen. Der Beleuchtungsspiegel muß abgenommen oder zur Seite gebogen werden. Die Kiste mit dem Mikroskop stellt man dicht an den Rand eines festen Tisches. Der Apparat wird auf ein Stativ geschraubt und so aufgestellt, daß die Objektivöffnung sich mit dem Mikroskop in derselben Höhe befindet. Da die meisten Amateurapparate nur einen kurzen Balgenauszug haben, so verlängert man sich diesen durch ein entsprechend langes, innen geschwärztes Papprohr, das vom Mikroskop bis zur Öffnung des Objektiv (letzteres wird von der Kamera abgeschraubt) zu liegen kommt. Die Größe des Verlängerungsrohres ist je nach dem vorhandenen Auszug und der gewünschten Vergrößerung verschieden. Eine Gesamtlänge der Mikrokamera von $^1/_2$—1 m dürfte indes genügen.

Die Verbindung zwischen Kamera und Mikroskop soll leicht und lichtdicht sein; eine Hülle aus schwarzen Samt eignet sich ganz vorzüglich hierzu. Das Okular des Mikroskopes muß zur Mikrophotographie durch ein Projektionsokular ersetzt werden. Zur Not stellt man sich aus dem Mikrookular und dem Kameraobjektiv ein Spezialinstrument zusammen, indem das Objektiv dicht hinter das Okular gebracht wird.

Da das Einstellen bei Verwendung langer Kameras an der Mikrometerschraube direkt nicht mehr möglich ist, so überzieht man diese mit einem etwa 10 cm langen Stück Gummischlauch, den man seinerseits an einem etwa 1 m langen Holzstab anbringt. Mit dieser Vorrichtung, die dem sogenannten Hookeschen Schlüssel entspricht, läßt sich die Einstellung auch in größerer Entfernung bequem bewerkstelligen.

Bevor Kamera und Mikroskop verbunden werden, stellt man das Mikroskop oberflächlich ein. Nach der Verbindung beider Instrumente wird zunächst die grobe Einstellung durch Verändern des Kamerabalgens und dann die Feinstellung mit Hilfe einer Einstellupe an der Mikrometerschraube vorgenommen. Die Mattscheibe wird hierbei vorteilhaft durch eine gewöhnliche Glasplatte, in deren Mitte mit einem Diamanten oder einer Feile ein Kreuz geritzt ist, ersetzt. Die Lupe wird zum Gebrauch auf dieses Kreuz eingestellt.

Je länger der Kameraauszug ist, um so größer wird das Bild, doch übertreibe man diese Vergrößerung nicht zu weit, da die Bilder dann an Schärfe verlieren.

Digitized by Google

Als Lichtquelle dient Gas- oder Petroleumlicht. Die Verwendung von elektrischem Licht, das wohl die vollkommenste Lichtquelle für Mikroaufnahmen ist, wird leider nur eine beschränkte sein können; Tageslicht ist wegen seiner leichten Veränderlichkeit ungeeignet. Lichtquelle, Filter, Kondensor, Objektiv und Okular müssen in einer gemeinsamen Achse liegen und die Mattscheibe senkrecht zu dieser stehen. Als Kondensor eignet sich sehr gut eine Schusterkugel, die mit angesäuertem Wasser gefüllt ist.

Ist die Einstellung beendigt, so überzeugt man sich wiederholt davon, ob das ganze Bild gleichmäßig beleuchtet ist, setzt dann die Kassette ein und verschließt das Objektiv des Mikroskopes durch ein Sammetläppchen lichtdicht.

Als Aufnahmestoff wähle man orthochromatische Platten; gelangen diese bei Tages- oder elektrischem Licht zur Anwendung, so ist ein Gelbfilter erforderlich. Gas- und Petroleumlicht sind verhältnismäßig arm an blauen und violetten Strahlen, so daß sich bei ihnen ein Filter in den meisten Fällen erübrigt. Auch Farbenphotogramme können in der Mikrophotographie auf Rasterplatten gemacht werden.

Für die Belichtungszeit lassen sich Zahlen auch nicht „ungefähr" angeben; nach Zeiß bestimmt man sich diese durch einen Versuch, wenn man vor der Aufnahme eine Platte durch unterbrochenes Aufziehen des Kassettenschiebers streifenweise belichtet. Eine derartige Probebelichtung sollte vor jeder Aufnahme vorgenommen werden, da die kleinen Ausgaben für die Versuchsplatten uns Aufwand an Zeit, Geld und Ärger ersparen.

Während der Aufnahme ist jede Erschütterung des Apparates sorgfältig zu vermeiden; nach dem Einsetzen der Kassette warte man noch einige Zeit bis zur Belichtung, damit der Apparat sich in absoluter Ruhe befindet.

Die Exposition geschieht durch Abheben und Aufsetzen des Sammetverschlusses des Mikroobjektives.

Durch die Mikrophotographie läßt sich besonders die Frage, ob gegossene oder getriebene Bronze vorliegt, in ähnlicher Weise lösen, wie heute in der Metallographie jede Untersuchung mikrophotographisch gemacht wird (vergl. „Wolf-Czapek, Die Photographie in Wissenschaft und Technik", Union Verlagsgesellschaft Berlin und Stuttgart).

Zum Schluß gebe ich noch einige Werke über allgemeine Photographie an; deren Studium ich angelegentlichst empfehle:

„David, Ludwig, Ratgeber für Anfänger im Photographieren", Knapp, Halle, Saale. 1,50 Mk.

„Pizzighelli, G., Anleitung zur Photographie für Anfänger", Knapp, Halle, Saale. 4 Mk.

„Baer, K., Photographisches Handbuch", Bibliographisches Institut, Leipzig. —,20 Mk.

„Kaiserling, C., Praktikum der wissenschaftlichen Photographie", Knapp, Halle, Saale. 9 Mk.

Digitized by Google

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte.
Zweiggesellschaft Berlin.

Sitzungsberichte.

In der ersten Sitzung des vierten Vereinsjahres 1912, die im Hörsaal des Kgl. Instituts für Meereskunde stattfand, teilte der Vorsitzende Professor Kossinna zuerst das plötzlich am 14. Januar erfolgte Hinscheiden des 1. Schriftführers Dr. Albrecht mit und gedachte seines treuen und hingebenden Wirkens für den Verein (vgl. jetzt Mannus, IV, 170).

Dann teilte Prof. Kossinna einiges über die kürzlich in England und Südfrankreich gemachten Skelettfunde paläolithischer Zeit mit.

Unter den eingegangenen neuen Erscheinungen besprach Professor Kossinna die Werke von L. Franchet, Céramique primitive; Goury, L'enceinte d'Haulzy et sa nécropole; F. Weber und F. Ohlenschlager, Zur Hochäckerfrage; das neue Jahrbuch des Provinzialmuseums zu Hannover mit Hahnes Aufsatz über das Barnstorfer Gräberfeld; worüber jetzt die eingehenden Besprechungen in Band IV und V des Mannus zu vergleichen sind. Besonders lange und unter Vorführung von Lichtbildern verweilte der Vorsitzende bei der Darstellung der gesamten Vorzeit Finnlands, die er an der Hand eines neuen Werkes von Ailio und Hackman gab, das einen Teil des großen Geschichtsatlas von Finnland ausmacht und eine ausführliche textliche, reiche bildliche und genaue kartliche Schilderung der Besiedelung Finnlands von der Steinzeit an bis zur Wikingerzeit in sich vereinigt (vgl. auch unten S. 151).

Bei der nunmehr folgenden Neuwahl des Vorstandes wurden Prof. Kossinna, Archivrat Schuster, Prof. Frh. v. Lichtenberg zu Vorsitzenden, Snethlage, Prof. Paape, Busse zu Schriftführern, Seemann zum Schatzmeister neu oder wieder gewählt.

Dann hielt Professor Freiherr v. Lichtenberg einen Lichtbildervortrag über die Religion der Steinzeit.

Um die geistige Kultur und die Gedankenwelt der Steinzeit, wie sie zwar nicht in schriftlichen Aufzeichnungen, aber in den Funden für uns erkennbar sind, verstehen zu können, bietet die Vergleichung mit Funden aus der ägäischen Kultur wichtige Anhaltspunkte. Geburt und Tod, die er an seinen Mitmenschen, den Tieren und Pflanzen beobachtete, der Wechsel von Tag und Nacht, fielen dem Menschen der Steinzeit zuerst als Mysterien auf und ließen ihn nach einer Macht suchen, die dies Werden und Vergehen erkläre. Er fand sie in einer mütterlichen Göttin.

Digitized by Google

In der ägäischen Kultur finden sich nun Idole, bei denen im Gesicht Nase und Augen angedeutet sind, der Mund aber oft fehlt. Um den Hals schlingt sich ein meist dreifaches Halsband, die Arme sind über den Brüsten verschränkt und über dem Kopfe steht noch eine zweite kleinere menschliche Figur. Es ist Mutter und Kind, also eine Darstellung der mütterlichen Göttin. Dieselbe Deutung erfahren ein Bleiidol aus Troja, Gesichtsvasen aus Troja sowohl wie dem skandinavischen Norden und Brettidole aus Cypern. Auch die Steinreliefs aus den Grabkammern Frankreichs veranschaulichen in rohen Andeutungen die Gestalt einer Frau. Der Vergleich mit den Idolen der ägäischen Kultur läßt Nase, Augen, Brüste, Halsband, die verschränkten Arme und darunter einen hakenförmigen Gegenstand klar erkennen. Oft sind nur einige dieser Merkmale zur Darstellung gebracht. Aber die Zeitgenossen werden sicherlich in allen diesen Figuren die mütterliche Göttin gesehen haben. Ebenso sind die aus Mammutelfenbein geschnitzten weiblichen Figuren der paläolithischen Zeit, wie die sogenannte Venus von Brassempouy und die von Laugerie basse, als Darstellungen dieser mütterlichen Göttin zu deuten. Später trat eine Spaltung ein in eine Leben und in eine Verderben spendende Göttin, die wir in Aphrodite und Artemis, in Freia und Hel wiederfinden.

Wenn wir uns wieder ägäischen Darstellungen zuwenden, so finden wir oft neben der Göttin die Doppelaxt abgebildet. Da liegt die Deutung des oben erwähnten hakenförmigen Gegenstandes auf jenen französischen Steinreliefs nahe; es ist die Axt. Sehr häufig kommt in der ägäischen Kultur die Doppelaxt zwischen Stierhörnern vor, daneben das liegende und das Hakenkreuz. Das Hakenkreuz ist das Symbol des Lebens, der Stier das Symbol der Zeugungsfähigkeit. Ein anderes uralt arisches Symbol ist die Spirale.

Auch die Mondsichel findet sich im Bereiche der arischen Völker. Trat doch im Mondwechsel das Werden und Vergehen sichtbar zutage. Die Mondsichel wird aber häufig unter dem Bilde eines Schiffes dargestellt. Erinnert sei an das Schiffsheiligtum zu Dodona sowie an die in Skandinavien vorkommenden Steinsetzungen in Form eines Schiffes.

Eine Mischung religiöser mit mythologischen Vorstellungen ist in den Trojaburgen zu sehen. Es sind Steinsetzungen, die in Anordnung eines Labyrinths sich durch Europa bis Skandinavien hinauf finden. Auch bildliche Darstellungen sind mehrfach vorhanden, auf deren einer zwei Reiter aus dem Labyrinthe herauskommen. Die Sage vom Kampfe des Theseus mit dem Minotaurus im Labyrinthe ist hiermit in Verbindung zu setzen.

In den kretischen Palästen ist eine häufig wiederkehrende Darstellung ein laufender Stier mit einem sich über seinen Rücken schwingenden Manne. Aber auch ruhende Stiere kommen vor, über die ein Mann springt, der mit den Händen die Hörner umklammert. Es handelt sich also um abgerichtete Stiere. Es sind Darstellungen von Schauspielen, die den Kampf des Theseus mit dem Minotaurus zeigen. Dieser Kampf wurde in Schaustellungen bei Festen den Zuschauern vorgeführt. Die Zuschauer standen auf den Stufen der breiten Treppenanlagen, die in den Höfen der kretischen Paläste aufgefunden worden sind. Von dort konnten sie bequem und übersichtlich den Schauspielen folgen. So haben wir also hier schon den Anfang sowohl des griechischen Dramas wie des griechischen Theaterbaues.

Professor Kossinna zeigte darauf im Anschluß an den Vortrag im Lichtbilde eine erst vor einem Jahre in Niederösterreich gefundene Steinfigur, die sogenannte Venus von Willendorf, in ihrer realistischen Darstellung, wie in ihrem unversehrten Erhaltungszustande die vorzüglichste aller dieser Figuren aus dem jüngeren Paläolithikum. Eigenartig an ihr ist, daß am Kopfe nur die Haare dargestellt sind. Er machte ferner darauf aufmerksam, daß die mütterliche Göttin vor allem bei den Südindogermanen verehrt wurde, während bei den härter und männlicher beanlagten Nordindogermanen ausschließlich die durch die Doppelaxt symbolisierte männliche Gottheit hervortritt.

Digitized by Google

In der zweiten Sitzung, die am 15. April 1912 stattfand und sich eines auffallend starken Besuches zu erfreuen hatte, machte der Vorsitzende Professor Kossinna zunächst nähere Angaben über die im August bevorstehende Tagung zu Dortmund (vgl. jetzt Mannus V, S. 11 ff.).

Dann gab Herr Hermann Busse aus Woltersdorf eine Übersicht über seine Ausgrabungen in der Gegend der Gielsdorfer Mühle als Vorbereitung für den Ausflug dorthin am 19. Mai 1912 (vgl. hier unten und Mannus V, S. 109 ff.).

Es folgte der durch zahlreiche Lichtbilder erläuterte Hauptvortrag von Professor Kossinna: Die Herkunft der ostdeutschen, sogenannten karpodakischen Bevölkerung der Bronzezeit, worin der Vortragende seine neuere Ansicht über den Stammescharakter dieser Bevölkerung, die als eine illyrische anzusehen ist, zum ersten Male der Öffentlichkeit mitteilte (vgl. darüber jetzt die Abhandlungen des Vortragenden „Zur älteren Bronzezeit I—III" und seinen Bericht über den ersten Baltischen Archäologenkongreß zu Stockholm: Mannus III und IV).

Dr. Hahne-Hannover berichtete dann kurz über eine im Kestner-Museum in Hannover entdeckte kleine Bronze eines Germanen (vgl. jetzt Mannus V, S. 97 ff.).

Busse-Woltersdorf zeigte zum Schluß als Beispiel ostdeutscher, also illyrischer Kultur noch einige Lichtbilder von Buckelurnen aus Diensdorf und Gooßen Kreis Beeskow-Storkow, wobei er besonders auf die sonst seltene Erscheinung von plastisch aufgelegten Reifen auf einem Kruge hinwies. **E. Snethlage.**

Ausflug nach Straußberg und der Gielsdorfer Mühle.

Angeregt durch meine Ausführungen in der Sitzung vom 15. April über vorgeschichtliche Fundorte und ein Königsgrab bei der Gielsdorfer Mühle im Kreise Ober-Barnim wurde beschlossen, als Ziel des Sommerausfluges der Gesellschaft die Besichtigung dieser interessanten Fundorte ins Auge zu fassen, und ich wurde mit den dazu nötigen Vorarbeiten beauftragt.

Der Ausflug fand am Sonntag den 19. Mai 1912 statt, unter Beteiligung von 46 Personen, größtenteils Mitglieder, aber auch Freunde der Gesellschaft. Vertreten waren 5 Museen, das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin und die Museen zu Freienwalde a. O., Perleberg, Prenzlau und Straußberg. Auch waren 7 Damen dabei.

Mit der Eisenbahn in Stadt Straußberg angelangt, wurde die Gesellschaft am Bahnhof von einigen Magistratsmitgliedern, dem Gymnasiallehrer E. Böhm und dem Museumsverwalter Herrn Blumberg begrüßt und in das neue Heimats-Museum im Rathause geführt. Hier hatten zugleich einige Bürger der Stadt, uns zu Ehren, recht schöne altertümliche Funde aus ihrem Privatbesitz ausgestellt. Bewundert wurden namentlich die mittelalterlichen Becher und Krüge, auch Waffen, aus der Stadt Straußberg. Der Buggesche Fund aus Gielsdorf, bestehend aus zwei Bronze-Pfeilspitzen, einem Steinhammer und einem kleinen Tongefäß mit Stöpsel, war ebenfalls ausgestellt.

Nach Besichtigung des Museums fuhren wir mit der Fähre über den Straußsee und nahmen im Seebad-Restaurant, angesichts des schönen Blickes auf die Stadt Straußberg das Frühstück ein. Hierauf wurde nach einem erfrischenden Waldspaziergang von 40 Minuten das idyllisch im großen Babetale gelegene Königsgrab besichtigt. Ich gab auf dem Hügel die notwendigen Erklärungen und machte aufmerksam, daß der auf

Digitized by Google

den Landkarten als Königsgrab verzeichnete Ort diesen Namen mit Unrecht führe, erwähnte ferner die in meinem Vortrage (oben S. 114) angeführten Überlieferungen und Sagen und kam zu dem Schluß, daß das endgiltige Urteil über das Königsgrab nur eine Ausgrabung geben könne. Ich schlug jedoch vor, von jedem Eingriff abzusehen und den landschaftlich so reizvoll daliegenden, sagenumwobenen Hügel erhalten und schützen zu lassen. Zu diesem Zweck war auch unser Mitglied der Provinzialkonservator Herr Professor Gö cke besonders eingeladen worden; er war jedoch leider verhindert zu erscheinen. Einen dahin gehenden Antrag wird das Museum Freienwalde a. O. an den Landrat des Kreises Ober-Barnim richten. Ehe wir das Königsgrab verließen, machte ich noch den Vorschlag, die prachtvoll gewachsene hundertjährige Eiche, in deren Schatten wir standen, und deren Stamm am Ende einer unter der Oberfläche des Hügels ermittelten Steinpackung steht, von heute an „Königseiche" zu nennen, was allseitig, namentlich bei den vielen anwesenden Straußbergern, lebhafte Zustimmung fand.

Nun wanderten wir zur Witteschen Heide, in der wir die Rundungen von vielen schon abgetragenen und die Reste von nur teilweise abgefahrenen Hügelgräbern in Augenschein nahmen, und gingen dann zu einem von mir freigelegten, noch gänzlich erhaltenen Rundhügel. Ich hatte von demselben mit vieler Mühe vorher die darauf stehenden Bäume gefällt, den Rasen und die Erde entfernt, so daß der stattliche Steinhügel ganz genau besichtigt werden konnte. Rings herum hatte ich einen Graben ausgeworfen, um die größeren Kranzsteine sichtbar zu machen. Nachdem ich auch hier die nötigen Erläuterungen gegeben, führte ich aus, daß an eine Öffnung dieses Hügels heute, wie in unserem Programm angedeutet, aus verschiedenen Gründen nicht zu denken sei. Allgemein wurde bedauert, daß das Bild, der erste Vorsitzende an einer übrig gelassenen Tanne in der Mitte des Hügels stehend, der Vortragende neben ihm, rings um den Grabhügel die Gesellschaft und dahinter ein Kranz von einigen hundert wißbegierigen Bewohnern der Umgegend, nicht festgehalten werden konnte, da augenblicklich kein Apparat vorhanden war. Das Bedauern war um so mehr berechtigt, als wir uns im Mittelpunkt einer mehrtausendjährigen Totenstadt befanden, auf der im weiteren Umkreise heute die üppigsten Felder liegen und um uns herum die schönsten Tannen und Pfingstmaien wachsen.

Aus dem Walde wieder heraustretend, gingen wir zu einer umzäunten Stelle, auf der ich die Anzeichen von Resten vorgeschichtlicher Wohnungen entdeckt hatte, und die ich zur weiteren Untersuchung und Ausgrabung den Studenten der Archäologie, Herren Hennig, Krüger und Lissauer überlassen hatte. Die Herren hatten mit großem anerkennungswerten erfolgreichen Eifer den Grundriß eines bronzezeitlichen Hauses freigelegt, den wir mit allen seinen Einzelheiten besichtigen konnten. Der Herd, aus Feldsteinen gepflastert, lag außerhalb, doch dicht beim Hause. Die drei Herren erklärten uns die einzelnen Teile des Grundrisses und zuletzt sprach noch Herr Kandidat Walther Schulz über das vorgeschichtliche germanische Haus im allgemeinen.

Da es nun bereits 1/2 2 Uhr geworden war, wurde in der nahe gelegenen Gielsdorfer Mühle das einfache, aber schmackhafte Mittagessen eingenommen, wobei Herr Professor Kossinna in anerkennungsvollen Worten die von mir zeitlebens und besonders die für heute geleistete wissenschaftliche Arbeit hervorhob, worauf ich dankbar erwiderte und zugleich dem Mühlenbesitzer, Herrn A. Witte, unseren besonderen Dank aussprach für sein freundliches Entgegenkommen bei den Ausgrabungsarbeiten. — Auf dem Balkon der Witteschen Wohnung hatten die Herren Studenten eine kleine Ausstellung von Knochen, Tonscherben und anderen Kulturresten aus dem ausgegrabenen vorgeschichtlichen Hause veranstaltet, und nachdem wir nach Tische auch diese in Augenschein genommen hatten, brachen wir zur Besichtigung der Reste der vor 32 Jahren zum Wesendahler Chausseebau abgefahrenen Hügelgräber am Kesselsee auf, die jetzt schon wieder zum großen Teile bewaldet sind. Es ließen sich noch einige Rundungen erkennen,

Digitized by Google

in denen größere Steine liegen geblieben sind, die jedenfalls dem äußeren Kranz der Hügelgräber zugehörten.

Weiter führte uns unsere Wanderung zuerst an einem Wiesentale entlang, das einen ganz besonderen Reiz bot, an einem bronzezeitlichen Urnenfelde bei der Wesendahler Mühle vorbei und sodann am westlichen Ufer des umwaldeten Sängersees in 50 Minuten zu unserer Kaffeestation Neue Spitzmühle.

Nachdem wir uns hier wieder erfrischt hatten, schritten wir zu unserer programmmäßig letzten heutigen Besichtigung, die den dicht bei der Spitzmühle gelegenen, ringsherum angegrabenen Straußberger Burgwall betraf, und die noch eine lebhafte Kritik herausforderte. Es wurden mehrere ganz charakteristische Gefäßstücke gefunden, die für slawisch und frühmittelalterlich angesehen werden können.

Nun fuhren wir mit einem Motorboot in 20 Minuten über den Bötzsee und gingen schließlich auf herrlichem Waldwege zum Straußberger Hauptbahnhofe. Der genußreiche, erinnerungsvolle, für viele Teilnehmer so lehrreiche Ausflug, der vom schönsten Wetter begünstigt war, erreichte damit sein Ende.

Hermann **Busse**, Woltersdorf.

Sitzungsberichte.

In der dritten Sitzung, die am 21. November 1912 stattfand, widmete der Vorsitzende, Professor Kossinna, zunächst Worte des Gedenkens den verstorbenen Mitgliedern Mittelschullehrer Klittke in Frankfurt a. O. und Geheimrat Professor Dr. Blasius in Braunschweig (vgl. jetzt Mannus IV, S. 347), besprach dann ausführlich das große Werk von R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands, von dem damals 3 Lieferungen vorlagen (jetzt bereits vollständig in 8 Lieferungen), sowie die treffliche Dissertation von Walther Schulz über das germanische Haus in der Vorgeschichte.

Es folgte ein ebenso eingehender als warmer Nachruf auf unser so hoffnungsvolles, nun so tragisch geendetes Vorstandsmitglied, Museumsassistent Dr. Erich Blume in Posen (vgl. jetzt Mannus IV, S. 349 und besonders S. 451 ff. nebst Bildnis Taf. LIV).

Dann gab Professor Kossinna in zweistündigem Vortrage eine durch eine große Zahl von Lichtbildern veranschaulichte Übersicht über den äußeren Verlauf des ersten Baltischen Kongresses zu Stockholm und besonders über den Inhalt der dabei gehaltenen zahlreichen Vorträge, die sich über die ungeheure Zeitspanne von der Eiszeit bis tief ins Mittelalter hinein erstreckten. Abgedruckt ist dieser Tagungsbericht mittlerweile im Mannus IV, S. 415—444.

In der vierten Sitzung, die am 13. Dezember 1912 ausnahmsweise nicht im Kgl. Institut für Meereskunde zu Berlin, sondern im Fürstensaal des Landwehr-Offizier-Kasinos zu Charlottenburg stattfand, sprach der Vorsitzende, Professor Kossinna, zunächst über das nahe, ja freundschaftliche Verhältnis der Gesellschaft zur Gobineau-Vereinigung. Das zeige sich jetzt wieder einmal an der gleichgestimmten, gewinnenden Art, mit der unser Mitglied Prof. Dr. L. Schemann in Freiburg i. Br., der hervorragende und unersetzliche Vorsitzende der Gobineau-Vereinigung, über Wesen und Wirksamkeit unserer Gesellschaft und besonders des Vorsitzenden unserer Gesellschaft im Jahresbericht der Gobineau-Vereinigung sich geäußert hat. Es zeigt sich wieder auch in der Tatsache, daß Herr Schemann 10 Exemplare eines Sonderdruckes aus Gobineaus „Renaissance", nämlich die von

Digitized by Google

ihm jetzt aus der Handschrift erstmalig übertragenen, und wie immer meisterlich übertragenen, Originaleinleitungen Gobineaus zu seinem klassischen Werke unserer Gesellschaft zu überweisen die Güte hatte. Prof. Kossinna las die ersten Abschnitte aus dem Kapitel 'Savonarola' vor, die in ihrer prachtvollen Dichtersprache einen großen Eindruck machten. Endlich hat Prof. Schemann auch einige seltene ältere Ausgaben von Werken Gobineaus, so ein Exemplar der ersten Ausgabe der „Amadis", unserer Gesellschaft zum Geschenk gemacht. Mit dem herzlichen Dank an den Geber verband der Vorsitzende den Ausdruck des lebhaftesten Wunsches, daß bei der Hundertjahrfeier der Geburt Gobineaus im Jahre 1916 eine eifrige Mitwirkung hoffentlich recht vieler unserer Mitglieder sich zeigen möge.

Es folgte dann ein Bericht von Dr. Walther Schulz-Minden über den allgemeinen äußeren Verlauf und die Vorträge der Dortmunder Hauptversammlung. Und daran schloß sich die Wiederholung einiger dort gehaltener Vorträge.

Zunächst bot Prof. Kossinna eine gekürzte Fassung seines Festvortrages über „Westfälische Vorgeschichte" (s. oben S. 31 ff.).

Dann hielt Dr. Schulz-Minden seinen Vortrag über „Westfalen in frühgeschichtlicher Zeit" in erweiterter Fassung (s. oben S. 45 ff.).

Und zum Schluß wiederholte Busse seinen Vortrag über „Neue Ausgrabungen auf dem spätkaiserzeitlichen Brandgrubengräberfeld bei Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim" (s. oben S. 59 ff.). **G. Kossinna.**

Verhandlungsbericht der außerordentlichen Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte am 16. März 1913

im Landwehr-Kasino, Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstr. 30b.

(Dauer der Sitzung von 10½ bis 1½ Uhr.)

Der erste Vorsitzende, Univ.-Professor Kossinna, eröffnete die Versammlung, indem er darauf hinwies, daß es das dritte Mal ist, daß eine Hauptversammlung hier in Berlin einberufen worden ist; das erste Mal die gründende Versammlung am 3. Januar 1919, das zweite Mal diejenige am 7. Januar 1911 zur Feier des Stiftungsfestes, diese dritte jetzige aus dem so überaus traurigen Anlaß des Todes Dr. Blumes in Posen. Von dem Amtsgericht in Posen ist der Gesellschaft eine Abschrift des Testamentes Dr. Blumes zugestellt worden, wonach er der Gesellschaft einen Teil seines Vermögens vermacht habe. Dies bedingt eine Änderung der Satzung, da die Gesellschaft, um Rechtsfähigkeit zu erlangen, eingetragener Verein werden muß. Um eine endgiltige Fassung der Satzung zu erreichen, sind zugleich die in Dortmund vorgeschlagenen Änderungen in den Entwurf, der in einer Vorstandssitzung am 11. März aufgestellt und heute jedem anwesenden Mitgliede überreicht worden ist, aufgenommen, vor allem die Namensänderung und die Anberaumung der Haupttagung nur alle zwei Jahre.

Es wird in die allgemeine Erörterung eingetreten.

Zunächst wird festgestellt, daß diese außerordentliche Hauptversammlung zu Recht besteht und beschlußfähig ist. Zur Erörterung und Beschlußfassung steht die Neugestaltung der Satzung.

Es wird dann die Fassung der einzelnen Paragraphen festgestellt.

§ 1. Über die Änderung des Namens „Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte" in „Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte" entspinnt sich eine längere Erörterung, da

Digitized by Google

von einer Seite der Einwand erhoben wird, daß es notwendig sei zu betonen, es handele sich um eine deutsche Gesellschaft, von einer anderen Seite, daß das Wort „deutsch" erst seit dem 8. Jahrhundert nach Chr. aufgekommen sei, die Gesellschaft also eine solche für germanische Vorgeschichte genannt werden müsse. Darauf wird erwidert: Daß es sich um eine deutsche Gesellschaft handelt, sei selbstverständlich. Ferner habe es längst vor dem Aufkommen des Wortes „deutsch" Deutsche gegeben, geradeso wie es lange vor dem Aufkommen des Germanennamens Germanen gegeben habe. Das Wort „deutsch" solle hier jedoch gar keine zeitliche, sondern nur eine landschaftliche Umgrenzung andeuten. Der für die Gesellschaft gewählte Name solle besagen, daß die Vorgeschichte des jetzigen deutschen Kulturgebietes, also Mitteleuropas nebst dem skandinavischen Nordeuropa, das Hauptarbeitsfeld bildet, was nicht ausschließt, daß die Beziehungen dieses Gebietes zu Südeuropa sowie Asien nach wie vor in Forschung und Darstellung einbezogen werden.

Die Änderung des Namens in „Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte" wird mit großer Mehrheit angenommen.

Statt „Verhinderung des Raubbaues", eine Sache, die nicht in der Macht der Gesellschaft liegt, wird „Bekämpfung" eingesetzt.

In dieser Fassung wird § 1 mit Mehrheit angenommen.

§ 2. Einstimmig angenommen.

§ 3. Es wird zunächst einstimmig der Beschluß gefaßt, daß die Gesellschaft in das Vereinsregister eingetragen werden soll. Die Fassung des Paragraphen wird festgestellt und dabei Gewicht darauf gelegt, daß die Namensänderung hervorgehoben wird, um etwaigen Weiterungen vorzubeugen. § 3 wird einstimmig angenommen.

§ 4. Einstimmig angenommen.

§ 5. Um die Geschäftsführung zu erleichtern, ist vorgeschlagen, den bisherigen Vorstand in einen Vorstand und einen geschäftsführenden Ausschuß zu gliedern. Über den Zusatz „im Sinne des Gesetzes" entspinnt sich eine längere Erörterung, wobei geltend gemacht wird, daß er nicht so sehr für den Richter bestimmt ist, als vielmehr zur Aufklärung der Mitglieder dient. Als Dauer der Amtszeit war mit bezug auf den § 12 vier Jahre vorgeschlagen worden. Ein Mitglied stellt jedoch den Antrag, die Frist auf sechs Jahre festzusetzen, da es für das Wohl und Gedeihen der Gesellschaft wünschenswert ist, daß die Verwaltung möglichst lange in denselben Händen liegt. Der letzte Antrag wird mit großer Mehrheit angenommen und ebenso der gesamte § 5.

§ 6 bis 10. Einstimmig angenommen.

§ 11. Auf Antrag wird dieser Paragraph in die Satzung aufgenommen und einstimmig genehmigt.

§ 12. Professor Kossinna weist auf den Antrag Bezzenberger hin, der in Dortmund gestellt worden war, die ordentlichen Hauptversammlungen nur alle zwei Jahre zu veranstalten, da sich die archäologischen Tagungen allzusehr häufen. Der § 12 wird mit großer Mehrheit genehmigt,

§ 13 und 14. Einstimmig angenommen.

Zum Schluß wird die gesamte Satzung in der durchberatenen und genehmigten Fassung einstimmig angenommen.

Der bisherige erste Vorsitzende, Univ.-Professor Kossinna, wird einstimmig zum Vorstand gewählt.

Dem Vorschlag, den bisherigen Vorstand zum geschäftsführenden Ausschuß zu wählen, stimmt die Versammlung durch Zuruf bei.

Der Vorsitzende schlägt darauf vor, die Mitglieder des bisherigen Ausschusses als Beisitzer in den erweiterten Ausschuß zu wählen. Auch diesem Antrag wird durch Zuruf die Zustimmung erteilt.

Digitized by Google

Die Mehrzahl der Teilnehmer der Hauptversammlung vereinigte sich mit ihren Damen um 2 Uhr zu einem Festessen, das in angeregtester Stimmung verlief und sich bis zum späten Abend ausdehnte.

Satzung.

I. Zweck, Name, Sitz und Geschäftsjahr.

§ 1.

Die Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte bezweckt den Zusammenschluß der Vertreter und Freunde der Vorgeschichte zur Pflege vorgeschichtlicher Forschung, Verbreitung vorgeschichtlicher Kenntnisse, Schutz vorgeschichtlicher Denkmäler und Bekämpfung des Raubbaues.

§ 2.

Um diesen Zweck zu erreichen, tritt die Gesellschaft in enge Verbindung mit den Landes- und Ortsvereinen für Vorgeschichte und den von ihnen geleiteten Museen. Als eigenes Arbeitsgebiet betrachtet sie die Veranstaltung der Hauptversammlung und die Herausgabe des „Mannus", Zeitschrift für Vorgeschichte.

§ 3.

Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Berlin. Sie soll in das Vereinsregister eingetragen werden. Nach der Eintragung führt die am 3. Januar 1909 gegründete Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte den Namen „Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte, Eingetragener Verein".

§ 4.

Das Geschäftsjahr der Gesellschaft ist das Kalenderjahr.

II. Verfassung.

§ 5.

Die Gesellschaft hat einen Vorstand und einen geschäftsführenden Ausschuß, sowie einen erweiterten und einen Gesamtausschuß.

Vorstand im Sinne des Gesetzes ist der Vorsitzende.

Der geschäftsführende Ausschuß besteht aus dem Vorstande, zwei stellvertretenden Vorsitzenden, drei Schriftführern und einem Schatzmeister.

Vorstand und geschäftsführender Ausschuß werden von der Hauptversammlung auf sechs Jahre gewählt. Der geschäftsführende Ausschuß hat innerhalb der Amtszeit das Recht der Zuwahl; er bestimmt seine Geschäftsordnung.

§ 6.

Der erweiterte Ausschuß besteht aus acht Beisitzern, die auf Vorschlag des geschäftsführenden Ausschusses von der Hauptversammlung auf sechs Jahre gewählt werden. Auch er ergänzt sich innerhalb der Amtszeit durch Zuwahl.

§ 7.

Der geschäftsführende und der erweiterte Ausschuß bilden gemeinsam den Gesamtausschuß.

§ 8.

Die Mitgliedschaft wird durch Anmeldung beim geschäftsführenden Ausschuß nachgesucht, der über die Aufnahme entscheidet. Die Ernennung von Ehren-Mitgliedern erfolgt auf Antrag des Vorstandes durch den Gesamtausschuß.

Digitized by Google

§ 9.

Die Mitgliedschaft erlischt:

a) durch Tod;

b) durch Austritt, der schriftlich vor Schluß des Geschäftsjahres erklärt werden muß;

c) durch Unterlassung der Beitragszahlung bis 1/4 Jahr nach Ablauf des Geschäftsjahres, falls die Einziehung durch Postauftrag unter Hinweis auf die Satzung mißlang;

d) durch Beschluß einer Zweidrittelmehrheit des Gesamtausschusses.

III. Beitragszahlung.

§ 10.

Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag von 12 (zwölf) Mark und erhält dafür den „Mannus". Durch Zahlung eines einmaligen Beitrages von 300 (dreihundert) Mark wird die immerwährende Mitgliedschaft erworben.

IV. Vermögen.

§ 11.

Das Vermögen des Vereins besteht aus den Beiträgen und Schenkungen. Schenkungen über 100 (hundert) Mark sind mündelsicher anzulegen und bei der Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank) zu hinterlegen.

Den Gläubigern der Gesellschaft haftet nur das Gesellschaftsvermögen.

V. Hauptversammlung.

§ 12.

Die ordentliche Hauptversammlung findet alle zwei Jahre statt. Die Einladung dazu erfolgt schriftlich. Die Hauptversammlung nimmt den Bericht des Vorstandes entgegen und erteilt dem Schatzmeister Entlastung. Über das Ergebnis der Verhandlung findet eine Beurkundung statt, die von einem der Vorsitzenden und von einem anwesenden Mitgliede der Gesellschaft unterschrieben wird.

Anträge für die Hauptversammlung müssen dem Vorstande acht Wochen vorher eingereicht und in ihrem Wortlaut den Mitgliedern mit der Einladung zur Hauptversammlung zugestellt werden.

VI. Zweiggesellschaften.

§ 13.

Vereinigungen von Mitgliedern der „Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte" zu Zweiggesellschaften haben das Recht, sich eine eigene Satzung zu geben, die jedoch nicht in Widerspruch zu der Satzung der Hauptgesellschaft stehen darf.

Mitglieder der Hauptgesellschaft, die ihren Wohnsitz in Groß-Berlin, Spandau, Potsdam und in den Kreisen Teltow, Niederbarnim, Osthavelland haben, sind verpflichtet, der Berliner Zweiggesellschaft beizutreten.

VII. Satzungsänderungen und Auflösung.

§ 14.

Eine Änderung der Satzung oder die Auflösung der Gesellschaft kann nur durch eine Hauptversammlung, die in letzterem Falle auch über das Gesellschaftsvermögen entscheidet, mit Dreiviertel-Mehrheit vorgenommen werden. Für einen Beschluß der Auflösung ist die Anwesenheit von drei Viertel der Gesamtheit der Mitglieder erforderlich.

Beschlossen Charlottenburg, den 16. März 1913.

* * *

Auf Antrag des Vorsitzenden ist unsere Gesellschaft in das Vereinsregister des Kgl. Amtsgerichts Berlin Mitte unter Nr. 1628 am 28. April d. J. eingetragen worden.

Digitized by Google

Die Vereinigung brandenburgischer Museen

hielt am letzten Sonntag, den 9. März, ihre 2. Tagung ab, und zwar war diesmal Neukölln zur Zusammenkunft gewählt. Die Stadt hatte liebenswürdigerweise den Sitzungssaal des Rathauses zur Verfügung gestellt. Vertreten waren die Orte Brandenburg a. H., Drossen, Eberswalde, Freienwalde, Friesack, Heiligengrabe, Ketzin, Lübben, Müncheberg, Neukölln, Perleberg, Prenzlau, Schwiebus, Senftenberg. Unter den Gästen bemerkte man den Inhaber des Lehrstuhls für Vorgeschichte an der Universität Berlin, Professor Dr. Kossinna, ferner den Vertreter der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege, Dr. Klose u. a. Nachdem am Vormittag eine Vorstandssitzung stattgefunden hatte, begann um 1 Uhr unter der Führung des Stadtbaurats Best eine Besichtigung des vor zwei Jahren durch den bekannten Städtebauer Baurat Kiel erbauten Rathauses. Im neuen Flügel des Rathauses sah man den dort aufgestellten berühmten Fund, das germanische Reitergrab, das am Windmühlenberg aufgefunden wurde. Der Fund stammt aus der Zeit um 500 nach Chr. Dann wurde das naturhistorische Schulmuseum der Stadt besichtigt, das unter der Leitung des Museumverwalters E. Fischer steht. Es ist geradezu erstaunlich, zu sehen, was Herr Fischer hier geschaffen hat. Die umfassende Anlage, die Ausstattung dieser einzigartigen Anstalt bildet sein Lebenswerk, das er im Ehrenamt verwaltet. Ordnung, Einrichtung und Durchführung des Gedankens sind vorbildlich. Hieran schloß sich eine Rundfahrt durch die Stadt. Dazu hatte die Stadt Neukölln ihre Automobile sowie ihren Wagenpark zur Verfügung gestellt. Um 3 Uhr begannen dann unter dem Vorsitz des Museumsleiters Rudolf Schmidt-Eberswalde die Verhandlungen, die sich bis in die Abendstunden hinzogen. Zu erwähnen ist insbesondere die Einsetzung eines Sonderausschusses, der zu dem neuen Ausgrabungsgesetz, das demnächst das Abgeordnetenhaus beschäftigen wird, Stellung nehmen soll. Mit der Tagung war eine Ausstellung von heimatkundlicher Literatur, Ansichten usw. verbunden; insbesondere hatten zu dieser Ausstellung größere Sammlungen entsandt die Stadt Charlottenburg, das Städtische Museum zu Friesack und das Museum zu Neukölln, ebenso die Schriftleitung der „Mark“. Auch mit der Einrichtung dieser Ausstellung hatte sich Museumsleiter Fischer außerordentliche Mühe gegeben, was einstimmig anerkannt wurde. Die Tagung schloß mit einem gemütlichen Beisammensein in der Neuköllner Passage.

(Zeitungsbericht.)

Digitized by Google

IV. Bücherbesprechungen.

M. Erkeens, La préhistoire à la portée de tous. Brüssel (Louis Erkeens, éditeur) und Paris (Marcel Rivière u. Cie., éditeurs). 1913. 215 Seiten. 607 Abbildungen im Text.

Das Buch verfolgt, wie das Motto ausdrückt, die Absicht, die Vorgeschichte zu verbreiten, sie gemeinverständlich zu machen, ohne dabei auch nur einen Schritt von der reinen Wissenschaft abzuweichen. Entsprechend dem, was der Franzose unter „préhistoire" versteht, ist hier nur ältere und jüngere Steinzeit und Bronzezeit, letztere freilich in aller Kürze, behandelt. Die ältere Steinzeit steht natürlich im Vordergrunde. In allgemein verständlicher Form gibt der Verfasser unter Berücksichtigung der jüngsten Funde und der über sie geäußerten Ansichten einen Überblick über die geologischen Zeiträume und ihre Gliederung, im besonderen über die Eiszeit, über die Eolithen (die — nebenbei — vom Verfasser als durch Menschenhand entstanden nicht anerkannt werden), über die ältesten Skelettfunde, die ältesten Menschenrassen sowie über die verschiedenen Hypothesen, die über ihren Ursprung aufgestellt worden sind, über die Knochen- und Steinwerkzeuge des diluvialen Menschen, seine ersten Kunstregungen usw.

Sobald aber der Verfasser die ältere Steinzeit — wohl sein Spezialgebiet — verläßt, führt er uns in seinem Buche Ansichten vor, die völlig falsch sind: Z. B.: Fundplätze wie Maglemose seien eigenartig und kämen nur in Dänemark vor (S. 172), während doch gerade G. Sarauw, der Entdecker des Fundplatzes von Maglemose, ähnliche Fundplätze aus Deutschland nachgewiesen hat (Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1911, S. 147). Weiter: die Kjökkenmöddinger seien nur aus Dänemark bekannt (S. 172), während in Wirklichkeit doch auch solche aus Deutschland, Spanien usw. bekannt sind. Die jüngere Steinzeit ist außerordentlich kurz und flüchtig behandelt worden. Die Abbildungen von Gefäßen der jüngeren Steinzeit sind alle schlecht.

Weit schlimmer sieht es mit den Kenntnissen des Verfassers über die Bronzezeit aus. Schon die über diesem Abschnitt stehenden Leitgedanken des Verfassers: „L'occident avait vécu la première partie de l'Epopée humaine, l'Orient allait vivre la seconde" und „Tout progrès chez les populations vivant en dehors du nouveau rayon civilisateur ne devait plus être que le reflet lointain d'une étape nouvelle de la civilisation accomplie dans ce rayon" werden bei jedem Fachmann Kopfschütteln erregen. Der erste Abschnitt behandelt hier die ältesten Schriftzeichen: die in Ägypten aufgefundenen Alphabete der prähistorischen Zeit, der I., XII. und XVIII. Dynastie werden mit karischen und spanischen vorgeschichtlichen Alphabeten verglichen. Zur Erklärung wird folgende Hypothese den Lesern vorgeführt: Die Buchstabenschrift ist nicht ägyptischen Ursprungs; die Buchstaben finden sich dort nur auf eingeführten Gefäßen. Die Phönizier, die weniger an der Tradition

Digitized by Google

festhielten, brauchten als Handelsvolk eine einfache und schnell schreibbare Schrift; daher nahmen sie die Buchstabenzeichen an, deren Kenntnis sie verbreiteten [1]).

Der zweite Abschnitt handelt über die Anfänge der Metallurgie; wir erwähnen von ihm nur, daß die Chronologie in den meisten Fällen nicht stimmt. Die anderen Abschnitte über Glas, Architektur usw. enthalten nur wenige Zeilen, auf die ein näheres Eingehen sich nicht verlohnt.

Bezeichnend für Exsteens Behandlung der Bronzezeit ist auch der Umstand, daß unter den auf die Bronzezeit bezüglichen Abbildungen sich keine einzige französische Bronze dargestellt findet, sondern daß fast nur ägyptische Stücke abgebildet sind. —

Während der erste Teil des Buches über die ältere Steinzeit unsere Billigung gefunden hat, und wir ihn zur Einleitung in die betreffende französische Literatur nur empfehlen können, müssen wir den Abschnitt über die jüngere Steinzeit und über die Bronzezeit leider ablehnen. Zur Verbreitung der „reinen Wissenschaft" der Vorgeschichte wäre es besser gewesen, wenn die beiden letzten Abschnitte nicht geschrieben wären.

Wernigerode. H. Mötefindt.

Karl Hermann Jacob, Zur Prähistorie Nordwest-Sachsens. Übersicht über die vorgeschichtlichen Perioden und deren wichtigsten Vertreter in der Leipzig-Hallischen Gegend. Diss. Leipzig 1910. (Nova Acta der Kais. Leop.-Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher Bd. XCIV, Nr. 2, Halle 1911).

Die etwa 100 Seiten starke und mit 36 Tafeln Abbildungen versehene Arbeit soll, wie im Vorwort gesagt wird, für die weitere Umgebung von Leipzig „eine knappe Übersicht über die verschiedenen vorgeschichtlichen Perioden und deren wichtigsten Typen in zeitlicher Aufeinanderfolge bieten." Eingeschaltet zwischen die sich aus diesem Prinzip ergebenden Abschnitte sind solche allgemeineren Inhaltes, in denen über die Geschichte der Erforschung der einzelnen Perioden berichtet wird, wie auch Ausführungen über die technischen Fertigkeiten in den verschiedenen Zeitabschnitten. Ferner finden sich in dem übrigen Text gelegentlich Bemerkungen allgemeinerer Natur (so z. B. S. 41 über Hockerbestattung) verstreut. Der Laie wird aus diesen Abschnitten manches lernen können; dem Fachmann bieten sie hingegen durchaus nichts neues. Die Unterlagen der Darstellung der einzelnen Perioden sind die ihnen zugehörigen Bodenfunde, sowie die in Betracht kommenden schriftlichen Nachrichten, welche zu derartigen Zwecken möglichst vollständig gesammelt sein müssen. Es ergibt sich damit für diese die einzelnen Zeitabschnitte behandelnden Kapitel eine Zweiteilung in die Darstellung und die Mitteilung der jener zugrunde liegenden Funde.

Man wird derartige Sammlungen des Materials in der Prähistorie stets dankbar begrüßen, wenn sie alles Vorhandene bieten, und sich als Ausgangspunkt für weitere Studien eignen. Diesen Forderungen wird die Arbeit Jacobs aber durchaus nicht gerecht. Zunächst vermißt man eine scharfe Abgrenzung des Gebietes. Es kommt verschiedentlich vor, daß die an einer Stelle genannten Fundorte nicht wiederkehren, auch wenn sie Material aus anderen Perioden geliefert haben. (Zwochau, Kr. Delitzsch, wird als Fundort der römischen Kaiserzeit genannt, aber nicht als steinzeitliche Fundstelle, ebenso ist es mit Schkopau, Kr. Merseburg). Schon dieser Umstand läßt die Vermutung aufkommen, daß eine lückenlose Aufzeichnung der Funde gar nicht geboten wird, eine Annahme, welche der Kenner des Materials sehr bald bestätigt findet. Aber auch dem Fernerstehenden wird sich diese Tatsache recht bald aufdrängen. Nur in wenigen Fällen ist die

[1]) Vgl. hierüber: Wilke, Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient S. 55 ff. — Mannus III (1911) S. 97 ff., 255 ff. (Schirmeisen). IV, 1912, S. 123 ff. (Wilser), S. 295 (v. Lichtenberg).

Digitized by Google

Materialsammlung vollständig, so bezüglich der Kugelamphoren und der völkerwanderungszeitlichen Funde (welch letztere besser als merowingische hätten bezeichnet werden können). Sonst sind vielfach nur die wichtigeren Funde genannt. Aber nicht selten werden gar keine solchen angeführt, sondern nur die Fundorte; ja, verschiedentlich, wie z. B. bei den hallstattzeitlichen Skelettgräbern, vermißt man selbst diese! Sogar dort, wo das Material vom Verfasser genannt wird, ist eine Nachprüfung seiner Angaben doch nicht möglich, da nur in Ausnahmefällen über die schriftlichen Quellen und nicht immer über den Verbleib der Funde sich Notizen finden. Diese Umstände machen sich dem Fachmanne besonders dann unangenehm bemerkbar, wenn es sich um Material handelt, welches zum ersten Male veröffentlicht wird. So erführe man gerne Genaueres über die Fundverhältnisse der bisher noch ganz unbekannten Kugelamphoren von Cröbern und Gaulis. Auch über die interessanten merowingischen Funde von Eulau wären Einzelheiten ebenso erwünscht wie bessere Abbildungen, die aber in dem ganzen Buche vergeblich gesucht werden. Zu beachten ist ferner, wie mir ein befreundeter sächsischer Fachgenosse mitteilt, daß mehrfach die Angaben der Fundorte nicht richtig sind!

So fragt man sich, für wen die Ausführungen überhaupt berechnet sind; dem Fachmann bieten sie viel zu wenig, da er in nur ganz unzureichendem Maße die Unterlagen des Verfassers kennen lernt, und ihm mit der unvollkommenen Veröffentlichung neuen Materials allein nicht gedient sein kann. Man erhält somit den Eindruck, als ob die Arbeit überhaupt nicht für ihn, sondern für Laienkreise bestimmt ist. Dann hätten aber sachliche Unrichtigkeiten unbedingt vermieden werden müssen! Solche gibt es jedoch eine ganze Reihe; es sei gestattet, auf einige der gröbsten hier hinzuweisen.

Die neolithische Trommel von Leipzig-Eutritzsch wird (S. 44) als zugehörig zum Hinkelsteintypus (!) beschrieben. Es ist nicht ersichtlich, warum der Verfasser von der allgemein üblichen und noch niemals bestrittenen Zuteilung dieser Gefäßgattung zum Bernburger Typus abweicht. Ebensowenig ist klar, warum die mehrfach in Depotfunden der Periode 1 der Bronzezeit beobachteten Schmaläxte kupferzeitlich sein sollen, also (S. 58) zusammen mit Glockenbechern genannt werden müssen. Ist doch selbst das vom Verfasser abgebildete Stück von Dieskau zusammen mit gut datierten Bronzen gehoben. Auffallend ist, daß die von Jacob schon einmal gedruckte, von Kossinna dagegen (Mannus 1, 1909, 159) verbesserte Behauptung auf S. 91 f. erneut vertreten wird, daß die latènezeitliche gedrehte Keramik nur durch Einfuhr in das Flußgebiet der Saale gelangt sein könne. Auch mit der Ansicht, daß die Mäanderurne von Schkopau der Kaiserzeit angehöre, und zwar einem späteren Abschnitt derselben (S. 100), dürfte der Verfasser allein dastehen. Ergibt sich doch aus besser beobachteten Funden, daß sie nur in die späte Latènezeit fallen kann.

Soweit genug mit der Nennung besonders schwerer Fehler, die sämtlich bei eingehenderem Studium der Literatur, teilweise auch bei gründlicherer Kenntnis des Sammlungsmaterials, hätten vermieden werden können.

Läßt sich also an dem in der Arbeit Gebotenen recht viel aussetzen, so muß auch der Charakter der Veröffentlichung als Dissertation die Kritik herausfordern. In dem Vorwort bezeichnet es Jacob als seine Aufgabe, das verstreute Material „zusammenzuziehen, es zu sichten und dann in ein chronologisches Schema einzufügen. Daß letztere Arbeit nicht etwa darin bestand, neue Theorien aufzustellen, sondern vielmehr darin, einen Ausgleich zwischen den verschiedensten Anschauungen zu bilden, liegt in der Natur der Sache." Daß der Verfasser diesem Grundsatz gerecht zu werden versucht, wird man bejahen müssen. Etwas anderes ist jedoch die Frage, ob eine nach derartigen Gesichtspunkten angelegte Arbeit überhaupt eine Dissertation ist, wo doch von dem Kandidaten in dieser die Probe selbständiger wissenschaftlicher Arbeit abgelegt werden soll. Die Entscheidung dieser Frage sei der Kritik jedes einzelnen überlassen.

Delitzsch. Ernst Wahle.

Digitized by Google

Alfred Hennig, Boden und Siedelungen im Königreich Sachsen. Diss. Leipzig. 1912. (Auch: Bibliothek der Sächsischen Geschichte und Landeskunde, herausgegeben von G. Buchholz und Rud. Kötzschke. Bd. III, Heft 3.)

In einer Leipziger Dissertation ist es unternommen worden, den archäologischen Stoff in eine Arbeit einzubeziehen, welche die Abhängigkeit des Alters, der Verteilung und des Charakters der Siedelungen im Königreich Sachsen von der Natur des Bodens behandelt.

Der Verfasser hat den gesamten Schatz des Landes an Bodenfunden gesammelt, und, um ihn in richtiger Weise verwerten zu können, sich in die prähistorischen Verhältnisse Mitteleuropas recht gründlich eingearbeitet. Wenn es auch bezüglich seiner Gliederung des prähistorischen Stoffes einiges auszusetzen gibt, und manche Fehler in seiner Beurteilung vorliegen, so tritt dies alles doch zurück gegenüber den guten Seiten in der Gesamtauffassung der Bodenfunde und der Art ihrer Verarbeitung. Die Untersuchungen Hennigs beschränken sich aber nicht auf die vor- und frühestgeschichtlichen Zeiten, sondern ziehen auch sämtliche späteren Ortsgründungen in ihren Bereich, sie befassen sich also mit den Siedelungen vom ersten Auftreten des Menschen ab bis zur Jetztzeit. Infolge dieser Ausdehnung des Arbeitsbereiches ist der Verfasser in der Lage, die Wandlungen des Siedelungsbildes Sachsens während einer langen Entwickelung menschlicher Kultur festzustellen und ihre jeweilige Abhängigkeit von der Natur des Bodens zu ergründen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Besprechung sein, die ungemein interessanten Ergebnisse der Hennigschen Arbeit eingehender zu würdigen; das muß dem Studium des einzelnen überlassen bleiben. Nicht nur der Geograph, sondern auch der Archäologe wird viele wertvolle Anregungen daraus empfangen. Es sei nur darauf hingewiesen, daß das heute vorhandene sächsische Fundmaterial es gestattet, „im Boden einen Wegweiser für die zukünftige vorgeschichtliche Forschung in Sachsen zu gewinnen."

Allein, mit diesem Hinweise nur auf die Tragweite der Ergebnisse Hennigs würde man der Arbeit in ihrer ganzen Bedeutung doch nicht gerecht. Der Verfasser ist in erster Linie Geograph. Auf einer Systematik des vorhandenen Stoffes an Bodenfunden baut er auf und sucht den hinter diesen verborgenen Menschen in seinen Beziehungen zu der ihn umgebenden Natur zu erfassen. Wenn auch in der deutschen prähistorischen Forschung bereits Anfänge in dieser Richtung vorliegen, so ist doch die Arbeit Hennigs als erster umfassenderer Versuch anzusehen. Die Prähistorie hat heute in ihrer typologischen und chronologischen Methode solide Grundlagen einer zuverlässigen Systematik des Fundmaterials, die mit der zunehmenden Fülle archäologischen Stoffes eine immer feinere zeitliche und kulturelle Gliederung desselben ermöglicht. Diese systematische Durcharbeitung des Materials bildet die Grundlage zu der ethnographischen Methode Kossinnas, welche die Rassen und Völker prähistorischer Zeiten in ihrem Werdegang und ihren gegenseitigen Beziehungen zu erfassen sucht. Die Systematik der Funde ist aber, im Verein mit den wichtigsten Ergebnissen der ethnographischen Methode, das Fundament auch zu einer geographischen Würdigung der Bodenfunde. Die Geographie geht aus auf die Erkenntnis von Zuständen, und so kommt es auch Hennig darauf an, diese festzulegen, Boden und Siedelungen in ihrem ursächlichen Zusammenhang in bestimmten Zeiten zu studieren. Andererseits vernachlässigt Hennig aber auch die Entwickelung nicht, insofern er die Wandlungen im Laufe der Zeit feststellt; — hätte er übrigens diese in ausgedehnterem Maße zur Erklärung der Zustände mit herangezogen, so wäre er zu einer bedeutenden Vertiefung seiner Ergebnisse gekommen. Daraus folgt, daß mit einer historischen, also auf die Erkenntnis der Entwickelung hinzielenden Verarbeitung der Bodenfunde deren Verwertbarkeit durchaus noch nicht erschöpft ist. So ergeben sich für die weniger naturwissenschaftlich als sprachwissenschaftlich-historisch vorgebildeten Prähistoriker ganz

Digitized by Google

neue Richtlinien, zumal die Ergebnisse geographischer Betrachtung von Bodenfunden auch auf die Systematik des Materials fördernd einwirken. In dieser gründlichen Verarbeitung archäologischen Materials über die Grenzen der Systematik desselben hinaus liegt die methodische Bedeutung der Schrift.

Es muß jedoch auf einen schwer wiegenden Nachteil der Arbeit hingewiesen werden, den zu vermeiden sich für die Zukunft wohl empfehlen dürfte. Sie befaßt sich dem Titel nach mit „Boden und Siedelungen", wobei unter „Boden" offenbar die Bodenkrume gemeint ist. Daß dem tatsächlich so ist, geht daraus hervor, daß vor dem speziellen Teil der Arbeit in dem einzigen, Grundlagen gebenden Abschnitt lediglich „die Natur des Bodens" behandelt wird, d. h.: die verschiedenen Bodenarten erfahren nach ihrer Herkunft, Beschaffenheit (namentlich Kulturwert) und Verbreitung eine eingehende Würdigung. Nun befaßt sich aber H e n n i g in den speziellen Teilen nicht allein mit der „Abhängigkeit des Alters, der Verteilung und des Charakters der Siedelungen von der Natur des Bodens"; es kommt vielmehr daneben nur zu oft vor, daß eine viel weitergehende, sich nach ganz anderen Richtungen bewegende, vielseitigere anthropogeographische Würdigung des Stoffes daraus sich entwickelt. So wird häufig die Abhängigkeit der Siedelungslage von der Geländeform erörtert, und auch des öfteren auf den Verlauf der vorgeschichtlichen Verkehrswege eingegangen. Hiermit im Zusammenhang steht die Nennung von Depotfunden und ihre Eintragung in die Karten, sowie die Untersuchung der Beziehungen zwischen Straßen und Siedelungen. Auch die öfters erörterte Frage der räumlichen Verbindung gleichalteriger Kulturgebiete miteinander ist hier zu nennen. Die Burgwälle werden in einem besonderen Abschnitt gewürdigt, weil u. a. „die unmittelbare Abhängigkeit von der Natur und Gestaltung des Bodens in ihnen sehr klar zum Ausdruck kommt"; und in dem Kapitel über die slawische Zeit wird „der Einfluß der Bodenform auf Lage und Verteilung der Siedelungen" untersucht.

An sich ist eine allseitige anthropogeographische Verwertung vorgeschichtlichen Materials nur freudig zu begrüßen, und für die vielen in der Schrift eingestreuten Hinweise und Einzeluntersuchungen, welche sich in dieser Richtung bewegen, kann man dem Verfasser nur dankbar sein. Doch ist leider zu betonen, daß sie nach der Gestaltung des Themas der Arbeit und dem daraus sich ergebenden Umfange des allgemeinen Teiles nur Abschweifungen bedeuten.

Wäre das Thema weiter gefaßt, kämen die Beziehungen der Siedelungen zu allen natürlichen Faktoren zur Sprache, und würde infolgedessen neben der Untersuchung der verschiedenen Bodenarten auch eine Darstellung der anderen Faktoren gegeben, dann bestünden jene Ausführungen zu Recht. In der Art, wie sie jetzt vorliegen, können sie wohl von einem mit den Grundzügen der sächsischen Landeskunde vertrauten Geographen gewürdigt werden, aber nur selten von Prähistorikern, denen die geographische und geologische Schulung zumeist fehlt. Diesen ist mit einer „Meißener Syenitplatte" und dem „Gebiet des Lausitzer Hauptgranites" wenig gedient. Dem Kenner des Landes werden die Abschweifungen sicher kaum oder gar nicht auffallen. Ihm ist das geographische Tatsachenmaterial bekannt, und es ist ja bei einer anthropogeographischen Untersuchung selbstverständlich, wenn neben der Erörterung der Beziehungen zwischen Siedelungen und Bodenkrume die Einwirkung auch anderer Faktoren auf erstere — und umgekehrt — zur Behandlung kommt.

Eine Erweiterung des Themas wäre bei dem Ausmaße der Vorarbeiten, Materialsammlungen usw., wie sie die vorliegende Arbeit verlangt hat, meines Erachtens durchaus angebracht gewesen. Diese hätten sich dann in viel reicherem Maße gelohnt. Schon die Tatsache, daß der Verfasser so oft solche anthropogeographischen Fragen erörtert, die ihm nach der Gestaltung des Themas eigentlich fern liegen sollten, spricht es deutlich aus, daß die Behandlung der Beziehungen allein zwischen Boden und Siedelungen zu einseitig ist.

Digitized by Google

Mehrmals kommt es in der Schrift direkt oder indirekt zum Ausdruck: Um die Abhängigkeit der Siedelungen „von der Natur des Bodens klar und scharf zum Ausdruck bringen zu können, wird sich der Gang der Darstellung eng an die geologisch-geographischen Grundlagen anschließen müssen; wir werden die ihrem Aufbau und ihrem Landschaftscharakter nach eng zusammen gehörigen Gebiete auch für sich zu betrachten haben".

Die Schuld an diesem Nachteil des Buches dürfte also wohl weniger dem Verfasser als dem Thema mit seinen allzu engen Fesseln zuzuschreiben sein.

Es ergibt sich somit für spätere, in derselben Richtung wie die Schrift Hennigs liegende Arbeiten die Lehre, die natürlichen Grundlagen stets in ihrer Gesamtheit heranzuziehen. Das hat natürlich große Schwierigkeiten. Bei Hennig kommen diese nicht zum Ausdruck, denn der Boden war in der jüngeren Steinzeit genau derselbe wie heute (wenn auch bei wechselnden klimatischen Verhältnissen und verschieden hoher Stufe der Landwirtschaft sein Wert ein ganz verschiedener ist, worüber Hennig stillschweigend hinweggeht), aber wenn wir andere geographische Faktoren nehmen, das Klima, oder das Pflanzenkleid der Landschaft in einer bestimmten Zeit: wer sagt uns, daß diese damals ebenso waren wie die heutigen? Müssen wir da nicht nach Quellen der Erkenntnis suchen, aus denen wir erst die Faktoren bestimmen können? Darin liegen die Schwierigkeiten. Auf sie einzugehen, würde über den Rahmen dieser Besprechung hinausgreifen; ich gedenke an anderer Stelle mich eingehend darüber zu äußern.

Ergeben sich somit bei einer kritischen Würdigung der Hennigschen Schrift gewisse Nachteile, so ist doch diesen gegenüber niemals die Bedeutung der Arbeit zu vergessen: Sie zeigt den Prähistorikern, wie auf der von ihnen geschaffenen Grundlage der Systematik der Geograph weiter baut, und wie dessen Ergebnisse auch der Archäologie zum Vorteil gereichen.

Delitzsch. Ernst Wahle.

Georges Goury: L'enceinte d'Haulzy et sa nécropole. — (Les étapes de l'humanité — Bd. I Heft 2) — 107 Spalten, 30 Abb. im Text, 4 Tafeln. — Nancy 1911.

Goury beschreibt eine Wallanlage und ein Hügelgräberfeld im Bois d'Haulzy beim Dorfe Vienne-la-Ville (Haute Champagne, Dep. Marne). Die Anlegung der Ansiedelung erfolgte an der Ecke einer Hochfläche, so daß an zwei Seiten eine natürliche Sicherung vorhanden war. Der Wall hatte eine Höhe von 1,60 m. Der Zugang war durch einen Doppelwall gedeckt. Palisadenreste sind nicht nachgewiesen. Bei den Walldurchschnitten fand man Scherben, Feuersteinsplitter und Kohlenreste. Im Innenraum entdeckte man Häuser (mit außerhalb des Hausinnern gelegenem Herd). Wie im Wall fanden sich auch in den Häusern Kohlenreste und schwärzliche Scherben, sowie mehrere Mahlsteine. Zu der Wallanlage gehörte wohl das benachbarte Hügelgräberfeld. Goury berechnet, daß ehemals etwa 100 Hügel dagewesen sein müssen. In den Jahren 1904—1909 sind 78 Hügel ausgegraben worden. Der Inhalt der einzelnen Hügel, deren Höhe zwischen 30 und 230 cm, und deren unterer Durchmesser zwischen 8 und 35 m wechseln, wird genau angegeben. Es sind wohl sämtlich Brandurnengräber, trotzdem sich Urnenreste nicht immer nachweisen ließen. Nachbestattungen haben nicht stattgefunden. Goury hält eine gemeinsame Bestattung von Mann und Frau nicht für ausgeschlossen. Meist stand die Urne auf dem gewachsenen Boden (tumulus à ras-de-sol). In 4 Fällen war die Urne in ein in den Boden eingetieftes Loch gestellt (tumulus à puits). In 9 Hügeln (Nr. 70—78) war eine rechteckige Grube ausgehoben worden (tumulus à fosse). Die Urne hatte man an das eine Schmalende gestellt, während man die Beigaben in der Grube verteilte, und zwar so, daß man den Eindruck einer Körperbestattung, bei der das Skelett vergangen ist, erhält. Mehrfach stand die Urne auf

Digitized by Google

Moos oder Eichenblättern oder war damit bedeckt. Zweimal wurden Gefäße als Deckel festgestellt. Über der Urne lag meist ein Aschenhaufen, auf den dann Sand geschüttet war. Manchmal wechselten Aschenlagen und Sandlagen mehrfach ab. Beigefäße sind selten und nie zahlreich (höchstens 3) in einem Grabe. Bei den Gefäßen (quarzhaltiger, schwärzlicher, leichtgebrannter Ton) unterscheidet Goury 9 Typen. Nur auf einem Gefäß (in Grab 78) finden sich Verzierungen. Es ist ein Fußgefäß mit mehrfarbiger Bemalung (abwechselnd hellere und dunklere rötlich-braune Zonen). Auf die Streifen sind mit weißer Farbe Sparren- und Dreieck-Ornamente aufgetragen worden. An Beigaben fand sich wenig, das meiste war im Boden zersetzt oder schon bei der Verbrennung zerstört worden. In einem Grabe lag ein Feuersteinbeil. Zwei zerbrochene Hallstattschwerter (vgl. Sacken: Das Grabfeld von Hallstatt, Taf. V, Abb. 2), sowie 2 Dolche mit entarteten Antennengriffen wurden gehoben, ferner 3 Lanzenspitzen, 1 bronzenes und 1 eisernes Rasiermesser und mehrere Arm- und Halsringe (einer mit Perlenanhängern). Endlich enthielt Grab 70 eine Fibel von Frühlatèneform. Zeitlich haben wir die Hügel in zwei Gruppen zu teilen. Gruppe I (Gräber 1—69) gehören dem Schlusse der Hallstattzeit an. Gruppe II (Hügel 70—78) sind die jüngeren Anlagen. Sie stammen aus dem Beginn der Frühlatènezeit. Diese letzten Gräber zeigen in ihrer oben geschilderten Anlage eine interessante Kompromißform zwischen den Brandgräbern der Hallstattzeit und den Skelettbestattungen der französischen frühesten Latènezeit (z. B. Somme Bionne). — Die dem Text beigefügten Abbildungen sind meist in natürlicher Größe und stets in sauberer Ausführung gezeichnet. Goury hat uns mit seiner Arbeit einen schönen Beitrag zur Vorgeschichte im Departement Marne geliefert.

Berlin. Georg Girke.

Erich Blume, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. I. Teil: Text. Mit 256 Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln und 1 Karte. Mannus-Bibliothek. Nr. 8. Würzburg 1912. (Die ersten vier Kapitel schon 1910 als Dissertation erschienen.)

Mit tiefer Wehmut geht der Fachgenosse an die Besprechung dieser gediegenen Arbeit: was hätte nicht ihr gründlicher, besonnener Verfasser unserer Wissenschaft noch alles geben können, wenn nicht sein arbeitsfrohes Leben in so jungen Jahren geknickt worden wäre!

Für die norddeutschen Altertumsforscher war es von jeher eine naheliegende Aufgabe, die archäologischen Funde aus der Kaiserzeit mit den ziemlich reichfließenden Nachrichten römischer und griechischer Schriftsteller über die germanischen Stämme in Vergleich zu bringen, um festzustellen, welchem Stamme jede einzelne Fundgruppe angehört hatte. Solange diese Untersuchungen nur von Lokalforschern getrieben wurden, die keine weitgehende Übersicht über die archäologischen Erscheinungen besaßen und nur auf eine Deutung der schwebenden geographischen Angaben der Autoren hingewiesen waren, mußte es bei losen Vermutungen ohne wissenschaftlichen Wert stehen bleiben. Weigel war wohl der erste, der in dem betreffenden archäologischen Materiale selbst lokale Unterschiede wahrnahm, die er ausdrücklich als auf Stammesunterschied beruhend deutete. (Niederlauf. Mitteil. III. 1893. S. 28.) Diesen von Weigel nur im Vorübergehen erblickten Weg hat nun Kossinna zielbewußt eingeschlagen und, auf die umfassendsten Materialkenntnisse gestützt, hat er eine wirklich wissenschaftliche Behandlung dieser Probleme aufgenommen. Besonders hat er dabei bekanntlich die Ostgermanen berücksichtigt (am ausführlichsten in der Zeitschr. f. Ethnol. 1905), hat ihre Grenzen in den verschiedenen Jahrhunderten festgestellt und die Grundzüge einer systematischen Auffassung der Ausbreitung und Herkunft ihrer verschiedenen Sonderstämme entworfen.

Digitized by Google

Dieses System aufnehmend, hat nun sein Schüler Blume in der vorliegenden Arbeit eine gründliche Ausarbeitung und Weiterführung desselben für das Gebiet zwischen Oder und Passarge unternommen, wobei er freilich auch den Nachbargebieten, besonders den östlichen, viel Aufmerksamkeit widmet.

Im ersten Kapitel behandelt er die ethnographische Methode in der Archäologie. Stammesunterschiede in Tracht, Bewaffnung, Wohnungsart, Grabritus sind ja eine allgemein vorkommende Erscheinung, die für die germanischen Stämme der Kaiserzeit auch von den literarischen Quellen mehrfach bestätigt wird. Daß solche Unterschiede sich auch in bezug auf die Erzeugnisse des Handwerkes und die Handelsartikel offenbaren, erklärt Verfasser dadurch, daß die gemeinsamen Versammlungsplätze der Stämme auch Marktplätze waren, wo der Handwerker seine Waren feilbot, die sich von dort aus an alle Teile des betreffenden Stammesgebietes verbreiteten. Schon das nächste Dorf jenseits der Stammesgrenze bezog seine Waren von einem ganz anderen Marktplatz, von anderen Handwerkern. Als überaus wichtig für die Siedelungs- und Wanderungsgeschichte der Stämme hebt Verfasser die Gräberfelder vor; die dabei zu beachtenden Erscheinungen werden erörtert, ebenso die archäologischen Abspiegelungen der Verbindungen zwischen Mutterland und Kolonie.

Kapitel II bringt eine sehr gut orientierende Übersicht über die Sammlungen und die Literatur des behandelten Gebietes. Dann folgt in den Kapiteln III—VIII die ausführliche typologische, chronologische und geographische Erörterung der verschiedenen Fundgegenstände: Fibeln, Gürtelteile, Ringschmuck, anderer Halsschmuck, die übrigen Beigaben und die Keramik; Waffen fehlen gänzlich in den Gräbern dieses Gebietes. Voll reicher Belehrung sind diese Ausführungen, vor allem die Abschnitte über die Abarten der Armbrustfibeln, über die Entwickelung der Schlangenkopfarmringe (wobei auch die westgermanischen und skandinavischen Formen eingehend besprochen werden), sowie über die Anhänger und Perlen. Nur selten findet man etwas einzuwenden. Die Anknüpfungen, die Verfasser zwischen dem westpreußischen Schlangenkopfring, Abb. 81, und dem skandinavischen, Abb. 92, finden will, scheinen mir sehr zweifelhaft; letztere Form ist wohl eine direkte Fortbildung der westgermanischen, Abb. 91. (Sehr ansprechend ist dagegen der Vorschlag des Verfassers, S. 83, in den Tierköpfen dieser Abb. 91, das Vorbild eines später in denselben Gegenden erscheinenden Tierkopfes, dessen Ursprung Salin vergebens gesucht hat — seine Fig. 452, 454 —, zu sehen.) Bei der Schnalle, Abb. 46, ist die vom Verfasser zurückgewiesene Deutung der geschlitzten Hülse, die Brinkmann gegeben hat, gewiß die allein richtige, wie verwandte gotländische Formen ausweisen. Die Riemenzunge mit einfachem Knopf, Fig. 56, kann nicht als Prototyp der reicher profilierten gelten, da letztere schon im Hradischt von Stradonitz auftreten, sondern ist als eine Nebenform aufzufassen. Die von Bezzenberger (und Anger) entlehnte Schloßrekonstruktion, Abb. 138, wäre jetzt nach Sophus Müllers auf Fundverhältnissen in einem der Gräber von Juellinge gegründeten genauen Erläuterungen (Nord. Fortidsminder II : 1) zu berichtigen. Der eiserne Bügel, Abb. 146, ist wohl kein Schloßteil, sondern gehört zum Gürtelbesatz, wie gotländische Formen lehren (vgl. auch Tischler-Kemke, X. 12 a).

Gestützt sind alle diese Ausführungen auf reichhaltige Materialsammlungen, die in den Beilagen (II. Teil) gedruckt werden sollen. Einige kürzere Fundverzeichnisse, die im Text ihren Platz gefunden haben, geben eine Vorstellung von der Sorgfalt und Genauigkeit, womit Verfasser diese Beilagen ausgearbeitet hat, und lassen ahnen, welch eine unschätzbare Fundgrube dieser II. Teil, der hoffentlich im Nachlasse des Verfassers ziemlich druckfertig vorliegt, sein wird.

In der Chronologie legt Verfasser das Tischlersche Schema (B, C, D) zugrunde, scheidet aber eine Übergangsstufe C/D aus und zerlegt die Periode B nach den vom Ref.

Digitized by Google

aufgestellten vier zeitlichen Fibelgruppen in die Stufen B ältere, B mittlere, B jüngere und B jüngste. Dabei ist es sehr wichtig, daß er eine zahlreich vorkommende Entwickelungsstufe der Schlangenkopfarmringe als für B jüngste auszeichnend feststellte, während erst die folgende Stufe mit C zusammenfällt; dadurch scheint es erwiesen, daß die jüngsten Fibelformen der älteren Gruppen nicht, wie Tischler meinte, vollständig gleichzeitig mit den C-Fibeln sind, sondern wenigstens teilweise einen eigenen Zeitabschnitt ausfüllen. In der absoluten Chronologie folgt er den gewöhnlichen Ansetzungen (Tischler, Montelius, Almgren) und scheidet eine ganze Anzahl kleiner Abstufungen, wie er selbst hervorhebt, nur von approximativem Wert, aus.

In dem ausführlichen Schlußkapitel gibt Verfasser sodann seine Zusammenfassungen und seine Ansichten über „Kulturgruppen und Stämme". Er entwirft gute Überblicke über den Stilcharakter der verschiedenen Stufen, sowie über die Sondereigentümlichkeiten der kleineren Kulturgebiete, und die ethnographische Zugehörigkeit der letzteren wird unter Anziehung der literarischen Quellen besprochen. Hierbei geht er, wie schon angedeutet, ohne weiteres von gewissen Kossinnaschen Hypothesen aus. So nimmt er an, daß die Burgunder in der vorrömischen Eisenzeit von Bornholm (Borgundarholm) nach Ostdeutschland übergesiedelt waren und den Grabritus der Brandgruben mitgeführt hatten, sowie daß die Goten um Christi Geburt an der Weichselmündung erschienen und von ihrer Heimat Gotland die Bestattung unverbrannter Leichen mitbrachten.

Nach der von Jordanes mitgeteilten Stammessage hätten die Goten nach ihrer Landung zuerst die Ulmerugii (d. h. got. Hulmarugjos, „Inselrugier") unterworfen. Den Nachlaß dieses Stammes findet Blume in den latènezeitlichen Gräberfeldern des Weichseldeltas und der pommerellischen Küste, an der inselartige Anhöhen, von sumpfigen Niederungen umgeben, sich erheben. Die von den Goten danach besiegten Wandalen stellt er mit einigen im südwestlichen Ostpreußen (Kr. Neidenburg) aufgedeckten Gräberfeldern in Verbindung, die mit der Stufe B ältere aufhören und mit den als wandalisch zu bezeichnenden schlesischen Gräberfeldern übereinstimmen.

Mit B mittlere beginnen in Samland-Natangen Gräberfelder, mit sowohl unverbrannten als verbrannten Leichen, die mit den gotischen „gemischten" Gräberfeldern des Weichseldeltas vollständig übereinstimmen und darum von einer gotischen Kolonisation, wahrscheinlich unter den Aisten baltischen Stammes, zeugen müssen. Mit B jüngere tritt eine deutliche kulturelle Scheidung, mit vielen lokalen Sonderformen neben manchen gemeinsamen Zügen und vielem gegenseitigen Import, zwischen diesen beiden gotischen Gebieten ein, wobei die Passarge Grenze bildet. Da nun Jordanes das Weichseldelta als Gepedojos, d. h. die Inseln der Gepiden, bezeichnet, muß es dieser gotische Stamm gewesen sein, der das westliche Gebiet besaß; die West- und Ostgoten dagegen verlegt Blume nach Samland-Natangen, von wo sie nach Südrußland abgezogen wären. Fortbildungsformen ihrer Keramik und ihrer großen Gürtelplatten sind in Rußland zu finden, was Verfasser leider nicht näher ausführt. Trotz des starken Rückstromes der gotischen Kultur von Südrußland nach Samland (Fibeln m. u. F.), findet Verfasser in dem mit Eintritt der C-Stufe veränderten Gräberritus (ausschließlich Brandgräber) ein Zeugnis vom Abnehmen der gotischen Volkselemente zugunsten der Aisten, eine Entgermanisierung, die in den Perioden E, F sich zu vollziehen scheint.

Das gepidische Gebiet erhält sich dagegen mit unverändertem Grabritus, erweitert seine Grenzen über die Nachbargebiete, wird aber dann deutlich dünner besiedelt und verschwindet fast ganz nach der Stufe C/D. Sehr verwandt mit den jüngsten Gräberfeldern dieses Gebietes sind zwei im Gouvernement Kiew jüngst erschlossene. Damit paßt es, nach der Ansicht des Ref., gut zusammen, daß die im Weichselgebiet zu jener Zeit so häufigen römischen Denarfunde, die zu den Funden von ausschließlich Bronzemünzen östlich der Passarge im scharfen Gegensatz stehen, sich ebenso zahlreich und in genau der-

Digitized by Google

selben Zusammensetzung in der Gegend von Kiew wiederfinden. Der Denarimport nach dem Norden dürfte eher mit dem gotischen (bzw. gepidischen) Südwärtsrücken als mit den Markomannenkriegen in Verbindung stehen.

Die masurischen Gräberfelder werden aus sehr guten Gründen den Galindai zugeschrieben, die Ptolemaeus indessen als Aisten bezeichnet, wie auch die Galinditae des frühen Mittelalters sicher Prussen waren. Aber Verfasser gibt dem Namen, vielleicht mit Recht, eine germanische Deutung und glaubt, daß er erst später auf die Prussen übergegangen ist.

Jedenfalls muß man bei Beurteilung der ostpreußischen Verhältnisse die Worte des Tacitus im Gedächtnis behalten (was auch Verfasser bemerkt), daß die Aisten germanische Sitten übernommen hatten, obwohl sie eine andere Sprache redeten.

Die nach Jordanes von den Gepiden besiegten Burgunden verlegt Verfasser in das reine Brandgrubengebiet an der Weichsel von Graudenz südwärts: Gräberfelder von Rondsen, Kulm usw., die mit B jüngere aufhören. Eine Fortsetzung ihrer Kultur findet er nach Kossinnas Vorgang in den Brandgrubengräberfeldern der Nieder-Lausitz (von B jüngste bis C/D) und von Wilhelmsau bei Berlin (C—D); in diesen kommen aber auch Waffen vor.

Die hinterpommersche Kulturgruppe teilt Blume den Rugiern zu, die Tacitus als westliche Nachbarn der Gutonen bezeichnet. In diesem Gebiet geschieht mit B jüngste eine sehr auffallende Umwandlung des Gräberritus von Brandbestattung zu ausnahmsloser Beerdigung. Doch findet Verfasser keine Ursache, darin eine Veränderung der Bevölkerung zu sehen; die Rugier hätten von ihren Nachbarn die neue Bestattungsform aufgenommen. Für eine fortdauernde Bevölkerung spricht die hier wie in Westpreußen, nicht aber in den angrenzenden Provinzen, von B mittlere bis C/D bestehende Sitte von Opfern in Mooren (z. B. Butzke), denen ein interessanter Abschnitt gewidmet ist.

Verfasser betont auch die augenscheinlichen Verbindungen dieses Gebietes mit Westskandinavien, wozu die bekannte Zusammenstellung der Sprachforscher von den Rugiern mit der norwegischen Landschaft Rogaland ein Analogon bietet.

Jedenfalls bildete dieses Gebiet „der ungemischten Skelettgräber", wozu auch die Funde von Sackrau in Schlesien und Häven im östlichen Mecklenburg zu rechnen sind, den Durchgangweg für die starken Einflüsse der südosteuropäischen Kultur bis nach Seeland und Norwegen hin, die, wie Salin erwiesen hat, nicht allein durch den Handel, sondern durch ethnographische Verhältnisse erklärt werden müssen. Diese Verhältnisse sind wohl in manchen Beziehungen mehr verwickelt gewesen, als sie Blume hier darstellt.

Im allgemeinen machen indessen die besonnenen Ausführungen des Verfassers den Eindruck, die nächstliegenden und vernünftigsten Schlüsse zu bringen, die aus einem Vergleiche des archäologischen und des literarischen Materiales gegenwärtig zu gewinnen sind.

Die größte Schwierigkeit scheint mir seine von Kossinna entlehnte Annahme betreffend die Übersiedelung der Goten aus Gotland um Christi Geburt zu bereiten, insofern das Auftreten der Skelettgräber als wichtigster Beweis dafür gelten soll. Denn die Skelettgräber beginnen nicht früher auf Gotland oder im übrigen Schweden als in Westpreußen. Freilich gibt es einige vereinzelte Skelettgräber in Gotland (und Öland) aus der ersten eisenzeitlichen Periode von Montelius (etwa 500—300), aber dann folgt auf Gotland eine bisher gräberlose Mittellatèneperiode und eine nur Brandbestattungen aufweisende Spätlatèneperiode; erst am Anfang der Kaiserzeit treten Skelettgräber hier, und zwar sofort sehr zahlreich auf, wie ganz gleichzeitig in Östergötland, Öland, Westpreußen und auch in Böhmen usw. Diese Erscheinung erfordert also eine viel allgemeinere Erklärung. Dazu kommt, daß die Stufe B ältere in Gotland gar keine Abnahme der Bevölkerung wie nach einer größeren Auswanderung aufweist, sondern im Gegenteil eine der durch Gräberfunde am allerreichlichsten vertretenen Zeitabschnitte der älteren Eisen-

Digitized by Google

zeit ausmacht. Eine wirkliche Lücke in den Fundreihen Gotlands bildet dagegen die Mittel-latènеperiode; vielleicht ist eine Auswanderung der Goten von dort eher in diese Zeit zu verlegen.

Ebensowenig sollte es trotz Stjernas Ausführungen als ganz abgemacht gelten, daß die auf sprachlichen Gründen angenommene Auswanderung der Burgunden aus Bornholm mit einer Überführung der Brandgrubenbegräbnisse nach Ostdeutschland zusammenzustellen ist.

Die pommerschen Gräberfelder erfordern offenbar noch eine eingehende systematische Untersuchung, ehe man es als erwiesen ansehen kann, daß die Brandgruben auf Bornholm früher anfangen als in Ostdeutschland.

Schließlich sind zu erwähnen die vom Verfasser auf den letzten Seiten in aller Kürze aufgereihten, recht beachtenswerten Einwände gegen Montelius und Salins Ansicht, daß die Germanen aus Ostdeutschland von den Slawen verdrängt worden wären.

Der hier gegebene Überblick gibt gewiß einen starken Eindruck davon, wie überaus verwickelt und schwierig Untersuchungen dieser Art sind. Die literarische Überlieferung hat z. B. den Verfasser gezwungen, Veränderungen der Grabriten in gewissen Fällen durch Bevölkerungswechsel zu erklären, in anderen dagegen als Neuerungen, die eine fortbestehende Bevölkerung von außen aufgenommen hat. Dies zeigt am besten, welche außerordentliche Vorsicht bei ethnographischen Schlüssen aus dem archäologischem Materiale in Fällen, wo die literarischen Quellen ganz versagen, anzuwenden ist.

Wo aber beide Arten der Quellen reichlich fließen, wie für die hier fragliche Periode, da hat die ethnographische Forschungsmethode die beste Gelegenheit, sich allmählich durchzuprüfen, zu festen Ergebnissen und allgemein gültigen Forschungsweisen zu gelangen. Auf diesen neuen Bahnen hat sich Blume durch seine bedeutende Hauptarbeit als ein besonders umsichtsvoller und gewissenhafter Späher erwiesen; darum ist der Verlust, den unsere Wissenschaft an ihm erlitten hat, ein so tief bedauerlicher.

Upsala. Oscar Almgren.

Atlas öfver Finland 1910. Kartbladen N:ris 49, 50 och 51. Förhistorika Synd.

Im Rahmen eines großen Kartenwerkes ist die Vorgeschichte Finnlands in ihren Hauptabschnitten auf drei Blättern dargestellt. Der mit zahlreichen Abbildungen versehene begleitende Text (in finnischer, schwedischer und französischer Sprache) gibt in knapper Form ein doch recht ausführliches Bild von den Kulturen, ihrer Verbreitung und ihren Beziehungen sowohl zu den natürlichen Verhältnissen des Landes als zu den Kulturen der Nachbarländer. Unserer Berliner Zweiggesellschaft hat Prof. Kossinna den Hauptinhalt des Werkes in einem Lichtbildervortrag bereits am 14. Februar 1912 vorgeführt (Mannus V, S. 131).

Die Steinzeit ist auf einer Karte und 24 Textseiten von Dr. Julius Ailio behandelt. Auf der Hauptkarte sind die Funde der ganzen Steinzeit ohne Scheidung zeitlicher oder kultureller Gruppen verzeichnet, und zwar so, daß die Menge der Fundstücke (Steingeräte und Tongefäße), wie sie auf jeden Fundort oder Fundbezirk entfällt, deutlich hervortritt. Auf zwei Nebenkarten sind einmal die Funde von Schaftlochäxten mit Unterscheidung von vier verschiedenen Typengruppen und zweitens die Funde von „Schuhleistenkeilen", „russisch-karelischen Geradmeißeln" und „Kovaniemi-Hacken" eingetragen. Mit überraschender Klarheit tritt dabei die örtliche Scheidung der „Axt-Kultur" im Südwesten einerseits und der beiden östlichen Kulturen andererseits hervor. Ailio spricht nur von einer östlichen Kultur. Tatsächlich zeigt aber die zweite Nebenkarte eine deutliche Grenze zwischen der „Schuhleistenkeil-Kultur" im Südosten, namentlich am Ladoga-

Digitized by Google

See, und der „Kovaniemi-Hacken-Kultur“ am bottnischen Meerbusen. Und wenn Ailio die Sonderform der Kovaniemi-Hacken als vom Rohmaterial bedingt hinstellen will, so befriedigt diese Erklärung schon deshalb nicht, weil ja auch die russisch-karelischen Geradmeißel, deren Verbreitungsgebiet sich mit dem der Schuhleistenkeile deckt, auf dem Gebiete der Kovaniemi-Hacken fehlen.

Die Metallzeit ist von Dr. Alfred Hackman auf zwei Karten und 54 Textseiten dargestellt, und zwar ist der Bronzezeit bei der geringen Zahl der Funde nur eine Nebenkarte eingeräumt, in die außerdem noch die ganz spärlichen Funde der „vorrömischen“ Eisenzeit aufgenommen sind. Die Karte zeigt, daß die westliche Kultur mit skandinavischen Typen noch annähernd dieselben Kulturmittelpunkte hat, wie in der späten Steinzeit, während an „finnischen und ostrussischen Formen“ nur elf Einzelfunde, zumeist im östlichen Finnland, verzeichnet sind.

Die Hauptkarte des Blattes Nr. 50 bringt die „ältere“ Eisenzeit, d. h. die Zeit von 0—700 nach Chr., mit Unterscheidung eines älteren und eines jüngeren Teiles, vor bzw. nach 500 nach Chr. Sie zeigt im Westen wieder annähernd die gleichen Kulturmittelpunkte, jedoch eine etwas weitere Ausdehnung der Funde als in der Bronzezeit. Besonders stark ist die Zunahme der Funde im Tale des Kyrö Älfs im südlichen Österbotten. Dagegen ist das östliche und nördliche Finnland, außerdem aber auch Åland und das westliche Nyland, fast leer von Funden. — Leider sind die Kulturkreise, denen die Funde angehören, nicht zur Darstellung gebracht. Im Text weist Hackman darauf hin, daß sich in den Fundstücken und Bestattungsformen einerseits skandinavische, andererseits ostbaltische Züge zeigen, Beziehungen zum nördlichen und östlichen Rußland dagegen in den ersten fünf Jahrhunderten nach Chr. fehlen, nach 500 aber in den Gräbern des südlichen Österbottens wieder auftreten. Im Text wird auch die Zunahme der Funde im zweiten Teile dieser Periode betont, die auf der Karte nicht zum Ausdruck kommt, weil die zahlreichen Funde ovaler Feuerschlagsteine den ersten Teil zu stark hervortreten lassen, die Funde des zweiten Abschnittes, die zumeist auf größere Gräberfelder entfallen, zu wenig in Erscheinung treten.

Die Karte Nr. 51 stellt die „jüngere“ Eisenzeit von 700 bis 1300 nach Chr. dar, die Grenze zwischen älterem und jüngerem Abschnitt ist auf 1100 verlegt, d. h. auf den Beginn der schwedischen Eroberung und der Missionierung Finnlands. Der ältere Teil zeigt zunächst eine starke skandinavische Besiedelung Alands in der Wikingerzeit; ferner weist auch das südliche Tavastland eine Zunahme der Besiedelung auf; schließlich bevölkert sich das südliche Karelen an der Nordwestecke des Ladoga-Sees recht stark. Dagegen zeigt das südliche Österbotten eine starke Entvölkerung; südlich von Wasa fehlen überhaupt alle Funde der jüngeren Eisenzeit. Im nördlichen Österbotten deuten zerstreute Funde von skandinavischen und finnischen Typen einerseits, nord- und ostrussischen andererseits auf zwei Handelsstraßen zwischen Nordskandinavien und Rußland hin. Die Zahl und Verbreitung der Funde in den übrigen Landschaften ist ungefähr die gleiche wie in der „älteren“ Eisenzeit. — Leider fehlt auch hier wieder die Unterscheidung der Kulturkreise auf der Karte, aus der der Rückgang der skandinavischen und die Zunahme der ostbaltischen Kultur zu entnehmen wäre, die Hackman im Text eingehend behandelt.

Die Kulturverschiebungen und Besiedelungsverhältnisse der letzten vorgeschichtlichen Zeit Finnlands sind archäologisch überhaupt nicht festzustellen, da in den meisten Landesteilen infolge der christlichen Bestattungsweise Grabbeigaben fehlen. Nur nordwestlich vom Ladoga-See zeigt die Karte für diesen Zeitabschnitt ein dichteres Fundgebiet.

Die Nebenkarte des Blattes Nr. 51 stellt die Münzfunde dar, sowohl die äußerst spärlichen römischen Münzen, als die jüngeren bis 1100 nach Chr., die sich auffällig häufen auf Åland und dem benachbarten Teile des Festlandes.

Digitized by Google

Aus dem auf den Karten gewonnenen Bilde von der örtlichen Verteilung der verschiedenen Kulturgruppen ziehen die Verfasser für jede Periode die Schlüsse auf die Ethnologie des Landes.

Für die Steinzeit weist Ailio auf den skandinavischen Charakter der westlichen Kultur hin, während er die Entscheidung, ob die Träger der östlichen Kultur Urfinnen gewesen seien, der zukünftigen Forschung überläßt. — Für die Bronzezeit hebt Hackman den Gegensatz zwischen der germanischen westlichen und der nichtgermanischen östlichen Kultur hervor. — Für die vorrömische Eisenzeit nimmt er ungefähr das gleiche Gebiet als germanisch an, nur daß sich vielleicht Nyland schon entvölkert habe. — Zu Beginn der älteren Eisenzeit sei die germanische Bevölkerung auf dem alten Gebiete noch stark gewesen, habe dann aber, abgesehen von Åland, das in der Wikingerzeit neu besiedelt wird, allmählich abgenommen, während die Finnen allmählich eingewandert seien, und zwar, abgesehen von den Karelern, wahrscheinlich zur See von Estland her. Der Beginn dieser Einwanderung falle wahrscheinlich in die „ältere" Eisenzeit.

Das vorliegende Werk ist ein neuer Beweis für die große Bedeutung, die die kartographische Darstellung für die vorgeschichtliche Archäologie, und besonders für die ethnologische Forschung hat. Zugleich bildet es eine sehr wertvolle Übersicht über die gesamte Vorgeschichte Finnlands, die schnell und doch gründlich in eines der interessantesten Gebiete der Archäologie einführt.

Halle a. S. Albert Winkler.

Kunstgeschichte in Bildern. Neue Bearbeitung. Systematische Darstellung der Entwicklung der bildenden Kunst vom klassischen Altertum bis zur neueren Zeit. **Bd. I. Das Altertum. Drittes Heft. Kretisch-mykenische Kunst. Von Professor Dr. Franz Winter.** Leipzig 1912.

Die rührige Verlagsbuchhandlung A. Seemann läßt ihre bekannte Kunstgeschichte in Bildern in neuer Bearbeitung, in erweitertem Umfange und — zum ersten Male — unter Beigabe eines kurzen Textes erscheinen. Zunächst wird der erste Band, das Altertum, in Lieferungen von je 32 Seiten herausgegeben. Die beiden ersten Hefte behandeln: Ägyptische Kunst, bearbeitet von Prof. Dr. Schäfer. — Babylonisch-assyrische Kunst, bearbeitet von Dr. C. Frank. Daran schließen sich etwa 13 weitere Hefte über das klassische Altertum, die sämtlich von Prof. Franz Winter bearbeitet sind.

In den Rahmen dieser Zeitschrift fällt nur das dritte Heft: die kretisch-mykenische Kunst. In einer kurzen Einleitung gibt Winter zunächst einen Überblick über die Entstehung dieser Kunst. In Kreta beginnt die Entwicklung, durch Einflüsse von Ägypten und vom Orient her zum Anstoß gebracht, um 2000 v. Chr. Auf der griechischen Halbinsel hat lange vorher eine einfachere, vom Norden nach dem Süden ausgebreitete Kultur geherrscht; in diese Kultur findet die in Kreta ausgebildete Kunst vom Süden vordringend ihren Eingang, und gerade auf der Verbindung der kretischen mit der in Griechenland heimischen Kultur beruht die namentlich in der Argolis zu sehr hoher Blüte gelangte mykenische Kunst.

Nach dieser Einleitung folgt der Text zu den Abbildungen. Dieser Text zeichnet sich — wie wir es ja bei Winter gewohnt sind — durch Klarheit, leichte Übersichtlichkeit aus. Trotz des geringen ihm zur Verfügung stehenden Raumes versteht es Winter vortrefflich, uns auf das Wesentliche an den Abbildungen und auf die Wandlungen der Kunst aufmerksam zu machen.

Die Abbildungen (meist Autotypien; zwei farbige Tafeln: Dolche mit eingelegten Darstellungen aus Ägypten und der bemalte Sarkophag aus Hagia Triada) sind so gehalten, daß sie in charakteristischen Stücken alles wesentliche aus der kretisch-mykenischen

Digitized by Google

Kunst uns vor Augen führen. Sie sind derart gruppiert, daß das der Art und Zeit nach Zusammengehörige möglichst beieinander gelassen ist. Wir erhalten zunächst eine Übersicht über die wichtigsten erhaltenen Ruinenstätten und über Einzelheiten der Architektur. Für die Einzelbildwerke ist eine systematische Anordnung durchzuführen versucht worden, um über Wichtiges wie Tracht, Bewaffnung, Kultus u. a. in gedrängter Zusammenfassung einen Überblick zu ermöglichen.

Winter spricht in der Einleitung die Hoffnung aus, daß das Heft „auch für den Unterricht, insbesondere für Vorlesungen und Übungen, für die es bisher an bequem und leicht zugänglichem Abbildungsmaterial fehlte, als brauchbares Hilfsmittel wird dienen können". Meiner Ansicht nach wird das Heft auch für weitere Kreise Interesse finden. Die kretisch-mykenischen Funde sind gerade für die Vorgeschichtsforscher von außerordentlicher Bedeutung. In diesem Heft hat man jederzeit eine Fülle von Abbildungsmaterial zur Hand, das früher in solcher Form nicht zu haben war, da es kein übersichtliches Werk über die kretisch-mykenische Kunst gibt, das dem Stande der heutigen Wissenschaft genügt, und es zu schreiben auch eine schwierige und wenig lohnende Aufgabe ist, denn wenige Jahre würden durch die täglich neuen Entdeckungen es veralten lassen. Dieses Heft enthält den zur Orientierung nötigen Text und auch Literaturnachweise, so daß es jedem ein leichtes sein wird, in das Gebiet tiefer einzudringen; ich kann dieses Heft deshalb nur bestens empfehlen [1]).

Wernigerode. H. Mötefindt.

Adolf Erman: Die Hieroglyphen, Sammlung Göschen 1912.

Dieses Büchlein Ermans will einem großen Leserkreise Aufklärungen über die Schrift der alten Ägypter geben. Seit dem Altertume war man gewöhnt, alles Geheimnisvolle, Mystische im alten Ägypten verkörpert zu sehen und auch in der Schrift der Hieroglyphen die tiefsten Weisheits-Symbole zu suchen. Dieser Glaube ist noch heute in weiten Kreisen verbreitet, obwohl die Entzifferung der Hieroglyphen zeigte, daß die meisten Inschriften einen recht harmlosen Inhalt besitzen. Viel Alltägliches oder unschuldig Heiteres wird in diesen Inschriften erzählt, und die Wände der Gräber bauschen in ruhmredriger Weise die geringsten Taten des Verstorbenen zu wichtigen Ereignissen auf. Trotz solcher uns oft befremdend anmutenden Form bietet der Inhalt doch auch viel Wertvolles für den Forscher der Geschichte und Kulturgeschichte.

Die Schrift Ermans bezweckt darum mit den alten, unhaltbaren Meinungen aufzuräumen und in das wahre Wesen der Hieroglyphen allgemein verständlich einzuführen. Diese Aufgabe auf so kleinem Raume vollauf zu lösen, konnte nur einem Gelehrten ge-

[1]) Ich benütze diese Gelegenheit, um auf eine falsche, von vielen klassischen Archäologen geteilte, in diesem Heft von Winter nur wiederholte Ansicht hinzuweisen: Die auf den Vasen der zweiten Schicht von Troja und auf den Gefäßen der sog. Inselkultur auftretenden Spiralmotive sollen der Metalltechnik entlehnt sein. Jeder Vorgeschichtsforscher weiß, daß von Entlehnung der Spiralmotive aus der Metalltechnik nicht die Rede sein kann, da Spiralen bereits in der älteren Steinzeit vorkommen und in der jüngeren Steinzeit, d. h. zu einer Zeit, in der noch kein Metall bekannt war, als Verzierungsmuster auf Gefäßen so häufig angewendet wurden, daß man eine ganze Kulturgruppe danach genannt hat. Auf griechischem Boden selbst finden sich ja steinzeitliche Gefäße mit Spiralverzierung genug; vgl. z. B. Tsuntas, *Αἱ προϊστορικαὶ ἀκροπόλεις Διμηνίου καὶ Σέσκλου* 1908, Taf. 9, 11, 16, 17 usw. Über die Entstehung der Spirale sind die vortrefflichen Arbeiten von Wilke: Zeitschrift für Ethnologie 1906 und Spiralmäanderkeramik und Gefäßmalerei (Mannusbibliothek 1) 1909; Kossinna, Deutsche Vorgeschichte S. 19 und 43 zu vergleichen. H. M.

Digitized by Google

lingen, der die ganze ägyptologische Wissenschaft bis in die kleinsten Einzelheiten so völlig beherrscht, wie es eben bei Erman der Fall ist.

Sieben Abschnitte belehren über alles, was auch für weitere Kreise auf diesem Gebiete wissenswert ist. Zuerst erzählt der Verfasser, wie wir zur Entzifferung der Hieroglyphen gelangten, um dann im zweiten Abschnitte auf das von unserer Buchstabenschrift so gründlich abweichende Wesen der Hieroglyphen einzugehen. Aus den Bildern entwickelten sich im schnellen Schreiben bald Zeichen, die kaum mehr die einstigen Bilder erkennen lassen; dies und die Gerätschaften zum Schreiben schildert der dritte Abschnitt, während der vierte von den weiteren Entwickelungen und späterer Entartung der Hieroglyphen erzählt. Danach wird der Leser in das eigentliche Wesen der ägyptischen Sprache und ihrer Grammatik eingeführt, und der sechste Abschnitt bringt Proben von Texten in Hieroglyphen und Übersetzung. Zum Schlusse folgt dann ein Abriß der ägyptischen Literatur-Geschichte.

Wer das Büchlein aufmerksam und gründlich liest, erhält nicht nur einen vortrefflichen Überblick über die ägyptologische Wissenschaft, sondern er wird auch so weit geführt, daß er sich über die Bedeutung kurzer Inschriften selbst Rechenschaft geben kann, und das wirkt gewiß für Viele anregend, sich noch weiter in die Erkenntnis dieser so interessanten Wissenschaft zu vertiefen.

Berlin. v. Lichtenberg.

Sophus Müller: Bronzealderens Begyndelse og ældre Udvikling i Danmark (Beginn und ältere Entwicklung der Bronzezeit in Dänemark). Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie. Kopenhagen 1909.

Sophus Müller will in dieser Arbeit eine Ergänzung und Berichtigung der ersten Hälfte seiner „Ordning af Bronzealderens Fund" in den „Aarböger" von 1891 geben. Er will zeigen, wie durch die inzwischen gemachten Funde und Beobachtungen die Lücke ausgefüllt ist, die dort noch zwischen dem Ende der Steinzeit und dem Beginn der Bronzezeit klafft, und daß jetzt die ganze ältere Bronzezeit Dänemarks sich viel mehr im einzelnen gliedern lasse, als es damals geschehen ist. Nähert er sich damit einer Auffassung, die Montelius schon 1885 in seiner „Tidsbestämning" in ihren Grundzügen vertreten und in seinen späteren Arbeiten dann im einzelnen ausgebaut und näher begründet hat, so stellt er sich doch noch in vielen Punkten in Gegensatz zu der Montelius'schen Auffassung, geht aber nicht im einzelnen auf die Abweichungen und die Gründe ein, auf die Montelius seine Auffassung stützt, sondern weist zu Anfang ganz allgemein auf die Verschiedenheit seines Standpunktes in vielen Fragen hin und überläßt es dem Leser, die Abweichungen festzustellen und sich für die eine oder die andere Auffassung zu entscheiden.

Dabei verzichtet Müller auf die so außerordentlich wirksame Art der Beweisführung, die Montelius namentlich in seiner „Tidsbestämning" angewandt hat: Aufstellung von Typenreihen nach typologischen Gesichtspunkten und Beweis ihrer Richtigkeit an einem möglichst vollständigen Fundmaterial. Vielmehr beschränkt er sich in der Hauptsache darauf, die Ergebnisse, zu denen er selbst auf Grund des dänischen Materials gekommen ist, anzuführen, und gibt höchstens die allgemeinen Gesichtspunkte an, die ihn zu seiner Auffassung geführt haben. Eine systematische Darstellung der zugrunde gelegten Funde, ohne die eine Prüfung der objektiven Richtigkeit seiner Ansichten doch unmöglich ist, bleibt er bis auf einen Punkt schuldig.

Dieser Mangel wird auch nicht dadurch ausgeglichen, daß er bereits 1891 die chronologisch verwertbaren Funde des Kopenhagener Museums in Tabellen zusammengestellt hat. Denn einmal stützt er sich für seine jetzigen Ausführungen ja in erster Linie

Digitized by Google

auf das seit 1891 gewonnene Material, und dann erweisen sich auch die damals aufgestellten Tabellen bei genauer Prüfung als wenig zuverlässig. Vergleicht man nämlich bei auch anderswo abgebildeten Funden die Originalabbildungen mit denjenigen Abbildungen in Danmarks Oldsager, denen sie Müller in seinen Tabellen gleichsetzt, so findet man häufig, daß die Originalabbildung gerade in wesentlichen Punkten von dem zitierten Typ abweicht [1]).

Es ist klar, daß die Unmöglichkeit der Nachprüfung die objektive Beweiskraft von Müllers Ausführungen nicht gerade erhöht. Noch viel schwächer ist freilich seine Beweisführung, wenn er die Herkunft der nordischen Bronzekultur, d. h. ihre in der ersten Zeit vollkommene Abhängigkeit von Italien nachzuweisen sucht. Stützt er doch eine so bedeutungsvolle Behauptung so gut wie ausschließlich auf Funde, die nach seiner Überzeugung in Zukunft einmal in Italien gemacht würden, ohne diese persönliche Überzeugung einigermaßen wahrscheinlich machen zu können.

Was nun seine Darstellung im einzelnen anlangt, so teilt Müller jetzt die ganze ältere Bronzezeit in 6 „Zeitgruppen", von denen die erste ungefähr dem Schluß der ersten Montelius'schen Periode entspricht. Die Flachbeile, die Dolchstäbe und die ältesten Dolche, die er mindestens in der Mehrzahl als nach dem Norden eingeführt betrachtet, weist er noch der Steinzeit zu. Dabei stützt er sich auf die Überzeugung, daß die jüngsten dänischen Silexbeile und -dolche Nachbildungen von Metallbeilen und -dolchen seien, eine Auffassung, die man kaum teilen wird, wenn man die allmähliche und durch kein Metallvorbild bedingte Entwickelung der Silexdolche, dieser Glanzleistungen nordischer Steintechnik, betrachtet, wie sie Müller selbst auf den hervorragend schönen Tafeln im 1. Bande der Nordiske Fortidsminder gegeben hat.

Bei dieser Auffassung erkennt er natürlich auch die Gräber der ältesten Bronzezeit, wie sie Montelius auch für Dänemark nachgewiesen hat [2]), nicht als bronzezeitlich an und kann sich so auf das Fehlen aller Gräber einer so frühen Bronzezeit stützen [3]).

Die zweite, dritte und vierte „Zeitgruppe" entsprechen dann, soweit unter den angegebenen Umständen ein Vergleich möglich ist, der zweiten Periode nach Montelius, während sich die fünfte und sechste Zeitgruppe unter dem gleichen Vorbehalt etwa mit der dritten Periode decken.

Es ist nun hier nicht der Platz auf alle die Typen einzugehen, die Müller jeder einzelnen seiner Zeitgruppen zuweist, Typen übrigens, die an Geschlossenheit und Abrundung zumeist hinter Montelius' Typen zurückstehen. Nur drei seien erwähnt, die Müller in wesentlich neuem Licht dargestellt hat.

Dazu gehören zunächst die Fibeln, deren älteste Form Montelius in seiner „Tidsbestämning" noch nicht genau erkannt hatte. Allerdings hat schon W. Splieth in seinem „Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein" auf der Tafel für

---

[1]) Man vgl. z. B. die Funde 10 (Bredhøj), 22 (Borum Eshøj) oder 44 (Store Høj, Vorgod Sogn, Ringkjøb. Amt) mit der Fundbeschreibung und Abbildung bei D. Boye, „Fund af Egekister" S. 24, Taf. II, 1—3; S. 49 ff., Taf. IX—XII; S. 38, Taf. VI—VIII.

[2]) „Chronologie der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien". S. 66.

[3]) Trotz Wincklers ist Müller mit dieser späten Ansetzung des Beginnes der eigentlich bronzezeitlichen Gräber im Rechte; daß dieser Beginn in den Abschnitt Ic meiner Periodenteilung fällt, habe ich bereits ausgesprochen in meiner „Herkunft der Germanen" (Mannusbibliothek 6, 1911) S. 24. — Aus der Tabelle der schleswig-holsteinischen Gräber der Periode I in Splieths „Inventar" ist etwa die Hälfte zu streichen und nach Periode II überzuführen. Was übrig bleibt, fällt in Ic.
Anmerkung des Herausgebers. G. K.

Digitized by Google

die 2. Periode (Fig. 50 a, 50 b, 50 c) die ältesten Fibelformen richtig abgebildet, sogar in den drei wichtigsten in Dänemark und Schleswig-Holstein vorkommenden Abarten des Bügels: Schnurform, einfache Bandform und aus konzentrischen Kreisen bestehendes Band [1]). Ebenso zeigen ja auch die Abbildungen der dänischen Eichensargfunde bei Madsen und Boye, daß die ältesten Fibeln noch keine Spiralscheiben haben. Jedenfalls ist aber Müller der erste, der ausdrücklich darauf hinweist, daß für die ältesten Fibeln, die er in seine dritte Zeitgruppe setzt, das Fehlen der Spiralscheiben und der runde Querschnitt des Kopfes charakteristisch ist. Durch diesen Nachweis wird natürlich die Auffassung zur Gewißheit, daß die nordische Fibel aus der einfachen Gewandnadel mit rundem Kopf und durchbohrtem Hals entstanden ist, indem man die Schnur oder das Band, mit dem die Nadel befestigt wurde, durch einen schnur- oder bandförmigen Metallbügel ersetzte; und so schließt sich denn auch Müller dieser Auffassung an [2]). Den weiteren unumgänglichen Schluß, daß somit die nordische Fibel ganz unabhängig von der südlichen ist, die durch Umknicken der einfachen Nadel und Befestigung ihrer Spitze am umgebogenen Kopf entstanden ist, also auf einem ganz anderen Konstruktionsprinzip beruht, diesen Schluß, der in der deutschen Forschung seit lange als zu Recht bestehend anerkannt ist, zieht Müller aber nicht. Er stützt sich dabei auf das Auftreten der Spiralscheibe bei den späteren Formen im Norden und Süden, das doch für die ältesten Formen nicht den mindesten Zusammenhang beweisen kann. Ist aber das gleichzeitige Auftreten der Spiralscheiben überhaupt auf eine Beeinflussung zurückzuführen, so ist meines Erachtens eine vom Norden nach dem Süden gehende wahrscheinlicher als eine umgekehrte. Ist doch die Schnur- und Bandform, wie wir sie bei den jüngeren Fibeln auch im Süden finden, bei der südlichen Konstruktion ganz unorganisch und nur durch Entlehnung von den nordischen Fibeln erklärlich [3]).

Die weitere Entwickelung, wie sie Müller dann durch seine vierte, fünfte und sechste Zeitgruppe verfolgt, deckt sich im wesentlichen mit der bekannten Darstellung bei Montelius.

Die beiden anderen Typen, die Müller von neuen Gesichtspunkten beleuchtet, ohne jedoch zu völliger Klarheit zu kommen, sind zwei schon oft besprochene Schwerttypen, die Schwerter mit breiter Griffzunge und die mit achtkantigem Griff.

Was zunächst die Griffzungenschwerter anlangt, so löst er auch hier die älteste Form heraus, die gleichfalls in seine dritte Zeitgruppe gehört, und die wiederum Montelius in der „Tidsbestämning" noch nicht klar erkannt, Splieth im „Inventar" aber in der Abbildung schon richtig dargestellt (Fig. 37), im Text jedoch nicht genügend hervorgehoben hatte [4]).

Als Kennzeichen dieser ältesten Form stellt Müller auf: Fehlen der Niete

---

[1]) Letzteres vielleicht eine Nachbildung der Bernsteinketten, die sich an Gewandnadeln der ersten Periode in Schleswig-Holstein gefunden haben. Vgl. Mitt. Anthr. Ver. in Schlesw.-Holst. 11. Heft. S. 15 u. 21.

[2]) Übrigens ist diese Auffassung ja keineswegs neu und wird z. B. von Herrn Prof. Kossinna in seinen Vorlesungen und Übungen seit einem Jahrzehnt vertreten.

[3]) Über die germanische Fibel als Vorbild der oberitalischen (illyrischen) ist nunmehr darauf zu verweisen, was Kossinna in seiner Schrift „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" (Mannusbibliothek 9) S. 48 ff. und im Mannus III, 316; IV, 173 ff., 274 auseinandergesetzt hat. Diese Ausführungen sind bisher noch in keinem Punkte widerlegt worden, auch von Montelius nicht, vgl. meinen ‚Nachtrag'. G. K.

[4]) In die Fundstatistik der Periode II hat Splieth neben dieser ältesten Form und den von ihr abweichenden Formen vom Ausgange der Periode II mehrfach jüngere Formen (Periode III) aufgenommen, ohne daß die völlige Verschiedenheit dieser Formen kenntlich gemacht worden wäre; s. jetzt Kossinna, Mannus IV, 275 Anm. G. K.

Digitized by Google

in der Griffzunge, Verbreiterung der Zunge in der Mitte und starke Ausladung des oberen Klingenendes, daneben Höhe und Dünne des Zungenrandes und dessen scharfe Ausschweifung am oberen Zungenende; endlich schmale Klinge mit schmaler hoher Mittelrippe und parallelen, dünn ausgehämmerten Schneiden.

Die nächste Stufe dieses Typs, die Müller dann zur vierten Gruppe rechnet, hat mit der ältesten das Fehlen der Niete in der Zunge selbst gemein. Dagegen ist die Zunge in der Mitte gar nicht oder nur wenig verbreitert, der Rand niedriger und die Mittelrippe der Klinge breiter und flacher.

Für die Schwerter der fünften Zeitgruppe sind kennzeichnend: Nägel in der Griffzunge (die übrigens vereinzelt auch schon in der vierten Zeitgruppe vorkommen), niedriger, dicker Rand, Klinge mit breiter und flacher Verdickung (meist ohne Linienverzierung) und bogenförmiger Abschluß der Griffbekleidung.

In der sechsten Zeitgruppe schließlich geht die allgemeine Verflachung der Form noch einen kleinen Schritt weiter.

Dieser so viel umstrittene Schwerttyp, der sich bekanntlich in fast allen Ländern Europas, ja sogar in Ägypten gefunden hat, überall aber als Fremdling betrachtet wird, wird nun von Müller als eine Hauptstütze für die italische Herkunft der nordischen Bronzekultur angesehen. Zwar weist er selbst darauf hin, daß sich von der ältesten Form auch nicht ein einziges Stück in Italien gefunden, wohl aber mehrere den ältesten nordischen sehr nahestehende in Österreich und Ungarn; trotzdem verlegt er die Heimat des Typs mit Bestimmtheit nach Italien. Auch die späteren Stücke betrachtet er (von vereinzelten Nachbildungen abgesehen) als Importstücke aus Italien [1]); und tatsächlich ist ja trotz der im Norden zu beobachtenden allmählichen Entwickelung der Form bei der ausgesprochenen Verschiedenheit des Typs von den gleichzeitigen rein nordischen Formen eine dauernde Einfuhr von einem auswärtigen Fabrikationszentrum nicht so ganz unwahrscheinlich, nur daß dies Zentrum wohl im östlichen Mitteleuropa zu suchen wäre. Zu lösen wird diese schon so lange behandelte Frage nicht eher sein, als bis man für ganz Europa das erste Auftreten und die allmähliche Entwickelung dieses Typs so genau bestimmt hat, wie es Müller hier für den Norden getan hat [2]).

Für das Schwert mit achtkantigem Griff, das Montelius bekanntlich als Prototyp der nordischen Schwerter der zweiten Periode betrachtet, sucht Müller nachzuweisen, daß es dazu viel zu spät auftritt, nämlich in seiner vierten Zeitgruppe, also etwa im letzten Drittel der zweiten Montelius'schen Periode. Von den sieben Funden mit solchen Schwertern, die er dabei anführt (das einzige vollständige Fundverzeichnis der Arbeit!), scheidet er selbst zwei aus, da sie schon in seine dritte Zeitgruppe gehören können; zwei weitere werden zeitlich bestimmt durch hutförmige Zierbuckel, deren ausschließliche Zugehörigkeit in diese späte Zeitgruppe Müller z. T. gerade aus diesen beiden Funden schließt. Drei Funde schließlich sind durch Fibeln bestimmt, doch gibt er für zwei dieser Funde keine Originalabbildung der Fibeln, sondern sagt nur „Fibeln wie oben Fig. 68 ff.", wobei zu bemerken ist, daß Fig. 68 eine Mittelstellung einnimmt innerhalb der „breitköpfigen" Fibeln der vierten Zeitgruppe. Ein Fund ist durch eine Fibel charakterisiert, die ans Ende dieser Zeitgruppe gehört. Das Schwert dieses Fundes nimmt aber dadurch eine Sonderstellung ein, daß der Griff der

---

[1]) Dabei stützt er sich u. a. darauf, daß ein zur vierten Zeitgruppe gehörendes Schwert dieses Typs mit dem einzigen dänischen Lappenbeil zusammen gefunden ist; diesem fehlt aber gerade die für Italien so charakteristische Einziehung über den Lappen; es ist somit ebenfalls kein italisches Stück [doch vgl. hierzu meinen ‚Nachtrag'. G. K.].

[2]) Diese Forderung ist mittlerweile erfüllt worden durch die Abhandlung über die ältesten Griffzungenschwerter Mitteleuropas und Italiens von Kossinna: Mannus IV, 274 ff. G. K.

Digitized by Google

vollständigen Abnutzung wegen mit einer Schnur umwickelt, die gut erhaltene Klinge aber rein nordisch, also, wie auch Müller zugibt, nachträglich eingesetzt worden ist. Ein so außergewöhnliches Stück kann aber doch unmöglich die Zeit des ganzen Typs angeben. — Zugegeben aber, daß einzelne Stücke aus Mitteleuropa, wo man ja an diesem Typ lange festhielt, noch spät eingeführt worden sind [1]), so können doch die ältesten Stücke schon viel früher nach dem Norden gekommen sein, wo die Form der ältesten einheimischen Grifftypen und die große Vorliebe für die Achtzahl bei der Verzierung der Griffe so sehr für die Ableitung von diesem süddeutsch-österreichischen Typ sprechen [2]).

Die Behandlung dieser beiden fremden Schwerttypen gibt Müller Anlaß einen Vergleich zwischen dem Stil des Südens und Nordens zu ziehen, wie überhaupt seine Arbeit wieder reich ist an interessanten und feinen allgemeinen Betrachtungen. Er kommt zu dem Schluß, daß man im Norden in der fünften Zeitgruppe nicht nur Mitteleuropa, sondern sogar Griechenland an Kunstgefühl und Kunstfertigkeit beträchtlich überlegen ist. Gleich darauf macht sich freilich seine bekannte Vorliebe für den Süden wieder geltend, und er schließt aus dessen Überlegenheit in der Metalltechnik (Treibkunst und früheres Auftreten des Eisens) auf dessen kulturelle Überlegenheit. Dieser Standpunkt, die Höhe der Kultur nicht nach der Höhe des Geschmacks und Kunstempfindens, sondern nach der Höhe der Technik zu beurteilen, mag zwar modern sein, man hätte ihn aber am allerwenigsten bei einem so feinsinnigen Archäologen wie Müller erwartet.

Seiner Überzeugung von der Überlegenheit des Südens ist es wohl auch zuzuschreiben, wenn er im Schlußabschnitt seiner Arbeit, der sich kurz mit der absoluten Chronologie befaßt, die nordische Bronzezeit geradezu mit Gewalt zeitlich herabzudrücken sucht. Zugegeben, daß der Zusammenhang zwischen nordischer und mykenischer Spiralornamentik noch in mancher Hinsicht der Aufklärung bedarf, so darf man ihn doch nicht nur deshalb ganz leugnen, weil die Spirale im Norden verhältnismäßig spät auftreten soll, durch einen solchen Zusammenhang also ein recht hohes Alter der nordischen Bronzezeit bewiesen würde. Und ist es schon an sich eine etwas kühne Annahme, das Spiralornament von der nördlichen Adria nach dem Norden kommen zu lassen, weil sich in Novilara und Nesazio bekanntlich Spiralverzierung auf frühеisenzeitlichen Grabstelen gefunden hat, so fehlt doch jeder mindeste Anhalt dafür, daß die Spirale an der nördlichen Adria in spätmykenischer Zeit und deshalb im Norden noch später aufgetreten sei, wie Müller behauptet. Als ebenso verfehlt muß man es bezeichnen, wenn er jetzt noch das Auftreten der nordischen Fibel nach dem der südlichen datieren will (und zwar die nordische wesentlich später setzt!), nachdem doch gerade das Ergebnis seiner Untersuchungen die Unabhängigkeit der nordischen Fibel von der südlichen noch klarer als zuvor bewiesen hat.

Für die absolute Chronologie ganz unverwertet läßt er aber zwei Typen, die er hier zum ersten Male für den Norden datiert, deren Zeitstellung allerdings mit seiner späten Ansetzung der nordischen Bronzezeit gar nicht übereinstimmt. Unter den Griffzungenschwertern seiner fünften Zeitgruppe nennt er nämlich als Sonderformen zwei Exemplare mit kleinem Zungenfortsatz am oberen Ende der eigentlichen Griffzunge,

---

[1]) In diesem Punkte ist Winklers Zweifel an Müllers richtiger Einfügung eines Typus in die ihm zustehende Periode unberechtigt, da die süddeutschen Funde des Schwertes mit achtkantigem Griff, die durch Beigaben festgelegt sind, diesen Typus durchweg ebenfalls in das Schlußdrittel der Periode II verweisen, meinen Abschnitt II c. Auch keiner der vier schleswig-holsteinischen Grabfunde, die ein solches Schwert neben anderen Gegenständen enthalten, spricht gegen diese Ansetzung. In Fund 113 Splieth, der dagegen zu sprechen scheinen könnte, ist gegen Splieths Angabe kein solches Schwert enthalten, vielmehr liegt hier ein rein nordisches Schwert vor. G. K.

[2]) Über meine abweichende Meinung vgl. meinen ‚Nachtrag'. G. K.

Digitized by Google

sowie ein Exemplar, bei dem der erhöhte Rand auch um das an den Ecken seitwärts stark ausspringende obere Ende der Griffzange läuft. Unter den Parallelfunden dieser Formen im Süden nennt er selbst zwei kretische Grabfunde, in denen diese beiden Formen mit Bügelkannen zusammen gefunden worden sind[1]). Sind diese Schwertformen[2]) also im Norden gleichzeitig mit der fünften Zeitgruppe, in Kreta aber mit Bügelkannen, so fällt damit doch die fünfte Zeitgruppe, d. h. die erste Hälfte der dritten Montelius-Periode um 1400 vor Chr., was der neuesten Datierung von Montelius entspricht, die willkürliche Herunterdatierung durch Müller aber klar widerlegt.

Alles in allem ist also die Arbeit Müllers nicht dazu angetan, das Montelius'sche System, neben das sie sich stellt, irgendwie zu erschüttern. Trotzdem ist sie reich genug an neuen Anregungen und Tatsachen, um als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der nordischen Bronzezeit gelten zu müssen.

Berlin. Albert Winckler.

Nachtrag.

Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas. IV.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 9 Abbildungen.

Die vorstehende Besprechung der bedeutenden Arbeit von Sophus Müller durch A. Winckler ist hervorgegangen aus einem Vortrag, den Winckler vor zwei Jahren in meinem Seminar gehalten hat, und dessen schriftliche Ausarbeitung er mir bald darauf zur Veröffentlichung im Mannus übergab. Raummangel war der Grund, daß dieser Aufsatz erst jetzt gedruckt werden konnte. Was von vornherein anders anzusehen war oder mittlerweile anders anzusehen ist, als Winckler es seinerzeit tat, besagen die Anmerkungen, die ich im Einverständnis mit dem Verfasser seinem Aufsatze hinzugefügt habe.

Zwei dieser Anmerkungen waren zu umfangreich, um als Fußnoten Platz zu finden; ich lasse sie daher hier folgen. Die erste betrifft den von Müller mitgeteilten dänischen Fund eines mittelständigen Lappenbeiles von angeblich italischem Typus, worüber sich Winckler S. 158, Anm. 1 ausläßt; die zweite betrifft die von Winckler zwar verteidigte, trotzdem aber unrichtige Annahme von Montelius, das bayerische Schwert mit achtkantigem Griff wäre das Urbild des nordischen Schwertes der gesamten Periode II gewesen.

Winckler macht gegen Müller den Einwurf, die italischen Lappenbeile zeigten, anders als das eine dänische Einfuhrstück, stets eine Einziehung oberhalb der Lappen. Diesen Einwurf kann ich nicht gelten lassen, da auch in Oberitalien, wenn auch sehr selten, Lappenbeile erscheinen, bei denen die Lappen durchaus parallel zueinander verlaufen, also gerade, nicht schräge gestellt sind und die demgemäß die „Einziehung" über den Lappen entbehren. Ich führe an Montelius „Civilisation" Taf. 34, 2, 3 aus Friaul und als mit dem dänischen Stück völlig übereinstimmend ein Beil aus der Terremare von Castione „Civilisation" Taf. 14, 1.

---

[1]) EOHM. APXAIOA. 1904. S. 21—56.

[2]) Über diese, auch in Mitteleuropa ganz vereinzelt auftretenden, mykenischen Griffzungenschwerter ist jetzt zu vergleichen, was Kossinna ausgeführt hat.: Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft S. 46 Anm. und Mannus IV, 285 f. G. K.

Digitized by Google

Dieses letzte Beil ist darum recht bekannt, weil es von Montelius sowohl in seine Typologie des italischen Beiles (Methode S. 22), als auch in seine „Chronology" (Taf. 4, 1) aufgenommen worden ist. Montelius setzt diesen Typus in den älteren Abschnitt seiner dritten italischen Periode, der größtenteils meiner Periode II c entspricht, also auch gerade Müllers 4. Abschnitt, der hier in Frage ist. Doch hat Windler darin natürlich recht, die Herleitung des dänischen Beiles aus Italien zurückzuweisen. Wie ich schon einmal bemerkt habe, stammen die während der Periode II in den germanischen Kulturkreis Nordwestdeutschlands und Jütlands eingeführten Stücke in der Hauptsache aus dem keltischen Gebiete West- und Süddeutschlands (Mannus III, 316), während in der Periode III mehr Böhmen und das illyrische Ostdeutschland auf Skandinavien Einfluß haben. Das dänische Lappenbeil stammt daher sicher aus Süddeutschland oder allenfalls noch aus Böhmen, in welchen beiden Gebieten dieser Typus weit häufiger ist, als in Italien.

Über das Verhältnis der bayerischen Schwerter mit achtkantigem Griff zu den nordischen Schwertern der Periode II (Windler S. 158) habe ich folgendes zu bemerken:

Die nordischen Schwertformen der Tafel II in Montelius „Tidsbestämning" fallen in den Schlußabschnitt der Periode II, also in II c, ebenso wie alles übrige auf dieser Tafel, mit Ausnahme der Fibeln 42, 43, die zu II b gehören, des Halsringes 35, der sowohl zu II b wie II c gehört, und des Griffzungenschwertes 22, das in der abgebildeten Form zu III gehört. Wenn also Montelius eine Beeinflussung der nordischen Schwerter durch die bayrischen mit achtkantigem Griff annimmt, so ständen dem, wenigstens für die auf seiner Tafel II allein abgebildeten späten nordischen Schwertformen 24, 25, Rücksichten der Zeitbestimmung nicht entgegen. Wohl aber für die älteren nordischen Schwerter aus II a und b, um so mehr, da diese älteren Typen durchaus nicht die Achtzahl der Knaufspiralen bevorzugen, sondern vielmehr meist 7, 9, 10 oder 12 solcher Spiralen aufweisen (Madsen, Suiter IV, 1, 2; VII, 27, Mest[illegible], Vorg. Altert. 174), falls sie nicht ganz andere Muster zeigen (Madsen, Suiter IX, 54). Es erscheint aber die Achtzahl der Knaufspiralen bereits in II b, also vor Aufkommen der bayrischen Schwerter, andererseits tritt in II c noch die Zehnzahl der Spiralen (Madsen VIII, 38) und sogar die Sechszahl (ebenda IV, 3) auf; endlich haben die bayrischen Schwerter selbst nur zum kleinsten Teile die Achtzahl in der Knaufzier, meist jedoch andersartige Verzierung. Das seit II c eintretende Überwiegen der Achtzahl in der nordischen Knaufverzierung ist also zweifellos einem einheimischen Geschmack zuzuschreiben, wobei vielleicht mitgespielt hat, daß der Raum gerade bequem ausreichte, vier Doppelspiralen unterzubringen, jenes schöne, allerdings nicht häufige Muster, das bereits in II b an nordischen Schwertknäufen zu beobachten ist (Madsen VIII, 39, Mestorf 175). Für die Beurteilung der Zeitstellung der bayrischen Schwerter mit achtkantigem Griff ist aus alledem jedenfalls nichts entscheidendes zu folgern.

Ich füge hier noch eine dritte Anmerkung hinzu, über diejenigen Griffzungenschwerter, deren Griffzunge am Oberende einen mittleren Fortsatz aufweist. Für den Norden hat sie, wie Windler hervorhebt, Müller zum ersten Male genau datiert. Dazu bemerke ich, daß sie für das Donaugebiet längst sicher in die Periode III festgelegt waren durch einen bisher freilich nicht beachteten Fund in der Donau bei Ofen, wo ein solches Schwert und zwar von derselben stark vorgeschrittene Entwidlung (Abb. 6), wie die beiden dänischen Stücke, zusammen gefunden worden ist mit einem anderen, das den für die Periode III charakteristischen süddeutschen Schwerttypus zeigt. Der nach auswärts geschweifte massive Griff von ovalem Querschnitt dieses zweiten Schwertes ist mit senkrechten Reihen kleiner Doppelspiralen bedeckt, die wie Paragraphenzeichen § aussehen: vgl. Hampel, Bronzkor III, Taf. 197, Abb. 5, 6. Ebenso wichtig ist hier das Fürstengrab von Wollmesheim in der Rheinpfalz, wo ein durch die Klingengestalt als

Digitized by Google

etwas jünger gekennzeichneter Vertreter jener Griffzungenschwerter mit Gegenständen zusammen gefunden worden ist, die teils der Periode III, teils schon der Periode IV angehören (Mus. Speier).

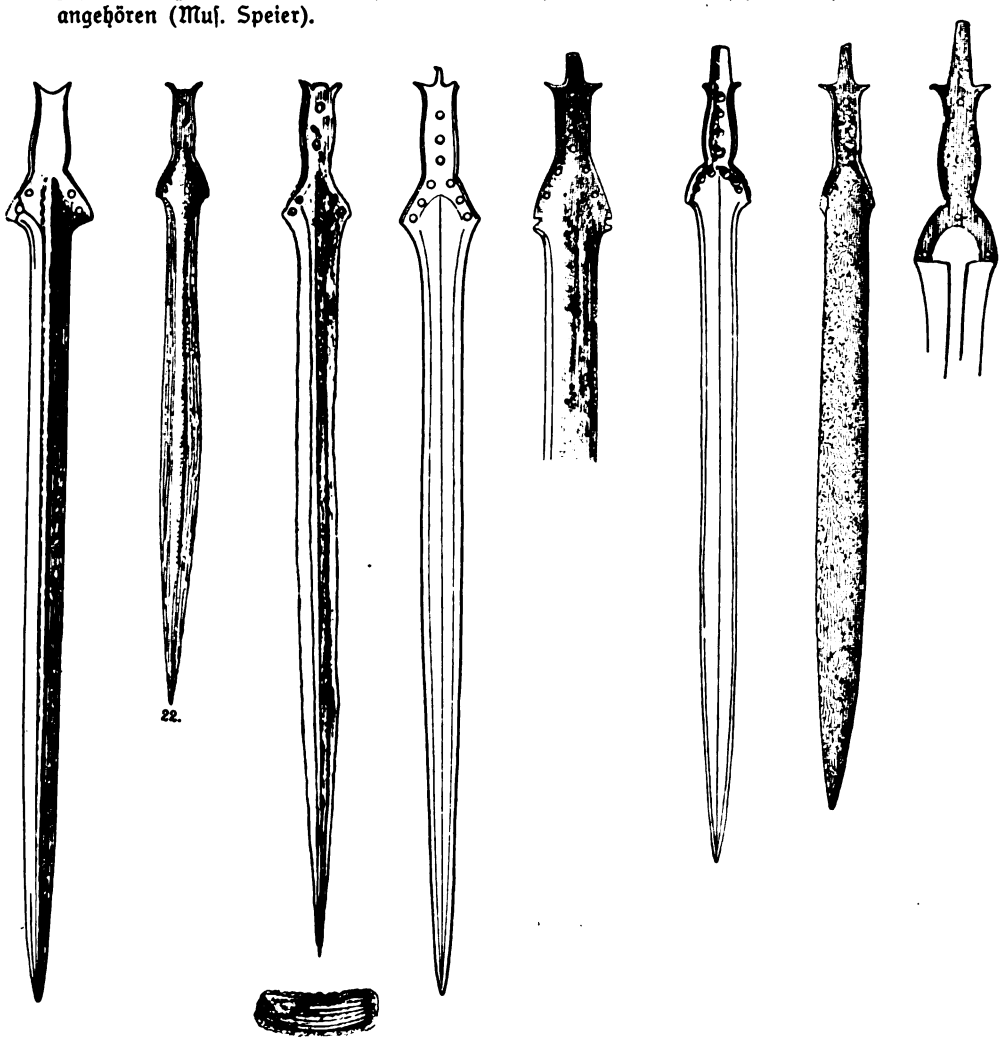


Abb. 1 = Mannus IV, S. 278, Abb. 12. Urtypus der Periode II b.

Abb. 2 = Mannus-bibliothek 9 S. 24, Nr. 22 Beginn der Periode III.

Abb. 3. 1/6. Siems bei Lübeck.

Abb. 4. 1/6. Spandau.

Abb. 5. 2/9. Lago di Fucino, Prov. Aquila, Mittelitalien (nach Montelius, Civ. Taf. 142).

Abb. 6. 1/6. Donau bei Ofen (nach Hampel).

Abb. 7. Kreta (nach Ephem. arch. 1904 und 1897).

Abb. 8. Mykenä

Entwicklung des Griffzungenschwertes mit oberem Zungenfortsatz.

Auch für das germanische Gebiet ist der Typus zeitlich längst bestimmt durch sein Vorkommen in dem großen Spandauer Bronzenfunde. Hier erscheint er gewissermaßen in den Anfängen (Abb. 4), denn der mittlere Griffzungenfortsatz ist hier noch nicht so stark

Digitized by Google

entwickelt, vor allem nicht so breit, wie es bei den donauländischen und italischen Stücken der Fall ist. Und dazu stimmt es, daß die meisten Gegenstände dieses Fundes noch in die Periode IIc gehören, der Fund als Ganzes in den Übergang von IIc zu III a. — Ebenso alt scheint ein Schwert dieses Typus zu sein, das zu Siems bei Lübeck gefunden worden ist (Abb. 3 = Lübecker anthropologische Festschrift 1897 Taf. IV, 4, 9, 11). Der Fortsatz der Griffzunge ist hier, wenn auch breiter, so doch noch viel kürzer als bei dem Spandauer Schwert, und die Zahl der Nieten geringer; außerdem gehört dazu ein längliches, längsgeripptes Ortband, wie es in der Periode IIc üblich ist und nur ganz selten noch am Anfange von III a begegnet. Sehr nahe steht dem Lübecker Stück ein soeben von S. Lindquist veröffentlichtes, das in einem Steinhügel des Kirchspiels Stora Mellösa, Härad Asker, Provinz Nerike, Schweden, gefunden worden ist und im Stockholmer Museum aufbewahrt wird [1]).

Wir sehen aus diesen Beobachtungen, daß auch die Urform dieser donauländisch-italienischen Abart der Griffzungenschwerter auf germanischem Gebiete entstanden ist. Weder in Ungarn (nebst Süddeutschland), noch in Mittel- oder Unteritalien erscheint jene germanische Frühform, sondern nur die Formen mit breitem, immer höher werdenden Zungenfortsatz, die dann von Italien (Abb. 6) aus auch nach Kreta (Abb. 7) und Mykenä (Abb. 8) gelangten.

Winckler hat in seinem Aufsatz einige Schwächen der Arbeit von Sophus Müller hervorgehoben, ist aber ihren Verdiensten nicht ganz gerecht geworden. Jene Schwächen finden sich freilich nicht allein hier, sondern tun leider schon länger den nach vielen Richtungen und auch besonders in der Kunst der Darstellung so vortrefflichen Schriften des Kopenhagener Forschers schweren Abbruch.

Wir müssen eben streng voneinander trennen den Verfasser des Meisterwerkes „Nordische Altertumskunde", das ich bei dem immer noch bestehenden Mangel einer zusammenfassenden Darstellung der Vorgeschichte Norddeutschlands als beste Einführung in die Vorgeschichte des germanischen Anteils dieses Gebietes stets angelegentlichst empfohlen habe, und den Verfasser der irreführenden Tendenzschrift „Urgeschichte Europas", die bei der Mehrzahl der Wissenden in Deutschland, wie auch im Norden, eine übereinstimmende Ablehnung erfahren hat, obwohl diese Beurteilung sich weniger direkt in eingehender Kritik, als indirekt durch Nichtbeachtung des Werkes geäußert hat.

Die allgemeine Hochschätzung des Kopenhagener Meisters, in der ich mich mit allen deutschen Fachgenossen einig weiß, darf indes nicht dazu führen, durch Verschleierungen, die den Anfänger oder den Liebhaber der Vorgeschichte irreführen, den Fortgang unserer Wissenschaft zu hemmen. Es muß daher einmal offen ausgesprochen werden, was längst in aller Munde liegt, daß wir uns mit zwei Dingen bei Müller durchaus nicht befreunden können und niemals befreunden werden: das ist einmal seine Art, vergleichende absolute Chronologie zu treiben, zweitens seine Art, Kulturabhängigkeiten des Nordens oder Mitteleuropas von Südeuropa oder vom Orient zu erkennen.

Es ist für mich ein Rätsel, wie ein Gelehrter von dem hervorragenden Scharfsinn Müllers sich darin gefallen kann, die allgemein angenommenen klaren Beweise des hohen Alters unserer vorgeschichtlichen Kulturperioden auf eine Weise umzustoßen, die methodisch völlig unhaltbar ist und deren Ergebnisse bei weiterem Durchdenken und beim Verfolgen in die Nachbarländer hinein so rasch zu offenkundigsten Widersprüchen und zu abenteuerlichsten Dingen führen.

Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf die Fragen der absoluten Chronologie einzugehen, die Müller in jener Abhandlung übrigens meist nur indirekt berührt

[1]) Sune Lindquist, Från Nerikes Sten- och Bronsålder S. 41 f. Abb. 80 (Meddelanden fran Föreningen Örebro Läns Museum V, 82, 1912).

Digitized by Google

und nur am Schluß besonders, aber kurz behandelt, denn zu einer eingehenden Erörterung bedürfte man mindestens des Raumes einer großen Abhandlung. Weit gefährlicher, weil nur den Fachgenossen, die den Stoff von Gesamteuropa beherrschen, in ihrer Unmöglichkeit sofort erkennbar, sind die Irrtümer Müllers, die er über die angebliche Abhängigkeit der nordischen Bronzezeitkultur von Italien vorträgt. Das Notwendigste, was hier gegen Müller zu sagen ist, habe ich in meiner Schrift „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft" S. 46—48 schon bemerkt. Doch unzählige andere ähnliche Dinge, die Müller meist infolge ungenügender Kenntnis des deutschen und des gesamten mitteleuropäischen Fundstoffes gänzlich schief aufgefaßt hat, ließen sich hier anführen. Und gleichzeitig scheint ihm jeder unbefangene Blick für Formen und Typen abhanden zu kommen, sobald er sich in Italien nach Vergleichsstücken umsieht. Doch davon ein ander Mal.

* * *

Ich benutze die Gelegenheit, wo ich zur älteren Bronzezeit wieder einmal das Wort ergreife, um zu den Äußerungen Stellung zu nehmen, die Montelius in seinem neuesten, soeben erschienenen Prachtwerk „Die vorklassische Chronologie Italiens" (Stockholm 1912, tatsächlich 1913) meinen Auffassungen widmet. Das wichtigste ist hier, daß Montelius meine Ansicht über das gegenseitige Verhältnis von germanischer und italischer Fibel ablehnt und an seiner alten Ansicht festhält. Widerlegt hat er freilich keinen meiner Sätze, sondern nur bestritten. Und was er zu neuer Begründung seiner eigenen Ansicht anführt, beschränkt sich auf Möglichkeiten und dazu noch recht unwahrscheinliche Möglichkeiten. Mag man nun die Zahl solcher Unwahrscheinlichkeiten häufen ins Unendliche — wenn man sie zusammenzählt, erhält man immer nur ein großes Fragezeichen, immer noch keine Eins, sondern nicht viel mehr als eine Null.

Denn wenn es auch richtig wäre, was Montelius sagt, daß die Weiterentwicklung der italischen und der germanischen Fibel in manchen Stücken ähnlich verläuft, so ist damit doch über den Ausgangspunkt der Einzelheiten dieser Weiterentwicklung oder gar über den Ursprung der Fibel selbst nicht das mindeste ermittelt.

Nun sind aber diese vermeintlichen gemeinsamen Züge solche, wie sie sich notwendig einstellen mußten, weil sie in der Natur der Sache liegen, auch ohne jede gegenseitige Beeinflussung der beiden Fibelarten. So klug war der Germane doch auch, ohne daß er den Italiker erst befragen mußte, um zu erkennen, daß eine dickere Kleiderfalte einen geräumigeren Bügel erforderte, daß also der bisher niedrig verlaufende Bügel mehr oder weniger in die Höhe gewölbt werden mußte, zumal wenn er, wie es der Fall ist, kürzer wurde.

Und daß Spiraldrahtscheiben schließlich in gegossene Platten sich wandeln, das ist ein Zug, der sich des öfteren, zu verschiedensten Zeiten und an verschiedensten Orten, gerade auch bei Fibeln wiederholt: ich erinnere nur an die aus der Hallstätter Doppelspiralfibel entstandenen späteren Formen Mitteleuropas, wie des Nordens. Da ist von italischer Einwirkung keine Rede.

Zum dritten, wenn wir sehen, daß der Bügel der kurzen, dicken germanischen Fibeln vom Ende der 3. Periode statt der leichten Riefelung starke Querfurchung und Querrippung der Oberseite erhält, so ist das ein Zug, der gerade zu dieser Zeit in Mitteleuropa, auch im germanischen Norddeutschland beim Schmuck allgemein auftritt, so bei den quergerippten Nadeln, quergerippten Messergriffen, namentlich aber bei den quergerippten Armbändern. Wozu also in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nahe liegt? Das Nahe ist hier tatsächlich das allein Gute, denn eine Rippung nur auf der Oberfläche, wie bei den Fibelbügeln und den Armbändern Norddeutschlands kommt in

Digitized by Google

Italien gar nicht vor. In Italien findet sich nur eine Knotung oder ein Scheibenbesatz des Fibelbügels. Es fehlt hier also geradezu die von Montelius behauptete Gleichheit oder auch nur Ähnlichkeit der Fortbildung bei den Fibelarten.

Was endlich viertens die Entwicklung der Spiralscheiben an den Enden des Fibelbügels angeht, so hat schon Winckler bemerkt, daß die Entlehnung hier wahrscheinlicher auf der Seite Italiens liegt, da ja ein anderer Teil, die Bandform des Bügels, die bei der italischen Fibel durchaus unorganisch ist, vom Norden entlehnt sein muß. Es wäre doch auch unerklärlich, daß die Germanen die italische Fibel zuerst ohne, dann nach einiger Zeit mit den Spiralscheiben entlehnt haben sollten. Ganz natürlich aber wird der Vorgang der Entlehnung, wenn die Italiker die Fibel, also die germanische Fibel, erst kennen lernten, nachdem sich bei ihr die Endspiralen bereits entwickelt hatten.

Montelius freilich will die Sache sich so erklären, daß man im Norden bei Übernahme der italischen Fibel noch nicht gewohnt war, den Draht in einer Spirale enden zu lassen; erst später habe man es gelernt. Von wem denn? Von Italien doch nicht, denn von dorther hätte man es ja sofort lernen können. Es wäre also auch bei dieser Auffassung nötig, eine von Italien unabhängige Entwicklung anzunehmen. Aber was hat denn Italien an Spiralscheibenenden aufzuweisen? Nichts als ein paar Nadeln mit einfachen und doppelten Spiralköpfen aus dem Pfahlbau bei Peschiera, die sicher alle später fallen als die nordische Periode II überhaupt. Denn gleiche Nadeln gibt es auch nördlich der Alpen, sowohl solche mit einfacher Spiralscheibe — ich nenne z. B. eine solche aus dem ungarischen Depotfunde von Andrásfalva, Kom. Liptau (Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn Taf. LIII, 8) = Periode III, sowie aus einem Grabfunde von Leitzkau, Kr. Jerichow I, Prov. Sachsen, der sogar in die Periode II b gehört, die Zeit der Entstehung der germanischen Fibel (Nachrichten üb. deutsche Altert. 1895, 78, Abb. 7) —, als auch solche Nadeln mit Doppelspiralscheibenkopf — aus demselben ungarischen Depotfunde und aus Gräbern bei Liesbüttel, Kr. Rendsburg, Schleswig-Holstein, und bei Glendelin, Kr. Demmin, Vorpommern, beide aus Periode III (Pomm. Monatsbl. 1889, Taf. II, 4, auch Balt. Stud. 46, Taf. II, 3). — Mit den Nadeln des einen Fundortes Peschiera ist der ganze italische Vorrat von Spiralendigungen erschöpft.

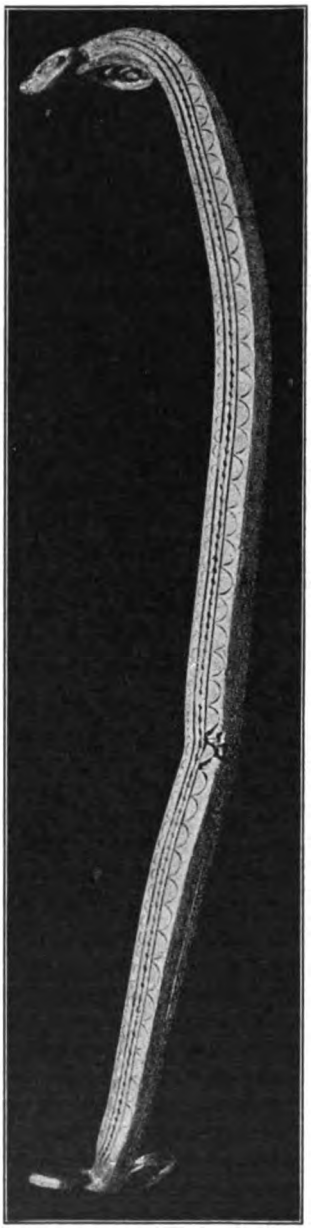


Abb. 9. Goldarmring. 1/1. Woltersdorf, Kr. Lüchow, Prov. Hannover.

Wie anders im germanischen Norden. Da hat Montelius sich schon selbst widerlegt durch Anführung der in Spiralen oder Doppelspiralen auslaufenden, verschiedenartigen Goldarmbänder und Goldringe, jenes Kriegerschmucks, der gerade in der Zeit er-

Digitized by Google

scheint, wo auch die germanischen Fibeln aufkommen. Und solche Stücke sind in Skandinavien und Norddeutschland keineswegs selten. Ich gebe hier die Abbildung eines neuen derartigen Fundes, eines Goldarmringes aus Woltersdorf, Kr. Lüchow, Prov. Hannover, der sich im Museum zu Lüchow befindet. Von den Fundumständen ist jetzt durch Herrn Mente aus Lüchow, dem ich auch die Abbildung des Ringes (Abb. 9) verdanke, soviel noch ermittelt worden, daß der Goldring in einer wahrscheinlich rechteckigen, von Ost nach West gerichteten Grabkammer gefunden worden ist und zwar wahrscheinlich am Westende dieser Grabkammer, die in der Mitte eines Hügels von ungefähr 24 m Dm. und 1 m Höhe sich befand.

Aber kennt denn Montelius nicht noch anderen germanischen Schmuck dieser Zeit mit Spiralenenden? Auf seiner Formentafel der nordischen Periode II befindet sich doch ein dünner gedrehter Halsring mit Spiralenenden, also ein weiblicher Schmuck, und zwar gehört der Fund des Originals dieser Abbildung in den Abschnitt II b; in Schleswig-Holstein sind zahlreiche solche Stücke, leider alle verletzt, zum Vorschein gekommen (Splieth, Inventar Typus 64). Weiter erwähne ich längsgerippte offene Bronze-Armbänder, die beiderseits in Spiralscheiben enden, dieselben, die S. Müller in seiner oben besprochenen Arbeit als Abb. 57 wiedergibt, oder solche mit kleinen Doppelspiralen, wie sie Splieth in seiner Formentafel der Periode aufführt (Inventar Typus 46 und 67), also Stücke ganz ähnlicher Art aus Bronze, wie der vorher angeführte Goldschmuck.

Von einer Abneigung der Germanen gegen die Endspirale kann also für den Abschnitt II b keine Rede sein. Eine germanische Verschmähung der italischen Spiralscheibe, wenn sie wirklich am Vorbilde zur germanischen Urfibel aus II b vorhanden gewesen wäre, würde also unerklärlich bleiben.

Wirklich stark tritt die Endspirale bei den Germanen aber erst in II c auf, was offenbar einem Einfluß, nicht aus Italien, sondern vom mitteleuropäischen Donaugebiet her zuzuschreiben ist (s. Mannusbibliothek 9, S. 33, 50). Sie erscheint nun so häufig an den zylindrischen Unterarmspiralbändern, an einfachen Armbändern („Armbergen"), an Fingerringen („Fingerbergen"), an Fußbändern („Fußbergen"). Und von diesem Überschwange der Endspirale im Abschnitt II c, wovon in Italien kaum eine Spur zu erkennen ist, überträgt sich die Endspirale auch auf die Fibeln dieses Zeitabschnittes, die zweite Stufe der germanischen Fibel.

Noch einen Punkt muß ich berühren, der zeigt, daß Montelius nicht ganz unbefangen die Fibelfrage ansieht. Die germanische Urfibel zeigt in dem Falle, daß sie den Bügel nicht als breites Band, sondern als Schnur, also rundstabig bildet, ausnahmslos die Drehung dieses Rundstabes. Die italische Urfibel ist nach Montelius entstanden nur durch den Gedanken, eine glattschaftige Spiralkopfnadel durch Schaftumbiegung zur Fibel zu gestalten, also ohne Anlehnung an das germanische Vorbild. Bald darauf habe man den Nadelschaft der Urfibel in Italien oft auch gedreht, gerade so wie eine Schnur. Sieht man sich aber die älteste Klasse der italischen Fibeln an, die Peschierafibeln mit Spiralscheiben, so zeigt sich, daß sie in Oberitalien, ihrer Urheimat, fast ausnahmslos die Schnurdrehung haben; nur ein einziges Stück hat dort glatten Bügel. Bei den jüngeren Formen jedoch erscheint der ungedrehte Bügel sehr viel häufiger. Ich glaube, man braucht auf diese Erscheinung nur mit dem Finger zu zeigen, und jeder wird anerkennen, daß die Typologie von Montelius hier unrichtig ist, daß eben am Anfange der Entwicklung die italische Fibel einen gedrehten Schnurbügel hat. Und da dieser bei der Art der Herstellung dieser Fibel aus einer geknickten Nadel mit glattem, ungedrehten Schafte unerklärbar wäre, so ist schon rein aus der Betrachtung der italischen Urfibel heraus ihre Beeinflussung durch die bereits vorhandene, also ältere germanische Fibel klar erkennbar. Damit verschiebt sich die Streitfrage für die Zukunft sehr erheblich: es handelt sich nicht mehr darum, daß

Digitized by Google

ich die Selbständigkeit der germanischen Fibel zu verteidigen habe, sondern meine Gegner haben jetzt die Selbständigkeit der italischen Urfibel zu verteidigen.

Bei meiner Auffassung gibt es keine Unklarheiten und Unwahrscheinlichkeiten; die Auffassung von Montelius führt notwendig solche herbei.

Alles in allem: Es bleibt die Tatsache bestehen, daß die germanische Fibel in ihrem Bau etwas völlig Selbständiges ist, das mit der italisch-illyrischen Fibel nur geringe Verwandtschaft zeigt, und auf keinen Fall eine Nachahmung der letzteren sein kann.

Zweitens bleibt bestehen, daß wohl germanische Fibeln früheste Form durch das ostdeutsch-österreichische Illyriergebiet bis nach Oberitalien gekommen sind, nicht aber italische der frühesten Form über die Alpen nach dem südlichen Mitteleuropa, und überhaupt keine italischen Bronzezeitfibeln jemals nach dem germanischen Norden. Der nordische Boden hätte sicher sonst längst Spuren solcher italischen Fibeln ans Tageslicht gegeben, wenn sie jemals dorthin gelangt wären. Hat er doch sogar die kleinen getriebenen Bronzeblech-Täßchen italischer Herkunft trotz ihres so gebrechlichen Körpers in größerer Anzahl, zum Teil vortrefflich, erhalten und damit Kulturerzeugnisse südlicher Herkunft aufbewahrt, für die wir im Süden nun so lange schon vergeblich auf ein Zeugnis warten. Ehe Montelius nicht eine auf germanischem Boden gefundene italische Fibel aufweisen kann und zwar eine solche, die aus dem Zeitabschnitt II a oder mindestens aus dem Beginn von II b stammen muß, ist seine Gesamtansicht über die Bronzezeitfibeln für mich überhaupt nicht mehr erörterbar. Einen solchen Fund werden wir aber schwerlich erleben. Und weiter ist es doch gar nicht so wunderbar, wie Montelius es hinstellt, daß ältere Fibeln in der Schweiz, Frankreich und England so gut wie ganz fehlen. Für die germanischen Griffzungenschwerter habe ich ja dasselbe nachgewiesen. Fibeln, wie Griffzungenschwerter gehen alsbald nach ihrer Erfindung von Germanien aus durch das Gebiet der Illyrier, die beides bereitwillig aufnehmen, bis nach dem östlichen Oberitalien. Die Kelten in Westdeutschland verhalten sich aber hartnäckig spröde gegenüber diesen beiden Arten von Gegenständen.

Endlich bleibt bestehen, daß die germanische Fibel etwa 150 Jahre früher entstanden ist, als die italische. Alle diese Tatsachen sollten doch genügen, um jedermann von der Richtigkeit meiner Ansicht zu überzeugen.

Wenn dieses chronologische Verhältnis nicht für jeden ohne weiteres klar erkennbar ist, so liegt das nur an dem Gange der allmählichen Entwicklung, den die Periodenforschung der Bronzezeit bei Montelius genommen hat. Zuerst hat er die germanische Kultur dieser Zeit in fünf große Perioden aufs trefflichste geteilt: sein unsterblicher Ruhmestitel (s. oben S. 106 f.). Dann hat er unabhängig davon die italische Bronzezeit in fünf Perioden eingeteilt; diese italischen Perioden haben aber mit jenen germanischen Perioden wenig gemein, was die absoluten Zeiten anlangt.

Dann hat er die Bronzekultur Frankreichs und Englands in Perioden geteilt, leider nicht ganz so glücklich, wie bei der germanischen Kultur [1]). Schon daß er bei diesen beiden westeuropäischen Ländern die Kupferzeit in die Periodenzählung mit einbegriff, war nicht zu billigen. Die reine Bronzezeit zerlegt er hier nur in je vier Perioden und gelangt dabei abwärts doch fast bis an die Grenze, bei der die germanische Bronzezeit endigt, nämlich 850 und 800 vor Chr. — Es scheint beinahe, als wäre Montelius bei der Perioden-

[1]) Man vermißt bei der inhaltlichen Auffüllung der Montelius'schen Perioden für Frankreich doch zu sehr eine tiefere Kenntnis der Bronzezeit des Rhein- und des Donaugebietes; es zeigen sich bei den Typentafeln doch nicht ganz wenige offenkundige Mißgriffe. Die schon bei Montelius zu gering genommene Zahl der Perioden ist dann neuerdings, bei Dechelette (Manuel II) noch um eine verringert worden: einschließlich der Kupferzeit nimmt Dechelette nur vier Perioden an. Das führt dann natürlich zu einem wahren „Hamburger Kuddel-Muddel".

Digitized by Google

teilung äußerlich von einem Zauber der Zahl 5 befangen. Innerlich entstehen durch diese Unterschiede natürlich Unstimmigkeiten.

Zunächst wird man ja rein nach dem einheimischen Stoff die Periodenteilung eines Landes vornehmen. Nachdem nun aber doch die vielfachen Beziehungen zwischen den einzelnen Ländern Europas, der Austausch der Einzelgegenstände, wie der Formen und Zierweisen in allen Perioden der Bronzezeit festgestellt worden ist, macht sich für diejenigen Forscher, deren Blick nicht durch den Grenzzaun eines einzelnen Landes eingeengt ist, ein dringendes Bedürfnis geltend, die größeren Perioden aller Länder in möglichst weitgehende Übereinstimmung zu bringen. Dadurch erreichte man, daß die hinter den Perioden stehenden absoluten Zahlen, die Jahrhunderte, für alle Länder gleiche Geltung haben: es entstände dann eine weit größere Klarheit der Anschauung der Kulturentwicklung Europas, weil sich die Übereinstimmungen weit leichter dem Gedächtnis einprägten. Nennte man dann eine Periode oder auch nur ein einziges Stück einer Periode, so müßte sofort die zur Lebenszeit jenes Stückes herrschenden Kulturabarten im Geiste lebendig erstehen.

Diese Übereinstimmung von ganz Europa ist bei Montelius nur innerhalb der Periode I vorhanden und bewußt festgehalten. Er selbst hat ja gezeigt, wie diese Periode in Süd-, West- und Mitteleuropa zu gleicher Zeit beginnt und dort wie in Nordeuropa auch zu gleicher Zeit schließt. Anders schon bei der Periode II. Freilich wenn die Periode I allenthalben um dieselbe Zeit schließt, müßte ja der Beginn der Periode II überall auch um dieselbe Zeit fallen. Aber die absoluten Zahlen lauten hier für Germanien: 1500 (im Jahre 1908), für Frankreich 1550 (im Jahre 1900), für England 1700 (im Jahre 1908), für Italien früher 1800—1650 (im Jahre 1897) und jetzt 1685—1500 (im Jahre 1913). Um nicht vielleicht veraltete, von Montelius selbst nicht mehr anerkannte Zahlen in Betracht zu ziehen, halten wir uns nur an seine neueren Mitteilungen. Danach beginnt also die Periode II in Germanien um 1500, in England um 1700, in Italien um 1650. Woher diese Unterschiede? frage ich. Sie stehen doch im Widerspruch mit Montelius' eigenen Erweisen über den Schluß von Periode I.

Doch lassen wir die absoluten Zahlen der Perioden I und II, die nun mehr oder weniger genau erschlossen werden können. Halten wir uns an den springenden Punkt, die Periode III, in der die italische Fibel aufkommt. Der Ursprung dieser Fibel ist bekanntlich durch Mykenä, Kreta, Ägypten, wo entweder sie selbst oder anderwärts mit ihr gesellte Gegenstände um 1400 nachgewiesen worden sind, schon seit Jahrzehnten auf das 15. Jahrhundert festgelegt worden. Ihre älteste Form erscheint in der Terremare von Servirola zusammen mit einem mittleren Vertreter der zweiten Stufe germanischer Fibeln, die in der Periode II c herrscht.

Die große Bedeutung, die in chronologischer Hinsicht und darüber hinaus in allgemein kultureller Hinsicht diesen Fibelfunden von Servirola zukommt, habe ich in Nr. 9 meiner Mannusbibliothek zum ersten Male in das richtige Licht gestellt. Montelius wirft da ein, daß die germanische Fibel von Servirola vielleicht sehr viel später als die italische in die Erde gekommen sein könne. Wenn er solche Zweifel hegt, dürfte er die Funde der Terremaren überhaupt nicht in seiner „Chronologie" verwerten. Er hat es aber in seinem neuesten Werke in ausgiebigster Weise getan. Und gerade die Funde von Servirola hat er durchweg als charakteristisch für seine italische Periode III hingestellt. Ja noch mehr, da die italische Fibel von Servirola in seine italische Periode III, die germanische Fibel von Servirola aber in die germanische Periode II gehört, so benutzt er am Schlusse seines Werkes gerade diesen Fund von Servirola, dem er vorher seine chronologische Bedeutung abgesprochen hat — soweit er gegen Montelius entscheidet —, um darin einen schlagenden Beweis zu erkennen, daß die italische Periode III der germanischen Periode II gleichzusetzen wäre — weil das zu seiner Ansicht über die Fibel stimmen würde. Damit hat in

Digitized by Google

bezug auf die chronologische Geltung oder Nichtgeltung des Fundes von Servirola Montelius sich selbst bereits widerlegt und so brauche ich dies nicht mehr zu tun.

Was den Fehler der einfachen Gleichsetzung von italisch III und germanisch II anlangt, so komme ich sogleich darauf zurück.

Älter als die Stufe der germanischen Fibeln, wie sie in Servirola vertreten ist, mit Spiralscheibchen = II c, sind die germanischen Fibeln früheste Stufe ohne Spiralscheibchen, die meinem Abschnitt II b angehören. Den Abschnitt II c habe ich in der Tabelle meiner „Herkunft der Germanen" wegen der Parallele mit Südeuropa wohlüberlegt in das 15. Jahrhundert gesetzt und damit dem älteren Teile der italischen Periode III dieselbe Zeit gegeben. Es freut mich, daß nunmehr auch Montelius, offenbar aus ähnlichen Erwägungen wie ich, von seiner früheren unzulässig hohen Ansetzung der italischen Periode III (Beginn 1650) zurückgekommen ist und meine Zahlen angenommen hat (Beginn 1500). Die germanische Periode II b mußte ich nun naturgemäß ins 16. Jahrhundert setzen. Dies macht Montelius aber nicht mit, kann er nicht mitmachen, solange er noch an seinem Vorurteil über das Verhältnis von germanischer und italischer Fibel festhält. Hoffentlich denkt er groß genug von sich und gibt darum dies Vorurteil baldigst auf.

Vorläufig aber will Montelius die chronologische Unmöglichkeit seiner Ableitung der germanischen Fibel damit beseitigen, daß er den Satz aufstellt, die germanische Periode II entspreche der italischen Periode III. In dieser Fassung ist der Satz irreführend und unrichtig. Man kann nur sagen, Montelius hat die italische Periode III inhaltlich so umgrenzt, daß sie das Ende der germanischen Periode II mitumfaßt, nämlich meinen Abschnitt II c. Kein Fundstück, das Montelius für seine italische Periode III anführt — er bildet mehr als 160 Gegenstände für diese Periode ab —, ist so alt, daß es für Mitteleuropa etwa in den Abschnitt II b oder II a einzustellen wäre. Dagegen ließen sich diejenigen Stücke der italischen Periode III, die für Mitteleuropa dem Abschnitt II c zuzurechnen wären, ohne jeden Schaden der italischen Periode II überweisen. Mit dem Schwerte von Treviso (Mannus IV, 282), sowie mit der Kugelkopfnadel mit geschwollenem durchbohrten Halse und dem Griffzungenschwert von Povegliano (Mannus ebenda) hat ja Montelius in jene Periode II ohnehin schon Typen aufgenommen, die teils dem mitteleuropäischen Abschnitt II c, teils gar dem mitteleuropäischen Übergange von II c zu III a einzureihen sind. Bei der soeben von mir vorgeschlagenen Umstellung wären die ältesten Peschiera-Fibeln ganz an den Schluß der italischen Periode II und in die erste Hälfte der Periode III zu setzen, die Peschiera-Fibeln mit Bügelknöpfen aber in die zweite Hälfte der Periode III. Doch es tut nichts zur Sache, wenn Montelius diesen Vorschlag ablehnen sollte.

Als ich im August 1912 bei dem Baltischen Kongreß in Stockholm die Bronzezeitfunde des dortigen historischen Museums durchging, sah ich den Grabfund von Hofby in Schonen, zu dem eine germanische Fibel ganz vom Beginn der germanischen Periode III nebst einem italischen Dolche vom Ende der italischen Periode III gehören. In ähnlicher Weise wird durch andere Funde solcher italischer Dolche im Donaugebiet, wie zu Repeč in Südwestböhmen, Nöfing in Oberösterreich, Unterföchering und Peiting in Oberbayern bewiesen, daß die erste Hälfte der mittel- und nordeuropäischen Periode III der zweiten Hälfte von Montelius' italischer Periode III entspricht. Montelius bildet jetzt den Fund von Hofby ab und erwähnt seine Zeitstellung. Den italischen Dolch weist er dem Ende der dritten oder dem Anfang der vierten italischen Periode zu. Diese zweite Möglichkeit, die Montelius nur auftut, weil er fühlt, daß er hier wieder sich selbst wiederlegt, indem er anerkennen muß, daß die italische Periode III zum Teile der germanischen Periode III entspricht, — diese zweite Möglichkeit können

Digitized by Google

wir auf sich beruhen lassen, da in Montelius' italischer Periode IV Bronzedolche überhaupt nicht mehr vorkommen.

Der Beweise, daß Zweidrittel der Typen von Montelius' italischer Periode III gleichartigen Typen derselben Periode in Mitteleuropa entsprechen, lassen sich viele Dutzende geben. Und Mitteleuropa geht ja wieder mit Nordeuropa hier Hand in Hand. Es ist aber nicht möglich, jetzt darauf näher einzugehen. Einen interessanten Punkt will ich aber doch nicht unerwähnt lassen. Im Norden hat sich aus der nordischen Periode III eine größere Anzahl getriebener, von Süden her eingeführter Bronzegefäße erhalten, sowohl größere Kessel, als kleine Täßchen (siehe oben S. 167); sie zeigen auf der Wandung öfters Reihen ganz kleiner, von innen herausgedrückter Buckelchen. In Italien fehlen sie. Die dort in der italischen Periode IV erscheinenden getriebenen Gefäße zeigen schon die jüngere Mischung größerer und kleinerer Buckelchen. Die italische Periode III weist aber ein Armband auf, aus dem Pfahlbau Peschiera, das in der Weise der im Norden gefundenen Gefäße mit einer Reihe ausschließlich kleinster Buckelchen verziert ist (Montelius, Civ. I, Taf. 8, 11). Es zeigt sich also auch hier, daß die nordische Periode III der italischen Periode III entsprechen muß, zum mindesten einem sehr erheblichen Abschnitt derselben.

Trotz alledem sagt Montelius (S. 240): „Alle bis jetzt bekannten Funde aus Italien und aus dem Norden beweisen, daß die ältesten[1]) germanischen Fibeln mit der 3. Periode der italienischen Bronzezeit gleichaltrig sind." Man staunt, wenn man das liest. Beziehungen zwischen Funden der germanischen Urfibel aus der Periode II b und italischen Funden sicher aufzustellen, dürfte schwer sein. Da aber, wie ich schon Mannusbibliothek 9, S. 50 gesagt und jetzt hier weiter ausgeführt habe, der ältere Abschnitt der italischen Periode III nicht älter ist, als der germanische Abschnitt II c, so ist klar, daß jene Beziehungen der Periode II b nur mit der italischen Periode II, nicht mit III möglich sind.

Gegen die mittel- und nordeuropäischen Funde der Bronzezeit gehalten sind die italischen ja verschwindend gering. Besonders gilt das für Periode II. Sieht man sich nun diese selbst im Verhältnis zu italisch III außerordentlich spärlichen Fundgegenstände näher an, so entdeckt man dort typische Vertreter von germanisch II a, die vor der Zeit der germanischen Urfibel erscheinen, wie z. B. der schöne Vollgriffdolch von Casicina Ranza, aber ebenso auch Vertreter von II b, wie manche Randbeile (die freilich nicht im germanischen Fibellande, sondern nur im keltischen Oberdonaugebiet ihre Verwandtschaft wohnen haben) und schließlich sogar jene oben (S. 169) von mir genannten Vertreter von IIc, die besser mit italisch III a vereinigt würden. Die Beziehungen Italiens zu Mitteleuropa oder gar zum Norden erscheinen in diesem Abschnitt so dürftig, weil die Hinterlassenschaft dieser Zeit in Italien an sich dürftig ist. Trotzdem aber zeigt sich klar, daß der vorher von mir wörtlich angeführte Ausspruch von Montelius über die Zeit der germanischen Urfibel durchaus irrig ist.

Ich für meinen Teil bleibe dabei und werde es weiter lehren und verbreiten, daß die germanische Fibel sowohl älter ist als die italische, wie auch, daß sie das Vorbild der letzteren gewesen ist. Die vollen Beweise für die hier gegebenen chronologischen Aufstellungen, die völlig durchgearbeitet sind, konnte ich in der Kürze natürlich nicht mitteilen. Sie sollen aber bei Gelegenheit nachfolgen. Ich mußte jedoch sofort gegen Montelius Stellung nehmen, weil wir hier wieder einmal ein besonderes augenfälliges Beispiel vor Augen haben, wie das Trugbild des Südens, das bei genauerem Zusehen schon so oft in Luft sich aufgelöst hat, wieder einmal einen nordischen Forscher in die Irre geführt hat und gerade einen Forscher, dem wir Dank zu wissen haben für so viele Aufklärungen, die uns erst, meist freilich gegen seinen Willen, in Stand gesetzt haben, jenes Trugbild als solches zu erkennen.

[1]) Von mir gesperrt. G. K.

Digitized by Google

V. Nachrichten.

Entwurf eines preußischen Ausgrabungsgesetzes.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen usw.
verordnen, mit Zustimmung der beiden Häuser des Landtags der Monarchie, was folgt:

Ausgrabungen.

§ 1.

(1) Eine Grabung nach Gegenständen von kulturgeschichtlicher oder naturgeschichtlicher Bedeutung darf nur in der Weise erfolgen, daß nicht das öffentliche Interesse an der Förderung der Wissenschaft und Denkmalpflege beeinträchtigt wird.

(2) Zum Beginne der Grabung ist die Genehmigung des Regierungspräsidenten erforderlich.

(3) Die Genehmigung darf nicht versagt werden, wenn die Erfüllung der Vorschrift des Abs. 1 gesichert erscheint. Bei Erteilung der Genehmigung sind die für die Grabung nach dem Maße des öffentlichen Interesses gebotenen Bedingungen zu bezeichnen.

(4) Die Bedingungen können insbesondere die Ausführung der Grabung, die Anzeige entdeckter Gegenstände, deren Sicherung und Erhaltung sowie die Besichtigung der Grabungsstätte und der entdeckten Gegenstände betreffen. Für die Einhaltung der Bedingungen kann Sicherheitsleistung verlangt werden.

§ 2.

Der Regierungspräsident, in dringenden Fällen auch die Ortspolizeibehörde, ist befugt, eine ohne die erforderliche Genehmigung unternommene Grabung zu verhindern und für die Einhaltung der Genehmigungsbedingungen zu sorgen.

§ 3.

Der Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten kann Ausnahmen von den Vorschriften des § 1 zulassen.

Gelegenheitsfunde.

§ 4.

(1) Wird in oder auf einem Grundstück ein Gegenstand von kulturgeschichtlicher oder naturgeschichtlicher Bedeutung gelegentlich entdeckt, so ist dies spätestens am nächsten Werktage der Ortspolizeibehörde anzuzeigen. Anzeigepflichtig sind der Entdecker, der Eigentümer des Grundstücks sowie der Leiter der Arbeiten, bei denen der Gegenstand entdeckt worden ist.

Digitized by Google

(2) Die in Abs. 1 bezeichnete Frist beginnt mit dem Ablaufe des Tages, an dem der Verpflichtete die Entdeckung erfährt.

(3) Die Anzeige eines der Verpflichteten befreit die übrigen. Der Entdecker wird von seiner Verpflichtung auch dann frei, wenn er die Entdeckung noch an demselben Tage dem Leiter der Arbeiten mitteilt.

§ 5.

(1) Der Entdecker, der Eigentümer des Grundstücks sowie der Leiter der Arbeiten haben alle Maßregeln zu treffen, die erforderlich sind, um den entdeckten Gegenstand und die Entdeckungsstätte in unverändertem Zustande zu erhalten, soweit es ohne Aufwendung von Kosten geschehen kann.

(2) Arbeiten dürfen nur fortgesetzt werden, soweit der entdeckte Gegenstand oder noch zu erwartende Gegenstände der in § 4 Abs. 1 bezeichneten Art nicht gefährdet werden oder die Fortsetzung der Arbeiten zur Abwendung eines unverhältnismäßigen Nachteils erforderlich ist.

(3) Diese Verpflichtungen erlöschen mit Ablauf einer Woche nach der Anzeige, sofern nicht der Regierungspräsident oder die Ortspolizeibehörde den Gegenstand bereits vorher freigeben.

Ablieferung.

§ 6.

(1) Ein entdeckter Gegenstand (§§ 1, 4) ist nach näherer Bestimmung der §§ 7 und 8 auf Verlangen gegen Erstattung des Wertes abzuliefern.

(2) Die Befugnis, die Ablieferung zu verlangen, steht dem Staate sowie der Provinz, dem Kreise und der Gemeinde zu, in denen der Gegenstand entdeckt worden ist.

(3) Bei Bemessung des Wertes bleibt die Möglichkeit einer Veräußerung des Gegenstandes in das Reichsausland oder an einen Reichsausländer unberücksichtigt.

§ 7.

Die Ablieferung kann nur verlangt werden, wenn Tatsachen vorliegen, nach denen zu besorgen ist, daß der Gegenstand wesentlich verschlechtert wird, oder daß er der inländischen Denkmalpflege oder Wissenschaft verloren geht.

§ 8.

(1) Die Ablieferung kann nicht mehr verlangt werden, wenn seit der Anzeige der Entdeckung oder, falls eine Verpflichtung der Anzeige nicht besteht, seit der Entdeckung drei Monate verstrichen sind. Dies gilt nicht, wenn der Erwerbsberechtigte sich innerhalb der Frist gegenüber dem Eigentümer die Befugnis, die Ablieferung zu verlangen, vorbehalten hat.

(2) Ist ein solcher Vorbehalt erklärt, so kann der Eigentümer dem Erwerbsberechtigten die Ablieferung des Gegenstandes anbieten. Nimmt der Erwerbsberechtigte das Angebot nicht binnen drei Monaten an, so kann er die Ablieferung nicht mehr verlangen.

(3) Bestreitet der Eigentümer die Berechtigung eines Vorbehalts, so entscheidet der Regierungspräsident.

§ 9.

Können die Beteiligten sich nicht über die Ablieferung an einen der Erwerbsberechtigten oder über die Entschädigung einigen, so gelten die Vorschriften der §§ 10 bis 18.

§ 10.

(1) Der Regierungspräsident des Bezirks, in dem der Gegenstand entdeckt worden ist, entscheidet auf Antrag eines Beteiligten, ob die Voraussetzungen der Ablieferungspflicht

Digitized by Google

vorliegen. In Zweifelsfällen wird der zuständige Regierungspräsident durch den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten bestimmt.

(2) Wird das Ablieferungsverlangen von mehreren gestellt, so bestimmt der Provinzialrat den Erwerbsberechtigten.

§ 11.

Der Antrag auf Feststellung der Entschädigung ist bei dem Regierungspräsidenten einzureichen. In dem Antrage sind der Gegenstand, der Erwerbsberechtigte sowie der Eigentümer und etwaige dinglich Berechtigte zu bezeichnen.

§ 12.

Die Entschädigung wird durch eine Schätzungskommission festgestellt. Der Eigentümer und der Erwerbsberechtigte wählen je ein Mitglied. Der Regierungspräsident bestellt den Vorsitzenden; dieser muß zum Richteramte befähigt sein. Wird die Wahl eines Mitgliedes nicht rechtzeitig vorgenommen, so wird das Mitglied durch den Regierungspräsidenten bestellt.

§ 13.

Die Schätzungskommission hat die Beteiligten zu hören; im übrigen bestimmt sie das Verfahren nach freiem Ermessen. Erachtet die Schätzungskommission eine Besichtigung des Gegenstandes für erforderlich, so kann der Regierungspräsident die erforderlichen Anordnungen treffen.

§ 14.

(1) Der Beschluß ist mit Gründen zu versehen.

(2) Gegen den Beschluß steht hinsichtlich der Höhe der Entschädigung den Beteiligten binnen zwei Monaten nach Zustellung der Rechtsweg offen.

§ 15.

(1) Die Entschädigung wird an den Eigentümer gezahlt, für den die Feststellung erfolgt ist.

(2) Sind dinglich Berechtigte vorhanden, so ist die Entschädigung zu hinterlegen.

§ 16.

(1) Nach Zahlung der Hinterlegung der endgültig oder in dringenden Fällen der vorläufig festgestellten Entschädigung ist der Gegenstand abzuliefern.

(2) Der Regierungspräsident hat die zur Durchführung der Ablieferung erforderlichen Anordnungen zu treffen.

(3) Mit der Ablieferung erlangt der Erwerbsberechtigte das Eigentum an dem Gegenstande.

§ 17.

Die Kosten des Schätzungsverfahrens fallen dem Erwerbsberechtigten zur Last. Es können nur Auslagen berechnet werden; den Mitgliedern der Schätzungskommission kann durch den Regierungspräsidenten eine Vergütung bewilligt werden.

§ 18.

(1) Verzichtet der Erwerbsberechtigte nachträglich auf sein Recht, so ist er verpflichtet, den Beteiligten die notwendigen Aufwendungen zu ersetzen.

(2) Dem Verzichte steht es gleich, wenn der Erwerbsberechtigte die endgültig fest gestellte Entschädigung nicht binnen einer vom Regierungspräsidenten auf Antrag zu bestimmenden Frist zahlt oder hinterlegt.

§ 19.

(1) Der Regierungspräsident, in dringenden Fällen auch die Ortspolizeibehörde, ist befugt, zur Sicherstellung eines Gegenstandes, dessen Ablieferung verlangt werden

Digitized by Google

kann, auf Antrag eines Erwerbsberechtigten (§ 6 Abs. 2) die erforderlichen Anordnungen zu treffen.

(2) Die Anordnungen sind wieder aufzuheben, sofern nicht binnen zwei Wochen die Ablieferung verlangt wird.

Beschwerde.

§ 20.

(1) Gegen die Entscheidungen und Anordnungen des Regierungspräsidenten findet die Beschwerde an den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten statt. Gegen die Anordnungen der Ortspolizeibehörde findet die Beschwerde an den Regierungspräsidenten und die weitere Beschwerde an den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten statt.

(2) Der Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten entscheidet gegebenenfalls im Einvernehmen mit den nach den allgemeinen Bestimmungen beteiligten Ministern.

Strafbestimmungen.

§ 21.

Mit Geldstrafe bis zu einhundertfünfzig Mark oder mit Haft wird bestraft, wer vorsätzlich die in § 4 vorgesehene Anzeige unterläßt oder den Vorschriften des § 5 Abs. 1 und 2 zuwiderhandelt.

§ 22.

(1) Mit Geldstrafe bis zu zwanzigtausend Mark oder mit Haft oder mit Gefängnis bis zu einem Jahre wird, sofern nicht nach anderen strafgesetzlichen Bestimmungen eine höhere Strafe verwirkt ist, bestraft, wer vorsätzlich einen Gegenstand, dessen Ablieferung verlangt werden kann, zerstört, beschädigt oder beiseite schafft und dadurch die Ablieferung vereitelt.

(2) Der Versuch ist strafbar.

Übergangs- und Schlußbestimmungen.

§ 23.

Die Vorschriften über die Genehmigung einer Grabung (§ 1) finden auf eine beim Inkrafttreten dieses Gesetzes begonnene Grabung sinngemäß Anwendung.

§ 24.

Unberührt bleiben die gesetzlichen Vorschriften, nach denen dem Staate in Ansehung eines Gegenstandes der in den §§ 1 und 4 bezeichneten Art weitergehende als die in den §§ 6 flg. begründeten Rechte zustehen.

§ 25.

(1) Für die Stadt Berlin tritt der Oberpräsident an die Stelle des Regierungspräsidenten.

(2) Für Hessen-Nassau treten die Bezirksverbände an die Stelle der Provinz.

(3) Für die Hohenzollernschen Lande treten der Landeskommunalverband und die Amtsverbände an die Stelle der Provinz und der Kreise.

§ 26.

Die Ausführungsbestimmungen zu diesem Gesetz erläßt der Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten.

Urkundlich usw.

Gegeben usw.

Berlin, den 23. Februar 1913.

Beglaubigt

v. Trott zu Solz

Digitized by Google

Begründung.

Für einen wirksamen Rechtsschutz des vaterländischen Erbes an Bodenaltertümern, die von der Entwicklung des Landes seit den frühesten menschlichen und noch vormenschlichen Zuständen Kunde geben, fehlen die gesetzlichen Grundlagen in Preußen.

Wo ein solcher Schutz fehlt, ist jenes Gut der Gefahr der Vergeudung ausgesetzt. Aus Gewinnsucht und Unverstand werden Ausgrabungen unternommen, die mehr zerstörend als fördernd wirken. Mit der zunehmenden Bodenausnutzung, wie bei Urbarmachung neuen Landes und bei Bauarbeiten, werden Siedlungsreste und Gräber der Vorzeit achtlos vernichtet, ohne daß auch nur ein Sachkundiger Kenntnis erlangt. Funde werden mißhandelt und verschleppt. Nicht nur materielle und ethische Werte werden auf diese Weise vernichtet, es wird vielfach auch der Erkenntnis menschlicher Geschichte vorzeitig eine Schranke gesetzt.

Die meisten europäischen Länder, seit neuerer Zeit auch mehrere deutsche Staaten, besitzen eine Gesetzgebung, die solcher Verschleuderung Einhalt gebietet. Namentlich seit dem Wiedererwachen des geschichtlichen Verständnisses um die Wende des 19. Jahrhunderts hat die Arbeit in dieser Richtung nicht geruht. In bevorzugter Lage befand sich dabei eine Reihe von Staaten, die wie Dänemark, Schweden, Norwegen und England sich auf eine ununterbrochene germanische Rechtsentwicklung stützen konnten, wie denn unter diesen rechtlichen Verhältnissen gerade in Nordeuropa die Altertumsforschung zu einer besonderen Blüte gelangt ist. Im Südosten Europas, wo die Gefahr zunächst am schärfsten hervortrat, ist Griechenland gleich in den ersten Tagen seiner neuen Selbständigkeit (1834) dazu übergegangen, seine Altertümer für Nationalgut zu erklären. Als die Gefährdung sich ausbreitete, folgten weitere Staaten: die Türkei mit Ägypten und Tunis, ferner Rumänien, Bulgarien und andere Balkanländer. Im Westen ging Frankreich voran. Italien, wo alsbald nach Begründung der Staatseinheit die Unzulänglichkeit der älteren Edikte zu gesetzgeberischem Eingreifen Anlaß gab, gelangte in den Jahren 1902 und 1909 zu umfassenden Regelungen. Neuere gesetzliche Bestimmungen bestehen auch in der Schweiz und in Spanien. In Deutschland hat zuerst Hessen (1902), dann Bayern (1908) und schließlich Oldenburg (1911) gesetzliche Schutzvorschriften erlassen. Gesetzesvorarbeiten sind in mehreren Staaten, so in Österreich, im Gange.

Allen neueren Gesetzen sind gewisse Grundgedanken gemeinsam:

Die Befugnis zu Ausgrabungen wird fast durchweg von obrigkeitlicher Genehmigung abhängig gemacht. So in Griechenland, der Türkei, Rumänien, Italien, Spanien, in Bayern und auch nach dem österreichischen Entwurfe; ähnlich in Hessen und Oldenburg. In vielen Ländern wird außerdem ein Sonderrecht des Staates zur Vornahme von Ausgrabungen auf fremdem Boden anerkannt. An den bei Ausgrabungen oder sonst gefundenen Gegenständen bestehen nach der überwiegenden Mehrzahl der Gesetze umfassende staatliche Vorrechte. Hierbei wird, zum Teil in Fortbildung von germanischen Rechtsgedanken, in einer Reihe von Ländern dem Staate schlechthin kraft Gesetzes das Eigentum an den Fundstücken zugesprochen (Dänemark, Norwegen, England, Schweiz). Andere Gesetze gewähren dem Staate je nach den Fundumständen Alleineigentum und Miteigentum, zum Teil in Verbindung mit erleichterten Erwerbsrechten (Griechenland, Türkei, Rumänien, Italien, Spanien). Endlich sind zugunsten des Staates Ankaufs- oder Vorkaufsrechte vorgesehen (Österreich, Ungarn, Schweden, Finnland, Indien). Außerdem hat eine beträchtliche Zahl von Staaten, und zwar auch von solchen, die umfassende staatliche Vorrechte am Funde anerkennen, die Ausfuhr von obrigkeitlicher Genehmigung abhängig gemacht oder nach Lage des Falles gänzlich verboten (Griechenland, Türkei, Ägypten, Tunis, Bosnien, Herzegowina, Italien, Norwegen, Spanien u. a. m.). Auch durch erhebliche Besteuerung sowie durch Erwerbsbeschränkungen für Ausländer wird der Ausfuhr entgegengewirkt (Italien, Spanien). Schließlich führen die meisten Gesetze für gefundene Gegenstände ohne weiteres

Digitized by Google

oder doch unter gewissen Voraussetzungen (Listenführung) dauernde Verfügungsbeschränkungen ein (Griechenland, Türkei, Rumänien, Frankreich, Italien, Hessen, Oldenburg u. a. m.).

Für Preußen sind darüber, daß ein gesetzlicher Schutz notwendig ist, alle diesen Fragen nahestehenden Kreise einig. Wiederholt ist auf die Notwendigkeit gesetzlichen Eingreifens auch in beiden Häusern des Landtages, zuletzt im Hause der Abgeordneten in der Sitzung vom 27. März 1912 (Sten. Verh. Sp. 3640 flg., 3692 flg., 3700 flg.), hingewiesen worden. Im Westen der Monarchie, wo das Schutzbedürfnis neuerdings mit besonderem Nachdruck betont wird, gilt es vornehmlich, die in aller Augen fallenden Werte zu schützen, die aus der römischen und der auf ihr fußenden fränkischen Kultur überkommen sind. Daneben treten im Norden und im Osten, je mehr unsere Erkenntnis vorschreitet, immer klarer und mächtiger die Zeugen einer großen altgermanischen Kultur zutage, die Gräber, Siedlungen und Burgen der Jahrhunderte vor Christi Geburt hier ansässigen Volksstämme. Wollte man hiernach einzelnen Landesteilen den Schutz versagen und sie damit dem stets nach neuen Gebieten strebenden Freibeutertum in erhöhtem Maße aussetzen, so würde unser Land einen unwiederbringlichen Schaden erleiden, während unter dem Schutz und der Förderung der Gesetze unsere nordischen Stammesverwandten in Dänemark, Schweden und Norwegen die Güter ihrer Vergangenheit wahren und mehren.

Der vorliegende Gesetzentwurf läßt lediglich solche Maßnahmen zu, die zur Abwehr unmittelbarer Gefährdung des öffentlichen Interesses an der Förderung der Wissenschaft und Denkmalpflege erforderlich sind und stellt hierbei bestimmte Tatbestände auf, von deren Vorliegen im Einzelfall die Zulässigkeit der Maßregel abhängig ist. Der Entwurf vermeidet hiernach, Eingriffe vorzuschlagen, die nach ihrer Art oder ihrer Wirkung im besonderen Falle an Schärfe auch nur annähernd denen gleichkommen, die in zahlreichen ausländischen Gesetzen für notwendig erachtet sind. Unter diesen Gesichtspunkten ist das Ziel des Entwurfs:

Er will Vorsorge treffen, daß Ausgrabungen nur in einer zur Wahrung jenes Interesses geeigneten Weise vorgenommen werden, er will bei Gelegenheitsfunden auf eine fachgemäße Behandlung hinwirken, er will schließlich die Möglichkeit schaffen, Funde, die wesentlich gefährdet sind, der Allgemeinheit dauernd zu erhalten.

Für die vorgeschlagenen Bestimmungen ist der Weg der Landesgesetzgebung in den Artikeln 109 und 111 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch offen gelassen.

Im einzelnen wird zu den Vorschriften des Entwurfs hervorgehoben:

Ausgrabungen.

Der Kreis der dem Gesetz unterstehenden Bodenaltertümer ist in den §§ 1, 4 und 6 umschrieben. Es handelt sich danach bei Ausgrabungen und ebenso bei Gelegenheitsfunden um den Schutz von Gegenständen kulturgeschichtlicher oder naturgeschichtlicher Bedeutung, die in einem Grundstück einschließlich seiner Bestandteile verborgen sind oder vor der Entdeckung verborgen gewesen sind. Die Gegenstände können bewegliche (Gebrauchsgegenstände, Schmuckstücke, Münzen usw.) oder unbewegliche sein (Siedlungsreste, Grabbauten und ähnliches). Zu den Gegenständen von naturgeschichtlicher Bedeutung gehören vor allem die paläontologisch bedeutsamen. Ihre Einbeziehung entspricht der Richtung der neueren Gesetzgebung (Hessen, Oldenburg, Schweiz, Frankreich, Spanien).

Zu § 1.

Die für Ausgrabungen vorgeschlagenen Beschränkungen sind in den Grenzen des zur Wahrung des öffentlichen Interesses unbedingt Erforderlichen gehalten. Während die außerpreußischen Gesetze in überwiegender Zahl die Genehmigung einer Ausgrabung schlechthin dem freien Ermessen der Verwaltung überlassen, stellt der Entwurf bestimmte Voraussetzungen auf, bei deren Vorliegen die Genehmigung nicht versagt werden kann. Während ferner verschiedene Staaten Beschränkungen für Grabungen aller Art auferlegen,

Digitized by Google

trifft der Entwurf nur solche Grabungen, die auf Auffindung oder Untersuchung der schutzwürdigen Gegenstände gerichtet sind.

Die Übertragung der Zuständigkeit auf den Regierungspräsidenten (Abs. 2) schließt sich an die bestehende Gemeindegesetzgebung an (vgl. §§ 16 und 30 des Zuständigkeitsgesetzes).

Was bei Entscheidung über die Genehmigung zur Sicherung des öffentlichen Interesses im Einzelfall zu erfordern ist, läßt sich nicht abschließend bestimmen; es muß vielmehr die Möglichkeit offen bleiben, die Entscheidung unter sorgfältiger Abwägung aller in Betracht kommenden Interessen der Eigenart der geplanten Grabung sowie dem jeweiligen Stande der Wissenschaft und Technik anzupassen.

Die Pflege des vom Gesetze geschützten öffentlichen Interesses haben neben dem Staate die Provinzen und andere Körperschaften sich besonders angelegen sein zu lassen. Das Ziel des Gesetzes geht dahin, diesen Stellen ein sachgemäßes Wirken in der Weise sicherzustellen, wie es bei ordnungsmäßig unternommenen Grabungen schon jetzt der Übung entspricht. Die Durchführung des Gesetzes wird daher in weitem Maße nichtstaatlichen Organen, neben den Provinzialkonservatoren namentlich Museumsleitern und sonstigen Sachverständigen, zufallen. Die rechtliche Möglichkeit für eine solche Beteiligung bieten insbesondere die bei der Grabungsgenehmigung aufzuerlegenden Bedingungen. Das Nähere ist in den Ausführungsbestimmungen (§ 25) zu ordnen.

Zu § 2.

Zur Vermeidung etwaiger Zweifel erschien eine Vorschrift darüber angezeigt, daß bei Zuwiderhandlung gegen die Vorschriften des § 1 die in den §§ 132 flg. des Landesverwaltungsgesetzes geordneten Zwangsmittel Anwendung finden.

Zu § 3.

Um Härten zu vermeiden und um wissenschaftlichen Unternehmungen die erforderliche Freiheit zu gewährleisten, sind Ausnahmen von § 1 zugelassen. Die Befreiung kann für den einzelnen Fall oder allgemein erteilt werden; auch die Freistellung ganzer Gebiete ist nicht ausgeschlossen.

Gelegenheitsfunde.

Zu §§ 4 und 5.

Der Kreis der unter die §§ 4 und 5 fallenden Gegenstände ist der gleiche wie im § 1 (vgl. die Begründung vor § 1).

Die Vorschriften bezwecken, bei solchen Funden, die bei anderer Gelegenheit als einer Ausgrabung, namentlich bei Erdarbeiten, Gewässerregulierungen, Abbruchsarbeiten u. dgl. gemacht werden, sachgemäße Behandlung zu sichern. Insbesondere soll den zuständigen Behörden und den von ihnen ermächtigten Personen Gelegenheit gegeben werden, den Fund und die Fundumstände in Augenschein zu nehmen und dabei mit den Beteiligten in Verhandlung zu treten.

Entsprechende Vorschriften finden sich in fast allen Gesetzgebungen, zum Teil in erheblich schärferer Form. Der Entwurf geht über das Maß des von den Beteiligten billigerweise zu Erwartenden nicht hinaus. Insbesondere ist bei Bemessung der Anzeigefrist, bei Aufstellung der Sondervorschrift des § 4 Abs. 3 Satz 2 sowie in mannigfachen Richtungen bei der Ausgestaltung des § 5 ein billiger Ausgleich gegenüber dem Privatinteresse des Verpflichteten gesichert. Auch ist strafrechtlicher Schutz nur gegen Fälle vorsätzlicher Zuwiderhandlung (§ 21) vorgesehen.

Ablieferung.

Wie im allgemeinen Teile der Begründung hervorgehoben ist, haben die meisten ausländischen Staaten die dauernde Erhaltung ihrer Bodenaltertümer durch Begründung

Digitized by Google

umfassender staatlicher Eigentums- oder Erwerbsbefugnisse sowie durch Ausfuhrverbote, Ausfuhrsteuern und Beschränkung der Rechte nichtstaatsangehöriger Entdecker gesichert. Demgegenüber trägt der Entwurf dem berechtigten Interesse des Privatbesitzes, namentlich einer sachgemäßen privaten Sammlungstätigkeit in weitem Maße Rechnung und eröffnet insbesondere lediglich für Fälle wesentlicher Gefährdung die Möglichkeit eines Eingreifens zugunsten des Allgemeininteresses. Er läßt hiernach ein Erwerbsrecht öffentlicher Körperschaften zu, das jedoch nur gegen Wertersatz, nur bei Gefahr im Verzuge und regelmäßig nur binnen kurzer Frist geltend gemacht werden kann.

Zu § 6.

Der von der Ablieferung betroffene Gegenstand kann, wie vor § 1 hervorgehoben ist, ein beweglicher oder ein Grundstücksbestandteil sein, jedoch ist eine Aneignung des Grundstücks als solchen auf Grund des vorliegenden Gesetzes nicht möglich. Die Ablieferung besteht darin, daß unter den gesetzlich bestimmten Voraussetzungen die Wegnahme des Gegenstandes zu dulden ist.

Die Ablieferung erfolgt nur gegen Wertersatz. Der Wert ist nach Abs. 3 zu berechnen. Aufwendungen, die der Ablieferungspflichtige über die Verpflichtung des § 5 hinaus zur Erhaltung des Gegenstandes gemacht hat, werden regelmäßig zu berücksichtigen sein.

Der Kreis der Erwerbsberechtigten ist gemäß Abs. 2 beschränkt auf den Staat und die ihm eingeordneten Gebietskörperschaften, und diese Begrenzung erscheint zur Erfüllung des Zweckes der Vorschrift ausreichend. Neben dem Staate haben die Provinzen bei der Pflege heimischer Geschichte sich besonders betätigt; die Einbeziehung der Kreise und Gemeinden entspricht ihrer auf diesen Gebieten sich mehr und mehr regenden Anteilnahme.

Die Vertretung einer erwerbsberechtigten Körperschaft bei Geltendmachung der Erwerbsrechts regelt sich nach allgemeinen Grundsätzen. Ebenso gelten hinsichtlich des Befugnis des Erwerbsberechtigten, über den zur Ablieferung gelangenden Gegenstand zu verfügen, die allgemeinen Vorschriften.

Beanspruchen mehrere Erwerbsberechtigte die Ablieferung, so ist in erster Linie die Einigung zwischen ihnen und dem Verpflichteten maßgebend (§ 9); erfolgt eine Einigung nicht, so entscheidet der Provinzialrat (§ 10 Abs. 2).

Zu § 7.

Das Eigentum an dem entdeckten Gegenstand bestimmt sich nach den Vorschriften des bürgerlichen Rechts. Diese Regelung bleibt so lange unberührt, als nicht die im Entwurfe aufgestellten besonderen Gefährdungstatbestände vorliegen und damit zur Abwendung des der Allgemeinheit drohenden Verlustes ein obrigkeitliches Eingreifen notwendig wird. Im übrigen wird bemerkt, daß die Gefahr des Untergangs eines Gegenstandes in der Gefahr der Verschlechterung eingeschlossen ist.

Zu § 8.

Die Vorschrift verfolgt ein doppeltes Ziel. Zunächst soll im Interesse des Eigentümers das Ablieferungsverlangen grundsätzlich nur binnen bestimmter Frist seit der Entdeckung oder deren Anzeige zulässig sein. Würde dieser Grundsatz jedoch ausschließlich gelten, so wäre eine Wahrung des öffentlichen Interesses namentlich in allen den Fällen nicht durchführbar, in denen eine Gefährdung im Sinne des § 7 zwar innerhalb der Frist nicht in Frage kommt, aber für die Zukunft nicht ausgeschlossen erscheint. Im Hinblick auf diese Fälle ist in Satz 2 dem Erwerbsberechtigten die Befugnis gegeben, sich für einen bestimmt zu bezeichnenden Gegenstand seine Rechte vorzubehalten. Gegenüber einem solchen Vorbehalt hat gemäß Abs. 2 wiederum der Eigentümer die Möglichkeit, eine endgültige Entscheidung herbeizuführen.

Digitized by Google

Zu § 9.

Bei der Ablieferung und der Festsetzung der Höhe der Entschädigung wird in erster Linie mit der gütlichen Einigung der Beteiligten zu rechnen sein. Beteiligt sind hierbei außer den von der Ablieferung Betroffenen, zu denen auch die dinglich Berechtigten gehören, diejenigen Körperschaften, welchen gemäß §§ 6 bis 8 eine Erwerbsberechtigung zusteht. Erst wenn eine solche Einigung nicht zu erzielen ist, setzt das Verwaltungsverfahren der §§ 10 flg. ein. Der Nachweis des erfolglosen Einigungsversuchs liegt dem ob, der das Verfahren gemäß § 10 betreibt.

Zu § 10.

Das Verfahren beginnt mit der grundlegenden Feststellung, ob die Voraussetzungen der Ablieferung (§§ 6 bis 8) vorliegen. Die Entscheidung ist dem Regierungspräsidenten zugewiesen. Dabei ist berücksichtigt, daß es sich bei Entscheidung über die in Rede stehenden öffentlichen Interessen wesentlich auch um Fragen wissenschaftlicher und technischer Natur handelt, für die unter diesem Gesichtspunkte schon im geltenden Recht eine Zuständigkeit des Regierungspräsidenten begründet ist (vgl. die Begründung zu § 1). Durch die Ausführungsbestimmungen (§ 25) wird die Zuziehung von Sachverständigen, insbesondere des Provinzialkonservators, vorzuschreiben sein.

Die beim Zusammentreffen mehrerer Erwerbsansprüche zu erlassende Entscheidung ist dem Provinzialrat übertragen, da diese Behörde nach ihrer Zusammensetzung vorzugsweise geeignet erscheint, einen billigen Ausgleich der zwischen den verschiedenen Erwerbsberechtigten obwaltenden Interessen herbeizuführen. Die Entscheidung ist endgültig (§ 121 des Landesverwaltungsgesetzes).

Zu § 11.

Das Verfahren zur Feststellung der Entschädigung wird durch den in § 11 vorgesehenen Antrag der Beteiligten eingeleitet. Die Feststellung der Entschädigung ist einer Schätzungskommission übertragen (§ 12). Zur Wahrung der Rechte des von der Ablieferung Betroffenen ist jedoch hinsichtlich der Höhe der Entschädigung der Rechtsweg offen gelassen (§ 14).

Zu § 12.

Die Schätzungskommission ist so zusammengesetzt, daß eine unparteiliche Entscheidung gewährleistet erscheint. Die in Satz 4 vorgesehene Bestimmung, wonach der Regierungspräsident bei nicht rechtzeitiger Wahl eines Mitgliedes für dessen Bestellung zu sorgen hat, wird namentlich dann praktisch werden, wenn ein Wahlberechtigter die Wahl trotz Aufforderung nicht vornimmt oder wenn er nicht bekannt oder nicht erreichbar ist.

Zu § 13.

Die Schätzungskommission bestimmt das von ihr zu beobachtende Verfahren nach freiem Ermessen. Sie hat jedoch die Beteiligten, zu denen auch die an dem Gegenstand dinglich Berechtigten zählen, zu hören und erforderlichenfalls sie zu ermitteln. Für den Fall, daß eine zum Zwecke der Schätzung erforderliche Besichtigung des Gegenstandes nicht ohne weiteres durchgesetzt werden kann, ist in Satz 2 Vorsorge getroffen.

Zu § 14.

Die Feststellung der Entschädigung erfolgt für den Eigentümer. Die Rechte der dinglich Berechtigten bestimmen sich nach Artikel 52, 53, 109 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch in Verbindung mit der Vorschrift des § 15 des Entwurfs.

Zu § 15.

Nach Abs. 1 kann der Erwerbsberechtigte mit befreiender Wirkung an denjenigen zahlen, welcher in dem Verwaltungsverfahren als Eigentümer des Gegenstandes festgestellt worden ist. Vgl. im übrigen die Begründung zu § 14.

Digitized by Google

Zu § 16.

Die Ablieferung, die nach Zahlung oder Hinterlegung der endgültig oder in dringenden Fällen der vorläufig festgestellten Entschädigung zu erfolgen hat, besteht, wie zu § 6 bemerkt, in der Duldung der Wegnahme des Gegenstandes. Die Vollstreckung ist dem Regierungspräsidenten übertragen; dieser hat auch zu prüfen, ob die Zahlung oder Hinterlegung ordnungsgemäß erfolgt ist und ob ein dringender Fall vorliegt.

Mit der Wegnahme erlangt der Erwerbsberechtigte das Eigentum frei von Rechten Dritter.

Zu § 17.

Die Kosten des Schätzungsverfahrens fallen dem Erwerbsberechtigten zur Last. Die Verpflichtung, die Kosten des Rechtsstreits zu tragen, bestimmt sich nach den Vorschriften der Zivilprozeßordnung.

Zu § 18.

Die Bestimmung des Abs. 1 läßt dem Erwerbsberechtigten die Möglichkeit offen, sich von der Zahlung einer unerwartet hohen Entschädigung dadurch zu befreien, daß er auf sein Recht verzichtet. Der Verzicht ist bis zu endgültiger Erfüllung der beiderseitigen Verpflichtungen zulässig. Zugunsten des Ablieferungspflichtigen wird im Abs. 2 der Verzicht für den Fall unterstellt, daß die Entschädigung nicht rechtzeitig gezahlt wird.

Zu § 19.

Dem Eigentümer bleibt die rechtliche Verfügung über einen Gegenstand, dessen Ablieferung verlangt werden kann, an sich unbenommen. Um Mißständen, die sich hieraus oder auch sonst ergeben können, vorzubeugen, ist den Behörden die Befugnis beigelegt, auf Antrag eines Erwerbsberechtigten die Anordnungen zu treffen, die zur Sicherstellung eines solchen Gegenstandes etwa erforderlich sind. Ist zur Zeit der Anordnung ein Ablieferungsverlangen noch nicht gestellt (§ 6 Abs. 1, 2), so ist bei Meidung der Aufhebung der Anordnungen das Verlangen binnen zwei Wochen zu erklären.

Beschwerde.

Zu § 20.

Gegen die Entscheidungen und Anordnungen des Regierungspräsidenten und der Ortspolizeibehörde ist die Beschwerde oder die weitere Beschwerde an den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten zugelassen. Wie zu § 10 bereits betont ist, handelt es sich bei der Entscheidung vorwiegend auch um Angelegenheiten wissenschaftlicher und technischer Natur. Entsprechend dem dort über die Zuständigkeit des Regierungspräsidenten Gesagten findet auch die Zuständigkeit des Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten als Aufsichts- und Beschwerdeinstanz in der geltenden Gesetzgebung ihr Vorbild.

Abs. 2 entspricht dem § 157 des Zuständigkeitsgesetzes.

Strafbestimmungen.

Zu §§ 21, 22.

Ein strafrechtlicher Schutz ist in den Fällen vorgesehen, in denen, wie bei Verletzung der Anzeigepflicht, ein Verwaltungszwang nicht denkbar ist, oder in denen er nicht mit genügender Sicherheit zum Ziele führt. Die hiernach notwendigen Strafbestimmungen treffen ausschließlich vorsätzliche Zuwiderhandlungen.

Übergangs- und Schlußbestimmungen.

Zu § 23.

Soll das Gesetz nicht in wesentlichen Beziehungen wirkungslos bleiben, so ist es geboten, die Vorschriften über die Genehmigung einer Ausgrabung auch auf solche Grabungen sinngemäß anzuwenden, die bereits vor dem Inkrafttreten des Gesetzes begonnen sind.

Digitized by Google

Die Vorschriften über die Ablieferung gelten nur für die nach dem Inkrafttreten des Gesetzes entdeckten Gegenstände.

Zu § 24.

Die in einigen Teilen der Monarchie bestehenden Sondervorschriften sollen, soweit sie über die Vorschriften der §§ 6 flg. hinausgehende staatliche Eigentums- oder Erwerbsrechte begründen, unberührt bleiben. In Betracht kommen das Jütsche Low (Buch II Kap. 113) und die Kurhessische Verordnung vom 22. Dezember 1780 (Neue Sammlung der Landesordnungen Bd. III S. 504). Diese Bestimmungen haben sich bewährt. Die Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes entspricht daher dem öffentlichen Interesse.

Zu § 25.

Der Paragraph enthält die nach der bestehenden Gesetzgebung für einzelne Gebietsteile erforderlichen Sonderbestimmungen. Für die Hohenzollernschen Lande gilt außerdem § 5 des Landesverwaltungsgesetzes.

Zu § 26.

Die Ausführungsbestimmungen sind dem Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten übertragen.

Hans Hildebrand †[1]).

Am 2. Februar 1913 verschied in Stockholm der frühere schwedische Reichsantiquar und Direktor des historischen Staatsmuseums Dr. Hans Hildebrand im Alter von beinahe 71 Jahren.

Eine geistig wie körperlich mächtige Persönlichkeit ist mit ihm dahingegangen. Bis in die letzten Monate waren seine Kräfte noch ungebrochen. Im August vorigen Jahres nahm er am baltischen Archäologenkongreß in Stockholm als Ehrenpräsident teil (siehe Mannus 1912, S. 417, wo auch an seine ganz hervorragende Leistung als Generalsekretär des internationalen Archäologenkongresses in Stockholm 1874 und als Herausgeber von dessen Verhandlungen erinnert wird). Seine Pflichten als interimistischer Sekretär der „Svenska Akademien", in welcher Stellung er u. a. bei der Nobelfeier am 10. Dezember vergangenen Jahres für Gerhard Hauptmann die Rede hielt, haben indessen seine nie gesparten Kräfte überanstrengt, und nach einigen Wochen Krankenbett traf ihn ein stiller Tod durch Herzlähmung.

Geboren in Stockholm am 5. April 1842 als erster Sohn des Reichsantiquars Bror Emil Hildebrand wurde er schon sehr früh von seinem Vater in das Studium der schwedischen Altertümer eingeführt und gewann 1865 Anstellung als Hilfsarbeiter am Museum. Daneben betrieb er in Upsala gründliche Universitätsstudien, vor allem in mittelalterlicher Geschichte und altnordischen Sprachen; aus letzteren entsproß seine gemeinverständliche Schrift „Lifvet på Island under sagotiden" (1867, erweiterte Auflage 1883), sowie seine vorzügliche schwedische Übersetzung von Snorre Sturlasons Königssagen.

1866 doktorierte er mit der Dissertation „Svenska folket under hednatiden", die ein bedeutendes Aufsehen erregte und 1872 in einer zweiten, gründlich umgearbeiteten Auflage erschien. Eine deutsche Übersetzung, der letzteren von Johanne Mestorf („Das heidnische Zeitalter in Schweden") wurde 1873 veröffentlicht.

---

[1]) Ein Bildnis dieses Forschers befindet sich Mannus 1912 Tafel L III.

Digitized by Google

Diese Arbeit war ein Versuch, die damals üblichen Theorien über die germanischen Einwanderungen in Skandinavien mit den archäologischen Funden in Einklang zu bringen. Als solcher ist sie natürlich längst veraltet, aber in der methodischen Behandlung der Altsachen als Stoff für kulturgeschichtliche und ethnographische Schlüsse war sie in vielen Beziehungen grundlegend. Dies war noch mehr der Fall mit seiner bedeutenden Abhandlung „Bidrag till spännets historia" („Beiträge zur Geschichte der Fibel") in der Antiqvarisk Tidskrift för Sverige Bd. IV. (1872—80).

Hildebrand hatte nämlich 1870 als Inhaber des Letterstedtschen Reisestipendiums eine einjährige Studienreise nach Dänemark, Deutschland, Belgien, Österreich-Ungarn und Italien unternommen. Durch den umfassenden Überblick über das archäologische Material, den er auf dieser Reise gewann, wurde es ihm klar, daß auch in den Erzeugnissen des menschlichen Handwerks Entwickelungserscheinungen beobachtet werden können, die für die relative Chronologie der Altsachen und die Geschichte ihrer Herkunft von größter Bedeutung sind. Gleichzeitig hatte sein Kollege, Oscar Montelius, bei seinen Studien über die nordische Bronzezeit dieselbe Beobachtung gemacht, und so wurden diese beiden jungen Beamten des Stockholmer Museums unabhängig von einander Begründer der für den weiteren Fortschritt der vorgeschichtlichen Forschung so ungemein wichtigen „typologischen" Methode.

Die ersten Früchte dieser Studien legte Hildebrand in der eben genannten Abhandlung nieder. Die Grundzüge in der Entwickelung der mittel- und nordeuropäischen Fibelformen stellte er hier ein für allemal fest, und er zögerte nicht, die auf germanischem Boden gefundenen Fibeln im allgemeinen als einheimische Umbildungen römischer oder keltischer Mustern, also nicht als Einfuhrstücke, zu betrachten, was damals eine sehr kühne Ansicht war. In dieser Abhandlung hat Hildebrand auch als erster die Namen Hallstatt und La Tène als Bezeichnungen ganzer Kulturgruppen verwendet.

Eine weitere Frucht seiner umfassenden vergleichenden Studien war das in den Jahren 1873—1880 erschienene, etwa 700 Seiten starke Werk „De förhistoriska folken i Europa", wohl die erste wirklich wissenschaftliche Gesamtdarstellung der europäischen Vorgeschichte. Nach einer gründlichen methodischen Übersicht des Materials, sowohl an Bodendenkmälern wie an Fundsachen, verfolgt er die Kulturentwickelung durch die verschiedenen Perioden vom Quartär bis zur Latènezeit. Besonderes Gewicht legt er dabei auf die Unterscheidung der verschiedenen europäischen Kulturprovinzen in neolithischer Zeit und Bronzezeit. Es ist erwähnenswert, daß er hier schon die erst in den letzten Jahren von Kossinna eingehend untersuchte nahe Verwandtschaft der polnisch-westrussischen Steinzeitkultur mit der norddeutsch-skandinavischen besonders stark betont, obwohl er dabei die erstere als die ursprünglichere betrachtet.

Im Jahre 1872 hatte Hildebrand das „Månadsblad" der Antiquitäten-Akademie gegründet; für diese Zeitschrift schrieb er eine Menge kürzere Aufsätze aus fast allen Gebieten der Kulturgeschichte. Als die Zeitschrift mit dem Jahre 1905 in dieser Gestalt aufhörte und durch den „Fornvännen" abgelöst wurde, ist dem letzten Bande ein Verzeichnis sämtlicher in den 34 Jahrgängen enthaltenen Aufsätze beigefügt worden. Etwa ein Drittel dieser Aufsätze stehen unter dem Verfassernamen: Hans Hildebrand. Unter den prähistorischen Artikeln sind die wichtigsten: „Järnåldern på Gotland" (1878—79, wozu das von ihm redigierte Heft 3 des Tafelwerkes „Teckningar ur Statens historiska museum" ein wichtiges Supplement bildet), „Ormhufvud-ringarne från äldre järnåldern" (1873, 1891), „Kronologiska anteckningar om våra runstenar" (1878—79), „Treperiodsystemets uppkomst" (1886, übersetzt in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1886), sowie verschiedene Fundbeschreibungen, namentlich über Silberschätze der Wikingerzeit. Einen besonders großen derartigen Schatz hatte er schon 1870 im Band III der Antiqvarisk Tidskrift ausführlich besprochen („Fölhagenfyndet"). Andere wichtige

Digitized by Google

Abhandlungen von seiner Hand über schwedische Altertümer in derselben Zeitschrift waren: „Den äldre järnåldern i Norrland“ (im II. Band), gewissermaßen eine Beilage zu seiner Dissertation, und „Antiqvariska undersökningar i Skåne“ (Band III).

In der populärwissenschaftlichen Schrift „Folkens tro om sina döda“ (1874) stellte er eine reiche Fülle von Notizen über Totenglauben verschiedener Völker zusammen; in einer ähnlichen Schrift beschrieb er Schliemanns Funde in Troja (1878). In einem Sammelband „Från äldre tider“ veröffentlichte er 1882 eine Reihe kulturgeschichtlicher Aufsätze, die sich in der kolossalen Zeitspanne von den quartären Funden Westeuropas bis ins Mittelalter bewegten. Von besonderem und dauerndem Wert ist darunter die Abhandlung über den Solidusimport nach dem Norden.

In der „Tidskrift för bildande konst och konstindustri“ schrieb er 1876 über „Djurtyper i den äldre nordiska ornamentiken“; die erste orientierende und grundlegende Untersuchung über die germanische Tierornamentik, die schon von ihm aus römischen Vorbildern hergeleitet wurde. Ähnliche Fragen behandelte er 1883 in der Schriftenreihe des South Kensington-Museums unter dem Titel: „The industrial arts of Scandinavia in the pagan time“ (neue Auflage 1892).

Mit dieser Schrift und mit einer interessanten Studie „Om de lägre naturfolkens konst“ in einem von dem bekannten Polarforscher A. E. Nordenskiöld 1884 herausgegebenen Bande: „Studier och forskningar föranledda af mina resor i höga Norden“ (deutsche Auflage Leipzig 1885) war Hildebrands überaus reiche schriftstellerische Tätigkeit auf dem vorgeschichtlichen Gebiete eigentlich zum Abschluß gelangt.

Mit dem Eingang des Jahres 1880 wurde er der Nachfolger seines Vaters im Reichsantiquaramt, das er bis zum Herbst 1907 verwaltete; und alle Zeit, die ihm diese arbeitsvolle Stellung für wissenschaftliche Tätigkeit übrig ließ, widmete er nunmehr dem Studium der mittelalterlichen Kultur Schwedens. Sein Hauptwerk wurde die große dreibändige Arbeit „Sveriges medeltid“, die erste zusammenfassende Kulturgeschichte des schwedischen Mittelalters, eine Frucht der umfassendsten Gelehrsamkeit, worin das literarische und das archäologische Material gleichmäßig verwertet wurde. Nach vielen Richtungen hin ist dies Werk bahnbrechend.

Hildebrand war es auch, der 1901 die Initiative ergriff zu der jetzt weiter fortgehenden umfassenden Untersuchung der schwedischen Ortsnamen durch eine amtliche Kommission, deren Vorsitz er längere Zeit führte.

Wie sein Vater war Hildebrand ein ausgezeichneter Numismatiker. Seine ausführliche Behandlung der mittelalterlichen Münzen Schwedens in „Sveriges medeltid“ ist maßgebend. Zu den schon in seiner ersten Abhandlung besonders gewürdigten Münzfunden aus Schwedens vorgeschichtlicher Zeit kehrte er noch in seinen späteren Jahren zurück: in einer 1897 erschienen Festschrift für seinen Lehrer, den Historiker C. G. Malmström, schrieb er über die morgen- und abendländischen Münzfunde der Wikingerzeit, im Månadsblad 1901—02 über die römischen Denarfunde.

Diese letzten Früchte seiner vorgeschichtlichen Studien wären, nebst dem oben genannten Aufsatz über den Solidusimport, wohl geeignet in einer deutschen Zeitschrift in deutscher Übersetzung veröffentlicht zu werden als ein Denkmal dieses hervorragenden, ebenso geistreichen als grundgelehrten Forschers, den die Umstände leider allzufrüh von der prähistorischen Wissenschaft ablenkten, dem aber unter den Begründern dieser Wissenschaft für immer einer der ersten Ehrenplätze zukommt.

Upsala. Oscar Almgren.

Digitized by Google

Hugo Winckler †.

Am 19. April erlitt die orientalistische Wissenschaft, und nicht nur sie allein, sondern die gesamte Kulturgeschichte, einen schweren, schier unersetzlichen Verlust. Der Assyriologe Professor Dr. Hugo Winckler ist aus dem rastloser und wertvollster Forschertätigkeit gewidmeten Leben geschieden. Nicht ganz 50 Jahre währte dieses Leben, und doch welch reichen Inhalt barg es in sich, welch wertvollste Förderung hat die gesamte Altertums-Kunde ihm zu verdanken.

Winckler war geboren am 4. Juli 1863 zu Gräfenhainichen. Die ersten Anregungen für die Erforschung der semitischen Sprachen erhielt er schon frühzeitig, und bald widmete er sich ganz dem Studium dieser Sprachen, besonders dem des Assyrischen und Babylonischen, die er von Grund aus verstand, wie wohl nur wenig andere. Und doch war für ihn nicht, wie für so Viele, die Sprachforschung selbst das letzte Endziel. Sie sollte ihm nur als Mittel dienen, um aus den Zeugnissen der alten längst verschwundenen Völker tief in die Erkenntnis der Zeiten, ihrer Geschichte und Kultur einzudringen und der Geschichts-Wissenschaft ganz neue Wege zu weisen; Winckler war ganz besonders Geschichts-Forscher und Geschichts-Philosoph. Ihm verdanken wir die wichtigsten Aufschlüsse, die er den Keilschriftquellen in geistreicher Weise und mit scharfem Blicke über die im Alten Testamente erwähnten geschichtlichen Ereignisse zu entnehmen wußte.

Wenn Winckler aber auch zu allererst und mit voller Absicht Semitologe war, so verdankt ihm die Wissenschaft von der ältesten Geschichte der Arier doch auch unendlich Wertvolles. Vor allem ist da seine letzte großartige Unternehmung, die Ausgrabungen zu Boghaz-köi am Halys, zu nennen. In dem heute noch aus vielen tausend Tontafeln bestehenden Archive der hettitischen Könige fand W. eine babylonische Fassung des Vertrages Hattusil's mit Ramses II, die der bereits bekannten ägyptischen Fassung am Tempel von Karnak fast ganz gleichlautend ist. Für uns aber ist unendlich viel wichtiger die Auffindung eines anderen Vertrages, den Hattusil mit dem Könige von Mitani schloß. Beide Parteien beschworen den Vertrag bei ihren Göttern, und auf Seite der Mitani erscheinen die arischen Götter Mithra, Varuna, Indra und Nasatja. Damit war die glänzendste Bestätigung gebracht für die Ansicht Winclers, daß schon tief im zweiten vorchristlichen Jahrtausende eine arische Herrenschicht über manche der kleinasiatischen Völker gebot. Winckler sieht, und wohl mit Recht, darin das so oft genannte Volk der Charri, die in ägyptischen Urkunden als Cha—ru auftreten. Dieser Fund bringt uns aber auch wichtigste Aufschlüsse über die Wege, auf denen die arischen Völker einst kulturbringend und kulturhebend nach Asien gelangten.

Trotz seines gewaltigen und erfolgreichen Wirkens verlief Winclers Leben äußerlich nicht glänzend. Er starb, obwohl fast 50 Jahre alt und obwohl er der Wissenschaft die wertvollsten Erfolge brachte und sein Name in der ganzen Welt hochgeehrt ist, als „außerordentlicher Professor." Ein Schicksal, das gerade den besten und uneigennützig tätigen Forschern leider oft beschieden ist. Die Welt erkennt den selbstlos im Dienste der Wissenschaft und des Ideales Arbeitenden nicht an. Aller Ruhm und Ehren werden auf jene gehäuft, die nicht so selbstlos sind, sondern, indem sie die Erfolge bescheidener Forscher für sich verwerten oder bekämpfen, auf der Ruhmesleiter anderer in die Höhe zu klimmen verstehen.

Zahlreiche Schüler, die das Glück hatten, einst lauschend zu seinen Füßen zu sitzen, und mit ihnen die gesamte Wissenschaft des Altertums betrauern Winclers Tod auf das Tiefste und finden im Gedanken an ihn Erbauung und Erhebung in ihren oft so schwierigen Arbeiten. Die Altertums-Wissenschaft wird Hugo Winclers stets mit Ehren gedenken.

Berlin. v. Lichtenberg.

Digitized by Google

Josef Hampel †.

Am 25. März 1913 verschied in Budapest im 64. Lebensjahre der vornehmste Vertreter der Archäologie in Ungarn, Hofrat Universitätsprofessor Dr. Josef Hampel, Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Abteilungsdirektor am ungarischen National-Museum, in dessen Erdgeschoß er zugleich seine Wohnung hatte und sein Sterbelager fand. Kurz vor seinem Tode hatte er mir noch einen Beitrag für eine von mir und anderen veranstaltete Gelegenheitsschrift angekündigt; aber innerhalb zweier Wochen hatte eine Lungenentzündung den kräftigen, zähen und abgehärteten Mann so weit geschwächt, daß Herzlähmung eintrat.

1849 in Pest geboren, deutscher Herkunft — sein Vater stammte aus Österreichisch-Schlesien — studierte er an der Pester Universität die Rechte, trat aber 1870 in die Verwaltung der archäologischen Abteilung des ungarischen National-Museums ein und veröffentlichte schon in demselben Jahre eine Schrift zur Vorgeschichte und eine zweite über die Römerstadt Aquincum (Alt-Ofen). Die Vorgeschichte Ungarns, dann die eigenartige Kultur der pannonischen Aravisken, Pannonien in provinzialrömischer Zeit, die Kultur der Germanenstämme der Völkerwanderung, endlich die Kultur der Avaren und die der Magyaren zur Zeit der Landnahme wurden die fünf Hauptgebiete seiner Forschung.

1901 wurde er Direktor am National-Museum. Im Jahre 1877 habilitierte er sich für klassische Archäologie, wurde 1880 außerordentlicher Professor der alten Geschichte, 1890 ordentlicher Professor der klassischen Archäologie. Im Jahre 1889 wurde er korrespondierendes, 1892 ordentliches Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, war Referent der archäologischen Kommission und Herausgeber des Archaeologiai Értesitö.

1876 war er Sekretär des in Pest tagenden internationalen prähistorischen Kongresses und gab als solcher einen wissenschaftlichen „Katalog" der zum Kongresse veranstalteten archäologischen Landesausstellung heraus. Hieraus erwuchs das wichtigste seiner Werke zur Vorgeschichte: „Die Altertümer der Bronzezeit in Ungarn". I—III. 1886—1896. Die treffliche, wenn auch in der Hauptsache verfehlte Schrift über den Schatz von Nagy-St. Miklos war die Vorarbeit für sein bedeutendstes Werk aus der Frühgeschichte: „Die Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn." I—III. 1905. Tief einschneidend waren seine Forschungen über die magyarische Kultur zur Zeit der Landnahme, durch die er mit den bisher hier herrschenden legendarischen Phantasien gründlich aufräumte: „Die Denkmale der Zeit der Landnahme in Ungarn". 1896 (im Millenniumswerk) und 1907. Endlos ist die Zahl seiner Aufsätze, nicht nur auf den genannten Gebieten, sondern ebenso noch auf den Gebieten der Numismatik, der byzantinischen und mohammedanischen Kunst, der Kunst des späten Mittelalters und der Renaissance, besonders auch der Goldschmiedekunst, endlich der Museumstechnik.

Für den letzteren Zweck bereiste er ganz Europa; auch fehlte er selten auf den großen Welttagungen für Vorgeschichte, Kunstgeschichte, Geschichtswissenschaft, klassische Archäologie. Dank seiner aus deutschem Blute ererbten hohen wissenschaftlichen Begabung war er einer der seltenen ungarischen Gelehrten, die in ganz Europa bekannt und anerkannt waren. Ausländische Gelehrte, die nach Pest kamen, versäumten wohl selten, sein gastliches Heim aufzusuchen, das seine geistvolle, kunstsinnige Gattin Polyxena, eine Tochter Franz Pulszkys, zum ersten wissenschaftlichen Salon Ungarns zu machen verstand.

Obwohl alt geworden in der Zeit des Anthropologen-Betriebes auf dem Gebiete der Vorgeschichte hat Hampel die Gründung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte und das Erscheinen des Mannus, einer „so männlichen" Zeitschrift, wie er mir schrieb, sofort mit Begeisterung begrüßt; er beglückwünschte Deutschland neidlos zum Aufblühen seiner vorgeschichtlichen Forschung. Und als ich dann im Herbst 1909 in Pest längere Zeit studierte, brachte er mir neben großen Zeitopfern eine geradezu berückende Liebenswürdig-

Digitized by Google

keit entgegen, die in einem mir zu Ehren veranstalteten Festabend der in Pest gerade schon anwesenden Mitglieder der Akademie und der Universität — es waren noch Ferien — ihren Höhepunkt erreichte. Auch als Mensch war dieser hervorragende Gelehrte eine bestrickende Persönlichkeit.

Der liebenswürdigen Pietät seiner auch schriftstellerisch gewandten Gattin verdanke ich nachfolgendes Verzeichnis der Schriften Josef Hampels:

I. Vorgeschichte.

1870. Über die Ausgrabungen von Szentiványbaksa. A. É. 254—257.
1876. Catalogue de l'exposition préhistorique des musées de la Hongrie. Budapest. In 8°.
1876. Beschreibung des Komitates Bereg, von Lehoczky. I. Rezension in Századok 222 bis 226.
1876/77. Antiquités préhistoriques de la Hongrie. Heft I—II. Gran (Esztergom). Mit Photographien.
1877. Ungarische Bronzeschwerter. A. É. 41—55.
1878. Ungarische prähistorische Funde in ausländischen Museen. A. É. 201—207, 281—293, 321—331, 375—382.
1878. Bronzefund von Rákospalota. 12 S. mit 3 Tafeln.
1879. Der Fund von Pilin. A. É. 103—108.
1879. Ung. prähistorische Funde in der k. k. Altertumssammlung in Wien. A. É. 129—137.
1879. Prähistorische Denkmäler im Museum des Békéser Komitates. Historisches und archäologisches Jahrbuch des Békéser Komitates.
1880. Bronzefund in Rákospalota. A. É. 49—60.
1880. Gußmodel von Pilin. A. É. 158—159.
1880. Prähistorische Gußformen. A. É. 211—214.
1880. Goldene Armringe. A. É. 214—216.
1880. Goldfund im Komitate Máramaros. A. É. 29—32.
1885. Bronzefund von Szendrőlád. A. É. 308—310.
1886. Bronzefunde aus der Sajó- und Rima-Gegend. A. É. 11—21.
1886. Altertümer der Bronzezeit in Ungarn. I. T. Bilderatlas. 18 S. 127 Tafeln, 1300 Abbildungen. Budapest. Herausgegeben von der Archäologisch-Anthropologischen Gesellschaft.
1886. Congrès international d'anthrop. et d'arch. préhist. Compte rendu de la huitième session. Budapest, 1876. Second vol. II. Partie. Trouvailles de l'âge de bronze en Hongrie. Budapest. Edition du Musée National Hongrois. In 8°. XVI. 108. S. 127 Taf., 1300 Abbildungen.
1889. Chemische Analyse vaterländischer Bronzeobjekte. A. É. 443—444.
1890. Bronzefund von Zorró. A. É. 141—146.
1890. Prähistorische Erdburgen, Gräben und Wälle. A. É. 445—446.
1891. Die Egger'sche Altertumssammlung. A. É. 320—330.
1891. Uransiedlungen und Urnengräber aus der Gegend von Werschetz. A. É. 285—86.
1892. Altertümer der Bronzezeit in Ungarn. II. T. Fundstatistik. Anhang: Fortsetzung der Bildertafeln. Budapest. Herausgegeben von der Arch.-Anthrop. Gesellschaft. (A bronzkor emlékei Magyarhonban. II. rész: A leletek statisztikája. Függelék: a ké pes táblák folytatása.) VIII. u. 175 S., 55 Taf., 952 Abbildungen.

Digitized by Google

1893. Bronzefund von Nagydém. A. É. 131—33.
1893. Skythische Denkmäler aus Ungarn. A. É. 385—407.
1894. Die paläolithischen Steinwürfel von Miskolcz. A. É. 189.
1894. Zwei prähistorische Bronzefunde aus dem Komitate Bihar. A. É. 193—198.
1895. Neuere Untersuchungen über die Kupferzeit. Budapest. Akademie der Wissenschaften. (Hist. Abh.) XVI, 6 (magyarisch). Zeitschrift für Ethologie 28 (1896), 57—91 (deutsch).
1895. Neuere Untersuchungen über die Kupferzeit. Auszug. A. É. 74.
1895. Skythische Denkmäler aus Ungarn. Beitrag zur uralaltajischen Archäologie. Sonderabdruck aus: Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. IV. Bd. Budapest. In 8°. 4 u. 26 S.
1895. Zwei Funde (Hallstattepoche) aus der Gegend von Nagysomlyó. A. É. 317—324.
1895. Drei Bronzefunde aus der Gegend jenseits der Donau. A. É. 97—115.
1895. Prähistorische Bronzefunde von Aranyos und Ördöngösfüzes. A. É. 193—201.
1895. Altertümer aus dem Komitate Somogy. A. É. 442—444.
1895. Altertümer aus der Gegend von Bethlen. A. É. 283—285.
1895. Das Metallschwert von Tugárd. A. É. 444.
1896. Altertümer der Bronzezeit in Ungarn. III. T. Übersicht. 34 Abbildungen im Text. Anhang: Fortsetzung der Bildertafeln. Herausgegeben von der Arch.-Anthrop. Ges. 4 u. 254 S., 73 Tafeln, 1375 Abbildungen. (A bronzkor emlékei Magyarhonban. III. rész.)
1896. Bronzefund von Deprovác. A. É. 188.
1896. Prähistorische Steinaxt aus Tata. A. É. 380.
1896. Bronzefund aus dem Komitate Bihar. A. É. 383—384.
1897. Goldfund aus der Gegend von Dolány. A. É. 287.
1898. Transdanubischer Bronzefund. A. É. 82—88.
1898. Bronzestatuetten von Velem. A. É. 79—80.
1909. Besprechung des Werkes: Die Skythen von Géza Nagy. A. É. 372—373.

II. Altertum.

1870—1871. Skizze der Geschichte von Aquincum. Arch. Közl. 159—198.
1872. Skizze der Geschichte von Aquincum. Quellenstudie. Budapest. In 8°.
1876. Gipsabgüsse antiker Statuen im National-Museum. A. É. 110—116.
1878. Archäologisch-epigraphischer Bericht aus Ungarn. Arch. ep. Bericht aus Österr.-Ungarn. 67—80 S.
1879. Ein in Nieder-Pannonien gefundenes römisches Militärdiplom. A. É. 9—14.
1880. Zeus-Statuette im National-Museum. A. É. 160—161.
1880. Frauenbüste. A. É. 162—164.
1880. Pannonische Kostümbilder. A. É. 308—316.
1880. Neujahrslampe. A. É. 1—6.
1880. Römische Inschrift aus Alt-Ofen. A. É. 161—162.
1881. Pannonische Kostümebilder. Ungarische Revue 147—163.
1881. Römische Gräber in Pannonien. A. É. 136—146.
1881. Ausgrabungen in Alt-Ofen. 2 Feuilletons im Blatte „Egyetértés".
1881. Die Ausgrabungen in Aquincum. Neue Wiener Illustr. Zeitung.
1881. Bericht über die Ausgrabungen in Alt-Ofen. Budapest, 22 S.
1882. Ein Grabvers aus Aquincum. A. É. 122—125.
1882. Das Bürgerdiplom des Dasius. A. É. 125—131.

Digitized by Google

1882. Aquincum. Hiſtoriſche Landſchaften aus Öſterr.-Ungarn. IV. Heft. Wien. In 8°.
1883. Ein Grabvers aus Aquincum. Ungariſche Revue. 133—137.
1883. Das Bürgerdiplom des Daſius. Ung. Revue. 216—224.
1884. Beiträge zur Geſchichte Pannoniens zur Zeit des Antoninus Pius. Antrittsvortrag, gehalten in der Ungar. Akademie der Wiſſenſchaften. XII. 1. Budapeſt. In 8° 28 S.
1885. Der Schatz von Aszár. A. É. 24—31.
1885. Funde aus der Gegend von Györ. A. É. 192—198.
1888. Denkmäler der Aravisker. Akad. Értesitö.
1888. Civitas Eraviscorum. A. É. 186.
1888. Zeitalter und Bedeutung der in Kraszna gefundenen röm. Goldbarren. A. É. 48—50.
1888. Ein römiſches Grab auf dem Schwabenberge. A. É. 384.
1889. Reſte aus Apulum. A. É. 94, 189.
1890. Funde aus Sabaria. A. É. 95.
1890. Das öffentliche Bad in Aquincum. Budapeſt Régiſégei: II, 51—74.
1891. Begräbnisſtätten in Aquincum. Budapeſt Régiſégei: III, 47—80.
1891. Antike Portraits im Budapeſter Künſtlerhaus. A. É. 1—11.
1892. Antiker Goldbergbau in Dazien. A. É. 93.
1892. Dr. Karl Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykene, Orchomenos, Ithaka uſw. ins Ungariſche überſetzt v. Dr. Johann Öreg, mit dem Original verglichen v. Dr. Joſef Hampel.
1893. Das Volk der Aravisker und ihre Denkmäler. Budapeſt Régiſégei IV, 31—72.
1893. Die Heerſtraße des Kaiſers Tiberius an der unteren Donau. A. É. 454.
1893. Die Bronzelampe von Uri. A. É. 189—190.
1893. Der Fund von Rákos. A. É. 100—191.
1894. Altertümer aus dem Stuhlweißenburger Komitate. A. É. 279—284.
Lessing archéologue. Beſprechung. A. É. 257—259.
1894. Goldſchmuck aus der Gegend von Werſchetz. A. É. 93—94.
1895. Die Budapeſter Aphrodite. A. É. 207—210, 379.
1895. Klauſenburger Funde. A. É. 382—383.
1895. Altertümer aus dem Komitate Stuhlweißenburg. A. É. 285—288.
1896. Ziegelſtein mit Inſchrift aus Sabaria. A. É. 381—382.
1896. Altertümer aus Jász-Monoſtor. A. É. 378—379.
1897. Meilenſteine aus Luſſunium. A. É. 192.
1898. Römiſche Gräber in Fünfkirchen. A. É. 287.
1898. Die römiſchen Gräber in Dunaszekcsö. A. É. 95.
1898. Bernſteingegenſtände aus Sabarien. A. É. 86—88.
1898. Antike Goldgeſchmeide. A. É. 80—81.
1898. Bronzebüſte eines Bachanten. A. É. 85—96.
1898. Römiſche Bronzelampen im National-Muſeum. A. É. 93—96.
1898. Statuette des Dispater. A. É. 88—89.
1898. Figurale Bronze-Ornamente eines römiſchen Wagens. A. É. 281—286.
1898. Venus-Statuette im Kollegium zu Cpejes. A. É. 190.
1899. Bruchſtücke eines Vas diatretum aus dem Komitate Stuhlweißenburg. A. É. 16—18.
1900. Geſchichte der antiken Skulptur. Budapeſt. In 8°. 276 S., 39 Illuſtr.
1900. Über das antike Savaria. A. É. 191—192.
1900. Antiker Helm. A. É. 361—374.
1902. Grabfunde von Cſászár (Kom. Komorn). A. É. 38—47.
1902. Lexikon des Altertums. Red. von V. Pecz. Beſpr. und Kritik. A. É. 357—360.

Digitized by Google

1902. Die Inschriftstafel von Idamajor. A. É. 381.
1902. Antike Denkmäler. In der Festschrift anläßlich der Zentenarfeier des Ungar. Nat.-Museums: A Magy. Nemz. Muzeum multja és jelene. S. 99—103.
1903/4. Reiter-Gottheiten auf antiken Denkmälern aus der Donaugegend, I, II. A. É. 305—365 und 1—16.
1905. Die antike Welt in Ungarn. Auszug aus einem Vortrag im Ungar. Nat.-Museum. Im Jahresbericht desselben Instituts.
1905. Über das Reitermonument von Marosportus. A. É. 116—124.
1906. Die ältesten pannonischen Grabstelen im Ungar. Nat.-Museum. Akad. Értesítő XXI. Jahrg. S. 221—274.
1906. Altertümer von Intercisa. A. É. 221—274.
1907. Übersichtliche Einteilung der pannonischen Grabdenkmale. A. É. 289—341.
1909. Form und Verzierung der pannonischen Altäre. A. É. 22—56.
1909. Eine in Aquincum gefundene Terracotta. Modell eines stockhohen Gebäudes. A. É. 20—21.
1910. Figurale Reliefs auf pannonischen Grabsteinen. A. É. 311—344.
1911. Reitergottheiten auf antiken Denkmälern aus der Donaugegend. III. A. É. 339-352.
1911. Säulenkapitäle aus Apulum. A. É. 228—253.
1912. Reitergottheiten auf antiken Denkmälern aus der Donaugegend. IV. A. É. 409—425.
1912. Die Denkmäler des römischen Kaiserreichs auf der Ausstellung in Rom. Tört. Szemle. Budapest. In 8°. Separatabdruck.
1913. Forschungen in Rom und Italien im Jahre 1912. A. É.

III. Älteres Mittelalter; Zeit der Völkerwanderung.

1880. Der Fund von Großwardein. A. É. 79—80.
1881. Ausgrabungen in Sziklágynagyfalu. A. É. 156—161.
1884. Der Schatz von Nagy-Szent-Miklós. Studie über die Kunst der Zeit der Völkerwanderung. A. É. 1—166. (Sonderabdruck mit 127 Abbildungen.)
1885—1886. Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklós, sogenannter „Schatz des Attila". Beitrag zur Kunstgeschichte der Völkerwanderungsepoche. Budapest. In 8°. 190 S. Ungarische Revue 1885, S. 161—99; 598—619. 1886: S. 433—480; 627—688.
1891. Schatz aus der Völkerwanderungszeit im Komitate Szabolcs. A. É. 91—92.
1892. Die Hunnen-Gräber. A. É. 360.
1892. Denkmäler aus der Zeit der Landnahme. A. É. 287.
1892. Beschreibung der Grabfunde von Mártély. A. É. 422—426.
1893. Die Ornamentik der Völkerwanderungszeit in Ungarn. Akad. Értesítő. 48. Auszug. Budapest. In 8°. Ungar. Akad. d. Wiss.
1893. Der Fund von Nagyvárad. A. É. 140—142.
1894. Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. I/IV.—X. Jahrg.) (A régibb. középkor emlékei I/V—X. század. Magyarhonban.) In 8°. 174 S., 46 Abb. im Text, CC Tafeln.
1894. Christliche Denkmäler des frühen Mittelalters. A. É. 23—53.
1894. Das Tarjánvég-er Grabfeld in Hódmezővásárhely. A. É. 206—210.
1896. Die Denkmale der Zeit der Landnahme in Ungarn. Beschrieben von J. Hampel im Millenniumswerk: „A honfoglalási kor története ének kutfői". Sonderabdruck in 4°; 224 S., 80 Taf., 157 Abb.

Digitized by Google

1896. Goldfund aus der Völkerwanderungszeit. A. É. 121—127.
1896. Die Geschmeide von Detta. A. É. 226—32.
1896. Gräberfund von Salamon. A. É. 132—135.
1896. Fund von Murga. A. É. 95—96.
1897. Lehels Jagdhorn und die Jazygen. A. É. 285.
1897. Das Relief von Aracs. A. É. 204—212.
1897. Der sogenannte Säbel Karls des Großen. Zeitschrift für historische Waffenkunde Bd. 1, Heft 2.
1897. Altertümer des früheren Mittelalters in Ungarn. (A régibb középkor emlékei (IV.—X. század) emlékei Magyarhonban.) Bd. II. In 8°. 521 S., 162 Abb., 95 Taf.

(Fortsetzung folgt.) G. Kossinna.

Nachtrag zur Abhandlung von Martin Jahn:

Herrn cand. archaeol. Bersu verdanke ich die Kenntnis des folgenden Fundes, der die Kette der Beweisstücke für die Beziehungen zwischen Kelten und Ostgermanen (s. S. 84) in schöner Weise vervollständigt:

Elsaß (Fundort unbekannt): 1 verzierte Lanzenspitze (Muster wie Abb. 31 a). Henning, Denkmäler der Elsäßischen Altertumssammlung zu Straßburg. Taf. XI, 7.

Breslau. Martin Jahn.

Fünfte Tagung für deutsche Vorgeschichte.

Tagungsplan

der 5. Hauptversammlung der **Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte,** verbunden mit dem 10jährigen Stiftungsfest der Cölner Anthropologischen Gesellschaft.

Cöln, 31. Juli bis einschl. 3. August 1913.

Donnerstag, den 31. Juli 1913.

Von 8 bis 12 Uhr vormittags und von 3—6 Uhr nachmittags Anmeldung der Teilnehmer im Quatermarktsaal des Gürzenich.

Abends 6¼ Uhr pünktlich Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses. — 6½ Uhr Sitzung des Gesamtausschusses.

7 Uhr pünktlich Geschäftssitzung der Gesellschaft: Jahresbericht, Kassenbericht.

Abends 8 Uhr festlicher Begrüßungsabend im großen Gürzenichsaal, gegeben von der Stadt Cöln.

Freitag, den 1. August 1913.

Vorm. 9 Uhr: Sitzung in der Handelshochschule (Claudiusstr. 1): Begrüßungsansprachen (ausgenommen die der Stadt).

Eröffnungsvortrag des ersten Vorsitzenden Univ.-Professor Dr. Kossinna: Germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit (mit Lichtbildern).

Weiterhin bis 1 Uhr mittags und 3—6 Uhr nachmittags wissenschaftliche Vorträge in der Handelshochschule.

Abends 7 Uhr: Festsitzung der Cölner Anthropologischen Gesellschaft zur Feier ihres zehnjährigen Stiftungsfestes.

Digitized by Google

(Ansprachen im großen Gürzenichsaal; Ehrungen, Überreichung eines Geschenkes von der Cölner Anthropologischen Gesellschaft an das Prähistorische Museum der Stadt Cöln. Vortrag des Herrn Rektor Rademacher mit Lichtbildern (Thema vorbehalten). Zu dieser Festsitzung ist der Eintritt für jedermann frei).

Abends 9 Uhr: Gartenfest im Zoologischen Garten, gegeben von der Cölner Anthropologischen Gesellschaft.

Samstag, den 2. August 1913.

Von 9—1 Uhr vormittags wissenschaftliche Vorträge in der Handelshochschule.

4 Uhr (?) nachmittags Besuch des germanischen Dorfes und der germanischen Begräbnisstätte bei Rheindorf (Eisenbahnstation Opladen). — Zwangloser Bierabend in der Bürgergesellschaft zu Cöln.

Sonntag, den 3. August 1913: **Ausflug in die Eifel.**

Eisenbahnfahrt nach Mechernich in der Eifel, Wanderung zur Kartsteinhöhle bei Eiserfey. Daselbst Vortrag des Herrn Rektor Rademacher. Besichtigung des Römerkanals und des keltischen Matronenheiligtums in Pesch. Wanderung über die Eifelberge nach Münstereifel. Daselbst Empfang durch die Behörden. Festessen im Hotel zur Post. Abendfest auf der Burg. Rückfahrt mit der Eisenbahn nach Cöln.

Die gesamte Wanderung zu Fuß beträgt 24 km. Für schlechte Fußgänger stehen Wagen in Pesch zur Fahrt nach Münstereifel bereit. Vorheriges Belegen der Plätze in den Wagen erforderlich. Der ganze Ausflug ist landschaftlich und wissenschaftlich außerordentlich lohnend; die Verpflegung ausgezeichnet.

Die Listen zur Teilnahme an dem Ausflug liegen im Büro auf und werden geschlossen am Freitag, den 1. August, nachmittags 5 Uhr. Diejenigen Herrschaften, die nur an den Festlichkeiten in Münstereifel teilnehmen wollen, können geradewegs von Cöln mit der Eisenbahn nach Münstereifel fahren (Umsteigen in Euskirchen, Fahrdauer 1½ Stunde).

Während der Tagung ist den Teilnehmern in der Zeit von 9 Uhr morgens bis 7 Uhr nachmittags gegen Vorzeigen der Teilnehmerkarte der Besuch der Ausstellung Alt- und Neu-Köln und folgender Museen freigegeben:

Prähistorisches Museum im Bayenturm;
Rautenstrauch-Museum, Ubierring;
Wallraff-Richartz-Museum, Rechtschule;
Museum für ostasiatische Kunst, Kunstgewerbemuseum und
Schnütgen-Museum (Kirchliche Kunst), Hansaring;
Besichtigung des Domschatzes gegen den ermäßigten Preis von 0,50 Mk.

Während der Tagung von 1—3 Uhr gemeinschaftliches Mittagessen in einem noch näher zu bestimmenden Gasthofe.

Das Büro befindet sich am 1. und 2. August in der Handelshochschule (Claudiusstr. 1) und ist geöffnet von 9—12 und von 3—7 Uhr.

Teilnehmerkarten zu 6,00 Mk., für Damen zu 4,00 Mk., für Studenten zu 2,00 Mk., können vom 1. Juli ab bestellt werden bei Dr. Bermbach, Cöln, Ubierring 25.

Bisher sind folgende wissenschaftlichen Vorträge angemeldet worden:

1. Universitäts-Professor Dr. Kossinna (Berlin): Germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit.
2. Geh. Rat Universitäts-Professor Dr. Bezzenberger (Königsberg i. Pr.): Thema vorbehalten.

Digitized by Google

3. Generalarzt Dr. Wilke (Leipzig): Mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Urzeit.
4. Geh. Rat Professor Dr. Tilmann (Köln): Vorgeschichtliche Chirurgie.
5. Universitäts-Professor Dr. Fleischer (Berlin): Die Grundlagen des deutschen Volksliedes.
6. Günther, Vorsteher des städt. Tiefbauamtes (Koblenz): Die steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein.
7. Kgl. Baurat Professor Dr. Haupt (Hannover): Das Holz als maßgebender Stoff germanischer Kunstbetätigung.
8. Sanitätsrat Dr. Koehl (Worms): Ältere und jüngere Spiral-Mäander-Keramik.
9. Lienau, Vorsteher der Vorgeschichtl. Abteilung des Museums (Lüneburg): Grabformen der Lüneburger Gegend nach eigenen Grabungen.
10. 11. Studiosus Mötefindt (Leipzig): 1. Eine Museographie Deutschlands. 2. Die Ergänzung der Weichteile an vorgeschichtlichen Schädeln.
12. Dr. Profe (Köln): Vorgeschichtliche Jagd.
13. Museumsdirektor Dr. Hahne (Halle a. S.): Thema vorbehalten.

Geschäftsführender Ortsausschuß zu Köln:

Geh. Medizinalrat Professor Dr. **Tilmann,**
Dr. med. **Bermbach,** Arzt.

Vorstand der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte zu Berlin:

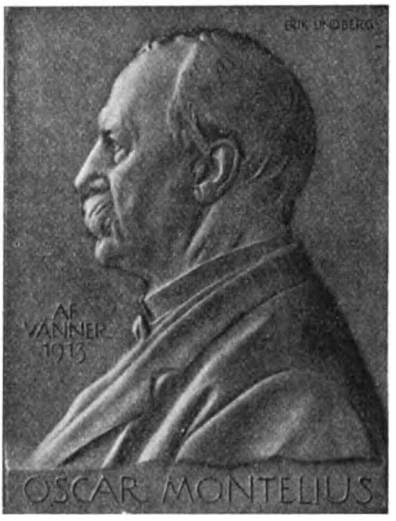
Universitäts-Professor Dr. **Kossinna.**

Neue Mitglieder.

Vom 1. Februar bis 1. Juni 1913 sind unserer Gesellschaft als Mitglied beigetreten:

417. Amende, E., Seminaroberlehrer, Altenburg (Sachs.-Alt.).
418. Andriesescu, Joan, Dr. phil., Berlin, Eichendorffstr. 20^{II} l.
419. Dehn, Paul, Schriftsteller, Zehlendorf bei Berlin, Burggrafenstr. 23.
420. Förster, Paul, Professor Dr., Berlin-Friedenau, Schmargendorferstr. 23.
421. Haupt, Albrecht, Professor Dr., Kgl. Baurat, Hannover, Lützowstr. 7.
422. Heine, Bergwerksdirektor, Einbeck.
423. Hellwig, Oberst z. D., Kassel, Wittichstr. 2.
424. Hercher, Wolfgang, Rechtsanwalt, Berlin, Regensburgerstr. 14.
425. Kozlowski, Leon, Krakau, Universität.
426. Krügel, Gerhard, Schriftsteller, Berlin S. 61, Schleiermacherstr. 12.
427. Lademann, Otto, Zehlendorf bei Berlin, Ahornstr. 3.
428. Landesbibliothek, Steiermärkische, und Joanneum, Graz (Steiermark).
429. Leisner-Ellerbek, Ellegaard, Schriftsteller, Neuenkirchen (Saar), Brückenstr. 5.
430. Martian, J., k. k. Major d. R., Gutsbesitzer, Naszód (Siebenbürgen).
431. Museum Essen (Ruhr), Abt. f. Vor- u. Frühgeschichte, Essen (Ruhr), Burgplatz 1.
432. Museum, Städtisches, Nordhausen a. Harz.
433. v. d. Recke v. Volmarstein, Graf, Kgl. Major beim Gr. Generalstab, Charlottenburg, Scharrenstr. 39.
434. Schulz, Arthur, Schriftsteller, Birkenwerder bei Berlin.
435. Verein deutscher Studenten, Berlin N. 24, Artilleriestr. 7.
436. Wilhelm, Chas. L., St. Louis, Mo. (V. St. N. A.), California Ave. 3916.

Digitized by Google



Festgabe

zum siebzigsten Geburtstag des

Reichsantiquars Professor Dr. Oscar Montelius

in Stockholm.

Ihrem hochverehrten Ehrenmitgliede

gewidmet

von der

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte.

Berlin, den 9. September 1913.

G. Kossinna.

Digitized by Google

Digitized by Google

Über stelenartige Grabsteine, Sonnenkult und Opferstätten, Anzeichen von Menschenopfern, sowie über mehrfache Bestattungen in stein- und bronzezeitlichen Grabhügeln der Lüneburger Gegend im Anschluß an 2 auch durch die Funde interessante Grabhügel der älteren Bronzezeit.

Von Michael Martin Lienau, Lüneburg.

Mit 4 Textabbildungen und 5 Tafeln (XII—XVI).

I.

Zwei Grabhügel der älteren Bronzezeit.

Grabhügel 1.

Kolkhagen, Landkreis Lüneburg, Dewels Heide (Hofbesitzer Fuhrhop, Kolkhagen).

Durchmesser 14 m, Höhe 1,15 m.

Der Hügel enthielt ein Grab (Taf. XII, Abb. 1, I)[1] und einen besonderen Steinbau (Taf. XII, Abb. 1, III u. Taf. XIII, Abb. 5). Das Grab (Taf. XII, Abb. 1, I u. Taf. XII, Abb. 2) lag 2 m westlich vom Zentrum und war von Süd nach Nord seiner Länge nach orientiert. Die Oberkante der Steine wurde 0,28 m unter dem Hügelmantel[2] gesichtet, die Unterkante (untere Fläche) bei 0,57 m[3], der Urboden bei 1,13 m darunter. Das Grab lag

[1]) Die den Abbildungen der Tafeln XII/XIII beigefügten dreistelligen Zahlen beziehen sich auf die Nivellements. Je höher die Zahlen, je tiefer die Gegenstände. Da, wo die Nivellements nicht erheblich wechseln, sind keine Zahlen beigefügt.

[2]) Soll sagen: 0,28 m tiefer, wie die Spitze (der höchste Punkt) des Hügels.

[3]) Bei derartigen Messungsangaben handelt es sich immer um den höchsten und tiefsten Punkt des Gegenstandes.

Digitized by Google

also recht flach im Hügel, so daß sämtliche Funde im harten Ortstein, der von der auf dem Hügel stehenden Heide gebildet wurde, lagen. Der Ortstein muß stark zersetzende Eigenschaften gehabt haben, wie die sehr mürben Bronzefunde zeigen. Die Grabwände des rechteckigen, 3 m langen und 0,80 m breiten Grabes waren überall nur aus einer Steinlage gebildet. Der freie Raum zwischen den Längsseiten betrug knapp 0,40 m bis 0,50 m in der Breite. Die durchschnittliche Größe der Steine betrug 0,20 m : 0,20 m. An den Schmalseiten lag nur je ein Stein: Im Süden der sehr flache (nur 0,07 m dicke) verhältnismäßig große Kopfstein (Stein 1), im Norden der sehr schmale, aber tiefgehende, hochkant stehende Fußstein (Stein 9) von 0,20 m Höhe. Ich nenne den Südstein mit Recht Kopfstein, weil an ihm — das ergibt die Lage der Beigaben — der Kopf des (spurlos vergangenen) Skelettes gelegen haben muß. Es würden dann der Dolch (a) (Taf. XII, Abb. 2) an der linken Hüfte, der ornamentlose Ring (b) am Gelenk des ausgestreckten rechten Armes (mit den spitzen Enden nach unten) und die beiden Pfeilspitzen (c), die wahrscheinlich geschäftet beigegeben waren, etwas über die rechte Hand hinaus gelegen haben. Die Länge der Pfeilstöcke wurde dann etwas über Armlänge betragen haben. Die anderen 10 Pfeilspitzen (d), zu denen auch 2 primitiver Form gehören, lagen in der Grabwand zwischen Stein 4 und 5 mit ihren Spitzen nach allen Himmelsrichtungen, während die Spitzen der beiden im Grabe selbst gefundenen nach Norden zeigten. Auch dies spricht dafür, daß diese dem Toten geschäftet an seine rechte Seite gelegt wurden, während jene 10 ihm ohne Pfeil als Reservespitzen mitgegeben wurden. Eine Pfeilspitze (e) (also die 13te) lag mit der Spitze nach Süden zwischen Stein 2 und 3. Wegen der Richtung ihrer Spitze wird auch sie ohne Schaft beigegeben worden sein [4]). Interessant war der Fund von „verbrannten Knochen" (f) in der Nordwestecke des Grabes längs der Steine 10 und 11 in einer Ausdehnung von 0,60 m bei einer Breite der Fundstelle von 0,20 m. An einem Knochen haftete ein Bronzeklümpchen. Bei den Knochen lag ein Klopfstein (g), der an mehreren Stellen deutliche Abnutzungsspuren zeigt. Auf diesen Befund komme ich im zweiten Teil meiner Abhandlung bei der Besprechung der „Opfer ohne besondere

[4]) Das Vorkommen von Pfeilspitzen aus Feuerstein über die Steinzeit hinaus ist bekannt. So sagt Beltz auf Seite 70 der „Vorgeschichtlichen Altertümer Mecklenburg-Schwerins": „In den steinzeitlichen Gräbern Mecklenburgs sind Pfeilspitzen recht selten. Dagegen gehören sie in Mecklenburg (sehr im Gegensatz zu Dänemark) zu den regelmäßigsten Ausstattungsstücken der bronzezeitlichen Gräber, besonders der Gruppe der reich ausgestatteten Grabhügel vom Ende der älteren Bronzezeit." — So Götze auf Seite 23 der „Vorgeschichte der Neumark": „Von Eisen (unter den Beigaben der a) älteren bronzezeitlichen Urnenfelder) fehlt noch jede Spur, dagegen kommen als Überbleibsel aus der Steinzeit Feuersteinpfeilspitzen mit halbrund ausgeschnittener Basis vor. Götze bildet in seiner Fig. 24 eine solche Pfeilspitze ab, die in Form und Technik genau der unsrigen entspricht.

Digitized by Google

Opferstätte unter 8" zurück. Ebenso auf den Opferaltar im Osten des Hügels (Taf. XII, Abb. 1, III u. Taf. XIII, Abb. 5).

Ich gebe noch einige Nivellements: Dolch und Ring (a u. b) . 0,57, 2 Pfeilspitzen (c) im Innern des Grabes . 0,56, 8 Pfeilspitzen (d) in der Grabwand . 0,53, Leichenbrand (f) oben . 0,55 — unten . 0,58, Klopfstein (g) . 0,61. — Ich setze das Grab in die II. Bronzeperiode (nach Montelius 1500—1300 v. Chr., nach Kossinna 1700—1400 v. Chr.).

Ich lasse nun eine nähere Beschreibung der einzelnen Funde folgen, man vergleiche Taf. XII, Abb. 2 u. Taf. XIV, Abb. 1 u. 2:

1. Der Dolch (a) hat eine Länge von 0,10 m, unmittelbar unterhalb der beiden Nieten eine größeste Breite von 0,021 m, die beiden an ihren Enden sich nagelkopfähnlich verbreiternden Nieten haben eine Länge von je 0,011 m bei einem Durchmesser (in der Mitte) von 0,006 m. Gleiche Nieten sieht man z. B. „bei Beltz a. a. O., Taf. XXV, Abb. 21". Die Klinge zeigt (auf der einen Seite) eine leise Andeutung eines Mittelgrates. Die Patina am Griffende zeigt deutlich, daß der wahrscheinlich aus Holz gefertigte Griff einen geradlinigen Abschluß nach der Klinge hin hatte.

2. Der sich nach seinen Enden hin stark verjüngende, fast in Spitzen auslaufende Armring (b) hat einen annähernd trapezförmigen Durchschnitt. Die spitzen Enden nähern sich bis auf 0,015 m einander. Der Ring hat die Form eines (sich mit den Enden nähernden) Halbkreises vom Durchmesser 0,05 : 0,063. Seine größte Dicke beträgt an der Senkrechten, die auf die Mitte der Öffnung zulaufen würde, 0,006 m, in der Mitte der Seiten 0,004 m und an den beiden spitzen Enden 0,002 m.

3. Die Länge der Pfeilspitzen (c, d, e) schwankt zwischen 0,025 und 0,017 m; ihre größte Breite zwischen 0,009 und 0,013 m. Nur die beiden dicksten Pfeilspitzen (2. Reihe ganz rechts) und die unterste in der vierten Reihe zeigen auf dem Blatt muschelförmige Bearbeitung. Bei den übrigen sieht man glatte Blätter. Sie sind von Natur so dünn, daß eine solche Bearbeitung nicht nötig war.

Grabhügel 5.

Kolkhagen, Landkreis Lüneburg, Dewels Heide (Witwe Sander, Kolkhagen).
Durchmesser 10,5 m, Höhe 1 m.
(Der Hügel fiel von Norden nach Süden um 0,62 m ab.)

Der Hügel enthielt 3 Grabanlagen (Taf. XII, Abb. 3, I, II, IV) und einen (Opfer-) Altar (Taf. XII, Abb. 3, III).

Grab I.

Das Grab lag 0,50 m südlich vom Zentrum und war seiner Länge nach von Ost nach West orientiert. Die Oberkante (obere Fläche) der Steine wurde 0,28 m unter dem Hügelmantel (vgl. Anm. 2) gesichtet, die Unterkante oben an der

Digitized by Google

Ost-Schmalseite 0,64 m, sonst 0,42 m unter dem Mantel. Die Differenz von 0,22 m entsteht dadurch, daß die Ost-Schmalseite des Grabes, an der (nach der Lage des Bechers [Taf. XII, Abb. 3, Ia] zu urteilen) der Kopf des Skelettes gelegen haben muß, aus mehreren Lagen Steinen aufgeschichtet war, während die übrigen Seiten der rechteckigen Grabanlage nur eine Lage Steine führten. Der Urboden wurde erst bei 1,04 m unter dem Mantel gesichtet, so daß also auch dieses Grab (wie das Grab von Hügel 1) recht flach im Hügel lag. Auch hier hatte der Ortstein der Heide seine zersetzende Wirkung gezeigt. Das Grab war 3 m lang und 0,80 m breit. Der freie Raum zwischen den Längsseiten betrug knapp 0,40 m bis 0,50 m in der Breite. Die durchschnittliche Größe der Steine ist 0,15 : 0,15 m. Die äußere Grabanlage zeigt also sehr augenfällige Übereinstimmungen mit dem Hügel 1. An der nördlichen Längsseite des Grabes lag der Becher (Taf. XII, Abb. 3, Ia) mit der Öffnung schräg nach dem Grabinnern und zwar nach Südost (Fuß des Bechers also nach Nordwest). Man kann daraus schließen, daß der Becher dem Toten so beigelegt war, wie der Lebende ihn bequem und leicht hätte an den Mund bringen können, also an der Innenseite des rechten Armes. Der Kopf des (spurlos) vergangenen Skelettes wird demnach an der östlichen Schmalseite des Grabes gelegen haben, die ja, wie eben angeführt, auch besonders sorgfältig, wie ein steil liegendes Polster, gebaut war. — Der Becher (a), dessen (jetzt graue) Farbe durch den Ortstein stark angegriffen ist, hat eine Höhe von 0,085 m, sein Durchmesser beträgt an der Mündung 0,06 m, am Fuß knapp 0,05 m, in der Mitte (zwischen Fuß und Mündung) 0,065 m. Der Becher baucht also in der Mitte etwas aus und schnürt dann nach dem Fuß hin ein, so daß dieser deutlich absetzt. Die Standfläche des Bechers ist ein wenig konkav. 0,02 m unter dem Rand läuft um die (knappe) Hälfte des Bechers ein dicker Leistenwulst, wallförmig nach den Seiten abfallend, von 0,02 m Breite. Seine beiden Enden werden verbunden durch eine aus ungefähr 30 eingestochenen Punkten bestehende Punktreihe, die also die andere (größere) Hälfte des Bechers umsäumt. Eine ebensolche, tief eingestochene Punktlinie (37 Punkte zählend) umzieht den Fuß des Bechers. Übrigens schneiden die Punkte der Wandung nicht genau mit den Wulstenden ab, sondern scheinen auch unter dem Wulst, wie dies an einer Stelle sichtbar ist, zu liegen. Der Wulst ist also erst später aufgelegt worden, und es ist nicht ausgeschlossen, daß er einst um die ganze Wandung lief. Der Wulst zeigt an einer Stelle 2 senkrechte Durchbohrungen, er war also eine Hängevorrichtung. Auf der Photographie des Grabes 1 (Taf. XIV, Abb. 3) sieht man da, wo der Becher lag, eine Vertiefung. Sie ist dadurch entstanden, daß der sehr brüchige Becher schon vor dem Photographieren geborgen werden mußte, und zwar mit einem großen Ortsteinballen, der erst im Museum vorsichtig entfernt wurde. Ich spreche davon so ausführlich, weil man sonst meine Spatenführung tadeln könnte.

Digitized by Google

Die übrigen Funde dieses Grabes bestehen aus Bronzefragmenten (Taf. XII, Abb. 3, I b, c), die augenscheinlich kümmerliche Bruchteile einer großen Spirale bilden. Ein gleiches Bruchstück wurde übrigens wild im Grabhügel in der Nähe des Altars (Taf. XII, Abb. 3, III) und zwar nordöstlich von ihm gefunden. Daß diese Bruchstücke tatsächlich Windungsteile einer großen Spirale sind, ergeben gleichalterige Funde von großen Spiralen,

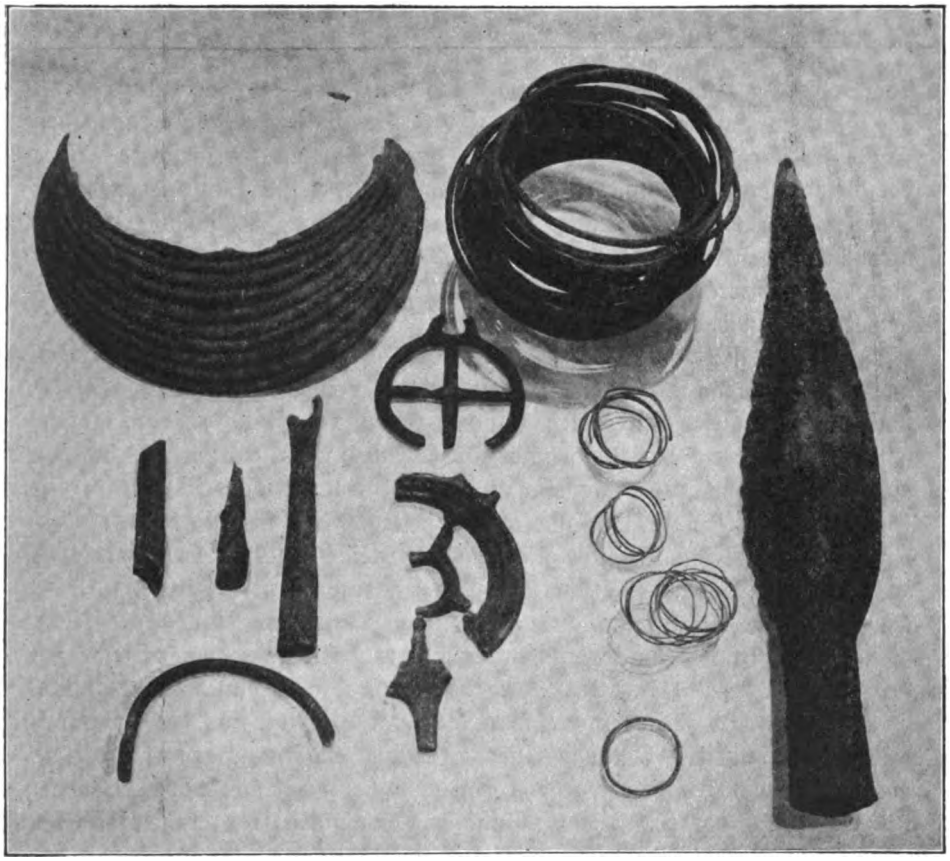


Abb. 1. Oldendorf bei Amelinghausen, Landkr. Lüneburg. 1/2.

deren Windungen auch in der Breite und Stärke genau unseren Ringfragmente n gleichen. Ich bilde eine solche Spirale eines geschlossenen Fundes der Bronzeperiode II, in welche ich auch unseren Grabhügel setze, ab in Textabb. 1.

Die Spiralfingerringe sind aus Gold. Es handelt sich um einen Fund aus Oldendorf bei Amelinghausen, Landkreis Lüneburg (Museum Lüneburg Nr. 1007/20). Dieser Fund führt auch einen tütenförmigen Anhänger, von dem gleich zu sprechen ist. Das eigentümliche dieser Spiralen

Digitized by Google

der „Periode II" ist das sehr dünne und schmale Bronzeband. Unsere Bruchstücke zeigen bei einer Breite von 0,004 m eine Stärke (Dicke) von 0,002 m. Der Lage nach haben unsere Spiralteile Beziehungen zu den Füßen des Skelettes. Ich gebe wiederum einige Nivellements:

Becher (a) oben . 0,87, Bronzefragment (b) 0,85, Fragment (c) . 0,90, Fragment (d) 0,85.

Grab II. (Taf. XII, Abb. 3, II.)

Das Grab lag 0,50 m nördlich vom Zentrum und war, seiner Länge nach, von Ost nach West orientiert. Die Oberkante der Steine wurde an der östlichen Schmalseite bei 0,23 m, am westlichen gegenüberliegenden Ende des Grabes bei 0,58 m unter dem Hügelmantel gesichtet. Auch bei diesem Grabe ist also die östliche Schmalseite durch Häufung mehrerer Steinlagen betont, die auch diesmal die übrigen Grabwände polsterartig überragen, während bei Grab I dasselbe Steinpolster nur in die Tiefe ging. Die Unterkante der Steine wurde gesichtet unter dem (Kopf-) Polster bei 0,72 m, in der nördlichen Längsseite bei 0,69 m und an der westlichen (Fuß-) Schmalseite bei 0,56 m unter dem Hügelmantel (Anm. 2). Den Boden des Grabbaues bildet also eine schiefe Ebene, die von West nach Ost abfällt. Auch dieser Unterschied zwischen Ost und West ist auf die mauerförmige Gestaltung der Ost-Schmalseite zurückzuführen, welche die übrigen einlagigen Grabwände nicht nur sichtlich überragte, sondern auch in der Tiefe überholte. Sehr auffällig war ein kleiner stufenartiger Ausbau an der Ost-Schmalseite, gebildet aus den Steinen 1, 12, 2. Der Unterschied zwischen den Oberflächen (Oberkanten) der Steine 1 und 2 beträgt 0,13 m. Das rechteckige Grab zeigt an der südlichen Längsseite eine große Lücke, die für den Berichterstatter nichts Auffälliges hatte, nachdem derselbe bereits in Hügel 3 (Kolkhagen, Fuhrhop) eine Grabform kennen gelernt hatte, die nur aus der Hälfte eines Stein-Rechteckes, nämlich aus einer Schmal- und einer Längsseite bestand. Dies Grab war absolut ungestört, denn es lag tief auf dem Grunde des großen, hohen, unberührten Grabhügels. Ebenso unberührt war das tief liegende Grab in dem ungestörten großen Hügel 6 (Kolkhagen, Witwe Sander). Dieses Grab führte nur die beiden Längsseiten eines Stein-Rechteckes, davon die eine unvollständig. Der Urboden unseres in Rede stehenden Grabes wurde bei 1,07 m unter dem Hügelmantel angegraben. Aus dem Vergleich der Nivellements der Oberflächen der Steinlagen von Grab I und II ergibt sich, daß Grab I im selben Niveau (Unterschied nur 0,05 m) mit der Ostseite von Grab II lag, also auch flach. Grab II war nur 2 m lang bei einer Breite von 0,80 m. — Funde oder Beobachtungen wurden in diesem Grabe nicht gemacht.

Will man aber den Opferaltar (die schraffierten und punktierten Steine [Taf. XII, Abb. 3, III]) in diese Grabanlage, wozu die Nivellements

Digitized by Google

berechtigen, mit hineinziehen (der Altar würde dann zu Füßen des Toten errichtet worden sein), so bekommen wir auch hier eine Grablänge von 3 m.

Über diesen Opferaltar spreche ich später im Zusammenhange, erwähne an dieser Stelle nur, daß auf ihm in einer spaltartigen Vertiefung zwischen 2 Steinen (Taf. XII, Abb. 3, III ×) ein bandförmiges Bronzebruchstück gefunden wurde.

Grab III.

Als 3. Grab ist die aus den Steinen 1 bis 6 gebildete Anlage IV. (Taf. XII, Abb. 3, IV) aufzufassen, dazu berechtigt mich die eben erwähnte Grabform von Hügel 3.

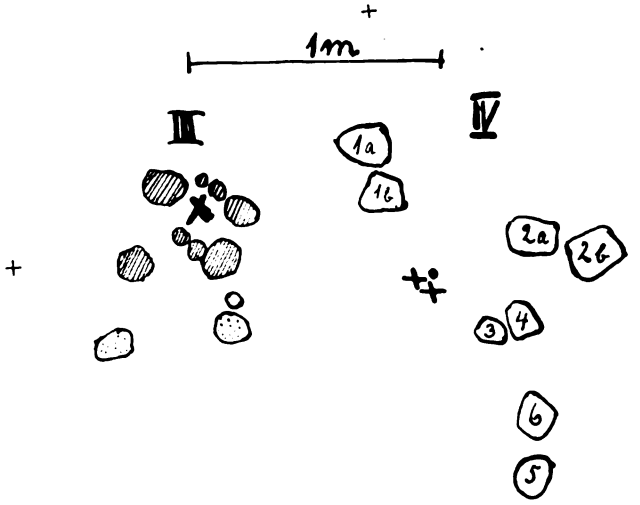


Abb. 2. Kolkhagen, Grabhügel 5.

Wir hätten dann ein zur Hälfte (westliche Schmalseite: Stein 2b, südliche Längsseite: Stein 2a, 3, 4 bis 5) ausgesetztes Steinrechteck, an dessen südlicher Längsseite also das Skelett gelegen hätte, mit dem Kopfe an Stein 2b. Die zu diesem Grabe gehörige Beigabe (ein Halsschmuck Taf. XIV, Abb. 4) wäre dann, wenn meine Auffassung der Steinsetzung IV richtig ist, außerhalb des eigentlichen Grabes zwischen Stein 1b und dem Grabstein 3 (Taf. XII, Abb. 3 IV ××), der sich, wie auch Stein 4, in Halsnähe befunden haben würde, niedergelegt worden. Es ist aber noch eine zweite Deutung der Steinsetzung IV möglich, die mir aber als die schlechtere erscheint, dadurch nämlich, daß man Stein 1b als Kopfstein des Grabes nimmt und die Steine 2a, 3, 4 bis 5 als nördliche Längsseite des zur Hälfte ausgesetzten Grabes (Textabb. 2). Dann würde

Digitized by Google

die Beigabe sich unmittelbar am Halse des Bestatteten befunden haben. Für die erste, wahrscheinlichere Auffassung spricht auch der Umstand, daß das Halsband nicht in situ, sondern in einem Holz- oder Rindenschmuckkästchen (von 0,10 m im Quadrat) niedergelegt war. Über und unter den einzelnen Teilen des Halsschmuckes wurden deutliche Holz- oder Rindenreste beobachtet, die auch in einem größeren Stück geborgen werden konnten. Daß es sich um einen Halsschmuck (ein Halsband) handelt, ist dadurch erwiesen, daß sämtliche Glieder des Schmuckes entweder durchlocht oder ringförmig (die menschliche Figur) sind oder mit Anhängern versehen sind. Bei der runden Scheibe fehlt die Kante und so auch die röhrenförmige Öse, aber

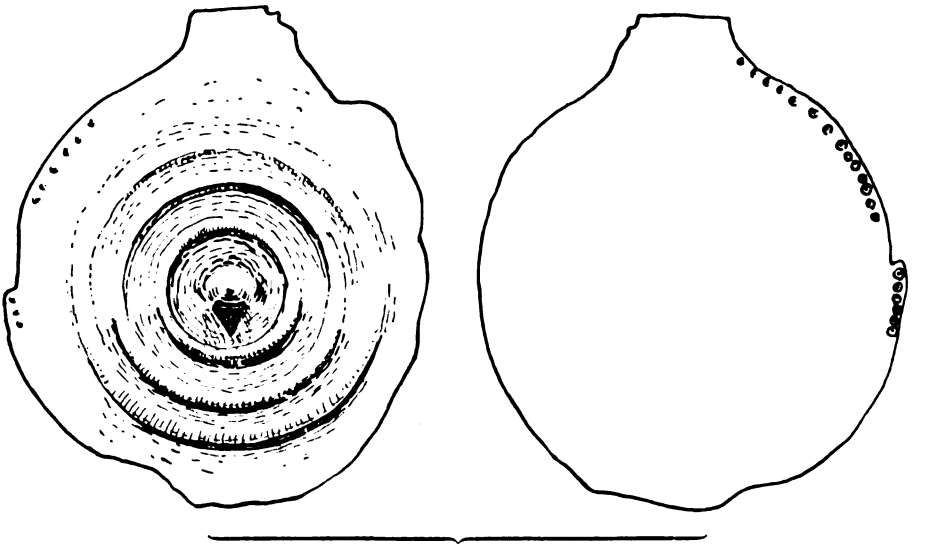


Abb. 3. Lüneburger Gegend. 1/1.

erfahrungsgemäß haben alle gleichen Scheiben eine solche. Ich bilde ein gleiches Stück mit der Anhänge-Vorrichtung aus der Lüneburger Sammlung (Nr. 1234, ohne nähere Fundangabe) ab (Textabb. 3). — Die einzelnen Glieder des Halsschmuckes (Taf. XIV, Abb. 4) sind folgende:

1. Zwei durchlochte (nicht künstlich durchlochte) Steinchen. Das eine Steinchen ist oval-länglich (0,038 : 0,03), größte Dicke 0,015 m. Das andere Steinchen (Feuerstein) ist von rundlicher Form, größter Durchmesser 0,023 m, größte Dicke 0,008 m.

2. Eine Menschenfigur aus Bronze. Sie hat eine Länge von 0,064 m. Der Kopf zeigt einen erhöhten, nach unten dünner werdenden Mittelgrad, der jedenfalls die Nase darstellen soll. Unsere Figur entspricht fast genau der einen Figur (ziemlich in der Mitte, allein stehend) auf der

Digitized by Google

Felsenzeichnung von Tegneby in Bohuslän (Montelius, Kulturgeschichte Schwedens Abb. 220); der einzige Unterschied besteht darin, daß die Figur der Felsenzeichnung einen Dolch oder ein Schwert an der Hüfte trägt. Solche Menschenfiguren mit ringförmigem Leibe werden als „schildtragende Männer" aufgefaßt. Da unser Fund auf Grund des scheibenförmigen und der tütenförmigen Anhänger nach „Kossinna" in die Bronzeperiode II zu setzen ist, so dürfte auch die Felsenzeichnung von Tegneby in diese Zeit zu setzen sein. Dieselbe Zeichnung zeigt übrigens noch zwei andere ähnliche Menschen, nur mit mehr Beigaben.

Kossinna hat während des vierten Verbandstages des „Nordwestdeutschen Verbands für Altertumsforschung, Dortmund, 1908" (Korresp.-Bl. d. Gesamt-Ver. d. Gesch.-Ver. 1908) auf die Beziehungen des Anderlinger Bildsteines (Kreis Bremerwörde) zu dänischen, norwegischen und besonders schwedischen Zeichnungen auf Steinplatten hingewiesen. Auch diese Beziehungen, die Kossinna in Zusammenhang bringt mit neuen Einwanderungen von Norden, gehören der II. Periode des Bronzealters an.

Wegen der „technischen" Beurteilung der Figur habe ich mich an Hahne gewandt. Hahne schreibt: „Um alle Konturen (äußere und innere) läuft die (ursprünglich horizontale) Gußnaht. Oben auf dem Kopfe, sowie unten an den Füßen ist sie glatt abgearbeitet, so daß Flächen entstehen. Unter dem Rost zeigten sich an den Stellen, wo man Augen vermuten würde, je eine grübchenförmige, unregelmäßige (nicht mit glatten Rändern versehene) Vertiefung. Außerdem zeigten sich noch 2 ähnliche Stellen im Verlaufe der Gußnaht über dem rechten Auge und auf der linken Schulter. Alle 4 Stellen zeigen zunächst das Aussehen von Bruchstellen. Die Patina der Stellen hat dieselbe Farbe, wie die Patina der Oberfläche der ganzen Figur, ist aber rauher. Die Stellen sind also „alt". Bei den im Verlaufe der Gußnaht liegenden könnte man an Rudimente von beseitigten Gußhöckern denken, wenn es auch auffällig wäre, daß sie nicht glatter nachgearbeitet sind. Die augenförmigen Stellen lassen auch an zerfallene blasenförmige Roststellen denken, zumal, da eine solche mit noch anhaftendem schorfähnlichen Rost oberhalb des Ansatzes des linken Beines noch vorhanden ist. Eingepunzt sind die augenförmigen Stellen sicher nicht."

3. Eine ovale (schildförmige) Bronzescheibe, mit 3 kleinen Löchern, vom Durchmesser 0,035 : 0,027. Solche Scheiben setzt auch Montelius in seine Periode II (Erster Baltischer Archäologenkongreß Stockholm 1912). Die Haupt-Perioden der Bronzezeit von Montelius und Kossinna decken sich inhaltlich, nicht überall zeitlich.

4. Eine runde Bronzescheibe mit zackenförmiger Erhöhung in der Mitte und mit konzentrischen Streifen; die Hängevorrichtung (siehe vorstehend) ist an diesem Stück nicht erhalten, aber sehr gut zu beobachten bei „Richly,

Digitized by Google

a. a. O.", Tab. LI, Abb. 9 (aus Hügelgräbern bei Luženic). Auf derselben Tab. (LI) befinden sich übrigens auch 2 durchlochte (vgl. vorstehend unter 3) Bronzescheiben (Abb. 18, 22) aus Hügelgräbern bei Delká Dobrá, die auch ein Bronzerad mit 4 Speichen enthielten (Abb. 8, Tab. LI). Ein ähnlicher Hängeschmuck ist abgebildet bei „Beltz, Vorg. Altert. Mecklenb." auf Taf. 33, Abb. 105. Auf die südliche Heimat dieser, wie auch der folgenden (unter 5) zu beschreibenden Schmuckstücke hat Kossinna erst letzthin wieder (im April 1912) bei seinem Vortrage über die Herkunft „Der ostdeutschen Bevölkerung seiner Bronzeperiode II" ausdrücklich hingewiesen. Auch Beltz sagt a. a. O. S. 190: „Dieser Hängeschmuck ist im Süden außerordentlich häufig, dem Norden fast fremd. (Ältere Bronzezeit. Ein guter Fund z. B. von Hundersingen. Präh. Blätter 1904, Taf. I)." Die Platte hat einen Durchmesser in ihrem jetzigen Erhaltungszustande von 0,05 m. Der Mittelzacken, von dem nach einer Seite ein erhöhter Grad nach dem Rande läuft, hat eine Höhe von 0,008 m, eine Dicke von gut 0,005 m. In einem Abstande von 0,005 m vom Mittelzacken zeigt die Platte 4 konzentrische Streifen. Der von dem Mittelzacken nach der Peripherie laufende Grad hat mit der Gußtechnik nichts zu tun (Gußnähte würden an der Peripherie des Stückes haften), er ist also eine „gewollte" Zutat. Dann hätten wir also in unserem Stück die „Nachbildung einer Trojaburg" (vgl. Textabb. 4)[5]). Die Anregung zu dieser Beobachtung verdanke ich, während der Tagung des Ersten Baltischen Archäologenkongresses in Stockholm 1912, Herrn Bibliothekar von Löwis of Menar, Riga[6]), wofür ich an dieser Stelle herzlich danke. Gleichfalls „südlicher" — nach Kossinna „frühkeltischer" — Abkunft sind die:

Abb. 4. Horton-Mor. 1/27.

5. 6 bis 8 (ganz genau läßt sich infolge vieler kleiner Bruchstücke die Zahl nicht angeben) tütenförmigen Anhänger. Das erste Stück (links) zeigt die eingefaltete Rückseite. Dorn ist es rund, wie eine Tüte. Dieses Stück hat auch einen gut erhaltenen Anhänger. Einige Stücke (wie das vierte von links) scheinen keinen Anhänger, sondern statt dessen am spitzen, geschlossenen Ende lochförmige Durchbohrungen gehabt zu haben. Solche

[5]) Nach Willi Pastor, Aus germanischer Vorzeit, Abb. 35, Steinfiguren von Horton-Mor.

[6]) von Löwis, Vortrag über Trojaburgen im „Jahrbuch der Vereinigung für Heimatkunde, Riga 1911/12." Sonstige Literatur: Björn Cederhvarf, „Några Jungfrudanser på Aland" („Hembygden", 1910, Helsingfors), Krause, „Trojaburgen Nordeuropas".

Digitized by Google

Durchbohrungen zeigt auch ein gleiches Stück bei „Richly a. a. O.", allerdings ist dieses am breiten, geöffneten Ende durchbohrt: Tab. XVI, Abb. 26. Vergleiche auch die Abb. 18/25 auf Taf. CCXIII bei Hampel, Bronzekor (Budapest 1896). Eines von unseren Bruchstücken zeigt deutliche Reihen von ganz kleinen Punkten, die von innen herausgetrieben sind. Da unsere tütenförmigen Anhänger stark verrostet und patiniert sind, dabei wegen großer Zerbrechlichkeit nicht gereinigt werden können, so ist es möglich, daß sämtliche solchen Punktzierrat haben. Wie schon erwähnt, ist unser Fund der Bronzeperiode II und wohl am ehesten deren späteren Abschnitten zuzuzählen.

Sämtliche eben beschriebene Gegenstände lagen auf einem engen Raum von 0,10 m im Geviert beisammen und die gleichfalls bereits erwähnten Holzreste lassen keinen Zweifel daran, daß unsere Funde in einem Kästchen von Holz oder Rinde (vgl. L. Mus.-Bl. Heft 7, S. 207) niedergelegt wurden. Nach Ausweis des Nivellements würde das Kästchen (von 0,10 m im Geviert) eine Höhe von 0,07 m gehabt haben. In einer Ebene fanden sich die beiden unter einander liegenden durchlochten Steinchen, die Menschenfigur rechtwinkelig zu den Steinen so, daß an diesen die Füße lagen, darunter (unter der Figur) der runde Hängeschmuck, während die ovale Bronzescheibe zwischen Figur und Kästchenwand stehend eingeschoben war, und zwar auf ihrer längeren Seite stehend, so daß die 3 kleinen Löcher horizontal gerichtet waren. Die tütenförmigen (6—8) Anhänger lagen teils über, teils unter den anderen Gegenständen. Der Fund macht den Eindruck, als ob man das ganze Halsband (nicht seine Glieder einzeln) in das Kästchen gezwängt hätte. Mir scheint, man dürfe den Gedanken, daß wir es mit zu einem Halsband zusammengereihten Amuletten zu tun haben, nicht abweisen.

Wie die Nivellements zeigen, wurde die Oberkante der Steine von Grab 3 (Steinsetzung IV) nur 0,06 m, ihre Unterkante (untere Fläche) 0,25 m unter dem Hügelmantel, das Schmuckkästchen bei 0,14 m (Deckel) und bei 0,21 m (Boden) unter dem Mantel gesichtet. Die Steinsetzung IV (Grab 3) lag also um ungefähr 0,20 m höher als die übrigen Bestattungen usw.

II.

Über stelenartige Grabsteine, Sonnenkult und Opferstätten, Anzeichen von Menschenopfern, sowie über mehrfache Bestattungen in stein- und bronzezeitlichen Grabhügeln der Lüneburger Gegend.

A. Sonnenkult.

Die Anregung zu dieser Arbeit verdanke ich der Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung zu Lüneburg im April 1912. Bei Vorlegung des Jahresberichtes besprach Schuchhardt in

Digitized by Google

sehr liebenswürdiger Weise meine Grabungen 1910/11 (Lüneburger Mus.-Blätter Heft 8, S. 307/344), zog aber daraus Folgerungen [7]), die ich, wie ich schon in der Diskussion bemerkte, nicht ohne weiteres teilen kann. Ich wiederhole auch an dieser Stelle, daß mir die Bemerkungen Schuchhardts ein sehr willkommener Anlaß sind, mich einmal eingehend mit diesen Dingen zu beschäftigen, die sonst vielleicht aus meinen Feldbüchern nie herausgekommen wären. Nur zwei [7]) der Schuchhardtschen Äußerungen können im Rahmen dieser Arbeit besprochen werden: Über die Grabstelen (a. a. O. II, 2) und über die mehrfachen Bestattungen in einem Hügel (a. a. O. II, 1). Bekanntlich hat Schuchhardt in seiner Arbeit über „Stonehenge" (Prähistor. Zeitschr. 1910) die für den Orient nachzuweisende Auffassung der Grabstele als Seelenthron auch auf das Stonehenge, somit auch auf westeuropäische Grabbauten übertragen wollen. Ganz neuerdings hat Wilke (Mannusbibliothek Nr. 10 „Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa") diese Auffassung bis zu einem gewissen Grade unterstützt. Auf S. 328 des II. Bandes der Lüneburger Museumsblätter (Heft 8) habe ich aus Anlaß einer Beschreibung einer kleinen Grabanlage der Hügel von Melbeck vom Schluß Montelius V, also aus dem Übergange zur Eisenzeit, u. a. gesagt: „Im Norden der Grabanlage stand ein kleiner „ragender" Stein (eine Grabstele). Während für mich das Wort „Grabstele" nur ein Mittel zur Beschreibung des betreffenden Steines war, nahm Schuchhardt meinen Bericht für seine „Seelenthron-Hypothese" in Anspruch. Demgegenüber habe ich folgendes zu bemerken: Von ungefähr 100 Grabhügeln (also nicht eingerechnet die vielen früheisenzeitlichen Flachgräber mit Urnen in Steinpackungen, die ja unmittelbar an die Hügel anschließen oder noch parallel gehen) können für „stelenartige Steine" nur 6 in Betracht kommen, nämlich 3 spätsteinzeitliche, 1 mittelbronzezeitlicher und 2 (Melbecker) spätbronzezeitliche Hügel.

Ich gebe zunächst die Abbildungen:

1. Taf. XIV, Abb. 6 zeigt einen derartigen Stein aus einem Grabhügel in Rieklingen bei Dahlenburg, Kr. Bleckede (vgl. Lüneb. Mus.-Blätter Bd. II, S. 311 u. S. 325, Heft 8). Dieser Stein ist auf dem Museumshofe photographiert (wegen Plattenmangel konnte eine Aufnahme in situ nicht erfolgen). Neben ihm, und zwar so, daß die beiden Steine eine genaue Ost-West-Linie bildeten, stand ein gleicher, aber kleinerer, in einem Abstande von 0,20 m. Die Spitze des größeren westlichen überragte die

[7]) Ich verweise auf den „Bericht über die achte Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes für Altertumsforschung, Lüneburg, 9./11. April 1912" im „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins 1912, Nr. 7/8" unter „II. Gräber 1, 2, 3, 4". Was die Schuchhardtschen Bemerkungen unter II. 3, 4 betrifft, die an dieser Stelle nicht behandelt werden können, so verweise ich auf die diesbezüglichen Forschungsergebnisse von Kossinna, die auf einer sehr gründlichen Stoffkenntnis beruhen.

Digitized by Google

des kleineren östlichen um 0,18 m (Taf. XII, Abb. 4, punktiert). Abgebildet (Taf. XIV, Abb. 6) ist der größere, westliche. Der größere Stein ist 0,66 m, der kleinere 0,37 m hoch. Äußerlich gleicht also die Anordnung unserer beiden Steine derjenigen vom „Grabhügel Helenedorf Nr. 18 aus der Bronzezeit" im transkaukasischen Gouvernement Elisabethpol (Zeitschrift f. Ethnologie 1901, S. (96), Abb. 16). — Zur Erklärung der Abb. 4 Taf. XII sei noch gesagt, daß die „punktierten" Steine die beiden eben besprochenen Steine sind, während die schraffierten Steine das eigentliche Grab darstellen. Man lese Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 311. Dort ist bereits gesagt worden, daß die ganze Grabanlage nur aller Wahrscheinlichkeit nach in die Steinzeit zu setzen sei, mit ziemlicher Bestimmtheit kann nur angenommen werden, daß die in Rede stehende zentrale Bestattung älter sein muß, als Bronzeperiode III. (Vgl. Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 311 u. 375).

2. Ein ähnlicher „ragender" Stein wurde im steinzeitlichen Hügel 4, Bruchtorf, Kreis Ülzen (vgl. Lüneb. Mus.-Bl. Bd. II, S. 313/314, Heft 8) beobachtet, gleichfalls neben dem eigentlichen Grabe stehend.

3. Eine kleine Pyramide „aus Feldsteinen" (Taf. XIV, Abb. 7) wurde am Kopfende der Nachbestattung im (steinzeitlichen) Hügel 1, Molbath, Kreis Ülzen, gesichtet. (Siehe Lüneb. Mus.-Bl. Bd. II, S. 314/315, Heft 8). Sie hatte an der Grundfläche 0,65 m Breite und war 0,60 m hoch.

4. Ein kleiner „ragender" stelenartiger Stein (Taf. XV, Abb. 2) wurde in Hügel XIV Deutsch-Evern, Ldkr. Lüneburg freigelegt (siehe Lüneb. Mus.-Bl. Heft 6, S. 151/154 u. Heft 7, S. 203 und die Situationsskizze in den „Urnenfriedhöfen" in Niedersachsen Bd. I, Heft 1/2, S. 39). Der Grabanlage wegen ist dieser Hügel der mittleren Bronzezeit, am ehesten Montelius IIb oder IIIa, zuzuschreiben.

5. Ferner der bereits eingangs erwähnte Stein (Taf. XV, Abb. 4) im (spätbronzezeitlichen, Montelius V/VI) Hügel 24, Melbeck (Becker) Landkr. Lüneburg (siehe Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 327/328). Dieses Grab ist im Dorfe Embsen (bei Melbeck) wieder aufgestellt worden auf einem Gemeindeplatz nahe dem Gasthof Rüter.

6. Schließlich enthielt der spätbronzezeitliche Hügel 9 von Melbeck (Becker), Landkr. Lüneburg (siehe Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 327/328), Montelius V/VI, an seinem Rande 3 gleichartige Steinsetzungen, nämlich je 2 pyramidenförmige Steine (von ähnlicher Form, wie unter 1) in torförmiger Anordnung und davor je einen flachen Stein (auf den man wohl ein Opfer gelegt hat). Auf der Abbildung Taf. XII, Abb. 5 sind die „ragenden" Steine punktiert, die flachen schraffiert. Photographien konnten nicht genommen werden, weil die Untersuchung der 31 Melbecker Hügel (Becker) wegen Bahnbaus sehr schnell vor sich gehen mußte.

7. Schließlich stand am Kopfende einer wahrscheinlich früh eisenzeitlichen Steinpackung mit Skelett, Weste, Kreis Ülzen, Wendischer Kirch-

Digitized by Google

hofsberg, ein zur Hälfte aus der Erde herausragender Stein. (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 7, S. 204, Abs. 3.)

Wenn man nun eine Schlußfolgerung von mir zu hören wünscht, so antworte ich, daß für unsere Gegenden erst noch weit mehr ähnliche Beobachtungen gemacht werden müssen, ehe überhaupt „gefolgert" werden kann. Ich selbst habe schon dadurch gesündigt, daß ich in bezug auf einige der in Besprechung stehenden Steine das Wort „Bätylien" (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 314) gebraucht habe, darin läge ja schon der Versuch einer Deutung nach bestimmter Richtung, während ich damit nur ausdrücken wollte, daß den fraglichen Steinen irgendeine Bedeutung zukommen müßte. In Frage könnten nur drei Erklärungsversuche kommen: Stele (Seelenthron), Phallus und Menhir (Sonnenstein). Ich persönlich würde mich „bis auf weiteres" für den letzteren Deutungsversuch entscheiden. Der einzelstehende „Menhir" (Literatur u. a. Montelius, Lokyer, Devoir) ist die primitivste Sonnenuhr. Einen wie großen Wert für die alte Menschheit die Sonnenbeobachtung gehabt hat, davon haben wir seit der jüngeren Steinzeit gewaltige Zeugnisse in den Menhirs, Alignements und Cromlechs. So liegt der Gedanke nicht ganz aus dem Wege, daß man dem Toten, den man ja mit „Beigaben wie für einen Lebenden" ausstattete, auch Gelegenheit geben wollte, sich nach der Sonne zu orientieren. Man wende nicht ein, daß die Sonne nicht durch den Grabhügel scheinen könne; der Tote konnte sich nicht bewegen und doch gab man ihm Waffen und Wegzehrung mit. Unterstützt würde dieser Deutungsversuch, der später vielleicht zum Range einer Hypothese aufsteigen kann, durch die besprochene Ost-West-Orientierung der beiden „stelenförmigen" Steine im Grabhügel von Rieklingen, dann aber besonders durch das Vorkommen eines ähnlichen Steines (Taf. XV, Abb. 2) im Grabhügel XIV von Deutsch-Evern, weil alle Vorkommnisse in diesem Hügel, der nach der Grabform (siehe Lüneb. Mus.-Bl. Heft 6, S. 151/154 und Heft 8, S. 320 ad 1) der Bronzeperiode Montelius II b, III a zuzuweisen ist, zu der Annahme hindrängen, daß in diesem Hügel ein „Gestirnskundiger" beigesetzt ist. Ich kann hier nur einige Andeutungen geben, weil dieser Hügel eine selbständige sorgfältige Veröffentlichung erfordert; auf Fig. 1, Taf. XV sieht man in der Mitte einen großen flachen Stein, an dessen Rändern viel Holzkohle (von einem Opferfeuer) lag. Dieser Stein, der auf der einen Seite eine ebene künstliche Spaltfläche zeigt, ist künstlich zugespitzt. Für einen gewöhnlichen Opferstein hätte die künstliche Zuspitzung keinen Sinn gehabt, wohl aber kommt Sinn hinein, wenn man den Stein, der übrigens jetzt auf dem Museumshof in Lüneburg steht, nach links aufrichtet. Dann kommt er mit seiner Schmalseite in Beziehung zu einer Steinansammlung im Zentrum des Hügels, mit welcher er eine genaue Ost-West-linie bildet. Ich knüpfe also zwei Annahmen an diesen Stein: erstens, daß man auf ihn als Sonnenstein vom Zentrum aus visierte, zweitens, daß er vor

Digitized by Google

Schließung des Hügels als Opferstein niedergelegt und durch ein Feuer geweiht wurde.

Ich gebe noch eine andere Abbildung (Taf. XV, Abb. 3) aus diesem Hügel, die in klarer Weise ein Alignement aus kleinen Feldsteinen zeigt; aber das interessanteste ist, daß der große Stein links eine künstliche Visierspalte zeigt. Ich kann meine Hand dafür ins Feuer legen, daß dieser Spalt kein natürlicher war. Leider ist dieser Stein nicht aufbewahrt worden, weil es mir erst bei der Rekonstruktion auf dem Papier klar wurde, daß dieser Hügel allerhand Astronomisches enthalten hat. Weitere Ausführungen befinden sich am Schlusse der Zusammenfassung über die „Opferstätten".

Ich wende mich nun zu den

B. Opfern und „Opferstätten" in Grabhügeln.

1. Opfer „ohne besondere Opferstätte"

habe ich im ganzen elfmal beobachten können. Jedesmal handelte es sich — bis auf einen unsicheren Fall — um Tierreste, nämlich um:

1. Einen Schweinezahn im Grabhügel 1, Luchsberg bei Buëndorf, Kreis Bleckede. Dieser Hügel ist leider nicht wissenschaftlich untersucht worden. (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 322). Der Hügel ist in „Montelius III" zu setzen.

2. Zwei Zähne vom Rind in Hügel 6 (Diersen), Bruchwedel, Kreis Ülzen. Die Zähne lagen an verschiedenen Stellen. Sie erwecken den Eindruck, daß sie nicht einem starken Feuer ausgesetzt gewesen sind.

3. Einen Unterkiefer mit Zähnen und einen einzelnen Zahn vom Rind in Hügel 8 (Ritz), gleichfalls Bruchwedel. Diese Tierreste scheinen gleichfalls von einem nicht mitverbrannten Tiere herzurühren.

Diese Hügelgruppe (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 334/340) gehört aller Wahrscheinlichkeit nach ins 8. Jahrhundert n. Chr. — Sie ist infolge Konferenz mit Belz trotz des Gefäßteils vom slawischen Typ (a. a. O. Taf. IV, Abb. 7) wegen anderer Scherben bis auf weiteres als germanisch (Lüneb. Mus.-Bl. a. a. O.) anzusprechen.

4. Ferner in Hügel 8, Addenstorf, Kreis Ülzen (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 326) bei Bestattung I (von Form B) ein Ellenbogengelenk des Unterarmes eines Rindes, sowie ein Oberkiefer- und ein Unterkiefer-Stück (mit Zähnen) eines Hundes von mittlerer Größe, von etwa 40—50 cm Schulterhöhe. Diese Knochen lagen auf einem Haufen unmittelbar über dem Rande der Leichenkiste.

5. Bei Bestattung II (von Form B) Backenzahn eines Schafes oder einer Ziege und zwar Zahn eines jüngeren Tieres, der eben erst den Kiefer durchbrochen hat.

Digitized by Google

Auch diese Tierreste (4, 5) machen den Eindruck, daß sie einem Feuer nicht ausgesetzt wurden. Bei 4 und 5 handelt es sich ja auch um Skelett-Bestattungen in Holzkisten.

6. Im steinzeitlichen Hügel von Ohlendorf (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 310) lag 0,24 m über dem Rande der Opferstelle ein Tierknochen, nämlich der rechte Unterkieferast eines Rindes.

Erwähnen in diesem Zusammenhange möchte ich noch die Urne 1. des kleinen früheisenzeitlichen Hügels 9 von Deutsch-Evern („Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen" I, 1/2, S. 38), weil auf ihr eine Schale stand (a. a. O. Taf.IV, Abb. 4), in der winzige — nicht mehr bestimmbare — Knochenreste lagen. Die Vermutung liegt sehr nahe, daß die Schale ein Opfer enthielt. Aufrecht auf anderen Gefäßen stehende Gefäße (Schalen) sind ja eine große Seltenheit; die Regel in der frühen Eisenzeit ist, daß das andere Gefäß als Deckel (Verschluß) übergestülpt ist.

7. Zwischen den Steinmassen über der Bestattung des Grabes 1 in Hügel 2, Buendorf (Luchsberg) — siehe nachstehend II, 4 — lagen einige Knochen, wie auch einer im Niveau der Bestattung neben der Speerspitze (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 322/323). Diese Knochen stammen wahrscheinlich vom Rind. Sie machen den Eindruck, daß sie stärkeres Feuer bekommen haben.

8. In der Nordwestecke des Skelettgrabes in Grabhügel 1, Kolkhageu (vgl. den Eingang dieser Abhandlung und Taf. XII, Abb. 2 f) wurden Knochen gefunden, die anscheinend einem starken Feuer ausgesetzt gewesen sind; bei ihnen lag ein Klopfstein. Es ist leider nicht möglich, sicher zu bestimmen, ob diese Knochen von einem Menschen oder einem Tiere herrühren. Ich komme auf diese Knochen noch zurück.

9. In den „Lüneb. Mus.-Bl. Heft 6, S. 154/156" habe ich von einer Bestattung nebst Beigaben (a. a. O. Taf. II, Abb. 2) gesprochen, die 2 m südlich von der zentralen Bestattung lag. Diese zweite — also nicht zentrale — Bestattung hat sich jetzt auf Grund der Untersuchung der Knochen als Tieropfer herausgestellt, auf welches die Beigaben für die zentrale (Brand-) Bestattung gelegt wurden. Es handelt sich um den bronzezeitlichen Hügel 1, Addenstorf (O. Oetzmann), Kreis Ülzen.

10. In den „Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 327" wird unter „8. Hof Freschenhausen bei Stelle, Kreis Winsen a. d. L.

„Auf dem Stüberg" (Hofbes. Becker)

Isoliert liegender Rundhügel"

gesagt: „In diesem Hügel wurde eine wahrscheinlich bronzezeitliche Nachbestattung, die aber auch als Totenopfer für ein nicht mehr (soll heißen: nicht mehr mit Sicherheit) festzustellendes Skelett-Hauptgrab aufgefaßt werden könnte, konstatiert .... usw. usw." In der Tat handelt es sich um ein Tieropfer.

Digitized by Google

Der Hügel gehört aller Wahrscheinlichkeit nach in die frühe Bronzezeit.

11. Der Hügel 2 vom Luchsberg Buendorf-Dahlenburg (Kreis Bleckede) enthielt drei Bestattungen im selben Niveau (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 322/23), außerdem oberhalb der Bestattungen mehrere Feuerstellen und vier Stellen mit im Feuer gewesenen Knochen. Von drei Stellen konnten die Knochen nicht bestimmt werden. Die vierte (von 1 m Durchmesser und 0,03 m Tiefe), mit Holzkohle durchsetzte enthielt Knochen vom Hirsch.

Die Knochen von 9, 10, 11 gleichen, was den Grad der Feuerwirkung und die Zerstückelung betrifft, menschlichem Leichenbrande vorgeschichtlichen Typs. Sie waren also der gleichen Behandlung ausgesetzt. Da in solchen Knochenbränden viele kleine Stücke vorkommen, so sind für osteologische Bestimmungen im allgemeinen nur die größeren Knochen brauchbar.

Die eigentlichen Opferstätten möchte ich in zwei Abschnitten behandeln, nämlich im dritten Abschnitt die altarähnlichen, im zweiten Abschnitt alle übrigen.

Im ganzen habe ich solche Opferstätten in 17 Hügeln beobachten können, die sämtlich den letzten Abschnitten der Steinzeit oder den drei ersten Bronzeperioden angehören bis auf 2 Hügel, von denen der eine (Tatendorf) der vierten, der andere (Melbeck, Hügel 9) der fünften Bronzeperiode, und zwar deren letzter Hälfte angehören dürfte.

2. Die nicht altarähnlichen Opferstätten.

A. Steinzeit.

1. Ein brunnenähnlicher Opferbau in Hügel 1 (Benecke), Bruchtorf, Kreis Ülzen. Die Grabform war eine rohe Steinkiste (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 7, S. 206). Die Abbildung Taf. XV, Abb. 6 bringt nur den brunnenähnlichen Opferbau. Die Opferstätte befand sich südwestlich von dem westlichen, offenen Ende der Steinkiste, also zu Füßen des Skelettes. Der Durchmesser des aus drei übereinander liegenden Steinschichten gebildeten Rundbaues betrug 1,50 m, derjenige der eigentlichen Höhlung 0,70 m, die Höhe des Baues 0,50 m. Oben auf dem Steinringe wurde ein sägeähnliches Objekt aus Feuerstein (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, Taf. I, Abb. 10) gefunden, während die von den Steinen umzirkte Erde eine auffällig schwarze Färbung zeigte. Daß übrigens viele der von mir als Opferstätten angesprochenen Steinbauten usw. keine Funde ergeben haben, erklärt sich dadurch, daß wohl meist vergängliche Sachen — Nahrungsmittel — geopfert wurden.

Digitized by Google

2. Ein rechteckiger flacher Anbau an das steinzeitliche Hockergrab im Grabhügel von Ohlendorf (H. Behr) bei Ramelsloh, Kreis Winsen a. d. L. (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 310). Auf der Abbildung Taf. XIII, Abb. 1 ist der Opferbezirk schraffiert. Er enthielt (unverzierte) Scherben, Holzkohlen und stark verbrannte Knochen. Leider ist es unmöglich, diese Knochen daraufhin zu bestimmen, ob sie vom Menschen oder von einem Tiere herrühren.

3. Ein flacher ringförmiger Aufbau von 0,80 m Durchmesser und kleiner Mittelhöhlung am Kopfende einer steinzeitlichen „Bestattung zwischen Brettern". Der Steinbau, der keine Funde barg, ist abgebildet Taf. XV, Abb. 5. Es handelt sich um Hügel 5 (Sander), Addenstorf, Kreis Ülzen (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 310/311).

4. Der steinzeitliche Hügel 2 (Benecke), Bruchtorf, Kreis Ülzen (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 312) zeigte 2 m westlich der Bestattung ein mehrschichtiges ovales Pflaster (0,55 m : 0,35 m) von mit schwarzer Erde durchsetzten, feuermürben flachen Steinen. Ungefähr 1 m davon lagen auf einem Holzbrette stark verbrannte Knochenteile von rein weißer Färbung. Auch von diesen Knochenresten kann nicht gesagt werden, ob sie vom Menschen oder von einem Tiere herrühren.

5. Der steinzeitliche Hügel 1 von Molbath, Kreis Ülzen (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 314/315), der eine Steinkammer enthielt, zeigte im Osten der Kammer — bis fast unmittelbar an sie heran — eine große Feuerstelle von 1,20 : 0,90 m Ausdehnung und von 0,80 m Tiefe (bei 0,50 m unter dem Hügelmantel beginnend). Sie enthielt außer schwarzkohliger Erde Reste von Holzkohle und viele Feuersteinsplissen mit Schlagkegel. In ihren untersten Schichten wurde die Erde ganz weißaschig. Es hat hier also ein starkes Feuer gelodert. Aus den Feuersteinsplissen, die zum Abschaben von Knochen oder ähnlichem gedient haben dürften, schließe ich, daß es sich in diesem Falle mit ziemlicher Gewißheit um einen Opferschmaus gehandelt hat.

B. Bronzezeit.

1. Ein kleiner länglicher, tief gehender Steinbau, ganz mit schwarzen Holzscheiten durchsetzt, genau im Osten und zwar ganz unten (über dem Urboden) am Rande des großen, einzeln liegenden Hügels auf dem Stüberg, Hof Freschenhausen (Becker), Kreis Winsen a. d. Lühe) (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 327). Es dürfte sich um eine Opferstätte oder ein Ritualfeuer handeln. Die Zeit des Hügels ist unsicher, aber auf Grund meiner späteren Untersuchungen von Grabhügeln in Kolkhagen (1912) möchte ich heute doch glauben, daß der Hügel ein auf dem Urboden liegendes frühbronzezeitliches Skelett enthalten hat.

Digitized by Google

2. Der Hügel 2 von Tatendorf (Luhmann), Kreis Ülzen (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 7, S. 204), welcher am besten der Bronzeperiode IV zugezählt wird, enthielt mehrere Urnen mit Leichenbrand. Vor zwei der Urnen lag je ein flacher Stein (Taf. XVI, Abb. 1). Diese beiden Steine dürften einer Opfergabe gedient haben.

3. Diese Vermutung dürfte eine Bestätigung erfahren durch drei flache Steine in dem (erst 1912) untersuchten Hügel 4. bei Kolkhagen (Suhrhop), Landkreis Lüneburg, der, auf Grund der Grabformen, sowie der gefundenen Bruchstücke einer hannov. Plattenfibel (Taf. XVI, Abb. 6) der Bronzeperiode III zuzurechnen ist. Diese drei Steine lagen in Abständen von 1 m in einer von Südost nach Nordwest orientierten Linie, die in einem Abstande von ½ m der Grabanlage (Taf. XVI, Abb. 2) parallel lief. Diese enthielt aller Wahrscheinlichkeit nach drei Gräber. Die Skelette waren spurlos vergangen und die Gräber selbst führten keine Beigaben. Dagegen könnten den drei Bestattungen die drei Steine und die drei Bruchstücke der Fibel entsprechen. Von diesen lag das eine (das Bügelfragment) am Rande des mittleren Steines, die beiden anderen Stücke vor diesem und dem südöstlichen Stein, allerdings etwas tiefer als diese. Die Bruchstücke lagen nach Nordosten, also von Nordost nach Südwest gerechnet: erst die drei Stücke, dann die drei Steine, dann die drei Gräber.

Es sind an dieser Stelle auch zu besprechen die in kleinen Steinkisten in den Seitenwänden bronzezeitlicher Gräber (von Form 1, 2, 3, vgl. Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 320) stehenden Tongefäße, die offenbar zur Aufnahme einer Opfergabe (Wegzehrung) für den Toten bestimmt waren. Man lese hierüber Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 319/320. Bisher habe ich sechsmal solche „Seitenwand"-Urnen beobachten können. In drei Fällen enthielten diese Urnen Knochen, und zwar wenige. Ich muß an dieser Stelle mich zu einer Voreiligkeit bekennen: auf S. 320 (a. a. O.) habe ich gesagt, daß es sich in diesen Fällen wohl um ein „Menschenopfer" handeln müßte. Die — erst später erfolgte — Untersuchung der betreffenden (stark verbrannten) Knochen hat aber bei den „Seitenwand"-Urnen von Ohlendorf, Mistbargenfeld, und von Buendorf, Grabhügel 2, Grab 2 das Gegenteil ergeben, nämlich, daß es sich um Tierknochen handelt. Die (gleichfalls wenigen) Knochen aus der Seitenwand-Urne des Grabhügels 2, Melbeck, sind von den Herren, die in meiner Vertretung diesen Hügel sonst in gewissenhafter Weise untersucht haben, nicht aufgehoben worden. Aber der Analogieschluß liegt nahe. Wir haben es also:

4. in der „Seitenwand"-Urne von Ohlendorf, Mistbargenfeld, a. a. O. S. 3/9, 320 (Taf. XII, Abb. 6 in der Ecke oben links) mit Tierknochen zu tun, die wahrscheinlich vom Schaf oder von der Ziege herrühren und einem starken Feuer ausgesetzt waren.

Digitized by Google

5. in der „Seitenwand"-Urne (Schale) von Buëndorf, Grabhügel 2, Grab 2 (a. a. O. S. 323/24) gleichfalls mit Tierknochen, die aber nicht näher zu bestimmen sind. Auch diese Knochen haben starkes Feuer bekommen.

Damit fallen meine Vermutungen, die ich „über Einschleppung dieser Knochen in die Schale durch Tiere vom Leichenbrandlager des Grabes" auf S. 323 unten (a. a. O.) ausgesprochen habe —, um so mehr, als sich diese in der Schale liegenden Knöchelchen auch in der (rein weißen) Färbung von denen des (menschlichen) Leichenbrandlagers im Grabe deutlich unterscheiden, und es wird auch die Annahme wahrscheinlich, daß die beiden in der Schale liegenden Tannenzäpfchen für den Bestatteten von Menschenhand hineingelegt sind.

6. In der „Seitenwand"-Urne des Grabhügels 2, Melbeck, lagen gleichfalls (wenige) Knochen, die aber, wie schon bemerkt, nicht aufbewahrt wurden.

C. Aus der Übergangszeit zur Eisenzeit.

In „den Urnenfriedhöfen in Niedersachsen Bd. I, Heft 1/2" habe ich auf S. 36/37 bei Besprechung des Hügels VI der Deutsch-Everner Hügelgruppe gesagt, daß dieser Hügel zwei Bestattungen enthalten habe. Ich bin aber bei Niederschrift der vorliegenden Arbeit zu der Überzeugung gekommen, daß das als b) Bestattung II angesprochene Ereignis (a. a. O. Taf. IV, Abb. 1 links) eine „Opferstätte" für die eigentliche Bestattung (a. a. O. Taf. IV, Abb. 1 rechts) darstellt mit folgendem Inhalt: ganz wenige Knöchelchen (nach Analogie Ohlendorf, Mistbargenfeld, Melbeck, Hügel 2, Buëndorf, Hügel 2, Grab 2: wohl „Tier"knochen) in einem Henkelgefäß.

Dieser „Opferbau" ist auf dem inneren Museumshofe zu Lüneburg wieder, wie in situ, aufgestellt worden.

3. Die altarähnlichen Opferstätten.

A. Steinzeit.

In dem langen schmalen Hünenbette (Langdysse) ohne Steinkammer in Bavendorf (Steinhauer), Landkreis Lüneburg (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 309) wurde unmittelbar am Südwestende der „Fliesen"pflasterung, in deren Mitte die Beigaben für das vergangene Skelett lagen, der Leichenbrand eines jungen Menschen[8]) gesichtet, auf den ich im nächsten Kapitel zu sprechen komme, während einen halben Meter von dem Nordostende der Pflasterung ein kleiner altarähnlicher Steinbau freigelegt wurde (Taf. XIII, Abb. 2a III und Abb. 2b). Zwei tiefer liegende Steine (schraffiert) sind umgeben von einem höher liegenden Steinhalbkreis, vor den schraffierten

[8]) Nach der Bestimmung durch Hahne: einer weiblichen Person von etwa 20 Jahren.

Digitized by Google

Steinen befinden sich zwei zum Knien einladende Steine (punktiert). Der Opferbau, in dessen Bezirk die Erde sehr unrein war, war nach Osten geöffnet, so daß der Kniende nach Westen geschaut hätte. An der Nordecke der Altarwand sieht man zwei tiefer liegende (Stufen)steine (××).

B. Bronzezeit.

1. Im Hügel 1, Melbeck (Meyer), Landkreis Lüneburg (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 7, S. 204/205), der in die Bronzeperiode III gehört, wurde ganz am Rande und zwar genau im Süden ein altarähnlicher Steinbau freigelegt. Ein flacher Stein (schraffiert) liegt im Schutze eines ihn weit überragenden Steinhalbkreises, vor ihm befanden sich zwei (punktierte) schräg liegende Steine, die zum Knien (Taf. XIII, Abb. 3 und Taf. XVI, Abb. 4) einluden. Der Opfernde oder Betende würde nach Westen geblickt haben. Die Opferstätten von Melbeck und Bavendorf haben große Ähnlichkeit, nur daß die Melbecker zierlicher und symmetrischer gebaut wurde.

2. Im bronzezeitlichen Hügel 1 von Ohlendorf (Putensen „im Mistbargenfelde"), Landkreis Winsen a. d. L. (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 319/320) wurde im Osten des eigentlichen Grabes ein Opferbau gesichtet. Er war im Osten über der eigentlichen Grabanlage errichtet und zwar so, daß der Ostrand des Grabes (punktiert) unter seinem Weströande (schraffiert) lag (Taf. XII, Abb. 6). Der Opferaltar war nach Osten hin geöffnet; der Opfernde würde also beim Opfern nach Westen geblickt haben. Im Bereich des Altars fand sich kohlige Erde und zwei Urnenscherben. In der Nordostecke des Grabes (also unter der Nordwestecke der Opferstätte) stand in einer sehr regelmäßigen kleinen Steinkiste eine Urne, die leider nicht mehr zusammengesetzt werden konnte, mit einigen Tierknochen, wahrscheinlich von Schaf oder Ziege, die einem starken Feuer ausgesetzt gewesen sind.

3. Ganz flach unter der Hügeldecke im Zentrum des wahrscheinlich frühbronzezeitlichen Hügels auf dem Stüberg bei Hof Freschenhausen, Kreis Winsen a. d. L. wurde ein sichtlich zum Opfern bestimmter Steinbau (Taf. XIII, Abb. 4) mit zwei zum Knien einladenden Steinen (punktiert) freigelegt. Der Opfernde würde in diesem Falle nach Osten geblickt haben. Dieser Hügel enthielt noch einen zweiten, bereits unter II, B. 1 besprochenen Steinbau.

4. Über den Steinmassen der Bestattung a in Hügel 2, Buendorf, Kreis Bleckede (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 322/323· befand sich, ungefähr zentral, ein altarähnlicher Aufbau. Auf der Photographie Taf. XVI, Abb. 3 sieht man den Aufbau ganz im Vordergrunde. Von den im Zentrum etwas eingesunkenen (Lüneb. Mus.-Bl. a. a. O. S. 323, Abs. 1) Steinmassen des Grabes a sind erst die Ränder sichtbar. Die Bestattung a ist der Bronzeperiode III zuzuzählen.

Digitized by Google

5. Hügel 1 von Kolkhagen (Fuhrhop), Landkreis Lüneburg (Grabung 1912) enthielt im Osten einen nach Westen geöffneten Opferbau. Der Opfernde würde nach Osten geblickt haben (Taf. XII, Abb. 1, III, Taf. XIII, Abb. 5 und Taf. XVI, Abb. 5). In dem Opferbau wurden Reste von nicht verkohlten Holzbrettchen (schraffiert) gesichtet, auf denen wohl Gaben niedergelegt wurden. Der schraffierte Stein (1) lag schräg an Stein 2 angelehnt. Stein 2 zeigte eine dreieckige natürliche Vertiefung. Dieser Hügel (siehe den ersten Teil dieser Abhandlung) ist der Bronzeperiode II zuzurechnen.

6. Ganz am Rande von Hügel 3, Kolkhagen (Fuhrhop) und zwar genau im Süden lag ein großer Stein (Hünenstein) von 1,40 m Länge, 0,60 m Breite und 0,45 m Höhe. An seinem Ostende stand ein großer runder Stein (Taf. XIII, Abb. 6). Vor diesen beiden Steinen lagen kleinere Steine und zwischen diesen hart an der Südkante des Hünensteines ein Urnenscherben (×). Von den gleichen oder ähnlichen Urnenscherben wurden 13, in verschiedenen Höhenlagen kreisförmig im Hügelzentrum liegend, oberhalb der zentralen Bestattung, wie auch zwei in ihr gefunden. Derjenige, der den Urnenscherben an den großen Opferstein legte, den ich mit einer Altarplatte vergleichen möchte, würde nach Norden geblickt haben. Auch dieser Hügel ist aller Wahrscheinlichkeit nach in die Bronzeperiode II oder III (früh) zu setzen.

7. Die Abbildung Taf. XVI, Abb. 2 betrifft den Hügel 4, Kolkhagen (Fuhrhop), Landkreis Lüneburg (vgl. auch vorstehend: II, 2. B., 3; diese drei Steine waren schon vor der photographischen Aufnahme entfernt worden). In der Mitte (durch den Eisenstab getrennt) sieht man zwei auf den Beschauer zulaufende Bestattungen (die dritte liegt hinten quer zu diesen), am Fußende der linken einen flachen Stein, am Fußende der anderen einen kleinen altarähnlichen Aufbau. Beide — der flache Stein und der Aufbau — dürften Opferzwecken gedient haben, wobei der Opfernde nach Westen geblickt hätte. Der Hügel gehört in die Bronzeperiode III (Taf. XVI, Abb. 6).

8. Ein Opferaltar befand sich auch im eingangs dieser Abhandlung besprochenen Hügel 5, Kolkhagen (Sander). Über diesen Opferaltar (siehe die schraffierten und punktierten Steine Taf. XII, Abb. 3, III) ist bereits eingangs bei Beschreibung des Grabes II in Hügel 5, Kolkhagen, gesprochen worden. Ich mache nur noch darauf aufmerksam, daß zwei Steine (punktiert) zum Knien einluden. Der Kniende oder Opfernde würde nach Westen geblickt und sich am Fußende des Grabes (II) befunden haben. Genau so wäre die Situation in dem unter 7 besprochenen Hügel 4 gewesen.

9. Sodann käme noch in Betracht der große Opferstein in Hügel 14, Deutsch-Evern, den ich schon vorher ausführlich im Schlußabschnitt über die „stelenartigen" Grabsteine besprochen habe. Ich gebe an dieser Stelle noch einmal die Abbildung (Taf. XV, Abb. 1) und bemerke nochmals, daß um und unter dem Stein, der genau am Ostpunkt des Hügelrandes lag, viel Holzkohle gesichtet wurde. Rechts und links von dem Stein, der ja einer

Digitized by Google

Altarplatte ähnelt, befanden sich zwei flache Steinpackungen, von denen die rechte obenauf liegende Tonscherben führte. Wegen der Grabform [Skelett in einem aufgemauerten Oval, Lüneb. Mus.-Bl. Heft 6, Taf. I] ist dieser Hügel einem frühen Abschnitt der Bronzeperiode III zuzuschreiben.

An dieser Stelle möchte ich meinen herzlichsten Dank abstatten den Herren, die so gütig waren, die Knochen zu bestimmen, nämlich Herrn Präparator Wiese vom Naturhistorischen Museum in Hamburg und Herrn Dr. Hilzheimer in Stuttgart.

Zusammenfassung.

Gebet und Opfer sind uralter Kultbesitz aller Völker. „Nur wenige Naturvölker kennen das Opfer ohne Gebet“ [9]). „Das Gebet ist gewissermaßen die Begründung des Opfers.“ „Den Seelen brachte man die Spenden (die Opfer) besonders an Gräbern.“ „Päpste und Konzilien eifern gegen diese sacrificia mortuorum oder gegen das sacrilegium ad sepulchra mortuorum.“ „Diese sacrificia waren Opfer, die dem Verstorbenen gebracht wurden und an die sich in der Regel eine Opfermahlzeit anschloß, die der Tote verlangte und an der er selbst teilnahm.“ (Mogk a. a. O. S. 384). „Von der einfachsten Spende bis zum blutigen Opfer, ja selbst von Menschenopfern lassen sich Beispiele finden“ (a. a. O. S. 386).

Halten wir uns nur zunächst an das Opfer ohne besondere Opferstätte, so sehen wir, daß sechsmal Tieropfer von nicht verbrannten Tieren in Grabhügeln der Steinzeit (einmal), der Bronzezeit (dreimal), der späten Völkerwanderungs-(Sachsen-)Zeit (zweimal) beobachtet werden konnten. Viermal (in Grabhügeln der Bronzezeit) waren die Tierknochen im Feuer gewesen. Einmal (Kolkhagen, Grabhügel 1) konnte nicht mit Sicherheit entschieden werden, ob es sich um Tier- oder Menschenknochen handelt. Wir haben es ja als reinen Glückszufall zu erachten, wenn uns aus so früher Zeit Knochenreste — jedenfalls nicht verbrannte — erhalten bleiben und diese glückhaften Beobachtungen geben uns neben vielen anderen von anderen Seiten gemachten das Recht, an eine weit verbreitete und während der ganzen germanischen Heidenzeit geübte „Sitte des Tieropfers für Verstorbene“ zu glauben. Auch aus der Zeit der Urnenfelder (siehe z. B. die „Nauheimer Funde“) haben wir reiche Belege, dann besonders drastische aus der Wendel- und Wikingerzeit. Das Norwegische Wikingerschiff aus dem Grabhügel bei Oseberg enthielt u. a. Tierskeletten 12 Rinder, 2 Pferde,

[9]) Eug. Mogk, „Kultus der alten Germanen“, in: Paul, Grundriß der germanischen Philologie. Teil III, Kap. XVI.

Digitized by Google

merkwürdigerweise ohne Köpfe. Ich erinnere noch an das steinzeitliche Skelett im Museum zu Weimar, welches zwischen zwei Rinderskeletten liegt. Auch jütische Skelettgräber der römischen Eisenzeit bei Aarhus, die Neergard untersucht hat, weisen gut erhaltene Tieropfer auf. Eine Veröffentlichung dieser reichen Gräber ist, so viel mir bekannt ist, noch nicht erfolgt. Deshalb darf ich nur andeuten. Aber wir haben eine Menge solcher Beobachtungen und so muß es mit diesen paar Hinweisen sein Bewenden haben. Meine persönlichen Beobachtungen und Funde sind also lediglich als Bestätigung der Regel oder wenigstens eines oft geübten Brauches aufzufassen. Die in Rede stehenden Tieropfer standen alle in Beziehungen zu Bestattungen, aber es waren für sie keine besonderen „Opferstätten" hergerichtet [10]).

Wenn wir uns nun zu den

„Opferstätten"

und zwar **zuerst zu den „nicht altarähnlichen"** wenden, so sehen wir, daß von den fünf steinzeitlichen eine (in Hügel 5, Addenstorf) nichts enthielt, drei schwarze (schwarzkohlige) Erde und die letzte, im steinzeitlichen Hügel von Ohlendorf, Holzkohle, Scherben und Knochen. Vier zeigen also noch heute erkennbare Spuren von Opfern.

Die vielen kleinen Feuersteinspäne (mit Schlagkegeln) in der Grube neben der Steinkammer von Molbath deuten auf einen Leichenschmaus.

Von den „nicht altarähnlichen" Opferstätten in sechs bronzezeitlichen Hügeln enthielt diejenige am Rande des Hügels auf dem Stüberg verkohlte Holzscheite, während die Opfersteine vor den Urnen des Tatendorfer Hügels keine Funde brachten, dagegen lag auf oder in der Nähe der drei flachen Steine in Hügel 4 Kolkhagen, je ein Bronzefragment. Ferner enthielten die drei besprochenen „Seitenwand"-Urnen verbrannte Knochen und zwar in zwei Fällen bestimmt Tierknochen, eine außerdem zwei Tannenzäpfchen. Die „früheisenzeitliche" Opferstätte in Deutsch-Evern, Hügel 6, enthielt gleichfalls in einem Tongefäße wenige Knochen.

Von den zehn **„altarähnlichen"** Opferstätten enthielten vier nichts, während die übrigen sechs Spuren von Opfern oder solche selbst aufwiesen. Die steinzeitliche im Hünenbette von Bavendorf enthielt sehr unreine Erde. Von den fünf übrig bleibenden bronzezeitlichen enthielt eine (im Hügel von Ohlendorf, Mistbargenfeld) kohlige Erde

[10]) Während der Niederschrift dieser Arbeit untersuchte ich eine durch ihren Inhalt und Nichtinhalt recht eigenartige Gruppe von sehr kleinen Hügeln auf dem Zeltberge bei Lüneburg aus der Zeit um 200 n. Chr. In zwei Urnen konnten außer menschlichem Leichenbrand Tierknochen festgestellt werden, nämlich in den Urnen aus Hügel 13 und 28, und zwar handelt es sich im letzteren Falle um Knochen eines Hundes, die auch dem Feuer ausgesetzt gewesen sind.

Digitized by Google

und zwei Urnenscherben, auch stand die „Seitenwand"-Urne mit wenigen Tierknochen (Taf. XII, Abb. 6 oben, links) sichtlich in nächster Beziehung zu ihr. Von den Kolkhagener Opferstätten enthielt die in Hügel 1 Reste von (nicht im Feuer gewesenen) Holzbrettchen, auf denen wohl Gaben niedergelegt wurden, die in Hügel 3 einen Urnenscherben und die in Hügel 5 ein Stückchen Bronze in einer von zwei Steinen gebildeten Spalte. Schließlich lag unter und um den großen Opferstein in Hügel 14 von Deutsch-Evern viel Holzkohle, während auf dem ihn rechts flankierenden Steinpflaster (Taf. XV, Abb. 1) Urnenscherben lagen.

Wenn ich noch einmal sämtliche Opferstätten zusammenfasse, so finden wir, daß es in bezug auf 5 von 21 Opferstätten heißen mußte: „sie enthielten nichts", auch keine auffällig gefärbte Erde, gaben also zu keinerlei Beobachtung Anlaß. Da nun die übrigen Befunde dafür sprechen, daß vielfach vergängliche Sachen, die wiederum zum großen Teile einem Feuer ausgesetzt und wohl verschmaust wurden, geopfert wurden, so können und müssen wir in bezug auf die kleine Minderheit „ergänzend" sagen: „sie enthielten heute nichts mehr", waren aber dereinst auch Opferstätten, was ja schon ihr mit den übrigen gleiches oder ähnliches Aussehen nahelegt.

Die eingangs dieses Abschnittes „bei den Opfern ohne besondere Opferstätte" erwähnten Tieropfer, bei denen die Knochen einem starken Feuer nicht ausgesetzt wurden und bei denen es sich wiederholt nur um Gebiß oder Zähne handelt, besonders auch die Beobachtungen und Funde in Hügel 1, Molbath (Steinzeit), beleuchten vortrefflich die Bemerkung Mogks (a. a. O.): „Diese sacrificia waren Opfer, die dem Verstorbenen gebracht wurden und an die sich in der Regel eine Opfermahlzeit anschloß, die der Tote verlangte und an der er selbst teilnahm."

Ich muß hier noch einmal den bereits aus Mogk (a. a. O.) zitierten Satz niederschreiben: „Das Gebet ist gewissermaßen die Begründung des Opfers." Von den „altarähnlichen" Opferstätten führten sechs, Bavendorf, Melbeck (Meyer), Stüberg (Freschenhausen), Kolkhagen (Hügel 1 und 5), Melbeck (Becker), Hügel 9, zwei Steine, Kolkhagen, Hügel 1, einen großen schräg gestellten Stein, die zum Knien vor dem Altar einluden. Auf den Abbildungen sind diese Kniesteine „punktiert" (Taf. XIII, Abb. 2 b, 3, 4, Taf. XII, Abb. 3, III). Bei allen Steinen hat Berichterstatter die Probe gemacht, siehe Taf. XIII, Abb. 3 und Taf. XVI, Abb. 4, Melbeck (Meyer), Hügel 1. Niederknien, zumal beim Opfern, muß aber mit „Bitten" — „Beten" in Zusammenhang stehen. Wir dürfen getrost schließen, daß die Haltung des Opfernden auch bei und vor den anderen in Rede stehenden Opferstätten die eines „kniend Betenden (Bittenden)" war, auch wenn zum Knien nicht besondere Vorrichtungen getroffen waren. Unsere Opferstätten, zumal diejenigen, die einem Hufeisen ähneln, also nach einer Seite für den zum Opfer Knienden geöffnet sind (Taf. XII, Abb. 6 (schraf-

Digitized by Google

fiert), Taf. XIII, Abb. 2, b, 3, 5) geben uns aber auch einen Anhalt, nach welcher Himmelsrichtung der Opfernde blickte.

Von sämtlichen 18 Opferstätten (ausschließlich der „Seitenwand"-Urnen) geben 12 ganz bestimmte Anhaltspunkte dafür: danach hätte der Opfernde siebenmal nach Westen, dreimal nach Osten und zweimal nach Norden geblickt. Sonnenuntergang und Sonnenaufgang waren also maßgebend, und wenn uns die im ersten Kapitel besprochenen kleinen Menhirs von „Sonnenbeobachtung" erzählen, so darf man die Orientierung unserer Opferstätten mit einem „Sonnenkult" in Beziehung bringen, dies um so mehr, wenn man die Orientierung der Bestattungen, in erster Linie der Skelettbestattungen ins Auge faßt. Von 23 hauptsächlich stein- oder bronzezeitlichen Skelettbestattungen und von drei Brandbestattungen (aus „Bronzeperiode III"), die hier in Betracht kommen, also von zusammen 26 Bestattungen waren 23 so angelegt, daß die Bestatteten von Ost nach West lagen und zwar konnte in acht Fällen die Lage des Kopfes festgestellt werden, nämlich ausnahmslos im Osten. Dreimal nur waren die Bestattungen von Nord nach Süd orientiert, aber so, daß einmal die Augen des Bestatteten nach Osten schauten, das andere Mal der Kopf im Süden lag. Für den dritten Ausnahmefall war die Lage des Kopfes nicht mehr festzustellen. Auch die Grabanlage also richtet sich nach Aufgang und Untergang der Sonne. Dabei war in verschiedenen Fällen zu beobachten, daß der Tote auf die Seite gebettet war, in der Weise, daß seine Augen in den Mittag nach Süden blickten. Auch Beltz betont bei der Besprechung der Grabanlagen der älteren Bronzezeit, daß die Gräber „fast stets ostwestlich gerichtet" sind (Beltz a. a. O. S. 200). Um Beweise dafür zu erbringen, daß von den Bewohnern der Lüneburger Heide schon in der Steinzeit und der frühen Bronzezeit ein Sonnenkult geübt wurde, brauchen wir also nicht außer Landes zu gehen, nicht nach England zum Stonehenge, nicht nach der Bretagne zu den Menhirs und Alignements. Wir finden diese Beweise bei uns selbst, wenn wir die Grabanlagen jener Zeiten sorgfältig aufdecken und erforschen.

Aus vorstehenden Ausführungen geht hervor, daß die Opfer teils in Gestalt von Feuer, teils in Lebensmitteln, teils in anorganischen Gegenständen oder Bruchstücken dargebracht wurden. Daß die Opfer in Beziehung zu den Bestattungen gestanden haben und daß sie von Familienangehörigen oder mindestens von Menschen, die nahe Beziehungen zu den Toten hatten, gespendet wurden, steht wohl außer Zweifel. Auch das geht aus fast allen Fundberichten hervor, daß sie entweder mit den Bestattungen gleichzeitig sein oder ihnen wenigstens zeitlich nahe stehen müssen. Zweifelhaft wird es wohl für die vorgeschichtlichen „Opfer" bleiben, ob sie aus Angst vor oder aus Fürsorge für die Toten dargebracht wurden. Die Vorgeschichtsforschung steht ja im allgemeinen auf dem Standpunkte, daß die Pietät ein Angstgeschöpf ist, daß also die bittende Fürsorge für den Toten sich aus der bebenden

Digitized by Google

Sorge vor ihm langsam entwickelt habe. Ebenso wird für die frühen Zeiten kaum zu ermitteln sein, ob man sich in der Furcht vor dem Toten oder in dem Fürsorgebedürfnis für ihn unmittelbar an ihn oder an eine vermittelnde Gottheit wandte. Daß diese Gottheit dann wahrscheinlich eine Sonnengottheit war, davon ist eben gesprochen worden. Jedenfalls aber darf man die aus Mogk zitierten Stellen über „Bitten, Beten, Gebet" für unsere frühen (hier in Rede stehenden) Zeiten nicht im „christlichen", sondern nur im „vorgeschichtlich-altheidnischen" Sinne auffassen, der für die Forschung oder jedenfalls einen großen Teil der Forscher bedeutet, daß die Opfernden nicht im Glauben an „liebe" Götter, sondern in Angstgefühlen in die Knie sanken und baten.

Ich komme nun zu den **Anzeichen von Menschenopfern in Grabhügeln.**

Auf S. 386 „Teil III Grundriß der deutschen Philologie" (Paul) heißt es im Kapitel XVI bei Besprechung der altgermanischen Opfer: „Von der einfachsten Spende bis zum blutigen Opfer, ja selbst von Menschenopfern lassen sich Beispiele finden." Ferner (an verschiedenen Stellen) dieses (XVI.) Kapitels: „Zweifellos ist das Menschenopfer das höchste und feierlichste aller Opfer." „Wohl sind die Menschenopfer bei den Germanen geleugnet worden, allein die Fülle der Zeugnisse stellt die Tatsache über allen Zweifel usw." „Auch Karl der Große eifert noch in den Capitulis de partibus Saxoniae (c. 9) gegen die Menschenopfer." „Das Menschenopfer war in der Regel ein Staatsopfer." Ich erinnere an das Staatsopfer in (Gamla) Upsala, von dem Adam von Bremen um 1070 berichtet: „Solet quoque post novem annos communis omnium Suenoniae provintiarum sollempnitas in Ubsola celebrari . . . . . Sacrificium itaque tale est. Ex omni animante quod masculinum est, novem capita offeruntur, quorum sanguine deos placari mos est. Corpora autem suspenduntur in lucum . . . . . Ibi etiam canes et equi pendent cum hominibus . . . . . ." Vgl. Almgren: „Ausflug nach Upsala (mit dem ersten baltischen Archäologenkongreß 1912) S. 13, 14, 15." — Man lese auch, was O. Schrader in seinem „Reallexikon der Indogerm. Altertumskunde" über Menschenopfer und Kannibalismus auf S. 603 sagt. — Ich verweise auch auf: „Seger, Die Entstehung der Leichenverbrennung in der jüngeren Steinzeit" (Korresp.-Blatt d. deutsch. Ges. f. Anthropologie usw. XLI. Jahrgang, Nr. 9/12). Seger bringt den „akzidentellen Charakter der Verbrennung in der megalithischen und jüngsten Steinzeit" in Verbindung mit Opferfeuern und rituellen Mahlzeiten. — Die frühgeschichtlichen Menschenopfer behandelt sehr eingehend Eug. Mogk: „Die Menschenopfer bei den Germanen" (im XXVII. Bande der Abhandl. der philol.-histor. Klasse der Kgl. sächs.

Digitized by Google

Gesellsch. der Wissenschaften). Mogk (S. 642) kommt zu dem Ergebnis, „daß das Menschenopfer ein „Kultakt" war, nicht aber ins Gebiet der „sakralen Rechtspflege" gehört.

Wie steht es denn nun mit den entsprechenden Tatsachen auf vorgeschichtlichem europäischen Gebiete?

Was zuerst den Kannibalismus (Menschenfresserei) betrifft, so verweise ich auf die Literaturangaben auf S. (90), Abs. 2 u. 3 des Jahrgangs XVI der „Berliner Zeitschr. f. Ethnologie" aus Anlaß der Besprechung der Fundverhältnisse „in der Höhle von Holzen (Kreis Holzminden)", die auf Kannibalismus zur Bronzezeit schließen ließen. Die „Mitteil. der Anthropol. Ges. in Wien Bd. 26" enthalten eine Abhandlung über: „Anthropophagie in der prähistorischen Ansiedlung bei Knovize und in der prähistorischen Zeit überhaupt." Man hat also mehrfach Fundumstände beobachtet, „welche auf Kannibalismus der Urbewohner Europas hindeuten".

Neuerdings hat Almgren Kannibalismus in „Kung Björns Hög" beobachtet, welcher der IV. Periode der Bronzezeit angehört, also etwa der Zeit um 1000 v. Chr.; Almgren sagt darüber auf S. 57 („Kung Björns Hög)": „Mutmaßliche Anzeichen dieser Sitte hatte man in Schweden bisher nur in den steinzeitlichen Ablagerungen der bekannten Grotte auf Stora Karlsö unweit Gotland gefunden (s. Ymer 1890, S. 287); aber in jüngster Zeit (Sommer 1905) hat man auch auf steinzeitlichen Wohnplätzen in Uppland (Åloppe, Mjölkbo) unter den zahlreichen Tierknochen einzelne zerstreute Menschenknochen gefunden.

Vielleicht könnte man sogar schon eine zusammenhänge Sitte in Uppland verfolgen: in der Steinzeit Kannibalismus als übliche Sitte, wenn die Gelegenheit es bot, in der Bronzezeit als ritueller Brauch bei einem besonders feierlichen Leichenschmause, und endlich am Ausgang der Heidenzeit (im 11. Jahrh.) Menschenopfer ohne Verzehrung der Leichen bei den großen, alle neun Jahre wiederkehrenden Feiern am Tempel von Gamla Upsala (nach Adam von Bremen, Lib. IV, 27)."

Kannibalismus habe ich bei meinen Grabungen im Lüneburgischen bisher noch nicht beobachtet.

Ich wende mich nun zu den Menschenopfern. — Auch hier liegen einige Beobachtungen vor:

Bei Besprechung der „Grabfunde der älteren Bronzezeit" sagt Beltz (Die vorgesch. Alt. M.-Schw. Textbd. S. 199/201) auf S. 201: „Von demselben Gesichtspunkte aus, als Totenopfer, sind auch vereinzelte Erscheinungen zu betrachten, wie die von Schwaan, wo unter der Grabstelle mehrere hockende Gerippe angetroffen wurden ....." Ferner sagt J. Naue bei Besprechung eines „Hügelgrabes bei Mühltal

Digitized by Google

(Oberbayern), das er der älteren Bronzezeit zuschreibt" (Berl. Zeitschr. f. Ethn. XXIII, S. 822/824) auf S. 824: „Daß in dem Grabhügel eine ganz hervorragende Person bestattet worden ist, beweisen neben . . . . . die Opfer von drei Ebern und die Mitbestattung von zwei weiteren Leichen, welche jedoch, ohne jede Beigabe, unter den untersten Steinlagen gefunden wurden." Hierzu vergleiche man „Die Bronzezeit in Oberbayern", wo Naue über dieselben Funde (S. 41, unten) u. a. zusammenfassend sagt: „Die Möglichkeit von Menschenopfern wäre deshalb wohl vorhanden, jedoch müßten wir sie dann als eine ganz besondere Ausnahme betrachten. Als eine solche sind aber auch die Opfer der drei Eber anzusehen . . . . . ."

Schließlich spricht A. Götze von „Menschenopfern im Bärenhügel bei Wohlsborn, Großh. Sachs.-Weimar" (Berl. Zeitschr. f. Ethn. XXV, S. 142/146): „Etwas Sicheres über die Zeit der ersten Anlage (des Hügels) läßt sich nicht sagen." „Einigen Anhalt gewähren die beiden kannelierten Gefäßscherben (Fig. 3)." „Sie stammen . . . . . von großen (amphorenartigen) Gefäßen . . . . . und zwar gehören diese dem älteren Teil der Hallstattzeit an" (S. 145). Auf S. 144 heißt es: „Der interessanteste Fund war aber eine mit den Skeletteilen von vier Menschen angefüllte Grube" . . . . . Dann auf S. 145: „Wie ist der interessante Fund aber nun zu deuten?" . . . . . „Ist es etwa eine feierliche Beisetzung von vier Personen?" „In der Hallstattzeit kommen ja allerdings Gräber vor, in denen man die Leichen in verschiedene Teile zerlegt hatte, ..., aber von einer solchen Zerstückelung, wie im vorliegenden Falle, ist nirgends die Rede." „Gerade dieses Moment des Zerstückelns tritt dagegen bei einer anderen Ritualform zutage: beim Opfer . . . ." „Für die Deutung dieses Fundes als Opfer und nicht als Hauptbegräbnis spricht außerdem noch die exzentrische Lage im Hügel und der gänzliche Mangel an Beigaben." „Daß übrigens sogar noch die historischen Germanen Menschenopfer bei Leichenbegängnissen kannten, geht aus der Edda (Sigurdharkvidha Fafnisbana thridhja) hervor, wo dem Sigurd nicht nur die Brynhild, sondern auch noch fünf Mägde und acht Knechte in den Tod folgen".

Aus der Hallstattperiode führt Undset (D. erste Auftr. d. Eisens in N.-Eur.) einen Opferplatz in der Bycistala-Höhle in Mähren an, welcher dem Anschein nach auch die Spuren von Menschenopfern enthielt."

Nachträglich kommt mir noch der Bericht Grösslers „über das Fürstengrab" bei Helmsdorf (Mansfelder Seekreis) zu Gesicht. (Jahresschr. f. d. Vorg. d. S.-Thür. Länder. Bd. 6). Dort (S. 46) heißt es: „2 Gefolgleute oder Diener wurden als Totenopfer getötet." Dagegen vermag ich der gleichen Annahme Grösslers auf S. 75 nicht zu folgen.

Digitized by Google

Diesen Beobachtungen kann ich eine eigene, m. E. ganz sichere aus der Steinzeit anfügen: Es handelt sich um das Erdhünenbett (ohne Steinkammer) in Bavendorf (vgl. Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 309 und vorstehend „III" Die altarähnlichen Opferstätten, A. Steinzeit). Unsere Abbildung (Taf. XIII, Abb. 2 a) zeigt also die 6 m lange und 1 m breite „Fliesen"pflasterung (Pflasterung mit von großen Blöcken abgesprengten Platten von „unterkambrischem" Sandstein), die in der Mitte und zwar auf dem Boden des 27 m langen, 3 m breiten und 1 m hohen Erdgrabes aufgedeckt wurde. Am Nordostende[11]) dieses Pflasters lag die bereits im vorigen Abschnitte besprochene altarähnliche Opferstätte (auf der angeführten Abb.: „III"); ungefähr in der Mitte der „Fliesenpflasterung", jedoch mehr nach deren Nordostende[11]) hin, lagen elf steinzeitliche Gefäßscherben, darunter ein mittelst Furchenstich ornamentierter und drei querschneidige Pfeilspitzen auf einem kleinen Raume beieinander (auf der angeführten Abb.: „I"). Unmittelbar am Südwestende[11]) der Pflasterung, also über 3 m von den Beigaben und 6 m von der Opferstätte entfernt, lag auf einem flachen Stein, der auf fünf anderen kreisförmig liegenden ruhte, der Leichenbrand eines Menschen, über den eine Schale, ohne Ornamente, gestülpt war. (Auf der angeführten Abb.: „II".) Nach Dafürhalten Hahnes, der den Leichenbrand eingehend untersuchte, handelt es sich um eine weibliche Person von etwa 20 Jahren.

Ich bin also der Überzeugung, daß hier ein freiwilliges oder unfreiwilliges Menschen-Brandopfer vorliegt für einen Toten, den man, mit Beigaben, auf die Pflasterung niedergelegt und dem man außerdem am Nordostende des Pflasters eine Opferstätte errichtet hat.

Man könnte Einwendungen erheben auf Grund der ornamentlosen Schale und man hat, bei flüchtiger Betrachtung derselben, solche erhoben bei der Tagung des Nordwestd. Verbandes f. Altert.-Forschung, Lüneburg, Ostern 1912 . . . . . nämlich dahingehend, daß man die „Schale samt Leichenbrand" als früheisenzeitliche Nachbestattung ansprechen wollte. Diese Einwendungen sind bei näherer Betrachtung hinfällig. Unsere Schale hat eine sehr schöne, strenge Form. Von 22 früheisenzeitlichen Schalen (meist Urnendeckeln), die ich zum Vergleich in den Lüneburger Beständen habe, haben nur zwei eine gewisse Ähnlichkeit in der Gesamtform, unterscheiden sich aber durch Einzelheiten. Aber noch mehr: Zwei ähnliche unverzierte Schalen stehen unter den „geschlossenen" steinzeitlichen Funden im Kopenhagener Nationalmuseum und kommen auch sonst vor. Auch Färbung und Ton der Schale sprechen für Steinzeit. Und was den Leichenbrand angeht, so ähnelt er, bei eingehenden Vergleichen, weit mehr dem Aussehen des frühbronzezeitlichen, wie des früheisenzeitlichen Leichenbrandes.

[11]) Die betreffenden Angaben in den L. Mus.-Bl. a. a. O. sind verwechselt.

Digitized by Google

Auch die Tatsache, daß die unteren Steine des Aufbaus für die Schale genau an dem einen Ende der Grabpflasterung und zwar in deren Höhe lagen, spricht gegen eine — meist oberflächliche — früheisenzeitliche Nachbestattung.

Nun könnte man sagen: der Leichenbrand unter der Schale bilde die Hauptbestattung und die dazu gehörigen Beigaben (siehe unsere Abb. bei I) habe man über 3 m davon auf die zentrale Fliesenpflasterung gelegt, d. h. man hätte es also mit einer steinzeitlichen Brandbestattung zu tun. Ein Blick auf die Abb. Taf. XIII, Abb. 2 a, ein Einblick in den vorstehend kurz angezogenen Fundbericht, vor allem aber die Parallelen in Mecklenburg-Schwerin müßten eine solche Meinung ad absurdum führen. Nach „Beltz (a. a. O.) S. 95/96 II. Hünenbetten ohne Steinkammern" „sind in Mecklenburg-Schwerin 14 solcher Gräber untersucht". „Der Inhalt ist sehr ärmlich, die Leiche meist spurlos vergangen." Von Leichenbrand ist also nirgends die Rede, sondern von „spurlos vergangenen Leichen", und zweimal ausdrücklich von „Resten eines Skelettes" oder vom „Skelett". Dann werden fast bei allen diesen mecklenburgischen Grabanlagen „Sandsteinplatten" als Pflaster erwähnt.

Also der Analogieschluß, daß auch der in unserem Bavendorfer Hünenbette Bestattete „unverbrannt" bestattet wurde, ist berechtigt. Ich bleibe also dabei, daß in Bavendorf dem „nicht verbrannten" Toten ein „menschliches Brandopfer" und zwar ein junges Weib von etwa 20 Jahren ins Grab gefolgt ist, dies um so mehr, als Pfeilspitzen für eine weibliche Person ja ganz abnorme Beigaben wären. Die Jagd war Sache des Mannes.

Hier hätten wir also einen m. E. sicheren Fall eines Menschenopfers für einen Verstorbenen in der Steinzeit und zwar für das dritte Jahrtausend vor Chr.

Zweifelhaft (ob Tier- oder Menschen-Opfer) bleiben die Fälle, in denen weder Herr Präparator Wiese, noch Herr Dr. Hilzheimer bestimmen konnten, ob die Knochen vom Menschen oder von einem Tiere stammen. Es trifft dies zu bei den in dieser Abhandlung besprochenen Grabhügeln von Ohlendorf (Steinzeit) (Taf. XIII, Abb. 1), siehe „Opferstätten" unter II. B, 2. A, 2., von Bruchtorf, Hügel 2, siehe denselben Abschnitt unter II. B, 2. A, 4., Kolkhagen, Hügel 1 (Taf. XII, Abb. 1/2), siehe den Eingang dieser Abhandlung und „Opferstätten" unter II. B, 1, 8., Deutsch-Evern, Hügel 6 (siehe „Opferstätten" unter II. B, 2, C.), Buendorf, Luchsberg, Hügel 2 (siehe „Opferstätten" unter II. B, 1, 11. und folgenden Abschnitt), Freschenhausen „Op de Heid" (siehe folgenden Abschnitt). Es handelt sich in diesen sechs Fällen (bis auf Freschenhausen) um verhältnismäßig wenige Knochen und auf Grund des Analogieschlusses muß man zu der Überzeugung kommen, daß hier in vier Fällen aller Wahrscheinlichkeit nach Tieropfer vorliegen. Dagegen bleibt

Digitized by Google

der Fall von Kolkhagen (Hügel 1) offen, weil dort an einem Knochen ein Bronzeklümpchen haftet und weil der Klopfstein (g) bei diesem Knochen (f) niedergelegt war (Taf. XII, Abb. 2), ebenso vielleicht der von Freschenhausen „Op de Heid".

In diesem letzten Kapitel bespreche ich die von mir beobachteten **„mehrfachen Bestattungen in Grabhügeln"** [12]), wobei zu betonen ist, daß hier nur solche „mehrfache" Bestattungen in Frage kommen, die als gleichzeitig oder soweit gleichzeitig anzusprechen sind, daß nicht ganze „Perioden" dazwischen liegen. Also die eigentlichen (durch längere Zeitspannen von der oder den Hauptbestattungen getrennten) Nachbestattungen scheiden aus. —

Man lese z. B. Montelius, „Über die Benutzung steinzeitlicher Gräber während der Bronzezeit" (Prähistor. Zeitschr. I, Heft 1). —

Anlaß zu der nachfolgenden Erörterung gibt mir die schon erwähnte Lüneburger Tagung des Nordwestdeutschen Verbandes, Ostern 1912, während welcher bei Besprechung meiner Grabungen Schuchhardt sich äußerte, wie zu lesen ist im Berichte über die 8. Tagung des genannten Verbandes im „Korrespondenzblatt des Gesamtvereines 1912 Nr. 7/8": „II. Gräber, 1. Die mehrfache Benutzung eines Hügels . . . . . „Mir (Schuchhardt) scheint, diese Beobachtungen (Lienaus) erhärten mehr und mehr die Auffassung, daß unsere ältesten Gräber, Hünenbetten wie Rundhügel, Geschlechtergräber gewesen sind, in denen neben dem Hauptgrabe Raum vorgesehen war für Neben- und Nachbestattungen . . . ." Man lese ferner Zeitschr. f. Ethnologie 1908, S. 813/819, wo Schuchhardt u. a. ausführt: „Daß wir in den megalithischen „Hünenbetten" einheitliche Anlagen zu sehen hätten, deren Steinkammer für eine vornehme Familie

[12]) Neuerdings hat Neergaard eine Abhandlung über „Tumulus à sépultures multiples" geschrieben. Neergard schließt seine Ausführungen, wie folgt: . . . . . « Jadis on donnait parfois à ces monuments préhistoriques le nom de «tumulus de famille». On supposait que c'etaient les membres d'un seul et même clan que l'on avait inhumés là à des époques diverses. Naturellement nous ne niérons pas que beaucoup de ces sépultures dans un même tumulus soient vraiment des tombeaux de famille: tel est certainement le cas par exemple pour de petites sépultures du récent âge du bronze. Maiscen'est pas une règle générale. Entre les sépultures les plus anciennes et les sépultures les plus récentes d'un même tumulus il peut s'intercaler souvent un millier d'années, un millénaire et demi ou davantage; deux sépultures contiguës sont souvent séparées par plus d'un siècle d'intervalle. Il faudrait donc plutôt dire, qu'en régle générale un tumulus n'était utilisé pour de nouvelles inhumations que quand avait disparu le souvenir des morts précédemment enterrés dans ses flancs.»

Digitized by Google

und deren langgestreckter Hügel für einfachere Leute zur Bestattung bereit gehalten werde". In der Diskussion (Berlin, 20. Juni 1908) wurde dieser Hypothese von E. Krause beigepflichtet, während ihr Kossinna widersprach. Ebenso verhält Beltz (D. vorgesch. Altert. Mecklenburg-Schwerins, Text S. 94) sich ablehnend: „Über Sinn und Bedeutung der länglichen Form kann man verschiedener Meinung sein: Brandstellen und vereinzelte Altsachen sind in dem freien Raum gewöhnlich gefunden, in einigen Fällen auch Bestattungen; letztere Beobachtung darf aber nicht in dem Sinne verallgemeinert werden, daß der Hügel die Grabstätte für das niedere Volk wäre, dessen bevorrechtete Mitglieder in den Kammern beigesetzt seien; näher liegt es, daß er zur Abhaltung der Grabzeremonien, Niederlegung von Weihegaben usw. bestimmt gewesen ist."

Ich lege meine persönlichen Beobachtungen nunmehr vor, zuerst diejenigen aus sämtlichen von mir untersuchten steinzeitlichen Grabanlagen:

1. Die Steinkiste in Bruchtorf (Hügel 1, Lüneb. Mus.-Bl. Heft 7, S. 206, Heft 8, S. 311/312) enthielt sicher nur ein Skelett. Für weitere Bestattungen außerhalb der Steinkiste bot der Hügel keinerlei Anhalt.

2. Auch für den Hügel 2, Bruchtorf (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 312) konnte nur eine Skelettbestattung nachgewiesen werden. Über die in der Nähe dieser Bestattung liegenden Knochen mit Feuerspuren ist im vorhergehenden Kapitel gesprochen worden.

3. In Hügel 3, Bruchtorf (a. a. O. S. 312/313) waren die Verhältnisse unklar. Der Platz der Bestattung konnte überhaupt nicht bestimmt werden.

4. Der wissenschaftlich ganz besonders wertvolle Hügel 4, Bruchtorf (a. a. O. S. 313/314) war ja von unberufener Hand zerstört worden. Für diesen sehr kleinen Hügel liegt die Möglichkeit (nicht die Wahrscheinlichkeit) vor, daß es sich um vier — mit je einem Zonenbecher ausgestattete — Skelettbestattungen gehandelt hat.

5. Das Bavendorfer Hünenbett (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 309) enthielt nur eine Skelettbestattung auf einer zentralen „Fliesen"- („Flachstein"-) Pflasterung. Über die dazu gehörige Schale mit dem Leichenbrand einer jungen weiblichen Person ist im vorigen Abschnitt verhandelt worden.

6. Der Hügel von Ohlendorf (a. a. O. S. 310) enthielt nur ein — wohlerhaltenes — Hockerskelett auf einer Steinunterlage. Über den zu der Grabanlage gehörigen Opferplatz mit Knochen ist bereits vorher gesprochen worden.

7. Der Hügel von Addenstorf (a. a. O. S. 310) enthielt sehr wahrscheinlich nur eine zentrale Bestattung.

Digitized by Google

8. Auch der Hügel von Rieklingen (a. a. O. S. 311) enthielt nur eine (steinzeitliche oder frühbronzezeitliche) Skelettbestattung, außerdem eine bronzezeitliche Nachbestattung Montelius III: Brandbestattung in Grabform 2 (a. a. O. S. 320).

9. Hügel 1 von Molbath (a. a. O. S. 314/315) enthielt eine (leider nicht wissenschaftlich untersuchte) Steinkammer. An ihrer Nordostecke lag ein großer flacher Stein (Hünenstein), unter dem skelettige Erde gesichtet wurde. Auf diesen Befund komme ich in der Zusammenfassung zurück.

Außerdem erthielt der Hügel eine steinzeitliche Nachbestattung (a. a. O. S. 315) mit nur einem (vergangenen) Skelett.

10. Hügel 2 von Molbath (a. a. O. S. 315) bietet keinen Anhalt für die Anzahl der Bestattungen.

11. Hügel 3 von Molbath (a. a. O. S. 315/316) enthielt nur eine Beigabe: eine schön ornamentierte Schale und man darf wohl auf nur eine Bestattung schließen.

12. Das „Hünenbett" von Tosterglope (a. a. O. S. 316) war schon von einem Sammler zum großen Teile untersucht worden. So viel mir bekannt geworden ist, ist eine oder sind mehrere Bestattungen in sicherer Weise nicht festgestellt worden.

In einem ähnlichen, aber kleineren „Hünenbette" von Bavendorf (siehe diesen Abschnitt unter 5), das in horizontaler Spatenführung in seiner ganzen Länge abgegraben wurde, waren die Verhältnisse klar.

13. In einem aus „Hünensteinen" gesetzten Steinzeitgrabmale von Radenbeck (a. a. O. S. 317/319) wurde mit größter Sicherheit nur eine Bestattung beobachtet, die ganz ähnliche Verhältnisse aufweist, wie sie Beltz von den Mecklenburgischen Steinkammern (a. a. O. S. 95, oben) berichtet.

Daß das Radenbecker Grabmal nur eine Bestattung aufweist, kann Zufall sein. Hier kommt es nur darauf an, daß Bestattungen anderer — minderwertiger — Art nicht vorhanden waren.

14. Neuerdings wurde auf dem Gemeindegebiete Wellendorf-Nateln (Kreis Ülzen) ein an Umfang und Höhe großer Hügel in Arbeit genommen, dessen Kanten aber noch nicht untersucht sind. In der Mitte und zwar auf dem Boden des hohen Hügels wurden mehrere Bestattungen in derselben Höhe und auf einem engen Raume aufgedeckt. Sämtliche (5?) Skelette haben gleichwertige Beigaben, die dem Ausgang der Steinzeit angehören. Die Skelette müssen gleichzeitig oder fast gleichzeitig in die Erde gekommen sein. Man wird den 2 m hohen Hügel (von 20 m Durchmesser) nicht immer wieder bis zum Boden aufgegraben haben.

In der nun für die Steinzeit erfolgenden Zusammenfassung kommt es darauf an, zu beweisen, daß Bestattungen minderwertiger Art

Digitized by Google

nicht beobachtet wurden, so daß in unseren Grabmalen eine Unterscheidung von „Hoch" und „Niedrig" („Herr" und „Volk") nicht gemacht werden kann. Unter diesem Gesichtswinkel scheiden gänzlich aus: 1, (3), 4, 7, 8, (10), 11, (12), (14). Es bleiben zu besprechen: 2, 5, 6, 9, 13.

2. Hügel 2 von Bruchtorf zeigte in der Nähe der Skelettbestattung „verbrannte Knochen". Über diese — als Opfer für den Toten — ist bereits im vorhergehenden Abschnitte verhandelt worden, ebenso über 5 („Hünenbett" von Bavendorf) und 6 (Grabhügel von Ohlendorf).

Auch diese scheiden also aus und es bleiben nur 9 und 13 zu besprechen, zumal auch Schuchhardt diese beiden Grabmale ausdrücklich für sich anführt (Korrespondenzbl. des Gesamtvereines, 1912, 7/8, S. 235/36 unter 1 und 2).

Bei 9., dem Hügel 1 von Molbath handelt es sich also um einen großen flachen Stein (Hünenstein) an der Nordostecke der Kammer, unter dem skelettige Erde gesichtet wurde. Hier liegt nun die Möglichkeit vor, daß es sich um ein Opfertier, ja überhaupt nur um Niederlegung von organischen Substanzen handelt. Auf ein Menschenskelett kann man „skelettige" Erde doch nur mit Recht beziehen, wenn die Grabform oder die Beigaben einen Anhalt bieten oder wenn man irgend einen oder mehrere Teile des menschlichen Skelettes aus der Erde herauspräparieren kann — oder aber wenn man in einer geschlossenen Hügelgruppe immer wieder skelettige Erde in Menschenlänge und an für Bestattungen geeigneter Stelle sichtet. Alle diese Voraussetzungen treffen für den vorliegenden Fall nicht zu.

Es bleibt noch 13., das Grabmal von Radenbeck, übrig. In den Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8 habe ich gesagt: „An dieser Wand (der Südostwand der Grabanlage) befand sich noch ein Anbau — also zwischen den inneren und äußeren Hünensteinen — aus einer Feldsteinlage von 2 m Länge und 1,75 m Breite. Zwischen diesen Steinen wurde ein in Furchenstich ornamentierter Scherben (ein Randstück) gefunden, der augenscheinlich zu dem zweiten zertrümmerten tassenähnlichen Gefäße der Bestattung gehört." Was soll hier nun eine Bestattung oder Bestattungen „des niederen Volkes" beweisen? Ich finde keinerlei Anhaltspunkte, wohl aber sehr starke dafür, daß es sich — zumal die Pflasterung ganz in der Nähe der Bestattung (a. a. O. S. 318) liegt — entweder um einen Zugang oder auch hier um einen „Anbau zum Opfern", einen Opferplatz handelt.

Unterstützt würde letztere Auffassung durch Beltz (a. a. O. S. 94): „Näher liegt es, daß er (der freie Raum) [in unserem Falle der Raum zwischen den äußeren und inneren Hünensteinen] zur Abhaltung von Grabzeremonien, Niederlegung von Weihegaben usw. bestimmt gewesen ist."

Oder sollen etwa folgende Vermerke (a. a. O. S. 318) einen Anhalt für weitere (minderwertige) Bestattungen im Grabmal von Radenbeck bieten?

Digitized by Google

„Im ganzen übrigen Grabgebiete, also zwischen den Hochkantsteinen der Bestattung und dem Südwestendstein wurden folgende Funde und Beobachtungen gemacht:

1. Funde: 4 ornamentierte Scherben (alle mit Tiefstich) an weit getrennten Punkten; ferner 2 Feuerschlagsteine[13]) und eine kleine Spitze, wahrscheinlich Speerspitze, die alle 3 — an verschiedenen Punkten — in der durch die Flankensteine (Hünensteine) und die äußere Kante des Feldsteinpflasters gebildeten Südostwand der Grabanlage staken." Grabbeigaben, besonders Pfeilspitzen, in den Seitenwänden steinzeitlicher, aber auch frühbronzezeitlicher (vgl. die Pfeilspitzenfunde in der Grabwand unseres Hügels 1 von Kolkhagen) Grabanlagen sind bekannt. Sie gelten den Bestattungen in der Kammer. Unsere Grabanlage enthält aber nur eine und zwar sehr typische (Beltz a. a. O. S. 95 oben) Grabanlage. „Wollte" man diese Wandbeigaben auf drei fernere (nicht nachweisbare) Bestattungen in der Kammer beziehen, so könnte es sich keineswegs um „minderwertige" Tote handeln, weil diese an Beigaben mindestens ebenso vornehm, wie der nachweisbar und „typisch" Bestattete mit seinen beiden Pfeilspitzen, ausgestattet gewesen wären.

Es bleiben noch die 4 ornamentierten an weit getrennten Punkten in der inneren Grabanlage gefundenen Scherben über. Diese 4 Scherben sind nur eine Bestätigung der Beobachtung, daß in den vorgeschichtlichen Grabanlagen, zumal in den steinzeitlichen und bronzezeitlichen, Scherben, absichtlich niedergelegte Scherben vorkommen: sei es (in seltenen Fällen) innerhalb der eigentlichen Gräber, sei es in den dazu gehörigen Opferstätten, was schon häufiger der Fall ist, sei es — und dies ist die Regel — in der Hügelerde auf Grund eines Rituals von bislang unbestimmbarer Bedeutung. (Unwillkürlich denkt man aber daran, daß es „noch heute Glück bringt, wenn ein Glas zerbricht", oder man erinnert sich der Polterabendgebräuche.) Es würde weit über den Rahmen dieser Arbeit führen, wenn ich hier meine vielfachen Beobachtungen über diese „rituellen" Grabscherben ausführlich niederschreiben und belegen wollte. Das gäbe eine Sonderabhandlung. Ich beschränke mich auf meine kurze Bemerkung in den „Urnenfriedhöfen von Niedersachsen I, Heft 1/2, S. 42":

„In den anderen (früheisenzeitlichen) Hügeln wurden Tonscherben, die nicht in Beziehung (soll heißen unmittelbarer Beziehung) zu den Urnen stehen, nicht gesichtet. Hier hat man also den Ritus, Scherben (oft nur einen oder zwei) in den Hügel zu legen, nicht ausgeübt. Dieser

[12]) Nicht „roh gearbeitete" Speerspitzen (a. a. O. S. 318 unten)! Ich verdanke diesen Hinweis O. Frödin. Auf Taf. III (L. M.-Bl. Heft 8) ist nur einer der Feuerschlagsteine abgebildet (Fig. 8), während Fig. 7 eine kleine (Speer-) Spitze darstellt.

Digitized by Google

Ritus ist, meinen Erfahrungen nach, nicht nur auf Stein- und Bronzezeit beschränkt. In manchem großen Hügel sind mir oder ist mir der rituelle Scherben geradezu zum Wegweiser für die Bestattung geworden." — Dann führe ich noch an, was Beltz (a. a. O. S. 201) bei Besprechung der Grabhügel der älteren Bronzezeit sagt: „Im Mantel der Hügel, auch zwischen den Steinen der Überdeckung, finden sich regelmäßig Brandstellen („Zeremonialfeuer" —, auch von dem Berichterstatter häufig in Lüneburger Hügeln beobachtet!) und Gefäßscherben, Reste der Totenfeier; gelegentlich Scherben mit Spuren absichtlicher Zerstörung auf einer Stelle in größerer Menge. Von demselben Gesichtspunkte aus, als Totenopfer, sind auch vereinzelte Erscheinungen zu betrachten ....."

Aus ähnlichen rituellen Erwägungen ist wohl der auch öfters, besonders in der frühen Eisenzeit, zu beobachtende Grabgebrauch hervorgegangen, zur Bestattung oder zur Beigabe nur den größeren oder kleineren Teil eines Gefäßes (ein Gefäßfragment) zu benutzen, wie auch die, seltener in der Bronzezeit, recht häufig in der frühen Eisenzeit, aber gelegentlich auch noch später, vorkommende Mitgabe von Bronze-, Eisen- oder Beinfragmenten bis zu winzigen Stückchen.

Es folgen nun die von mir beobachteten mehrfachen Bestattungen in Hügeln der Bronzezeit:

1. Der Hügel 14 von Deutsch-Evern (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 6, S. 152 und „Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen I, 1/2, S. 42") enthielt vielleicht drei Bestattungen ähnlichen Charakters, von denen aber nur eine sicher als solche anzusprechen ist (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 6, Taf. I). Außerdem enthielt er eine ganz flach unter dem Hügelmantel liegende früheisenzeitliche Nachbestattung.

2. Der Hügel 4 von Addenstorf (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 7, S. 203/204) enthielt drei Skelettbestattungen, das eine Skelett, ohne erhaltene Beigaben, war bis auf winzige Reste vergangen, die beiden anderen lagen kreuzweis übereinander. Aus den Beigaben ergibt sich, daß das obere Skelett ein männliches ist.

3. Der Hügel 8 von Addenstorf (Lüneb. Mus.-Bl. Heft 8, S. 326) führte vier Bestattungen, immer je zwei (auch der Lage nach zusammengehörige) desselben Typs (vgl. auch vorstehend unter „Tieropfern").

4. Der Hügel 2 von Melbeck (a. a. O. Heft 8, S. 324) enthielt außer der Hauptbestattung von Form 2 (a. a. O. S. 320) zwei „eigentliche" Nachbestattungen in Urnen.

5. Der Hügel von Freschenhausen „Op de Heid" (a. a. O. S. 321/322) enthielt außer der frühbronzezeitlichen Skelettbestattung von

Digitized by Google

Form A (a. a. O. S. 321) ein flacher liegendes ovales Knochenlager, von dem nicht zu sagen ist, ob es sich um eine (früheisenzeitliche) Nachbestattung oder um ein Tieropfer (mit Beziehung auf die Skelettbestattung) handelt. Die Knochen sind unbestimmbar.

Jedoch liegt wegen des Hügels Freschenhausen „auf dem Stüberg" (siehe „Opferstätten" unter II. B., 1, 10.) der Analogieschluß, daß es sich um ein Tieropfer handelt, sehr nahe.

6. Der Hügel 1 vom Luchsberg, Buëndorf-Dahlenburg (a. a. O. S. 322) muß, den Beigaben nach, zwei sehr reich ausgestattete Bestattungen enthalten haben: eine männliche und eine weibliche. Dieser Hügel ist vom Besitzer abgegraben worden.

7. Der Hügel 2 vom Luchsberg, Buëndorf (Dahlenburg), enthielt drei gleichwertige Bestattungen im selben Niveau (a. a. O. S. 322/323). Von diesen drei Bestattungen ist auf Grund der Beigaben die eine als männlich, die zweite wahrscheinlich als weiblich anzusprechen; von der dritten kann das Geschlecht nicht bestimmt werden. Außerdem enthielt der Hügel oberhalb der Bestattungen mehrere Feuerstellen und vier Stellen mit im Feuer gewesenen Knochen; von letzteren war die eine, mit Holzkohlestücken durchsetzte, 0,03 m tief und 1 m von Durchmesser. Es handelt sich bei ihr um „verbrannte" Knochen vom Hirsch. Der Analogieschluß für die übrigen drei Stellen — diese führten nur sehr wenige „verbrannte" Knochen — liegt nahe. Deren Knochen sind leider unbestimmbar.

8. Hügel 4, Kolkhagen (Fuhrhop), Landkreis Lüneburg, enthielt eng beieinander drei gleichartige Bestattungen im selben Niveau, davon die eine wahrscheinlich die eines Kindes.

9. Hügel 5, Kolkhagen (Fuhrhop) ist im Eingang dieser Abhandlung eingehend besprochen worden. Er enthielt drei — gleichwertige — Bestattungen.

10. Hügel 2, Natteln (Harms), Kreis Ülzen, enthielt fünf verschiedene Stellen mit „verbrannten" Knochen. Nur eine dieser Stellen führt eine größere Anzahl Knochen. Wegen der Beigaben „können" trotz der wenigen (noch nicht untersuchten) Knochen vier als Bestattungen angesprochen werden und zwar handelt es sich anscheinend um weibliche Brandbestattungen. (Im benachbarten Hügel lag ein gut erhaltenes Skelett mit einem Ohrring frühbronzezeitlicher Form.)

Berücksichtigt sind in dieser Aufstellung nur Hügel der **frühen** und **mittleren** Bronzezeit. Die vielen von mir untersuchten Hügel der späten Bronze- und der frühen Eisen-Zeit, die Brandbestattungen in Urnen führen, sind beiseite gelassen worden, ebenso diejenigen der Völkerwanderungs-Zeiten.

Digitized by Google

Im ganzen habe ich also **27** Hügel der *frühen* und *mittleren* Bronzezeit durchforscht: davon enthielten **14** *nur eine* Bestattung, **10** mehrfache Bestattungen, bei *dreien* waren die Verhältnisse unklar.

Von den 10 Hügeln mit mehrfachen Bestattungen zeigt keiner nachweisbare *minderwertige* Bestattungen (Volk) im Gegensatz zu den sichtbaren Hauptbestattungen. Vielmehr sind die Bestattungen gleichwertig. Aber sie geben auch keinen oder nur sehr schwachen Anhalt für *Geschlechter*gräber, (wogegen ja die 14 Hügel mit *nur einer* Bestattung *laut* sprechen), worunter *Schuchhardt* augenscheinlich etwas unseren „*Erbbegräbnissen*" Ähnliches verstanden wissen will. Die Höchstzahl der Bestattungen in einem Hügel beträgt überhaupt nur vier (3, 10), sonst drei (1, 2, 7, 8, 9) oder zwei (6). [Es scheiden für die in Rede stehende Frage ganz aus 4 (Nachbestattungen in Urnen) und 5 (nach Analogie wahrscheinlich *Tier*opfer)]. Beiseite lassen kann man auch 6 mit den zwei Gräbern, zumal dieser Hügel nicht vom Berichterstatter untersucht worden ist. Die Gräber von 2, 8, 9, 10 liegen nicht nur im selben Niveau, sondern sind auch von derselben Form. Es handelt sich also um gleichzeitig oder fast gleichzeitig verstorbene Familienangehörige. Ziemlich *sicher* um ein Ehepaar (wegen der Beigaben und der kreuzweisen Lage übereinander) handelt es sich bei 2, *mit größter Wahrscheinlichkeit* bei 8 und 9. Bei 2, 8, 9 würde es sich also um je ein Ehepaar und je eine dritte Person handeln. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelt es sich bei 3 um zwei Ehepaare, bei 7 um ein Ehepaar und eine dritte Person; hier, bei 3 und 7, unterscheiden sich aber die Grabformen, so daß in diesen beiden Fällen eine größere Zeitspanne zwischen den Bestattungen liegen könnte, obwohl die Niveaus nicht oder nicht erheblich verschieden sind. Dies ist bei 1 der Fall.

Man sieht also, *wie wenig* auch die 10 Hügel mit mehrfachen Bestattungen für „*Geschlechter*"-Gräber aussagen. Jedenfalls möchte auch ich von einer *Verallgemeinerung* abraten.

Was schließlich die in dieser Arbeit nicht in Betracht gezogenen Hügel der Völkerwanderungszeit betrifft, so geben diese gar keinen bezüglichen Anhalt, während bei den „Hügeln mit Urnen" der *späten Bronze*- und *frühen* Eisenzeit Hügel mit mehreren Urnen auch in meinem Forschungsgebiete vorkommen. Meist sind aber diese Hügel so klein, daß schon ihre äußere Form den Gedanken an „*Geschlechter*"-Gräber ausschließt. Es muß sich um gleichzeitig oder fast gleichzeitig Verstorbene handeln. Man denke nur an die Epidemien des Mittelalters, um zu verstehen, wie leicht in vorgeschichtlichen Zeiten ganze Familien oder mehrere Familienmitglieder gleichzeitig dahinsterben konnten.

Übrigens hat *Schuchhardt* auch nur „unsere ältesten Gräber, Hünenbetten, wie Rundhügel" im Auge.

Digitized by Google

Schlußbemerkung.

Es sollte mich freuen, wenn die vorstehende Arbeit von neuem dazu anregen würde, bei den Grabungen jeden Knochen, jedes Häufchen „verbrannter" Knochen sorgfältig gesondert aufzubewahren behufs Untersuchung, wie auch dazu Anlaß geben würde, die alten Knochenbestände in den Sammlungen bestimmen zu lassen. Auch zur Vorsicht in der Ausdrucksweise sollten meine Erfahrungen mahnen, nämlich — wie ich es früher selbst mehrfach getan habe — nicht **vor** der Untersuchung der Knochen von „Leichenbrand", sondern von „verbrannten" oder „im Feuer gewesenen" Knochen zu reden und zu schreiben. „Leichenbrand" wird gewohnheitsgemäß auf menschliche Knochen bezogen. Von „ihm" soll man also nur sprechen, wenn man ganz sicher ist, daß man verbrannte Knochen des Menschen vor sich hat.

Digitized by Google

Abb. 1. Kolkhagen, Hügel 1.

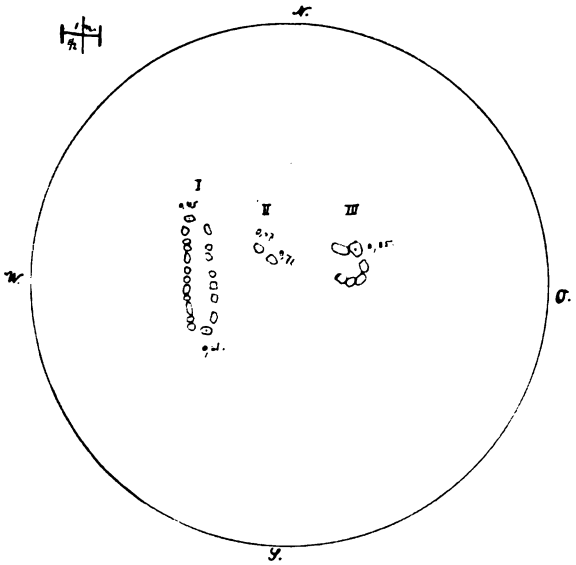


Abb. 2. Kolkhagen, Hügel 1.

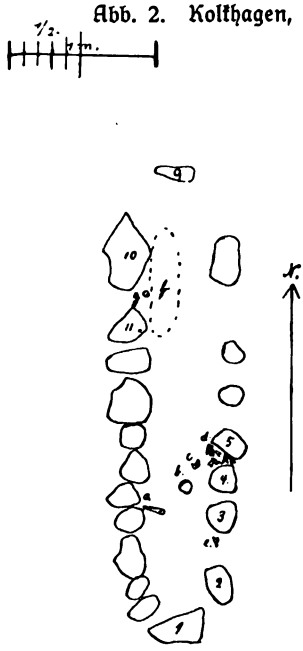


Abb. 3. Kolkhagen, Hügel 5.

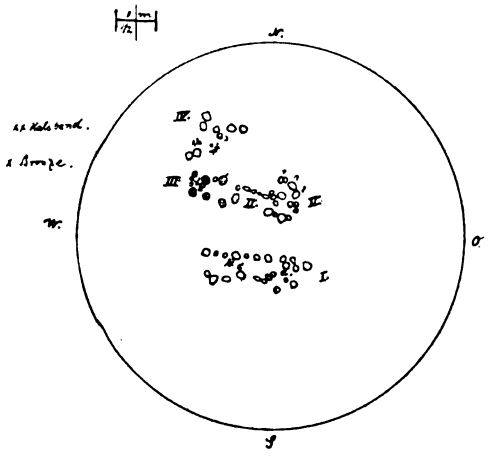


Abb. 4. Riecklingen.

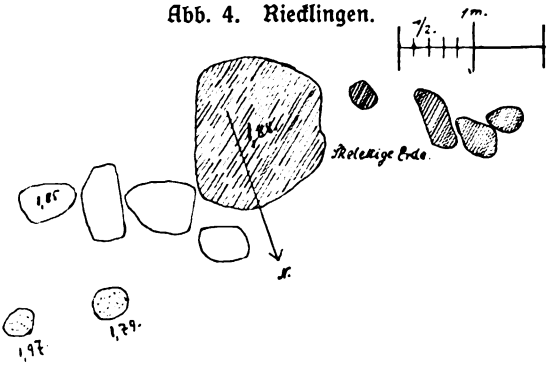


Abb. 5. Melbeck.

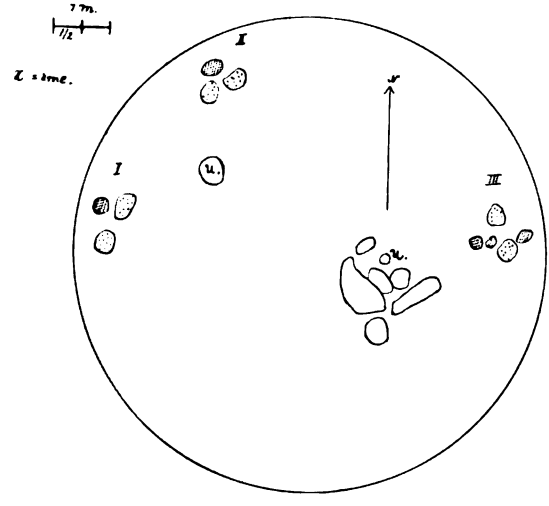
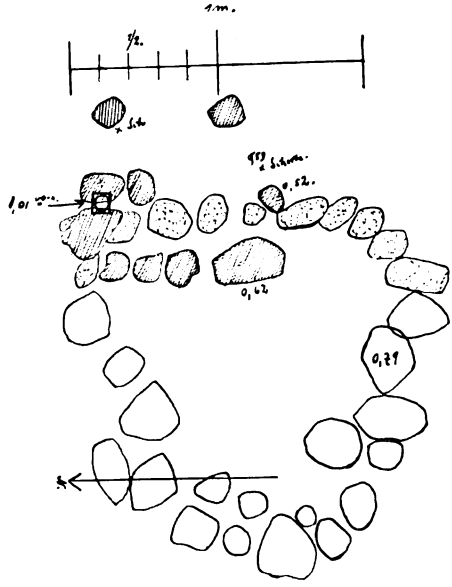


Abb. 6. Ohlendorf bei Ramelsloh.



Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

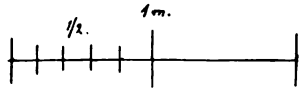


Abb. 1. Ohlendorf bei Ramelsloh.

Zahlen = oberes Niveellement der Steine.
m. Knochen.

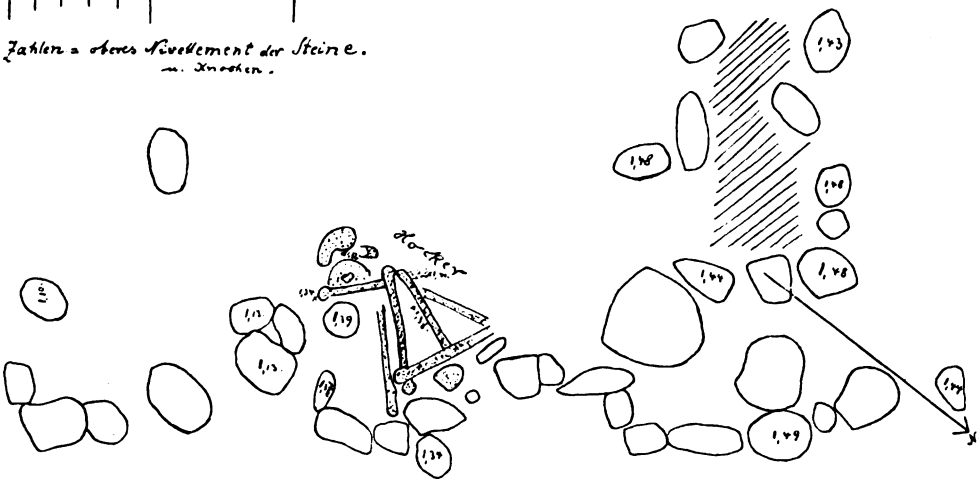


Abb. 2a. Bavendorf.

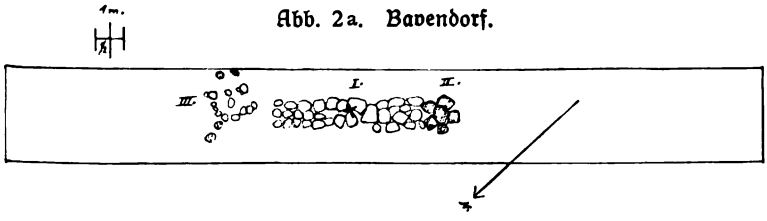


Abb. 2b. Bavendorf.

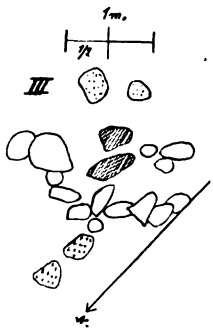


Abb. 3. Melbeck.

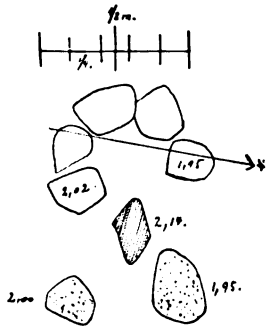


Abb. 4. Freschenhausen.

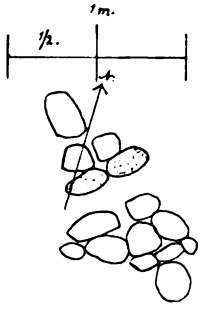
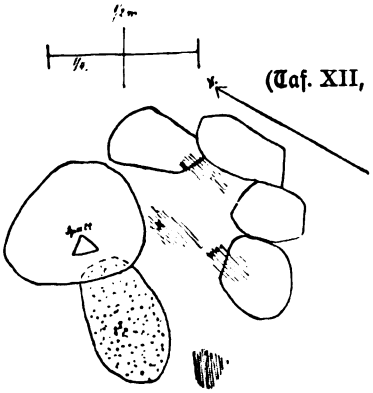
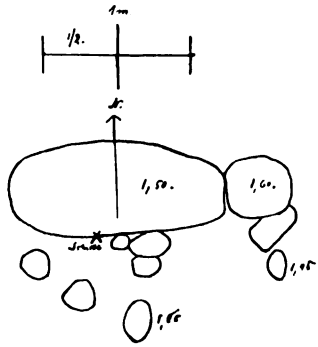


Abb. 5. Kolkhagen, Hügel 1.



(Taf. XII, Abb. 1, III)

Abb. 6. Kolkhagen, Hügel 3.



Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1. Kolkhagen, Hügel 1. 1/7.

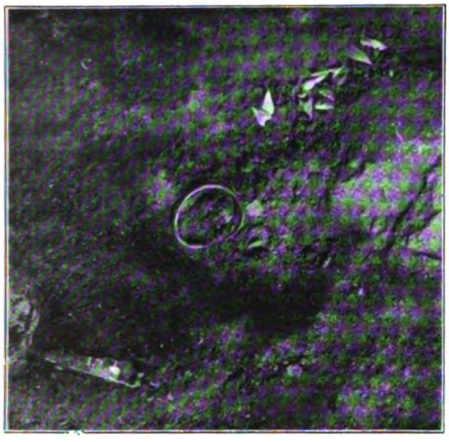


Abb. 2. Kolkhagen, Hügel 1. 1/2.

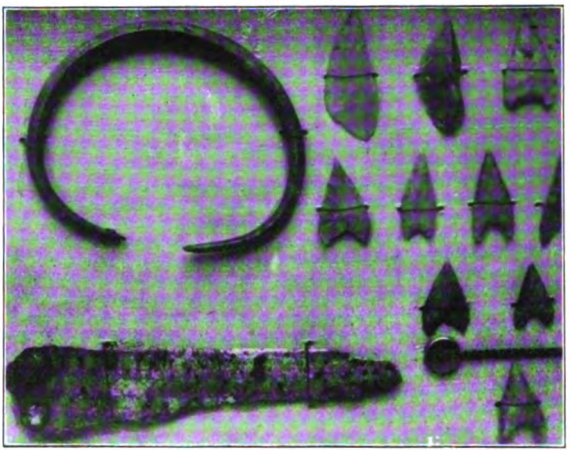


Abb. 3. Kolkhagen, Hügel 5. 1/60.

Abb. 4. Kolkhagen, Hügel 5. 2/5.

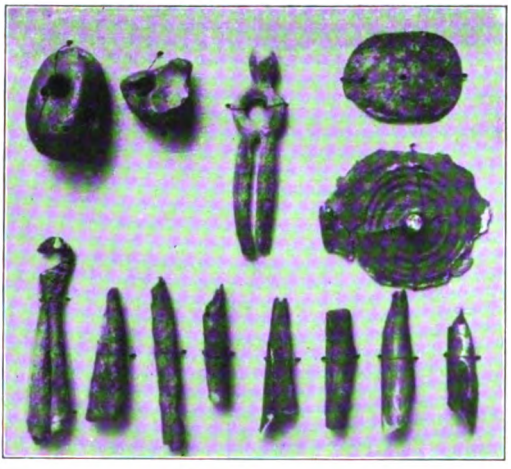


Abb. 5. Kolkhagen, Hügel 5. 1/2.

Abb. 6. Riecklingen. 1/10.

Abb. 7. Molbath. 1/17.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1. Deutsch-Evern. 1/40.

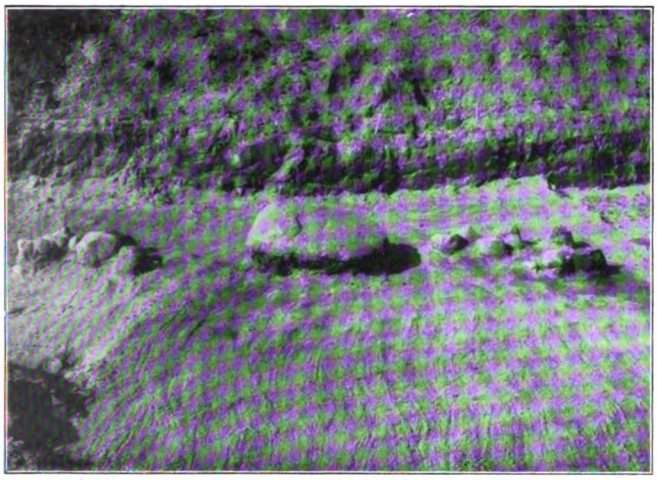


Abb. 2. Deutsch-Evern. 1/20.

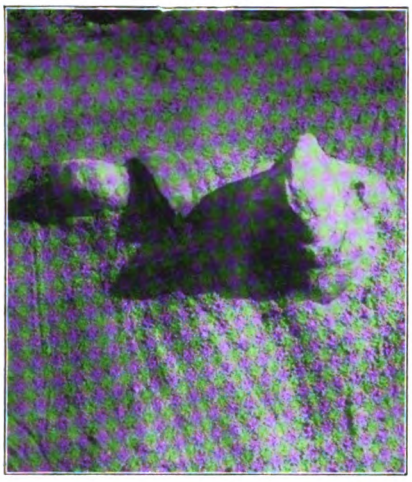


Abb. 3. Deutsch-Evern. 1/22.

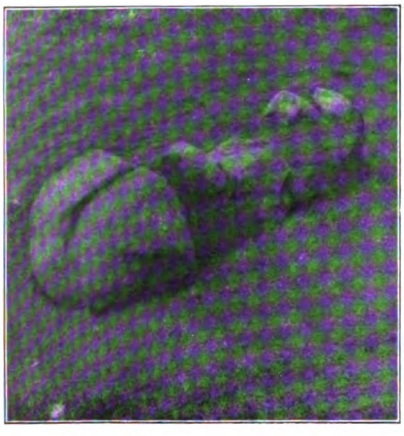


Abb. 4. Melbeck. 1/20.

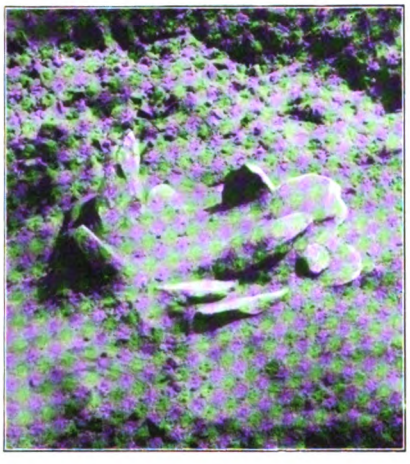
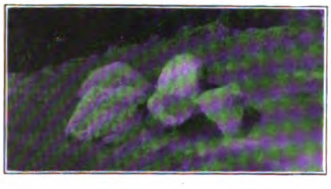


Abb. 6. Bruchtorf. 1/20.

Abb. 5. Addenstorf. 1/30.



Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 1. Tatendorf. 1/20.

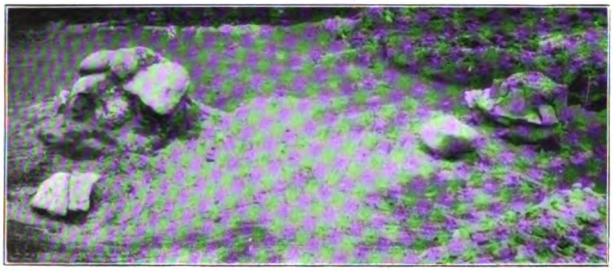


Abb. 2. Kolkhagen, Hügel 4. 1/70.

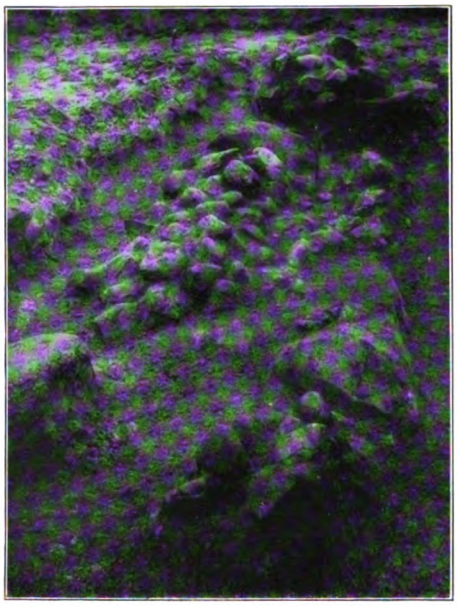


Abb. 3. Buëndorf. 1/30.

Abb. 4. Melbeck. 1/22.

Abb. 5. Kolkhagen, Hügel 1. 1/22.

Abb. 6. Kolkhagen, Hügel 4. 2/3.

Digitized by Google

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Mönchguter Altertümer aus vorgeschichtlicher Zeit.

Von Prof. Dr. A. Haas, Stettin.

Mit einer Textabbildung (Karte).

In einem älteren, sonst sehr zuverlässigen Rügenführer lesen wir: „Bemerkenswert ist, daß man auf der ganzen Halbinsel Mönchgut kein einziges Hünengrab wahrnimmt, welche man doch auf dem ganzen festen Rügen in großer Menge antrifft." Diese bisher unwidersprochen gebliebene Behauptung entspricht jedoch keineswegs den tatsächlichen Verhältnissen. Auch Mönchgut weist bis auf den heutigen Tag wohl noch ein Dutzend von Hünengräbern auf, und dazu kommen noch mehrere andere Grabanlagen, die, ohne äußerlich als solche gekennzeichnet zu sein, durch Zufall aufgedeckt wurden. Immerhin ist Mönchgut vielleicht nicht ganz so reich an vorgeschichtlichen Denkmälern wie andere Teile Rügens; aber das hat auch seinen natürlichen Grund; die Cisterziensermönche, die die Halbinsel Mönchgut in den Jahren 1252 (1295) und 1360 als Eigentum erwarben, betrieben von Anfang an den Ackerbau auf Mönchgut in so intensiver Weise, daß ihm gewiß manches alte Denkmal schon frühzeitig zum Opfer gefallen ist. Betrachten wir jetzt das, was uns ein gütiger Zufall erhalten hat.

1. Ein vorgeschichtliches Denkmal eigentümlicher Art ist der sogenannte Mönchsgraben nördlich von Baabe. Mit diesem Namen bezeichnet man ein etwa 1½ km langes, aus Wall und Graben bestehendes Befestigungswerk, das, in der Nähe des Außenstrandes beginnend, in ost-westlicher Richtung verläuft und am Selliner See endigt. Da dieses Werk bereits im Jahre 1276 als vetus fossatum (altes Grabenwerk) und im Jahre 1295 als „Landwere" urkundlich angeführt wird, so muß es aus einer älteren Zeit stammen. Damit ist die alte Volksüberlieferung widerlegt, nach der dieser „Graben" von dem Abte des Klosters Eldena bald nach der Besitzergreifung des Landes durch das Kloster aufgeworfen worden sein soll. Ebenso unrichtig ist es aber,

Digitized by Google

wenn die Volkssage hinzufügt, der Mönchsgraben habe lediglich als Grenzgraben zwischen geistlichem und weltlichem Besitz gedient; daß es vielmehr ein Befestigungswerk ist, geht einmal aus der ganzen Anlage, die ihre Stirnseite nach Süden, gegen einen von Mönchgut her anrückenden Feind richtet, und sodann aus der Art und Weise hervor, wie der Graben an seinem Westende am Selliner See entlang geführt ist.

Auf Rügen gibt es noch ein zweites, dem Mönchsgraben ähnliches Befestigungswerk, das ist der Wall auf der im Kleinen Jasmunder Bodden gelegenen Halbinsel Thießow, und ein dritter, jetzt nicht mehr vorhandener Erdwall derselben Art lag ehedem auf der Schaabe; er war etwa 1136 von König Erich III. von Dänemark gezogen worden, um zu verhindern, daß die Besatzung der Tempelfeste Arkona von Jasmund her Zuzug erhielt. Dieser letztere Fall zeigt uns, daß ein dem Mönchsgraben ähnliches Werk noch im Anfang des 12. Jahrhunderts neu aufgeführt ist. Wir wissen ferner aus der Geschichte, daß noch im Rügenschen Erbfolgestreite 1326—1328 solche „landwere oder fossata" in der Nähe von Greifswald als Landesverteidigungsanstalten benutzt worden sind. Daher werden wir den Mönchsgraben zwar für die vorgeschichtliche Zeit in Anspruch zu nehmen haben, aber wir werden seine Entstehung doch nicht früher als für die wendische Zeit (6.—12. Jahrhundert nach Chr. Geb.) anzusetzen haben. Vgl. Haas und Worm: Die Halbinsel Mönchgut S. 10 ff., 26, 104 f. und Haas: Rüg. Burgwälle, in Balt. Stud. N. F. 14 S. 74 f.

2. Am Rande des Selliner Sees, nahe dem Baaber Bahnhofe, liegen zwei große Steine, von denen die Volkssage berichtet, unter ihnen lägen ein schwarzer Ritter und sein Pferd begraben. Es sind zwei verschiedene Gesteine, beide langgestreckt; der größere von beiden, der auch der Ritterstein genannt wird, ist $3 \times 1\frac{1}{2} \times 1$ m groß und steckt noch mindestens $\frac{1}{2}$ m im Moor; seine Form ist die eines mächtigen Sarges. Beide Steine sehen wie Decksteine von Hünengräbern aus. Vgl. XI. Jahresbericht der Geogr. Gesellschaft zu Greifswald, S. 4.

3. Zwischen dem Ostufer des Selliner Sees und den nächstgelegenen Häusern von Baabe befindet sich ein flaches Hügelgrab, das auch auf dem Meßtischblatt „Middelhagen" angegeben, in der Literatur aber nirgends angeführt ist. Das Grabmal hat einen Durchmesser von 17 Schritten (= 11 m) und ist $1\frac{1}{2}$—2 m hoch. An den Rändern, besonders an der West- und Südwestseite, ist das Erdreich etwas abgestochen und läßt dadurch erkennen, daß der Hügel aus eben demselben schwärzlichen Dünensand aufgeschüttet ist, der noch jetzt in der Nähe weit und breit herumliegt und mit vereinzelten Feuersteinsplittern durchsetzt ist. Die Oberfläche des Hügels ist mit 20 jungen (etwa 25—30 Jahre alten) Eichen bepflanzt, zwischen denen sich auch etwas Eichengestrüpp befindet. Die Bepflanzung ist jedenfalls ein vorzügliches Mittel zur Konservierung des Grabhügels.

Digitized by Google

4. Am östlichen und südlichen Abhang des westlich von Göhren gelegenen, 54 m hohen Plansberges finden sich viele vorwendische Scherben, Feuersteinsplitter, hier und da auch wohl ganze Geräte oder Gerätteile, so daß die Vermutung einer hier zu suchenden Anfertigungsstelle nahe liegt: (Pomm.) Monatsbl. IV S. 102. In der Nähe des Plansberges und der Försterei Mönchgut wurde vor ungefähr 2 Jahren beim Straßenbau eine Urne von etwa 25 cm Höhe aufgefunden. Weitere Einzelheiten über den Fund sind nicht bekannt geworden.

5. Dicht vor Göhren, an der alten Mönchguter Landstraße, liegt der Speckberg und auf seiner Höhe ein mächtiges, mit Dornengestrüpp bewachsenes Hünengrab, das scheinbar noch ganz unberührt erhalten ist. Vor 5—6 Jahren ist ein Teil des Gestrüppes abgeholzt, und an seiner Stelle sind Birken angepflanzt worden. Am Abhange und in der Umgebung des Speckberges finden sich zahlreiche Feuersteinsplitter. Friedel berichtet (Monatsbl. IV S. 102), daß die kleineren äußeren Steinkränze des Hünengrabes freigelegt seien; von solchen Steinkränzen habe ich nichts bemerkt. Bemerkenswert ist, daß das Grabmal aus Lehm aufgeschichtet ist, während das umgebende Erdreich nur aus leichtem, sandigem Boden besteht.

Aus einer kleinen, südöstlich vom Speckberge gelegenen Anhöhe sind im Laufe der letzten Jahre mehrere Urnen entnommen worden. Noch im Jahre 1912 hat der Maler Krüger in Göhren hier eine Urne ausgegraben, die sich jetzt in der Horneburgschen Sammlung (vgl. weiter unten) befindet.

6. Östlich von der Göhrenschen Dorflage, nach dem Nordperd zu erheben sich zwei Hünengräber. Eins davon hat noch einen riesigen Deckstein, auf dem sechs Personen stehen können; es hat etwa 52 Schritt im Umfang und ist bis zur Krone jenes Steines vier Fuß hoch. Von dem anderen Grabhügel sind nur große Blöcke kenntlich; es ist geringer im Umfang. Beide sind von wildem Dornhag so übersponnen, daß man sich schlecht zurechtfindet. Unter den kleineren Hügeln, die nach dem Perd zu liegen, mögen sich noch weitere Hünengräber befinden; voller großer Blöcke sind sie sämtlich. Monatsbl. IV S. 103.

7. Der nordwestlich von Middelhagen und Kleinhagen gelegene Teschenberg, der 37,6 m hoch ist, trägt ein umfangreiches Hünengrab, welches vielleicht der Bronzezeit angehört. In der Nähe des Grabhügels finden sich Feuersteinabsplisse, die Spuren der Bearbeitung aufweisen. Der Teschenberg ist mit Tannen bepflanzt, die in neuerer Zeit zum Teil abgeholzt sind; er liegt auf der Feldmark der Domäne Philippshagen.

8. An der Südwestecke der Mönchguter Forst, zwischen der Duchten-Koppel und dem Wege, der von Süden her zur Eisenbahnstation Philippshagen führt, liegt ein steinzeitliches Hünengrab. Es besteht aus einem flachen Hügel; in dessen Mitte steht ein einzelner großer Stein, der 1½ m lang,

Digitized by Google

1 m breit und fast 1 m über der Erde hoch ist; rings um den Hügel befindet sich ein etwas verfallener, aber doch noch deutlich erkennbarer Steinkreis von 15 Schritt Durchmesser und 50 Schritt im Umkreise. Nach der Anlage dieses Hünengrabes zu urteilen, muß dasselbe der jüngeren Steinzeit angehören.

Unmittelbar neben diesem Hünengrab lag bis zum Jahre 1890 noch ein zweites, ganz ähnliches Grab. Dieses wurde 1890 bei Gelegenheit des Dammbaues aufgegraben, um die in dem Grabe enthaltenen Steine zu gewinnen. Die 4 qm große und 1½ m tiefe Grabkammer war von großen Steinen umsetzt und zum Teil von einer kolossalen Steinplatte überdeckt; sie enthielt drei größere und etwa 14—15 kleinere Gefäße, fast alle vollständig zusammengedrückt, fünf polierte Beile von 15,4—23,4 cm Länge, einen schön polierten Schmalmeißel von 22,8 cm Länge, das Bruchstück eines großen, nur oberflächlich geschliffenen Beiles, das Bruchstück eines durchbohrten Hammers aus dioritischem Material, eine roh zubehauene, 9 cm lange Speerspitze, mehrere Dutzend roh zubehauener prismatischer Messer und zwei ziemlich große Bernsteinperlen, die in der Mitte eingeschnürt und durchbohrt sind. Von den mitaufgefundenen Knochenfragmenten weisen wenigstens zwei die deutlichen Spuren von Feuereinwirkung auf, so daß „man wohl mit großer Wahrscheinlichkeit Leichenbrand in diesem Grabe annehmen kann." [? G. K.] Das Grab gehört „entweder noch der neolithischen Zeit oder — was vielleicht wahrscheinlicher ist — einer etwas späteren Übergangsperiode an." Die Fundgegenstände befinden sich im Kgl. Museum zu Berlin. Fundbericht von Weigel in den Nachr. über deutsche Alterthumsfunde, IV. Jahrgang 1893, S. 72 ff.

Die Stelle, wo das 1890 aufgegrabene Grab ehedem gelegen hat, ist noch jetzt an einer kleinen Vertiefung im Erdreich kenntlich. Übrigens sind bei Gelegenheit des vorerwähnten Dammbaues noch mehrere andere, in dieser Ecke gelegene Hünengräber aufgenommen worden. Es handelte sich aber dabei nur um die Gewinnung der in den Gräbern enthaltenen Steine; über den sonstigen Inhalt derselben verlautet nichts.

Etwas weiter bergauf, nahe der Ducht, soll sich ein drei Meter breiter Streifen von Steindamm befinden, der aus lauter etwa faustgroßen Steinen besteht. Ob dieser auch zu einer Grabanlage gehört und ob er überhaupt vorgeschichtlich ist, ist noch nicht untersucht worden.

9. Am südwestlichen Rande der Mönchguter Forst, zwischen dieser und dem sogenannten Nixenbusch, wurde in den ersten Tagen des Dezembers 1912 von dem Bauern und Schulzen Pisch ein steinzeitliches Hünengrab aufgefunden und bloßgelegt. Das Grab, das äußerlich nicht kenntlich war, war unter der Erde in der Weise angelegt, daß der Deckstein noch etwa 1 bis 1½ Fuß mit Erde bedeckt war. Unter dem Deckstein befand sich eine Kiste, die etwa zwei Meter lang war und sich von Norden nach Süden erstreckte.

Digitized by Google

Die Seitenwände der Kiste bestanden an der West- und Ostseite aus je zwei mächtigen, an der Innenseite glatten Steinen; an der Süd- und Nordseite aus je einem solchen Stein.

Als das Grab aufgefunden wurde, war der Deckstein nach Aussage der Leute bereits zertrümmert, und es soll nur ein Stück von ihm auf der Kiste gelegen haben; dieses Stück aber zeigte ein Bohrloch. Ein anderes Felsstück, welches die Gestalt einer niedrigen Wange oder modernen Grabsteinplatte hat und möglicherweise auch einmal zu dem Deckelstein gehört hat, stand aufrecht, außerhalb der Kiste an deren Westseite; bei diesem Felsstück wurde ein wundervolles, poliertes Feuersteinbeil von 22 cm Länge, $3\frac{1}{2}$—6 cm Breite und $3\frac{1}{4}$ cm Dicke gefunden. Beim weiteren Ausräumen der Kiste wurde es immer deutlicher, daß das Grab in früheren Jahren bereits einmal geöffnet und ausgeraubt worden war[1]). Außer der Streitaxt lagen noch zahlreiche Menschenknochen rings auf dem Boden verstreut. Nachdem diese sorgfältig gesammelt und die Kiste von Schutt und Erde vollständig gesäubert war, zeigte sich, daß der Boden derselben aus einem großen, flachen, kalkartigen Stein (Sandstein?) bestand. Als dieser Stein gehoben wurde, zerbröckelte er in zahlreiche kleine Stücke. Doch fand sich unterhalb des Steines noch eine weitere Bestattung, die offenbar noch unberührt war. Hier lag nämlich ein Skelett in Hockerstellung, den Kopf nach Süden und die Beine nach Norden gerichtet. Die Knochen waren zwar zum Teil schon vergangen, indessen war die hockende Stellung (angezogene Kniee) unverkennbar. Die erhaltenen Knochen, darunter auch zwei Stücke vom Kiefer, sind geborgen. Der Schädel des Hockers weist eine auffallend niedrige Stirn auf. Zu Häupten des Skelettes stand ein zertrümmertes, völlig zerdrücktes Tongefäß. Die vorgefundenen Scherben sind sämtlich aufgelesen; sie reichen jedoch nicht aus, um daraus ein ganzes Gefäß zusammenzustellen. Es ist daher sehr wohl möglich, daß das Gefäß bereits in zertrümmertem Zustande in das Grab gelegt ist. Über den Inhalt des Gefäßes konnte nichts festgestellt werden. Außer den zu dem Hocker gehörenden Knochenresten fanden sich aber auch noch andere Knochenüberreste, namentlich Schädelreste. Ferner fanden sich außer einigen Feuersteinknollen auch bearbeitete Feuersteine, nämlich 11 Schaber und 3 Messer, die sämtlich rohe Formen zeigen, und ein ziemlich roh bearbeitetes Werkzeug, das jedenfalls als Beil anzusehen ist; die Unterseite des Gerätes ist breit, während der Rücken von beiden Seiten her scharf zugespitzt ist. Den Fundbericht lieferte Lehrer Fr. Worm in Alt-Reddewitz, in dessen Besitz sich auch der Inhalt des Hünengrabes befindet.

[1]) Dies mag vor etwa 60 Jahren, d. i. etwa im Jahre 1853 geschehen sein, denn zu der Zeit sind auf derselben Ackerparzelle mehrere solche unterirdische Gräber von dem Bauern Besch geöffnet worden. Die aus den Gräbern entnommenen großen Steine sind damals an einen Schiffer verkauft worden, der sie nach Stralsund gebracht, aber später niemals bezahlt hat.

Digitized by Google

10. Das Terrain, das sich am südlichen Rande der Kgl. Forst nach Mariendorf zu ausbreitet, weist zahlreiche Kulturreste aus vorgeschichtlicher Zeit auf. Schon Friedel bemerkt (Monatsbl. IV S. 103), daß er hier auf einem zwei Morgen großen Ackerstücke ungemein viele rohe, vorwendische Gefäßtrümmer, Feuersteinsplitter und rohe Flintgeräte vorfand, die nach seiner Meinung auf eine rege besuchte Werkstatt und Ansiedlung schließen lassen. Merkwürdigerweise hat sich die Erinnerung daran, daß in dieser Gegend eine vorgeschichtliche Begräbnisstätte lag, im Bewußtsein und im Munde des Volkes bis in die neueste Zeit hinein lebendig erhalten. Bei der Separation des Gemeindelandes um das Jahr 1850 verlangte ein Bauer beharrlich „den Kirchhof" für sich; als er gefragt wurde, was er damit meinte, bezeichnete er ein ganz bestimmtes Ackerstück am nördlichen Abhange des Rötsteigberges (43,8 m hoch) und östlich vom Rötsteige als das gewünschte Stück Land. Äußerlich war hier nichts von Grabanlagen zu bemerken; jedoch findet man bei genauerem Suchen im Acker noch jetzt zahlreiche vorgeschichtliche Scherben, die jedoch keine wendischen Ornamente aufweisen, also wahrscheinlich aus der Eisen- oder Bronzezeit stammen. So findet die volkstümliche Benennung des Ackerstückes ihre Erklärung, und es ist mir nicht zweifelhaft, daß sich der Name durch Überlieferung aus vorgeschichtlicher Zeit erhalten hat, also mithin über zwei Jahrtausende alt ist.

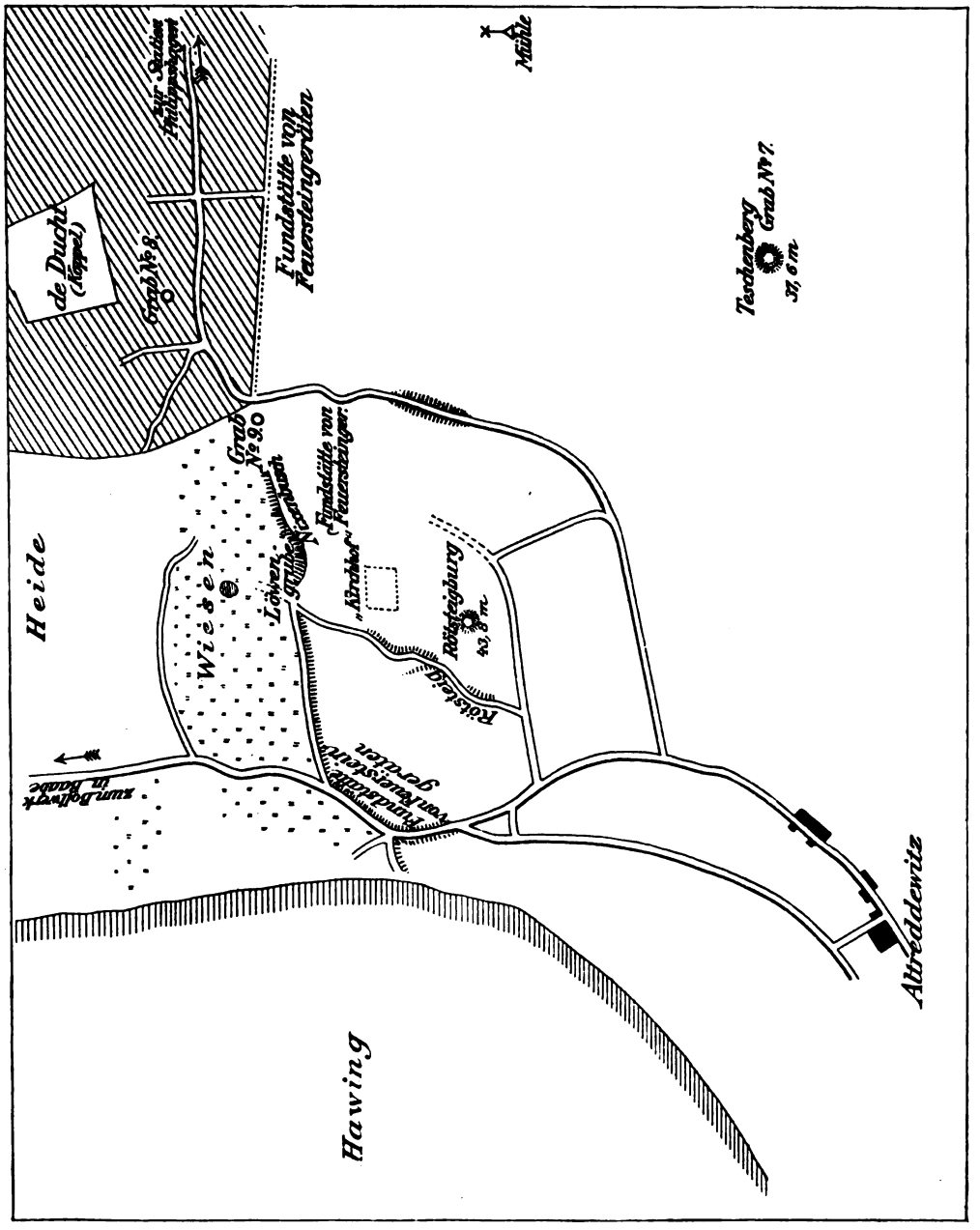
Auf dem als „Kirchhof" bezeichneten Gelände hat U. Jahn im Jahre 1886 gegraben und nach Aussage mehrerer Augenzeugen sieben Urnen herausgeholt; eine von diesen Urnen kam in heilem Zustande heraus; die anderen sechs waren zerbrochen, aber die Bruchstücke waren so groß, daß Jahn noch im Kruge zu Middelhagen alle sechs Gefäße wieder zusammenstellen konnte. Eine mit einem Deckel versehene Urne enthielt einen Bronzering.

Unweit dieses Ackerstückes liegen einige kleinere Hügel, die möglicherweise auch als Grabanlagen anzusehen sind. Ferner finden sich südlich vom Nixenbusch und westlich vom Rötsteige Steingeräte und vereinzelte Scherben.

Nördlich von dem sogenannten „Kirchhof" und westlich von dem vorgenannten Nixenbusch liegt eine terrassenförmig ansteigende Örtlichkeit, welche die Löwengrube genannt wird. Diese Terrassen machen den Eindruck, als wenn sie von Menschenhand zu Verteidigungszwecken angelegt sind. Am Rande der vorgelagerten Wiese (nördlich vom Nixenbusch) ist kürzlich eine wundervoll gearbeitete Lanzenspitze gefunden worden, die leider etwas verletzt ist. Sie befindet sich im Besitz des Lehrers Worm in Alt-Reddewitz.

11. Durchschreiten wir das langgestreckte Dorf Alt-Reddewitz, so gelangen wir auf die lange, schmale Halbinsel Alt-Reddewitz, die sich wie ein ausgestreckter Finger in paralleler Richtung zu der Südküste Rügens (etwa 6 km weit) in den Rügenschen Bodden hinein erstreckt und im Norden von der Hawing, im Süden von der Hagenschen Wiek begrenzt wird. Am östlichen Ende dieser Halbinsel liegt der (Reddewitzer) Bakenberg, auf dem sich wiederum eine alte

Digitized by Google



Fundkarte von Altreddewitz auf Mönchgut (Rügen).

Digitized by Google

Begräbnisstätte befindet. Hier hat Worm vor 15 Jahren eine weitbauchige Urne von 21 cm Höhe ausgegraben; sie ist ziemlich roh gearbeitet, dickwandig, aber ohne Verzierung und gehört wahrscheinlich der jüngeren Bronzezeit an. Metallbeigaben haben sich bei der Urne nicht gefunden; dagegen lagen in ihr neben Knochen- und Aschenresten ein gedängelter Schaber, ein hakenförmiges Feuersteingerät von 4¾ cm Länge und 2½ cm Breite und ein unbestimmtes Bruchstück.

Als im Winter des Jahres 1903—1904 die Erde für den Eiskeller des Hotels „Strandburg" ausgeschachtet wurde, gerieten die Arbeiter mitten in eine vorgeschichtliche Begräbnisstätte hinein. Es wurden etwa 3 m unter der Erdoberfläche fünf Urnen aufgefunden; doch waren dieselben bereits völlig zerdrückt. Sie standen in Branderde, und einige Kohlenstücke waren noch gut erhalten. Diese Urnen dürften also aus der Eisenzeit (500 vor Chr. — 500 nach Chr. Geb.) gestammt haben.

Vor der Erbauung des Hotels „Strandburg" (1903) lag das Gelände auf der Höhe so voller Feuersteinaltsachen, daß eine ganze Sammlung derselben (die Wormsche Sammlung) hier entstand. Es wurden gefunden kleine Keile, Messer in allen Formen, Schaber, Pfriemen, Pfeilspitzen und andere Geräte, zum Teil fein gemuschelt und gedängelt, zum Teil nur durch Spaltung hergestellt. Infolge des lebhaften Verkehrs, der sich hier neuerdings im Hochsommer entwickelt, — auch die Mönchguter Trachtenfeste werden hier seit 1908 abgehalten — hat die Zahl der frei herumliegenden Feuersteinsachen so sehr abgenommen, daß man jetzt nur noch hin und wieder ein vereinzeltes Stück findet.

12. Am Westende der Halbinsel Reddewitz, nicht ganz 1 km von der äußersten Spitze derselben entfernt, liegt auf ragender Höhe ein Hünengrab, das im Volksmunde „die Schanze" genannt wird. Und nicht mit Unrecht. Dieses umfangreiche, weithin sichtbare Hünengrab ist in einem der Schwedenkriege des 17. oder 18. Jahrhunderts — wahrscheinlich im Verlaufe des Nordischen Krieges — in eine viereckige Redoute umgewandelt worden und hat diese Gestalt bis auf den heutigen Tag bewahrt. Die Oberfläche des Hünengrabes bezw. Schanzwerkes ist mit Weiß- und Schwarzdorn und wilden Birnbäumen bewachsen. Das Grabmal ist im Jahre 1887 von Dr. Ulrich Jahn geöffnet worden; er hat eine Anzahl Feuersteingeräte, besonders mehrere feingemuschelte Steinbeile aus dem Grabe herausgeholt. Diese Geräte sind in das Museum für Völkerkunde in Berlin gekommen. Einen Ausgrabungs- und Fundbericht scheint Jahn nicht veröffentlicht zu haben. Von der Höhe des Hünengrabes hat man eine ausgezeichnete Fernsicht auf die angrenzenden Wasserreviere und auf die nahen und fernen Küsten Rügens, der Insel Vilm und des pommerschen Festlandes. Eine auf der Schanze stehende, weißgetünchte Tafel mit der Inschrift „Lotsen-Marke" ist vom Wasser aus meilenweit sichtbar. Auch dient die Schanze den Schiffern als

Digitized by Google

Landmarke. Zwei neuerdings gemachte Versuche, das aus der Steinzeit stammende Grabmal durch Sandentnahme, bezw. durch Abpflügen zu beschädigen, sind durch Eintreten des Landrats Frhrn. von Maltzahn glücklich abgewendet worden. Hoffentlich bleibt dieses die ganze Umgegend beherrschende Denkmal, das auf ein Alter von mindestens vier Jahrtausenden zurückblicken kann, vor weiterem Schaden bewahrt!

Um die Schanze herum liegen viele Bruchstücke und Abfallstücke von Feuersteingeräten. Eine zweite solche Stelle liegt südwestlich von der Schanze.

13. In der Hagenschen Wiek befindet sich ein unterseeisches Hünengrab; es liegt auf dem Schar in 3—4 m Wassertiefe, etwa 150 m vom Ufer entfernt. Die Stelle liegt in der Höhe des Schafberges. Von dem Grab sieht man bei klarem Wasser einen großen abgeplatteten Deckelstein und einen rings herumlaufenden Steinkreis. Die Längsrichtung des Grabes scheint von Norden nach Süden zu verlaufen. In einiger Entfernung von diesem Monumente wurde im Oktober 1908 ein durchlochter Steinhammer beim Flundernfischen aus dem Wasser gezogen. Vgl. Fundbericht in den Monatsbl. XXII S. 177 ff.

Der Schafberg und insbesondere der südliche Abhang desselben ist eine gute Fundstätte von vorgeschichtlichen Feuersteingeräten, Bruch- und Abfallstücken.

14. Auf der Halbinsel Groß-Zicker, deren größte Höhe der (Zickersche) Bakenberg mit 66,4 m bezeichnet, haben wir mehrere Denkmäler aus vorgeschichtlicher Zeit oder Reste solcher.

Unmittelbar hinter dem Pfarrgehöft liegt auf der Höhe ein Hünengrab von 70 Schritt Umfang und etwa 3 m Höhe. An der Südseite ist es mit Buchengestrüpp und niedrigem Gehölz bewachsen, nach Norden zu ist der Hügel kahl. Mitten auf dem Hügel fand ich im Juli 1908 zwei größere Gruben ausgehoben; das war, wie mir mitgeteilt wurde, erst kurz vorher geschehen; mit der ausgeschöpften Erde waren auch sechs etwa kopfgroße Steine aus dem Grabe herausgeholt worden. Das eigentliche Grab, das erst in größerer Tiefe zu vermuten ist, war durch die Grabung offenbar noch nicht berührt worden. Die ausgegrabenen Steine mögen zu einem Steindamm gehört haben, mit dem der Hügel belegt zu sein scheint. Auch wilde Kaninchen hausen in dem Grabhügel. An der Nordseite ist am Rande des Hügels ein Stück abgegraben oder abgepflügt worden.

Nach Worms Mitteilung liegt etwas weiter östlich noch ein zweites ähnliches Hünengrab.

15. Weiter westwärts von dem vorbeschriebenen Hünengrab, an der nördlichen Abdachung der Halbinsel und oberhalb des Küstendorfes Gager liegt ein ähnliches Hünengrab in Gestalt eines kreisrunden, flachen Hügels. Neben diesem Hügelgrab befand sich jedoch bis zum Jahre 1906—1907 noch ein Steinsatz, der die Form eines Schiffes hatte. Leider sind die Steine in der

Digitized by Google

genannten Zeit entfernt worden, um sie als Baumaterial zu verwenden, und dadurch ist dieses Grabmal eines ganz hervorragend seltenen Schmuckes beraubt worden. Wenigstens gibt es auf Rügen, soweit mir bekannt ist, kein zweites Grabmal mit Schiffssetzung.

Auf der Westspitze des Zickerberges liegt ferner nach Worms Mitteilung noch ein Hügelgrab mit einem gewaltigen Steinkreis.

16. Außer den vorgenannten Hünengräbern hat es auf der Halbinsel Groß-Zicker früher noch weitere Grabanlagen gegeben. Auf deren Reste ist Beltz im Jahre 1892 gestoßen. Er sagt darüber (Monatsbl. VI S. 153): Eine starke Besiedlung muß der Bakenberg (in vorgeschichtlicher Zeit) gehabt haben. Die Bewohner von Groß-Zicker erzählten von zahlreichen großen Steinen, die früher entfernt wären und unter denen man Urnen mit Asche und Knochen gefunden hätte. Zwei Stellen wurden als Hünengräber bezeichnet, beide in halber Höhe (des Bergrückens) am südlichen Abhang auf flachen Kuppen. Die eine Stelle war bedeckt mit großen, regellos zerstreuten Steinen, die früher eine Grabanlage gebildet haben mögen, jetzt aber in ihrer Lage gestört sind; auf der anderen Stelle liegt noch ein ruhiger (verdruckt statt: riesiger?) Steinblock, ganz geschaffen, den Deckstein eines Dolmens zu bilden. Früher ist derselbe von kleineren Steinen umgeben gewesen, und beim Wegräumen derselben ist ein Feuersteinbeil gefunden, das ich noch erwerben konnte. Es ist ein hübsches poliertes Exemplar von der in der jüngeren Steinzeit gewöhnlichen Form: 13 cm lang, 2½—4 cm breit und 1½ cm dick.

Auch eine Feuersteinwerkstätte, auf der hauptsächlich Messer gefunden sind, hat es ehedem auf Groß-Zicker gegeben. Vgl. Mitteil. aus dem naturw. Verein von Neuvorpomm. und Rügen III S. 59 und Baier: Archäolog. Bdtg. der Insel Rügen S. 32. Diese Werkstätte hat Beltz nicht wiederfinden können; er meint darum, sie sei wohl erschöpft. Vgl. hierzu auch Zeitschr. für Ethnol. 1886 S. 611. Die Werkstätte lag, wie mir Worm mitteilt, auf der Höhe westlich von dem Wege, der von Gager nach Zicker führt; doch trifft man schon vorher auf eine weniger ergiebige Fundstätte, die östlich vom Wege liegt.

17. Außer den Gräbern sind auf Mönchgut noch zwei größere Felsblöcke vorhanden, von denen der eine sicher, der andere vielleicht eine Rolle im Kult der vorgeschichtlichen Bewohner der Halbinsel gespielt hat.

Am Göhrenschen Nordstrande liegt, etwa 350 m vom Strande entfernt, ein gewaltiger Felsblock in der See, welcher im Volksmunde der Buskamen (d. i. Gottesstein, von slavisch bog und kamin) genannt wird. Er befindet sich in 5½—6 m Wassertiefe, hat etwa 40 m Umfang und ragt ca. 1½ m über den Meeresspiegel hervor. Seine nach dem Lande zu schräg geneigte Oberfläche ist etwa 12 qm groß und bietet Raum für 24 nebeneinander stehende Personen. Seiner Gesteinsart nach gehört er „nicht sowohl unter die Granite, als vielmehr

Digitized by Google

unter die Gneiße". In seine Oberfläche sind über ein Dutzend kreisförmige Vertiefungen oder Näpfchen eingegraben, derentwegen der Buskamen zweifellos unter die Zahl der vorgeschichtlichen Kultsteine zu rechnen ist. Diese Skulpturen finden sich vorwiegend auf der geschützten, d. i. der dem Lande zugewendeten Längsseite. „Vom Lande aus gesehen links", sagt Friedel (Monatsbl. IV S. 53), „sind an der ziemlich senkrechten Fläche zunächst vier zu einem stehenden Kreuz gruppierte Näpfchen ○ ○ ○ ○; dann folgen einige — mindestens vier — mehr oder minder deutlich ausgeriebene Näpfchen vereinzelt, hiernächst fast in der Mitte dieser Längsseite vier zu einem liegenden Kreuz geordnete Näpfchen ○ ○ ○ ○, ferner noch weiter rechts mindestens vier einzelne Näpfchen. An der nördlichen Schmalseite sind zwei Näpfchen ähnlich eingerieben." Die Näpfchen gleichen durchaus den auf anderen Rügenschen Näpfchensteinen beobachteten; auf dem Buskamen sind die Ränder der Näpfchen durch den Wellenschlag schon ziemlich verwaschen, und die Näpfchen machen deshalb den Eindruck, als seien sie etwas größer als beispielsweise diejenigen auf dem Näpfchenstein bei der Oberförsterei Werder. Bei Grümbke (Indigena S. 212) lesen wir ferner: „Vor alters ist versucht worden, den Bußkahn zu zersprengen, wie an einem Keil zu sehen ist, der in eine seiner Spalten getrieben ist; der Versuch ist aber nicht geglückt." Von diesem Keil habe ich, als ich den Stein im Juli 1909 besuchte, nichts bemerkt.

In der Volksüberlieferung hat der Buskamen von jeher eine große Rolle gespielt. Wenn früher in Göhren eine Hochzeit gefeiert wurde, so pflegte sich der Hochzeitszug nach der Rückkehr aus der Kirche in Boten nach dem Buskamen zu begeben und auf der Plattform des Steines einen Tanz aufzuführen.

Ferner gehört der Buskamen zu den sogenannten Schwansteinen, d. h. denjenigen Steinen, aus denen der Schwan (der an der rügenschen Küste an Stelle des Storches als Kinderbringer angesehen wird) die kleinen Kinder abholt, um sie in die Häuser zu bringen.

Sodann erzählt man, daß sich die Hexen in der Walpurgisnacht auf dem Buskamen versammeln und dort ihre Tänze aufführen. Auch mit den Seejungfern steht der Stein in Beziehung.

Die Seejungfern steigen am Johannistage mittags zwischen 11 und 12 Uhr an die Oberfläche des Wassers empor; jede von ihnen hat eine zinnerne Schüssel in der Hand, mit köstlichen Speisen gefüllt. Daraus essen sie. Dann legen sie die Teller fort und beginnen auf dem Buskamen ihre fröhlichen Tänze. Sie fassen einander an und wirbeln sich im Kreise herum, lachen und spielen, singen und klatschen voll Übermut in die Hände. Sobald aber die Glocke

Digitized by Google

die zwölfte Stunde verkündet, sind sie wie der Wind verschwunden, um erst am nächsten Johannistag wieder zu erscheinen. Vgl. Haas und Worm: Die Halbinsel Mönchgut S. 4, 89, 97, 102.

Endlich aber hat die Volkssage den Buskamen auch zum Riesenstein gestempelt. Als die ersten christlichen Kirchen auf Rügen gebaut wurden, — so wird erzählt — stellte sich einer der stärksten Riesen auf die Spitze des Göhrenschen Höwts, nahm den Buskamen in die Hand und schleuderte ihn nach der Lankener Kirche hin, um diese zu zermalmen. Aber der Riese hatte seine Kräfte überschätzt: der Stein flog knapp einen Kilometer weit, dann fiel er ins Wasser und blieb dort liegen. Die Eindrücke von den Fingern des Riesen kann man noch jetzt als Vertiefungen auf der Oberfläche des Steines sehen. Vgl. Haas: Pomm. Sagen Nr. 104.

18. Am Strande vor der äußersten Spitze des Reddewitzer Höwts liegt ein großer Steinblock, der 2 m lang, $1\frac{1}{2}$ m breit und $1\frac{1}{4}$ m hoch ist. Dieser Steinblock wird in der Volksüberlieferung als Opferstein bezeichnet; doch sind keine äußeren Spuren an seiner Oberfläche sichtbar, die eine solche Bezeichnung rechtfertigen könnten. Eine herzförmige Vertiefung, die sich an der Oberfläche des Steines zeigt, ist natürlichen und nicht künstlichen Ursprungs. Bis vor einigen Jahren zeigte die Oberfläche des Steines noch eine herzförmige und eine nierenförmige Erhöhung; beide sind von einem Steinschläger aus Mutwillen abgemeißelt worden. In früheren Zeiten pflegten die Pferdehirten, wenn sie im Höwt die Pferde hüteten, auf dem Stein ihr Mittagsschläfchen zu halten; wegen der Härte des Steines konnten sie das Liegen auf demselben aber nicht allzulange aushalten, so daß sie niemals in Gefahr kamen, die Zeit zu verschlafen. Vgl. XI. Jahresber. der Geogr. Ges. zu Greifswald S. 24. Unmittelbar vor dem Weststrande des Opfersteines wurde vor Jahren von dem Schiffer Andres ein tief ausgehöhlter Stein gezangt, der wahrscheinlich als vorgeschichtlicher Mahlstein — sogenannte Wendenmühle — anzusehen ist.

19. Wenn uns die Hünengräber zum Teil bis in die neolithische Periode, die um die Zeit 2000 vor Chr. Geb. zu Ende geht, zurückführen, so sind das noch nicht die ältesten Spuren menschlichen Daseins und menschlicher Tätigkeit auf Mönchgut. Weit älter sind die sogenannten Küstenfunde. An verschiedenen Stellen des Strandes finden sich große Mengen von höchst primitiven Geräten, wie Hacken, Keile, Pfriemen, Messer, die oft so roh und plump zugehauen, so dick und klumpig und zudem auch noch oft von der Meeresbrandung so verwaschen sind, daß man vielfach in Zweifel bleiben muß, ob man es wirklich mit einem von Menschenhand bearbeiteten Gerät zu tun hat. Diese Fundgegenstände zeigen nun dieselben typischen Formen, wie die dänischen Kjökkenmöddingerfunde, und diese fallen zeitlich vor die Periode der megalithischen Gräber. Man wird daher wohl nicht fehl gehen, wenn man die sogenannten Küstenfunde als die frühesten Spuren des Menschen auf Rügen

Digitized by Google

ansieht. Auf Mönchgut habe ich solche Küstenfunde gemacht an beiden Ufern der Hawing, unterhalb der Strandburg, unterhalb der Schanze, am Reddewitzer Höwt; an beiden Ufern der Hagenschen Wiek, unter dem Schafberge, unweit des Dorfes Gager; und endlich bei Thießow, sowohl am Außenstrande, als auch am Binnenstrande. Auf dem Kleinen Zicker bin ich noch nicht gewesen; doch zweifle ich nicht, daß sich diese Art Gegenstände auch dort vorfinden wird.

20. Als weitere bisher noch nicht erwähnte Fundstätten von Feuersteingeräten oder -abplissen sind noch folgende anzuführen: der Acker westlich vom Rötsteig; der Triftenberg nordöstlich von Alt-Reddewitz, durch den mit tiefem Einschnitt der Landweg nach Baabe führt; der westlich vom Triftberge gelegene Glamsenberg (plattd. Glamsbarg), auf dem vor Jahren eine ausgedehnte Brandstelle bloßgelegt wurde. Am Abhang des Südperds bei der Lotsenstation nach Mittag zu hat Friedel (Monatsbl. IV S. 102) solche Absplisse gefunden. Ebendort fand Beltz am Westabhange, speziell in der Nähe der Herrenbadeanstalt, zahlreichere Steinartefakte, speziell Rundschaber, aber auch löffelförmige Schaber, dagegen wenig prismatische Messer. Auf der Halbinsel Klein-Zicker und zwar speziell an der Südwestseite beim Saalsufer fand Beltz prismatische Messer und auch einige Nuklei, doch waren die Stücke vereinzelter und zerstreuter als bei Thießow (Monatsbl. VI S. 153).

21. Die in früheren Jahrzehnten auf Mönchgut gefundenen Steinaltertümer sind fast alle verschollen oder in alle Winde verstreut. Erst seit ca. 1880 oder 1885 sind einige kleinere Sammlungen auf Mönchgut selbst angelegt worden und befinden sich dort zum Teile noch jetzt. Die Sammlung des Försters Feist in Försterei Mönchgut vom Jahre 1880 erwähnt bereits Friedel a. a. O. Sie enthielt u. a. zwei Feuersteinkeile von etwa 12 cm Länge, die beim Stubbenroden gefunden waren, und einen 30 cm langen Keil von grünlichem Gestein. Die in den Jahren 1900—1903 angelegte Sammlung des Lehrers Worm in Alt-Reddewitz ist schon erwähnt. Sie besteht hauptsächlich aus Funden vom Reddewitzer Bakenberg und enthält auffallend viele Mikrolithen. Etwas älter ist die Sammlung des verstorbenen Hotelbesitzers Borgmeyer in Göhren; als ich sie etwa 1890 zuletzt in Augenschein nahm, enthielt sie neben Mönchguter Altertümern auch manches andere Stück, das von dem festen Teile Rügens stammte. Die Borgmeyersche Sammlung wurde bald darauf von dem Kgl. Museum in Berlin angekauft. Ebenfalls in Göhren befindet sich die Sammlung des dortigen Photographen Hornemburg, die ich aber nicht aus eigener Anschauung kenne; sie soll gleichfalls viele außerhalb der Halbinsel Mönchgut gemachte Funde enthalten.

Es ist, wie wir gesehen haben, mit dem Mangel an Hünengräbern auf Mönchgut nicht ganz so schlimm, wie es nach der eingangs zitierten Bemerkung scheinen könnte. Wir haben vielmehr zwei (bezw. drei) bei Baabe,

Digitized by Google

drei bei Göhren, eins in der Forst, eins in Philippshagen (eins bei Reddewitz), eins in der Hagenschen Wiek und drei (bezw. fünf) bei Groß-Zicker gezählt. Trotzdem ist es höchst bedauerlich, daß die älteste und imposanteste Art von Hünengräbern, ich meine die megalithischen Gräber, zurzeit auf Mönchgut gänzlich fehlt. Und dieser Mangel kommt nicht etwa bloß auf Rechnung früherer Jahrhunderte, sondern ist zum Teil durch die moderne Zeit verschuldet. Denn als von Hagenow 1825—1829 ein Inventar der rügenschen Hünengräber aufnahm, zählte er auf Mönchgut noch sechs megalithische Gräber, davon drei im Ksp. Middelhagen und drei im Ksp. Groß-Zicker. Fünf davon gehörten zu der von v. Hagenow aufgestellten ersten Form (Megalithen ohne Steinkreis) und eins seiner zweiten Form (Megalithen mit Steinkreis) an. Diese Gräber sind zurzeit völlig verschwunden, und es hat auch nicht gelingen wollen, irgendwelche Nachricht über ihre eventuelle frühere Lage und die Zeit ihrer Zerstörung zu erhalten. Es muß daher angenommen werden, daß die Zerstörung dieser Gräber bereits vor das Jahr 1850 fällt.

Digitized by Google

Ein Gräberhügel der Bronzezeit bei der Gielsdorfer Mühle im Kreise Ober-Barnim, Provinz Brandenburg.

Von H. Busse, Woltersdorf.

Mit 7 Abbildungen im Text und 2 Tafeln (XVII, XVIII).

Es war im Oktober 1893, als ich mit der vor wenigen Wochen erst fertig gewordenen und damals eröffneten Kleinbahn vom Bahnhof Straußberg nach der Stadt Straußberg fuhr, um auf einer Wanderung an der westlich von der Stadt gelegenen Spitzmühle vorbei, sodann nördlich am Sänger See entlang zur Wesendahler Mühle und schließlich nach der so idyllisch im grünen Wiesentale gelegenen Gielsdorfer Mühle zu gelangen. Schon damals achtete ich auf meinen Ausflügen in der näheren und weiteren Umgegend Berlins auf vorgeschichtliche Funde und deren Fundorte und es erregte mein größtes Interesse, als ich aus der Unterhaltung mit dem Mühlenbesitzer, Herrn Witte sen., unter anderem hörte, daß in seiner, von der Mühle nordöstlich gelegenen, etwa ½ km entfernten Heide sich runde Hügel befinden, von denen er bereits mehrere der Steine wegen nach und nach abgefahren habe. Jedes Mal hätten sich zwischen den Steinen Urnenscherben gefunden, einmal ein ganzes Gefäß mit kleinen Buckeln, das er dem Königlichen Museum gegeben habe. Bei meiner darauf erfolgten Besichtigung des Geländes sah ich in der Kiefernheide einige schon gänzlich ausgegrabene, andere wiederum zum Teil abgefahrene und acht noch völlig unberührte Hügel. Sie hatten einen Durchmesser von 6—9 m und eine Mittelhöhe von etwa 1 m. In dem am östlichsten gelegenen, mit Birken, Tannen und kleinem Gestrüpp bewachsenen Teil des Waldes erschienen die Hügel weniger hoch und waren Rundungen kaum zu erkennen. Da ich an eine planmäßige Untersuchung wegen Mangels an Zeit nicht denken konnte, führte ich in den darauffolgenden Jahren verschiedentlich kleine Untersuchungen aus, von denen ich dem Märkischen Museum

Digitized by Google

in Berlin die Berichte gab. Weiter verhandelte ich mit dem Besitzer der Heide einerseits und mit dem Königlichen Museum, auch mit Rudolf Virchow andererseits, wegen Ankaufs des betreffenden Teiles der Waldes zwecks Erhaltung dieser interessanten vorgeschichtlichen Örtlichkeit. Alle Unterhandlungen blieben jedoch erfolglos und so verschwand im Laufe der Jahre ein Hügel nach dem andern. Als mir nun im Frühjahr 1912 erfreulicherweise von einigen Herren des Berliner germanischen Seminars eine tätige Unterstützung zur weiteren Durchforschung des Geländes bei der Gielsdorfer Mühle zugesagt wurde, erwachte mein früheres Interesse für Gielsdorf aufs Neue. Diese Unterstützung war mir auch insofern sehr erwünscht, als die Herren photographische Apparate besaßen, mit denen alles wichtige im Bilde festgehalten werden konnte. In der Aprilsitzung 1912 der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte besprach ich die Fundorte in der Nähe der Gielsdorfer Mühle und auf meine Anregung wurde ein Ausflug der Gesellschaft zur Besichtigung einiger derselben beschlossen. Noch vor dem Ausfluge verwendete ich mit den Herren F. Lissauer, Krüger und Hennig vier Tage zu Ausgrabungen, um bei der Besichtigung womöglich noch weitere neue Ergebnisse vorführen zu können. Nachdem ich den vorgenannten Herren gemeinsam die Untersuchung einer von mir früher angegrabenen größeren Siedelungsstelle außerhalb des Waldes überlassen hatte, ging ich daran, den östlichen Teil der Wittesschen Heide, der etwa 80 m lang und 65 m breit ist, nochmals mit der Sonde genau abzustechen. Daraufhin stellte ich hier 21 abgegrenzte Steinpackungen fest, von denen sieben noch scheinbar unberührt waren (Taf. XVII). Von den übrigen waren bereits mehr oder weniger Steine abgefahren worden; im größeren Maße war dies namentlich bei den Hügeln der Fall, die sich an den Seiten des Waldes befanden. Das läßt sich auch leicht erklären, da hier die Wagen dicht heranfahren konnten. Augenscheinlich wurden die sichtbar oben auflagernden Steine zuerst fortgenommen, sie erforderten am wenigsten Mühe, die tiefer liegenden ließ man liegen. Nach allen diesen Beobachtungen meinerseits erkannte ich, daß, wenn man hier im Birkenwäldchen zu ergiebigen, brauchbaren Ergebnissen gelangen wollte, müßte eine gründliche Untersuchung desselben stattfinden. Zu diesem Zwecke würden zuerst die Bäume gefällt und dann sämtliche Steinpackungen freigelegt werden müssen, hierzu würden jedoch mindestens 1000 Mark erforderlich sein, eine Summe, die, um die ehemalige genaue Anlage aller Steinhügel und die Abstände voneinander festzustellen, nicht allzu hoch erscheint, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß zu einer derartigen Untersuchung in unserer engeren Heimat sich wohl selten wieder eine so günstige Gelegenheit bieten wird. Ich selbst war zurzeit nicht in der Lage, derartige umfassende Arbeiten auszuführen und mußte mich jetzt begnügen, wenn möglich wenigstens eine noch unberührte Steinpackung herauszufinden. Hierzu wählte ich einen niedrigen Hügel aus, der etwa 15 m nordöstlich von der Mitte des Birkenwäldchens

Digitized by Google

liegt und auf dem auch nicht allzuviel Bäume ſtanden. Er iſt auf der Hügelkarte mit einem Kreuz verſehen. Zunächſt wurden an einer Seite des Hügels die äußeren Steine freigelegt und als es ſich dabei ergab, daß die Steinpackung kreisförmig war, hob ich rings herum einen 40 cm tiefen und 50 cm breiten Graben aus, der nach ſeiner Fertigſtellung eine vollſtändige Rundung erkennen ließ, die mit regelmäßig aneinander gepackten gleich hohen Steinen umgrenzt war. Beim Auswerfen des Grabens ließen die oberen 30 cm des Erdbodens eine mehr oder minder dunkel durchſetzte Kulturſchicht erkennen, die unteren 10 cm einen feinen, gelblichen Kies. Auffällig waren zwei größere Steien,

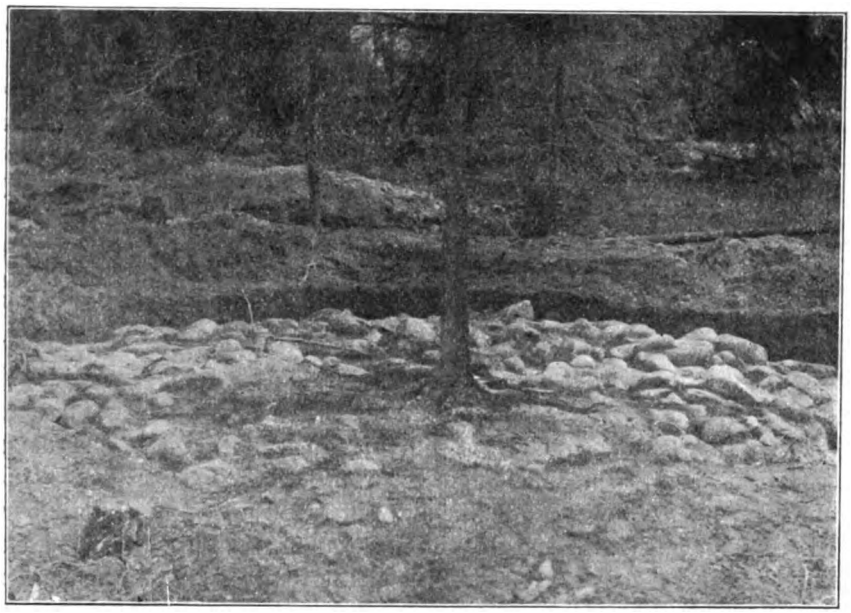


Abb. 1. Der von der Raſendecke freigelegte Gräberhügel.

die im Oſten der Rundung, und zwei ebenſolche, die im Weſten derſelben gefunden wurden und ſich dicht an die Kranzſteine anlehnten, während im Norden nur ein ſolcher Stein lag. Der Durchmeſſer jedes dieſer Steine betrug etwa 35 bis 55 cm, und da ich ihren Zweck vorläufig nicht feſtſtellen konnte, ließ ich ſie an Ort und Stelle liegen. Um zum Ziele zu gelangen, wurden zuerſt die auf der Rundung ſtehenden Bäume und Sträucher entfernt, dann die Raſenfläche und die unter ihr liegende 10—15 cm ſtarke Erdſchicht fortgeſchafft. Zur Orientierung ließ ich in der Mitte des Hügels eine kleine Tanne und an der Oſtſeite zwei große Birken ſtehen. Nunmehr lag die vollſtändige Steinpackung klar vor Augen, ſie bildete einen flachen Hügel, der nach ſeinem Umkreis hin 30—35 cm ſanft abfällt. Der Durchmeſſer des Hügels

Digitized by Google

beträgt 6,50 bis 6,80 m. Die Kranzsteine, deren äußere Seiten jetzt deutlich sichtbar, waren sämtlich größer, als die auf der Oberfläche des Hügels liegenden, ihre Höhe betrug 40—45 cm. Auf der Oberfläche des Hügels zählte ich etwa 400 Steine. Siehe Abb. 1 und 3.

Mein Vorhaben war mir insofern vollständig geglückt, als ich nun den 46 Mitgliedern und Gästen, die am Ausflug der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte am 19. Mai 1912 beteiligt waren, einen gänzlich unberührten, mehrtausendjährigen und in der Nähe Berlins seltenen Gräberhügel vorführen konnte, denn daß dieser Hügel ein oder auch mehrere Gräber enthalten würde, davon war ich sicher überzeugt, weil obenauf und zwischen den Steinen sich schon beim Forträumen der Erdschicht eine Menge vorgeschichtlicher Gefäßscherben fanden.

Ebenso wie meine war auch die Arbeit der Herren vom Seminar auf der Siedelungsstätte von entsprechendem Erfolg begleitet gewesen. Sie hatten mehrere Pfostenlöcher und die Grundrisse mit allen ihren Einzelheiten, sowie den Herd eines kleinen bronzezeitlichen Hauses freigelegt. Dies alles wurde gleichfalls am 19. Mai besichtigt (vgl. Mannus V, S. 133—135).

Die Untersuchung des Gräberhügels.

Die Abtragung und die Untersuchung des Gräberhügels hätte ich am liebsten mit den Herren des Seminars ausgeführt. Da diese jedoch in der Woche nach dem Ausfluge nicht abkömmlich und ich in der darauffolgenden Woche verhindert war, dazwischen auch die Pfingstfeiertage lagen, hielt ich es für angebracht, vor dem Fest nochmals nach der Gielsdorfer Mühle zu gehen. Hier veranlaßten mich verschiedene Umstände, den Hügel sofort zur Untersuchung in Angriff zu nehmen. Es war nämlich in Straußberg und Umgegend bekannt geworden, daß bei der Gielsdorfer Mühle Altertümer ausgegraben würden, und es ließ sich nicht verhindern, daß sich täglich hunderte von Ausflüglern zu Fuß, mit Wagen und mit Automobilen, auch ganze Schulklassen zur Besichtigung der Arbeiten einfanden und hierbei den Hügel betraten. Dadurch war die obere Steinschicht schon beträchtlich gelockert. Während der Pfingsttage sollte sogar im Walde in unmittelbarer Nähe des Hügels ein Bierausschank errichtet werden. Demzufolge mußte ich befürchten, daß einer späteren stattfindenden Untersuchung des mit so großer Mühe freigelegten Hügels Abbruch geschehen könne.

Die Abtragung geschah mit Hilfe eines Arbeiters und erforderte volle zwei Tage. Sie erfolgte von Westen nach Osten. Nachdem die Kranzsteine entfernt waren, lagen hinter ihnen kopfgroße, auch bedeutend größere Steine, abwechselnd mit kleineren je nach der Größe in zwei bis vier Schichten neben und übereinander. Diese Lagerung der Steine erstreckte sich durch den ganzen Hügel, nur in der Mitte desselben vermehrten sich die Steinschichten um eine

Digitized by Google

weitere. Unter den Steinen zeigte sich gelblicher, feiner Sand, unter diesem lagerte wiederum Kies. Vom westlichen Hügelrande 1 m entfernt lag ein sehr großer Stein, den ein wenig nur seitwärts zu bewegen große Anstrengung erforderte. Um ihn herauszuschaffen, hätte man eine Kette herumlegen und ein Pferd vorspannen müssen. Das Gewicht dieses Steines schätze ich auf etwa 15 Ztr. Hinter dem großen Stein kamen abweichend von den andern runden Steinformen drei größere, querliegende, flache Steinplatten zum Vorschein, von denen die dritte etwas tiefer lag, als die beiden andern. Unter den beiden ersteren Platten standen und lagen scheinbar gut erhaltene Tongefäße, und, wie es schien, in ihrer ursprünglichen Gruppierung. Unter

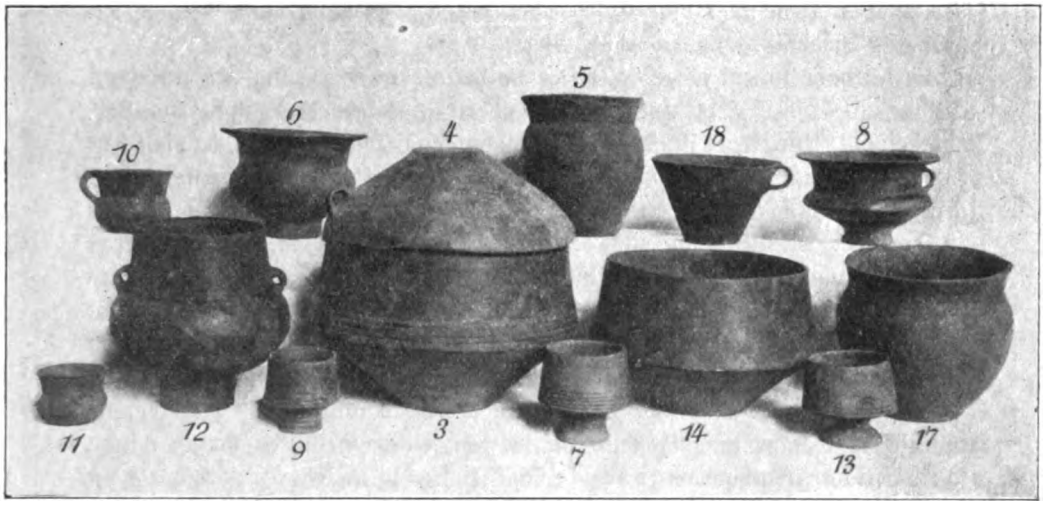


Abb. 2. Die wiederhergestellten Gefäße.

der tieferliegenden dritten Steinplatte lagen ebenfalls Gefäße, die aber zerdrückt waren. Weiter stellte sich heraus, daß seitwärts von den Gefäßen teils aufrechtstehend, teils schräg gedrückt etwas schmalere Steinplatten sich befanden. Demnach wäre hier das Ganze als eine Steinkiste zu betrachten, in die die Tongefäße hineingestellt worden waren. Die tiefer liegende, obere Deckplatte hatte ihren seitlichen Halt verloren, war gesunken und hatte dabei die unter ihr stehenden Töpfe zerdrückt. Die Länge der Steinkiste betrug etwa 1 m, die Breite und Höhe etwa 60 cm. Jetzt wurden die einzelnen Gefäße herausgenommen und ihre Lage genau vermerkt, auch sämtliche Bruchstücke gewissenhaft gesammelt. Es ergab sich, daß in zwei doppelkonischen Urnen die Reste von zwei verbrannten Leichen beigesetzt waren, die, den Knochen nach zu urteilen, erwachsenen Personen angehört haben. Die eine der Urnen, die etwas größer ist als die andere, stand in einem besonders großen, außen

Digitized by Google

gerauhtem Gefäße, das ebenso wie beide Urnen mit einer Schüssel bedeckt gewesen ist. Neben den beiden Urnen standen und lagen 15 größere und kleinere Beigefäße, so daß sich in der Steinkiste im ganzen 21 Gefäße befanden. Vollkommen erhalten wurden nur drei kleine gehoben, mehrere hatten Risse und gingen beim Entleeren auseinander, die übrigen lagen schon zerdrückt an Ort und Stelle. Die meisten Gefäße wurden wieder hergestellt, bei sieben derselben war es unmöglich, siehe Abb. 2. Die Gefäße standen und lagen sämtlich ohne Steinunterlage auf dem gelben, sandigen Boden. Merkwürdig war, daß sich bei der größeren Urne drei kleine Pokale in drei größeren Beigefäßen mit der Mündung nach unten gestellt befanden, man könnte fast auf den Gedanken kommen, der hier Beigesetzte wäre ein Trinker gewesen. Bei der zweiten Urne war eine Tasse, aber mit der Öffnung nach oben, in ein größeres Beigefäß gestellt.

Ich habe so gut als möglich die vorgefundene Lagerung der einzelnen Gefäße auf Tafel XVIII zum Ausdruck gebracht und bemerke, daß bei den Beigefäßen der Urne Nr. 14 sich die Lage weniger genau feststellen ließ, da dieselben zu sehr zerdrückt waren. Aus der Stellung der Gefäße geht jedenfalls eine gewisse Ordnung hervor, man sieht, daß kein einziges Gefäß, ohne bedeckt zu sein, mit der Mündung nach oben steht. Aus der verschiedentlich schiefen Lage und aus den mit der Öffnung nach unten stehenden Gefäßen könnte gefolgert werden, daß die Beigefäße niemals gefüllt in das Grab gestellt worden sind; danach würde die allgemein bekannte, verbreitete Meinung, daß die Beigefäße mit Speise und Trank gefüllt gewesen wären, auf schwachen Füßen stehen. Für diese Folgerung spricht auch die Beobachtung, daß vier Gefäße in größere Gefäße hineingestellt waren. In einem gefüllten Gefäß würde so etwas kaum denkbar sein (vergleiche H. Busse: Ausgrabungen bei Woltersdorf, Z. f. E. 1911 S. 446).

Bei der Fortsetzung der Abtragung des Hügels fand sich 2 m vom Südrande entfernt, in der dritten Steinschicht von oben, eine zerdrückte, starkwandige, terrinenförmige, aber schlecht gebrannte Urne von etwa 27 cm Höhe und 31 cm Weite. Am Bauche befanden sich rings herum breite, schräg gezogene Furchen. Der Leichenbrand schien gleichfalls von einem erwachsenen Menschen herzurühren. Stücke der Deckschüssel ließen einen nach außen gelegten breiten Rand erkennen. Beigefäße waren nicht vorhanden.

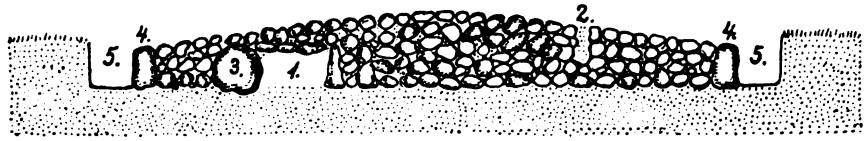
Eine ähnlich geformte Urne von derselben Größe, aber ohne Furchen, auf der Oberfläche gerauht, stand ohne Beigefäße am Südwestrande des Hügels, von der vorigen Beisetzung 2½ m entfernt; sie war sehr zerdrückt; die Deckschüssel hatte gleichfalls einen breiten, ausgelegten Rand.

Ein Meter östlich von der Mitte des Hügels lag in der zweiten Steinschicht von oben, also etwas höher als die beiden letzten Beisetzungen, eine kleinere Urne von hoher, schlanker Form; sie war ebenfalls zerdrückt; daneben lagen Bruchstücke von zwei kleinen Beigefäßen. Einige Stücke der Deckschüssel

Digitized by Google

zeigten einen schräg und breitgefurchten Rand. Auffallend war hier folgende Beobachtung. Über dieser Urne lagen keine Steine, aber bis zur Oberfläche des Hügels dunkle Erde; es muß also von oben bis zur Urne eine Höhlung etwa 25 cm breit vorhanden gewesen sein, die sich nach und nach mit Erde gefüllt hat. Noch auffallender war, daß sich in der Erde der Höhlung und in der Nähe derselben, auf der Oberfläche des Hügels, mehrere Stücke von der unten stehenden Urne, ebenso auch einige Randstücke ihrer Deckschüssel fanden; unwillkürlich muß man eine Beraubung dieser Beisetzung annehmen; dazu kommt noch die Tatsache, daß sich in der Urne nur wenige Knochen vom Leichenbrande befanden, aber einige kleine Knochen obenauf zerstreut gefunden wurden. Der Eingriff muß der ganzen Sachlage nach allerdings schon vor langer Zeit stattgefunden haben.

Als ich nunmehr bei dem weiteren Abheben der Steine zur Mitte des Hügels gelangte, erwartete ich sicher hier etwas Besonderes zu finden, wurde jedoch sehr enttäuscht, als nicht das Geringste zum Vorschein kam. Auch der



1:87

Abb. 3. Der Durchschnitt des Hügels.
1. Hauptbeisetzung. 2. Nebenbeisetzung. 3. Sehr großer Stein. 4. Kranzsteine. 5. Ausgeworfener Graben.

unter den Steinen liegende Sandboden ergab nicht das kleinste Anzeichen einer Beisetzung. Meine Enttäuschung wurde aber noch größer, als die gesamte Nordhälfte des Hügels nicht nur keine Beisetzung, sondern auch keinen einzigen Gefäßscherben mehr enthielt.

Die Menge der ausgehobenen Steine schätze ich auf 10—12 cbm.

Wenn ich nun die Ergebnisse der Abtragung überblicke, so möchte ich nochmals die große Regelmäßigkeit der Gestaltung des kreisrunden Hügels hervorheben, ebenso auch die Sorgfalt, mit der die am Hügelrande gleich hoch gestellten Steine nebeneinander gesetzt waren, ferner den ganz gleichmäßigen Abfall der Hügeloberfläche von der Mitte zum Rande. Zieht man dieses alles in Betracht, so kann man den Leuten, die den Hügel errichtet haben, einen gewissen Kunstsinn nicht absprechen. Zu welchem Zwecke die erwähnten im Norden, Osten und Westen am Kranze des Hügels lagernden einzelnen größeren Steine gedient haben, hat sich nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Um der Rundung einen größeren Halt zu geben, waren es zu wenig. Vielleicht sind sie als Opfersteine anzusehen, hierfür spricht, daß die größere Fläche derselben stets horizontal nach oben gelegt war. Man muß auch annehmen, daß diese Steine längere Zeit freigelegen haben, ehe sie von Erde bedeckt wurden.

Digitized by Google

Überhaupt spricht nichts gegen die Annahme, daß der abgetragene, sowie auch alle die andern Hügel seiner Zeit auf der damaligen Erdoberfläche errichtet worden sind und daß die jetzt auf und neben den Hügeln liegende Erd- und Rasenschicht sich erst im Laufe der Jahrtausende gebildet hat. Es handelt sich hier um eine Schicht von höchstens 30—40 cm, zu deren Bildung etwa 3000 Jahre in Betracht kommen würden; demnach hätte sich der Erdboden hier im Walde in 100 Jahren nur 1 cm erhöht, ein gewiß recht winziges Wachstum.

Was die einzelnen Beisetzungen des Gräberhügels betrifft, so ist beachtenswert, daß sich das Hauptgrab nicht in der Mitte, sondern in der Westhälfte

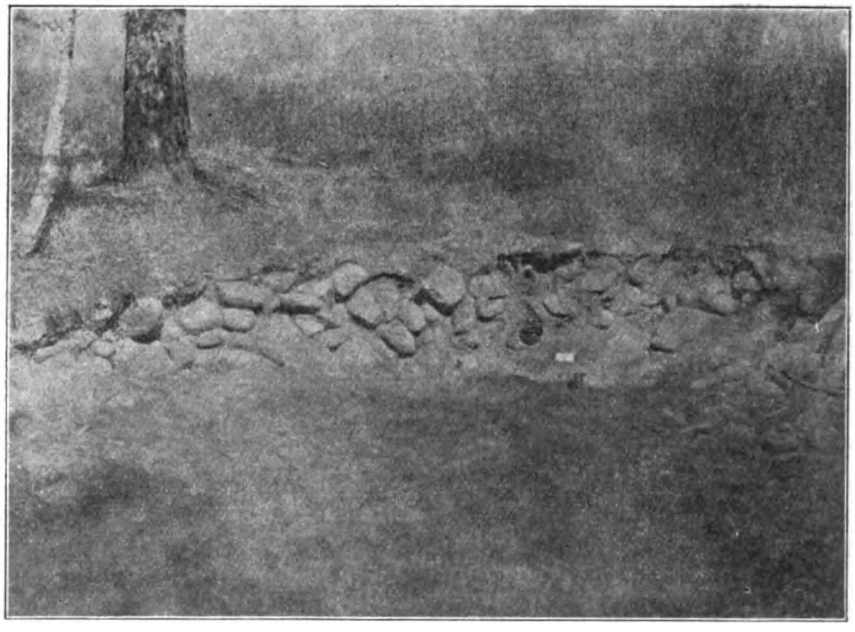


Abb. 4. Profil des Hügels Nr. 1.

desselben befand (s. Abb. 3). Ein gleiches Vorkommnis ist mir aus der Provinz Brandenburg nicht bekannt; die Ursache ist wohl die, daß bisher ein so vollständig erhaltener Hügel nicht gefunden und daraufhin untersucht wurde. C. Rademacher, der in der Rheinprovinz viele Hügelgräber untersucht hat, sagt von ihnen, daß das Grab nicht immer in der Mitte des Hügels liegt (Mannus IV Heft 3, S. 194).

In dem mit Herrn Krüger und Lissauer gemeinsam nur zum Teil untersuchten Hügel (auf der Tafel XVII mit 1. bezeichnet) konnte die dort gefundene Beisetzung, die auf einer großen Steinplatte lag und von einem sehr großen Stein bedeckt war, auch nicht als die Mitte des Hügels erkannt

Digitized by Google

werden, weil der Hügel vorher schon angegraben war. Der großen Bäume wegen, die darauf standen, mußten wir uns mit einem hergestellten Profil begnügen, siehe Abb. 4.

Die in dieser Beisetzung vorgefundenen Gefäßstücke gehörten einer terrinenförmigen Urne, einer Deckschüssel mit breitem ausgelegten Rande und drei kleinen Beigefäßen an.

Von den von mir bisher an anderen Orten ausgegrabenen und veröffentlichten Hügelgräbern sind die bei der Hellmühle, Kreis Oberbarnim (Nachr. f. d. A. 1898 S. 15 ff.) und die in der Wilmersdorfer Bauernheide im Kreise Beeskow-Storkow (Z. f. E. 1907 S. 415 ff. und Nachr. f. d. A. 1900 S. 92, 93) dem Gielsdorfer am meisten ähnlich. Bei der Hellmühle sowohl als auch in Wilmersdorf waren die runden Hügel ebenfalls aus Steinen errichtet, aber stets lag eine Beisetzung in der Mitte des Hügels.

Auch in einem Grabhügel bei Wandlitz im Kreise Nieder-Barnim, der allerdings nur aus Erde aufgeworfen war, lag die Hauptbeisetzung in einer Steinkiste in der Mitte des Hügels (Verh. Z. f. E. 1896 S. 286).

Bezüglich der kleineren Beisetzungen im Gielsdorfer Hügel ist besonderes nicht zu sagen; sie waren sehr zerdrückt und von den über und um sie herum gelegten Steinen verschoben. Obgleich auch hier der Leichenbrand gewissenhaft durchgesiebt und untersucht worden ist, fand sich keine Spur von Metall oder sonstigen Beigaben. Sie dürften wohl als Nachbestattungen zu betrachten sein, die, wenn auch nicht in derselben Zeit wie die Hauptbestattung, doch den Gefäßformen nach, nicht allzulange darauf stattgefunden haben. Die zuletzt erwähnte Beisetzung mit ihrem kannellierten Schüsselrande dürfte vielleicht für eine etwas spätere Zeit sprechen.

Da sich in den Hauptbeisetzungen Metallbeigaben nicht gefunden haben, so bleiben mir als Grundlage zur Zeitbestimmung der Errichtung des Gräberhügels nur die Formen und die Verzierungen der Gefäße übrig. Hierzu empfiehlt es sich, die Formen der einzelnen Gefäße nicht allein, sondern gleich den Stil ganzer Gefäßgruppen zu behandeln, denn einige Formen, wie doppelkonische Urnen, einfache gerauhte Töpfe usw. kommen in allen Perioden der jüngeren Bronzezeit vor. In der Steinkiste befanden sich zwei doppelkonische Urnen mit Deckschüsseln, die einen breit ausgelegten Rand haben, ferner eine große Terrine und drei einfache, größere, henkellose Töpfe, bei einem derselben sind unter dem Rande rundliche spitze Knöpfe angebracht. Diese Gefäße sind entweder mit horizontalen, vertikalen, auch schrägen Furchen verziert oder haben eine gänzlich gerauhte Außenfläche. Außerdem sind fünf kleinere tassenförmige Gefäße von gedrückter, weitmündiger Gestalt mit stark eingezogenem Halse und eine konische Tasse vorhanden. Alle diese genannten Gefäßformen gehören einem einheitlichen Stil an, den ich an den Grabgefäßen der vierten, ja selbst schon der dritten Bronzeperiode in der Mark Brandenburg mehrfach beobachtet habe.

Digitized by Google

Schließlich lagen jedoch mit obigen Gefäß-Formen vereint drei Gefäße mit einem mehr oder minder hohem Fuße. Bei zweien von ihnen befinden sich auf dem Bauche schräge, aufgelegte Leisten, das dritte ist mit einem hohen konischen Halse und zwei großen Henkeln versehen. Die Formen dieser drei Gefäße zeigen einen Typus, der mit terrinenförmigen Urnen, Buckelgefäßen und Gefäßen mit hohem, zylindrischem Halse gemeinschaftlich vorkommt und gleichfalls bis in die III. bronzezeitliche Periode hineinrechnet. Da aber beide erwähnten Gefäßtypen in unserem Hügel beisammen vorkommen, betrachte ich die Gefäßformen als einen Mischtypus, und zwar als einen solchen, bei denen die einzelnen Formen noch wenig von den Grundformen abweichen. Aus diesem Grunde nehme ich als Errichtung des Gräberhügels das 12. bis 10. Jahrhundert, also die IV. Bronzeperiode an. — Ich sehe auch im allgemeinen den Stil der Grabgefäße aus den meisten bronzezeitlichen Gräberfeldern meiner bisherigen Arbeitsgebiete, insbesondere auch den Lausitzer Typus, als einen Mischtypus an. Derselbe hat sich einerseits aus dem in den mehr nordwestlich gelegenen Kreisen der Provinz Brandenburg, wenn auch allerdings nicht zu häufig vorgefundenen germanischen, andererseits aus dem in den südöstlichen Kreisen der Provinz auftretenden illyrischen Gefäßtypus zu Anfang der IV. Bronzeperiode herausgebildet. Dieser Typus ist desto jünger, je mehr er sich durch lokale Weiterbildungen der Gefäßformen und Zierweisen von seinen Grundformen entfernt und reicht bis zur V., ja sogar nach Lage der Fundorte bis zur VI. Periode hinunter.

Ich habe dies bereits in meiner Arbeit vom großen Reiherwerder im Tegeler See (Kreis Nieder-Barnim) noch umfassender ausgeführt (Prähistorische Zeitschrift Bd. II S. 76—77). Inzwischen hat sich jedoch die Ansicht über die dort als thrakisch bezeichnete Kultur insofern geändert, als sie von Kossinna auf Grund neuerer Forschungen nunmehr als illyrisch angesehen wird (Mannus IV, S. 184).

Zur zeitlichen Begrenzung der vorgefundenen Grabkultur in Gielsdorf können auch die zu der einen Beisetzung der Steinkiste gehörigen drei Pokale herangezogen werden. Es ist ja schon öfter versucht worden, aus der Gestaltung, der verschiedenen Höhe und Aushöhlung der Standfüße, auch aus den Verzierungen des Oberteils das Alter der Pokale zu bestimmen; u. a. von H. Schumann und A. Mieck bei den Pokalen aus Bralitz. Immerhin bleibt es schwierig, aus den Abweichungen der einzelnen Teile und der Verzierungen dahingehende Schlüsse zu ziehen.

Von den Gielsdorfer Pokalen nehme ich an, da sie doch mit der freien Hand geformt sind, daß ihre Verschiedenheit nur aus der Willkür ihrer Anfertiger entstanden ist. Im voraus möchte ich von ihnen als einzelstehendes Vorkommnis hervorheben, daß sie alle drei in demselben Grabe lagen, denn die bisher bekannten Pokale kommen immer nur vereinzelt vor.

Digitized by Google

Auf Abbildung 5 habe ich den senkrechten Durchschnitt der Gielsdorfer Pokale gezeichnet und aus dieser Zeichnung ergibt sich die Verschiedenartigkeit der Standfüße. Zum Vergleich und zur Ergänzung habe ich rechts daneben einen Pokal meiner Sammlung aus dem Woltersdorfer Gräberfelde gestellt (abgebildet in der Zeitschrift f. E. 1911 S. 494) und links einen Pokal aus einem Hügelgrabe bei Diensdorf, Kreis Beeskow-Storkow. Der Diensdorfer Pokal ist noch nicht veröffentlicht worden, Begleitfunde waren ein Bronzearmband, eine echte Spirale aus Bronze und eine Goldspirale, alles Fundstücke, die der IV. Periode zuzurechnen sind[1]).

Das Ausbreitungsgebiet der Pokale ist hauptsächlich das östliche Mitteldeutschland von der Weichsel bis zur Elbe, also das illyrische Gebiet. Im germanischen Pommern und Mecklenburg sind Pokale bisher nicht gefunden worden.

Von Gielsdorf nicht allzuweite Fundorte von Pokalen sind Rüdnitz, Kreis Ober-Barnim (von hier befinden sich zwei Pokale im prähistorischen

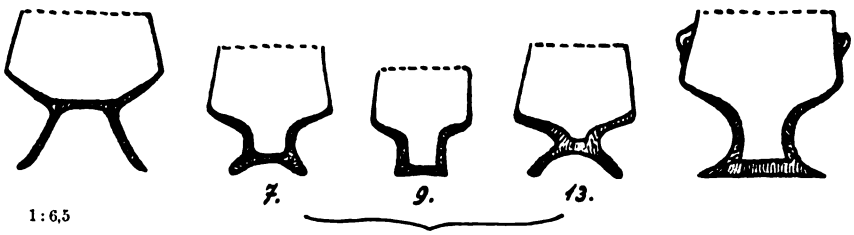


Abb. 5. Senkrechter Durchschnitt der Pokale.

Museum in Cöln), Steinhöfel, Kreis Lebus (im dortigen Schloß, Zeitschr. f. E. 1890 S. 374, Fig. 22), Liepe, Kreis Angermünde (Zeitschr. f. E. 1890 S. 369), Bralitz, Kreis Königsberg (im Uckermärkischen Museum zu Prenzlau), einige von ihnen haben in Form und Ornamenten mit den Gielsdorfern große Ähnlichkeit (das Gräberfeld bei Oderberg-Bralitz von H. Schumann und A. Mieck, Tafel 1—28), Zellin a. O., Kreis Königsberg (im Museum zu Freienwalde a. O.). Die beiden Zelliner Pokale gleichen dem aus Diensdorf. Die Posener Pokale sind im Mannus IV auf Tafel IX abgebildet.

In der Lausitz werden die Gräber mit Pokalen von Jentsch und Weineck zu den ältesten gerechnet.

Der IV. Bronzeperiode sind auch die Gefäßteile aus der Beisetzung des Hügels Nr. 1 auf Tafel XVII zuzurechnen, ebenso das dem nordöstlichen Eckhügel, Tafel XVII Nr. 2, entnommene Buckelgefäß, das sich im königs-

[1]) Ich habe neuerdings bei weiteren Ausgrabungen in Diensdorf wiederum mehrere Pokale gefunden.

Digitized by Google

lichen Museum befindet (siehe Abb. 6). Fernerhin gehören die im Sande des schon teilweise abgefahrenen Hügels Nr. 3 auf Tafel XVII am Südrande des Birkenwäldchens gefundenen, im Besitz des Brunnenmeisters Herrn Bugge in Straußberg sich befindenden Sachen ebenfalls derselben Zeit an.

Abb. 6. Buckelgefäß aus Hügel Nr. 2.
Die Photographie verdanke ich der Direktion der prähistorischen Abteilung des Museums für Völkerkunde.

Es sind:

1. Zwei kleine zierliche Pfeilspitzen aus Bronze, mit hohler Tülle und 3 cm Länge.
2. Zwei kleine Bronzeplatten.
3. Ein Schmelzstück aus Bronze.
4. Ein nur 3 cm hohes kleines Gefäß, von dem der obere Teil abgebrochen ist. In demselben lag ein zylindrischer, massiver Stöpsel, ebenfalls aus Ton, der oben mit einer Scheibe versehen ist. Der Zylinder ist oben und unten angebohrt.
5. Die Hälfte eines durchlochten, breitnackigen Steinbeils mit einer Querkante in der Mitte der Breitseite. Länge 5, Höhe und Breite 4 cm, Schneide 4 cm breit (siehe Abb. 7).

Ich will noch bemerken, daß die jetzt gänzlich abgefahrenen Hügel im westlichen Teil des Kiefernwaldes bedeutend weiter voneinander entfernt lagen, als die im Birkenwäldchen, und daß die Gefäßstücke, die ich aus ihnen sammelte, einer etwas früheren Periode anzugehören scheinen. Inwieweit die südwestlich vom Walde gefundenen Siedelungsstellen und die früher auf ihnen gefundenen zwei Mahlsteine im Zusammenhange mit den Gräberhügeln stehen, das wird höchstwahrscheinlich der Bericht über die ausgegrabenen Grundrisse des Hauses ergeben. Noch mehr wird wohl aber eine weitere Untersuchung des umliegenden Geländes Aufklärung darüber bringen.

Digitized by Google

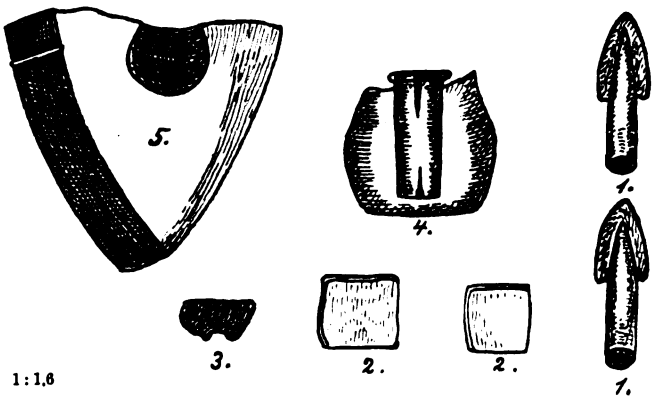


Abb. 7. 1. Pfeilspitzen aus Bronze; 2. und 3. Bruchstücke aus Bronze; 4. Tongefäß; 5. Steinhammer.

Jedenfalls gleicht das Gefäßmaterial aus meinen beiden untersuchten Siedelungsgruben am Sandabhange dicht an der Gielsdorfer Chaussee[1]) dem aus den Hügeln und wird dasselbe daher trotz der mit ihm vereint gefundenen Feuersteingeräte gleichfalls der IV. Periode zugehören. Mitgeteilt wurde mir noch, daß beim Ackern nördlich vom Walde der Pflug jedesmal auf einige größere Steinpackungen in der Erde stößt und daß an diesen Stellen der Erdboden eine etwas dunklere Färbung zeigt. Ferner sprach der verstorbene Witte davon, daß sich früher beim Pflügen auf der Südseite des Waldes flachliegende Urnen ohne Steinumstellung gefunden haben sollen. Das Alles sind Anzeichen eines hier vorhanden gewesenen, weit ausgedehnten Gräberfeldes mit einer naheliegenden Siedelungsstätte aus der ersten Hälfte der jüngeren Bronzezeit.

Die Gefäße der Hauptbeisetzung (siehe Tafel XVIII und Abb. 2).

Auf Tafel XVIII ist die ursprüngliche Lage der einzelnen Gefäße so gut als möglich veranschaulicht. Die Zeichnung mußte ich etwas ausdehnen, damit jedes Gefäß sichtbar ist. In der Wirklichkeit standen beide Urnen näher aneinander und die Beigefäße um sie herum. Die Farbe ist bei den einzelnen Gefäßen nicht besonders angegeben; sie ist im allgemeinen graubraun bis hellgelb. Die Oberfläche einiger Gefäße ist gerauht. Die meisten haben jedoch einen feinen, polierten Überzug, der mehr oder weniger verwittert ist.

Abkürzungen: Die Maßzahlen sind immer in cm ausgedrückt.

H. ist Höhe, W. der weiteste Durchmesser, M. der Durchmesser der Mündung, B. der des Bodens.

[1]) Busse: Vorgeschichtliche Fundorte und ein Königsgrab bei der Gielsdorfer Mühle, Kreis Ober-Barnim. Mannus V. S. 111.

Digitized by Google

1. Eine schlecht gebrannte, aus groben, mit Sand gemischten Ton hergestellte große Terrine. Der obere Teil ist geglättet, der untere gerauht. Über der niedrigen Standfläche befindet sich ein 2 cm hoher horizontaler, glatter Streifen, auf dem fünf vertikale Strichgruppen stehen. Jede Gruppe wird aus fünf flachen, fingerbreiten Furchen gebildet. Zwischen den einzelnen Gruppen sind unregelmäßig ebenso breite, aber noch flachere Furchen mit den Fingerspitzen eingezogen. Die innere Wandfläche der Terrine ist geglättet. Die Wandstärke beträgt 8—9 mm. H. etwa 36, W. 42—44, M. 37, B. 14,5. Die Stücke des oberen Teils waren zerdrückt und lagen zerstreut zwischen den Beigefäßen. Die Terrine konnte nicht wieder hergestellt werden.
2. Außen gerauhte und innen geglättete Schüssel mit eingezogenem Halse, wenig schräg ausgelegten 4 cm breitem Rande und einem 2 cm breiten Henkel. Die Standfläche ist sehr niedrig. H. 12, M. 38, B. 11. Die Schüssel hat als Bedeckung der großen Terrine gedient, war zerdrückt und konnte nicht wieder hergestellt werden. Die Bruchstücke lagen teils in der Terrine 1, teils in der Urne 3, die Randstücke unten im Sande zerstreut.
3. Doppelkonische Urne, bis zur Hälfte des Oberteils mit Leichenbrand gefüllt. Sie stand in der Terrine 1 und war bis auf wenige Risse gut erhalten. Der untere Teil ist schwach eingewölbt und gerauht, der obere ist gerade ansteigend und ebenso wie die ganze innere Wandfläche geglättet. Die Form des Doppelkonus ist verhältnismäßig breit und niedrig. Über der scharfen Umbruchskante sind vier parallele horizontale, 1½ mm breite Furchen etwas ungleichmäßig eingezogen. H. 22,5, W. 36, M. 31, B. 13.
4. Innen und außen geglättete Schüssel mit glatt abgestrichenen, wenig nach innen gebogenem Rande und gering herausgebildeter Standfläche. Der kräftige, 2,5 cm breite Henkel sitzt 4 cm unterhalb des Randes. H. 10,5 bis 11, M. 33, B. 8,5. Die Schüssel diente als Bedeckung der Urne 3. Die unteren Teile derselben lagen auf dem Leichenbrande in der Urne, die Randstücke in der großen Terrine.
5. Ein schlanker, henkelloser, bis zum weiten Mündungsrande außen gerauhter recht schiefer Topf mit schwacher Halsabsetzung. H. 21, W. 19, M. 18,5 bis 19, B. 9,5. Der Topf stand westlich neben der Urne und war gut erhalten.
6. Ein weitmündiges napfförmiges Gefäß mit einem 2,5 cm hohen zylindrischen Fuß und einem 4 cm hohen, abgesetzten etwas konischen Halse, dessen Rand 3 cm breit ausgelegt ist. Der Fuß ist innen ausgehöhlt. Auf dem Bauche sind schräg gestellte Leisten aufgelegt. H. 16, W. 18, M. 21,5, B. 8. Der Napf lag mit seiner Mündung auf der Öffnung des Topfes 5 und bedeckte demnach denselben vollständig.

Digitized by Google

7. Im Topf 5 stand mit der Mündung nach unten ein gut erhaltener Pokal mit einem 3 cm hohen, konischen Fuß, dessen Standfläche wenig eingewölbt ist. Der innere Fuß ist ausgehöhlt. Der 7 cm hohe Oberteil verläuft konisch. Am oberen Fuße sind vier, über der Umbruchskante fünf parallele Furchen horizontal eingezogen. H. 11,5, W. 11,5, M. 9, B. 6.
8. Ein doppelkonischer Napf, mit scharfer Bauchkante, abgesetztem 5 cm hohem zylindrischem Halse und 2,5 cm breitem ausgelegtem Rande. Der 2 cm hohe Fuß ist konisch und innen ausgehöhlt. Der 2 cm breite Henkel ist dicht unter dem Rande und auf der Schulter angesetzt. H. 13, W. 19, M. 20,5, B. 7,5. Der Napf lag mit seiner Mündung an der großen Terrine vor dem Topf 5.
9. Im Gefäß 8 stand mit der Mündung nach unten ein Pokal mit einem 2,5 cm hohen, zylindrischen Fuß, dessen Standfläche eben ist. Der 5,5 cm hohe obere Teil des Pokals ist nur wenig konisch und etwas eingewölbt, der innere Fuß ist ausgehöhlt. Am unteren Fuße sind drei und über der Bauchkante vier parallele Furchen horizontal eingezogen. Die Fußkante sowohl als auch die Bauchkante ist schräg gekerbt. H. 9,5, W. 9,5, M. 8, B. 5.
10. Ein Krugtopf mit kugeligem Unterteil und einer flachen Delle als Standfläche. Der 4 cm hohe, etwas eingewölbte Hals ist abgesetzt und weit ausladend. Der runde Henkel ist mit einem kleinen Knick versehen. H. 9,3, W. 11, M. 11, B. 4,5. Der Topf lag mit seiner Öffnung an der Urne und hinter 6.
11. Eine Tasse von gleicher Form wie 10, nur bedeutend kleiner. Der abgebrochene Henkel war 1,5 cm breit. H. 6,8, W. 8, M. 8,5, B. 2. Die Tasse lag mit der Mündung an der Urne und unter 10.
12. Eine zweihenkelige, innen und außen geglättete größere Terrine mit scharf abgesetztem, 8,5 cm hohem konischem Hals und 4 cm hohem zylindrischem Fuß. Die Henkel sind 3 cm breit. Auf dem Bauche sind acht schräge Rippen aufgelegt. Der Fuß ist innen hohl. H. 23,5, W. 23,5, M. 16,5, B. 9. Das Gefäß lag mit der Mündung an Terrine 1.
13. Ein Pokal, der mit seiner Mündung nach unten in der Terrine 12 stand. Sein 2,5 cm hoher Fuß ist konisch und etwas ausgewölbt, die Standfläche stark eingewölbt. Der innere Fuß ist nur wenig ausgehöhlt. Der 6,2 cm hohe Oberteil verläuft nach oben konisch. Über der Umbruchskante sind drei parallele Furchen horizontal eingezogen. Auf dem Furchenband stehen im gleichen Abstande sechs Figuren, deren jede aus drei konzentrischen Halbkreisen gebildet wird. H. 10,5, W. 11,3, M. 9,5, B. 4,5.

Die bisher aufgeführten 13 Gefäße bilden unzweifelhaft eine Beisetzung für sich, und da in der Steinkiste zwei solcher Beisetzungen vorhanden waren, gehören die nun folgenden Gefäße zur zweiten Beisetzung.

Digitized by Google

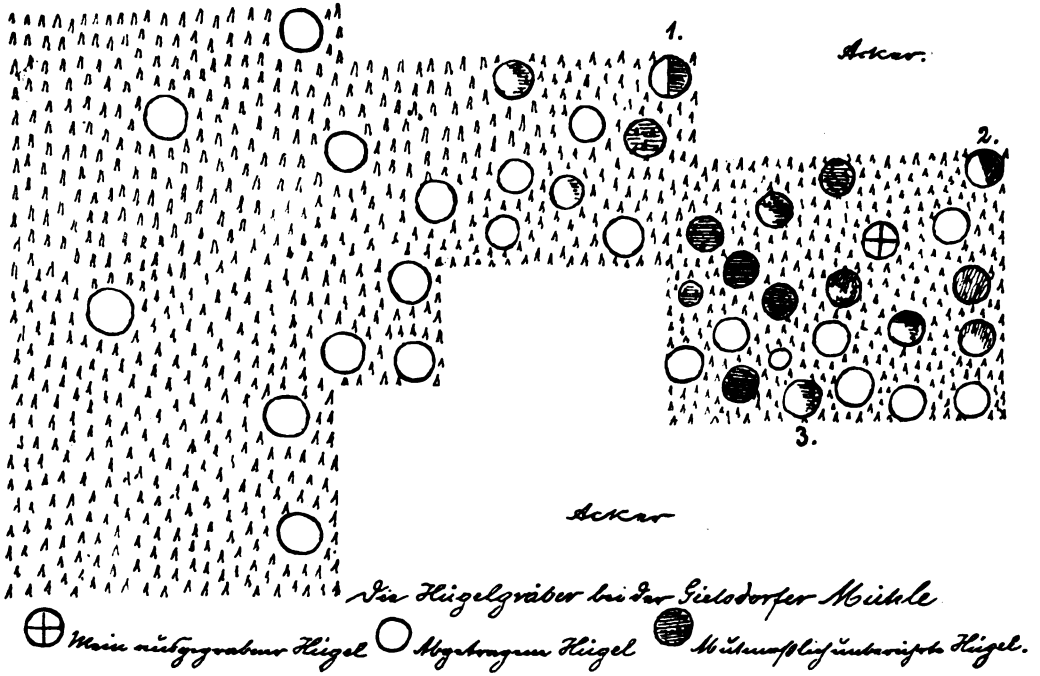
14. Eine innen und außen geglättete doppelkonische Urne mit scharfer Umbruchkante. Der obere Teil ist nur ganz wenig eingewölbt, der untere Teil gerieft. Die nur flachen Riefen kreuzen sich mehrfach. Die Urne sowie auch ihre Deckschüssel war von den Steinplatten sehr zerdrückt. Der Leichenbrand lag zerstreut zwischen den Bruchstücken. H. 19,5, W. 30, M. 25,5, B. 11.
15. Eine Schüssel mit etwas eingezogenem Hals und einem nur kleinen Henkel. Auf dem breit ausgelegten Rande befindet sich eine horizontale Facette. Die Außenfläche ist mit schräg gegeneinander stehenden Riefengruppen verziert. Die einzelnen Riefen sind tief eingeschnitten. Die Schüssel konnte nicht wieder hergestellt werden. Sie diente als Bedeckung der Urne 14. H. 9, M. 30—32, B. 8.
16. Ein großer, einfacher, bis zum Mündungsrande gerauhter Topf mit geringer Halseinziehung. Unter dem Rande sind runde, zugespitzte Knöpfe angebracht. Er stand mit dem Boden nach oben hinter der Urne 14 und ist nicht wieder hergestellt worden. H. 23, W. 22, M. 21, B. 10.
17. Ein einfacher, henkelloser, ganz schiefer Topf mit eingezogenem Halse. Seine Außenfläche ist vom Rande bis zum Boden mit unregelmäßigen, schrägen, sich kreuzenden flachen Furchen eingezogen. Er lag mit der Mündung an der Urne 14. H. 20, W. 22,5, M. 21, B. 10,5.
18. Ein konischer, tassenförmiger, schwachwandiger Topf mit sehr weiter Mündung und einem 2,5 cm breiten Henkel. Die Seitenwandung ist stark eingewölbt. Er stand mit der Mündung nach oben in 17. H. 12,5, M. 18,5, B. 7,5.
19. Ein kleiner, krugförmiger Topf mit geknicktem Henkel und eingewölbter Standfläche. H. 7, W. 7,5, M. 9, B. 3.

20 u. 21. Zwei kleine Henkeltöpfe von ähnlicher Form wie 10 u. 11. Die Maße waren nicht festzustellen.

Nr. 19, 20 u. 21 nur in kleinen Bruchstücken gefunden und nicht wieder hergestellt. Außer den aufgeführten Gefäßen fanden sich auch noch einzelne Stücke von zwei bis drei kleinen Schalen.

Sämtliche Gefäße befinden sich in meiner Sammlung.

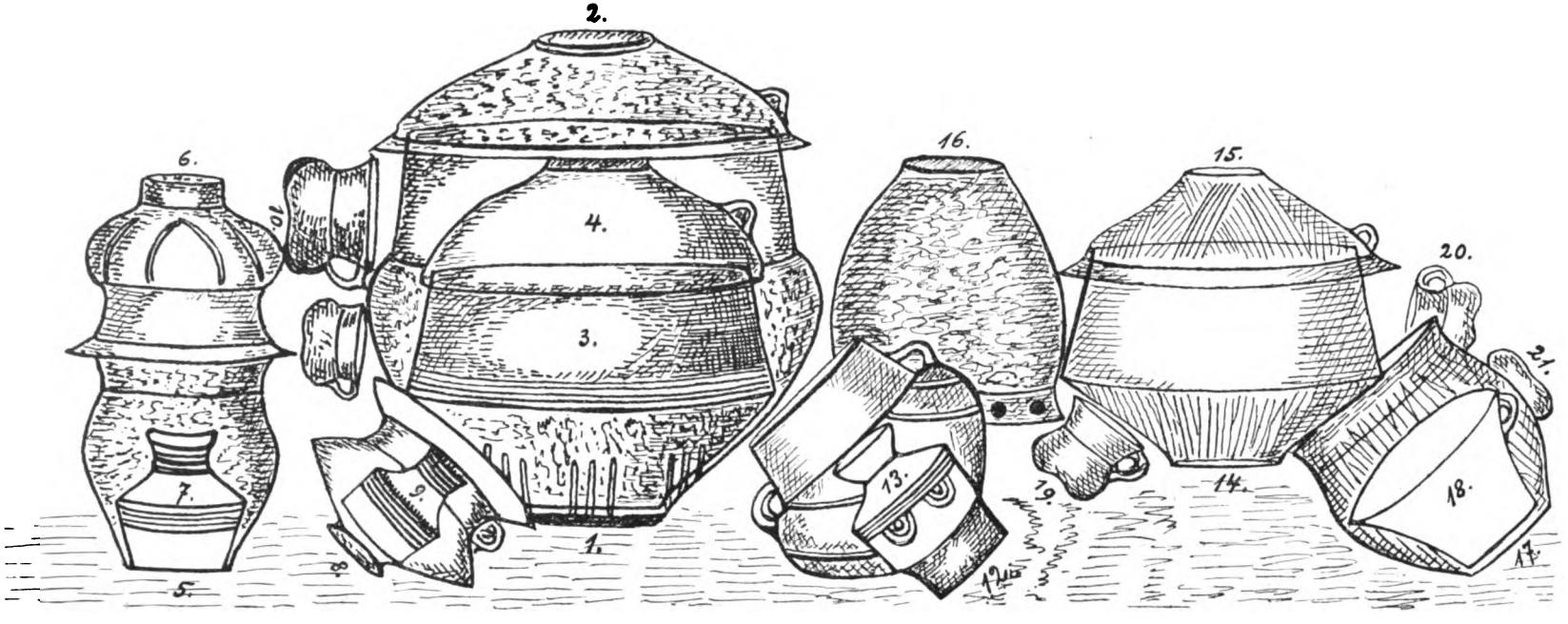
Digitized by Google



1 : 1950.

Digitized by Google

Digitized by Google



Etwa 1:7.

Die Lage der Gefäße im Gielsdorfer Hügelgrab.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur Bedeutung des Markomannenreichs in Böhmen für die Entwicklung der germanischen Industrie in der frühen Kaiserzeit.

Von Oscar Almgren, Uppsala[1]).
Mit 25 Textabbildungen.

In seinen Annalen (II, 62) berichtet Tacitus über die Eroberung von Marbods Hauptstadt durch den Gotenhäuptling Catualda im Jahre 19 n. Chr. Dabei sagt er: „Veteres illic Sueborum praedae et nostris e provinciis lixae et negotiatores reperti, quos ius commercii, dein cupido augendi pecuniam, postremum oblivio patriae suis quemque ab sedibus hostilem in agrum transtulerat.“ Diese Worte lassen ahnen, welch ein reges Verkehrsleben sich in dem Reiche des von römischer Kultur stark berührten Markomannenkönigs entwickelt hat.

Sophus Müller spricht in seiner schönen Arbeit Juellinge-Fundet og den romerske Periode[2]) (S. 36) die Ansicht aus, daß die am Anfang der betreffenden Periode auftretende germanische Kultur — „der römischen selbständig zur Seite stehend und hauptsächlich auf älterem barbarischem Grunde gebaut, obwohl in vielen Einzelheiten unter römischem Einflusse ausgeformt“ — um Christi Geburt in Nordböhmen und den herumliegenden Gegenden entstanden ist, wo zu jener Zeit kräftige Völker größere Reiche gegründet hatten. Böhmen wurde ein Zwischenglied zwischen dem Römerstaate und dem Norden; die Einfuhr, wesentlich nur Bronzegefäße, ging von Italien aus. Durch Verkehr und Handel verbreitete sich die neue

[1]) Der Hauptinhalt dieses Aufsatzes wurde bei dem I. Baltischen Archäologenkongreß in Stockholm, Aug. 1912, vorgetragen. — Die sprachliche Glättung hat Prof. Kossinna gütigst besorgt.

[2]) Nordiske Fortidsminder. Band II, Heft 1, 1911.

Digitized by Google

barbarische Industrie gegen den Norden hin, besonders stark auf dem Elbwege bis nach der jütischen Halbinsel, schwächer nach den dänischen Inseln und auf dem Weichselwege bis nach Ostschweden.

Dieser Ausspruch des erfahrenen Gelehrten ermutigt den Verfasser — da Dr. Müller, wie er gefälligst mitteilt, nicht die Absicht hat, auf die Frage ausführlicher zurückzukommen — zur Veröffentlichung einiger zum Teil schon längst gemachten eingehenden Beobachtungen zur Beleuchtung dieser interessanten archäologischen Erscheinung [1]).

In dankenswertester Weise sind die böhmischen Funde dieser Zeit von dem jüngst verstorbenen Museumsdirektor J. L. Píč in seinem großen Tafelwerke Starožitnosti země České II: 3 (Prag 1905), sowie in der deutschen Übersetzung Die Urnengräber Böhmens (Leipzig 1907), Taf. XLIX—LXXXIII, allen Forschern leicht zugänglich gemacht worden. Es ist selbstverständlich, daß Verfasser nicht die Ansicht Píčs von einem slawischen Ursprung dieser Funde teilen kann; die ganze folgende Darstellung soll zur Widerlegung dieser Ansicht dienen. Im übrigen sei verwiesen auf Déchelettes vorzügliche Kritik von Píčs Hypothesen über den Hradischt bei Stradonitz als Marbods Burg und die Fundgruppe von Dobřichow-Píchora usw. als slawisch [2]). Die von Déchelette hervorgebrachten chronologischen Bedenken gegen Píčs Annahmen sind noch mehr verschärft worden durch Kiekebuschs Ausführungen über die Chronologie der Augenfibeln [3]).

Was erstens die aus Italien eingeführten Bronzegefäße betrifft — andere italienische Importstücke lassen sich wohl kaum nachweisen —, so bilden sie nur eine Steigerung des seit mehr als einem Jahrtausend durch die östlichen Alpenländer nach dem Norden fortgehenden Imports von italischen Bronzegefäßen [4]). Für die Einzelheiten über den Import in der frühen Kaiserzeit genüge es hier auf Willers vorzügliche Untersuchungen

[1]) Als Verfasser im Frühjahr 1896 auf seinen Studienreisen für die Arbeit „Nordeuropäische Fibelformen" nach Prag kam, erwartete er aus den böhmischen Funden die Lösung mancher Fragen. Es lagen aber damals nur recht wenige, obwohl allerdings sehr schöne Funde der betreffenden Zeit im Prager Nationalmuseum vor, und so bekam Böhmen keinen hervorragenden Platz in den Darlegungen der genannten Arbeit. Aber in demselben Frühjahr 1896 wurde das großartige Gräberfeld von Dobřichow-Píchora entdeckt und im folgenden Jahre von Píč veröffentlicht, und seitdem liegt die Sache anders. — Die in diesem Aufsatze mitgeteilten Notizen aus verschiedenen Museen stammen hauptsächlich von jener Studienreise im Jahre 1896.

[2]) Déchelette, Les fouilles du Mont Beuvray de 1897 à 1901 (Paris 1904), S. 127 ff.: Le Hradischt de Stradonic et les fouilles de Bibracte (besonders S. 176 ff.).

[3]) In einem Anhang zu seiner Dissertation: Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische (Stuttgart 1908), S. 68 ff.

[4]) Vgl. Montelius in Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift. Bd. XI, S. 1 ff. und in der Prähistorischen Zeitschr. 1910, S. 260 ff.

Digitized by Google

zu verweisen, besonders betreffs der Kasserollen „mit Schwanenhalsbügel am Griffende“ [1]).

Unsere jetzige Aufgabe ist es vor allem zu untersuchen, aus welchen römischen Provinzen (vgl. Tacitus: nostris e provinciis — negotiatores) kleinere Gewerbserzeugnisse nach Böhmen kamen, wie auf Grund dieser Einfuhr und zum Teil gewiß auch auf Grund der in Böhmen altheimischen keltischen Industrie eine neue germanische Gewerbstätigkeit sich entfaltete, und endlich wie sich letztere nach dem germanischen Norden weiter verbreitete. Es sind indessen nur einige kurze Andeutungen, die wir hier vorführen können.

Aus Gallien stammen, wie bereits Déchelette hervorgehoben hat, die Fibeln Abb. 1 und 2 [2]). Beide Formen kommen schon in dem um 5 oder

Abb. 1. 1/1.

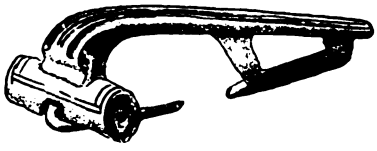


Abb. 2. 1/1.

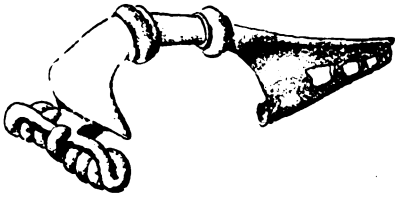


Abb. 3. 1/1.

6 vor Chr. verlassenen Bibracte vor (Bulliot, Taf. L, 1, 2, 7, 9; Déchelette, S. 179), während sie im Hradischt bei Stradonitz ganz fehlen. Dagegen sind einige Scherben von der für Bibracte und Stradonitz charakteristischen bemalten Keramik auch im Gräberfeld von Píchora gefunden (Déchelette ebd.).

Weit zahlreicher sind wie natürlich die Importstücke aus der Provinz Noricum. Die für diese kennzeichnenden Fibelformen, Abb. 3 und 4, sind in Böhmen sehr allgemein [3]), wogegen die „Flügelfibel“ (Nordeur. Fibelf.

[1]) H. Willers, Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien (Hannover 1907), S. 73.

[2]) Nach Píč, Taf. 65 : 1 (vgl. 65 : 2 mit rhombischer Platte, etwas später dürfte das größere Exemplar 75 : 6 sein) und 82 : 12.

[3]) Abb. 3 nach Píč 82 : 18, vgl. 52 : 10, 56 : 2, 57 : 6, 59 : 3,9, 68 : 15, 74 : 3,9, 78 : 8. — Abb. 4 nach Píč 75 : 18; noch 9 Exemplare dieser Form sind bei Píč abgebildet, außerdem eine spätere Form derselben Reihe: 59 : 1.

Digitized by Google

Fig. 238) nur einmal auftritt (Píč 80: 26) und zwar in einer frühen Form, die vielleicht ebensowohl der gallischen Gattung dieser Fibeln zugezählt werden könnte [1]).

Außer diesen Fibeln ist es eine ganze Gruppe von eigenartigen Gürtelbeschlägen, die aus Noricum stammt. Es sind dies die in Abb. 5—7 wieder-

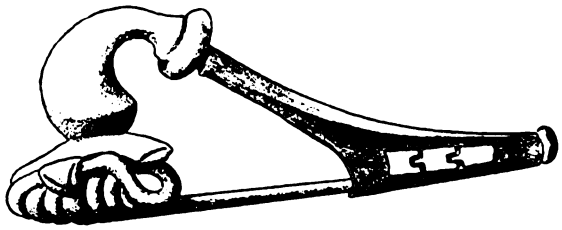


Abb. 4. 2/3.

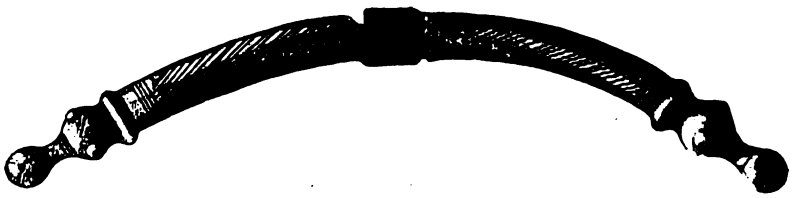


Abb. 5. 2/3.

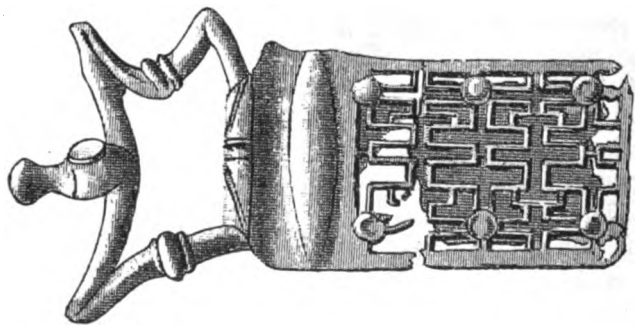


Abb. 6. 1/1.

Abb. 7. 1/3.

gegebenen Formen [2]). Alle diese sind nämlich (nach meinen 1896 gemachten Notizen) sehr zahlreich unter den im Museum zu Klagenfurt aufbewahrten Funden aus dem alten Virunum in Kärnten, und sie fanden sich auch in dem bekannten Gräberfelde von Wies in Steiermark (Naturhist. Hofmuseum

[1]) Die gallischen Flügelfibeln werde ich bald an anderer Stelle behandeln.

[2]) Abb. 5 nach Píč 67 : 7, vgl. 69 : 4. — Abb. 6 nach 69 : 29; vgl. 64 : 2, 67 : 20, 68 : 3,6, 69 : 15, 74 : 21, 24, 79 : 4, 83 : 12. — Abb. 7 nach 79 : 5; vgl. 52 : 6, 67 : 1, 69 : 21.

Digitized by Google

in Wien)[1]). Leider genügen meine Aufzeichnungen über diese Funde nicht zur Feststellung, ob etwa an den böhmischen Exemplaren der betreffenden Typen abweichende Einzelheiten vorkommen, die auf einheimische Nachahmung deuten könnten.

Dagegen ist es ganz offenbar, daß diese norischen durchbrochenen Gürtelplatten und kahnförmigen Beschläge die Vorbilder für die bekannten ostpreußischen Gürtelverzierungen, wie Abb. 8, 9[2]) abgegeben haben, obwohl hier der eigentliche Verschlußteil eine kreisrunde Schnalle mit profiliertem Dorn ist. Eine Nachahmung der norisch-böhmischen viereckigen

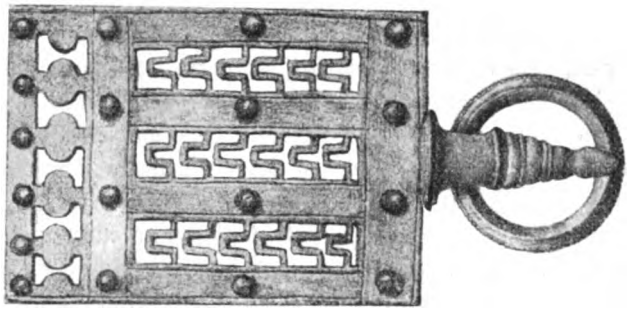


Abb. 8. $^2/_3$.

Abb. 9. $^2/_3$.

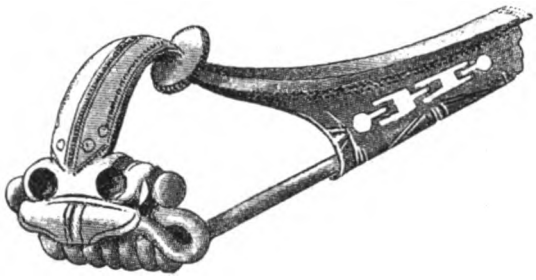


Abb. 10. $^1/_1$.

Schnallenrahmen ohne Dorn, aber mit ein oder zwei hervorragenden Tierköpfen zum Aufhaken des Gürtelriemens liegt aus dem Gräberfeld von Warmhof, Provinz Westpreußen, vor[3]).

In Böhmen können wir dagegen wahrnehmen, wie gewisse Einzelheiten der Verzierung an solchen Gegenständen, wie Abb. 6[4]) bei Fibeln von

[1]) Vgl. auch Mitt. d. anthropolog. Ges. in Wien. Bd. XVIII, S. 95.

[2]) Nach Tischler-Kemke, Ostpreußische Altertümer, Taf. IX, 4 und 1 b.

[3]) Eine skizzierte Abbildung in der Veröffentlichung von Aug. Schmidt, Zeitschr. f. Ethnol. 1902, Taf. VIII : 17. Die vollkommen rechteckige Gestalt des Rahmens scheint eine vereinzelte Erscheinung zu sein, die für einheimische Nachahmung spricht.

[4]) Vgl. auch Pič 74 : 21, 79 : 4, 83 : 12.

Digitized by Google

unzweifelhaft germanischem Ursprung nachgebildet worden sind. Am augenfälligsten ist dies bei den frühesten Formen der Augenfibeln wie Abb. 10[1]). Das stufenartige Muster der Durchbrucharbeit im Nadelhalter erinnert stark an die genannten Gürtelplatten, aber noch weniger zu verkennen ist die völlige Übereinstimmung der eigentümlichen Verzierungsart an der Nadelscheide und dem breiten Sehnenhaken der Fibel mit derjenigen an der Vorderkante der Gürtelplatte, wo diese den Schnallenrahmen umfaßt. An der Nadelscheide der Augenfibeln scheint dies Ornament nur vereinzelt aufzutreten, am Sehnenhaken ist es bekanntlich bei den älteren Formen sehr allgemein[2]).

Nun kann man unmöglich daran denken, daß die Augenfibeln in Noricum entstanden wären. In meiner Fibelarbeit konnte ich (S. 146) von der Form Fig. 45 aus den österreichischen Ländern südlich der Donau nur ein Stück aus Carnuntum und eins aus Krain, sowie eins aus Kroatien verzeichnen. Auch am Rhein, wo die jüngeren Augenfibeln so überaus allgemein vorkommen, ist die Form 45 verhältnismäßig selten, wie Kiekebusch hervorhebt (S. 69, 75). In Böhmen tritt aber nun nicht nur diese Form zahlreich auf, sondern auch zum ersten Male in reicher Fülle die typologisch noch älteren Formen mit durchbrochenem Nadelhalter, aber schon ziemlich breitem Bügel, die also die Brücke zwischen den von mir a. a. O. S. 22 behandelten Spät-Latène-Formen (Fig. 44, 54) und Fig. 45 bilden. Jene Spät-Latène-Formen sind ja bisher nur aus Sachsen, Brandenburg (und etwas abweichend aus Posen) in wenigen Exemplaren bekannt geworden. Jetzt können wir den Zusammenhang greifen: die Latène-Formen sind von den Markomannen nach Böhmen mitgebracht und hier unter dem Einfluß der norischen Industrie zu den Augenfibeln umgebildet worden. Die reiche Fülle von Spielarten der frühen Formen, die hier erscheint (auch von der Abart mit ringförmig geschlossenen Augen) zeugen gleichfalls davon, daß wir uns hier eben im Zentrum eines regen, immer Neues schaffenden, künstlerischen Treibens befinden[3]).

Das mächtige Aufblühen der späteren Formen dieser Augenfibeln am Rhein könnte vielleicht darauf beruhen, daß nach dem Verfall des Markomannenreiches manche hier tätige Handwerker nach dem Rhein zogen. In Norddeutschland, im Elbgebiet wie an der unteren Weichsel ist ja schon die Form 45 sehr allgemein und zeugt mithin von dem starken Einfluß, den das Markomannenreich hier ausübte. Die späteren Formen derselben Serie

[1]) Nach Píč 69 : 16.

[2]) Vgl. Píč 56 : 1, 69 : 28, 70 : 4 (vereinfacht), 71 : 3, 77 : 4, 79 : 7, 80 : 17 (vgl. 8), 81 : 17, 83 : 8; Almgren, Nordeur. Fibelf. Fig. 45, 47.

[3]) Sonst sind Fibeln von der in Abb. 10 vertretenen Stufe nur noch aus einem Spät-Latène-Gräberfelde bei Sondershausen bekannt: Kiekebusch S. 69 (nach Kossinna).

Digitized by Google

(besonders Abb. 49—53) sind nach Norddeutschland wohl vom Rhein her gekommen; vielleicht würden sich indessen schon bei diesen einheimische norddeutsche Nachbildungen feststellen lassen.

Etwas anders liegt die Frage nach dem Ursprung der Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe (Nordeur. Fibelformen, Taf. II). Die ältesten Formen dieser Gruppe, die bekanntlich gar nicht auf provinzialrömischem Gebiete vertreten sind [1]), kommen meistens auf der Kimbrischen Halbinsel und in der unteren Elbgegend vor (Nordeur. Fibelformen, S. 135 f.). Zu dem einzigen mir früher bekannten Exemplar mit durchbrochenem Nadelhalter aus Böhmen (Holubice) bringt das neue Material nur noch eins (Píč 65 : 7, die Lappen leider undeutlich), außer zwei Stück mit einem kleinen rudimentären Loch im Nadelhalter (Píč 71 : 2, 78 : 14). Es ist also nicht ausgeschlossen, daß die eigentliche Ausbildung dieser Fibelgruppe auf nord-

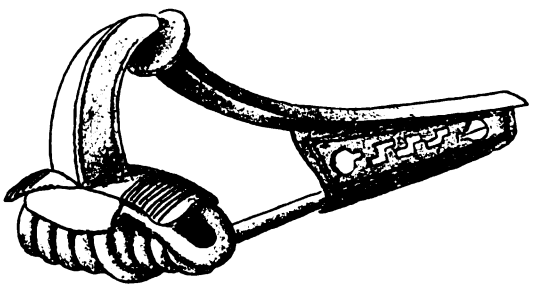


Abb. 11. 1/1.

westgermanischem Gebiete vor sich gegangen ist. Daß aber die dabei wirkenden Einflüsse über Böhmen gekommen sind, dafür spricht einerseits, daß die einzig bekannten latènezeitlichen Vorstufen dieser Fibeln in Noricum gefunden worden sind (siehe Nordeur. Fibelformen, S. 11), andererseits eine in Píchora vorkommende sehr verwandte Fibelform: Abb. 11 [2]), bei der die Nadelscheide in gleicher Weise wie bei Abb. 10 verziert ist [3]).

Diese Abb. 11 ist eine Abart der schmalen Fibeln mit Stützplatte für die Spirale, die in Píchora sehr zahlreich vorkommen, ebenso wie die in der Bügelform gleichen, aber mit unterer Sehne versehenen [4]). Diese beiden

[1]) Sehr interessant ist das Auftreten dieser Gruppe in einem mit den böhmischen nahe verwandten Gräberfelde auf dem Gebiete der Suebi Nicretes im Winkel zwischen Rhein und Main; s. Lindenschmit, Altertümer, Bd. V, Taf. 70, Nr. 1331a, 1332 b u. S. 412.

[2]) Nach Píč 73 : 5, vgl. 70 : 15.

[3]) Zu bemerken ist auch die verwandte Verzierung der Sehnenhülse bei der Fibel. NF. 37.

[4]) z. B. Píč 70 : 5,7 und 17; vgl. NF. Fig. 2 und 19.

Digitized by Google

Typen sind so weit verbreitet, daß die Frage nach ihrem Entstehungsgebiet eine besondere Untersuchung erfordern würde.

In der vorhergehenden Spät-Latène-Kultur von Böhmen selbst, wie sie uns in solcher Fülle aus dem Hradischt bei Stradonitz entgegentritt, wurzeln wiederum, wie es scheint, die reich profilierten Riemenzungen, Abb. 12 [1]), die gewiß eine Umbildung der Form Abb. 13 aus Stradonitz [2]) darstellen. Die Profilierung der letzteren ist gewiß entlehnt von den profilierten Enden solcher römischen Situlahenkel her wie der bei Willers, Neue Untersuchungen, Abb. 11, zweite Reihe in der Mitte, abgebildete aus Ornavasso. Die reiche Profilierung ist also nicht direkt aus der provinzialrömischen Technik in die germanische übergeführt worden.

Die kleinen Riemenzungen, wie Abb. 12, mit lang gestreckter, schlanker Profilierung sind auch im Norden für die Sundgruppe der frühen

Abb. 12. 1/1.

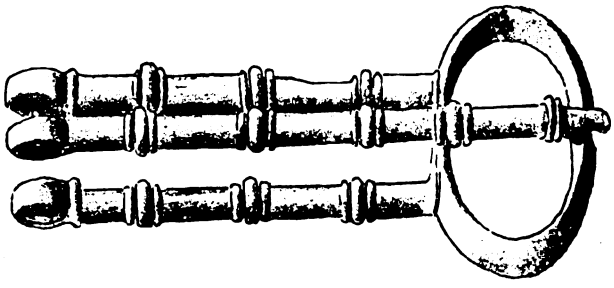


Abb. 14. 1/1.

Abb. 13. 1/1.

Kaiserzeit charakteristisch [3]), wo sich daraus im zweiten Jahrhundert die Formen mit gedrungener kräftiger Profilierung ausbilden.

Nahe verwandt sind die Nadeln mit profiliertem Kopf, die in Böhmen wie in Norddeutschland zahlreich sind [4]). Die in Hannover (Darzau) all-

[1]) Nach Píč 65 : 18, vgl. 55 : 24, 67 : 19.

[2]) Nach Píč II : 2, Taf. 23 : 17, vgl. viele andere Exemplare derselben Tafel. Diese Form kenne ich weiter aus Kněževes und Bodenbach in Böhmen (2 Exempl. im Prager Museum), aus Virunum in Kärnten (1 Exempl. im Museum Klagenfurt) und aus Karlstein unweit Reichenhall in Oberbayern (Lindenschmit, Altertümer, Bd. V, Taf. 63, Nr. 1163—1164). Im östlichen Alpengebiete entwickelte sich daraus in der Kaiserzeit eine sehr langgestreckte Form, die sich von der gleichzeitigen germanischen deutlich unterscheidet; sie ist zahlreich vertreten aus Virunum (Mus. Klagenfurt), aus Poetovio (Pettau) in Steiermark (Mus. Graz), sowie aus Reichenhall (v. Chlingensperg, Die römischen Brandgräber bei Reichenhall. Taf. VII : 1 a, 3 usw.).

[3]) Z. B. Blume, Die germanischen Stämme, Abb. 57 aus Ostpreußen. Antiqvarisk Tidskrift IX: 6, Abb. 48, aus Gotland.

[4]) Píč 59 : 13, 14, 63 : 15, 76 : 24, 82 : 25.

Digitized by Google

gemeinen kleinen gebogenen Nadeln mit kleinem Knopf waren auch in Píchora häufig [1]).

Unter den in den böhmischen Gräberfeldern mehrfach auftretenden sehr langen Schnallen hebt sich die in Abb. 14 wiedergegebene [2]) von den übrigen einfacheren (vielleicht entarteten?) [3]) besonders ab. Ein nahe verwandtes Exemplar aus dem oben (S. 271, Note 1) genannten Gräberfelde der Suebi Nicretes [4]) wird von Schumacher unter Anziehung der böhmischen und anderer germanischen Funde als wahrscheinlich germanischen Ursprungs erklärt. Die in gewissen Abständen erscheinenden wulstförmigen Verzierungen der Abb. 14 erinnern stark an die Anschwellungen des langen Gürtelhakens, Abb. 15 [5]). Es wäre denkbar, daß die lange Schnalle als eine Kompromisform zwischen diesem Gürtelhaken und irgend einem römischen Schnallentypus entstanden sei. Ein ganz gleicher Gürtelhaken ist bei

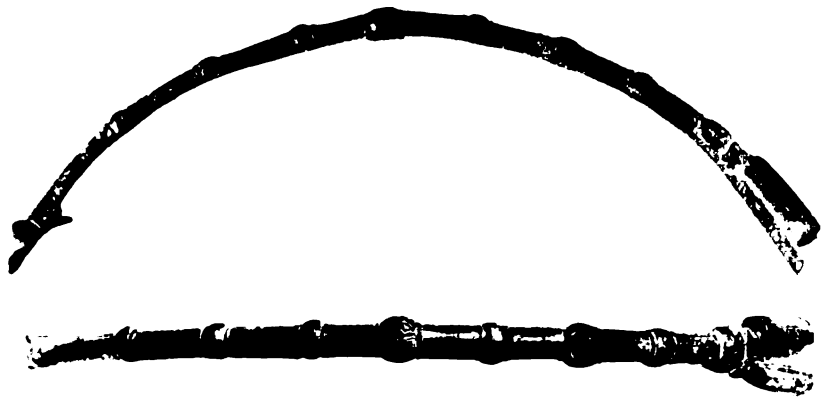


Abb. 15. Etwas über 1/3.

Buchow im Ost-Havelland mit dem eben besprochenen Prototype der Augenfibeln, NF. 44, zusammen gefunden [6]). Wie sich diese Schnallen dann in

---

[1]) Píč 59 : 12, 69 : 10, 76 : 25, 26 u. a.

[2]) Nach Píč 56 : 4.

[3]) Píč 56 : 16 steht der vorigen noch nahe; ganz schlicht sind die übrigen: 55 : 20, 21, 57 : 2, 82 : 24.

[4]) Lindenschmit, Altertümer. Bd. V, Taf. 64, Nr. 1197; vgl. S. 374.

[5]) Nach Lindenschmit, Altertümer, Bd. IV, Taf. 51 : 1, aus der hessischen Provinz Starkenburg (wo das oben erwähnte Gräberfeld der Suebi Nicretes gelegen ist). Das ebenda, Abb. 2, abgebildete Stück stammt aus Traunstein in Oberbayern (gef. mit Spät-Latène-Fibeln) und die mehr abweichende Abb. 3 aus Leimbach bei Salzungen (Museum Meiningen).

[6]) Nordeuropäische Fibelformen, S. 22, Note 2. Außer den erwähnten drei Exemplaren kenne ich nur noch einen solchen Gürtelhaken, der im Nationalmuseum zu Budapest aufbewahrt ist (vgl. das etwas abweichende Stück, das in Arch. Értesítö II, S. 76 abgebildet

Digitized by Google

Norddeutschland durch Verkürzung und andere Veränderungen weiter fortbildeten, ist von Schumacher (a. a. O.) und von Blume (S. 49) angedeutet worden. Ein gutes Beispiel einer solchen verkürzten Form gibt das in Fornvännen 1908, S. 310, Fig. 215 abgebildete Stück aus Gotland.

Ein aus dem unteren Elbgebiet sicher nach Böhmen mitgeführter Gürtelhakentypus ist der in Abb. 16[1]) wiedergegebene aus Píchora, dessen Tierkopf wohl aber ein in Böhmen erfolgter Zusatz nach dem Muster der norischen Schnallen, Abb. 6, ist.

Sonst ist es ja vor allem die Mäanderkeramik, welche die Markomannen aus ihrer alten Heimat nach Böhmen mitgebracht haben, wie Kossinna nachgewiesen hat[2]).

Ein Problem von besonderem Interesse bieten die Trinkhornbeschläge. Da Cäsar im VI. Buch seines Gallischen Krieges nach einer Darstellung der keltischen Sitten im Gegensatz dazu das Leben der Germanen schildert, beschreibt er auch einige in dem großen germanischen (hercynischen) Walde lebenden Tiere ungewöhnlicher Art, darunter den Urstier. Dabei sagt er

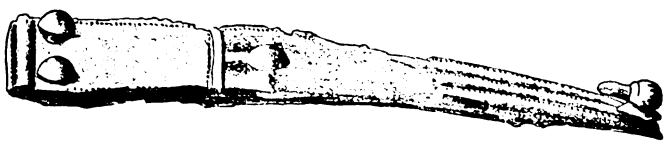


Abb. 16. 2/3.

(Kap. 28): Urorum cornua studiose conquisita ab labris argento circumcludunt atque in amplissimis epulis pro poculis utuntur. Es ist ganz deutlich, daß diese Worte von den Germanen verstanden sein müssen, nicht von den Kelten, wie Willers es tut[3]), indem er aus diesem Grunde ohne archäologische Stütze[4]) den im freien Germanien so zahlreich vorkommenden bronzenen Trinkhornbeschläge der Kaiserzeit einen gallischen Ursprung zuschreibt.

Auch auf germanischem Gebiete fehlen indessen bisher, so viel ich weiß, metallene Trinkhornbeschläge aus Cäsars Zeit, was wohl darauf be-

ist). Die eigentliche Heimat dieses Typus, dessen wenige Vertreter aber ziemlich weit versprengt vorkommen, ist schwer zu ermitteln. Die Verwandtschaft der Anschwellungen mit den Knöpfen der Fibelform, Abb. 3 oben, und des Tierkopfes mit denen der Schnallen, wie Abb. 6, dürfte indessen für seine Entstehung im östlichen Alpengebiet sprechen.

[1]) Nach Píč 82 : 6; vgl. das Bruchstück 74 : 22. Über das Vorkommen dieses Typus im unteren Elbgebiet siehe vor allem: Kossinna, Zeitschr. f. Ethnol. 1905.

[2]) Am ausführlichsten in der Schrift: Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. Mannus-Bibliothek, Nr. 9, S. 58 ff.

[3]) Die römischen Bronzeeimer aus Hemmoor. S. 80 f.

[4]) Vgl. dazu Schumacher in Lindenschmits Altertümern. Bd. V, S. 371.

Digitized by Google

ruht, daß es in der Spät-Latène-Zeit noch nicht Sitte war, solche Sachen in die Gräber niederzulegen. Gleich am Anfang der römischen Periode treten sie aber zahlreich in den germanischen Gräbern verschiedener Gebiete auf, und in reicher Fülle erblicken wir sie unter den jetzt behandelten böhmischen Funden.

Betrachten wir zuerst die Endbeschläge! Sie gehören vier Haupttypen an, die in den Abb. 17—20 dargestellt sind. Wir finden also hier auf einem Punkte gesammelt alle die frühesten Formen, die überhaupt auf germanischem Gebiete vorkommen: wieder ein Anzeichen von der zentralen Stellung Böhmens in der Ausbildung dieser Industrie. Die kleine einfache

Abb. 17. 1/1.

Abb. 18. 1/1.

Abb. 19. 1/1.

Abb. 20. 1/1.

Form, Abb. 17 [1]), kehrt ziemlich ähnlich auf Gotland wieder und ist da weiter fortgebildet worden [2]). Die aus Böhmen in zahlreichen nicht völlig gleichgearteten Exemplaren vorliegende, einfach profilierte Form, Abb. 18 [3]) ist gegen Norden bis nach Dänemark (Müller, Ordning, 178) und Got-

[1]) Nach Píč 77 : 27.

[2]) Die gotländischen Formen werde ich in einem bald erscheinenden Werke über die ältere Eisenzeit Gotlands vorlegen.

[3]) Nach Píč 71 : 5, vgl. 65 : 17, 66 : 10, 67 : 24, 69 : 25, alle diese aus Pičhora, sowie die etwas reicher profilierten 53 : 2 aus Holubice und 55 : 19 b aus Zliv, auch diese Funde sehr früh. Eine weitere Entwickelung, mit kräftiger, gedrungener Profilierung, die den späteren nordischen Formen parallel geht, finden wir in dem unbedingt jüngeren Funde von Lisovice: Píč 50 : 24.

Digitized by Google

land verbreitet. Keine dieser Formen kenne ich aus provinzialrömischem Gebiet. Das ist dagegen der Fall mit einzelnen Exemplaren der beiden anderen Typen. Die Form, Abb. 19 [1]), mit profiliertem Ende und dreigeschlitzter Tülle kenne ich außerhalb Böhmens nicht nur aus Dänemark [2]), Pommern [3]) und aus dem Gebiete der Suebi Nicretes [4]), sondern auch aus Remagen im Rheinland [5]), aus dem südlichen Württemberg [6]) und aus Oberbayern [7]). Die Frage nach dem Ursprung dieser Form wird dadurch etwas verwickelt [8]). Dasselbe gilt von der eigentümlichen, knaufartigen Form, Abb. 20 [9]), die ich mir weiter angemerkt habe aus Wruzow in Mähren (Museum Brünn), aus Körchow in Mecklenburg [10]) und aus Gotland [11]), aber auch aus Reichenhall in Oberbayern [12]). Daß auch diese Gegenstände Hornbeschläge sind, darf wohl nicht bezweifelt werden, zumal sie öfters paarweise vorkommen (Kněževes, Wruzow, Gotland), was ja bei den Trinkhornfunden sehr gewöhnlich ist.

Die breiten Randbeschläge mit genieteten Zungen, wie Abb. 21 (nach Píč 53: 3) aus Holubice und ein ähnliches (ebd. 55: 19 a) aus Zliv, fanden sich auch bei den Suebi Nicretes [13]), in Posen [14]), Provinz Sachsen [15]) und Seeland [16]); in etwas späterer Form mit reichen, gepreßten Ornamenten auch aus Rondsen in Westpreußen und aus Gotland [17]).

Auch an bronzenen Kettengliedern für die Trinkhörner ist in Böhmen

---

[1]) Nach Píč 57 : 3 (Obřiství), vgl. 51 : 10 (Radovesice) und 74: 25 (Pičhora).

[2]) Ströby in Seeland und Kjelbbylille in Möen (Mus. Kopenhagen), sowie im Fund von Juellings, Fig. 10, 21, 22.

[3]) Klatzow, Kr. Demmin (Mus. f. Völkerkunde, Berlin).

[4]) Lindenschmit, Altertümer. Bd. V, Taf. 64, Nr. 1175.

[5]) Aus einem Grabfunde. Mus. Bonn 4454.

[6]) Aus einem römischen Grabe von Hof-Steinhausen bei Mochenwangen (Mus. Stuttgart).

[7]) Aus Dietersheim, Gericht Freising. Samml. d. histor. Vereins München. Vgl. Oberbayr. Archiv IV.

[8]) Vgl. Schumacher, a. a. O. S. 371, 376. Die von ihm angeführten späten Formen aus Kastell Osterburken und Badenweiler sind jedenfalls nicht den gleichzeitigen germanischen ähnlich.

[9]) Nach Píč 56 : 3 (Kněževes).

[10]) Grab 2 (Museum Schwerin); etwas abweichendes Exemplar.

[11]) Fornvännen 1908. S. 310, Abb. 217.

[12]) v. Chlingensperg, Taf. VIII: 23. — Vgl. zwei abweichende Exemplare aus Wiesbaden: Der obergermanisch-rätische Limes, Kastell Wiesbaden, Taf. X, 4, 5.

[13]) Lindenschmit, Altertümer. Bd. V, Taf. 64, Nr. 1175.

[14]) Aus Czacz bei Schmiegel und noch ein Exemplar; beide im Polnischen Museum, Posen.

[15]) Aus Lichtenberg, Kreis Liebenwerda; Museum für Völkerkunde, Berlin, Ig 817.

[16]) Aus Spjellerup, Amt Praestö (Museum Kopenhagen); vgl. Aarböger, 1892. S. 276.

[17]) Anger, Rondsen. Taf. 16: 6—9. — Montelius, Svenska fornsaker. Abb. 382.

Digitized by Google

ein reiches Material vorhanden, besonders von der Form, Abb. 22 [1]), aber auch profiliert, Abb. 23 [2]). Wie sich diese Formen im Norden weiter entwickeln, können wir jetzt nicht verfolgen.

Abb. 21. 2/3.

Abb. 22. 1/1.

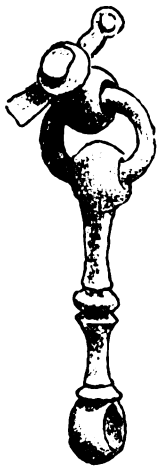


Abb. 23. 1/1.

Abb. 24. 2/3.

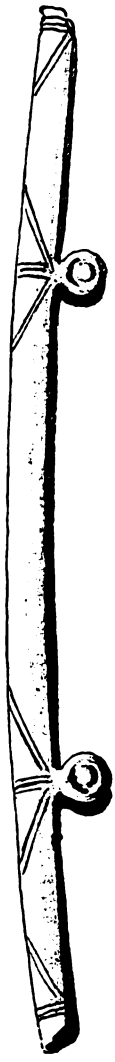


Abb. 25. 3/4.

Noch einen charakteristischen Typus finden wir in den Schildfesseln

[1]) Nach Píč 57 : 5; vgl. 55 : 25, 56 : 5, 65 : 8, 10, 66 : 9 und 25; einfacher: 66 : 14, 67 : 15, 71 : 8, 79 : 2.

[2]) Nach Píč 56 : 12; vgl. 11 und vielleicht 66 : 2.

Digitized by Google

wie Abb. 24 [1]). Auch sie treten an der Mainmündung bei den Suebi Nicretes auf [2]). Schumacher bezeichnet sie ausdrücklich als germanisch [3]), indem er sie mit den oben besprochenen Schnallen, Trinkhornbeschlägen und Augenfibeln stilistisch zusammenstellt. Tatsächlich erblicken wir in der Mitte der Schildfessel, Abb. 24, das oben bei den Augenfibeln behandelte Ornament; das würde also auch für diese Gegenstände einen böhmischen Ursprung wahrscheinlich machen. Noch an den hübschen nordischen Weiterentwickelungen dieser Form aus dem 2. Jahrhundert, wie Montelius, Svenska Fornsaker, Abb. 293 b, sieht man Erinnerungen an dies Ornament.

Dasselbe Ornament zeigt sich auch bei dem böhmischen Schildrandbeschlage, Abb. 25 [4]).

Die spitzen Schildbuckel aus Eisen, die Schumacher a. a. O. als germanisch im Gegensatz zu den rundgewölbten römischen bezeichnet, sind wohl unmittelbare Fortbildungen der germanischen Latène-Formen, ebenso wie die in den böhmischen Funden auftretenden Lanzenspitzen und Krummmesser. Es ist offenbar hauptsächlich die germanische Bronzeindustrie, die im Markomannenreiche neuen befruchtenden Einflüssen von provinzialrömischer Seite ausgesetzt wurde.

Nur für einige Typen, wie die Augenfibeln, die profilierten Riemenzungen und die Schildfesseln läßt sich wohl die Entstehung in Böhmen geradezu beweisen. Aber für die meisten oben besprochenen Formen dürfte die Annahme eines solchen Ursprungs die wahrscheinlichste Erklärung sein [5]).

Die umstrittene Frage, ob diese Gegenstände rein germanischen Ursprungs sind oder aus römisch-germanischen oder gar römisch-gallischen Werkstätten stammen (Schumacher, a. a. O., S. 376), würde durch diese Annahme die vermittelnde Lösung finden, daß die betreffenden Typen im germanischen Markomannenreich, wo sich zahlreiche provinzialrömische Handwerker, besonders aus Noricum, niedergelassen hatten, und wo auch eine keltische Industrie vielleicht noch fortlebte, durch Mischung provinzialrömischer, keltischer und altgermanischer Bestandteile ausgebildet wurden. Diese Typen haben sich dann, infolge der damaligen Machtstellung der Markomannen, über das ganze freie Germanien verbreitet und haben dort zu reichen Weiterentwickelungen Anlaß gegeben.

[1]) Nach Píč 64 : 14; vgl. 79 : 8.

[2]) Lindenschmit V, Taf. 64, Nr. 1189, 1190; vgl. S. 373, 376 (Schumacher).

[3]) Vgl. auch Kossinna, Zeitschr. f. Ethnol. 1905. S. 380 f.

[4]) Nach Píč 68 : 23. Über solche Beschläge vgl. Götze, Nachrichten über deutsche Altertumskunde. 1900. S. 43.

[5]) Auch bei der von Montelius (Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift IX, S. 208 ff.) und Blume (a. a. O., S. 93 f.) behandelten Frage der Entstehung der birnenförmigen Berlocks, von denen ein frühes Exemplar aus Pičhora vorliegt (Píč 75 : 23, vgl. die Öse 69 : 3), könnten zwei schöne goldene Anhängsel aus Böhmen (Píč Textabb. 61, 62) als Vorbilder in Betracht kommen.

Digitized by Google

Die älteſten eiſenzeitlichen Funde in Finnland.

(Vortrag, gehalten auf dem erſten baltiſchen Archäologen-Kongreß zu Stockholm, Auguſt 1912).

Von Dr. A. Hackman, Helſingfors.

Mit 48 Abbildungen.

Kein anderer Abſchnitt der Vorgeſchichte Finnlands iſt in ſo tiefes Dunkel gehüllt wie das letzte halbe Jahrtauſend vor unſerer Zeitrechnung oder die ſogenannte vorrömiſche Eiſenzeit. Während in den weſt- und ſüdbaltiſchen Ländern dieſe Zeit bereits durch eine beſtändig wachſende Anzahl von Funden gut beleuchtet iſt, ſind in Finnland und den Oſtſeeprovinzen entſprechende Altertümer immer noch ſehr ſelten. Sie beſchränken ſich in Finnland auf ein paar Gußformen für Tüllenbeile und einige Bronze- und Eiſengegenſtände, von welchen eigentlich nur drei bei Panelia im Kirchſpiel Kiukainen (ſchwediſch = Kiukais, Landſchaft Satakunta) in einem Sumpfe gefundene Halsringe (Abb. 1) eine ſichere Datierung zulaſſen und mit Beſtimmtheit in die erſte Stufe der vorrömiſchen Eiſenzeit (nach Montelius etwa 550—300 v. Chr.) geſetzt werden können[1]) (Fund 1 auf der Karte S. 299). Die ſoeben genannten Gußformen und zwei bronzene Tüllenbeile, alle von oſt- und nordfinniſchen, den oſtruſſiſchen (Ananjino, Sujewskoje) verwandten Typen ſind dagegen nicht mit Sicherheit zu datieren und können noch der letzten Stufe der Bronzezeit angehören. Da dieſe Funde von Dr. A. M. Tallgren und mir wiederholt behandelt worden ſind, begnüge

---

[1]) Ganz ähnliche Ringe ſind bei Tenſta in Uppland, Schweden (Upplands Fornminnesföreningens Tidſkrift, III, Heft 17, S. 226/7) und bei Schlakalken in Oſtpreußen (A. Bezzenberger, Analyſen vorgeſchichtlicher Bronzen Oſtpreußens, Königsberg 1904, S. 55) gefunden worden. Verwandte Formen kommen in Schweden und Dänemark vor.

Digitized by Google

ich mich mit einer Wiedergabe ihrer Abbildungen (Abb. 1—5)[1]. Ganz neu — vom Sommer 1912 — sind zwei Funde, deren Zugehörigkeit zu dieser Periode ebenfalls nicht sicher, aber immerhin wahrscheinlich ist, nämlich

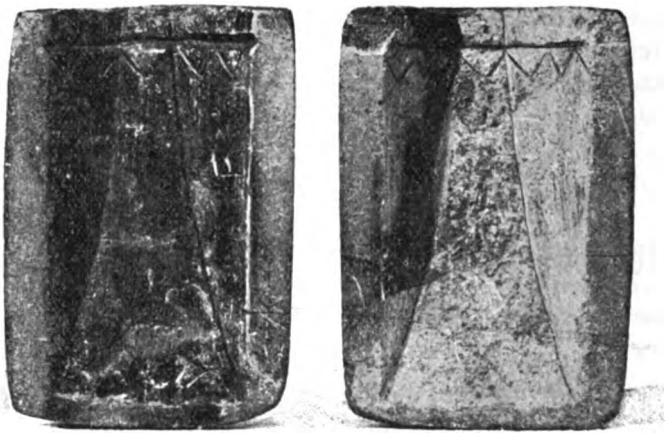


Abb. 2. Krunninniva, Alfkula. 2/3.

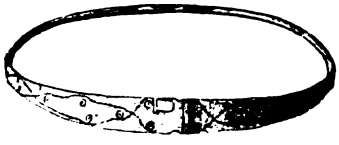


Abb. 1. Panelia, Kiukainen. 1/4.

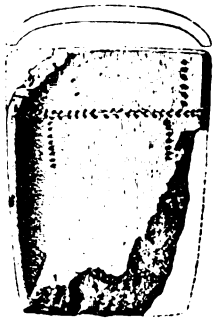


Abb. 3. Tahvola, Muhos. 2/5.

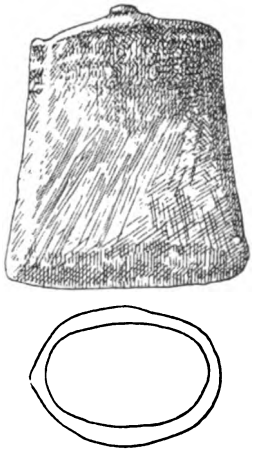


Abb. 4. Bergstad, Borgå. 3/4.

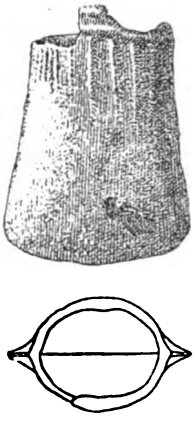


Abb. 5. Bergstadt, Borgå. 3/8.

[1]) A. M. Tallgren, Die Kupfer- und Bronzezeit in Nord- und Ostrußland, Kap. IV, Zeitschr. d. Finnischen Altertumsges. XXV, Helsingfors 1911. — A. Hackman, Ett märkligt bronsåldersfynd från norra Finland, in der Montelius-Festschrift vom Jahre 1903; Die ältere Eisenzeit in Finnland, Helsingfors 1905; Trouvailles préhistoriques im Atlas de Finlande 1910 und in der Zeitschr. d. Finnischen Altertumsgesellschaft XXV.

Digitized by Google

die in Abb. 6 dargeſtellte eiſerne Nadel mit ringförmigen Kopf und das eiſerne Meſſerbruchſtück, Abb. 7, die in zwei dicht nebeneinander liegenden, bis auf die unterſte Steinſchicht zerſtörten Steinhügelgräbern mit ausgeſtreuten, von den Reſten des Scheiterhaufens gereinigten verbrannten Knochen bei dem Bauerngute Kyllijoki im Kirchſpiel Nakkila (Landſchaft Satakunta) von Dr. J. Ailio ausgegraben worden ſind (Funde 2, 3 auf der Karte S. 299). Die Nadel erinnert an ſkandinaviſche und norddeutſche Nadeln der älteſten Eiſenzeit, die jedoch zumeiſt mit kleinerem Kopf verſehen ſind. Einige Tongefäßſcherben lagen in der Nähe der Nadel und mit dieſer innerhalb einer viereckigen Steinſetzung. Sie haben zum Teil ſteinzeitlichen Charakter. Das Meſſer, deſſen Griffangel abgebrochen iſt, iſt nicht genauer datierbar. Es lag im Nachbargrab innerhalb einer ebenſolchen Steinſetzung wie die Nadel.

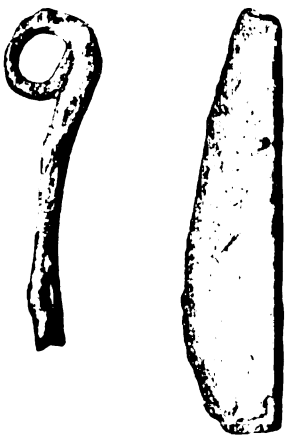


Abb. 6 und 7. Kyllijoki, Nakkila.

Die geringe Anzahl der Funde aus der vorrömiſchen Eiſenzeit kann auf Zufall beruhen. Unbedeutende, wenig in die Augen fallende Gegenſtände aus dieſer Zeit ſind vielleicht öfters von der Landbevölkerung gefunden, aber achtlos weggeworfen worden, ein Schickſal, das bei uns erwieſenermaßen auch Funde aus ſpäterer Zeit ſehr oft betroffen hat. Andererſeits iſt hierbei in Erwägung zu ziehen, daß ein Teil der ſkandinaviſchen Latène-Funde aus großen Gegenſtänden beſteht, die nicht leicht der Aufmerkſamkeit entgehen und, einmal gefunden, ein gewiſſes Aufſehen erregen müſſen. Ich denke hier u. a. an Halsringe mit großen, runden Köpfen, wie ſie auch in den Finnland zunächſt liegenden ſchwediſchen Landſchaften Uppland und Södermanland gefunden worden ſind [1]). Auch ſolche Gegenſtände fehlen bisher bei uns.

Nicht viel beſſer ſtand es noch vor kurzem um unſere Kenntnis der zunächſt folgenden Periode, aus welcher unſere älteſten bisher bekannt gewordenen Eiſengegenſtände ſtammen, nämlich der älteren Stufe der römiſchen Eiſenzeit. Noch vor ein paar Jahren waren uns nur ſechs Funde mit im ganzen 13 Gegenſtänden — darunter nur einem von Eiſen — aus dieſer Periode bekannt, und erſt die letzten Jahre haben durch ein paar neue kleinere Funde und die Entdeckung eines ganzen Gräberfeldes eine willkommene Bereicherung unſeres Materiales aus jener Zeit gebracht. Was zurzeit vorliegt, genügt wohl nicht, um uns ein vollſtändiges Bild der Kultur-

[1]) O. Montelius, Den nordiska jernålderns kronologi in Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift IX, S. 177—180.

Digitized by Google

verhältnisse Finnlands in den zwei ersten Jahrhunderten n. Chr. zu geben, gewährt aber immerhin einen Einblick in die damaligen Verbindungen unseres Landes mit den Nachbarländern. Im folgenden soll eine kurze Zusammenfassung dieser Andeutungen versucht werden. Ich beschränke mich hier absichtlich auf die ältere römische Eisenzeit, da es nur diese Periode ist, deren Kenntnis durch die Funde der letzten Jahre bedeutend erweitert worden ist, während das Material aus der jüngeren römischen Zeit seit dem Erscheinen meiner Arbeit über unsere ältere Eisenzeit (im Jahre 1905) nicht in demselben Maße angewachsen ist.

Die geringe Anzahl der Funde erlaubt uns eine kurze Aufzählung derselben, nach Alter und Fundorten geordnet.

Aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. stammt ein einziger Fund,

4. ein römisches Schöpfgefäß (Abb. 8), von Willers Form 8 [1]), nämlich mit kreisrundem Loch in der Scheibe am Griffende und wohl aus der

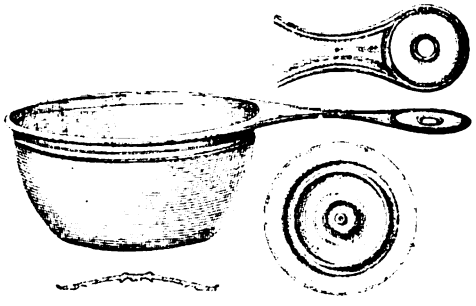


Abb. 8. Perkiö, Vähäkyrö (Lillkyro). 1/5.

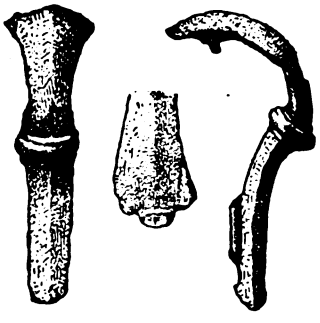


Abb. 9. Warhela, Uusikirkko (Nykyrko). 1/1.

Werkstätte des P. Cipius Polybius oder der des Ansius Epaphroditus kommend — der Stempel ist unleserlich —, gefunden auf einer Anhöhe bei Perkiö im Kirchspiel Wähäkyrö (schwedisch Lillkyro) in der Landschaft Österbotten, ein paar Meilen östlich von Wasa. In der Nähe des Fundortes liegen Steinhügelgräber [2]).

Alle übrigen Funde gehören dem zweiten und spätestens dem Anfang des dritten Jahrhunderts an. Aus der Landschaft Eigentliches Finnland liegen folgende Funde vor:

5. Zwei Endbeschläge von Trinkhörnern (Abb. 12), gefunden bei der Untersuchung eines Brandgräberfeldes der jüngeren Eisenzeit bei Marttila im Kirchspiel Maaria (schwedisch St. Marie), unweit Åbo. Die Beschläge lagen etwa 8 m von den jüngeren Gegenständen entfernt. In der Nähe

[1]) H. Willers, Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und von Niedergermanien. Hannover und Leipzig 1907. Taf. VII, 8.

[2]) A. Hackman, Die ältere Eisenzeit in Finnland. S. 79.

Digitized by Google

wurden einige unverzierte Tongefäßſcherben und etwas verbrannte Knochen gefunden [1]).

6. Ein bronzener Halsring mit hohlen Trompetenenden von oſtbaltiſchem Typ (Abb. 13), gefunden auf dem Hügel Mäetsmäki im Kirchſpiel Nouſiainen (ſchwediſch Nouſis), nördlich von Abo. Auch auf dieſem Hügel befand ſich ein Brandgräberfeld der jüngeren Eiſenzeit [2]).

7. Eine Augenfibel von einer Form, die Almgren zur preußiſchen Nebenſerie dieſer Fibelart rechnet (Abb. 14). Gefunden auf einem Brandgräberfeld der jüngeren Eiſenzeit bei Granttila im Kirchſpiel Mynämäki (ſchwediſch Wirmo).

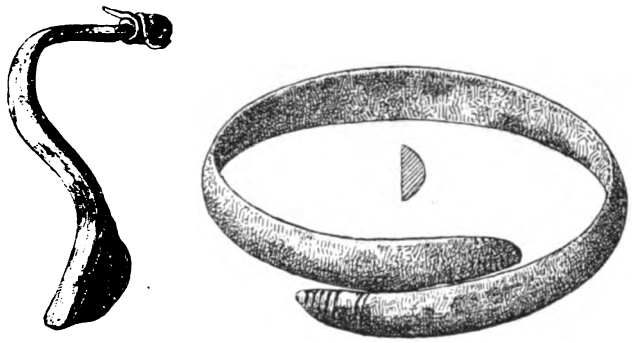


Abb. 10 und 11. Tervajoki, Vähäkyrö (Lillkyro). 7/8.

Abb. 12. Marttila, Maaria (St. Marie). 4/5.

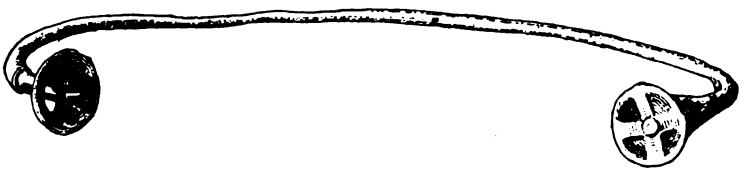


Abb. 13. Mäetsmäki, Nouſiainen (Nouſis). 2/7.

8. Eine kleine defekte eingliederige Bronzefibel, die an gewiſſe eſtländiſche Augenfibeln aus dem Grabfelde von Kuckers [3]) erinnert, obgleich ſie nicht wie dieſe einen Kamm an der Bügelmitte, ſondern einen ringsum den Bügel gehenden Wulſt hat (Abb. 9). Sie iſt auf einem Brandgräberfeld der jüngeren Eiſenzeit bei Warhela im Kirchſpiel Uuſikirkko (ſchwediſch Nykyrko) im Norden der Landſchaft gefunden [4]).

[1]) J. Rinne, Das Brandgräberfeld von Marttila im Kirchſpiel St. Marie (finniſch), Suomen Muſeo-Finſkt Muſeum XII, 1905. S. 1—12. — A. Hackman, Die ältere Eiſenzeit. S. 365/6.

[2]) Die ältere Eiſenzeit. S. 40.

[3]) R. Hausmann, Grabfunde aus Eſtland. Reval 1896. Taf. II, 1, 2.

[4]) Ältere Eiſenzeit. S. 44/5 und 136 f.

Digitized by Google

9. Die eine Hälfte eines bronzenen Halsringes mit massiven Kolbenenden von ostbaltischem Typ (Abb. 17). Gefunden bei Papu im Kirchspiel Uusikirkko.

10. Eine S-förmige eingliederige Bronzefibel mit Kopfkamm (Abb. 16), gefunden mit einer kleinen eisernen Messerklinge (Abb. 15), einer fragmentarischen feinen Bronzekette, Scherben eines unverzierten Tongefäßes, einigen kleinen Harzstückchen und verbrannten Knochen in einem kleinen niedrigen Grabhügel auf dem sogenannten Volksschulenhügel bei der Kirche von Laitila (schwedisch Letala) [1]).

11. Eine bronzene eingliederige Augenfibel vom Typ der Abb. 20, aber mit rundem Draht, dessen Spirale rechts vom Sehnenhaken acht, links

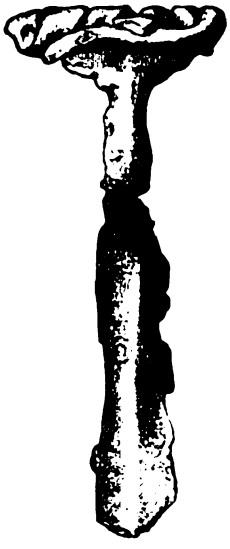


Abb. 14. Granttila, Mynämäki (Wirmo). 1/1.

Abb. 15. Laitila (Letala). 7/8.

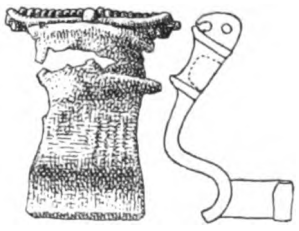


Abb. 16. Laitila (Letala). 4/5.

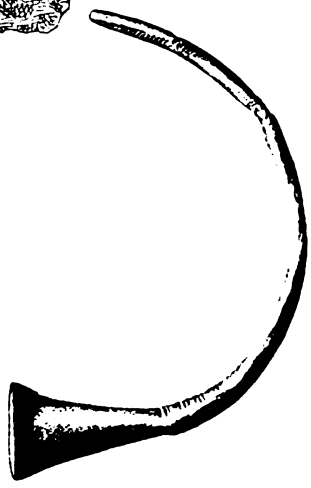


Abb. 17. Papu, Uusikirkko (Nykyrko). 1/2.

sieben Windungen hat, gefunden mit dem Bruchstück eines eisernen Gegenstandes (Messers?) und einem unverbrannten Knochenstück in einem kleinen niedrigen, aus Erde und Steinen aufgeworfenen Grabhügel auf der Anhöhe Wuorenpäänharju bei dem Dorfe Untamala im Kirchspiel Laitila. Auf der Anhöhe liegen eine größere Anzahl anderer, ähnlicher Grabhügel, von denen zwei im Sommer 1912 untersucht worden sind und unbedeutende Funde sowie verbrannte Knochen enthalten haben.

Aus der Landschaft Österbotten besitzen wir nur einen Fund des zweiten Jahrhunderts:

12. In einem niedrigen Steinhügelgrab mit Zentralstein bei Terwajoki

[1]) Ältere Eisenzeit. S. 49/50 und 138/9.

Digitized by Google

im Kirchspiel Wähäkyrö, etwa 6—7 km vom Fundort der römischen Kasserolle entfernt, wurde eine schmale S-förmig gebogene Fibel mit umgelegter Sehne und versilbertem Bügel (Abb. 10) gefunden, die mit gewissen Fibeln von Almgrens Gruppe V Ähnlichkeit hat. Der Grabhügel enthielt außer der Fibel noch ein Bronzestück der Spiralrolle einer größeren Fibel, ein Armband aus Bronze (Abb. 11), Bruchstücke eines beinernen Spinnwirtels und verbrannte Knochen [1]).

Aus der Landschaft Satakunta, belegen zwischen Österbotten und dem Eigentlichen Finnland, war noch kein Fund aus der älteren römischen Eisenzeit bekannt, als vor zwei Jahren ein ganzes Gräberfeld aus dieser Periode entdeckt wurde, das dann von mir in den zwei letzten und in diesem Sommer ausgegraben worden ist.

13. Dasselbe liegt etwa 18 km südöstlich von der Stadt Björneborg im Kirchspiel Nakkila am linken Ufer des Kumoflusses auf einer niedrigen Anhöhe, auf deren Nord- und Ostabhang die Gebäude des Gutes Penttala stehen. Auf dem Südabhange wurde von mir teils unmittelbar unter dem Rasen, teils von einer dünnen Humusschicht bedeckt, ein mehr oder weniger höckeriges Steinpflaster aufgedeckt, das sich als ein 8—10 m breites, und etwa 32 m langes, stellenweise unterbrochenes Band von Nordwest nach Südost erstreckte, früher aber jedenfalls eine größere Ausdehnung gehabt hat, da ein Teil des Abhanges vor meiner Ankunft bereits umgegraben worden war.

Dieses Pflaster bestand teils aus Sandsteinblöcken und -platten, teils aus größeren und kleineren Grausteinen, die stellenweise nur eine Schicht bildeten, meist aber in zwei oder drei Schichten übereinander lagen. An einigen Stellen lagen die größeren Steine in Reihen oder in Gruppen, und im Südosten der gepflasterten Fläche ließen sich längliche, viereckige Steinsetzungen unterscheiden, die zum Teil nebeneinander angelegt waren. Hier befanden sich auch an einer Stelle innerhalb einer solchen Steinsetzung zwei kleine unvollständige Steinkisten, von denen die eine die unten noch zu erwähnende langstielige eiserne Schaufel enthielt. Sonst fanden sich die Beigaben mit wenigen Ausnahmen in der Kulturschicht unter oder zwischen den Steinen in einer Tiefe von 10 bis über 40 cm unter der Erdoberfläche vor und lagen entweder gruppenweise zusammen oder vereinzelt in größeren Abständen voneinander. Neben den Beigaben wurden oft verbrannte Knochen gefunden. Vielfach waren aber die Altsachen ohne Knochenhäufchen niedergelegt, und andererseits fanden sich über gewisse Teile des Grabfeldes unter der Pflasterung verbrannte Knochen zerstreut ohne Beigaben. Obgleich an einigen Stellen neben den Knochenhäufchen Scherben von Tongefäßen gefunden wurden, so ließ sich doch mit Sicherheit feststellen, daß die Knochen

[1]) Ältere Eisenzeit. S. 92 und 139/140.

Digitized by Google

nicht in Urnen beigesetzt waren, sondern über den Boden ausgestreut und darauf zum Teil mit Steinen bedeckt worden sind. Ihre Menge war verhältnismäßig gering. An vielen Stellen wurden nur einzelne Scherben

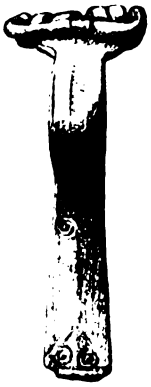


Abb. 18. 3/4.

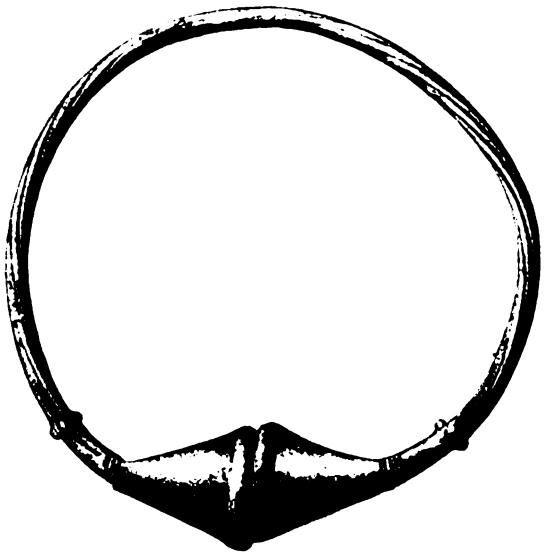


Abb. 21. 3/8.

Abb. 19. 3/4.

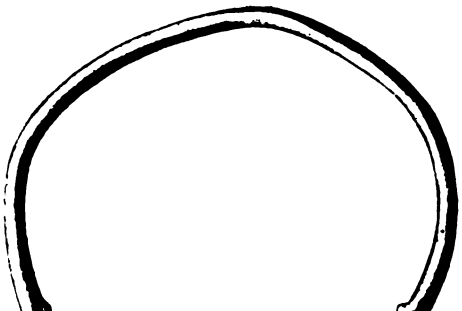


Abb. 22. 2/7.

Abb. 20. 3/4.

Abb. 23. 1/3.

Abb. 18—47. Penttala, Nakkila.

angetroffen. Unverbrannte Menschenknochen wurden nur an einer Stelle, nämlich unmittelbar neben dem Halsringe, Abb. 21, gefunden. Es waren dies der rechte und der linke Unterkieferknochen mit den Zähnen, Stücke vom Schädeldach, vom rechten Schlüsselbein und von der ersten Rippe, sowie

Digitized by Google

ein paar Hals- und Rückenwirbel. Dicht darunter fanden ſich verbrannte Knochen. Die unverbrannten Schädel- und Skelettteile lagen nicht in einer ſolchen Ordnung, daß ſie von einer unverbrannt beigeſetzten Leiche hätten herrühren können, deren übrige Knochen etwa gänzlich verweſt wären. Auch glaube ich nicht, daß das Skelett durch ſpätere Beiſetzung zerſtört worden iſt. Vielmehr ſcheint mir hier ein Fall von Teilverbrennung vorzuliegen: die unverbrannt gebliebenen Knochen ſind mitſamt den verbrannten hier niedergelegt worden.

Gehen wir zu einer kurzen Betrachtung der Beigaben über. Die große Mehrzahl der hier gefundenen Altertümer hat ein in chronologiſcher Beziehung einheitliches Gepräge und kann mit ziemlicher Beſtimmtheit ins zweite und

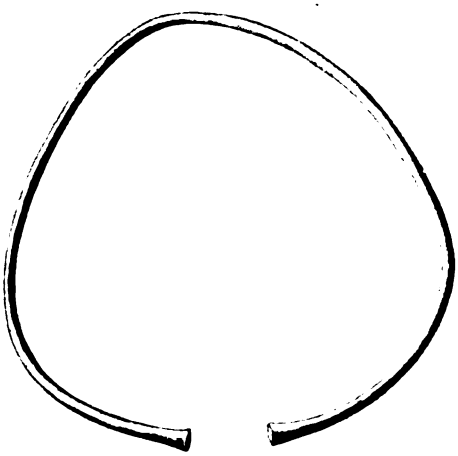


Abb. 24. 3/8.

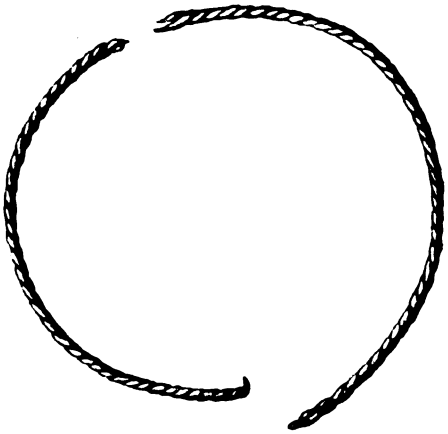


Abb. 25. 3/8.

Abb. 18—47. Penttala, Nakkila.

höchſtens in den Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. verlegt werden. Ausnahmen bilden eine Axt der Wikingerzeit, einige Bruchſtücke mittelalterlicher Gegenſtände (u. a. von Steinkrügen, einem Pfeilbolzen u. a. m.), ſowie einige ſchwediſche Kupfermünzen und verſchiedenerlei Gerät aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Doch lagen dieſe jüngeren Gegenſtände zumeiſt dicht unter dem Raſen und zum Teil außerhalb der Steinpflaſterung.

Zu den eigentlichen Beigaben gehören acht eingliederige Augenfibeln von oſtpreußiſchen Typen (Abb. 18—20), drei Halsringe mit hohlen Trompetenenden (Abb. 21, 22), drei Halsringe mit maſſiven Kolbenenden (Abb. 23, 24), ein aus drei Bronzedrähten zuſammengewundener Halsring (Abb. 25), ein paar Spiralarmringe (Abb. 26, 27), eine Anzahl einfacher Armbänder aus Eiſen (Abb. 28) und Bronze (Abb. 29—33), ein paar kleine Bronzeringe, die vielleicht als Fingerringe bezeichnet werden können, eine eiſerne Spiralkopfnadel (Abb. 34), zwei eiſerne Hirtenſtabnadeln (Abb. 35, 36), ein zungen-

Digitized by Google

förmiger eiserner Endbeschlag von einem Riemen. Von Werkzeugen sind zu erwähnen einige Messer mit krummem Rücken (Abb. 44), ein paar eiserne Tüllenbeile ohne Henkel (Abb. 40), ein kleiner eiserner Spaten mit langem eisernem Stiel (Abb. 41), eine Sichel (Abb. 45), Scherben von Tongefäßen, von denen einige aus grobem Ton gebildet und unverziert, andere mit Fingernagel-, Punkt- und Kammornamenten versehen sind (Abb. 42, 43), ferner ein Feuerschlagstein (Abb. 38), ein eiserner Stichel (Abb. 39) und ein beinerner

Abb. 26. 3/5.

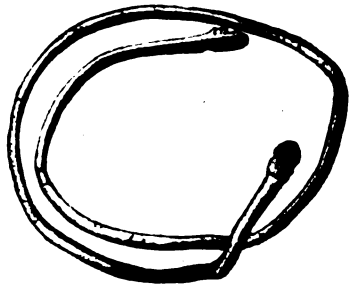


Abb. 27. 3/4.

Abb. 28. 3/4.

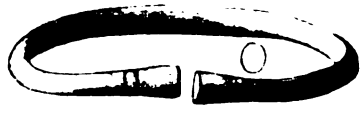


Abb. 29. 3/4.

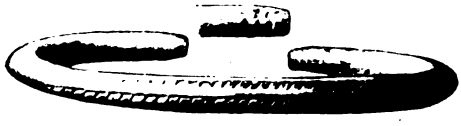


Abb. 30. 3/4.

Abb. 31. 3/4.

Abb. 18—47. Penttala, Nakkila.

Spinnwirtel (Abb. 37). Von Waffen sind nur zwei Lanzenspitzen (Abb. 46) und ein Dolch mit Mittelgrat (Abb. 47) gefunden.

Eine auffallende Erscheinung bildeten die besonders im südlichen Teil des Ausgrabungsgebietes zahlreich gefundenen Stücke gebrannten Tones mit deutlichen Abdrücken von Ruten und Rundhölzern. Viele von ihnen sind dreikantig, die meisten formlos. Sie stammen von dem Lehmbewurf von Hütten, deren Wände aus Holzpfosten gebaut und mit Rutengeflecht ausgefüllt waren, das mit Lehm verklebt wurde. Da diese Bewurfstücke meist unter der Pflasterung und an vielen Stellen in größerer Tiefe als die Metallgegenstände und die verbrannten Knochen, zudem noch regellos zerstreut, gefunden wurden, scheint es, als ob die Gräber teilweise über den

Digitized by Google

Reſten von niedergebrannten Reiſighütten angelegt worden ſeien. Sichere Reſte von Feuerherden ſind hier allerdings nicht aufgedeckt worden.

In der hier gegebenen Überſicht ſind alle bis zum Sommer 1912 bekannt gewordenen Funde aus der älteren römiſchen Eiſenzeit in Betracht gezogen. Zu dieſem Fundmaterial iſt aber wahrſcheinlich ein Teil der weberſchiffförmigen Feuerſchlagſteine zu rechnen, die in einer Anzahl von über 260 Stück hauptſächlich im ſüdweſtlichen Finnland gefunden worden ſind.

Abb. 32. 1/1.

Abb. 34. 3/10.

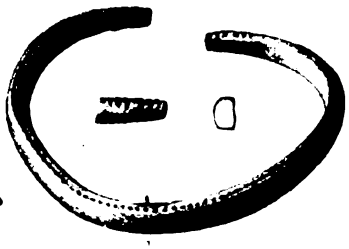


Abb. 33. 5/8.

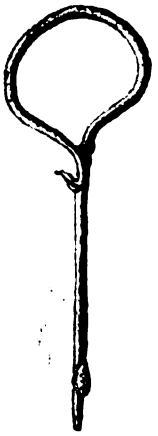


Abb. 35. 3/10.

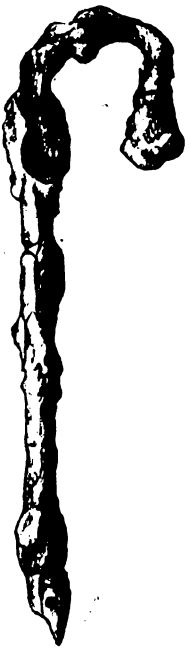


Abb. 36. 3/4.

Abb. 18—47. Penttala, Nakkila.

Jedenfalls aber nur ein kleiner Teil derſelben, denn da nach Ausweis zahlreicher geſchloſſener Funde dieſe Steine in Skandinavien hauptſächlich in der Zeit von etwa 200 bis etwa 600 n. Chr. in Gebrauch geweſen ſind, wird auch in Finnland die große Mehrzahl derſelben der j ü n g e r e n römiſchen Stufe und der älteren Stufe der Völkerwanderungsperiode zuzuweiſen ſein. Jedenfalls können wir mit Sicherheit nur das ſchon erwähnte Exemplar aus Penttala (Abb. 38) hierher rechnen.

Ein Blick auf die hier beigefügte Karte (S. 299) zeigt uns, daß die Funde aus der älteren römiſchen Stufe bisher nur in dem Schweden zugewandten Küſtenſtrich Finnlands, den Landſchaften Eigentliches Finnland, dem weſt-

Digitized by Google

lichen Teil von Satakunta und der Gegend von Waſa zutage getreten ſind. Es ſind das dieſelben Gegenden, die ſchon in der Bronzezeit unſere wichtigſten

Abb. 37. 3/4.

Abb. 38. 1/2.

Abb. 41. 1/4.

Abb. 39. 3/4.

Abb. 40. 2/5.

Abb. 42. 4/5.

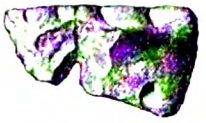


Abb. 43. 4/5.

Abb. 18—47. Penttala, Nattila.

Kulturgebiete bildeten. Daß die Südhälfte der erſtgenannten Landſchaft bisher noch keinen Fund aus der uns hier intereſſierenden Zeit geliefert hat, kann wohl auf Rechnung des Zufalls geſetzt werden. Iſt doch gerade

Digitized by Google

ſie verhältnismäßig reich an Funden aus der Stein- und der Bronzezeit, wie denn auch die jüngere römiſche Stufe und alle auf ſie folgenden Abſchnitte der Eiſenzeit dort einigermaßen gut vertreten ſind. An der Südküſte Finnlands,

Abb. 45. 3/5.

Abb. 46. 3/8.

Abb. 44. 3/5.

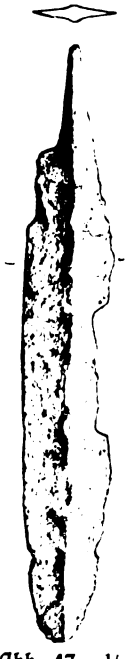


Abb. 47. 1/3.

Abb. 18—47. Penttala, Nakkila.

in der Landſchaft Nyland ſuchen wir ebenfalls vergebens nach Funden aus dieſer Zeit. In der Bronzezeit kann Nyland nach den beſonders im weſtlichen Teil dieſer Landſchaft zahlreichen Steinhügelgräbern und einzelnen Funden zu ſchließen, nicht ganz ſpärlich bevölkert geweſen ſein. Dagegen iſt Nyland

Digitized by Google

so arm an Funden aus der Eisenzeit, daß wir versucht sind, eine nach der Bronzezeit eingetretene Entvölkerung anzunehmen. Eine Ausnahme bildet während der jüngeren römischen Stufe und dem Anfang der Völkerwanderungszeit der Westen Nylands, von wo wir wenigstens eine gewisse Anzahl weberschiffförmiger Feuerschlagsteine besitzen. Funde aus der jüngeren Eisenzeit sind aber auch hier auffallend selten.

Die Kultur, die uns nach dem langen Dunkel der vorrömischen Eisenzeit in den Funden der älteren römischen Stufe entgegentritt, ist eine verhältnismäßig weit entwickelte und steht kaum hinter der der Nachbarländer, Schwedens und der Ostseeprovinzen, zurück. Schon anderen Orts (Ältere Eisenzeit, S. 343) habe ich auf die Bedeutung eines solchen Fundes wie des römischen Schöpfgefäßes von Perkiö hingewiesen. Ein italienischer Luxusgegenstand deutet auf einen gewissen Wohlstand der Bevölkerung in dieser abgelegenen Gegend und auf Verbindungen mit den südlichen Teilen des europäischen Nordens hin, welche ihrerseits damals in den Bereich des römischen Welthandels gezogen waren. Höchst wahrscheinlich ist die Kasserolle über Schweden, wo bereits mehrere Gefäße desselben Typs gefunden sind, zu uns gelangt. Andere Zeugnisse der damals im Norden weit verbreiteten Sitte, den Toten Trinkgeräte als Beigaben zu widmen, sind die beiden Endbeschläge von Trinkhörnern aus Marttila (Abb. 12).

Nach der Entdeckung des Gräberfeldes von Penttala im Kirchspiel Nakkila muß wohl jeder Zweifel daran, daß die westlichen Küstenlandschaften Finnlands sich damals in einer voll entwickelten Eisenzeit befunden haben, schwinden. Eiserne Gegenstände, sowohl Schmucksachen, wie Werkzeuge und Waffen, finden sich so zahlreich, daß das Eisen hier keinen seltenen Luxusartikel mehr gebildet haben kann, sondern allgemein in Gebrauch gewesen sein muß.

Interessant ist die langstielige Feuerschippe (Abb. 41) von Penttala als Beweis für das Vorhandensein einer einheimischen Schmiedekunst. Ganz ähnliche Stücke sind bekanntlich an einigen berühmten Fundstätten der Latène- und der Kaiserzeit in Mitteleuropa — auf dem Burgberg bei Stradonitz sowie bei Langugest in Böhmen, auf dem Kleinen Gleichberg bei Römhild in Thüringen, in einem Depotfund bei Mühlhausen, auf der Saalburg, auf dem Mont Beuvray und an anderen Orten — aufgetaucht [1]).

Daß wir es hier mit einer Ackerbau treibenden Bevölkerung zu tun

[1]) J. L. Píč, Le Hradischt de Stradonitz en Bohême. Prag 1906. Taf. XXXVI. — R. v. Weinzierl, Das Latène-Grabfeld von Langugest bei Bilin in Böhmen. Braunschweig 1899. Taf. X, 17. — A. Goetze, Depotfund von Eisengeräten aus frührömischer Zeit von Körner (Sachsen-Coburg-Gotha). Zeitschr. f. Ethnol. 1900. S. 211/2. — L. Jacobi, Das Römerkastell Saalburg bei Homburg vor der Höhe. Homburg v. d. H. 1897. S. 244 und Abb. 36, 4. — J. G. Bulliot, Fouilles du Mont Beuvray. Saint-Etienne 1899. Taf. XLVII.

Digitized by Google

haben, wäre auch ohne den Fund der Sichel von Penttala (Abb. 45) ſchon von vornherein anzunehmen, da ja die älteſten Spuren vom Ackerbau in Finnland bis in die Steinzeit hinaufreichen.

In dem Feuerſchlagſtein, Abb. 38, einem Geröllſtein, der keine Zurichtung erfahren hat, möchte ich die älteſte Form dieſes Gerätes ſehen. Ganz ähnliche in Gebrauch genommene Gerölle ſind mehrfach in nordoſtdeutſchen Funden der Übergangszeit von der Latèneſtufe zur älteren römiſchen Periode gefunden worden. Künſtlich geformte Feuerſchlagſteine kommen in Deutſchland vor, aber bei weitem nicht in derſelben Menge und auch nicht in ſo gefälligen Formen wie in den nordiſchen Ländern. Nach John Evans und G. Sarauw[1]), welch letzterer die älteſten Feuerzeuge in einem vorzüglichen Kongreßvortrag behandelt hat, hat man zur Erzeugung von Funken an dieſen Schlagſteinen nicht, wie O. Rygh und andere angenommen haben, ein Stück Feuerſtein, ſondern ein ſpitzes Eiſenwerkzeug, wie etwa unſeren Stichel, Abb. 39, oder, was Sarauw für wahrſcheinlicher hält, ein Gerät wie die ſogenannten Meſſerſchärfer in norddeutſchen Funden der Kaiſerzeit benötigt.

Die beiden Tüllenbeile von Penttala (vergl. Abb. 40) ſind die erſten ſicher datierbaren Stücke ihrer Art aus unſerer älteren Eiſenzeit. Ebenſo alte eiſerne Tüllenbeile ſind mir aus ſkandinaviſchen Funden zurzeit nicht bekannt — die älteſten im Verein mit datierbaren anderen Gegenſtänden gefundenen ſkandinaviſchen Beile dieſes Typs ſtammen aus der jüngeren römiſchen Stufe.

Das keramiſche Material aus den Funden von Terwajoki, Laitila und Penttala iſt nach Güte und Menge dürftig. Nach einigen bei Penttala gefundenen groben Scherben läßt ſich ein dickwandiges Gefäß mit plattem Boden und einer flachen Kehle unter dem Rande wiederherſtellen. An einer anderen Stelle fanden ſich dort ein paar Scherben mit Stich- und Kammornamenten, die eine große Ähnlichkeit mit entſprechenden ſteinzeitlichen Topfverzierungen haben, aber doch wohl gleichzeitig mit den anderen Funden aus Penttala ſind (Abb. 42, 43).

Deutlicher noch als an den Geräten laſſen ſich an den Schmuckgegenſtänden unſerer Funde die Beziehungen der damaligen Bewohner Weſt-Finnlands zu den Nachbarvölkern erkennen. In Anbetracht der Lage der Fundorte nahe der Schweden zugewandten Küſte würde man erwarten, unter den erhaltenen Beſtandteilen der Volkstracht in erſter Linie ſkandinaviſche Formen, oſtbaltiſche dagegen in der Minderheit zu finden. In Wirklichkeit iſt aber das Gegenteil der Fall. Das Inventar des Gräberfeldes

[1]) G. Sarauw, Le feu et son emploi dans le nord de l'Europe aux temps préhistoriques et protohistoriques. Extrait des Annales du XX: e Congrès archéologique et historique de Belgique. Gent 1907. S. 18 f.

Digitized by Google

von Penttala hat ein ausgesprochen ostbaltisches Gepräge. Von ostbaltischem Charakter sind auch die Funde von Mäeksmäki, Granttila, Warhela, Untamala und Papu, teilweise vielleicht auch der von Terwajoki. Nicht direkt ostbaltisch also nur die Funde von Perkiö, Marttila und Laitila. Unter den ostbaltischen Schmuckstücken seien in erster Linie erwähnt die Halsringe mit hohlen und die mit massiven trompetenförmigen Enden von Mäeksmäki, Papu und Penttala (Abb. 13, 17, 21—24), von welchen beiden Arten wir je vier Exemplare besitzen. Das eigentliche Verbreitungsgebiet dieser Ringe sind im großen genommen die jetzt littauisch-lettischen und estnischen Gebiete, nämlich Ostpreußen nördlich des Pregels, das Gouvernement Kowno, Kurland, Livland und Estland. Hinsichtlich der Gestalt und der Verzierungen weichen diese Ringe vielfach voneinander ab, wie denn auch unsere finnländischen Exemplare mehreren besonderen Typen angehören. Da mir nicht von allen bisher bekannt gewordenen Ringen dieser Art Abbildungen zu Gebote gestanden haben, bin ich nicht in der Lage anzugeben, in welchen Gegenden des obengenannten Gebietes wir die nächsten Analogien zu unseren Ringen finden [1]).

Von den schlichten Armringen unserer Funde möchte ich einige mit ostbaltischen Typen in Verbindung bringen, so den Ring, Abb. 29, mit einer gewissen ostpreußischen Form (aus Lobitten, Kr. Labiau), die Blume als eine degenerierte Abart der sogenannten Schlangenkopfarmringe bezeichnet [2]). Auch die Ringe, Abb. 30 und 33, zeigen in ihren zonenförmig angeordneten Ornamenten (nachgeahmten Schnüren und Längsfurchen) Anklänge an Armringe der Kaiserzeit aus dem Ostbalticum, z. B. Ottenküll in Estland [3]). Auch der Umstand, daß die Zahl der Armbänder in unseren Funden verhältnismäßig groß ist im Vergleich zu den übrigen Gegenständen, ist nicht ohne Bedeutung, wenn in Betracht gezogen wird, daß auch in den Ostseeprovinzen an den Funden der älteren Eisenzeit eine Vorliebe für diesen Schmuck deutlich zutage tritt.

Die Halsringe mit Trompetenenden sind in Ostpreußen und den Ostseeprovinzen wiederholt mit Augenfibeln von spezifisch ostpreußischen Typen gefunden worden. Dieselbe Verbindung sehen wir in Penttala, wo neben dem Halsring, Abb. 21, eine Fibel wie Abb. 20 gefunden wurde. Wir können daher in diesem Falle und wohl auch in allen anderen Fällen, wo wir diesen

---

[1]) Geheimrat A. Bezzenberger bemerkte hierzu unmittelbar nach dem Vortrag, daß an den ihm bekannten Halsringen mit hohlen Trompetenenden aus Ostpreußen und den Ostseeprovinzen keine solchen warzenförmigen Ansätze vorkommen, wie sie an den Ringen von Penttala ein Stück oberhalb der Enden zu sehen wären. Man hätte es hier wahrscheinlich mit einer Lokalform zu tun.

[2]) E. Blume, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. Mannus-Bibliothek. Nr. 8. 1912. S. 71/2. Abb. 89.

[3]) R. Hausmann, Grabfunde aus Estland. Taf. IV, Abb. 5.

Digitized by Google

Fibeltypen in unſeren Funden begegnen, oſtbaltiſchen Import oder Einfluß annehmen, wenn auch dieſe oſtpreußiſchen Fibeltypen mehrfach in den ſchwediſchen Landſchaften Öland, Gotland, Öſtergötland und Uppland aufgetaucht ſind.

Unter unſeren finnländiſchen Exemplaren ſind vier mit Seitenzapfen und Kamm verſehen (Abb. 18, 19), gehören alſo zu dem Typ, den Blume in ſeine mittlere Stufe der Periode B ſetzt; da ſie aber keine eingeſchlagenen Würfelaugen am Kopfende mehr haben, ſind ſie in dieſer Gruppe zu den typologiſch jüngeren Exemplaren zu rechnen. Bei den ſechs anderen Fibeln iſt der Kamm zwiſchen Bügel und Fuß noch erhalten, während die Seitenzapfen ſchon verſchwunden ſind (Abb. 20). Von den übrigen Exemplaren, die alle mit breiter bandförmiger Spirale verſehen ſind, unterſcheidet ſich die Fibel von Untamala (Fund 8) durch ihren runden Draht.

Die Fibel von Warhela (Abb. 9) ſcheint mir, wie ich anderwärts ausgeführt habe, kleinen eingliederigen Fibeln mit oberer Sehne und Haken, die Almgren zu einer livländiſch-eſtländiſchen Nebenſerie der Augenfibeln rechnet[1]), nahe zu ſtehen. Auch ſie wäre demnach ein Zeuge des ſtarken oſtbaltiſchen Einfluſſes.

Eine oſtbaltiſche Form iſt auch die Hirtenſtabnadel, oder — wie Hausmann ſie nennt — Ringnadel mit Schneckenende. Dieſe Nadel, die wir in zwei nicht ganz gleichen Exemplaren aus dem Gräberfeld von Penttala beſitzen (Abb. 35, 36), geht in Oſtpreußen bis an den Anfang der Kaiſerzeit (Periode B) zurück und iſt auch in den Oſtſeeprovinzen mehrfach in frühen Kombinationen (Periode B und C) gefunden worden[2]). Einmal in Finnland eingebürgert, hat ſie ſich Jahrhunderte lang gehalten und iſt beſonders während der ſpäten Völkerwanderungszeit oder dem 7. und 8. Jahrhundert ſehr beliebt geweſen. Da ſie in den ſpäten Gräberfeldern ſehr oft in Gemeinſchaft mit Waffen gefunden wird, dürfte ſie zur Männertracht gehört haben. Auch bei Penttala lag die Nadel (Abb. 35) in der Nähe des Dolches (Abb. 47) und des Tüllenbeils (Abb. 40).

Im Gegenſatz zu den hier vorgeführten recht zahlreichen oſtbaltiſchen Importſtücken und oſtbaltiſch beeinflußten Formen fehlen unter unſeren Funden der älteren römiſchen Stufe vorläufig ſolche Altertümer, die als ſpezifiſch ſkandinaviſch bezeichnet werden können. Die Fibel mit Kopfkamm von Laitila (Abb. 16) und die S-förmig gebogene Fibel ohne Kamm (Abb. 10) gehören Fibelgruppen an, die ſich von Nordoſtdeutſchland aus über gewiſſe Teile des Nordens verbreitet haben. Zu uns können ſie ſowohl über Schweden als auch über die oſtbaltiſchen Länder oder direkt aus der Weichſelgegend, der eigentlichen Heimat der Fibeln mit Kopfkamm, gelangt ſein. Somit

[1]) O. Almgren, Fibelformen. S. 28/9.
[2]) Ältere Eiſenzeit. S. 187.

Digitized by Google

bleibt uns unter den Fundstücken vorläufig nur das römische Schöpfgefäß als der einzige einigermaßen zuverlässige Zeuge für Finnlands Verbindungen mit Schweden, die jedoch ohne Zweifel damals ebenso wie in vorhergehenden und späteren Zeiten bestanden haben müssen. Daß sie in der unmittelbar darauffolgenden jüngeren römischen Stufe recht lebhaft gewesen sind, davon zeugen die zum großen Teil echt skandinavischen Fundstücke.

Neben den Formen der Altsachen ist in diesem Zusammenhang die Art der Bestattung und die Bauweise der Grabanlagen während der uns hier interessierenden Zeit von Wichtigkeit.

Mit Ausnahme der römischen Kasserolle von Perkiö (Abb. 8) und des Halsringes von Papu (Abb. 17) sind alle unsere Fundstücke Grabfunde.

Nach der äußeren Form der Gräber lassen sich zwei miteinander sehr nahe verwandte Hauptarten unterscheiden, nämlich 1. der niedrige Grabhügel, der entweder aus Erde und ein paar Schichten Steine aufgeworfen ist (die Funde von Laitila und Untamala, Nr. 10 und 11), oder nur aus Steinen ohne Erdfüllung besteht (der Fund von Terwajoki, Nr. 12), und 2. das Flachgrab mit Steinpflaster, das durch keinen aufgeworfenen Hügel gekennzeichnet ist, oder es wenigstens heute nicht mehr ist. Ein Flachgräberfeld ist das von Penttala, wo vor der Untersuchung keine Erhöhung oder Steinsetzung über der Erde das Vorhandensein des weitläufigen oben beschriebenen Pflasters verriet. Ähnliche Anlagen werden die nicht mehr unberührten Gräber von Marttila, Granttila und Warhela (Nr. 5, 7 und 8) gewesen sein, während über das von Bauern zerstörte Gräberfeld von Mäeksmäki (Nr. 6) kein genauer Bericht vorliegt. In allen diesen Gräbern ist Leichenbrand festgestellt worden, mit Ausnahme von Untamala und Mäeksmäki, wo diese Bestattungsart jedoch als höchst wahrscheinlich bezeichnet werden kann. Die Überreste einer nur teilweise verbrannten Leiche sind, wie bereits erwähnt, am Südostende des Gräberfeldes von Penttala gefunden worden.

Nirgends sind die Reste des Leichenbrandes in einer Urne oder einem anderen Gefäß beigesetzt worden, sie finden sich vielmehr über den Boden oder über höher liegende Steine zerstreut.

Die Beigaben weisen zum Teil Einwirkung von Feuer auf (vergl. Abb. 9, 14, 16, 27), auch absichtlich zerbrochene Gegenstände haben sich vorgefunden. Viele Altsachen sind dagegen unversehrt niedergelegt worden.

Grabanlagen von ähnlichem Bau wie die unseren treffen wir sowohl in Schweden wie in den Ostseeprovinzen an. Vergleichspunkte mit den Gräbern von Terwajoki und von Laitila bieten besonders die norrländischen Steinhügel mit oder ohne Erdfüllung, in denen der Leichenbrand auf den unteren Steinen oder über dem Boden ausgestreut liegt. Ähnliche Grabhügel kommen in Uppland und auf Gotland vor. Das Brandgräberfeld von Penttala wieder hat einige Verwandtschaft mit est- und livländischen Steinsetzungen und Pflasterungen, den sogenannten Steinreihengräbern,

Digitized by Google

in denen die Überreſte von verbrannten Leichen mit den oft vorher unbrauchbar gemachten Beigaben zwiſchen den Steinen niedergelegt ſind, Gräberfelder, die allerdings außer Funden aus der römiſchen Eiſenzeit auch ſolche aus ſpäteren Perioden enthalten. In dem hierher gehörenden eſtländiſchen Grabfeld von Türpſal waren allerdings nur ſpärliche Spuren von Leichenbrand vorhanden und fanden ſich meiſt Reſte von unverbrannten Leichen [1]). Ebenſo tritt im Süden der Oſtſeeprovinzen und im ſüdlichen Skandinavien um dieſe Zeit die Leichenbeſtattung häufig auf.

Die Frage nach der Nationalität der damaligen Bewohner Finnlands will ich hier nur ganz kurz berühren. Sie kann natürlich bloß im Zuſammenhange mit den Nationalitätsfragen der übrigen vorgeſchichtlichen Perioden unſeres Landes und der Nachbarländer betrachtet werden, weshalb eine ausführliche Darſtellung ihres gegenwärtigen Standes wohl einen Vortrag für ſich erfordern würde. Wie Ihnen allen bekannt iſt, neigen die neuere Altertums- und die neuere Sprachforſchung dazu, den Finnen in dem jetzt nach ihnen benannten Lande ein höheres Alter zuzuweiſen, als man früher für möglich gehalten hatte. Nach der älteren Auffaſſung wäre die Einwanderung der finniſchen Stämme nach Finnland erſt um das Jahr 700, und zwar teils über Waſſer von Eſtland aus, teils aus Rußland über die kareliſche Landzunge erfolgt. Vor ihnen wären die weſtlichen Teile des Landes von einem germaniſchen Stamm bewohnt geweſen. Nachdem ſchon Montelius die Unwahrſcheinlichkeit einer damals erfolgten finniſchen Invaſion, welche die frühere ſchwediſche Bevölkerung verdrängt hätte, dargelegt hatte, habe ich in einer längeren Abhandlung den Nachweis zu liefern verſucht, daß die Einwanderung der Finnen mindeſtens ſchon im 4. Jahrhundert n. Chr., wahrſcheinlich aber noch früher ſtattgefunden hat. Neuerdings verfechten Koſſinna [2]) und Almgren [3]) die Anſicht, daß die Urfinnen bereits in der Steinzeit in Finnland ſaßen und dort in direkter Berührung mit den Skandinaviern lebten, durch die ſie aus dem Südweſten Finnlands oſtwärts verdrängt wurden. In Anbetracht der Entwickelung der Beſiedelung Finnlands während der Eiſenzeit und des frühen Mittelalters könnten einige Einwände gegen dieſe Theorie erhoben werden. Aber auch wenn man ſich zur Anſicht Koſſinnas und Almgrens bekennt, wird man nicht umhin können, eine in der älteren Eiſenzeit erfolgte Einwanderung neuer finniſcher Elemente aus Eſtland-Livland nach dem Südweſten Finnlands anzunehmen. Dazu mahnen uns 1. die zahlreichen von Thomſen nachgewieſenen baltiſchen Lehnwörter in den finniſchen Sprachen,

[1]) R. Hausmann, Grabfunde aus Eſtland. S. 6.

[2]) G. Koſſinna, Der Urſprung der Urfinnen und der Urindogermanen. Mannus I. 1909.

[3]) O. Almgren, Några svensk-finska stenåldersproblem. Antiquarisk Tidskrift för Sverige 20. Nr. 1. 1912.

Digitized by Google

die frühe und lange andauernde Berührungen und eine nahe Nachbarschaft der finnischen und der baltischen Stämme zur Voraussetzung haben, und 2. der so stark hervortretende ostbaltische Charakter eines Teiles unserer Funde der römischen und der Völkerwanderungsperiode. In diesem Zusammenhange gewinnen meines Erachtens die Funde von Penttala und hat die übrigen ostbaltischen Gegenstände eine große Bedeutung. Allerdings dieser zweite Beweisgrund nur dann Gültigkeit, wenn man diese ostbaltischen Formen nicht ausschließlich als germanische betrachtet. Meinerseits schließe ich mich den Forschern an, die in den Funden jener Zeit aus den Ostseeprovinzen die Hinterlassenschaft litauischer und finnischer Stämme sehen, die dieses Gebiet innehatten und unter denen sich wahrscheinlich germanische Kolonien befanden. Mit Almgren bin ich darin einig, daß die aufgestellten Rassenhypothesen vorläufig nur einen Wahrscheinlichkeitswert besitzen und unser interessantes Bevölkerungsproblem noch nicht endgültig gelöst werden kann. Auf welchen Standpunkt man sich auch stellen mag, es bleiben Rätsel und Widersprüche zu deuten übrig.

A. Hackman.

Digitized by Google

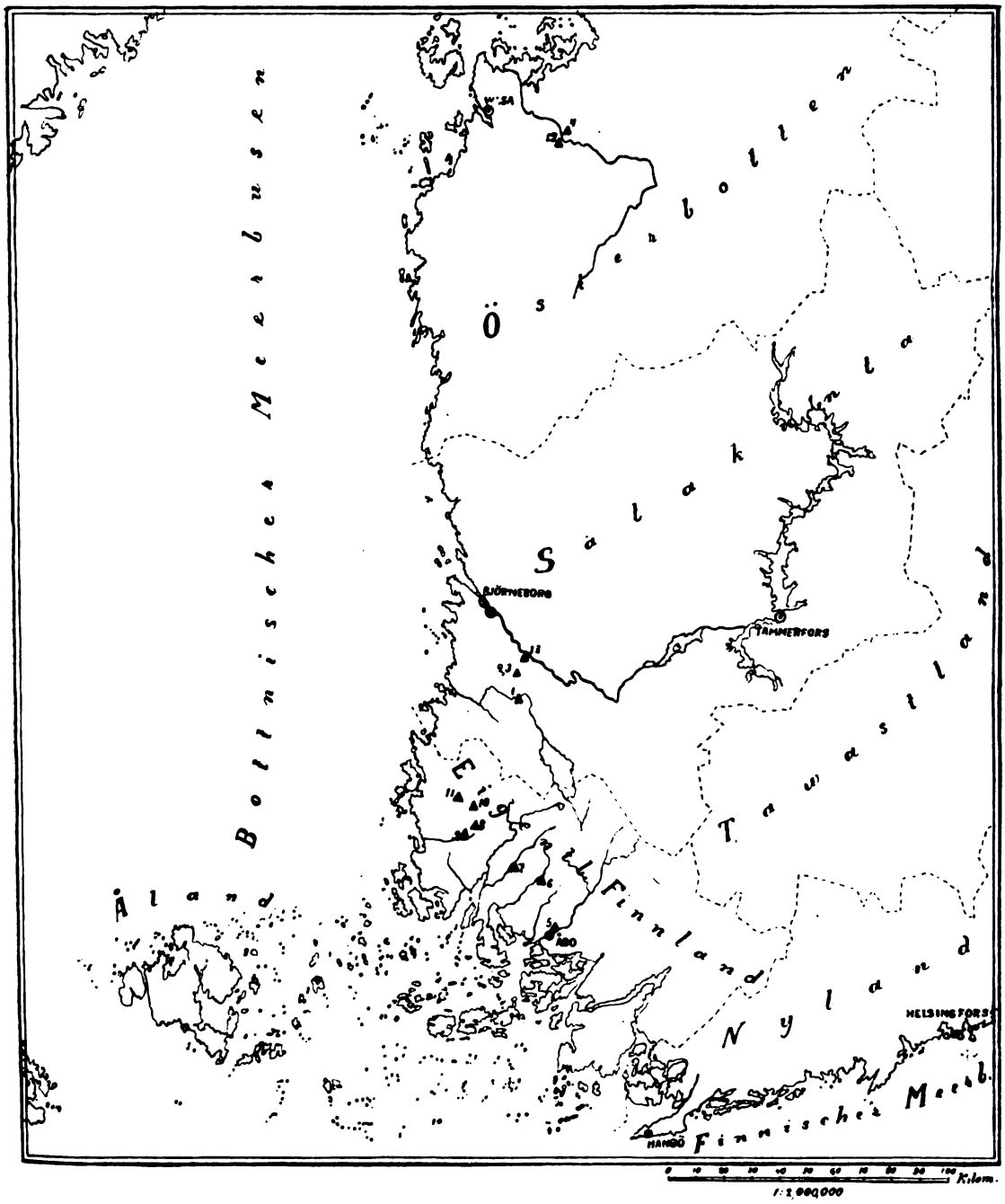


Abb. 48. Die älteſten eiſenzeitlichen Funde in Finnland.

Digitized by Google

Fund von Diervitz auf Rügen.

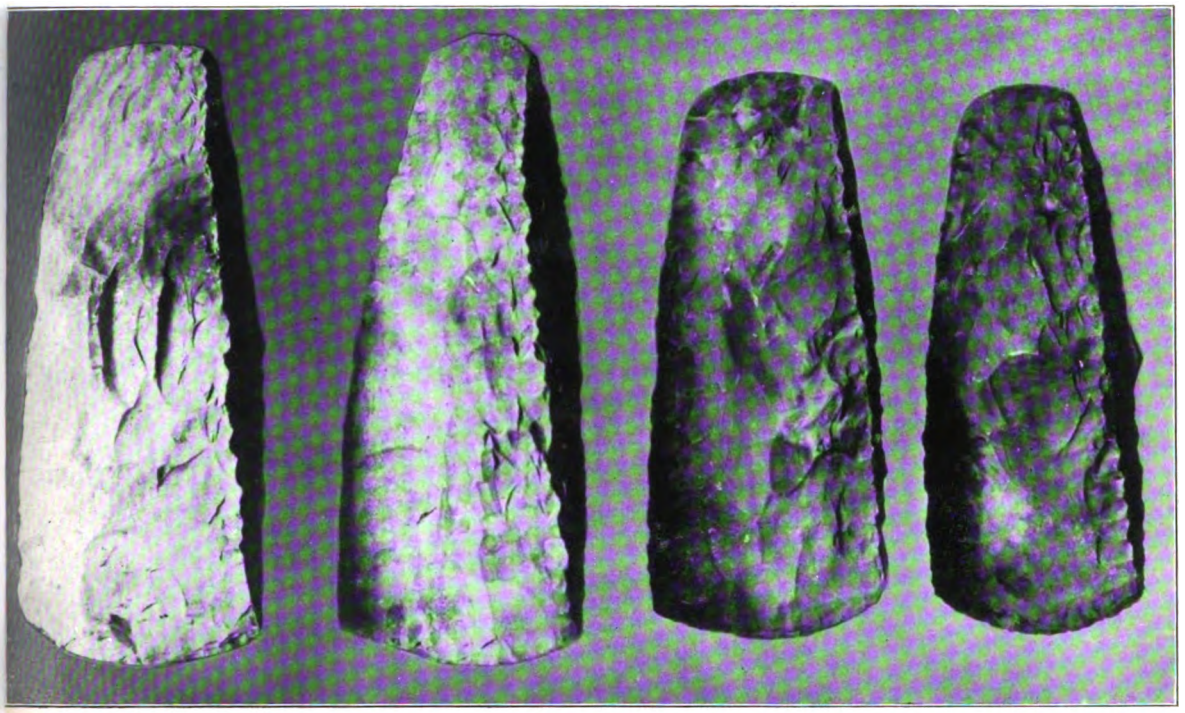
Von Hans Gummel, Berlin.

Mit 8 Abbildungen auf Tafel XIX.

In seiner Arbeit „Studier öfver den yngre stenålderen i Norden och Västeuropa" (Norrköping 1912) gibt Åberg einem Typ von Silexbeilen den Namen „Diervitzer Typ." Diese nach oben hin spitz zulaufenden Beile erweisen sich der Steinzeitperiode III von Montelius zugehörig; erstens dadurch, daß sie mit den „tjocknackade flint yxor" dieser Periode zusammen gefunden worden sind, zweitens durch ihre gerade Schneide, drittens durch ihren flachen Querschnitt und viertens durch die Art ihrer Bearbeitung, Merkmale, die sie in einen scharfen Gegensatz zu den nach oben spitz hin verlaufenden Silexbeilen der I. Periode von Montelius stellen. Den Namen für diesen Typ hat Åberg von einem Funde genommen, der sich im Stralsunder Museum befindet, von Diervitz im Kirchspiel Zirkow auf Rügen, etwa 4½ Kilometer nordöstlich von Putbus. Ein Fundbericht ist nicht vorhanden. Der einzige Hinweis auf die Herkunft ist außer dem Schild „Fund von Diervitz" im Museum nur der, daß die acht Beile die Aufschrift tragen: Diervitz $^{6}/_{10}$ 80 und daß im Kassenbuch unter dem 6. 10. 80 steht, daß eine „zweite Sammlung vom Förster Gerlach in Schellhorn" für 50 M. gekauft worden ist. Die Försterei Schellhorn liegt 1 km nordöstlich von Diervitz; ein Verzeichnis der angekauften Sammlung ist nicht vorhanden. Da ein Hauptkatalog für das Provinzialmuseum „für Neu-Vorpommern und Rügen zu Stralsund" nie über seine Anfänge hinausgewachsen ist, ist keine Angabe über den Fund von Diervitz darin zu finden; und der „Augmentationsbericht für das Jahr 1880", der den Fund enthalten müßte, ist leider nicht vorhanden, wie die Augmentationsberichte für verschiedene andere Jahre.

Da der Fund bisher nicht veröffentlicht worden ist, dürfte seine Abbildung hier willkommen sein. Die Beile sind in halber Größe aufgenommen. Eine weitere Beschreibung erübrigt sich in Anbetracht der Deutlichkeit der Abbildung.

Digitized by Google



1/2 n. Gr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die steinzeitlichen Hügelgräber bei Pölzig (Sachsen-Altenburg).

Von kgl. Kreisschulinspektor Dr. Wilde, Zeitz.

Im Schloßpark von Pölzig finden sich noch jetzt vier mit Sträuchern und Bäumen bestandene Hügel, denen der Kenner auf den ersten Blick ansieht, daß es vorgeschichtliche Grabhügel sind, der Rest einer ursprünglich ziemlich erheblichen Anzahl von schnurkeramischen Grabstätten, die auch über das anstoßende Wäldchen und die angrenzenden Grasgärten des Fleckens Pölzig ziemlich gleichmäßig verteilt gewesen sind. Drei von diesen Hügeln zeigen an der Spitze die charakteristische Abplattung, wie sie von einer vor Jahren vorgenommenen Öffnung her sichtbar zu bleiben pflegt. Einer aber, und zwar der dem Gute am nächsten liegende, größte Hügel, wies ein vollkommen ebenmäßiges Profil auf und schien daher noch unberührt zu sein. Eine Ausgrabung konnte sich also hier vielleicht lohnen, obwohl ich wußte, daß ein früherer Lehrer von dem nahen Hohenkirchen — Thärmann mit Namen — und auch Direktor Dr. Voß aus Berlin wiederholt Hügel nicht nur bei dem etwa 4 km entfernt gelegenen Braunshain, sondern auch hier in Pölzig ausgegraben hatten. Außerdem reizte es mich, zur Klärung des alten Streites [1]), ob die Braunshainer und Pölziger Gräber Brand- oder Skelett-Gräber gewesen seien, vielleicht etwas beitragen zu können.

Schon von vornherein war mir allerdings aufgefallen, daß der fragliche Hügel nicht gleichmäßig mit Baumwuchs bestanden, sondern in der Mitte frei davon war. Auch ergab eine vor dem Graben vorgenommene Unter-

[1]) Vgl. u. a.: Götze: Die „Gefäßformen und Ornamente" usw. Jena 1891, S. 28 u. 29; Klopfleisch: Neue Mitteilungen des thür.-sächs. V. XIV, Halle 1875, S. 1—27; Virchow: Vorträge, geh. in Berliner Gesellsch. f. Anthr. usw. am 10. 5. und 18. 10. 1873; Voß: „Ausgrabungen bei Hohenkirchen und Braunshain", Verhandl. d. Berliner Gesellsch. f. Anthr., Jahrg. 1874, S. 8, und Eisel: „Vorläufige Übersicht über die prähistor. Funde Ostthüringens" 1892.

Digitized by Google

suchung mit der Sonde, daß nach der Peripherie hin eine starke Steinpackung im Hügel vorhanden sein mußte, während in der Mitte die Sonde nur bisweilen, und zwar in verschiedenen Tiefen, auf Steine stieß, oft aber auch, ohne Widerstand zu finden, ganz tief in den Erdboden hineinfuhr. Trotzdem grub ich. Die vorgenommene Grabung bestätigte meinen Verdacht: das Grab war leer. Doch reute sie mich nicht. — Der Befund war folgender.

In der Mitte des Hügels, etwa in einem Umfange von 1—2 m im Geviert, fand sich bis zu einer Tiefe von ungefähr 1 m lehmige Erde, die mit unterschiedlichen — offenbar künstlich gebrochenen — Sandsteinen untermischt war. Nach den Seiten zu aber zeigte sich von einer Höhe von etwa 10 cm unter der Oberfläche des Hügels ab bis über 1 m tief in die Erde hinein eine regelrechte Steinpackung von dicht auf- und aneinander liegenden Steinen —, diese aber im ursprünglichen, unversehrten Zustande. Endlich stieß ich auch, etwas seitwärts von der Mitte, in etwa 1 m Tiefe, auf eine auf die Kante gestellte dicke Sandsteinplatte, die seitlich durch andere Steine gestützt war, und eine andere große, wagrecht liegende Platte, die einen Teil des Bodens oder der Decke des eigentlichen Grabes gebildet haben mochte. Es bestand für mich kein Zweifel, daß ich hierin die Reste der ursprünglichen Steinkiste vor mir hatte. Die anderen zugehörigen Steine allerdings fanden sich nicht mehr. Der mutmaßliche Innenraum dieser Steinkiste barg nichts wie lockere Erde und zerstreut liegende Sandsteine, nur zweimal entdeckte ich ein Bröckchen von einem Gefäß von dem Brande und der Beschaffenheit der Thüringer schnurkeramischen Amphoren oder Becher. Aber außerhalb der Steinpackung fanden sich zwischen den dicht aufeinanderliegenden Steinen, fast immer wagrecht, etwa ½ m über dem gewachsenen Boden und in gleicher Höhe mit der mutmaßlichen Decke der Steinkiste hinlaufend, mehrere dünne Streifen von gebranntem Lehme, mit Eichenholz-Kohle und angebrannten Knochen vermischt. Und zwar waren es — wie mir ein anwesender Arzt bestätigte — menschliche Knochen, vom Arm, von den Füßen, und vom Gesicht.

Von einem Leichenbrand im üblichen Sinne — als ob die zu bestattende Leiche vorher verbrannt worden wäre, — kann also hier nicht die Rede sein, denn die angebrannten Knochen lagen ja immer außerhalb der Kiste. Diese selbst aber mußte, nach der Lage, Stärke und Richtung der Bordsteine und nach dem ganzen Raume zu schließen, der sich innerhalb der rings umherlaufenden unversehrten Steinpackung befand, so groß gewesen sein, daß zum mindesten ein hockender, vielleicht auch ein gestreckt liegender Leichnam bequem darin hätte Platz finden können. Wäre aber solch eine große Steinkiste aus solchen starken Platten für eine Urne mit Leichenbrand nötig gewesen? Da hätte eine kleine Kiste mit dünnen Wänden genügt, wie sie sich etwa in den — germanischen — Hügelgräbern mit Steinpackung aus der jüngeren Bronzezeit bei Goseck, Possenhain und Schönburg vorfinden. Also liegen hier ohne Zweifel — denn nach den an die Oberfläche tretenden Steinen

Digitized by Google

zu urteilen, dürfte auch in den anderen Pölziger Hügeln der Befund derselbe sein bezw. gewesen sein — Gräber mit Ganzbestattung vor. Das Skelett ist eben, wie das bei säurehaltigen Bodenarten öfter vorkommt, im Laufe der Jahrtausende vergangen. Denn daß der selige Kantor Thärmann seine bekannte Vorliebe für Altertümer auch auf menschliche Knochen ausgedehnt und diese etwa alle herausgenommen hätte, ist nach allem, was man von ihm weiß, wenig glaublich.

Aber der Brand außerhalb der Kiste? Der kann nach meiner Ansicht — und damit schließe ich mich der Vermutung Goetzes, Eisels und den Ausführungen Amendes[1]) ausdrücklich an — nur von einer Bestattungsfeier herrühren, die auf dem halb aufgerichteten Hügel nach Verschluß der Grabkiste zu Ehren des Toten stattfand. Und wenn hierbei auch Menschen verbrannt oder vielleicht gar mit verspeist wurden, so werden diese Opfer die Angehörigen oder Leibeigenen des Toten haben stellen müssen.

Ähnlich dürfte es sich nun auch mit den Braunshainer Hügelgräbern verhalten haben, wenngleich diese anscheinend keine Steinpackung und Steinkisten enthalten haben[2]). Hier konnte um so eher die Vermutung aufkommen, es lägen dort Brandgräber vor, als die von der Leichenfeier herrührenden angebrannten Knochen infolge Fehlens der trennenden Steine noch dichter an das eigentliche Grab zu liegen kommen mußten, als es in den Pölziger Steinkisten-Gräbern möglich war.

---

[1]) Vgl. seine Abhandlung über „Die steinzeitl. Hügelgräber im altenburgischen Ostkreise" im Osterprogramm des Herzogl. Lehrerseminars zu Altenburg von 1912 auf S. 16, der auch die obigen literarischen Nachweise entnommen sind.

[2]) Vgl. Dr. Voß: „Ausgrabungen bei Hohenkirchen und Braunshain".

Digitized by Google

Ein vorgeschichtliches Hockergrab bei Weißenfels.

Von kgl. Kreisschulinspektor Dr. Wilcke, Zeitz.

Mit 2 Textabbildungen.

Auf dem allmählich nach Süden und Osten abfallenden, zur Flur Langendorf bei Weißenfels gehörigen Acker, dessen südöstliche Ecke jetzt das Grundstück des neuen Weißenfelser Seminars einnimmt, und das nach Norden zu von der sog. „Langendorfer Hohle" begrenzt wird, habe ich in den Jahren 1906 bis 1909 — ebenso wie auch auf dem jenseits der Hohle gelegenen Acker — eine große Anzahl von Urnenscherben, Feuerstein- und Steinwerkzeugen aufgelesen.

An vielen dunklen, besonders scherbenreichen Stellen angestellte Nachgrabungen ergaben dann außer ebensolchen wie den genannten Gegenständen, vor allem noch zahlreiche zerschlagene Knochen von Wild und Haustieren. Es haben sich also dort einst Herd- und Abfallgruben einer steinzeitlichen Bevölkerung befunden, die viele Jahre hindurch auf diesem Gelände gewohnt haben muß. Und da die Scherben die charakteristischen bandkeramischen Verzierungen zeigen, außerdem die Werkzeuge teils flache Hacken, teils hochgewölbte Meißel sind, so ist außer Zweifel, daß die Bewohner dem Kulturkreise der Bandkeramik angehört haben müssen.

Meine weiteren Nachforschungen, besonders, nachdem inzwischen der Acker mit dem Dampfpflug umgepflügt war, galten nun der Auffindung der etwa zugehörigen — in Thüringen bekanntlich sehr seltenen — bandkeramischen Gräber. Endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, gelang es mir, am 31. März 1909 ein vorgeschichtliches Grab aufzufinden. Es hatte aber, wie die folgenden Zeilen zeigen werden, mit den Bewohnern der Herdgruben nichts zu tun.

Es war etwa ¾ m tief unter der Oberfläche im reinen Löß ohne jede Steinpackung angelegt und enthielt ein auf der linken Seite ruhendes Skelett eines Mannes von stattlicher Größe. Sein durch den seitlich lastenden Druck etwas verschobenes Gesicht war der im Mittag stehenden Sonne zugekehrt; es lag also — mit anderen Worten — in der Richtung von Osten nach Westen. Seine Kniee waren etwas angezogen, die Arme gebeugt und die Hände in Schulterhöhe verschränkt —, also ein sog. Hocker und in allen seinen Teilen

Digitized by Google

tadellos erhalten. Dicht hinter seiner rechten Schulter stand mit der Öffnung nach oben ein wohl erhaltenes becherartiges Gefäß aus gebranntem Lehm. Andere Beigaben fehlten (vgl. die beigegebene Abbildung 1).

Nachdem das Skelett sorgfältig bloßgelegt und gereinigt und mehrmals photographisch aufgenommen war, wurde es aus der Erde herausgehoben und wird noch jetzt von mir aufbewahrt.

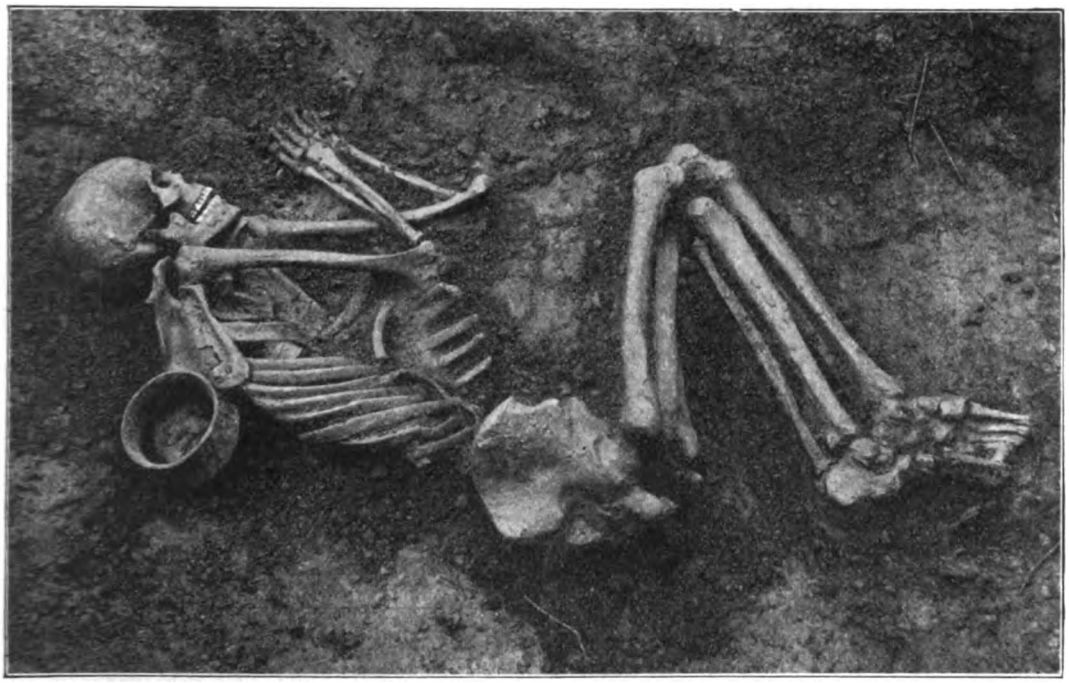
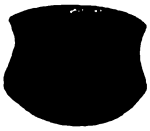


Abb. 1. Weißenfels, Prov. Sachsen.

Das unverzierte, mit einer mäßig scharfen Bauchkante und etwas ausladender Öffnung versehene Gefäß zeigt folgende Größenverhältnisse: Höhe 9 cm, Durchmesser der Öffnung 12 cm, Weite derselben 37½ cm, größte Weite des Bauches, um die Kante gemessen: 39½ cm, Durchmesser der Standfläche 4½ cm (vgl. Abbildung 2).



etwa 1/6
Abb. 2.
Weißenfels.

Eine von Hofrat Dr. Schliz-Heilbronn vorgenommene Untersuchung des Schädels stellte eine Kapazität von 1440 ccm und folgende weitere Bestimmungen fest: „brachykephaler Hochschädel mit Langgesicht, schmalnasig und mit kurzem, hohem Gaumen und sehr breiter Stirn". Schliz hielt infolgedessen seine Zugehörigkeit zur bandkeramischen Rasse für ausgeschlossen, glaubte vielmehr ihn ent-

Digitized by Google

weder dem Aunjetitzer oder Zonenbecher- oder schnurkeramischen Kulturkreise zuweisen zu müssen. Größler hielt das Gefäß, das er persönlich besichtigte, maß und photographierte, für einen Glockenbecher und führt es als solchen mit auf in seiner Abhandlung: „Die Tongefäße der Glockenbecherkultur und ihre Verbreitung in Thüringen und angrenzenden Gebieten", wo er es auf den Seiten 60 und 61 ausführlich bespricht und auf Tafel IV Nr. 35 auch mit dem Hocker und Nr. 36 allein abbildet.

Wegen seines ziemlich energischen Bauchumbruchs, der von den entsprechenden weichen Formen des eigentlichen — verzierten — Glockenbechers charakteristisch abweicht, kann ich mich diesem Urteil nicht anschließen, es müßte denn die Zugehörigkeit eines völlig gleichen — unverzierten — Gefäßes (etwa durch gleichzeitiges Vorkommen mit einer Armschutzplatte) zur Glockenbecher-Kultur außer jeden Zweifel gestellt sein[1]).

Das Gefäß aber für die — Thüringer — Schnurkeramik in Anspruch zu nehmen, halte ich auf Grund ziemlich genauer Kenntnis dieser Kultur für gänzlich ausgeschlossen.

Vielmehr dürfte es trotz des Fehlens der typischen Ösennadel dem Aunjetitzer Kulturkreis zuzuweisen sein.

Ich schließe mich mit dieser Auffassung nach längerem Schwanken endgültig den Urteilen von Professor Kossinna und stud. Mötefindt an, die beide Herren unabhängig voneinander auf Grund eigner persönlicher Besichtigung meiner Sammlung mir gegenüber abgaben.

Somit hätte dieses Grab mit den bandkeramischen Herdgruben auf demselben Acker nichts zu tun.

Es müssen demnach — die Richtigkeit obiger Deutung vorausgesetzt — Stammesangehörige der Aunjetitzer auf der von den abgewanderten Bandkeramikern bereits verlassenen Wohnstätte einen ihrer Leute bestattet haben. Da aber nur ein Grab dieser Art, auch keine zugehörigen Herdgruben, sich vorfanden, so kann es nur eine vorübergehend hier zeltende Horde gewesen sein, die den Toten hier zurückließ. Das dem Langendorfer Grab am nächsten gelegene Aunjetitzer Gräberfeld, auf dem etwa 12 km entfernten „Kuhtanze" bei Goseck gelegen, umfaßte dagegen eine ziemlich erhebliche Anzahl von Grabstätten, und zwar im Unterschied von dem Langendorfer Grab von solchen mit Steinpackung.

---

[1]) Der von Größler auf S. 61 der genannten Abhandlung zur Deutung des in Rede stehenden Gefäßes herangezogene und auf Taf. III Abb. 32b abgebildete Glockenbecher von Unterrißdorf hat den scharfen Bauchumbruch nicht und ist außerdem mit dem typischen Muster versehen, das kesselförmige Gefäß von Höhnstedt — S. 57f. und Taf. IV, 33a — weicht in seiner Form ebenfalls ganz erheblich von dem Weißenfelser Gefäß ab, so daß es meines Erachtens nicht angängig ist, diese Gefäße zur Erklärung hier heranzuziehen.

Digitized by Google

Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Gering, Kreis Mayen, Rheinland.

(Fortsetzung.)

Von Peter Hörter, Mayen.

Mit 5 Textabbildungen und 6 Tafeln (XX—XXV).

Im August 1911 habe ich bei der dritten Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte zu Coblenz über die Aufdeckung eines Gräberfeldes der ältesten Hallstattzeit gesprochen. Dasselbe liegt 6 km von Mayen — bei den Dörfern Gering und Kehrig. Der Bericht hierüber ist erschienen im Mannus, Band IV, S. 95 ff. Seit dieser Zeit bis November 1912 sind vom Mayener Geschichts- und Altertumsverein noch 27 Gräber dort aufgedeckt worden, so daß jetzt im ganzen 55 Gräber gehoben worden sind.

Wie ich früher ausgeführt habe, steigt im Osten des Gräberfeldes ein niedriger, bebauter Hügel an, wo ich die Wohngruben vermutete, weil dort auf den Feldern überall vorgeschichtliche Scherben zu finden sind. Da nun inzwischen unser erstes Gräberfeld bebaut worden war, konnten wir dort vorläufig nicht weiterarbeiten. Wir fingen deshalb etwa 250 m weiter auf dem Hügel zu graben an. Aber nicht die vermuteten Wohngruben, sondern wieder Gräber, und zwar aus der zweiten Hallstattperiode kamen zutage. Einzelne Graburnen sind von gewaltiger Größe. Eine Urne, die wieder zusammengesetzt werden konnte, hat bei einer Höhe von 50 cm einen Durchmesser von 73 cm. Der Schulterknick und die Rillen auf der Innenseite des Randes, die so häufig an den Gefäßen der Periode I vorkommen, sind hier bei keinem Gefäß mehr vorhanden. Besonders charakteristisch für die Periode II sind die in verschiedenen Gräbern gefundenen Kelch- und rundbauchigen Becher (Kelchbecher siehe Abb. I b), wie solche in jedem Grabe dieser Periode auf dem großen Gräberfelde am Mayener Ostbahnhofe gefunden werden. Auch Urnen mit aufgelegtem Tonband mit Fingereindrücken auf der Schulter, wie sie auch bei den Mayener Gräbern gefunden wurden, kamen vor. Solche

Digitized by Google

sind bei den Gräbern der ersten Periode bisher hier noch nicht beobachtet worden.

Erst wurde durch die Mitte eines Feldes des Herrn J. Ackermann aus Kehrig ein 2 m breiter Querschnitt angelegt. Nachdem 14 m umgearbeitet worden waren, stießen wir in einer Tiefe von 52 cm, bis zum Fuß der Urne gemessen, auf das erste Grab.

Grab 29[1]). Die Urne, von schwarzbrauner Farbe, mit drei Rillen auf der Schulter, war nur mehr zur Hälfte erhalten und lag auf der Seite, enthält aber noch die verbrannten Knochen und ein Stück Bronzedraht.

Abb. 1. Grab 30. 1/10 natürlicher Größe.

Grab 30. 2,10 m weiter nach Westen wurde ein zweites Grab gefunden. Die Urne von 73 cm Durchmesser und 50 cm Höhe stand bis zum Fuß gemessen 65 cm tief. Sie enthält außer den verbrannten Körperresten noch drei Schalen von 24 cm Durchmesser, einige Stücke von einer kleinen Urne mit drei Rillen auf der Schulter und Reste von einem Kelchbecher. Die große Urne und eine Schale konnte wieder zusammengesetzt werden (siehe Text-Abb. Nr. 1).

Grab 31. 6 m weiter nach Westen wurde das dritte Grab aufgedeckt. Es enthält nur eine ganz zerstörte Urne von etwa 54 cm Bauchdurchmesser und 44 cm Höhe mit aufgelegtem Tonband mit Fingereindrücken auf der Schulter. Dieselbe hat eine schlankere Form als die aus Grab 30.

---

[1]) Bei unseren ersten Grabungen wurden 28 Gräber aufgefunden; ich beginne also hier mit Nr. 29.

Digitized by Google

Trotzdem noch nach verschiedenen Richtungen Schnitte gemacht wurden, fand sich in diesem Felde nur mehr ein ganz zerstörtes Grab.

In dem nach Süden zu angrenzenden Felde sollten nach Angabe des Besitzers, Herrn Schneider aus Kehrig, auch schon Gefäße gefunden worden sein.

Nachdem verschiedene Schnitte angelegt waren, stieß man 37 m von dem auf der Westseite vorbeilaufenden Feldwege auf:

Grab 32. Aber auch hier waren, wie im Felde nebenan, wegen zu geringen Tiefstands die Urnen oben abgefahren. Es standen nur mehr die unteren Hälften der Urnen mit den verbrannten Knochen.

Bei Grab 32 fanden sich von der großen Urne noch einige Schulterstücke mit aufgelegtem Tonband, der untere Teil einer kleinen Urne, Stücke von einer Schale wie in Grab 30 und der Fuß eines Kelchbechers.

Grab 33. Erst 18 m weiter nach Osten zu fand sich ein weiteres Grab. In einer Tiefe von nur 47 cm bis zum Fuß stand eine kleine rötliche Urne von schlanker Form mit den verbrannten Skelettresten.

Grab 34. 4 m weiter in derselben Richtung wurde wieder ein Grab aufgedeckt. Auch hier stand nur mehr der untere Teil der großen und kleinen Urne. Nur ein kleiner rundbauchiger Becher von schwarzer Farbe und ein Ring von 4½ cm Durchmesser aus gewundenem Bronzedraht fanden sich noch auf den verbrannten Knochen liegend vor.

Grab 35. Wieder erst 12 m weiter wurde das vierte Grab freigelegt. In einer Tiefe von 56 cm bis zum Fuß gemessen stand wieder eine oben abgefahrene Urne. Einige noch vorgefundene Schulterstücke hatten ein aufgelegtes Tonband mit Fingereindrücken. In der Haupturne stand eine noch ziemlich gut erhaltene Urne von 16 cm Höhe, von rötlicher Farbe und mit Fingernageleindrücken auf der Schulter. Diese enthält die verbrannten Knochen und war mit zwei Gefäßböden zugedeckt.

Nachdem noch ein ganz zerstörtes Grab gefunden worden war, wurde wegen des zu ungünstigen Ergebnisses dort mit dem Graben ganz aufgehört. Die in diesem Felde gefundenen Gräber gehören ebenfalls der zweiten Hallstattperiode an.

In unserem ersten Gräberfelde (Besitzer Ww. Ant. Martini aus Kehrig) war noch eine Ecke umzugraben, die im Frühjahr 1911 bei den damaligen Grabungen nicht mehr umgearbeitet werden konnte.

Im März 1912 wurde nun die Arbeit hier wieder aufgenommen.

Grab 36. In einer Tiefe von 80 cm stieß man auf eine Lage Schieferplatten von 120 × 100 cm, aus fünf unbehauenen Platten bestehend, wie bisher noch nicht gefunden. 13 cm tiefer kam die Graburne von 45 cm Bauchdurchmesser und 27 cm Höhe zum Vorschein. Die Urne ist oben schwarz

Digitized by Google

geglättet und zeigt wieder den Schulterknick, wie die meisten 1911 hier gehobenen Urnen der ersten Hallstattzeit. Um die Mitte der Urne zeigte sich eine Brandschicht von 75 cm Durchmesser und 10 cm Stärke. Im Innern stand auf den verbrannten Leichenresten in Bruchstücken eine sauber gearbeitete kleine Urne mit einer Schüssel zugedeckt. Daneben eine verzierte und eine unverzierte Schale von 14 und 15 cm Durchmesser und 5½ und 4½ cm Höhe. Darunter lag ein Bronze-Anhänger von 6×5 cm in ovaler Form mit Öse, durch drei senkrechte und drei wagrechte Stäbchen gitterförmig eingeteilt. Es ist die Vermutung aufgetaucht, als sei dieses Schmuckstück eine abgebrochene Radnadel aus der Bronzezeit. Aber unten ist dieselbe völlig glatt gearbeitet, keine Spur von Bruch ist zu erkennen. Ferner wurde noch ein glatter Bronzering von 4½ cm Durchmesser, eine abgebrochene Scheibenkopfnadel und ein zusammengedrücktes Armband aus Bronzeblech, wie in Grab 20, gefunden (s. Text-Abb. 2; Bronzeschmuck: Taf. XX; verzierte Schale: Taf. XXI).

Abb. 2. Aus Grab 20. Armband, ausgestreckt. ⅓ natürlicher Größe.

6½ m weiter in südwestlicher Richtung stieß man auf eine von Ost nach West laufende 200 cm lange und 120 cm breite Brandstelle. In der Brandschicht fanden sich viele Gefäßscherben der ältesten Hallstattperiode und eine Bronzenadel Abb. 4a.

Grab 37. Am Ostende der Brandstelle war eine Schieferkiste aus fünf Platten bestehend in einer Tiefe von 70 cm aufgebaut. Vier Platten hatten eine Länge von 58 bis 60 cm und eine Höhe von 30 cm, eine etwas größere diente als Deckel.

Bisher ist ein solches Kistengrab noch nicht gefunden worden. Im Innern fand sich nur ein Häufchen Brandasche ohne Knochen und ein dünnes Bronzeringelchen von 2 cm Durchmesser. Die Leiche wird wohl in der anstoßenden Brandstelle verbrannt worden sein.

Grab 38. Nur 3 m weiter nach Osten fand sich wieder eine Schieferkiste von 30×35 im Viereck und 20 cm lichter Höhe.

Im Innern stand eine nur 12 cm hohe und 20½ cm im Durchmesser haltende, sauber und dünn gearbeitete, schwarz geglättete Urne mit fünf sehr regelmäßig gezogenen Rillen auf der Schulter. In der Urne fanden sich nur wenig Knochen und keine Brandasche, dann noch ein nur 3 cm hohes und an der Mündung 4½ cm messendes rotbraunes Becherchen mit schräg aufsteigenden Wänden und ein Stück Bronzedraht (Text-Abb. 3).

Grab 39. Von Grab 37 in nordwestlicher Richtung 5 m entfernt stand eine Urne, so schlecht erhalten, daß sie nicht mehr gehoben werden konnte. Bis zum Fuß derselben wurden 70 cm gemessen. In der Urne stand ein kleines Gefäß von schwärzlicher Farbe mit geschweiftem Halse, woran drei umlaufende

Digitized by Google

Rillen von 20 cm Höhe und 28 cm Bauchdurchmeſſer. Dieſes enthält die verbrannten Knochen und war mit einer kumpenartigen Schale, die mit der Mündung nach oben ſtand, zugedeckt. Neben der kleinen Urne ſtanden noch zwei Becher mit kleinem Henkel von roher Arbeit, von 5 cm Höhe und 12 cm Durchmeſſer. Ein Becher iſt mit einer ſchwarzbraunen, der andere mit einer roten Tonſchicht überzogen.

Grab 40. Von Grab 38 3 m nach Oſten ſtand in einer Tiefe von 80 cm wieder eine ſchlecht erhaltene, ganz zerbrochene Urne mit einer kumpenförmigen Schüſſel zugedeckt. Im Innern ſtand auf den Knochen eine wiederum ganz zerbrochene, kleine, weitbauchige Urne mit 2 cm hohem, an der Schulter

Abb. 3. Grab 38. 1/4 natürlicher Größe.

ſcharf abgeſetzten Halſe. Der Rand iſt ebenfalls ſcharf, faſt winkelig, nach außen abgeſetzt. Dann fanden ſich noch zwei Schalen von 19 und 20 cm Durchmeſſer.

Grab 41. Von Grab 37 nur 3 m weiter nach Süden ſtand 55 cm tief bis zum Fuß eine weitere Graburne, die ebenfalls wegen zu ſchlechter Erhaltung nicht gehoben werden konnte. Als Deckel diente eine ſchildförmige Schüſſel von 39 cm Durchmeſſer und 11 cm Höhe, die wieder zuſammengeſetzt werden konnte. Im Innern ſtand eine ſehr glatt gearbeitete und geſchwärzte Urne von 11 cm Höhe und 15 cm Bauchdurchmeſſer mit nur wenig geknickter Schulter. Auf dem Halſe hat dieſelbe dreimal je zwei parallel laufende feine Rillen. Auf dem Boden der großen Urne fanden ſich noch zwei ganz zuſammengeknitterte Armbänder aus dünnem Bronzeblech, wie in Grab 20 (ſ. Text-Abb. 2).

Mit Grab 41 war das ganze Feld umgearbeitet. Inzwiſchen war die Jahreszeit ſo weit vorgeſchritten, daß die Unterſuchung der Nachbarfelder

Digitized by Google

bis zur Aberntung im Herbst verschoben werden mußte. Im September des Jahres wurde dann wieder zu graben angefangen und zwar zuerst in einem im Westen an unser erstes Grabfeld anstoßenden Felde. Obschon verschiedene Schnitte gemacht wurden, ist kein Grab mehr angetroffen worden. Dann wurde in einem im Osten anstoßenden Felde versucht. Dort wurden noch vier Gräber der ersten Hallstattzeit aufgedeckt. Aber alle standen in so geringer Tiefe, daß sie meist durch den Pflug ganz zerstört worden waren.

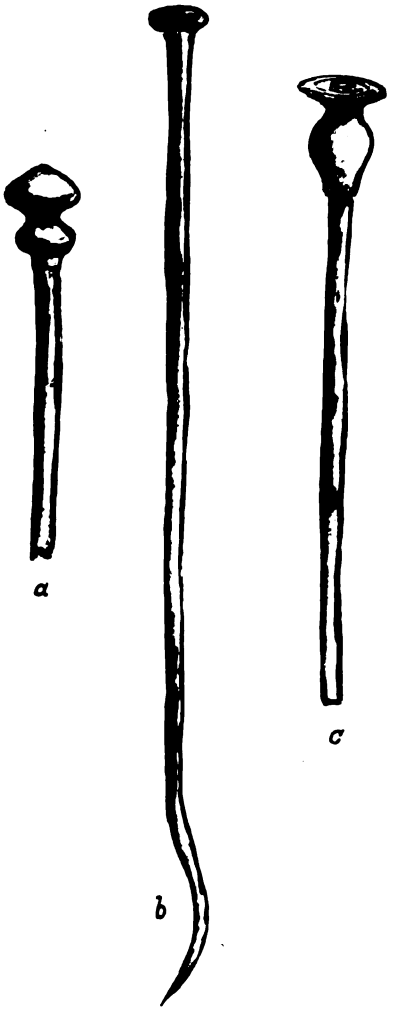


Abb. 4. Bronzenadeln. Natürliche Größe.
a aus einer Brandschicht,
b aus Grab 42,
c aus Grab 52.

Grab 42. Im ersten Grab konnten noch zwei Schalen, eine davon mit gewölbtem Boden, und eine 13 cm lange Bronzenadel (Abb. 4 b) mit kleinem Kopf gehoben werden.

Von einer großen Schüssel fand sich noch ein Stück mit Kerbschnittbändern verziert.

Grab 43. In einer Tiefe von 40 cm stand eine halb zerstörte Schieferkiste. Im Innern fanden sich nur verbrannte Knochen, Branderde und einige Scherben.

Grab 44. Aus dem fast ganz zerstörten Grabe konnte noch eine schildförmige Schüssel von 46½ cm Durchmesser und 10 cm Höhe und eine Schale von 15 cm Durchmesser, 6 cm Höhe und 2 cm Bodendurchmesser wieder hergestellt werden. Die Schüssel, innen glatt, außen roh gearbeitet, hat als Verzierung vom Boden aus im Innern sechs konzentrisch laufende 8 mm breite Hohlrillen. Die Schale ist außen und innen geglättet und geschwärzt. Außen unter dem Rande sind auf einer Breite von 2 cm sechs feine, umlaufende Linien eingeritzt. Ein Rand- und Schulterstück von der Haupturne hatte die für die erste Hallstattzeit charakteristischen Hohlrillen auf der Innenseite des Randes.

Grab 45. In einer Brandschicht von 120 × 130 cm stand eine ganz zertrümmerte Urne mit trichterförmigem, an der Schulter scharf abgesetztem

Digitized by Google

Halse, Stücke von einer kleinen Urne und von zwei Schalen. Aber kein Gefäß konnte wieder zusammengesetzt werden. Im Oktober wurden dann in einem Felde, das im Süden an das erste Grabfeld grenzt und demselben Besitzer (Ww. A. Martini, Kehrig) gehört, die Grabungen wieder aufgenommen.

Nach verschiedenen Versuchsschnitten stieß man 35 m von dem im Westen vorbeilaufenden Feldwege und 5 m von der Grenze des ersten Grabfeldes auf

Grab 46. In einer Tiefe von 100 cm fand sich eine Brandschicht von 150×100 cm in einer Stärke von 5 cm, in der sich eine bronzene Scheibenkopfnadel mit abgebrochener Spitze von noch 4 cm Länge vorfand (s. Taf. XXII). Ziemlich in der Mitte der Brandschicht stand die noch gut erhaltene Urne von 54 cm Bauchdurchmesser und 40 cm Höhe mit geschweiftem Halse und ganz schwachen Rillen auf der Schulter. Im Innern stand auf den verbrannten Knochen eine schwarz geglättete kleine Urne mit ziemlich scharf abgesetztem Halse und Rand. Auf der Schulter sind in einer Breite von 2 cm vier Hohlrillen von 3 mm Breite, dazwischen je drei feine Rillen eingezogen, so sauber und regelmäßig, daß man sich sagen muß: dies war ohne ein drehbares Hilfsmittel einfach unmöglich (s. Taf. XXII c). Ferner fanden sich im Innern noch vier Schalen von 11 bis 24 cm Durchmesser mit gewölbtem Boden, alle mit zwei umlaufenden Bändern echten Kerbschnitts verziert. Die Kerbschnittbänder laufen zwischen feinen Rillen, die rot eingelegt sind (s. Taf. XXII d, e, f, g). Dann fanden sich im Innern und Äußern der Urne noch viele Stücke von einer schildförmigen Schüssel, die der Lage des Bodens nach mit der Mündung nach oben gestanden hat. Sie konnte wieder zusammengesetzt werden und hatte bei einer Höhe von 10 cm einen Durchmesser von 48 cm, ist im Innern glatt, von außen rauh gearbeitet, so daß man besonders unter dem Rand noch die Fingereindrücke sieht. Vom Boden aufwärts laufen zuerst zwei Reihen von je drei Hohlrillen, dann zwei Reihen von je vier Hohlrillen in 7 bis 8 mm Breite rund (s. Taf. XXII b). Von den vier gefundenen Schalen stand eine auf der Hochkante, eine andere mit dem Boden nach oben. Die Schalen sind aus feingeschlemmtem, roten Ton mit schwarzbraunem Überzug, die Schüssel aus grauem Ton hergestellt. Beide Tonarten finden sich in der Gegend.

Grab 47. 8 m weiter nach Osten, 125 cm tief bis zum Fuß gemessen, stand eine weitbauchige Urne mit geschweiftem Halse, ohne Schulterknick, von 50 cm Bauchdurchmesser und 30 cm Höhe. In der Urne standen auf den mit etwas Holzkohlen vermischten Knochen eine kleine Urne mit Schulterknick und drei Schalen. Eine der Schalen ist wieder, wie die bei Grab 46, mit zwei Kerbschnittbändern verziert. Die beiden anderen von 18 und 15½ cm Durchmesser und von 8 und 6 cm Höhe haben eine bisher noch nicht gefundene Form. Die Wandungen laufen unter dem Rande erst 2 cm gerade, etwas nach innen, bilden hier einen Knick, und laufen von da ein wenig nach innen geschweift dem 5 cm breiten, etwas gewölbtem Boden zu. Auch fand sich noch

Digitized by Google

ein Becher von 12 cm Durchmesser und 5 cm Höhe und eine Bronzenadel wie bei Grab 46.

Grab 48. Wieder 7 m weiter nach Südosten stand 80 cm tief in einer schwachen Brandschicht eine Urne mit Schulterknick von rotgelber Farbe. Diese war mit einer kumpenförmigen Schüssel von 28 cm Durchmesser und 12½ cm Höhe, von rauher Arbeit, zugedeckt. Die Mündung der Schüssel stand nach oben.

Im Innern der Urne stand zu oberst eine kleine, schwarz geglättete Urne von 17 cm Bauchdurchmesser und 12½ cm Höhe; Mündungsdurchmesser 13, Boden 4 cm. Darunter stand ein geschweifter Becher mit schräg abgesetztem Rande von 11½ cm Durchmesser und 9 cm Höhe, innen und außen rot geglättet. Auf den verbrannten Knochen lagen noch einige Bronzeblechstückchen, wahrscheinlich von einem Armband; der übrige Raum der Urne war wie bei allen anderen mit Sand gefüllt.

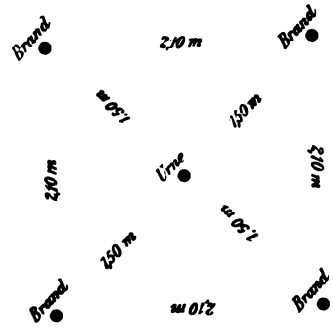


Abb. 5. Zu Grab 51.

Grab 49. In derselben Richtung 5 m weiter, 110 cm tief, stand in einer Brandschicht von 180×90 cm eine Urne mit geschweiftem Halse ohne Schulterknick und drei Rillen auf der Schulter. Diese war mit einer Schüssel zugedeckt; Durchmesser 36, Höhe 9½ cm. Sie ist innen glatt, außen rauh gearbeitet. Der Rand hat auf der Innenseite eine flache, breite Hohlrille, darunter zwei Reihen schräg gegeneinander schraffierter Dreiecke, zwischen den Dreieckreihen zwei Rillen.

In der Urne fanden sich noch zwei Becher von gleicher Höhe und Arbeit, davon einer mit einem kleinen Henkel (s. Taf. XXIII).

Grab 50. Wieder in derselben Richtung und derselben Entfernung stand in einer Tiefe von 70 cm bis zum Fuß gemessen eine ganz zerbrochene, roh gearbeitete rote Urne mit Fingernageleindrücken unter dem Rande. In der Urne fand sich außer den verbrannten Skelettresten nur noch einige Stücke von einem Armband von Bronzeblech, wie Abb. 2 aus Grab 20.

Grab 51. Von Grab 50 14 m nach Osten, 150 cm tief, fand sich eine ganz zertrümmerte Urne ohne Schulterknick, jedoch mit scharf abgesetztem, schräg abstehenden Rande. Diese enthält nur die verbrannten Knochen und einige Stücke von einer kleinen Urne, deren Form nicht mehr gut zu erkennen war. Beim Weitergraben fand sich in gleicher Tiefe, gleichmäßig voneinander entfernt, von der Urne nach jeder Richtung genau 150 cm, vier Häufchen Brand von 28 bis 30 cm Durchmesser. In jedem Brand fanden sich einige Scherben der ersten Hallstattzeit, aber keine Knochen (Text-Abb. 5). Ob diese Brandhäufchen nun zum Grabe 51 gehörten, läßt sich schwer sagen.

Digitized by Google

Aber weil alle in gleichmäßigem Abstand und in derselben Tiefe lagen, scheint dies doch der Fall zu sein. Eine ähnliche merkwürdige Grabanlage wurde von uns bisher noch nicht beobachtet, auch ist mir nicht bekannt, daß anderswo etwas Ähnliches gefunden wurde.

Grab 52. Nach Norden zu in einer Entfernung von 5 m stieß man 115 cm tief auf einen Schieferplattenbelag von 100×70 cm, aus sechs Platten bestehend. Darunter fand sich eine Brandschicht von 10 cm Stärke. In dieser fand sich eine Vasenkopfnadel mit abgebrochener Spitze noch 8½ cm lang (s. Text-Abb. 4, c). Dann zeigte sich der Rand einer Urne und Stücke von der Schüssel, die als Deckel diente.

Die Urne ist sauber gearbeitet und hat einen kaum merklichen Schulterknick. Auf dem Halse sind in einer Breite von 3½ cm sechs umlaufende Rillen eingezogen. In der Urne stand auf den Skelettresten eine kleine Urne von 12 cm Höhe und 15 cm Bauchdurchmesser mit fast senkrechtem, aber nur 18 mm hohem Halse mit scharf abgesetztem Rand und Bauch. Auf der Schulter sind in einer Breite von 2½ cm acht Rillen sauber eingezogen. Neben der kleinen Urne standen noch eine Schale von 19 cm Durchmesser und 7 cm Höhe und ein kleiner Becher mit undurchbohrtem kleinen Henkel. Die kumpenförmige Schüssel, die als Deckel diente und auch wieder mit der Mündung nach oben stand, hat einen Durchmesser von 32 cm und eine Höhe von etwa 15 cm.

Die beiden Urnen sind schwarz geglättet, Schüssel und Schale lederfarbig. Der kleine Becher rotbraun (s. Taf. XXIV).

Grab 53. In derselben Richtung 8½ m weiter fand sich 90 cm tief eine so schlecht erhaltene Urne, daß sie nicht mehr zu heben war. Auf der Innenseite des Randes war eine 10 mm breite Hohlrille eingezogen. Auch Stücke von einer Schüssel aus rotem Ton fanden sich vor. Im Innern lagen noch Stücke von einer kleinen Urne und drei ganz erhaltene Schalen von 11 und 11½ cm Durchmesser bei einer Höhe von 5 cm. Die Schalen sind innen und außen schwarz geglättet, die eine hat vier, die andere fünf feine umlaufende Rillen unter dem Rande. Der Boden der einen Schale hat 15 mm Durchmesser und ist gewölbt. Der Boden der anderen Schale ist rund, so daß sich das Gefäß nicht stellen läßt.

Die dritte Schale hat ebenfalls einen gewölbten, nur 15 mm im Durchmesser haltenden Boden. Unter dem Rande laufen drei Rillen rund; die beiden äußeren sind weiß, die innere rot eingelegt. Darunter sind auf die ganze Rundung gleichmäßig verteilt vier hängende Dreiecke, gebildet aus einer inneren und äußeren Doppellinie, eingeritzt.

Die inneren Doppellinien sind weiß, die äußeren rot eingelegt. Zwischen den vier Dreiecken sind zu zwei und zwei senkrecht laufende Striche eingeritzt; die inneren beiden Linien sind rot, die vier äußeren weiß eingelegt (Taf. XXI g).

Digitized by Google

Grab 54. Von Grab 53 6 m nach Osten wurde 80 cm tief bis zum Fuß gemessen wieder eine Urne, aber ohne Deckel, von 37 cm Bauchdurchmesser und 27½ cm Höhe gefunden. Die Urne mit kaum merklichem Schulterknick hat weder Rand- noch Schulterrillen und war ganz mit Branderde umgeben und bedeckt. Im Innern stand zu unterst eine sehr saubere, innen und außen schwarz geglättete, schlanke kleine Urne von 13 cm Höhe, 14 cm Mündungs- und 5 cm Bodendurchmesser. Der Bauchdurchmesser beträgt 16 cm. Auf dem geschweiften Halse laufen zuerst zwei feine Rillen, dann eine 3 mm breite Hohlrille, dann wieder zwei feine und wieder eine breite Hohlrille und als Abschluß noch mal zwei feine Rillen. Das Gefäß ist so glatt und die Rillen so sauber und gleichmäßig gezogen, daß man wieder denken muß: dies ist ohne rundlaufendes Gerät nicht möglich.

Auf der kleinen Urne stand ein Becher mit steiler, nur wenig geschweifter Wandung, mit zum Teil abgebrochenem undurchbohrten Henkel. So sauber die kleine Urne gearbeitet ist, so roh ist der Becher. Der Becher ist von rotem Ton, ungefärbt und ungeglättet gearbeitet.

Grab 55. 6 m weiter nach Norden stand 90 cm tief eine sehr schlecht erhaltene Urne mit breiter Hohlrille auf der Innenseite des schräg abstehenden Randes. Die Urne war mit einer Schüssel von 32 cm Durchmesser und 12 cm Höhe zugedeckt, von der aber einige Stücke fehlten. Auf der Innenseite des Randes ist eine flache Hohlrille gezogen, darunter auf der Innenseite laufen drei Hohlrillen, darunter Bogen aus je sechs Parallelstrichen. Vom Boden aus wieder drei konzentrische Kreise. Der Boden von 8 cm Durchmesser ist hochgewölbt.

In der Urne fanden sich noch eine ganz zerbrochene kleine Urne, eine mit hängenden Bogen verzierte und eine unverzierte Schale, zwei Becher, davon einer mit abgestoßenem Henkel, und ein Spitzbecher, wie bisher nur einmal gefunden (s. Taf. XXV).

Damit scheint das Grabfeld erschöpft zu sein, denn eine weitere achttägige Arbeit war ohne Ergebnis [1]).

Wie der verehrte Leser jedenfalls sich schon selbst überzeugt haben wird, gehören von Grab 36 an alle Gräber der ältesten Hallstattzeit oder vielleicht für unsere Gegend noch der jüngeren Bronzezeit an. Denn Eisen ist in den bis jetzt gehobenen 55 Gräbern trotz sorgfältigster Beobachtung nicht entdeckt worden, ja noch nicht mal ein Eisenrostflecken wurde beobachtet.

Vielleicht war aber auch das Eisen noch zu kostbar um als Grabbeigabe verwendet zu werden. Denn in den Gräbern der zweiten Hallstattzeit, Grab 29 bis 36, ist auch noch kein Eisen gefunden worden, obschon bei Mayen in Gräbern

[1]) Wie ich nachträglich erfahre hat Prof. Lehner, Bonn, auf einem im Norden an unser erstes Grabfeld anstoßenden, uns nicht zugänglichem Felde noch 8 Gräber derselben Zeit gehoben.

Digitized by Google

derselben Periode Eisenmesser vorgefunden wurden. Auch Waffen und Werkzeuge wurden, wie bei unsern ersten Grabungen, nicht gefunden. Was ich in meinem ersten Bericht über die Technik der Gefäße gesagt habe, gilt auch hier, nur wurden bei den jetzigen Grabungen mehrere Gefäße aus geschlemmtem und ungeschlemmtem roten Ton gearbeitet gefunden.

Schieferplatten, noch aufrecht im Kreise um die Urne stehend, wurden nicht mehr vorgefunden; jedoch wieder viele in geringerer oder größerer Tiefe im Boden liegend; einmal drei Stück etwa 30 cm von der Graburne entfernt. Wenn wir den ganzen hier gefundenen Gräberinhalt betrachten, dann sehen wir wieder so recht, wie wichtig für die Bestimmung es ist, daß die Grabfunde zusammengehalten werden. Wir sehen hier aus den Gräbern der I. Hallstattperiode weitbauchige und schlanke Urnen, mit und ohne Schulterknick, mit geschweiftem und scharf abgesetztem Halse und solche mit und ohne Rillen auf der Innenseite des Randes. Wir könnten z. B. die Urnen aus Grab 46 und 49 (Taf. XXII und XXIII) und noch andere ebensogut in die II., ja sogar die III. Halbstattzeit setzen, wenn die anderen, zweifellos frühen Halbstattgefäße nicht dabei wären. Ebenso könnte man bei dem rohen Becher aus Grab 54, mit undurchbohrtem Henkel, versucht sein, denselben für neolithisch zu halten, wenn nicht die äußerst sauber gearbeitete kleine Urne dabei gefunden worden wäre.

Südwestlich von unserem Gräberfelde läuft eine alte Straße vorbei, die Welsche oder auch Römerstraße genannt wird. Diese Straße ist wenigstens in der Richtung nach Mayen und noch 6 bis 7 km von Mayen nach der Eifel zu längst als vorrömische Straße vom Mayener Geschichts- und Altertumsverein erkannt und durch die Aufdeckung unseres Hallstattgräberfeldes bestätigt worden. Von unserem Gräberfelde läuft dieselbe in westlicher Richtung nach der Eifel zu und schneidet etwa 6 km vom Ausgrabungsfelde, etwa 2 km von Mayen, die Straße Mayen-Monreal-Trier. Hier wurden vom Mayener Verein vor einigen Jahren einige Hügelgräber der Latènezeit gehoben. Wieder etwa 4 km weiter kreuzt die alte Straße die Provinzialstraße Coblenz-Kelberg, in alten Karten noch Lüttichersträße genannt. Gerade an dem Kreuzungspunkt wurden vom Mayener Verein 12 Hügelgräber der Latènezeit aufgedeckt; wieder einige Kilometer weiter drei Gräber derselben Zeit. Gleich bei unserem Gräberfeld teilt sich die Straße in zwei Linien. Die eine geht nach der Mosel zu, die andere über Polch-Kerben, wo die Straße als Heerstraße bekannt ist, über Ochtendung mit Abzweigung über Saffig-Weißenturm und über Bassenheim-Rübenach-Kaltenengers ins Neuwieder Becken. In der Nähe von Kerben wurde schon ein neolithisches und ein bronzezeitliches Grab gefunden; bei Rübenach paläolithische und jünger-bronzezeitliche oder hallstattzeitliche Funde durch Günther-Coblenz festgestellt (s. Mannus, Bd. II und III, Abb. 15 und Tafel II). Vielleicht ist dies die Straße, die Cäsar benutzte, als er im Jahre 53 vor Chr. zur Niederwerfung des Eburonenaufstandes in Eilmärschen

Digitized by Google

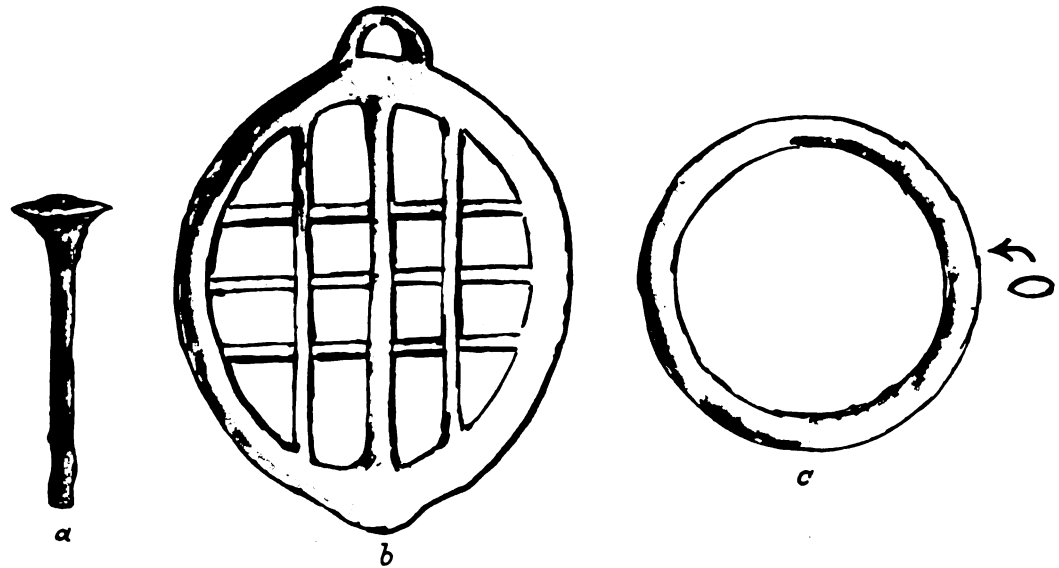
durch den Ardennerwald [1]) (jetzige Eifel) nach der Lütticher Gegend zog (per Arduennam silvam: b. G. VI 29). Ich erinnere noch an den Namen der heutigen Provinzialſtraße (Lütticherſtraße), die bei Mayen der alten Straße, ſtreckenweiſe ganz in der Nähe, parallel läuft.

Zum Schluſſe ſei noch Herrn Hauptlehrer Caratiola aus Kehrig für ſeine Bemühungen bei den dortigen Bewohnern im Intereſſe des Vereins gedankt.

---

[1]) Der Ardennerwald erſtreckte ſich nach Cäſar vom Rhein weſtlich durch das Land der Remer und Nervier bis zur Schelde.

Digitized by Google



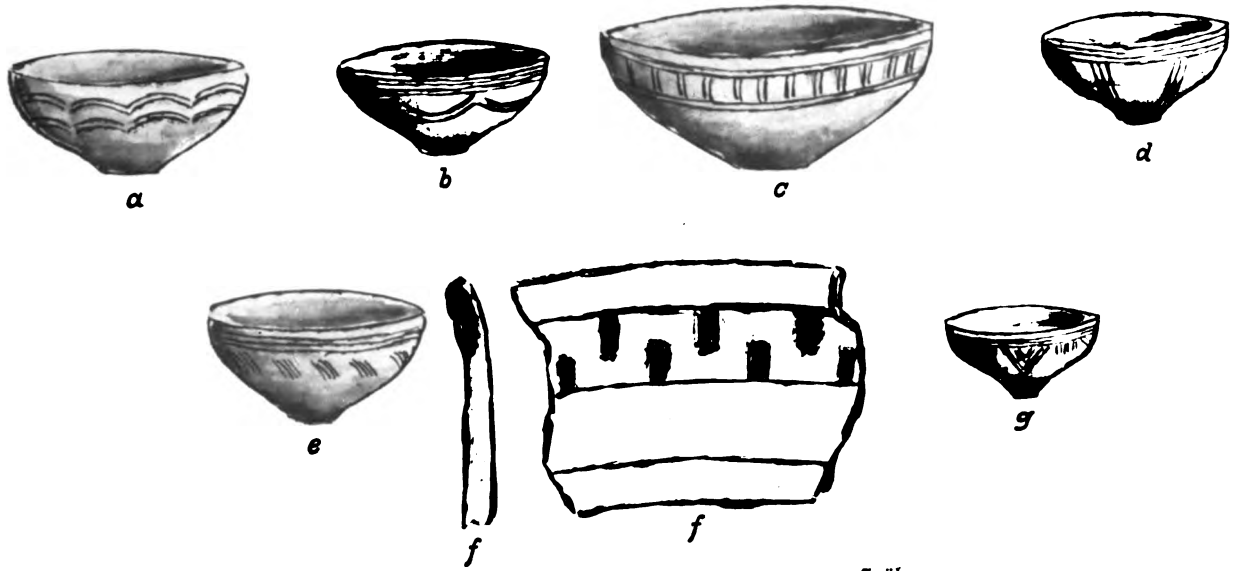
Bronzeschmuck aus Grab 36. Natürliche Größe.

Peter Hörter, Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Gering, Kreis Mayen, Rheinland.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



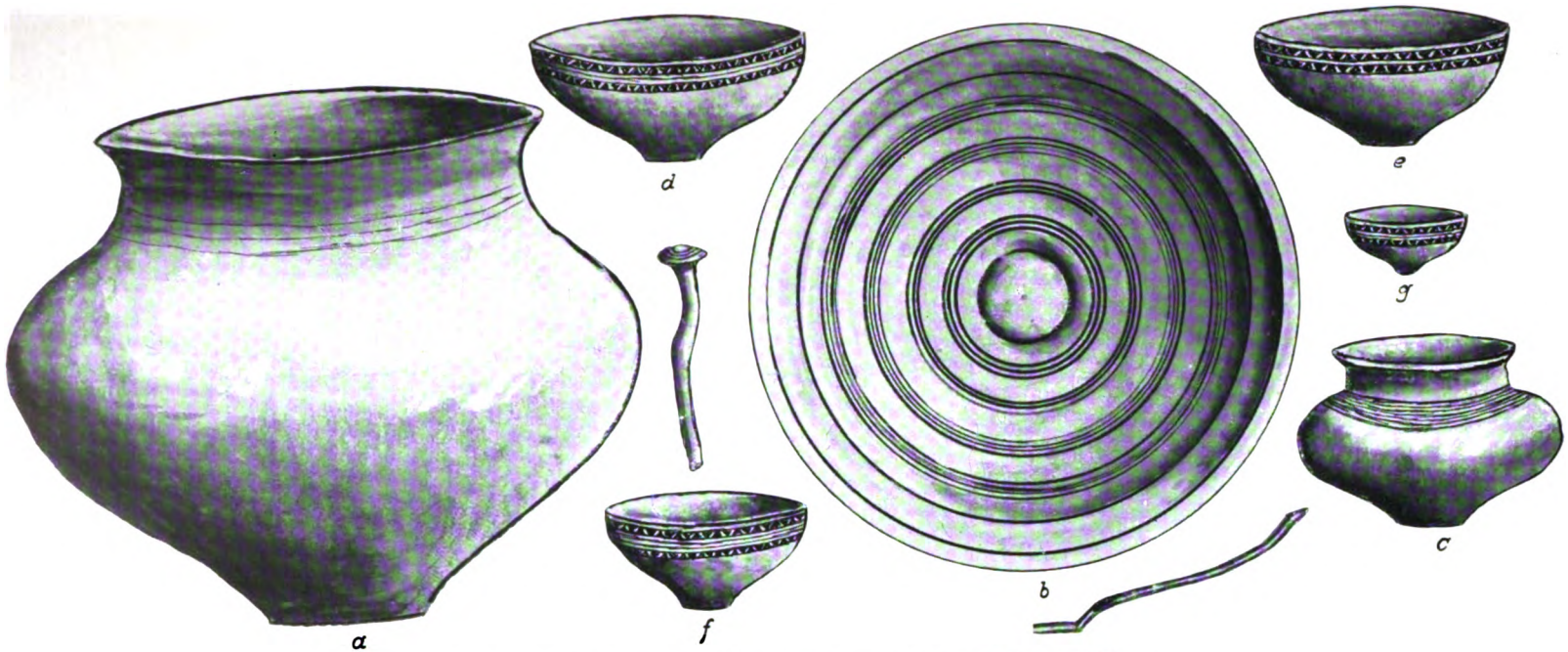
Verzierte Schalen und Randstück aus verschiedenen Gräbern.

a aus Grab 4, b und d aus Grab 15, c aus Grab 24, e aus Grab 36, g aus Grab 53, f Randstück in der Nähe eines Grabes gefunden in natürlicher Größe.

a, b, c, d, e und g in 1/5 natürlicher Größe.

Digitized by Google

Digitized by Google



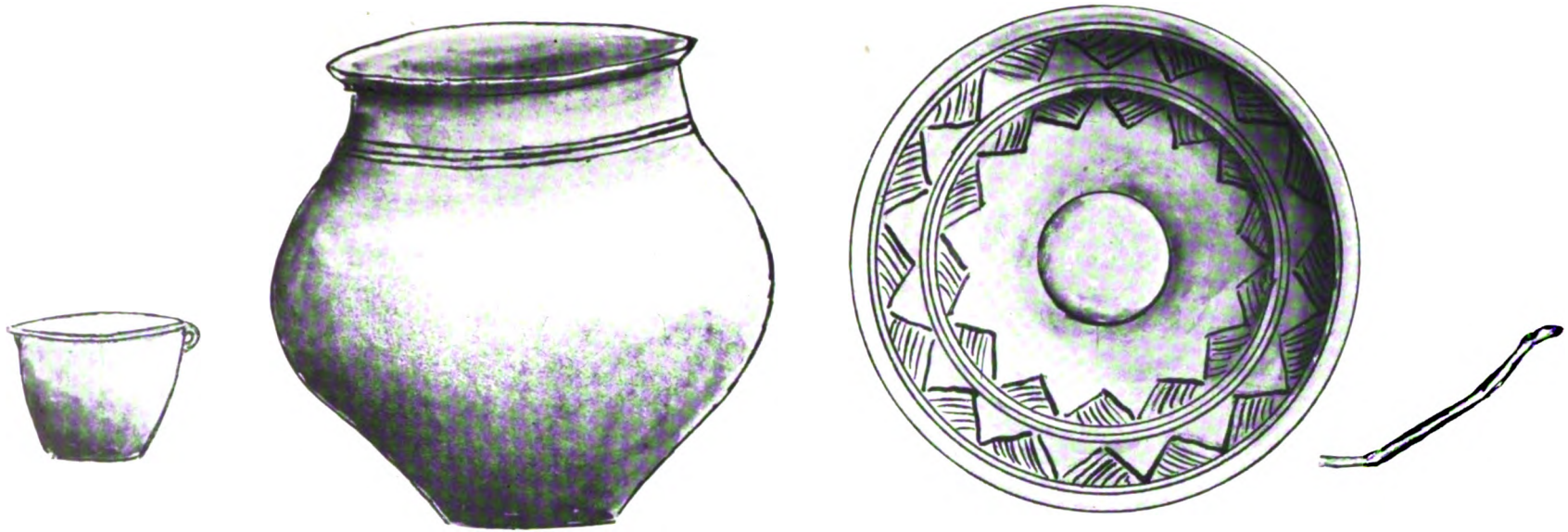
Grab 46. Etwa 1/6 natürlicher Größe. Nadel 3/4 natürlicher Größe.

Peter Hörter, Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Gering, Kreis Manen, Rheinland.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

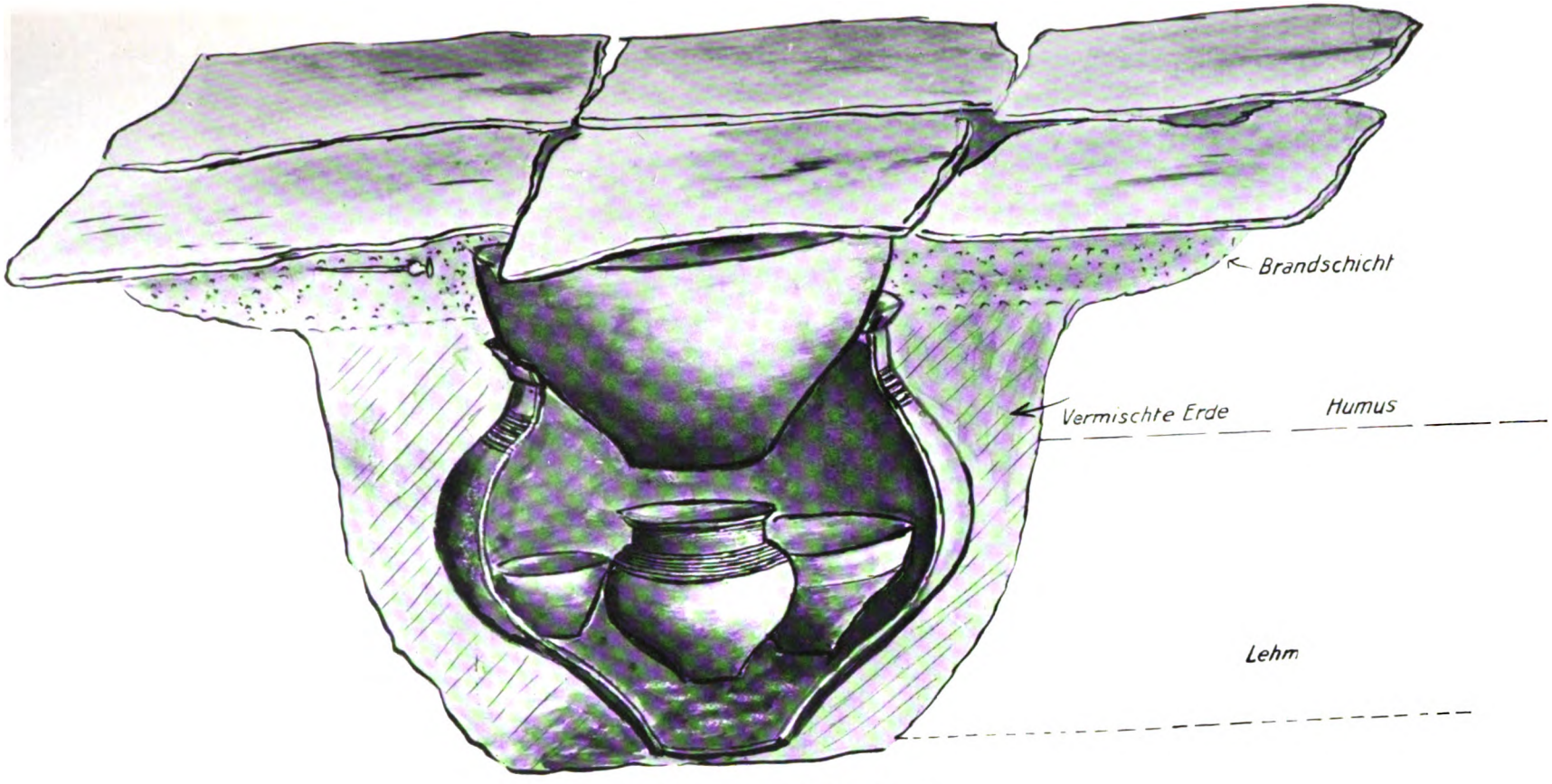
Digitized by Google



Grab 49. 1/5 natürlicher Größe.

Digitized by Google

Digitized by Google

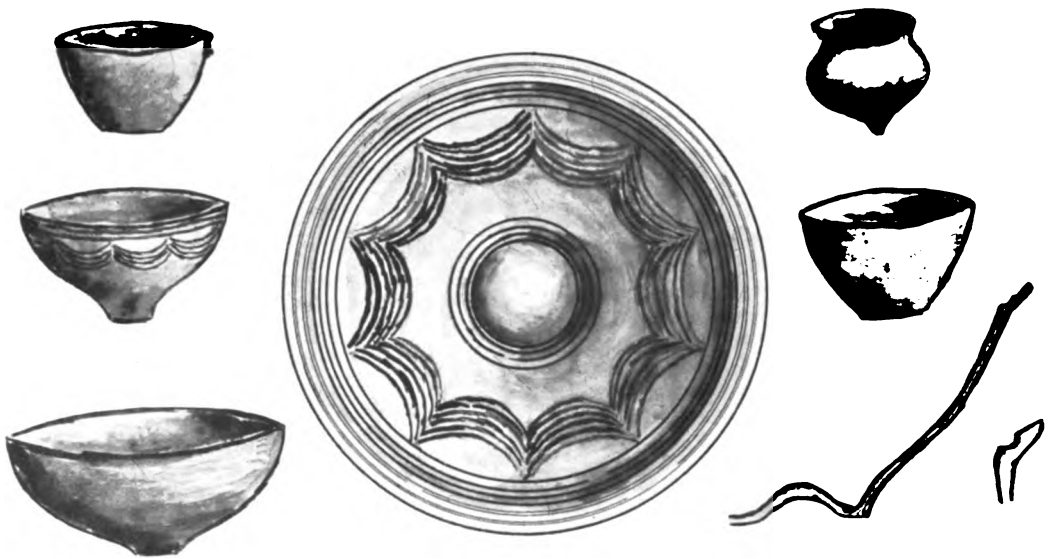


Grab 52. 1/5 natürlicher Größe.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google



Grab 55. 1/5 natürlicher Größe.

Peter Hörter, Ein Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit bei Gering, Kreis Mayen, Rheinland.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Gräberfeld in Wilhelmshöhe bei Usch, Provinz Posen.

Von Amtsgerichtsrat M. Tummeley, Freienwalde a. O.,
und Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Mit 4 Tafeln (XXVI—XXIX).

Vor bald drei Jahren erhielt ich von Herrn Amtsgerichtsrat Tummeley, damals in Arnswalde, 27 Tafeln mit Aufnahmen von Urnen und Beigaben, die aus dem großen Urnengräberfelde von Wilhelmshöhe, Kr. Kolmar in Posen, stammen und sich in seinem Besitze befinden. Da die Aufnahmen durchweg recht gelungen sind und unter den mehr als 70 Tongefäßen sich verhältnismäßig viele befinden, die nicht gerade zu den alltäglichsten Erscheinungen der illyrischen Urnengräber Ostdeutschlands gehören, so behielt ich mir für gute Gelegenheit eine Veröffentlichung einer Auswahl der Abbildungen vor.

Der diesjährige Ausflug des Berliner Zweiges unserer Gesellschaft, der sich nach dem Besuche von Messingwerk und der Besichtigung des Goldfundes der Stadt Freienwalde zuwandte, bot Gelegenheit, die Urstücke zu jenen Abbildungen in der Behausung des Herrn Tummeley zu sehen, und gab dadurch neue Anregung, ihnen eine kleine Veröffentlichung im Mannus zu widmen.

Sie entstammen den Ausgrabungen, die Herr Tummeley während seines Sommerurlaubs in den Jahren 1908—1910 auf dem Gute seines Schwiegervaters systematisch ausführte, wobei er den ganzen Boden gleichmäßig fortschreitend umgrub, während andere vor ihm an verschiedenen Stellen „gänzlich planlos gewühlt", also richtigen Raubbau getrieben hatten.

Leider war aber auch Herr Tummeley zunächst ohne jede Erfahrung und Anleitung und trat, wie er mir schrieb, als „krasser Anfänger" an seine Aufgabe heran. Es wurde weder ein Plan des Feldes oder eine Kartierung der ausgebeuteten Gräber angelegt, noch die Ausbeute jedes Grabes irgendwie aufgezeichnet oder durch Bezeichnungen an den Stücken

Digitized by Google

selbst zusammengehalten, so daß über die etwa 300 Gefäße, die bei diesen Ausgrabungen zutage gefördert wurden, nicht die geringste sichere Fundangabe gemacht werden kann.

Doch konnte mir Herr Tummeley wenigstens eine sehr dankenswerte Sammlung von allgemeinen Beobachtungen übermitteln, die ich mit einigen Änderungen im folgenden abdrucke.

Herr Tummeley sagte mir damals zu, daß er von 1911 ab die Ausgrabungen möglichst nach den allerdringendsten Erfordernissen der Wissenschaft einrichten wollte.

Es ist dies das letzte Jahr gewesen, in dem Herr Tummeley in Wilhelmshöhe gegraben hat, denn in diesem Jahre hat sein Schwiegervater das Gut verkauft. Wesentlich Neues hat diese letzte Ausgrabung nicht zutage gefördert. Doch hat mir Herr Tummeley neuerdings eine kleine von ihm damals angefertigte Skizze der Lage des Gräberfeldes gezeigt, aus der hervorgeht, daß das Gräberfeld, wie einige von ihm vorgenommene Stichproben ergeben haben, nach mehreren Seiten hin sich noch ziemlich weit fortzusetzen scheint.

Tief bedauerlich ist es daher, daß dem jetzigen Besitzer von Wilhelmshöhe jegliches Verständnis für unsere Wissenschaft und für die Pflichten, die sie ihm als Inhaber eines so bedeutenden Gräberfeldes auferlegt, zu fehlen scheint und nun hier einer „wilden Buddelei Tür und Tor geöffnet ist". Wieder ein Fall, wo das Fehlen des Ausgrabungsgesetzes aufs schmerzlichste vermißt wird.

Herr Tummeley hat die schönen, charakteristischen und gut erhaltenen Gefäße — wie schon bemerkt, etwa 70 — mit einem Teile der Beigaben für sich zurückbehalten, die ganze übrige Ausbeute von Wilhelmshöhe aber im Jahre 1911 dem Kaiser-Friedrich-Museum in Posen überwiesen.

Ich füge noch hinzu, daß mir in diesen Tagen durch Herrn Schulrat Dr. Kaphuhn, dem jetzigen Vorsteher der Graudenzer städtischen Sammlung, photographische Abbildungen einer Anzahl von Gefäßen aus Wilhelmshöhe zugegangen sind. Die Gefäße sind nach der Angabe desjenigen, der sie der Graudenzer Sammlung überwiesen hat, einem Steinkistengrabe entnommen worden — was aber nicht glaublich erscheint. Denn Steinkistengräber dieser Gegend gehören durchweg der frühesten Eisenzeit und zwar der ostgermanischen Kultur der Gesichtsurnengräber an.

Eine weitere Ausbeute aus Wilhelmshöhe habe ich in der Sammlung unseres Mitgliedes Herrn Schulinspektor Dr. Wilcke in Zeitz gesehen.

Was die Zeit des Gräberfeldes anlangt, so gehört es offenkundig in die jüngste Bronzezeit, ich möchte sagen in das Ende der Periode IV und den Beginn der Periode V, also etwa in die Zeit von 1100—900 vor Chr.

G. K.

Digitized by Google

Das Gräberfeld von Wilhelmshöhe liegt auf der Flur des gleichnamigen Gutes, etwa 1000 m östlich vom Gehöft, 300 m südlich der Netze, bei Usch, Kr. Kolmar i. P., Reg.-Bez. Bromberg. Es wurde etwa 1895 von stubbenrodendem Arbeiter entdeckt. Freigelegt waren bis 1910 etwa 600 Gräber, sicher der kleinere Teil des Gräberfeldes, denn 70 m nordwestlich und 20 m südöstlich von ihnen sind noch Grabstellen festgestellt worden.

Es ist ein Flachgräberfeld und als solches ebenso wenig wie die einzelnen Gräber von außen erkennbar.

Der größere Teil des freigelegten Fundes ist gleichmäßig weicher Sand, der wohl nie Baum oder Frucht getragen hat, so daß das Graben leicht ist. Nach Südosten zu ist der Erdboden kiesig und hart, auch mit etwa 15jähriger Kiefernschonung bestanden, was das Graben sehr beschwerlich macht.

Die Urne, worunter im Gegensatze zu den Beigefäßen nur die Knochenbehälter verstanden werden sollen, stehen 60—80 cm unter der Erdoberfläche. In einer Tiefe von 80 cm verläuft fast überall eine Kiesschicht, in der nie Urnen gefunden wurden. Die Gräber sind ziemlich regelmäßig eine Spatenlänge voneinander entfernt. Im übrigen konnte eine Regelmäßigkeit in der Anordnung (Reihen usw.) nicht festgestellt werden.

Der Bau der Gräber ist verschieden.

Meist findet sich die Urne mit ihren Beigefäßen in reinem Sande und Steine fehlen gänzlich. In ihrer nächsten Umgebung ist der Sand häufig schwarz gefärbt, wohl von der Asche, die nach Aushebung der Grube hineingeschüttet wurde, jetzt aber völlig vergangen ist; nur selten finden sich verkohlte Holzstückchen. Häufig stehen die Urnen auch in ungefärbtem Sande. Diese Urnen o h n e Steinpackung stehen meist tiefer als die m i t solcher und sind mit ihren Beigefäßen in der Regel unversehrt.

Ein anderer Teil der Urnen ist mit Feldsteinen von Faust- bis Kopfgröße und darüber bedeckt. Niemals ist die Gruft mit Steinen in gleicher Höhe mit der Urne ausgesetzt; die Steine liegen ü b e r der Urne und dieser häufig so nahe, daß sie von ihnen zerdrückt ist. Die Anzahl der Steine ist ganz verschieden, 6—8, selten 20—30.

Beide Gräberformen finden sich bunt durcheinander.

Selten steht die Urne auf einem flachen Stein.

Die größeren Urnen stehen fast nie allein; sie sind meist umgeben von einem Kranze von Beigefäßen, bis zu 12, die sie fast berühren. Die kleineren, augenscheinlich den Leichenbrand von Kindern enthaltenden, stehen meist einzeln, doch finden sich auch hier bezeichnende Beigaben (z. B. in einem Grabe ein Henkeltöpfchen, ein Henkelschälchen und eine doppelkonische Tonklapper).

Die Urnen sind mit dem Leichenbrand manchmal bis zum Rande gefüllt, manchmal besteht der obere Inhalt nur aus Sand. Die Knochen sind nach Verbrennung der Leiche sorgfältig aus der Asche gelesen und wohl meist

Digitized by Google

noch zerkleinert worden; denn sie haben in der Regel eine Länge von 5, selten bis zu 15 cm. Einmal fand sich ein ganzer Unterkiefer eines etwa 8 Jahre alten Kindes mit fast allen Zähnen.

Zweifellos ist der Leichenbrand unvermischt in die Urne gelegt worden, wenn er auch jetzt mit Sand vermengt ist. Der in der Urne befindliche Sand ist stets ungefärbt und niemals schwarz wie häufig die seitliche Umgebung der Urne. Der über der Urne lagernde ungefärbte Sand muß nach Zerdrückung der die Urne bedeckenden Schale im Laufe der Jahrtausende in die Urne zwischen die Knochen gesickert sein, so daß er nunmehr die Zwischenräume zwischen den jetzt weißen Knochen völlig ausfüllt. Bestätigt wird diese Ansicht durch das Auffinden einer Kinderurne, die durch eine unversehrte Schale fest verschlossen war und sich wiederum in einem größeren Gefäße befand. Zwischen den vom Feuer gebräunten Knochen befand sich auch nicht ein Körnchen Sand oder Asche.

In die größeren Urnen sind die Knochen meist in der Weise hineingelegt, daß die Schädelknochen, häufig von der Größe eines Handtellers, oben liegen.

Die Urnen sind regelmäßig zugedeckt mit einer ziemlich großen, den Rand der Urnen weit überragenden Schale, die stets zerbrochen ist. Eigens für die Urne bestimmte, genau passende Deckel kommen nicht vor.

In jedem Grabe befindet sich nur eine Urne.

Die meisten Urnen haben die Gestalt wie die auf Tafel XXVI, Nr. 1 wiedergegebenen, doch finden sich auch zahlreiche wie Tafel XXVIII, Nr. 27; letztere sind meist zerbrochen.

Leichenbrand von Kindern ist gelegentlich in Gefäßen enthalten, deren kugeliger Bauch mit schräg abwärts gerichteten, welligen Rippen bedeckt ist, doch ist der Hals dann sorgfältig abgebrochen.

Die Farbe der Urnen sowie der Beigefäße ist sehr verschieden, ziegelrot wie bei Taf. XXVI, Nr. 5, gelblich wie Taf. XXVI, Nr. 3, schwärzlich (Taf. XXVII, Nr. 5), schwarz, glänzend schwarz.

Bemalte Urnen kommen nicht vor. Anscheinend mit Graphit glänzend gemacht ist eine Scherbe. Wie durch Schmauchfeuer angeblakte Gefäße (Taf. XXVII, Nr. 1) sind nicht selten.

Die Verzierungen der Urnen und Beigefäße bestehen meist in Strichen wie bei Taf. XXVI, 1; XXVII, 5. 8 usw., oder Punkten wie bei Taf. XXVI, 3. 4. Zweimal fand sich ein Kreuz, das eine Mal auf dem äußeren Boden einer Schale, das andere Mal auf dem inneren Boden einer solchen. Ineinandergreifende Dreiecksgruppen wie bei Taf. XXVI, 4; XXIX, 2 sind nicht selten, wenig sorgfältig sind sie bei Taf. XXVI, 2.

Nur ein einziges Mal fand sich die Darstellung von Tieren (Taf. XXVII, 1) und das Tannenzweigmuster, letzteres auf dem hohen Fuß eines Pokals. Nageleindrücke (Taf. XXVII, 4) sind sehr selten. Nicht oft kommt vor die Strichverzierung. Sogenannte „falsche Gesichtsurnen" fehlen.

Digitized by Google

Sehr häufig dagegen ist die Buckelverzierung. Sie findet sich nur an Beigefäßen. Die stets nur schwach entwickelten, häufig sogar nur angedeuteten Buckel sind niemals durch Ausdrücken von innen nach außen hergestellt, sondern entweder von außen angesetzt, oder von außen geformt. Von der Innenseite aus ist der Buckel niemals bemerkbar.

Die halbkreisförmigen, nach unten offenen Wülste, die die Buckel umgeben, sind ebenso gebildet. Striche statt der Wülste kommen sehr selten vor. Buckel finden sich nie mehr als vier an einem Gefäß.

Beigefäße hat eine Urne bis 12 an der Zahl. Sie stehen durchgehends mit der Öffnung nach unten und können daher wohl kaum Eßwaren enthalten haben. Nur einmal fand sich ein aufrecht stehendes Beigefäß, das mit einer unversehrten Schale fest zugedeckt war und nicht den geringsten Inhalt hatte.

Unter den Beigefäßen und sonstigen tönernen Beigaben finden sich als Seltenheiten:

1. Die Schale Taf. XXIX, 1. Der Fuß war abgebrochen und lag ein Stück entfernt.
2. Drei Vogelgestalten, Taf. XXVII, 3. 6.
3. Der „Stiefel" Taf. XXVI, 7.
4. Die Lampe in Tiergestalt (?) (Taf. XXVII, 2), deren Fuß fehlt.

Kinderklappern kommen häufig vor, Spinnwirtel nur zweimal.

Andere Beigaben sind sehr spärlich.

Niemals finden sich Stein-Hämmer oder -Beile, selten kleinere Messer oder andere Feuersteinsplitter, die Bearbeitung erkennen lassen wie z. B. Nr. 5—8 auf Tafel XXIX rechts unten. Sie liegen nie in den Urnen, sondern frei im Sande in ihrer Nähe.

In einer (zerbrochenen) Urne fanden sich etwa 100 durchbohrte Bernsteinperlen mit 4½ mm Durchmesser (Nr. 4 Taf. XXIX rechts oben).

An eisernen Gegenständen wurden, soweit bekannt, einzig und allein die beiden Nadeln Nr. 5 und 6 auf Tafel XXVIII gefunden, die in einer Urne lagen, und etwa 30 m davon entfernt ein faustgroßes Stück Eisenschlacke, das in einer außergewöhnlich ausgedehnten kohlengeschwärzten Sandschicht (Ustrine?) zusammen mit auffallend vielen Scherben lag.

Die übrigen auf Tafel XXVIII und XXIX dargestellten Gegenstände sind aus Bronze. Rasiermesser und Knopfsichel (Taf. XXIX) kamen nur einmal vor, die neun Pfeilspitzen (Taf. XXIX, 7—15) stammen aus einer Urne.

Die Bronzebeigaben lagen nur in Urnen (mit Ausnahme einer Nadel, die frei im Sande steckte), und zwar oben auf den Knochen unmittelbar unter dem Deckel oder ziemlich genau in der Mitte der Knochen.

Die Sachen sind offensichtlich Schmuck- oder Toiletten-Gegenstände (Ringe, Armbänder, Nadeln) oder seltener Gebrauchsgegenstände (Knöpfe, Angelhaken, Pfeilspitzen).

Digitized by Google

Es iſt nicht erfindlich, nach welchen Grundſätzen Bronzeſachen dem Leichenbrand beigegeben wurden. Gerade in großen, wohlgebildeten Urnen mit einer Fülle ſchöner Beigefäße fehlen häufig Bronzebeigaben, während in unſcheinbaren, faſt allein ſtehenden Urnen ſich verhältnismäßig bedeutende Bronzebeigaben fanden. Eine Ausnahme machte die Urne, die die Pfeilſpitzen Tafel XXIX enthielt; ſie war mit der außergewöhnlich großen Zahl von etwa 25 Steinen von der Größe eines Kopfes und darüber bedeckt und ließ die ſterblichen Reſte eines Hervorragenden vermuten.

Regel iſt das Fehlen der Bronzebeigaben. Mehrere Bronzeſtücke in einer Urne ſind nicht häufig. Manchmal findet ſich nur ein durch Feuer beſchädigter Bruchteil eines Ringes.

Während manche Gefäße überraſchend hohes Kunſtgefühl verraten, ſind die Bronze-Beigaben mit Ausnahme etwa des in Spiralen endigenden Fingerringes, Taf. XXVIII, 25, als recht einfach und ſchmucklos zu bezeichnen.

Erwähnt ſei ſchließlich, daß im Gräberfelde eine gleichmäßig mit Feldſteinen ausgeſetzte, mindeſtens 1½ m tiefe, mit reinem Ton gefüllte, faſt runde Grube gefunden wurde. Die Feldſteine ſind mit Ton an Stelle des Mörtels verbunden. Es macht den Eindruck, als ſei die Grube der Aufbewahrungsort für den in der Umgegend wenig vorkommenden Ton geweſen, aus dem die Gefäße hergeſtellt werden ſollten. Die Tiefe der Grube iſt noch nicht genau feſtgeſtellt und ihre Umgebung noch nicht völlig freigelegt worden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine unbeachtet gebliebene Hausurne von Zwintschöna, Saalkreis, Provinz Sachsen.

Von Georg Krüger, Halle a. S.

Mit 1 Abbildung im Text, 1 Tafel und 1 Karte (Taf. XXX, XXXI).

Die lange Typenreihe des vorgeschichtlichen Tongeschirrs wird nur selten durch Erscheinungen unterbrochen, die mehr als die gewöhnlichen Abwandlungen und Spielarten des jeweiligen Geschmacks bedeuten. Merkwürdigerweise treten die beiden auffälligsten Erzeugnisse solcher Abweichungen fast gleichzeitig auf, nämlich die Gesichtsurnen im Osten und die Hausurnen vorwiegend im mittleren Teile Deutschlands. Gerade diese besonderen Formen haben um die beiden Gefäßgruppen, zumal die Hausurnen, eine reiche Literatur entstehen lassen und leider auch vielfach zu unwissenschaftlicher Betrachtungsweise Anlaß gegeben. Unglücklicherweise fällt das Auftreten der beiden Gefäßarten in die früheste Eisenzeit, die uns an sich schon eine Fülle von Schwierigkeiten chronologischer, ethnologischer und neuerdings auch klimatologischer [1]) Art entgegenstellt. So besitzen wir denn von diesen Gefäßen bisher nur eine große Anzahl von Veröffentlichungen und nur wenige Versuche von geschlossenen Bearbeitungen. Für die Hausurnen sind wir verhältnismäßig noch in günstiger Lage, da ihre Zahl leicht zu übersehen ist. Ich vermag ihnen im folgenden ein bisher unbekannt gebliebenes Exemplar anzureihen, das durch seinen Fundort von Bedeutung ist [2]).

Bei der Aufnahme der alten Bestände des Provinzial-Museums zu Halle a. S. fand sich das beträchtliche Bruchstück einer Hausurne. Das Gefäß wurde im Jahre 1885 mit einer Anzahl anderer Gefäße in einer Kiesgrube bei Zwintschöna (Saalkreis, 5 km südöstlich von Halle a. S.) in der Tiefe von

---

[1]) Vgl. Mannus IV, S. 419 und 426.

[2]) Für die Erlaubnis der Veröffentlichung sage ich Herrn Museumsdirektor Dr. Hahne auch hier meinen besten Dank.

Digitized by Google

1 m ausgegraben. Im Jahre 1887 wurden diese Funde aus Privatbesitz dem Museum überwiesen. Leider sind sowohl die nähere Fundstelle, als auch die Fundumstände, also auch die Grabform, unbekannt.

Die Hausurne (Nr. 4231 des Provinzial-Museums, Taf. XXX Abb. 1) ist nicht vollständig erhalten. Der Boden und der obere Teil des Gefäßes fehlen. Dennoch ist besonders von der hinteren Wandung genug erhalten, um mit ziemlicher Bestimmtheit sagen zu können, daß die Urne oben rundlich geschlossen war und kein besonderes Dach trug. Die Gestalt des Gefäßes dürfte also eiförmig gewesen sein. Von dem annähernd kreisförmigen Boden ist nur ein schmaler Streifen erhalten, der an der Wandung haftet. Die Bruchstellen lassen deutlich erkennen, daß der Boden aus einer besonderen Tonscheibe hergestellt war, die an das Gefäß angesetzt wurde. Diese Technik ist verbreitet gewesen, da sie sich z. B. an den Gefäßen Abb. 2 u. 4 dieses Fundes, wie auch u. a. sehr deutlich an einem der illyrischen Kultur (Periode IV) angehörigen Gefäß von Schköna (Kr. Bitterfeld) beobachten läßt[1]). Die Tür befand sich am oberen Teile der Urne. Von ihrer Umrahmung, die wie bei vielen Hausurnen aus einer besonderen Leiste zur Aufnahme des Türeinsatzes bestand, ist der untere Teil (7 cm breit) und die beiden unteren Enden der Seitenstücke erhalten. Die Leiste selbst ist 1 cm breit. Auf beiden Seiten von dem Türrahmen sieht man deutlich die Ansatzstellen für die Ösen, die den Stabriegel halten sollten. Dieser und die Tür selbst fehlen. Auch wenn man sich den Boden ergänzt, so ist die Tür doch etwas schief in die Urne eingeschnitten. Wie bei den meisten Hausurnen war die Tür offenbar ein abgerundetes Viereck. Die größte Höhe des Urnenrestes beträgt 21,5 cm, der größte Durchmesser 21,5 cm, und der Bodendurchmesser dürfte 13,5 cm gewesen sein. Die Grundfarbe ist braun mit helleren und dunkleren Flecken. Der Ton ist wie üblich mit kleinen Steinchen gemischt. Die Urne wird wahrscheinlich Leichenbrand enthalten haben, doch ist dieser verloren gegangen.

Außer der Hausurne wurden sechs andere Gefäße von dieser Fundstelle dem Museum überwiesen. Zunächst zwei einander sehr ähnliche Grabgefäße (Abb. 2 und 3), die noch Leichenbrand enthalten. Die Form ist der aus den früheisenzeitlichen Grabfunden des Hausurnengebietes allgemein bekannte, von Höfer[2]) „birnenförmig" genannte Typus: konischer Unterteil; auf der mehr oder minder nach innen gewölbten Schulter erhebt sich der geradlinige, leicht nach innen geneigte Hals. Die sehr runde Umbiegung an der Schulter und der kurze Hals geben unseren beiden Urnen ein bauchiges, etwas schwerfälliges Aussehen. Die Arbeit an beiden Gefäßen ist gleichmäßig und gut.

---

[1]) Vgl. Ed. Krause, Zeitschr. f. Ethnol. 1902 S. (413). Der Rand des Bodens wurde außen etwas an der Wandung in die Höhe und der untere, innere Teil der Wand breit auf die Bodenfläche gedrückt.

[2]) Zeitschr. d. Harzvereins 1898, S. 260.

Digitized by Google

Die Urne Abb. 3 (Nr. 4229 d. Prov.-Mus.) ist zum Teil aus Scherben zusammengesetzt und mit Gips ergänzt. Die Höhe beträgt 16,4 cm, der Mündungsdurchmesser 15,5 cm, der größte Durchmesser 21,5 cm, der Bodendurchmesser 11,5 cm. Die Farbe ist schmutziges, fleckiges Braun. Bei der zweiten Urne Abb. 2 (Nr. 4228 d. Prov.-Mus.) ist der Hals noch etwas mehr nach innen geneigt, als bei dem ersten Stück. Das Gefäß ist ausgezeichnet erhalten. Die Höhe beträgt 17,5 cm, der Mündungsdurchmesser 14,5 cm, der größte Durchmesser 21,8 cm, der Bodendurchmesser 11,2 cm. Die Farbe ist ebenfalls braun mit dunkleren Flecken. Beide Gefäße sind geglättet.

Die übrigen Gefäße sind: Ein kugeliger Topf Abb. 4 (Nr. 4227 d. Prov.-Mus.) mit großer Standfläche. Das Gefäß ist ungegliedert, der Rand nach innen geneigt. Die Oberfläche ist schlecht geglättet, nachträglich jedoch durch Fingernagelkerben, die in schrägen Reihen angeordnet sind, gerauht. Das Gefäß ist heil außer an einer Stelle am Rande. Die Höhe beträgt 17,5 cm, der Mündungsdurchmesser 15 cm, der größte Durchmesser 20,5 cm, der Bodendurchmesser 11,5 cm. Die Farbe ist schmutzigbraun mit dunklen Flecken. Ferner ist von diesem Fundort vorhanden ein großes, becherartiges Gefäß Abb. 5 (Nr. 4234 d. Prov.-Mus.) mit konischem Unterteil, der an der Schulter leicht eingezogen ist. Auf der Schulter sitzt ein etwas nach außen geneigter, also trichterförmiger Hals. Am Bauche befinden sich dicht unter der Schulter nebeneinander zwei senkrechte, längliche Griffwarzen. Das Gefäß ist nur an einer Stelle des Randes etwas ergänzt, sonst gut erhalten. Die Maße sind: Höhe 15,5 cm, Mündungsdurchmesser 19,5 cm, Bodendurchmesser 9,5 cm. Die Außenseite ist sehr gut geglättet, die Farbe dunkelbraun mit schwärzlichen Flecken.

Endlich sind noch zwei kleinere Gefäße vorhanden, die man nach Analogien in Gräberfeldern derselben Zeit als Beigefäße ansehen muß. Erstens ein Gefäß Abb. 6 (Nr. 4230 d. Prov.-Mus.) mit konischem Unterteil, ausgebauchter Schulter und steilem Hals, ein Typus, den Höfer [1]) mit Recht dem der großen Graburnen (Abb. 2 und 3) vergleicht. Unser Gefäß besaß einen Henkel, der an Schulter und Rand angesetzt war. Die Oberfläche ist sehr gut geglättet, glänzend schwarz mit einigen helleren Flecken. Die Höhe beträgt 12,5 cm, der Mündungsdurchmesser 13,5 cm, der größte Durchmesser 16,5 cm, der Bodendurchmesser 8,5 cm. Das sechste Gefäß ist eine kleine Tasse Abb. 7 (Nr. 4232 d. Prov.-Mus.). Da die ganze eine Seite ergänzt ist, so ist es nicht möglich, anzugeben, ob das Gefäß einen Henkel besaß; es ist jedoch wahrscheinlich. Die Oberfläche ist ziemlich rauh, die Farbe hellbraun. Die Maße sind: Höhe 6,5 cm, Mündungsdurchmesser 7 cm, größter Durchmesser 8 cm, Bodendurchmesser 4,8 cm.

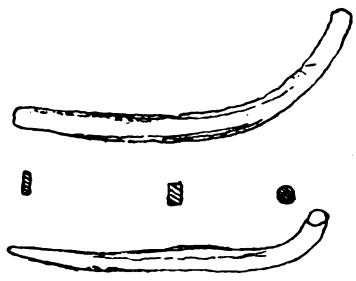
Vermutlich aus einer der Urnen befindet sich bei dem Funde ein 5,1 cm langes Stück Bronzedraht (Text-Abb.; Nr. 4233 d. Prov.-Mus.), das leicht ge-

[1]) Zeitschr. d. Harzvereins 1898, S. 261.

Digitized by Google

bogen ist. Das eine Ende ist vierkantig, breit gehämmert und leicht zugespitzt. Das andere ist von rundem Querschnitt (Durchmesser 0,3 cm) und zeigt eine Bruchfläche. Nach diesem Erhaltungszustande muß eine nähere Bestimmung als Nadel oder anderes unterbleiben[1]).

Unterziehen wir die vorgeführten Gefäße einer näheren Betrachtung, so ist zunächst die Hausurne von Wichtigkeit. Ihrer Form nach schließt sie sich den Urnen „mit Runddach und ohne Wandung“ [2]) an. Ihre nächsten Verwandten sind die Urnen von Burg-Kemnitz (Kr. Bitterfeld), Groß-Kühnau (Kr. Dessau, Anhalt), Unseburg (Kr. Wanzleben), Seddin (Kr. Westprignitz), Robbedale bei Rönne (Bornholm) und aus dem Kirchspiel Nylarsker (Bornholm). Ihre Zugehörigkeit zum früheisenzeitlichen Hausurnenkreis kann also schon rein äußerlich der Form nach nicht zweifelhaft sein, wird aber durch das Vorhandensein der übrigen beschriebenen Gefäße noch gesichert. Wie oben erwähnt, sind allerdings über die näheren Fundumstände der Urnen Einzelheiten nicht bekannt. Wir wissen also auch nicht, ob überhaupt und welche Gefäße des Fundes mit der Hausurne unmittelbar zusammen ausgegraben worden sind. Wir bemerkten aber bereits, daß die beiden Grabgefäße Abb. 2 und 3 zum gewöhnlichen Inventar ähnlicher Gräberfelder, die auch Hausurnen ergeben haben, gehören. Unsere Gefäße zeichnen sich dadurch aus, daß sie den „birnenförmigen“ Typus Höfers in besonders harten Formen aufweisen. Man kann ihnen in ähnlich scharfer Ausprägung die Exemplare von Hoym (Kr. Ballenstedt, Anhalt) [3]), Wilsleben (Kr. Aschersleben) [4]), Lauseacker bei Wilsleben [5]), Schwanebeck (Kr. Oschersleben) [6]), Minsleben (Kr. Wernigerode) [7]), Hettstedt (Mansfelder Seekr.) [8]) entgegenstellen. Gewöhnlich ist die Form solcher Gefäße aber weicher, besonders ist der Übergang von der



Zwintschöna, Saalkreis: Bronze. 1/1.

[1]) Vielleicht ist es der Rest des Lochstabes der Hausurne? Kossinna.

[2]) W. Schulz: Das germanische Haus . . . Mannusbibliothek XI, S. 61. Die Urne ist dort schon angeführt.

[3]) Höfer, Zeitschr. d. Harzvereins 1898, S. 259—61, Tafel II, 17, III, 19.

[4]) Becker, Zeitschr. d. Harzvereins 1888, S. 227 ff., Abb. 12.

[5]) Becker: ebenda Abb. 15. Von dort die Königsauer Hausurne.

[6]) Höfer: Zeitschr. d. Harzvereins 1900, Tafel II, 6. Das Gefäß hat allerdings zwei Ösen, doch rechnet Höfer, Zeitschr. d. Harzvereins 1898, S. 261, ein gleiches Gefäß von Eilsdorf zu diesem Typus.

[7]) Friedrich: Beiträge z. Altertumsforschung der Grafschaft Wernigerode. V. Tafel I, 1, 7.

[8]) Größler, Jahresschrift f. d. Vorgeschichte d. sächs.-thür. Länder I, 229, Tafel XXIV, pl. 6.

Digitized by Google

Schulter zum Halse nicht so eckig, sondern ausgeglichen und unscharf. Rein typologisch dürfte man daher unsere Gefäße für ziemlich alte Formen halten, was dadurch noch gestützt wird, daß sich die unschärfere Abart zuweilen mit sicher jüngeren Gegenständen dieser Zeit gemeinsam findet (Halle a. S. Klosterstraße[1]); Burgscheidungen, Kr. Querfurt[2])). Ein sehr entwickeltes, schon etwas verändertes Stück dieses Typus von Pforta (Kr. Naumburg) setzt Wahle[3]) an das Ende der VI. Periode.

Ebenso verbreitet und sehr charakteristisch ist das große Beigefäß. Es läßt sich auf fast allen früheisenzeitlichen Grabfeldern des Mansfeldischen, des Vorharzgebietes und auch noch nördlicher nachweisen. Das kleine Töpfchen Abb. 7 kann man ebenfalls ziemlich häufig wiederfinden. Meist sind diese Täßchen gehenkelt.

Während also diese Gefäße der zeitlichen und kulturellen Einordnung keine Schwierigkeiten bereiten, so liegen die Verhältnisse bei den beiden anderen Urnen etwas ungünstiger. Für das kugelige Gefäß mit großer Standfläche (Abb. 4) vermag ich als nächste Parallele nur einen etwas niedrigeren, als Deckel benutzten Topf von Schenkenberg (Kr. Delitzsch)[4]) anzuführen, der der ersten Schicht dieses Gräberfeldes angehört (Periode V)[5]). Sogar die Verzierung oder Rauhung durch Fingernagelkerbe ist die gleiche. Als zweites Parallelstück kommt in Betracht ein Gefäß der frühen Eisenzeit von Walternienburg (Kr. Jerichow I)[6]). Vergleichsstücke für das becherartige Gefäß (Abb. 5) bietet erst die frühe Latènezeit in Funden von Körbelitz (Kreis Jerichow I)[7]), Schmetzdorf (Kr. Jerichow II)[8]), Schlemmin b. Lübz (Mecklenburg-Schwerin)[9]).

Es bleibt uns jetzt noch die zeitliche Bestimmung des Fundes und die Würdigung in ethnologischer Beziehung übrig. Wir sahen, daß die Hausurne, die beiden „birnenförmigen" Urnen und die beiden Beigefäße mit Sicherheit den Gräberfeldern der frühen Eisenzeit zeitlich gleichzusetzen sind, während

---

[1]) Wahle: Jahresschrift f. d. Vorgeschichte X, S. 121—22, Tafel XIV, 13—18.

[2]) Mitteilungen a. d. Prov.-Museum Halle a. S., II, 1900, S. 97—100, Tafel V, 17—24.

[3]) Jahresschrift f. d. Vorgeschichte X, S. 123, Tafel XIV, 19.

[4]) Wahle: Jahresschrift f. d. Vorgeschichte VIII, Tafel XVI, 23.

[5]) Trotz der Ähnlichkeit mancher Formen mit der jüngeren Lausitzer Keramik möchte Wahle (vgl. Jahresschrift X S. 136), allerdings unter Vorbehalt, diese Funde für germanisch ansehen. Vielleicht erhält seine Ansicht durch unser Gefäß in zweifellos germanischer Umgebung eine Stütze.

[6]) Reuß: Jahresschrift f. d. Vorgeschichte VIII, S. 226, Tafel XXII, 62/8.

[7]) Den Nachweis dieser im Magdeburger Museum befindlichen Stücke verdanke ich Herrn Museumsdirektor Dr. Hahne.

[8]) Busse: Latènegräberfeld bei Schmetzdorf, Mannus IV, Grab 6, 20, 36.

[9]) Beltz: Mecklenburger Jahrbuch 1906, S. 106/07. Tafel VI, Abb. 28, oder Vorgesch. Altert. Mecklenburgs, Tafel 51, Abb. 63.

Digitized by Google

die anderen Gefäße etwas jünger sein können. Da der Fund nicht geschlossen ist und vermutlich der Überrest einer Anzahl von Gräbern ist, so kann dieser Umstand nicht schwer für die Bestimmung ins Gewicht fallen, weil die Beisetzungen nacheinander erfolgt sein werden. Wahle[1]) glaubt, die ältesten Steinkistengräber des Vorharzgebietes um 1000 v. Chr. ansetzen zu dürfen. Sie ergaben Funde der V. Periode, die Kossinna[2]) etwa zwischen 1000 und 800 v. Chr. festlegte. Die Blütezeit der früheisenzeitlichen Gräberfelder und die meisten Hausurnen gehören jedoch in die VI. Periode. Hausurnen der V. Periode sind nur die skandinavischen[3]), und in Norddeutschland die Stücke von Seddin (Kr. Westprignitz)[4]), Klein-Gottschow (Kr. Westprignitz)[5]) und Kiekindemark (Mecklenburg-Schwerin)[6]). Demnach müssen wir unsere Hausurne ebenfalls in die VI. Periode, d. h. also etwa in das 8.—7. Jahrhundert v. Chr. setzen.

Ist nun die Hausurne von Zwintschöna weder ihrer Form noch ihrer Datierung nach von größerer Bedeutung für unsere Kenntnis der Vorzeit, so wird sie es durch ihren Fundort. Sie ist die südlichste aller bisher in Deutschland gefundenen Hausurnen. Polleben (Mansfelder Seekr.) und Burg-Kemnitz (Kr. Bitterfeld), bisher die südlichsten Fundorte von Hausurnen, liegen recht beträchtlich nordwestlich und nordöstlich von Zwintschöna. Sie ist auch die erste Hausurne aus dem Saalegebiet, das die bisherigen Funde in einem weiten Bogen umgingen. Diese Tatsachen sind in ethnologischer Beziehung von großer Wichtigkeit. Kossinna wies schon vor 18 Jahren die Hausurnen den Germanen zu. Die germanische Südgrenze am Schluß der Bronzezeit (Periode V) legte er fest auf die Orte: Quedlinburg, Aschersleben, Eisleben, Querfurt (Schmon), Merseburg (Schafstedt), Halle. Wenn nun auch schon eine ganze Reihe von Funden aus der VI. Periode[7]) die Anwesenheit der Germanen in dem so umrissenen Gebiete und sogar etwas südlicher andeutete, so ist doch der Fund einer Hausurne, eines so typischen Vertreters einer damals lebendigen, germanischen Vorstellung, ein unanfechtbarer Beweis für die Besiedlung des Landes durch Germanen. Gerade das Saalegebiet aber war damals oder wenig später gefährdet: In die VI. Periode fällt das Eindringen der Kelten. Kossinna[8]) sagt

---

[1]) Jahresschrift f. d. Vorgeschichte X, S. 91.

[2]) Herkunft der Germanen, Mannusbibliothek VI, S. 20, 27.

[3]) W. Schulz: Das germanische Haus . . . Mannusbibliothek XI, S. 60.

[4]) Zuletzt darüber: Götze: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kr. Westprignitz 1912, S. 38/39.

[5]) Quente: Prähistor. Zeitschr. 1912, S. 215/216; Götze: a. a. O., S. 7.

[6]) Nach Beltz: Die vorgesch. Altertümer . . S. 263.

[7]) Wahle gibt eine Zusammenstellung in Jahresschrift f. d. Vorgeschichte X, S. 110—125, die der auf Taf. XXXI beigegebenen Karte zugrunde gelegt ist.

[8]) Korrespondenzblatt 1907 S. 57.

Digitized by Google

Abb. 1.

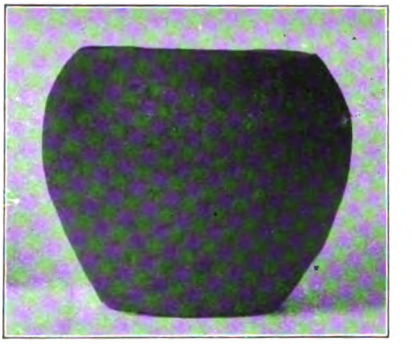


Abb. 4.

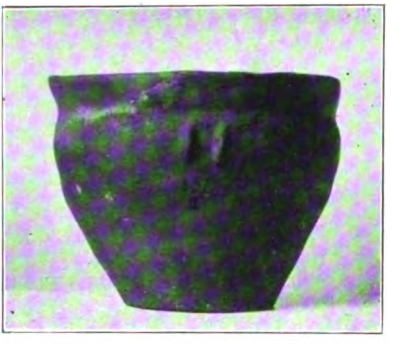


Abb. 5.

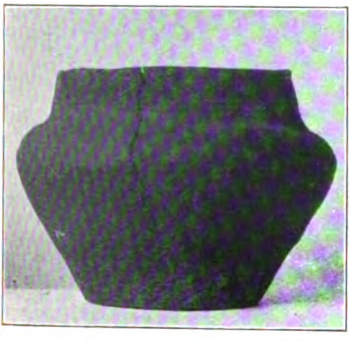


Abb. 2.

Abb. 6.

Abb. 3.

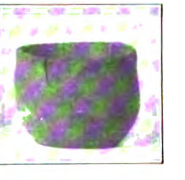


Abb. 7.

Maßstab der Gefäße ca. 1/5.

Hausurne und Grabgefäße von Zwintschöna (Saalkr.).

Die Abbildungen werden dem Provinzial-Museum zu Halle a. S. verdankt.

Krüger, Eine unbeachtet gebliebene Hausurne von Zwintschöna. Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

darüber: „Das Gebiet jener ungermanischen Skelettgräber deckt sich auffallenderweise mit einem Teile des Gebietes der jüngsten, anscheinend gleichalterigen, germanischen Hausurnengräber, wobei es fraglich bleibt, ob wir ein Nacheinander der beiden so verschiedenartigen Kulturen oder ein vorübergehendes Eindringen keltischer Elemente mitten hinein in die germanischen Siedelungen anzunehmen haben." Ganz besonders dichte Besiedelung durch Kelten haben wir an der Saale und in Halle selbst. Aus Halle aber haben wir auch germanische Funde der späteren VI. Periode und nun dicht vor den Toren von Halle sogar eine Hausurne. Wenn zwar die Gleichzeitigkeit von keltischen und germanischen Funden nicht bewiesen werden kann, so scheinen doch die Verhältnisse der zweiten von Kossinna ausgesprochenen Möglichkeit die größere Wahrscheinlichkeit zu geben[1]). Die Germanen ließen sich scheinbar in dem einmal in Besitz genommenen Gebiete durch das Eindringen stammfremder Elemente nicht besonders stören.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß Montelius die Sitte, die Verstorbenen in einer Hausurne zu bestatten, schon seit langem auf eine „Idee" aus dem italienischen Hausurnengebiete zurückführt, die durch den Handel vermittelt wurde[2]). Wenn dies tatsächlich der Fall ist, so muß diese „Idee" zuerst im Norden Fuß gefaßt haben, da wir dort die ältesten germanischen Hausurnen finden. Die Verbreitung in Deutschland scheint ebenfalls auf den Norden zu weisen und eine Wanderung in nord-südlicher Richtung anzudeuten[3]).

Montelius selbst betont den Unterschied zwischen italischen und germanischen Hausurnen[4]). Die Germanen haben, selbst wenn die „Idee" fremdes Gut sein sollte, in der Betätigung derselben, wie in so vielen Fällen, ihre Eigenart zum Ausdruck gebracht und so doch etwas Neues und Unabhängiges geschaffen.

---

[1]) In demselben Sinne Wahle: Jahresschrift f. d. Vorgeschichte X, S. 136/137.

[2]) Z. B. Korrespondenzblatt 1897 S. 123, zuletzt: Prähist. Zeitschr. 1910, S. 268/69.

[3]) Vgl. oben S. 328. Es sei jedoch bemerkt, daß die Zugehörigkeit der Stücke von Kiekindemark und Klein-Gottschow zur V. Periode anfechtbar ist.

[4]) a. a. O.

Digitized by Google

Funde von Groß-Schwarzlose, Kreis Stendal.

Von Hugo Mötefindt, Wernigerode.

Mit 9 Textabbildungen.

Im Fürst-Otto-Museum zu Wernigerode befinden sich mehrere Urnen, einige Beigabegefäße und einige Bronzen von Groß-Schwarzlose bei Tangermünde, Kr. Stendal, die im folgenden veröffentlicht werden sollen. Die Erlaubnis hierzu verdankt der Verfasser dem Vorsteher des Museums, Herrn Professor Dr. Höfer.

Im Museum zu Wernigerode sind keinerlei Fundnotizen erhalten. Der Katalog der Sammlung des verstorbenen Sanitätsrats Friederich, der diese Funde angehören, besagt allein, daß sie 1866 gefunden worden sind.

In den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie [1]) findet sich eine Notiz über Funde von Groß-Schwarzlose, die sich vielleicht auf die vorliegenden mitbezieht.

W. von Schulenburg schreibt dort:

„Etwa 400 Schritt nördlich vom Dorfe Groß-Schwarzlose wurden ein bis zwei Fuß tief bei einer Sandgrube in ansteigendem Gelände Urnen mit Leichenbrand gefunden; manche derselben mit Deckeln, einige dieser mit Knöpfen. Auch eine Bronzenadel fand sich. Bei meinem Aufenthalt in Groß-Schwarzlose (Mai 1885) fanden wir nur zerfallene Gefäße in meist ganz erdigen Kohlenherden. Andere, von Herrn von Borstel dortselbst früher gefundene standen in Steinpackung, jede mit einem großen Stein bedeckt; eine tiefer auf einem herzförmigen, scheinbar künstlich hergestellten Gegenstand aus roter Masse. Gleichartige Klümpchen fand ich im Sand ebenda; in einer Steinpackung drei größere Steine (natürliche Geschiebe) von ausgesprochener Dreiecksform. Einige der umherliegenden Knochen waren steinhart." —

---

[1]) 1886, S. 269.

Digitized by Google

Die im Wernigeröder Muſeum befindlichen Gefäße ſind folgende:

Abb. 1. Eine Urne von doppelkegelförmiger Geſtalt; dunkelgraue Farbe. Über dem Umbruch laufen drei ſeichte breite Rillen um das Gefäß. Höhe 19,5 cm, Mündungsdurchmeſſer 25,5 cm. Darin noch jetzt Leichenbrand.

Abb. 1. Groß-Schwarzloſe, Kr. Stendal. Fürſt-Otto-Muſeum in Wernigerode. 1/6 nat. Größe.

Abb. 2. Groß-Schwarzloſe, Kr. Stendal. Fürſt-Otto-Muſeum in Wernigerode. 1/6 nat. Größe.

Abb. 2. Eine doppelkoniſche Urne, Oberteil etwas nach innen zu gewölbt. Graue Farbe. Darin Leichenbrand. Höhe 21 cm; Mündungsdurchmeſſer oval 21 und 19 cm.

Abb. 3. Groß-Schwarzloſe, Kr. Stendal. Fürſt-Otto-Muſeum in Wernigerode. 1/6 nat. Größe.

Abb. 4. Groß-Schwarzloſe, Kr. Stendal. Fürſt-Otto-Muſeum in Wernigerode. 1/6 nat. Größe.

Abb. 3. Eine Vaſenurne von 24 cm Höhe und 18,5 cm Mündungsdurchmeſſer.

Abb. 4. Eine Amphora mit zwei Henkeln; unter dem Halſe mit zwei flachen Hohlkehlen verziert. Höhe 22 cm, Mündungsdurchmeſſer 14 cm. Darauf eine henkelloſe Schale ohne Standfläche als Deckel. Höhe 5,5 cm; Mündungsdurchmeſſer 18,3 cm. In der Amphora liegt noch jetzt Leichenbrand.

Digitized by Google

Abb. 5. Ein kleines, napfartiges Gefäß, Farbe schwarzbraun. 11,5 cm hoch; 17,2 cm an der Mündung breit.

Abb. 6. Ein Beigefäß mit zwei Henkeln, einer davon abgebrochen. Unter dem Halse drei Rillen. Höhe 11,5 cm; Mündungsdurchmesser 9,2 cm.

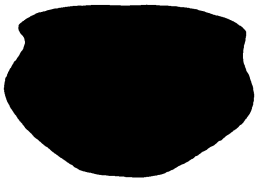


Abb. 5. Groß-Schwarzlose, Kr. Stendal. Fürst-Otto-Museum in Wernigerode. 1/6 nat. Größe.

Abb. 6. Groß-Schwarzlose, Kr. Stendal. Fürst-Otto-Museum in Wernigerode. 1/6 nat. Größe.

Weiter sind noch vorhanden einige Bronzen, die von der Hand Friedrichs auf Karton aufgezogen, alle im Gefäß Abb. 1 aufgestellt sind; es ist daher wohl zu vermuten, daß sie alle in diesem Gefäß gefunden sind. Es sind folgende:

Abb. 7. Eine etwas gebogene Nadel, die der Gruppe der sog. Vasen- oder Mohnkopfnadeln und zwar der späten Art mit kleinem Kopfe angehört. Unter der kreisrunden Kopfscheibe ist der Nadelschaft mit mehr oder minder großen Wulsten ausgestattet. Die kreisrunde Schlußscheibe selbst ist verziert mit sechs konzentrischen Kreisen und in der Mitte mit einem zapfenartig vorspringenden Buckel (Abb. 8). Auf der Nadel ist ein Bronzeringelchen beweglich angebracht; es hat jedenfalls zu der Nadel gehört. Länge der Nadel (in gebogenem Zustande gemessen) 18,1 cm; Durchmesser der Kopfscheibe 1,2 cm. — Eine gleich verzierte Parallele ist dem Verfasser nicht bekannt.

Abb. 7—9. Groß-Schwarzlose, Kr. Stendal. Fürst-Otto-Museum in Wernigerode. Etwa 1/2 nat. Größe.

Abb. 8. Eine Rollennadel von 10,8 cm Länge.

Weiter sind noch vorhanden:

Ein Bronzearmring von halbkreisförmigem Durchschnitt, Durchmesser innen 5 cm. Höhe des Querschnitts 1,2 cm; Metalldicke 2 mm.

Ein zweiter Bronzearmring desselben Durchschnitts. Durchmesser etwa 3 cm.

Digitized by Google

Mehrere andere unbestimmbare Bronzereste.

Datierung der Funde. Die Keramik hat viele Ähnlichkeiten mit der durch Wahle veröffentlichten von Schenkenberg, Kr. Delitzsch [1]) und Mühlberg a. E., Kr. Liebenwerda [2]). Unsere Urne von doppelkegelförmiger Gestalt stimmt z. B. völlig überein mit einer von Schenkenberg aus der Fundstelle 43, Jahresschrift VIII, Tafel 16, 1 abgebildeten. Ebenso hat das napfartige Gefäß Abb. 5 ein Seitenstück in dem Schenkenberger Taf. 15, 17. Auch unsere Abb. 4 hat eine Parallele in dem Gefäß von Mühlberg, Jahresschrift IX, Tafel III, 11. Fundstelle 4, S. 38.

Unsere Abb. 6 jedoch stellt denselben Typus dar wie das von Kupka in den Stendaler Beiträgen III, 1911, S. 77 Fig. 9 abgebildete von Lindorf, Kr. Stendal; unser Stück ist scheinbar jünger als das von Lindorf.

Die Vasenurne Abb. 3 hat z. B. ein Seitenstück in dem Gefäß von Kosilenzien, Kr. Liebenwerda, Grab 10 [3]); das dortige Gefäß gehört scheinbar der IV. Periode an.

Die vorliegende Keramik von Groß-Schwarzlose können wir demnach als einheitlich bezeichnen und in die V. Periode der Bronzezeit datieren. Dasselbe gilt auch wohl von der großen Nadel [4]), der Rollenkopfnadel und den Armringen. Die Rollenkopfnadel erscheint in diesem Zusammenhange zunächst auffällig. Stellt man jedoch die sechs aus Thüringen bekannten Nadeln dieses Typus zusammen, so gehören die von Lißdorf [5]) der Periode II oder III, die von Auleben [6]) und Gierstädt [7]) den Perioden III oder IV, die von Graitschen [8]) und Wenigenjena [9]) etwa der Periode IV, die von Flurstedt [10]) sogar der Periode VI an. Wir können darum hier diese Nadel mit gutem Recht in die V. Periode setzen. Aus der Altmark ist mir überhaupt keine Rollenkopfnadel bekannt.

---

[1]) Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder VIII, 1909.

[2]) Ebendort IX, 1910.

[3]) Prähist. Zeitschr. II, 1910, S. 361, Fig. 6 a.

[4]) Eine andere Nadel desselben Typus aus der Altmark von Behlitz; vgl. Jahresschrift VII, S. 82, Abb. 46 c.

[5]) Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder IX, 1910, S. 45 ff.

[6]) Götze, Höfer, Zschiesche, die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, S. 133.

[7]) Ebendort S. 236.

[8]) Ebendort S. 298.

[9]) Ebendort S. 325.

[10]) Ebendort S. 296.

Digitized by Google

Ein Depotfund der späten Hallstattzeit aus Schroda, Provinz Posen.

Von J. Kostrzewski, Köpenick bei Berlin.

Mit 5 Textabbildungen und 1 Tafel (XXXII).

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist in der nächsten Nähe der Kreisstadt Schroda bei Feldarbeiten ein großes Tongefäß mit einigen Bronzegegenständen gefunden worden, die von dem Eigentümer des Feldes vor der Zerstörung bewahrt wurden und sich jetzt im Besitze seiner Witwe, der Frau Kunstmalerin Kremer in Posen befinden. Da der Fund noch unveröffentlicht ist und einige Typen enthält, die in Posen meines Wissens bisher noch nicht gefunden worden sind und überhaupt nicht allzu häufig vorkommen, dürfte eine kurze Beschreibung der Gegenstände am Platze sein. Der Fund besteht aus einer Brillenspiralfibel mit Tutuli, einem riesigen verzierten Hohlwulst, zwei großen ovalen und drei kleinen kreisrunden Ringen (Taf. XXXII). Genaueres über die Fundumstände und auch darüber, ob die erwähnten Gegenstände den ganzen ursprünglichen Inhalt des Fundes ausmachen, konnte ich leider nicht mehr ermitteln.

Das Gefäß ist leider von den Arbeitern zerschlagen worden, es sind aber noch mehrere große Scherben davon erhalten geblieben, die uns einige Aufschlüsse über die Form und Größe desselben geben. Es war ein hoher, weitmündiger Topf (oberer Durchmesser etwa 35 cm) aus graubraunem, stellenweise dunkelgefärbtem Ton, mit fast unmerklich ausladendem Rand und allmählich nach unten sich verengendem Bauch. Die Oberfläche des Gefäßes war bis auf einen schmalen, glatten Streifen unterhalb des Randes (und vielleicht auch noch am Fuß) künstlich gerauht. Text-Abb. 1 zeigt ein Randstück im Profil. In Form und Technik erinnert das Gefäß an die eiförmigen, gerauhten Töpfe der späten Urnenfriedhöfe [1]).

[1]) Vgl. z. B. Blume: Thrakische Keramik . . „Mannus", Bd. IV, Tafel IX, 25.

Digitized by Google

Der Hohlwulst (Taf. XXXII Abb. 1) besteht aus einer zylindrischen, ringförmig gebogenen Röhre aus dickem Bronzeblech, die auf der Innenseite der Länge nach offen ist. In der Mitte ist sie ziemlich rundlich (Umfang 16 cm), an den Enden aber etwas zusammengedrückt und von etwa dreieckigem Querschnitt (Umfang 14,5 cm, Text-Abb. 2). Der Hohlwulst ist 5 cm breit, 7 cm hoch und hat einen Durchmesser von 19 cm; in gestrecktem Zustande würde er 52 cm lang sein. Auf beiden Enden ist er mit drei Gruppen von flachen Querrippen verziert (je zwei Gruppen zu zwei und je eine von drei Rippen), an die sich Reihen von hohen, schräggestrichelten Dreiecken mit ihrer Grundlinie anlehnen. Das in der Photographie nur undeutlich sichtbare Muster

Abb. 1. Randstück des Gefäßes im Profil.

Abb. 2. Ansicht des Hohlwulstes von innen.

Abb. 3 (schematisch). Verzierung des Hohlwulstes.

gibt die beigefügte Zeichnung genauer wieder (Text-Abb. 3). Der Wulst ist mit den Querrippen zusammen (in verlorener Form) gegossen, die Dreiecksverzierung nachträglich eingraviert worden. Das Exemplar, das wohl als Fußschmuck getragen wurde, ist leider bei der Aufdeckung des Fundes von den Arbeitern beschädigt worden, wobei einzelne ausgebrochene Stücke verloren gegangen sind.

Die Fibel (Taf. XXXII Abb. 2) besteht aus einem Stück vierkantigen Bronzedrahts, dessen beide Enden in Spiralscheiben eingerollt sind (zu fünf Windungen) und der in der Mitte eine Achterschleife bildet. Beide Scheiben sind mit je einem bronzenen Knopf verziert, der aus zwei parallelen, in der Mitte durch einen Stift zusammengehaltenen, runden Platten besteht, deren obere in eine allmählich sich verbreitende, schälchenförmig vertiefte Stange ausgeht. Diese Platten umfassen die Spiralscheibe von beiden Seiten und haben wahrscheinlich

Digitized by Google

auch bei der Befestigung der (leider nicht erhaltenen) Nadel eine Rolle gespielt. Zwischen den unteren Tutulusplatten und den Spiralscheiben befinden sich nämlich kleine eiserne Plättchen von unregelmäßiger Form, die nur zur Befestigung des Nadelhalters und des Nadelkopfes gedient haben können (Text-Abb. 4). Über die Art der Befestigung läßt sich auf Grund der erhaltenen Reste nichts genaueres sagen, sicher ist nur, daß die Fibel nicht aus einem Stück bestand, wie die südlichen Hallstattbrillenfibeln, wo Nadelhalter und Nadel die direkte Fortsetzung der beiden in Spiralscheiben eingerollten Drahtenden bilden, sondern zweigliedrig war. Die Nadel bestand hier aus einem besonderen Stück und wahrscheinlich sogar aus anderem Stoff, aus Eisen. Die Fibel ist 13 cm lang und 5,8 cm breit; die Länge der achtförmigen Schleife beträgt 3,2 cm.

Die beiden größeren Ringe (Taf. XXXII Abb. 3—4) sind massiv, offen, im Querschnitt oval und auf der Oberfläche in der ganzen Länge mit

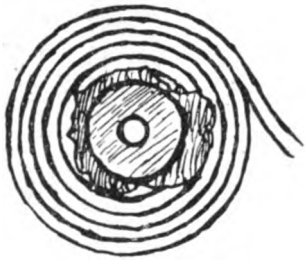


Abb. 4.
Teil der Fibel von unten.

Abb. 5.
Ansicht des ovalen Ringes von der Seite.

Gruppen von Querkerbungen verziert (je vier in einer Gruppe). Man wäre versucht, sie für Fuß- oder Armringe zu halten, wenn sie nicht eine offenbar ursprüngliche, bei beiden ganz gleichartige Verbiegung aufwiesen, die in Text-Abb. 5 deutlich zu sehen ist. Beide zeigen außerdem an zwei gegenüberliegenden Stellen deutliche Abnutzungsspuren. Sie haben einen Durchmesser von 9,5 × 13 cm und sind 1,2—1,4 cm stark.

Die drei kleineren runden Ringe (Taf. XXXII Abb. 5—7), von etwa 8 cm Durchmesser, sind unverziert, 0,7 cm stark und haben einen runden Querschnitt. Ein Exemplar ist in drei Stücke zerbrochen, bei einem anderen sind die Enden übereinandergelegt.

Die eben beschriebenen fünf Ringe erinnern lebhaft an die mit eingehängten Ringen versehenen Handhaben einer kugeligen, hallstattzeitlichen Bronzegefäßform [1]). Ist diese Ähnlichkeit nicht nur rein zufällig, so wäre

[1]) Vgl. z. B. das Gefäß v. Sulau (Kr. Militsch.) Mertins: Wegweiser durch d. Urgeschichte Schlesiens, S. 71, Fig. 176.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

zugleich auch eine hinreichende Erklärung für die erwähnten Abnutzungsspuren (als durch das Scheuern der eingehängten Ringe verursacht) gefunden. Auch die Maße der Ringe scheinen einer Annahme, daß wir es hier mit solchen Gefäßhenkeln zu tun haben, nicht zu widersprechen. Das Fehlen des dünnwandigen, brüchigen Bronzegefäßes könnte man sich vielleicht so erklären, daß es von den Arbeitern beim Aufdecken des Fundes zerstört worden und unbeachtet liegen geblieben ist[1]). Möglicherweise ist es aber schon im Altertum unbrauchbar geworden und wurde beseitigt, während nur die massiven Handhaben und Ringe als Gußmaterial mit vergraben wurden. Trotz aller Wahrscheinlichkeit, die dafür spricht, will ich diese Annahme doch nicht als einzig mögliche Deutung aufstellen. Wenn wir die Ringe als Schmuck auffassen, ist es immerhin befremdend, daß bisher meines Wissens keine Parallelen für sie vorhanden sind.

Was die Verbreitung der oben beschriebenen Formen anbelangt, so kommen ähnliche Hohlwülste, deren Ursprung wohl auf eine südliche Hallstattform zurückgeht, in Nordostdeutschland und Skandinavien vor, und zwar besonders häufig in Hinterpommern[2]) und Westpreußen. Sie sind meist in ähnlicher Weise mit Querrippen verziert, nur selten aber kommt auf ihnen außerdem das Dreiecksornament vor. Ähnliche, wenn auch nicht ganz gleich verzierte Stücke sind mir von Zarnowitz, Kr. Neustadt[3]) (M. f. V., I b 89), Danzig (M. f. V., II. 11035) und Peest, Kr. Schlawe (Mus. Stettin) bekannt.

Brillenspiralfibeln mit Tutuli, eine nordische Abart der südlichen, aus einem Stück bestehenden, stets runddrahtigen Hallstattformen ohne Tutuli, sind ebenfalls in Nordostdeutschland verbreitet. Ganz gleiche Exemplare kommen in Brandenburg[4]), Pommern[5]) und Westpreußen[6]) vor.

Die Fibel und der Hohlwulst geben auch gute Anhaltspunkte für die Datierung des Fundes. Beide Formen werden mit typischem Inventar der späten Hallstattzeit gefunden. Montelius[7]) setzt sie in seine 6. Periode der Bronzezeit, die er neuerdings, wie es in Deutschland von jeher geschah, schon zur Eisenzeit zählt.

[1]) Schon die ungewöhnliche Größe des Tongefäßes im Verhältnis zur Zahl der erhaltenen Gegenstände scheint dafür zu sprechen, daß wir hier nur einen Teil des ursprünglichen Depots vor uns haben.

[2]) In Pommern allein sind gegen 20 Ex. gefunden worden; davon befinden sich etwa 15 im Stettiner Museum.

[3]) Lissauer: Altertümer der Bronzezeit. Tafel VIII Abb. 8.

[4]) Sommerfeld (Kr. Crossen) 2 Ex: M. f. V, Berlin. II. 5336—7; Zilmsdorf (Kr. Sorau): M. f. V. II. 6799; Sorau (Kl. Bruchstück): M. f. V. II. 6588.

[5]) Köslin: Museum Stettin. I. B. III, S. 22. (Lissauer: D. präh. Denkm. d. Prov. Westpr. Leipzig, 1887 Taf. III Abb. 6.)

[6]) Schönwiese (Kr. Marienburg): W. Pr. M. Danzig (Conwentz: D. Westpr. Prov.-Mus. 1880—1905. Tafel 51, 3).

[7]) L'âge du bronze en Suède. Monaco, 1908. S. 5 u. 10, Abb. 3 u. 7.

Digitized by Google

Die slawische Siedelung bei Dahlhausen i. d. Prignitz.

(Vorläufiger Bericht.)

Von Paul Quente, Heiligengrabe.

Mit 2 Textabbildungen und 1 Tafel (XXXIII).

Im Frühjahr 1912 mußte ich die Ausgrabung einer slawischen Siedelung der Feldbestellung wegen einstellen. Die bis jetzt gewonnenen Ergebnisse sind aber wohl geeignet, das Interesse weiterer Kreise zu erregen.

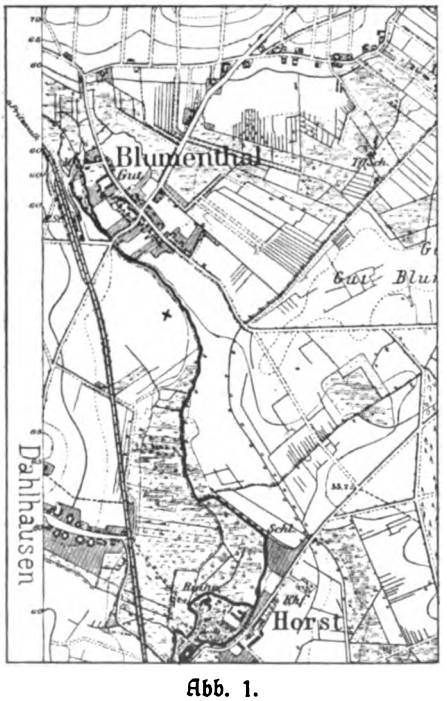


Abb. 1.
Das Kreuz (×) bezeichnet die Stelle der Siedelung.

Die Siedelung befindet sich zwischen Dahlhausen und Blumental an einem kleinen, aber wasserreichen Bache, der Nadel. Die Wiesen an seinen Ufern sind noch jetzt ziemlich feucht. Die meisten sind wohl früher Seen gewesen; sicher aber nicht mehr zur Zeit der slawischen Siedelung. Die Urnenfelder machen es wahrscheinlich, daß noch in der frühesten Periode der Eisenzeit sich Seen an Stelle der Wiesen ausbreiteten. Dasselbe lehren die Siedelungen bis zur vorrömischen Zeit. Da erst der kleinste Teil der slawischen Siedelung aufgegraben ist, so kann ich auch nur über vorläufige Ergebnisse berichten. Das Dorf scheint ein Zeltdorf gewesen zu sein.

Ich erwartete bestimmt Pfostenlöcher zu finden, die auf ein Vorhandensein von festen Gebäuden hinweisen sollten. Es fand sich jedoch

Digitized by Google

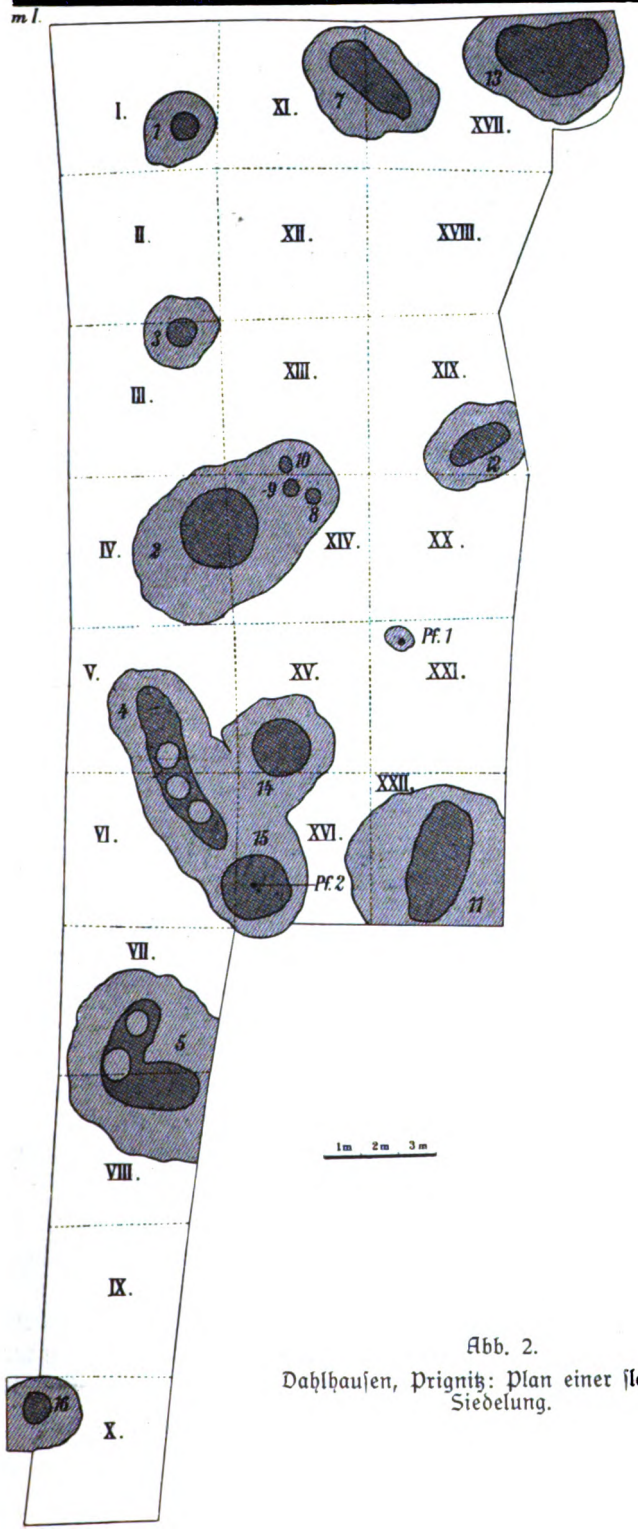


Abb. 2.
Dahlhauſen, Prignitz: Plan einer ſlawiſchen Siedelung.

Digitized by Google

nichts Derartiges, ebenso auch kein Lehmbewurf. Der Gang der Ausgrabung war folgender.

Zuerst wurde sämtliche Erde der Ackerkrume auf die Breite, wie sie der Plan zeigt, abgedeckt. Um ein besseres Sichten der dabei gefundenen Scherben zu ermöglichen, teilte ich die abzudeckende Fläche in möglichst viele Vierecke ein (auf Abb. 2 durch Punktierung und lateinische Ziffern bezeichnet).

Die Scherben jedes Vierecks kamen in eine Kiste für sich. Es sollte mir später die Bestimmung erleichtern, von welchem Brandplatze der Pflug die Scherben gerissen hatte. Nach dem Abtragen der Ackerkrume ergaben die Brandplätze das Bild, wie es sich in der äußeren Umrahmung auf dem Plane ausdrückt.

Es wurde nun weiter die Erde vorsichtig abgeschürft und die Funde eines jeden Brandplatzes gesondert verpackt. Natürlich wurde auch von jeder Stelle ein Querschnitt aufgenommen. Die ständig sich verringernde Größe der Brandplätze wurde jedesmal nach 5 cm tieferer Grabung neu aufgemessen.

Alle Gruben zeigten sich mit flach oder leicht rundlich verlaufendem Boden. Da während der ganzen Ausgrabung leichtes Regenwetter herrschte, so war an eine photographische Aufnahme nicht zu denken (die Ausgrabung dauerte eine Woche).

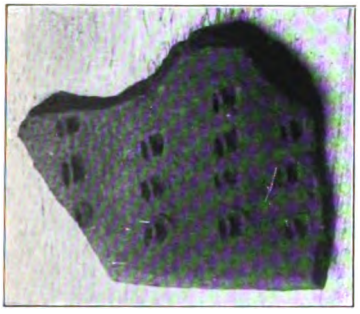
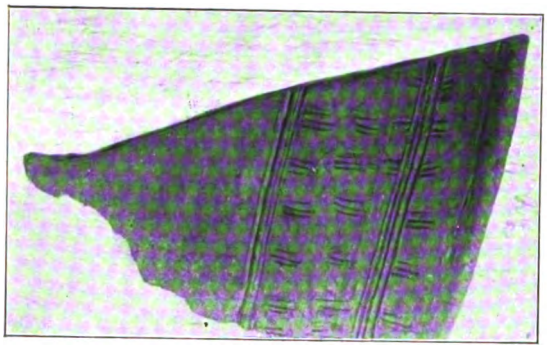
Die innere Umrahmung der Brandplätze auf dem Plane zeigt den Grundriß der Gruben in 40 cm Tiefe kurz vor dem Ende. Die Ackerkrume hatte eine Stärke von 20 cm. Nur bei zwei Brandplätzen, Nr. 2 und 13, fanden sich je etwa 40 höchstens faustgroße, stark mürbe und geschwärzte Steine. Die anderen Brandplätze waren steinfrei. Zwei Brandplätze hatten Gruben, die bis in 75 cm Tiefe ausgehoben waren. Da Wiesenmergel ansteht, so waren ihre Umrisse ziemlich hart und rot gebrannt und zeigten sich sehr deutlich. Diese Gruben, die ich als Kochgruben bezeichnen möchte, enthielten Holzkohle und die Reste der stark gebrannten, zum Teil verbrannten Kochtöpfe. Sie fanden sich dreimal auf Brandplatz 4 und zweimal auf Brandplatz 5. Auch die Brandplätze 1, 3, 8, 9, 10 und 16 möchte ich für Kochgruben ansehen, trotzdem sich dort keine Scherben, sondern nur Holzkohle in der im Mergel eingebrannten Grube befand. Die letztgenannten Gruben waren aber nur 45 bis 50 cm tief.

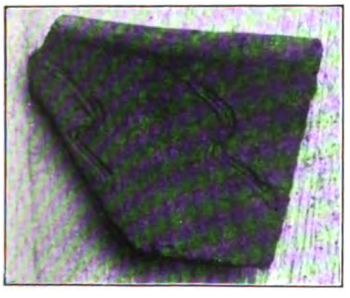
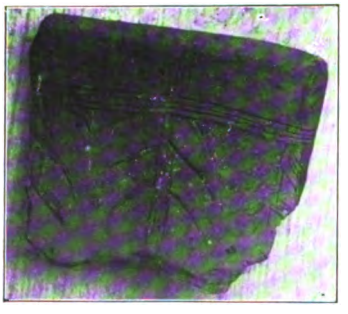
Alle andere Brandplätze ohne Scherben möchte ich für einfache Feuerstellen ansehen. Ihre Tiefe war nur 45 cm, und es fand sich sehr viel Holzkohle (dem Gewebe nach Birkenkohle) vor.

In der Mitte von Brandplatz 15 fand sich ein Pfahl von 5 cm Durchmesser eingeschlagen.

Im Querschnitt zeigte es sich, daß er zugespitzt war. Ein zweiter Pfahl von 15 cm Durchmesser, der etwa 72 cm tief in die Erde getrieben war, besaß ebenfalls ein zugespitztes Ende und ist auf dem Plane als Pfahl Nr. 1 bezeichnet. Scherben wiesen nur die Brandplätze Nr. 2, 4, 5, 7 und 13 auf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Auf dem Brandplatz 13 fanden sich zwischen den Steinen Zähne und Kieferteile eines Tieres.

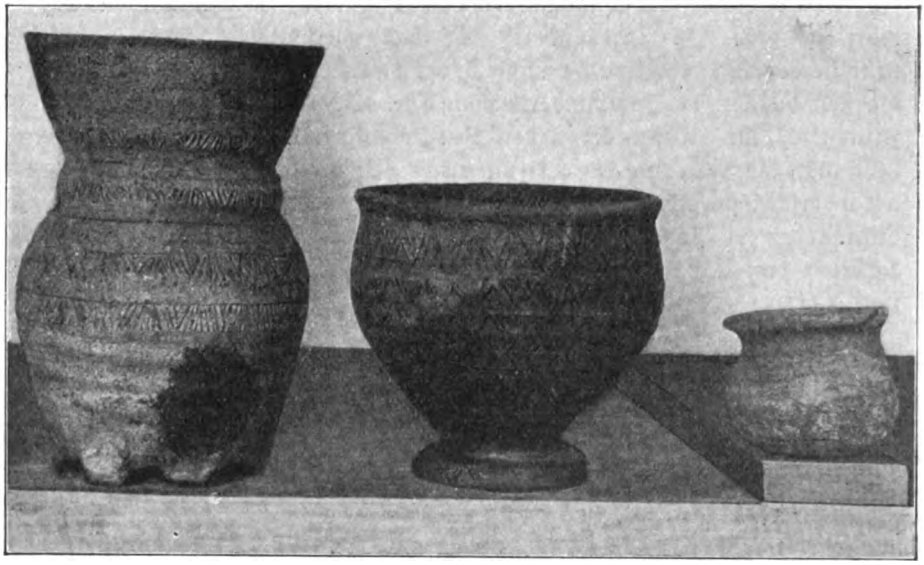
Wenn die Bruchstücke zusammengesetzt sind, sollen die Teile zur Bestimmung der Art fortgeschickt werden. An Geräten fand sich nur ein kleines Eisenmesser und ein zerbrochener Pfriem aus einer Rehkrone hergestellt. Die Scherben weisen in ihren Verzierungen sehr oft die Wellenlinie auf. Das sonst am meisten vorkommende Ornament sind horizontale Linien. Eine Scherbe von Viereck XXII weist eine Stempelverzierung in Form eines Radkreuzes auf. Tannenzweigähnliches Ornament und auch einfache Eindrücke kommen vor. Die Scherben sollen nach der Ausgrabung der gesamten Siedelung zusammenhängend behandelt werden. An Wellenlinienornament kommen sowohl senkrechte als auch wagerechte Richtung vor. Wegen des verhältnismäßig häufigen Auftretens der wagerechten Linien als Ornament halte ich die Siedelung für sehr spät-slawisch. Ich habe von einem bebauten, frühmittelalterlichen Wohnplatze neben der grauen, hartgebrannten Topfware des 12.—14. Jahrhunderts dieselben horizontalverzierten Scherben in rötlicher Farbe erhalten, wie ich sie in der Siedelung fand. Ich halte deshalb die Zeit des 8.—11. Jahrhunderts nach Chr. als die Zeit, der die Siedelung zuzuweisen ist. Wenn die neuen Ausgrabungen nichts anderes ergeben, muß man die Siedelung als eine nur kurze Zeit bewohnte betrachten. Dann am wahrscheinlichsten als Lagerplatz aus der Zeit der beginnenden Germanenkämpfe des 11. Jahrhunderts. Die Abbildungen (Taf. XXXIII) bringen Scherben von den Brandplätzen 2 und 7 und von den Vierecken XXII, XI und XII.

Digitized by Google

Gefäße des 12.—14. Jahrhunderts n. Chr. von Kyritz.

Von Paul Quente.

Anschließend an die Veröffentlichung über Dahlhausen bringe ich drei Gefäße, die beim Neubau der Bank in Kyritz gefunden worden sind. Es waren den Scherben nach ursprünglich mehr Töpfe, aber nur die drei abge-



bildeten waren zusammensetzbar. Es ließ sich über die Fundumstände nachträglich nur feststellen, daß sie in oder auf einer Mauer gestanden hätten. Es sind Gefäße des 12.—14. Jahrhunderts nach Chr., die aber einen Reichtum der Verzierung aufweisen, wie man ihn sonst in dieser Zeit bei uns nicht findet. Es sind entschieden vorgeschichtliche Motive in den Verzierungen und der ganzen Art der Gefäße.

Digitized by Google

Gedanken über Eduard Meyers Geschichte des Altertums.

Von E. Snethlage, Berlin.

Eduard Meyer widmet in der 2. Auflage des 2. Teiles des 1. Bandes seiner Geschichte des Altertums den vorgeschichtlichen Zeiten Mittel- und Nordeuropas längere Abschnitte. Doch welcher Unterschied gegenüber den Teilen, die der Geschichte des Orients gewidmet sind. Hier ein auf eigener Anschauung, die sich auf Beherrschung des vorhandenen Urkundenmaterials im weitesten Sinne des Wortes gründet, aufgebautes selbständiges Urteil, dort nur auf oberflächliches Studium beruhendes Aburteilen oft nicht verstandener oder falsch aufgefaßter Ansichten. Eduard Meyer selbst sagt in bezug auf die nordische Archäologie: „Ein tieferes selbständiges Einarbeiten ist für mich ausgeschlossen, da es ein Eindringen in die Einzelfragen der Lokalforschung erfordern würde, die ganz außerhalb der diesem Werke gestellten Aufgaben liegen und geschichtlich bedeutsame Tatsachen nur in sehr geringem Umfange ergeben könnten." Er fährt dann unmittelbar fort: „Daß ich versucht habe, zu einem selbständigen Urteil zu gelangen, und weshalb ich in manchen Fragen auch den angesehensten Forschern nicht zustimmen kann, wird aus der Darstellung hervorgehen" (vgl. S. 729).

Aber gerade diese Begründung sucht man in Ed. Meyers Darstellung vergebens. Wie ein roter Faden geht durch alle seine Ausführungen die Behauptung von der totalen — ein Wort, das bei ihm stets in dieser Verbindung wiederkehrt — Abhängigkeit der europäischen Entwicklung vom Orient.

Denn eine Behauptung ist es, kein Beweis.

Der Anlage seines Buches nach ist zwar eine eingehende, bis ins einzelne gehende Kritik der entgegengesetzten Ansicht, daß diese Abhängigkeit vom Orient nicht vorhanden gewesen ist, ausgeschlossen. Ist nun aber Eduard Meyer berechtigt, in dieser Frage überhaupt ein Urteil abzugeben?

Er gibt selbst zu, daß ihm ein tieferes selbständiges Einarbeiten auf dem Gebiete der nord- und mitteleuropäischen Altertumskunde unmöglich gewesen

Digitized by Google

ist. Diejenigen Gelehrten aber, denen er nicht zustimmen kann, sehen ihre Lebensaufgabe in der Erforschung unserer nordischen Vorzeit. Sie besitzen also in ganz anderem Maße als Meyer die nötigen Kenntnisse.

Bei der flüchtigen Umschau nun auf diesem ihm vorher fremden Wissensgebiete mußte Eduard Meyer sehen, daß zwar die Zeitzuteilung der einzelnen Funde im großen und ganzen feststeht, daß aber über die gegenseitige Kulturbeeinflussung und das Bevölkerungsproblem ganz verschiedene, oft entgegengesetzte Meinungen sich gebildet haben.

Für ihn eine schlimme Lage! Ohne das nötige elementare Wissen will er doch zu einem selbständigen Urteile gelangen. Da ist es am bequemsten, einfach sich auf den verneinenden Standpunkt zu stellen und zu sagen: Es steht nichts fest.

Aber wissenschaftliche Kritik und selbständiges Urteil liegt nicht darin.

Im 1. einleitenden Teil sagt Eduard Meyer (S. 207): „Wissenschaftliche Kritik kann niemals Gemeingut werden; im Gegenteil glaubt die naive, wissenschaftlich nicht erzogene Auffassung jederzeit ihr Meinen, ihre momentane von subjektiven Stimmungen beherrschte Auffassung an ihre Stelle setzen zu dürfen."

Für die Beurteilung der Kultur- und Bevölkerungsprobleme der Vorzeit Nord- und Mitteleuropas fehlt Eduard Meyer die wissenschaftliche Erziehung. Die ihn beherrschende subjektive Auffassung ist die totale Abhängigkeit der europäischen Entwicklung vom Orient.

Und wenn er weiterhin sagt: „Immer finden sich Leute, oft von hervorragender geistiger Bedeutung, die sich für berechtigt halten, einen geschichtlichen Stoff zu behandeln, ohne sich um die Kritik und die wissenschaftlichen Ergebnisse ihrer Vorgänger zu kümmern. Sogar selbständige und ergebnisreiche Arbeit auf einem Gebiete der Geschichte gewährt hier noch keine Sicherheit und keinen Schutz auf jedem anderen; es wird selbst unter den größten Historikern kaum einen geben, der sich in dieser Richtung nicht Mißgriffe hätte zuschulden kommen lassen" — so trifft dies auch auf ihn selbst zu.

Eduard Meyer hat selbständige und ergebnisreiche wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Geschichte des orientalischen Altertums in hervorragendem Maße geleistet. Aber die Berechtigung zu einem selbständigen Urteil auf dem Gebiete der nordischen Altertumskunde ist ihm abzusprechen.

Digitized by Google

Josef Hampel.

Schriftenverzeichnis (Fortsetzung von Mannus V, S. 190).

1897. Neuere Daten zur Geschichte der Goldschmiedekunst in Ungarn. A. É. 227—253.
1897. Die zweite Asienreise des Grafen Jenö Zichy. A. É. 283—284.
1898. Die Reisen des Grafen Jenö Zichy im Kaukasus und Mittelasien. A. É. 364—367. (Rezension.)
1898. Der ungarische heidnische Gräberfund von Oroszlámos. A. É. 190—192.
1899. Über die ältere ungarische Ornamentik. Magyar Iparmüvészet 98—105 mit 1 Tafel.
1899. Ungarische Ornamentik. (Rezension.) Magyar Iparmüvészet 28—30.
1899. Nochmals über die ältere ungarische Ornamentik. Magy. Iparmüvészet 217—218.
1899. Der Fund von Tiszafüred. A. É. 84—89.
1899. Der in der Nähe des Schwurplatzes in der Donau gefundene Helm. Budapest. Régiségei. IV. Bd. 69.
1899. Ein Helm von der pannonischen Reichsgrenze. Zeitschr. für histor. Waffenkunde 192—201.
1900. Antiker Helm. A. É. 361—375.
1900. Neuere Funde aus der Zeit der Avarenherrschaft. A. É. 97—125.
1901. Gußform des Deckblattes einer Tasche. A. É. 448.
1902. Altertümer aus dem Zeitalter der Landnahme. A. É. 296—316.
1902. Die Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. A M. N. Muzeum multja és jelene 104—108.
1903. Die Reliefs des Jazyger Jagdhornes. A. É. 97—163.
1904. Die Ornamentik auf den Denkmälern aus der Zeit der Landnahme. A. É. 105—152.
1904. Zwei gebrochene Ohrringe. A. É. 446.
1904. Jahrbuch der k. k. Zentralkommission I. Bd. Bespr. A. É. 366—368.
1905. Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn. I. Systematische Erläuterung, 833 S., 2359 Abb., 2 Taf.; II. Fundbeschreibung, 1006 S., viele Abb.; III. Atlas, 539 Taf. Braunschweig. In 8°.
1907. Neuere Studien über die Denkmäler aus der Zeit der Landnahme. 274 S., 116 Taf. Budapest. In 8°. Verl. der Wiss. Akad.
1907. Denkmale aus der Epoche der Landnahme. Jelentés a M. N. Muzeum 1907 évi állapotáról. Auszug eines Vortrages im Jahrbuch des Museums. 209—212 S.
1908. Die Denkmäler der Landeseroberer. Sonderabdruck aus dem Prachtwerke „Árpád és az Árpádok". Budapest. Folio.
1909. Gröbbels, Der Reihengräberfund von Gammertingen. Rezension. A. É. 169—172.
1909. Das Landesmuseum in Laibach. A. É. 190—191.
1909. Henning, Der Helm von Baldenheim. Rezension. A. É. 172—175.
1911. Brown, The arts and crafts of our teutonic forfathers. Rezension. A. É. 447—448.
1911. Der Grabfund von Gáva. A. É. 135—147.

Digitized by Google

Byzantinische Kunst.

1889. Silberner Helm im Nat.-Museum. Zeistritz. — A. É. 90—91.
1890. Die Kasel Stephan des Heiligen. A. É. 332—333.
1891. Bulgarischer Silberbecher. A. É. 454—456.
1894. Christliche Denkmäler aus dem frühen Mittelalter. A. É. 23—53.
1895. Die heilige Krone von Ungarn. A. É. 380—381, 439—441.
1897. Die Krönungsinsignien. Bespr. A. É. 173—176.
1901. Die Silberschalen von Nis. A. É. 119—120.
1901. Die Silberschalen von Gran. A. É. 323—327.
1908. Alexander Karácsonyi: Wie wurde die Krone des heil. Stephan zum oberen Teil der heiligen Krone? Besprechung. A. É. 434—436.
1909. Szentkláray Jenö: Die geschichtlichen Denkmale der serbischen Klosterkirchen in Südungarn. Besprechung. A. É. 77.

Mohammedanische Kunst.

1896. Der Ursprung der orientalischen Teppiche. A. É. 97—108.
1898. Türkische Inschriften in Gran. A. É. 288.
1910. Bericht über die mohammedanische Ausstellung in München. Im Jahrbuch des Ung. Nat.-Museums: Jelentés a M. N. Muzeum állapotáról. 170—186 S.
1911. Studien auf der mohammedanischen Ausstellung in München. A. É. 50—64.

Mittelalter und Renaissance.

1866. Die Folgen der Einführung des Christentums in Ungarn. Gekrönte Preisarbeit. Pest. 1866.
1868. Die Banuswürde von ihrem Ursprung an bis zu unserer Zeit. Sonderabdruck aus „Györi tötréneti és régészeti füzetek". Györ in 8°.
1879. Ungarisches historisches Denkmal in Innsbruck. Vasárnapi Ujság.
1880. Relief der Schlacht bei Stuhlweißenburg. Vasárnapi Ujság.
1881. Einiges über die Ahnen der Familie Drugeth. Századok 133—145, 207—213.
1887. Johannes Florentinus. A. É. 90—91.
1888. König Mathias zu Pferd. A. É. 330—332.
1889. Das Aquamanile von Büngösd. A. É. 406—410.
1890. Zwei Inschriften aus der Zeit der Arpaden. A. É. 127—132. Auch in Sonderabdr.
1890. Das Porträt der Königin Maria, Gemahlin des Königs Ludwig II. von Ungarn. A. É. 245—246.
1891. Ungarische Denkmale in der Probstei-Kirche zu Klosterneuburg. A. É. 453.
1891. Beiträge zur Chronologie unserer mittelalterlichen Baukunst. A. É. 12—14.
1891. Die Kathedrale von Pécs. A. É. 289—295.
1891. Das Antependium der Königin Agnes. A. É. 22—24.
1892. Ausstellung weiblicher Handarbeiten. A. É. 382—383.
1892. Ungarische Galakleider aus der Schatzkammer der Burg von Fraknó. A. É. 240—243.
1893. Der Schatz von Hajduszoboszló. A. É. 454—455.
1893. Peter von Pczsega. A. É. 382.
1893. Peter Vischers Werke in Ungarn. A. É. 288.
1893. Alte, bei Begräbnissen gebrauchte Wappenschilde. A. É. 158—161.
1893. Porträt des Königs Wladislaus II. A. É. 191.
1893. Die Familie Stoß. A. É. 191—192.
1893. Beiträge zu Giovanni di Firenze-Werken in Ungarn und Polen. A. É. 255—257.
1893. Ungarische Galakleider in der Schatzkammer der Burg Fraknó. A. É. 331—334.

Digitized by Google

1894. Elfenbeinsättel im National-Museum. A. É. 53—59.
1895. Das Porträt der Königin Anna. A. É. 378—379.
1896. Das Grabmonument aus Ofen. A. É. 192.
1898. Rätselhafte Stempel auf Tonwaren. A. É. 77—79.
1901. Rätselhafte Stempel auf Töpfen. A. É. 446—447.
1902. Denkmäler des vaterländischen Kulturlebens im Mittelalter und der Neueren Zeit. In der Festschrift: A. M. N. Muzeum multja és jelene 109—142.
1904. Mittelalterliche Metallschüsseln. A. É. 47—50.
1905. Rätselhafte Stempel auf Tonwaren. A. É. 318—322.
1905. Martin und Georg von Klausenburg. A. É. 125—137.
1905. Die Großwardeiner Reiterstatue des heiligen Ladislaus. A. É. 211—213.
1905. Aufzeichnungen über Statuen des heiligen Georg. A. É. 314—318.
1906. Die Statue des heiligen Georg in Prag. A. É. 4—18.
1907. Ursprung des ungarischen Galakostüms. A. É. 1—3.
1909. Nicolaus Kubinyi: Alte und neue Fresken in der Burg zu Arva. Besprechung. A. É. 79—80.
1909. Das Bildnis des Königs Mathias Corvinus in Breslau. A. É. 91—92.
1911. Einiges über die Reiterstatue des heiligen Ladislaus. A. É. 287—288.

Goldschmiedekunst.

1875. Kunstausstellung zugunsten der Überschwemmten in Szeged. Feuilletons in der Vasárnapi Ujság.
1880. Die ungarische Krone und die Krönungsinsignien. Vasárnapi Ujság.
1884. Die Jamnitzerlegende in der Goldschmiedeausstellung. Pester Lloyd.
1884. Unsere nationalen Kunstschätze auf der Goldschmiede-Ausstellung. Sieben Artikel im Tageblatt Egyetértés.
1884. Einheimische Kunstgeschichte und die Goldschmiedeausstellung. Budapesti szemle XXXIX. 293—310.
1884. Die Goldschmiede-Ausstellung. Harmonia.
1887. Ein Kapitel aus der Geschichte unserer Goldschmiedekunst. A. É. 97—131.
1887. Das mittelalterliche Dratemail. Müvészi Ipar.
1888. Goldschmiede-Arbeiten aus der Zeit Ludwigs des Großen und die Siebenbürger Goldschmiede-Schule. A. É. 193—208.
1888. Das mittelalterliche Dratemail. Ein Abschnitt ungarischer Kunstgeschichte. Ungarische Revue. Sonderabdruck in 8°.
1890. Enträtselung der Stempel alter Goldschmiedearbeiten. A. É. 17—28.
1890. Der Becher des Königs Mathias Corvinus in Wasserburg. A. É. 447—448.
1891. Kristallbecher aus der Zeit der Anjous in der Kgl. Schatzkammer in Dresden. A. É. 452—453.
1892. Die Goldschmiedearbeiten der ungarischen Kapelle in Aachen. A. É. 193—204.
1892. Zur Frage des mittelalterlichen Dratemails. A. É. 18—33.
1892. Das mittelalterliche ungarische Dratemail. A. É. 445.
1892. Die von János Szilassy gefertigte Monstranz im Dom zu Kassa. A. É. 448.
1892. Die Metallwerke der ungarischen Kapelle im Aachener Münsterschatz. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. XIV. In 8°.
1893. Das Inventar der Habseligkeiten des Radecius. A. É. 93—94.
1893. Die Kunstschätze der Aachener ungarischen Kapelle. A. É. 192.
1893. Der silberne Becher Stephan Apors. A. É. 161—163.
1893. Die Werke Peter Vischers in Ungarn. A. É. 228.
1893. Magyar Mükincsek. Besprechung des Werkes M. M.-Ungarische Kunstschätze. A. É. 175.

Digitized by Google

1894. Romanische Bronzeschüsseln. A. É. 95.
1895. Der Becher von Boldogasszony. A. É. 446—447.
1895. Einiges über das Siebenbürger Email. A. É. 289—311.
1896. Die Kunstschätze des Ung. National-Museums. Magyar Mükincsek. Bd. I. S. 53—72.
1895. Der Tamás-Stin-Becher. A. É. 381—382.
1896. Emailkreuz aus dem Grabe des Thomas Batács. A. É. 140—142.
1897. Mantelschließen aus Siebenbürgen. A. É. 417—429.
1897. Neuere Beiträge zur Geschichte der Goldschmiedekunst in Ungarn. A. É. 226—253.
1897. Das sächsische Kurschwert Friedrichs des Streitbaren. Zeitschrift für historische Waffenkunde. IV. Heft.
1898. Vergoldeter Silberkelch. A. É. 187—188.
1901. Der Eggenburger Kelch. A. É. 283.
1905. Mit Dratemail verzierte Krone im Germanischen National-Museum in Nürnberg. A. É. 146—159.
1905. Schlesiens Vorzeit. IV. Band. Besprechung. A. É. 85—88.
1907. Über die alten Schmuckgegenstände des National-Museums. Auszug eines Vortrages im Jahrbuch des Ung. National-Museums S. 200—202.
1908. Der Goldring des Königs Koloman von Ungarn. A. É. 11—12.

Numismatik.

1872. Der römische Münzfund von Bánd. A. É. 26—27.
1872. Numismatische Bemerkungen. A. É. 27.
1872. Máttyus: Truchseß-Katalog usw. Besprechung. A. É. 29—31.
1877. Numismatische Bemerkungen. A. É. 258—259, 303—305.
1877. Pázmány-Medaille. A. É. 138—142.
1880. Die Medaille Stephan Báthorys im National-Museum. Arch. Közl. 191—192.
1886. Die Medaille der Königin Beatrix. A. É. 224—228.
1887. Einiges über das älteste Geld. Nemzet. Nummer 15.
1890. Die Medaille des Königs Johannes Sigismund. A. É. 160.
1890. Der Münzenfund von Nagyösz. A. É. 95.
1890. In Szerencs gefundene ungarische Denare. A. É. 384.
1891. Sammlungen römischer Münzen im Komitate Bácsbodrog. A. É. 286.
1891. Ein Münzenfund aus Bregetio. A. É. 350—352.
1891. Ein Münzfund aus Bregetio. Numismatische Zeitschrift. XXIII.
1892. Eine auf Castaldi bezügliche Medaille.

Museenkunde.

1881. Bericht des Konservators der Münzen- und Altertums-Abteilung des Ungar. National-Museums an die vom Parlament entsendete Museumskommission. A. É. 16—20.
1886. Ungarisches Museum für Waffenkunde. A. É. 189.
1886. Die Zukunft des Ung. National-Museums. A. É. 283—284.
1887. Platzmangel im Ung. National-Museum. A. É. 445.
1887/88. Die ungarische Münz- und Altertumssammlung. Magyar Szalon.
1888. Münz- und Altertumsabteilung des Ungarischen National-Museums. Verwaltung und Statistik. Pest. In 8°.
1888. Die Zukunft des Ungarischen National-Museums. A. É. 283—284.
1889. Ungarisches Museum für Waffenkunde. A. É. 87.
1889. Das National-Museum im Parlament. A. É. 444.
1891. Das Südungarische Museum. A. É. 378—379.
1891. Der Siebenbürgische Verein für Heimatkunde. A. É. 380.

Digitized by Google

1892. Das Museum des Wieselburger Komitates. A. É. 380.
1892. Das Museum des Szabolcser Komitates. A. É. 380—381.
1893. Das Tátra-Museum in Jelka. A. É. 376—377.
1893. Enquete in Angelegenheit der Museen in Ungarn. A. É. 456.
1893. Ausländische Berichte über die Altertumsabteilung des National-Museums. A. É. 84.
1894. Provinzial-Museen. A. É. 275.
1894. Die neue Aufstellung der Altertumsabteilung des Ung. National-Museums. A. É. 271.
1894. Das Museum in Aquincum. A. É. 274.
1894. Kunstgeschichtliches Museum. A. É. 273—274.
1894. Zur Angelegenheit der Provinzial-Museen. A. É. 90—91.
1895. Provinzial-Museen. A. É. 188.
1896. Das städtische Museum in Fiume. A. É. 188—189.
1897. Die Altertumskunde in den Komitaten Bacs und Ugocsa. A. É. 287—288.
1898. Platzmangel im National-Museum. A. É. 277.
1899. Die Provinzial-Museen. A. É. 1—5.
1899. Regelung der Fund-Angelegenheiten durch den gesetzgebenden Körper. A. É. 283.
1899. Museum für Waffenkunde. A. É. 430—432.
1899. Über die Münchener und Züricher Museen. A. É. 433—437.
1900. Das Museum in Kassa. A. É. 189—190.
1900. Die Ausgrabungen des dänischen National-Museums. A. É. 287—288.
1901. Über einige Museen der Rheingegend. A. É. 263—273.
1901. Bericht über die Londoner Studienreise. Im Jahresbericht des Ungarischen National-Museums vom Jahre 1901. S. 105—121.
1902. Museen in London. A. É. 89—96.
1902. Das Museum in Szegzárd. A. É. 363—364.
1902. Das Germanische Museum in Nürnberg. A. É. 379—380.
1902. Provinzial-Museen. A. É. 370—372.
1902. Die Geschichte der Münz- und Altertumsabteilung des Ung. National-Museums. S. 77—90 der Hundertjahr-Festschrift: A. M. N. Muzeum multja és jelene.
1903. Alois Riegl: Der moderne Denkmalkultus. Besprechung. A. É. 417—420.
1903. Das Museum in Preßburg. A. É. 92—95.
1903. Bericht über die Berliner Versammlung des Museen-Verbandes. X. Jahresbericht des Ungarischen National-Museums vom Jahre 1904. S. 123—137.
1905. Bericht über die Sendung nach Amsterdam. Jahresbericht des Ungarischen National-Museums. S. 130—147.
1906. Bericht über die Sendung nach Dresden. Jahresbericht des Ungarischen National-Museums. S. 134—140.
1906. Bericht des Landes-General-Inspektorates der Museen und Bibliotheken vom Jahre 1904. Besprechung. A. E. 86—96.
1908. Das Landes-General-Inspektorat der Museen und Bibliotheken. A. É. 442—446.

Aufsätze verschiedenen Inhalts.

1875. Fachunterricht der Altertumskunde in Deutschland. A. É. 40—46.
1875. Briefe aus Italien. A. É. 48—52; 81—86; 113—115; 149—152; 177—183; 202—206; 238—241; 273—276; 306—311.
1876. Die bildende Kunst im Gymnasium. Magyar Tanügy.
1878. Repertorium archäologischer Funde in Ungarn. Arch. Közl. Bd. XII.
1879. Dasselbe. Arch. Közl. Bd. XIII.
1880. Gegenwart und Zukunft unserer einheimischen Archäologie. A. É. 261—267.
1881. Die Pflege der Archäologie in Ungarn. Ung. Revue 209—219.

Digitized by Google

1882. Über die Wiener Bilderausstellung. Budapesti Szemle 133—142; 303—311.
1883. Über die Herbstausstellung im Künstlerhause. Budapesti Szemle 152—163.
1883. Arnold Ipolyi über die Fresken im Opernhause. Budapesti Szemle.
1883. Unsere monumentale Skulptur. Harmonia.
1884. Fachunterricht der Geschichte auf der Universität und weiterhin. Századok 167—177.
1886. Ungarische historische Ausstellung. A. É. 187—188.
1888. Ungarische Archäologie im Auslande. A. É. 282—273.
1889. Ungarns Archäologie. A. É. 382.
1890. Archäologische Studien auf der Pariser Weltausstellung. A. É. 19—22.
1890. Denkrede auf Ivan Pauer. Akadémiai Emlékbeszédek. Bd. VI. 6.
1890. Unsere Archäologie auf den Wanderversammlungen (1840—1888) der ungarischen Naturforscher und Ärzte. A. É. 426—429.
1891. Die Antiken-Sammlung Egger. A. É. 320—330.
1891. Denkrede auf Florian T. Römer. Akadémiai Emlékbeszédek Bd. VI. 13.
1893. Archäologische Ausstellung in Wien. A. É. 282—284.
1893. Ungarische Professoren in Griechenland. A. É. 380.
1893. Auf die Archäologie bezüglichen Posten des Österreichischen Budgets. A. É. 189.
1894. Das deutsche kaiserliche archäologische Institut. A. É. 370—371.
1894. Altertümer auf der Ausstellung zu Lemberg. A. É. 338—341.
1894. Internationale Konferenz der Altertumsforscher in Sarajevo. A. É. 341—351; 412—429.
1894. Erinnerung an Robert Gröhlich. Egyet. Philol. Közlöny.
1894. Erinnerung an Robert Gröhlich. Akadémiai Értesitö.
1895. Vorwort zu Alexander Szilágyi: Geschichte der ungarischen Nation.
1895. Altertümer von Kisbér. A. É. 379—380.
1898. Staatliches Archäologisches Institut in Wien. A. É. 57—59.
1898. Victor Myskovszky: Denkschrift im Interesse der Erhaltung und des Schutzes unserer dem Verfall preisgegebenen Baudenkmale. Besprechung. A. É. 45—48.
1899. Kunstgeschichtlicher Ferienkurs. A. É. 383—384.
1900. Bericht über die Sendung nach Köln. Jahresbericht des Ungarischen National-Museums 143—160.
1901. Bericht über den XII. internationalen Prähistoriker- und Anthropologen-Kongreß in Paris. A. É. 163—173 und in Jahresbericht des Museums 129—143.
1901. Budapest régiségei. Besprechung. A. É. 373—377.
1901. Bericht über die Studienreise nach London. Jahresbericht des Museums 105—122.
1905. Der I. internationale Kongreß für klassische Archäologie in Athen. A. É. 289—313.
1908. Die Archäologie in den einheimischen Kalendern. A. É. 447—448.
1908. Bericht über den Kongreß für Geschichtswissenschaften in Berlin. Jahresbericht des Museums. 140—160.
1909. Der II. internationale Kongreß für klassische Archäologie in Kairo. A. É. 354—371.
1912. Der III. internationale Kongreß für klassische Archäologie in Rom. A. É. 385—392.

Digitized by Google

Die Stellung und Bedeutung der ägäischen Kultur in der europäischen Vorgeschichte[1].

Von Professor Dr. Freiherr v. Lichtenberg, Berlin.

Die Bedeutung der ägäischen Kultur ist eine doppelte. Erstens gibt sie ein in sich abgeschlossenes Bild über das Leben und Treiben, das Denken und Fühlen der Menschen des zweiten Jahrtausendes v. Chr. im Gebiete des späteren Hellas, also an einer Stelle Europas, die seit jenen frühen Zeiten eine wichtige Rolle in der Kulturgeschichte spielt. Sie tritt auch nicht nur auf europäischer Seite ebenbürtig neben die bereits länger bekannten Kulturen von Asien und Afrika, sondern mancherlei unverkennbare Umstände weisen deutlich darauf hin, daß gerade sie es war, die sich reiner als andere orientalische Kulturen als geistiges Gut einer bestimmten Rasse, in diesem Falle der arischen, entwickelte und vielfach von befruchtendem Einflusse auf die Kulturen des Orients war.

Zweitens ist sie ein hochwichtiges Vermittlungsglied zwischen der Vorgeschichte Europas und den jüngeren Zeiten, aus denen es eine geschriebene geschichtliche Überlieferung gibt. Die ägäische Kultur ist nicht fertig, wie Athena aus dem Haupte des Zeus entsprang, zu irgend einer Zeit plötzlich dagewesen, sondern auch sie hat ihre Wurzeln, aus denen sie sich entwickelte. Diese Wurzeln hat man aber lange Zeit in falscher Richtung gesucht, nämlich im Oriente, während die neueren vorgeschichtlichen Forschungen auf dem Boden Mitteleuropas, Frankreichs und der spanischen Halbinsel es erwiesen haben, daß die Anfänge der ägäischen Kultur in viel älteren, bis an die Eiszeit reichenden Zeiten in Europa zu finden sind. So erweist sie sich als ein besonderer Zweig an dem ästereichen Baume der europäisch-arischen Kultur und straft die zwar

[1]) Dieser Aufsatz ist die deutsche Bearbeitung der Einleitung zur russischen Ausgabe des Buches des Verfassers über „Die ägäische Kultur", Leipzig 1911. Der Herausgeber.

Digitized by Google

irrige, aber schon recht alte Auffassung des Sprichwortes: „Ex oriente lux" Lügen, als sei alle menschliche Kultur im Oriente entstanden und erst später durch Vermittlung der Phöniker nach dem Westen, nach Europa, gelangt.

Forschungen und Ausgrabungen in Europa, die vergleichende Mythenforschung und manche andere neuere Erkenntnisse zeigen uns, daß die Kultur den umgekehrten Weg gegangen ist, nämlich von Westen nach Osten. Das genannte Sprichwort hatte auch ursprünglich keine andere Bedeutung, als daß die Sonne im Osten aufgeht und damit das Licht des jungen Tages bringt. Erst später wurde die Beziehung auf die Kultur dem Sinne des Satzes untergeschoben und die Schuld daran trägt die spätere Benutzung des griechischen Wortes *φοίνικες* als Volksname[1]).

Das Wort *φοίνιξ* bedeutet zunächst nur purpurrot, dunkelrot, blutrot. Da dem Sonnenaufgange die Morgenröte vorangeht, wurde das Wort auch für etwas, das aus dem Osten stammt, verwendet, z. B. für die Dattelpalme, die noch heute im Neugriechischen diesen Namen trägt. Demnach wurden von den Griechen alle östlich wohnenden Völker *φοίνικες* genannt, einerlei, wie weit entfernt sie wohnten; auch die Bewohner der ägäischen Inseln waren für die Festländer „die östlichen". Erst später wurde der Name „Phöniker" für ein Volk in Syrien ausschließlich gebraucht.

Aber sogar in Verbindung mit dem äußersten Westen erscheint dies Wort, denn die Sage von dem Vogel Phönix, der sich selbst verbrennt, um dann verjüngt zu erstehen, bezieht sich auf die im Westen in der flammenden Abendröte untergehende und am nächsten Morgen neu erstehende Sonne. Ferner müssen die Helden der vom Monde abgelesenen Mythologie dem Laufe der Gestirne folgen, und darum wird Kadmos ein Phöniker genannt, nicht aber, weil man ihn als aus dem syrischen Volke der Phöniker abstammend sich dachte. Daraus entstand aber später der für die Kulturgeschichte bis heute so verhängnisvolle Irrtum, daß man alles, was die alten Sagen als phönikisch, also östlich bezeichneten, auf die Phöniker bezog, die ja ihren Namen bei den Griechen nur von ihrem so weit östlichen Wohnsitze erhalten hatten, selbst aber diesen Namen nie führten.

Da nun aber die neuesten Forschungen erwiesen haben, daß der Weg der arischen Kultur von Westen nach Osten ging, und daß die ägäische Kultur eine sehr frühe reife Frucht an einem Aste des verzweigten Baumes der gemeinsam arischen Kultur war, erscheint es ratsam, ehe wir an die Betrachtung und Würdigung dieser Frucht gehen, erst den Baum selbst, womöglich bis zu seinen Wurzeln, kennen zu lernen.

[1]) Über diesen Irrtum hat schon einmal Alexander Enmann ausführlich geschrieben in dem Aufsatze: „Kypros und der Ursprung des Aphrodite-Kultus" = Mémoires de l'Académie impériale des sciences de St. Petersbourg. VII. Serie, Tome XXXIV. Nr. 13. 1886.

Digitized by Google

Dabei ist es nun sehr interessant und wichtig, daß wir eine fortlaufende Entwicklung der europäischen Kultur bis in paläolothische Zeiten, d. h. bis an die letzte Eiszeit, zurückverfolgen können. Auch die Ansätze für alle später zu beobachtenden Verästelungen dieses mächtigen Kulturstammes sind bereits in diesen frühesten Zeiten zu erkennen. Das sind aber Zeiten, die so weit zurückliegen, daß sie nicht nur selbst von den Geologen nur ungefähr nach Jahrtausenden berechnet werden können, sondern die auch viel älter sind als alles, was von den Kulturen Asiens und Afrikas uns bekannt ist oder noch bekannt werden kann. Europa war in jenen entlegenen Zeiten der Herd, wo sich die erste wirkliche Kultur entwickelte, um dann weithin auch nach anderen Erdteilen und Rassen auszustrahlen.

Es ist hier noch nicht die Rede von den zeitlich noch ganz unberechenbaren Epochen der Menschen vom Neanderthal-Typus oder des Homo Mousteriensis und Aurignacensis. Das sind Zeiten, für deren Erkenntnis der Naturhistoriker mehr mitzureden hat als der Kulturgeschichtsforscher, dessen durch Denkmäler gesichertes Arbeitsgebiet erst lange Zeit später, aber immerhin noch im Paläolithikum beginnt.

Wie die Skelettfunde von Menschen der soeben erwähnten Menschen-Gattungen und über ganz Europa verstreute Fundstätten paläolithischer Geräte und Spuren von Wohnstätten zeigen, war Mitteleuropa schon lange vor der letzten Eiszeit stark von Menschen besiedelt. Da brach, freilich nicht plötzlich, sondern allmählich die Eiszeit herein. Gewaltige Gletschermassen rückten unaufhaltsam von Norden, von Skandinavien, nach den Tiefebenen des nördlichen Mitteleuropa vor und bedeckten dieses allmählich bis zum Fuß der Mittelgebirge, während südlich von den Alpen her wiederum Gletscher in die Ebenen herab dem von Norden kommenden Eise entgegenrückten.

Damit wurden diese Gebiete unbewohnbar, und der Mensch mußte, der stärkeren Naturgewalt weichend, sich vor dem Eise zurückziehen; so wurde er schließlich für lange Zeiten hindurch auf den Südwesten Europas, auf die spanische Halbinsel und auf Südwest-Frankreich beschränkt. Mögen auch manche in anderer, nämlich südöstlicher Richtung, nach der südrussischen Tiefebene und nach dem Kaukasus gewandert sein, die Hauptmasse der paläolithischen Europäer saß dichtgedrängt im Südwesten. Drei verschiedene Arten dieses ältesten menschlichen Bewohners von Europa wurden, wie die Grabfunde zeigen, hier durcheinander gewürfelt. Man kann eine große dolichokephale Art von einer kleinen dolichokephalen unterscheiden, und neben diesen lebte noch eine kleine brachykephale. Die Langköpfe von hohem Wuchse sind die Nachkommen der seit dem Auftreten des Menschen in Europa heimischen Cromagnon-Rasse. Sowohl nach ihrer körperlichen Beschaffenheit, als nach den Funden in ihren Gräbern, die eine höhere Kultur als die der anderen beiden Arten aufweisen und sich als die Anfänge der arischen Kultur erkennen lassen, waren diese hochgewachsenen und langköpfigen Cromagnon-Leute die Vor-

Digitized by Google

fahren der Arier[1]). Allmählich nahmen auch die beiden anderen Menschenarten von der höheren Kultur an; auch körperliche Vermischung der drei Arten kann bei dem engen Raum, auf dem sie während der ganzen Eiszeit nebeneinander wohnten, nicht ausgeblieben sein; die Grundlagen aber, welche die Cromagnon-Menschen, die wir nun Arier nennen müssen, für die Kultur legten, blieben maßgebend für alle ferneren Entwicklungen bis heute noch.

Auch die im Laufe der Zeiten durch Mischungen von zwei oder allen drei Typen der ältesten Europäer entstandenen Nachkommen standen unter dem Banne der arischen Kultur, und während die im Blute rein Gebliebenen diese Kultur weiterbauten und entwickelten, wurden die anderen ihre Träger und Verbreiter nach der Ferne und zu anderen Völkern. Von diesen Mischungen mögen die Kreuzungsergebnisse der großen und kleinen Langschädel, die sogenannte Mittelmeerrasse, gebildet haben, während ein stärkerer Einschlag von seiten der Kurzköpfe später wohl den in seiner anthropologischen und kulturellen Stellung noch viele Rätsel aufgebenden Homo alpinus zur Erscheinung brachte[2]).

Diese beiden neuen europäischen Typen waren daher von allem Anfange an, sowohl nach dem Blute, als nach ihrer Kultur stark arisch beeinflußt und stellen nur durch die Vermischung entstandene Abarten des arischen Europäers dar.

Später wirkten aber auch noch andere Einflüsse auf sie ein, und zwar, wie es scheint, hauptsächlich auf den Homo mediterraneus, während der Homo alpinus durch Völkerwanderungen allmählich ganz von den reinen Ariern aufgesogen wurde und heute nur noch stellenweise, besonders in manchen Alpengegenden an einigen körperlichen Merkmalen einzelner Individuen erkennbar ist.

Die Einwirkungen auf den Mittelmeer-Menschen waren aber seit dem dritten und zweiten vorchristlichen Jahrtausende wieder anderer Art. Der Teil der Europäer, der vor dem Eise nicht nach Südwesten, sondern nach Südosten und dem Kaukasus auswich, mischte sich jenseits des Kaukasus mit asiatischen Völkern anderer Rassen. Die daraus entstandene Mischrasse scheint mir die sogenannte kleinasiatische oder kaukasische Rasse zu sein, die in Vorderasien große Landgebiete bis an den persischen Golf innehatte und einen starken Kultureinfluß auf andere Völker ausübte. Die wichtigsten Völker dieser Rasse waren die Hettiter in Kleinasien und die Elamier in Mesopotamien, ein drittes großes Volk, die Mitani, hatte die Gebiete zwischen den beiden erstgenannten inne.

[1]) Vgl. Kossinna in „Mannus" I, S. 23 u. 51.

[2]) Anders urteilt Kossinna über den Ursprung des Homo alpinus in „Mannus" I, S. 34.

Digitized by Google

Schon der erste Ursprung dieser Rasse ist zum Teile europäisch; daher kann es nicht wundernehmen, daß in ihrer Kultur viel europäisches Gut zu bemerken ist, das dann in jüngeren Zeiten durch Wanderungen arischer Stämme noch bedeutend vermehrt wurde. Diese kleinasiatische Rasse drang schon sehr früh über das Mittelmeer auch nach Teilen Europas hin, zuletzt noch um 1200 v. Chr., wofür wir die geschichtlichen Ereignisse, die diese Wanderung zur Folge hatten, noch erkennen können [1]). Dadurch aber übte sie wiederum einen Einfluß auf die euroäpischen Völker des Mittelmeer-Zweiges der arischen Rasse aus. So entstanden in den Gebieten des Mittelmeers beständige Wechselwirkungen zwischen West und Ost [2]), und dadurch ist der Begriff der mediterranen Rasse, die auf arischer Grundlage mannigfache Blutmischungen durch andere Rassen erlitt, nicht stets anthropologisch derselbe, sondern ist je nach den Gegenden und Zeitabschnitten recht verschieden, da es ganz davon abhängig ist, welche fremden Völker in Berührung mit südarischen Stämmen traten, und wie lange und stark ihr Einfluß war.

Doch wir müssen noch einmal in die alten Zeiten des südwestlichen Europas zurückkehren, denn schon vorher habe ich erwähnt, daß sich hier die Anfänge der arischen Kultur erkennen lassen, und zwar sowohl für die geistige als für die materielle Kultur. Die Gräber, die Wohnstätten der Toten, sind es, die uns auch hier tiefe Einblicke in das Gebaren der Lebenden gestatten. Andere Funde wieder, und zwar die ältesten, bekunden uns durch das Material, aus dem sie gefertigt sind, welcher Zeit oder wenigstens welcher geologischen Epoche sie angehören. Das sind Gegenstände, die entweder aus Mammuth-Elfenbein oder aus Renntierhorn geschnitzt sind. Sie stammen also aus Zeiten, da der Mensch noch mit dem längst ausgestorbenen Riesen-Elephanten, dem Mammuth, zusammen in Europa hauste, und aus solchen, als man noch im südwestlichen Europa das Renntier jagte. Nun ist das Renntier aber ein Wesen der kalten Zone, das heute nur im hohen Norden nahe dem ewigen Eise vorkommt. Damals also, als es im südwestlichen Frankreich lebte, muß das Klima ein bedeutend kälteres daselbst gewesen sein. Es waren eben die Zeiten der ausgehenden Eiszeit, zu der sich die lange in den Südwesten zusammengedrängten Menschenmassen längs den Rändern des sich langsam zurückziehenden Eises wieder über Mitteleuropa auszubreiten begannen.

Aber auch das, was diese Schnitzereien darstellen, ist für uns von der größten Wichtigkeit, da sie uns Einblicke in das geistige Leben zu jenen uns so fernen Zeiten gewähren. Aus Mammuth-Elfenbein sind nackte, weibliche Gestalten geschnitzt. Die besten dieser Figuren sind von Brassempouy

[1]) Vgl. v. Lichtenberg: Die ägäische Kultur (Leipzig 1911), S. 141 ff. u. S. 154. und „Kaukasische Völker in Europa" in „Memnon" III.

[2]) Vgl. hierzu meinen Aufsatz im „Orientalischen Archiv" II. S. 157—156: „Über gegenseitige Einflüsse vom Orient und Occident im Becken des Mittelmeeres".

Digitized by Google

und von Laugerie Basse. Diese würden uns allein für sich noch kaum mehr sagen, als daß man es damals liebte, das Weib plastisch darzustellen.

Mehr sagen sie uns aber, wenn wir sehen, daß von diesen ältesten weiblichen Gestalten eine Entwicklung ausgeht, die in Denkmälern der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit sich über ganz Europa erstreckt und endlich in der ägäischen Kultur zu Darstellungen führt, die den Sinn, den man mit diesen weiblichen Gestalten verband, unverkennbar zeigen. Daß diese jüngeren ägäischen Denkmäler aber wirklich ein Glied in einer bis Südfrankreich reichenden Entwicklungskette sind, beweist ein hackenförmiges Gerät, das schon in sehr alten Gräbern der jüngeren Steinzeit, z. B. in Collorgues und Courjeonnet in Frankreich, der weiblichen Gestalt oft beigegeben ist und in der ägäischen Kultur zu der dort eine wichtige Rolle spielenden Doppelaxt wird [1]). Es ist die mütterliche Göttin mit dem Symbol ihres Gemahls, des Himmelsgottes.

Diese Denkmäler und ihre fortlaufende Entwicklung bis Ägäa beweisen also, daß seit frühesten Zeiten allen arischen Stämmen gemeinsame religiöse Anschauungen zu eigen waren.

Aus diesen Grundanschauungen entstanden dann nach den Stammes-Teilungen die verschiedenen vorchristlich-arischen Religionen, die auch in ihren jüngsten Entwicklungen doch immer noch gleiche Gedankengänge und die Entstehung aus der allen gemeinsamen Wurzel deutlich erkennen lassen.

Neben der Religion entstand schon, als die Arier noch gemeinsam im Südwesten Europas wohnten, auch eine andere Richtung des geistigen Lebens, und zwar zum Zwecke der Zeiteinteilung, der Kalender-Kunde. Diesem Zwecke diente der Mythos, d. i. eine Erzählung, die den ständigen Wechsel und die regelmäßigen Wiederholungen der Mondphasen, die das beste Maß für die Einteilung und Bestimmung größerer Zeitabschnitte abgaben, anschaulich erläutern sollen. Später wurden mythische Erzählungen im religiösen Kulte auch auf die Gottheiten übertragen. Den Anlaß dazu gab die für Religion und Mythos gleiche Wurzel, die Beobachtung des sich beständig wiederholenden Wechsels von Werden und Vergehen. Durch die Verschmelzung von Kult und Mythos drang dann neben der astralen auch eine metereologische Auffassung in den Mythos ein. Mythische Mondgestalten wurden zu Gewittergottheiten, Eisriesen u. dgl. [2]).

Für den Mythos selbst haben wir aus den ältesten Zeiten wohl keine greifbaren Denkmäler, dennoch können wir aus anderen Umständen erkennen, daß sein Alter bis in die frühesten Zeiten zurückreicht. Diese Merkmale

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Religion und Mythos" in Memnon V, S. 225—236 und „Die ägäische Kultur", S. 94 ff. und S. 111 f.

[2]) Ausführlich handelt darüber der in der vorigen Anm. genannte Aufsatz und „Die ägäische Kultur", S. 93 f. und 101 f.

Digitized by Google

sind die folgenden: Bei allen arischen Völkern finden sich die gleichen Mythen; d. h. in allen arischen Mythen, die den Wechsel in den Erscheinungsformen des Mondes schildern, werden wohl mancherlei Handlungen erzählt, diese Handlungen und die Reihenfolge der einzelnen Ereignisse sind aber bei den arischen Völkern stets so einander gleich, daß die vergleichende Mythenforschung eine große Reihe überall vorhandener Motive und die feststehende Aufeinanderfolge dieser Motive erkennen und feststellen konnte. Dies weist darauf hin, daß der Mythos in Urzeiten an einer bestimmten Stelle entstanden ist und von da aus Gemeingut der arischen Völker wurde. Daß diese Stelle der Ursitz der noch ungetrennten arischen Rasse war, geht daraus hervor, daß Züge der mythischen Überlieferung wohl auch bei Völkern anderer Rassen in Asien und Afrika zu finden sind, daß da aber die Erzählung nicht mehr wie bei allen Ariern rein erhalten ist, sondern durch Mißverständnisse und Veränderungen in der Folge der Motive stark getrübt und entstellt auftritt. Rein ist der Mythos nur bei den Ariern, er muß also von diesen, noch ehe sie sich durch Wanderungen in Stämme spalteten, ausgebildet worden sein.

Natürlich spielen in dem der Kalenderkunde dienenden Mythos die Zahlenverhältnisse eine wichtige Rolle. Auch die Zahlen sind vom Monde abgelesen. Siebenundzwanzig Nächte ist der Mond sichtbar, drei unsichtbar. Ein Mondumlauf, die älteste größere Zeiteinheit, besteht also aus 27 hellen Nächten, denen sich zur Ergänzung die drei dunklen, die Epagomenen, anschließen. Am Lichtmonde sind drei Erscheinungsformen besonders kenntlich: der zunehmende Mond von der ersten Sichel an bis zu dem Zeitpunkte, da er nicht mehr als Horn oder Sichel erscheint, sondern die bis zum Vollmonde immer noch wachsende Gestalt einer Scheibe annimmt; dann eben diese Scheibenform und danach der wieder hornförmige abnehmende Mond. Aus diesen drei großen Phasengruppen ergab sich die natürliche Einteilung der 27 Lichtmond-Nächte in drei Wochen von je neun Nächten.

So wurden drei und neun die hervorragend wichtigen, ja heiligen Zahlen bei den Ariern [1]), während bei anderen Völkern, die den Mythos von den Ariern erhielten, aus mancherlei Ursachen, die hier zu behandeln zu weit führen würde, auch in den Zahlen Veränderungen eintraten, indem z. B. bei den Semiten an Stelle der Drei die Zwölf trat und an Stelle der Neun die Sieben.

In dieser arischen Einteilung in drei Wochen ist aber bloß der Lichtmonat von 27 Tagen in Rechnung gezogen, die drei Schwarzmondnächte sind noch unberücksichtigt. Diese drei Nächte bildeten eine vierte unvollständige Woche. Auch diese ist im Mythos zum Ausdrucke gelangt. In vielen arischen Mythen kommt ein hinkendes Pferd oder ein hinkender Esel vor. Diese Tiere

[1]) Vgl. G. Hüsing: Die iranische Überlieferung und das arische System. — Mythologische Bibliothek Band II.

Digitized by Google

hinken darum, weil sie nur drei vollständige Beine haben, während das vierte verkümmert, also unvollständig ist. So kam auch die Vier in den Mythos und auch ihre Verdoppelung, die Acht, wie z. B. Sleipnir, das achtfüßige Pferd Odhins, zeigt.

Ja, es muß einmal für alle Arier eine Zeit gegeben haben, in der man nur bis acht zählte und dann mit Neun eine neue Zahlenreihe begann. Dies ist aus sprachlichen Gründen zu erschließen, denn in allen arischen Sprachen sind das Zahlwort „neun" und das Eigenschaftswort „neu" aus derselben Wortwurzel gebildet. Dies zeigt nicht nur das Deutsche, sondern auch das griechische ἐνέα und νέος, lateinisch „novem" und „novus", Sanskrit „navan" und „nava", gotisch „niun" und niujis" und littauisch „nevyni" und „nauias".

Alle diese verschiedenartigen Umstände erweisen den gemeinsamen Ursprung und die einstige enge Zusammengehörigkeit aller arischen Völker.

Noch ein anderes wichtiges Kulturgut reicht in seinen Anfängen bis zum Übergange der paläolithischen Zeit in die neolithische; und dieses ist die Schrift. Auf Renntier-Stäben aus Südfrankreich, die also schon durch ihr Material in die letzten Abschnitte der Eiszeit gesetzt werden müssen, finden sich schriftartige Zeichen, und ganz ähnliche, ebenso alte sind in der Grotte von Mas d'Azil (Ariege) auf kleine Steinchen gemalt. In etwas jüngerer Zeit, bereits der jüngeren Steinzeit angehörig, treten diese Zeichen wieder auf, und zwar auf kleine Steine eingeritzt, die in Dolmen, besonders denen von Alvão in Portugal gefunden wurden. Auf diesen Steinen sind die Zeichen in größeren, mehrere Zeilen bildenden Gruppen angebracht, woraus ihre Bedeutung als Inschriften deutlich hervorgeht, und ein durch den Stein gebohrtes rundes Loch zeigt, daß die Inschriften in den Dolmen aufgehängt waren, also dem Toten-Kulte dienten[1]).

So beziehen sich diese ältesten Inschriften auf das Schicksal der Toten und daher ebenfalls auf die Religion. Wir können zwar diese Inschriften noch nicht lesen, ihr genauer Inhalt wird uns wohl leider immer verborgen bleiben, und doch sind sie in mehr als einer Beziehung von der allergrößten Bedeutung. Nicht nur, daß wir aus den erwähnten Fundumständen den ungefähren Inhalt erschließen können, sondern sie unterscheiden sich auch aufs Schärfste, sowohl durch die Anzahl der vorkommenden Zeichen, als durch deren Gestalt, von den nicht arischen Bilderschriften, das sind die ägyptischen und hettitischen Hieroglyphen und die Keilschrift, da die Zeichen von Alvão keinerlei selbständigen Bildwert besitzen. Ergeben diese Umstände bereits, daß wir es hier

[1]) Näheres darüber bei Riccardo Severo: As necropoles dolmenicas de Traz os-montes, in Portugalia I., dann Georg Wilke: „Südwesteuropäische Megalith-Kultur und ihre Beziehungen zum Orient" — Mannus-Bibliothek Nr. 7, ferner v. Lichtenberg in Memnon, Band IV, Orientalisches Archiv Band II und „Mitteilungen des allgemeinen Deutschen Schrift-Vereins", Heft 5, 6, S. 266 ff. und in „Mannus" IV, S. 295—305.

Digitized by Google

mit einer Buchstabenschrift zu tun haben, so zeigt das noch deutlicher ihre fernere Entwicklung.

Als sich nämlich die Arier längs der sich zurückziehenden Eisränder wieder über das einst vergletscherte Europa ausbreiteten, nahmen sie auch die Schrift mit, und aus den alten arischen Zeichen entstanden in verschiedenen Gebieten die verschiedenen arischen Buchstabenschriften, mit denen allen die Zeichen von Alvão bedeutsame Übereinstimmungen in der Form aufweisen. Dies sind zunächst im Norden die germanischen Runen, im Südosten die Zeichen der ägäischen Schrift.

Letztere war wohl, wie ihre einzig lesbare Ausgestaltung als kyprische Schrift zeigt, eine Silbenschrift, doch gibt es auch hierfür eine Erklärung. Die Arier verwendeten die Schrift nicht für Zwecke des Alltags, sondern für solche der Religion. Dies zeigt ihre Verwendung zum Toten-Kulte in Alvão und die germanische Sage der Runen-Erfindung durch Wotan. Im Gebiete des ägäischen Meeres kamen die Arier in nahe Berührung mit Völkern klein-asiatischer Rasse, die ihre Silbenschrift auch für das tägliche Leben gebrauchten. Zu diesem neuen Zwecke legten die Ägäer auch ihren mitgebrachten altarischen Zeichen Silben-Bedeutung unter. Das war aber, wie wir gleich sehen werden, nur ein vorübergehender Zustand.

Durch die Wanderungen nach der Eiszeit begann gleich die Spaltung der Arier in einzelne Stämme. Die einen zogen von Südwesteuropa nach dem Norden bis Skandinavien, der andere Teil wanderte durch das südliche Mitteleuropa ostwärts. So entstand die Spaltung in Nord- und Süd-Arier [1]). Ein dritter Zweig der Arier scheint noch südlicher auf dem Seewege quer durch das mittelländische Meer nach der Balkan-Halbinsel und nach Kleinasien gelangt zu sein.

Archäologische Merkmale geben uns diese Wegerichtungen an. In Spanien und Portugal sind in den ältesten Zeiten bereits die unterscheidenden Kennzeichen der nord- und süd-arischen Kultur nebeneinander ausgebildet. Die nach dem Norden Wandernden nahmen die Sitte, ihre Toten in Dolmen zu bestatten, mit sich, in der Verzierung der Gefäße behielten sie die ältere Art, des Einritzens in den noch weichen Ton bei. Die Südarier wieder bedienten sich anderer Bestattungsformen und für die Ornamentierung der Gefäß-malerei, die auf der spanischen Halbinsel ebenfalls schon vorbereitet war.

Neben den Dolmen hatte sich aber in Spanien noch eine andere Grab-form entwickelt. Das sind kuppelartige Gewölbe, die aus überkragenden Stein-platten in natürlichen Erderhebungen oder unter künstlichen Erdaufschüttungen errichtet wurden. Eines der best erhaltenen Beispiele ist das Kuppelgrab

[1]) Genaueres über Nord- und Süd-Arier vgl. Kossinna: „Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten" in „Mannus" I, besonders die Abschnitte „Nordindogermanen und Südindogermanen", S. 225 ff. und „Südindo-germanen in Osteuropa", S. 236 ff.

Digitized by Google

von Alcalá in der portugiesischen Provinz Algarve. Dieses stimmt in allen Teilen mit den jüngeren mykenischen Kuppelgräbern überein.

Zwischen diesen beiden weitgetrennten Gebieten fehlt diese Grabform aber völlig, ein Umstand, der den Gedanken an eine Wanderung auf dem Seewege nahelegt. Diese Kuppelgrab-Erbauer nahmen auch die Schrift mit sich, die sie dann unter den erwähnten Umständen zur Silbenschrift umbildeten. Sie sind wohl das noch viele Rätsel aufgebende Volk der Pelasger. Durch ihre Berührung mit kleinasiatischen Völkern entwickelten sie zwei nebeneinander herlaufende Arten von Schrift, und zwar aus ihren mitgebrachten Zeichen die kretische und kyprische Silbenschrift und daneben unter Anlehnung an die kleinasiatischen Hieroglyphen eine Art von Bilderschrift, deren schönstes Beispeil der Diskos von Phaistos ist.

Bald aber entstanden neue Völkerwanderungen, indem von Nordeuropa her nordische Stämme sich über Mitteleuropa und weiter südlich bis in die Balkanhalbinsel ausbreiteten und so nordische Kultur nach dem Süden mitbrachten. Aus der Verschmelzung von Nord- und Süd-Ariern in Mitteleuropa entstanden die Völker der sogenannten Spiral-Mäander-Kultur [1]). Diese drangen dann weiter südlich über den Balkan in die von Pelasgern bewohnten Gebiete. Die archäologischen Funde gestatten es, die Wanderungswege einzelner dieser nordischen Stämme noch heute zu erkennen.

Das Ergebnis aus der Mischung der Spiral-Mäander-Kultur mit der pelasgischen war dann die ägäische Kultur, die damit Teile beider arischen Kulturentwicklungen zu hoher Ausbildung brachte. Während des ganzen zweiten vorchristlichen Jahrtausendes dauerten die Einwanderungen nach Ägäa aus dem Norden an; es rückten allmählich die Stämme ein, die dann das Volk der Hellenen bildeten, bis bei der letzten solchen Wanderung, der sogenannten dorischen, die pelasgischen Urbewohner als Philister über Kypros bis Syrien auszuwandern sich genötigt sahen, und die ägäische Kultur auch dahin brachten. Damit übernahmen die Bewohner Syriens auch die ägäisch-arische Silbenschrift, aus der sich dann die phönikische und hebräische Schrift entwickelten.

Darum ist die ägäische Kultur von so hoher Bedeutung, weil sie uns durch das Ineinandergreifen nordarischer und südarischer Kulturbestandteile eine reiche und schöne Entwicklungsstufe der arischen Gesamtkultur bietet, und weil wir sowohl die Wege nachweisen können, auf denen diese Bestandteile seit der Eiszeit von der spanischen Halbinsel aus über Europa wanderten und schließlich nach Ägäa gelangten, als auch die Wege und Ursachen, durch die die ägäische Kultur auf Völker anderer Rassen Einflüsse ausübte, und damit zur Verbreitung arischen Geistes-Gutes in hohem Maße mitwirkte.

---

[1]) Vgl. G. Wilke: „Spiral-Mäander-Keramik und Gefäß-Malerei. Hellenen und Thraker." Mannus-Bibliothek, Nr. 1.

Digitized by Google

Allgemeine Gesetze bei dem Problem des Aufstiegs und des Niedergangs der Rasse.

Von Kreisarzt Dr. Friedrich Boerschmann in Bartenstein in Ostpr.

Mit 1 Abbildung im Text.

In der 7. Sure des Korans sagt der Prophet: „Aufstieg und Niedergang eines jeden Volkes habe seine von Gott bestimmte Zeit und keine Anstrengung vermöge jenen zu beschleunigen, diesen aufzuhalten."

Ohne mich als absoluten Anhänger der rein fatalistischen Weltanschauung zu bekennen, wie sie in der muhamedanischen Religion zum Ausdruck kommt, möchte ich für meine Zwecke auch aus dem eben zitierten Wort des Propheten den sicher berechtigten Schluß ziehen, daß sich die Weisen der Kulturvölker aller Zeiten mit dem Problem des Blühens und des Verfalls von Volksverbänden beschäftigt haben und es zu lösen versuchten im Rahmen ihrer eigenen geistigen Entwicklung, entsprechend ihrer Moral und ihrer Religion. Und in der Tat: wir finden in den alten Überlieferungen untergegangener Völker oft nur einige Andeutungen, bestehend in einfachen Beobachtungen über diesen Gegenstand; nicht zu selten aber stoßen wir auf tiefe Gedanken, die meist in den besonderen religiösen Anschauungen des betreffenden Volkes wurzeln.

Es ist nun sehr verlockend, die Frage nach dem Auf- und Niedergang der Rassen oder der einzelnen Völker vom geschichtlichen Standpunkt zu behandeln, in dem man die verschiedenen Äußerungen über diese Erscheinung in den einzelnen Zeitabschnitten vergleicht, nachdem man sie auf ihren Wert in der kulturellen Entwicklung des besonderen Volkes geprüft hat. Man findet dann sicher Anhaltspunkte für etwas Gesetzmäßiges und Übereinstimmendes auf der ganzen Linie der Betrachtungen.

Indessen ich will das Problem wohl unter Benutzung der Erfahrungen, die bisher in dieser Hinsicht gemacht sind und geschichtlich feststehen, doch in einem anderen Lichte betrachten, in dem Lichte der allgemeinen Entwicklung,

Digitized by Google

in der auch der Aufstieg und der Niedergang der Rassen und Völker Platz finden muß. Fraglos werden die großen Gesetze, nach denen dieser besondere Vorgang stattfindet, sich viel klarer zeigen bei einer derartigen Behandlung des Problems und man vermeidet so leichter die Gefahr der Trugschlüsse, wenn man sich nicht lediglich auf Zusammensetzung und Vergleichung von Überlieferungen verläßt.

Im allgemeinen hat die ganze Frage nicht nur eine theoretische, sondern sicher auch eine hervorragend praktische Bedeutung. Das ist schon daraus zu ersehen, daß jedes Volk sich bewußt ist seiner Blüte und seines Unterganges, daß es dahin strebt, seine Kultur zu erhalten und weiter auszubilden, denn davon hängt sein Bestehen ab. Wie jeder einzelne Volksangehörige, so hat auch das gesamte Volk seinen Selbsterhaltungstrieb, den es möglichst lange in seiner besonderen Beschaffenheit betätigt, ebenso wie jede Rasse ihre Eigenart möglichst lange zu erhalten sucht und bei Rassenmischungen meist in einer Weise abgibt, die ihr Bestehen, wenn auch in anderer Form, gewährleistet. Wie jeder einzelne Mensch, wenn er geboren ist, auch dazu bestimmt ist, nach einer längeren oder kürzeren Laufbahn wieder zu endigen, so werden auch Rassen und Völker nicht ewig leben, sie befinden sich in steter Umänderung, und die höchste Blüte zeigt nur den Anfang des beginnenden Verfalls. Das ist leicht an der Hand einer großen Reihe von Beispielen aus der Geschichte zu beweisen. Ob nun der Niedergang eines Kulturvolkes, einer Nation auf Entartung beruht, ob er sich überhaupt aufhalten läßt, das werde ich später auseinandersetzen, jedenfalls suchen auch gerade die führenden Kulturvölker der Neuzeit zur Ergründung des Problems und zur etwaigen praktischen Nutzbarmachung der Forschungsergebnisse in dieser Richtung nach Merkmalen, welche die Gesamtentwicklung einigermaßen ahnen lassen, oder anders, im Rahmen des Selbsterhaltungstriebes ausgedrückt, sie sehen in gewissen Kennzeichen besondere Gefahren für die Erhaltung und das Gedeihen ihrer besonderen Kulturen. Da nun ein Volk sich aus einzelnen Individuen zusammensetzt, so liegt es nahe, gerade in der Abnahme oder in einer nicht ständig progressiven Vermehrung der Bevölkerung besonders gefährliche Merkmale zu sehen im Sinne des allgemeinen Zusammenhalts und sozusagen im Sinne der Erhaltung des besonderen Kulturwertes im Kurse.

Auch unser Staat fängt jetzt an, sich mit dieser Frage zu beschäftigen, nachdem in Frankreich bereits seit acht Jahren eine offene Verminderung der Bevölkerung festgestellt ist, die ständig zunimmt. Im Jahre 1911 ist die Geburtsziffer in Frankreich noch nie so niedrig gewesen wie bisher. Man sieht schon hieraus, daß bei modernen Kulturvölkern, die sich die Errungenschaften der Hygiene zu eigen gemacht haben und in geordneten Er-

Digitized by Google

werbsverhältnissen leben, die Sterblichkeitsziffer für die Bevölkerungsbewegung in absteigendem Sinne weniger in Betracht kommt, sie wird immer mehr ein fester Faktor, mit dem sämtliche Völker zu rechnen haben, dessen Größe sich allmählich einem bestimmten Grenzwert nähert. Eine stetige Abnahme der Geburten gibt aber zu den trübsten Aussichten Veranlassung, die für ein großes Volk denkbar sind. Auf Einzelheiten möchte ich mich hier nicht einlassen, jedenfalls ist auch bei uns die Geburtsziffer erheblich gesunken, trotzdem durch Abnahme der Sterblichkeit und Verlängerung der Lebensdauer die Zahl der im fortpflanzungsfähigen Alter stehenden Personen nachweisbar zugenommen hat. Daraufhin beschloß die wissenschaftliche Deputation des Medizinalwesens des preußischen Staates auf Grund von Leitsätzen, die nach eingehenden Berichten von Pistor und Dietrich aufgestellt waren, ausgedehnte Ermittlungen zu veranstalten, deren Ergebnisse nunmehr als Material bei Behandlung der ganzen Frage verwertet werden sollen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auf Grund der Ermittlungen dann, falls es nötig sein sollte, auch besondere gesetzliche Verordnungen ins Leben gerufen werden. Im allgemeinen dürften wohl die meisten Berichterstatter die gewollte Einschränkung der Geburten als die Ursache des Rückgangs der Geburtsziffer angeführt haben, und es werden auch eine ganze Reihe von Gründen für die gewollte Verhinderung der Geburten genannt. Diese Gründe werden in dem vor kurzem erschienenen Werk von Julius Wolff, dem Nationalökonomen der Breslauer Universität, vollzählig aufgeführt und behandelt. Ich nenne hier das Verlangen nach reichlicherer Lebensführung, den Wunsch, die Mittel nicht an so viele Kinder zu verschwenden (das Vernunftargument der großen Zahl), die Rücksicht auf besseres Fortkommen der Kinder, auf Bestand der Güter, des Glanzes der Familie, die Rücksicht auf das körperliche Gedeihen der Frau, zumal bei steigender Erwerbstätigkeit derselben. Ich nenne ferner als weitere in dem Buche Wolffs kritisch behandelte Erklärungen für den Geburtenrückgang die Erklärung aus der „optischen Täuschung", aus der gesunkenen Sterblichkeit, aus der Abnahme der Ehen, aus physiologischer Minderwertigkeit (Verschlechterung der Rasse), aus gestiegener Wohlhabenheit der Masse. Dazu kommen noch Erklärungen aus dem Zug vom Lande in die Stadt (die Urbarnisierung der Nationen), aus der Loslösung von der Kirche, aus allgemeiner Kenntnis der Präventivtechnik und last not least aus der fortschreitenden Teuerung. Wolff kommt zu dem Ergebnis, „daß der Individualismus und Materialismus unserer Tage, der an Stelle der Tradition getretene rechnerische „Calcul" die letzte Ursache der immer weiter gehenden, auch bei uns noch lange nicht an ihrem Ende angelangten Beschränkung der Kinderzahl ist. Die Völker, die der Kirche und der weltlichen Autorität am stärksten untertan sind, haben die höchste, das längst atheistische und demokratisierte Frankreich die kleinste Geburtsziffer in Europa."

Digitized by Google

Eine Kritik der Ausführungen Wolffs möchte ich an dieser Stelle nicht geben, ich überlasse sie Ihnen, wenn ich Sie mit den Grundzügen des Aufstiegs und des Niedergangs der Rassen vertraut gemacht habe. Eins aber möchte ich zunächst noch bemerken. Die Ermittlungen des preußischen Ministeriums des Innern wollten auch vor allem Beobachtungen haben darüber, ob der Geburtenrückgang auf Entartung, d. h. auf zunehmende Unfähigkeit zur Zeugung und Empfängnis und auf zunehmende Gebärunfähigkeit zurückzuführen ist. Wenn nun z. B. die ostpreußische Ärzteschaft auf Grund ihrer Erfahrungen eine Entartung in diesem Sinne einfach für ausgeschlossen hält (vergl. Sitzungs-Bericht der Ärztekammer für die Provinz Ostpreußen vom 9. November 1912), so dürfte es doch wohl gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß die Erfahrungen auch noch so alter Ärzte nicht annähernd über eine Erscheinung Aufklärung geben können, die, wenn sie sich überhaupt zeigt, sich nur außerordentlich langsam vollzieht. Eine Entartung als die Folge erworbener minderer Eigenschaften (z. B. nach Geschlechtskrankheiten, bei Alkoholismus, bei Geisteskrankheiten, eventl. bei Tuberkulose, Krebs usw.) dürfte sich eher bemerkbar machen, und sie ist für einzelne Familien und Generationen schon lange als gültig angenommen. Bei dem Rassenproblem handelt es sich aber hauptsächlich um die Frage, ob eine Art rein physiologischer Entartung oder sagen wir besser Umänderung stattfindet, die in der Abnahme der Geburtsziffer zum Ausdruck kommt. Es ist von wesentlicher Bedeutung, dieses festzustellen, denn man erspart sich unangenehme Überraschungen, wenn man gewahr werden sollte, daß trotz aller mit gewaltigen Mitteln in Szene gesetzter Arbeit zur Verhütung der Folgen erworbener Eigenschaften und zur Beseitigung bestimmter Begleiterscheinungen der Kulturentwicklung ein Aufhalten des Geburtsniederganges in wesentlichem Grade nicht zu erzielen ist. Wie wichtig die Beantwortung dieser Frage ist, zeigt uns der Vorschlag Bornträgers in seinem Werk „Der Geburtenrückgang in Deutschland, seine Bewertung und Bekämpfung" (vor kurzem erschienen in den Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung). Bornträger verlangt eine große Organisation, welche, unter Anwendung von gewaltigen Mitteln, auf einer ganzen Reihe von Gebieten arbeitend, methodisch die Abnahme der Geburten bekämpft. Er kommt am Schlusse seiner Ausführungen zu folgendem Resümee:

„1. Der immer schneller, intensiver und extensiver vor sich gehende, absichtlich herbeigeführte Geburtenrückgang in Deutschland ist eine der allerbedrohlichsten Verfallserscheinungen der Neuzeit und muß unbedingt baldigst gestoppt werden, wenn wir nicht langsam, aber sicher unserm Verderben entgegengehen sollen.

2. Der hierzu nötige Kampf kann erfolgreich nicht durch einzelne Maßnahmen oder auch durch einige Gruppen von Maßregeln geführt werden,

Digitized by Google

sondern muß, um ein durchgreifendes Resultat zu erzielen, auf allen in Betracht kommenden Gebieten gleichzeitig organisiert und zielbewußt, nachhaltig und siegeswillig durchgehalten werden; ganz besonders auch auf religiösem, geistigem und seelischem Gebiete, andernfalls ein wirklicher Umschwung unmöglich ist."

Bevor ich nun weitergehe in meinen Ausführungen, möchte ich noch etwas über den modernen Rassenbegriff sagen. Auch hier haben sich im Laufe der Zeit die Anschauungen geändert. Fest stand bei ernsthaften Forschern, besonders bei den anatomischen Anthropologen schon verhältnismäßig früh die Einheit des Menschengeschlechts beruhend auf der gemeinsamen Abstammung. Kollmann, Cuvier und Virchow erkennen für den Menschen das Bestehen von verschiedenen Spezies nicht an. Die fünf bis sechs Schädelformen der Diluvialzeit (unsere Hauptformen und die Mischformen erster Ordnung) haben sich nicht verändert und sind noch heute zu finden. Der Rundschädel dürfte im allgemeinen als eine vervollkommnete Form des Langschädels anzusehen sein[1]). Den Schädelformen legt man aber heute lange nicht mehr die Bedeutung bei wie früher. [?] Nichtsdestoweniger ist man wohl berechtigt, oder ich möchte sagen, man ist es gewöhnt, die Menschen in Rassen zu klassifizieren. Hat man doch eine große Reihe von anderen Unterscheidungsmalen als Kopfform und Hirngewicht, wie Haare (interessant sind hier die Theorien über das Verhältnis der Blonden und Brünetten in Mitteleuropa), die Farbe der Haut, die Stellung der Augen usw. Jedenfalls verwischen sich auch diese Rassenunterscheidungsmerkmale immer mehr und bei näher verwandten Völkern der gleichen Kulturstufe bleibt von den früheren, deutlich geforderten körperlichen Unterscheidungsmerkmalen schließlich nichts mehr übrig. Sie unterscheiden sich vielleicht noch im Temperament; und so dürfte es wohl schwer fallen, z. B. bei einem Normal-Europäer, jedesmal richtig zu schließen auf die Rassen- bezw. Volkszugehörigkeit. In Ranke „Der Mensch" wird eine Äußerung Kollmanns angeführt, die ich wiedergebe: „Von urteilsfähigen Beobachtern habe ich wiederholt bei den Schaustellungen der Lappländer oder der Indianer das Urteil gehört, das seien einfach maskierte Schwaben oder Bayern, obwohl die Echtheit, von den berufensten Ethnologen festgestellt, außer Zweifel war. Das ist ein deutlicher Fingerzeig, wie auffallend gering der Unterschied selbst sehr differenter sogenannter Rassen ist." von Baer, einer der Hauptbegründer der Lehre von dem gesetzmäßigen Zusammenhang der animalen Formbildung, sagt: „Es ist wohl kein Volk in Europa, welches in historischer Zeit so sehr gemischt wäre wie das britische. Urbewohner, Kelten, Römer mit dem bunten Völkergemisch römischer Heere, in späterer Zeit Angelsachsen und Normannen, sind, mit Ausnahme weniger

[1]) Dieser Ansicht dürften heute nur noch wenige Rassenforscher huldigen. G. K.

Digitized by Google

Gebirgsdistrikte, zu Einem Volke verwachsen, weil von einer Insel ein bedrängtes Volk nicht leicht entweichen kann." Und diese Engländer wirken heute überall, wo sie hinkommen, stets als Glieder einer einheitlichen Nation. Man kann wohl sagen: die einzelnen Rassen, soweit sie dazu durch besondere Eigenschaften befähigt waren, haben eine Entwicklung zu einer Reihe von Nationen, von einheitlichen Kulturstaaten durchgemacht, indem sie miteinander Verschmelzungen eingingen. Es ist wohl anzunehmen, daß auch diese Kulturstaaten durch weitere Verschmelzungen andere Entwicklungsstadien erreichen werden. Interessante Gedanken über gewisse Rassenerscheinungen finden sich in Chamberlains „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts." Mir ist es von Wert, gezeigt zu haben, daß Rassen und moderne Kulturstaaten eigentlich ziemlich dasselbe ist und, wenn auch das eine aus dem andern entstanden ist: die Gesetze, welche für den Werdegang einer Rasse in Betracht kommen, decken sich absolut mit den Gesetzen der Entwicklung eines modernen Kulturstaates. Es sind die Gesetze der Entwicklung der sogenannten Vitalrasse im Sinne der Rassenbiologie, d. h. des Gesamtträgers einer über die Individuen fortdauernde Erhaltungs- und Entwicklungs-Einheit des Lebens. (Ploetz.)

Die Rassenbiologie mit ihrer Unterabteilung Rassenhygiene ist eine der neuesten und modernsten Wissenschaften. Auf der internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden im Jahre 1911 wurde ihr ein nicht zu kleiner Platz eingeräumt und hervorragende Forscher hatten dort reiches wissenschaftliches Material ausgestellt. Der Katalog der Gruppe Rassenhygiene der internationalen Hygiene-Ausstellung, betitelt „Fortpflanzung, Vererbung, Rassenhygiene", herausgegeben von Max von Gruber und Ernst Rüdin ist ein wissenschaftliches Werk ersten Ranges, aus dessen reichem Born unendlich viel Wissenswertes und Bedeutungsvolles zu schöpfen ist. Zum besseren Verständnis des Ganzen gebe ich an dieser Stelle die Einordnung der Rassenhygiene in die Wissenschaft nach Ploetz.

Die Hauptaufgabe der Rassenhygiene ist: die Ursache der Entartung zu erforschen und zu verhüten. Es gilt, bis in die tiefsten Geheimnisse der Fortpflanzung einzudringen, sich über Variabilität, Auslese, Mutation Klarheit zu schaffen, vor allem durch immer neue Methoden der Lösung des Rätsels der Vererbung näher zu kommen. Großes ist auf allen diesen Gebieten geleistet worden, Größeres ist zu erwarten. Die Entdeckung von der mitotischen Zellteilung, von den Chromosomen im befruchteten Ei zeigt damit auch die kleinen Teilchen, welche die Vererbung vermitteln. Man spricht heute durch-

Digitized by Google

Anlage I.

Einordnung der Rassenhygiene in die Wissenschaft.

Biologie, Lehre vom Leben.

1. Einteilung: Nach Betrachtungs-Methoden und nach Art des Lebensablaufs.

Lehre von den Erscheinungen des Lebens.		Lehre von den Bedingungen des Lebens.	
Normale Morphologie und Physiologie. (Lehre von den Formen und Funktionen des Lebens bei seinem gesunden Ablauf.)	**Pathologische Morphologie und Physiologie.** (Lehre von den Formen und Funktionen des Lebens bei krankhaft gestörtem Ablauf.)	**Hygiene.** (Lehre von den besten Erhaltungsbedingungen des gesunden Lebens.)	**Therapie.** (Lehre von den besten Herstellungsbedingungen des gesunden Lebens nach Störung durch Krankheit.)

2. Einteilung: Nach der Art der Lebewesen.

Individual-Biologie. = Biologie des zeitlich beschränkten, räumlich eine geschlossene Einheit bildenden Lebensträgers, der aber das Leben nicht dauernd erhalten kann.				Rassen-Biologie. Biologie der Rasse (im Sinne der Vitalrasse, nicht der System-Rasse), d. h. des Gesamtträgers einer über die Individuen fortdauernden Erhaltungs- und Entwicklungs-Einheit des Lebens.			
Normale Morphologie und Physiologie des Individuums.	**Pathologische Morphologie u. Physiologie des Individuums.**	**Individual-Hygiene**	**Individual-Therapie**	**Normale Pathologische Morphologie und Physiologie der Rasse**		**Hygiene der Rasse = Rassen-Hygiene**	**Therapie der Rasse**
Hygiene-Gesamtgebiet.							

A. Ploetz.

Digitized by Google

weg vom Keimplasma im Gegensatz zum Soma, und von Gruber hat durchaus Recht, wenn er die Rassenhygiene im wesentlichen eine Hygiene des Keimplasmas nennt. Das Problem der Vererbung ist von allen Seiten in Angriff genommen und auch über die Vererbung erworbener Eigenschaft scheint man allmählich mehr Klarheit zu gewinnen. Männer wie Weißmann, de Vries und vor allem Mendel haben gewaltig aufklärend gewirkt. Die Mendelschen Gesetze sind fraglos einwandfrei bewiesen und gelten für alle Fälle, leider ist es bisher nicht möglich gewesen und vielleicht eignen sie sich auch nicht dazu, von ihnen aus oder durch sie weiter einzudringen in ganz bestimmte Teile des doch noch recht dunklen Gebiets der Vererbung. Im allgemeinen ist es langjährige, mühsame Experimentierarbeit gewesen, welche die Grundlagen der so überaus wichtigen Vererbungsgesetze festgestellt und damit wiederum eine Epoche in der kulturgeschichtlichen Entwicklung des Menschengeschlechts geschaffen hat (Fischer in Naturwissenschaftlicher Wochenschrift Nr. 7/1912). Bei den Experimenten dienten im wesentlichen als Material bestimmte Pflanzen und Tiere, die wegen ihrer Individualität zu Versuchen über Vererbung von Eigenschaften als besonders geeignet sich erwiesen. Beim Menschen lassen sich derartige Versuche so ohne weiteres nicht anstellen, hier schließt man meist auf Grund von Aufzeichnungen, die zum Teil längst verflossenen Zeiten angehören und nicht immer als einwandsfreie Beobachtungen gelten können. Interessant sind hier die im Jahre 1911 von Haecker, dem Schüler Weißmanns, veröffentlichten Untersuchungen über die Dicklippigkeit der Habsburger, die sich seit Friedrich III. (1415—1493) zuerst mit Sicherheit feststellen läßt und dann vielen männlichen Habsburgern treu geblieben ist. Bei den Schlüssen, die man auf Grund von Beobachtungen im Tier- und Pflanzenreich in bezug auf den Menschen macht, ist aber doch wohl eine gewisse Vorsicht am Platze, da die Menschheit unzweifelhaft eine höhere Entwicklungsstufe bedeutet als alle andern Lebewesen. Ganz besonders groß ist der Unterschied im Entwicklungsgrad zwischen dem Menschen und den Insekten und Reptilien, aus welchen großen Tierklassen einzelne Familien mit Vorliebe zu den genannten Experimenten benutzt werden, oder gar zwischen dem Menschen und Exemplaren aus dem Pflanzenreich, mit denen Züchtungsversuche angestellt werden. Gerade bei dem wesentlichsten Punkt der Aufklärung des menschlichen Entwicklungsproblems, der Umbildung oder Umänderung des Geistes oder richtiger gesagt der Intelligenz können diese Experimente von vornherein keinen Aufschluß oder auch nur Anhaltspunkte geben. Und gerade auf diesem Gebiete ist die Nachfrage nach Lösung des Entartungsproblems eine ganz gewaltige, wenn wir auch bereits so manches in dieser Hinsicht wissen.

Um nun wieder zur Abnahme der Geburtsziffer zurückzukehren, die, sei es in diesem oder jenem Sinne, doch immer als ein Entartungszeichen aufzufassen ist, so muß naturgemäß schließlich bei bleibender Abnahme-

Digitized by Google

Neigung eine Erledigung der Rasse, der Rassentod, eintreten, falls die Rasse sich nicht von außen her erneuert, d. h. mit Hilfe einer andern Rasse eine neue Rassenform geschaffen wird. Alles dieses entspricht — das muß doch auffallen — vollkommen dem Werdegang jedes einzelnen Individuums, aus deren Gesamtheit sich die Rassengemeinschaft zusammensetzt. Das einzelne Individuum lebt und stirbt, die Rasse tut es auch. Wenn man das Leben erklärt als einen organisierten fortwährenden Austausch zwischen den einzelnen Körpergeweben, so kann man dieses auch auf die Rasse übertragen, wo dann den einzelnen Geweben besondere Familien, Generationen oder Volksklassen entsprechen; auch in kultureller Beziehung ist dieses anwendbar. Über das Aussterben von Geschlechtern hat van den Velden auf der vorjährigen internationalen Hygiene-Ausstellung nach den Riffelschen Erhebungen sehr interessante Zusammenstellungen gemacht, aus denen hervorgeht, daß Familien auch eingehen können, wenn sie mehrere, ja fast alle Generationen hindurch in der Hauptsache gesunde, sogar langlebige Familienmitglieder haben. „Fahlbeck hat hervorgehoben, daß der aussterbende schwedische Adel persönlich keine Zeichen auffallender Degeneration aufweist" (von Gruber im Katalog der Hygieneausstellung). Hierdurch ist — und das ist von der größten Bedeutung — auch rassenhygienisch bewiesen, „daß es bis zu einem gewissen Grade ein selbständiges Entarten des Keimplasma gibt, gerade sowie das Keimplasma bei Schädigung des Soma intakt bleiben kann." von Gruber sagt nun weiter: „was speziell die Hygiene anbetrifft, so wird übersehen, daß die Hygiene gegenüber vielen höheren Graden von Entartung tatsächlich machtlos ist."

Was sind nun diese höheren Grade der Entartung? Sollte man hier nicht lieber den Begriff der Entartung ganz fallen lassen? Könnte es sich bei dem Sinken der Geburtsziffer nicht um einen ganz normalen physiologischen Vorgang handeln, um eine Art Alterserscheinung, ja um ein Gesetz, das noch viel allgemeiner ist, als daß es nur für Menschen und Menschengemeinschaften gilt?

Und damit will ich den Boden der Rassenbiologie verlassen und das ganze Problem nunmehr beleuchten mit der Sonne des auf energetischer Grundlage stehenden Entwicklungsgedankens. Wir rütteln jetzt, mehr auf philosophischen Wegen wandelnd und bauend auf logische und mathematische Wahrheiten, an die Pforte der reinen Erkenntnis, aus der nur ab und zu ein erleuchtender Strahl den nimmer ruhenden Menschengeist im Weltall trifft. Es wäre nun wohl angezeigt, auf die einzelnen philosophischen Systeme näher einzugehen, indem man sie nach einem bestimmten Gesichtspunkt ordnet, ich will es mir aber versagen. Ich bemerke noch, daß es etwa nicht nötig ist, sich das Weltproblem vorzustellen von dem reinen extremen Stand-

Digitized by Google

punkt des Monisten oder des Kepplerianers oder des relativistischen Positivismus, wenn man meinen Ausführungen folgt. Ich lehne mich an die Grundpfeiler, die ziemlich allen neueren philosophischen Weltanschauungen gemeinsam sind, und bleibe im Prinzip treu der Kant-Laplaceschen Auffassung vom Weltproblem.

Als sichtbare Wahrzeichen früherer Entwicklungsperioden kennen wir in den verschiedenen geologischen Formationen der Erde gewaltige Reste untergegangener Floren und Faunen, wir haben ferner unzählige Anhaltspunkte für gewisse Stufen der Entwicklung durch die vergleichende Biologie und Entwicklungsgeschichte erhalten, und das biogenetische Grundgesetz — die Abstammungslehre ist fast allen biologischen Naturforschern der Jetztzeit geläufig. Alles dieses spricht für einen Zusammenhang zwischen den einzelnen Lebewesen, und zwar für einen zeitlich geordneten Zusammenhang, d. h. für eine Entwicklung. Welcher Art ist nun diese Entwicklung und nach welchen Gesetzen verläuft sie? Hier gehen die Ansichten schon recht weit auseinander. Während die einen das Leben als etwas ganz besonderes auffassen, und Helmholz sowie in neuerer Zeit der große Physiker Svante Arrhenius die Möglichkeit erwägen, daß das Leben von andern Gestirnen in einer bestimmten Endperiode auf die Erde übertragen ist, halten andere Naturforscher und Philosophen an dem Entwicklungsgedanken auch im allgemeinen in bezug auf alle irdischen und kosmischen Formen fest und reihen den Menschen in die große Entwicklung ein. Philosophische Überlegungen und logische Schlüsse sowie Tatsachen aus der Astronomie und Astrophysik haben zu dieser Anschauung geführt, die auch ihre sichtbaren Grundlagen hat in den zarten Fäden, die das Tierreich mit dem Pflanzenreich, die organische Welt mit den anorganischen Stoffen verbindet und physiologische und pathologische Lebenserscheinungen als chemische Umänderungen erkennen lassen. Damit sind wir aber der Erklärung des Begriffs des Lebens wesentlich nicht näher gekommen. Das Auftreten der lebendigen Substanz bedeutet offenbar den Anfang einer ganz eigenartigen Periode der Entwicklung, deren Entstehungsbestandteile jedoch auf eine für uns noch unerklärliche Weise wohl enthalten sein können in entsprechenden organischen Formen, in Eiweißkörpern, wie sie jetzt nicht mehr bestehen, die aber auch experimentell nicht mehr herzustellen sind, wie so viele andere untergegangene Entwicklungsformen. Eine ganze Reihe auffallender Erscheinungen in dem Aufbau und, soweit sie zu den Lebewesen gehören, auch in den Lebensäußerungen sämtlicher von uns wahrgenommener Körper spricht nun immer wieder für eine große Entwicklung, in welcher alles, was wir wahrnehmen, geordnet untergebracht werden kann. So treten zahlreiche allgemeine und besondere Gesetze auf, die für größere und kleinere

Digitized by Google

Perioden der Entwicklung Geltung haben und auch immer wieder auf einen großen allgemeinen Zusammenhang hinweisen. Alle diese Gesetze zeigen ziemlich klar, daß wir es mit einem energetischen Stoffsystem zu tun haben und mit dieser Auffassung dürfte sich auch der Begriff von der Einheit und Kraft der Schöpfung decken. Die Energie als Ursache der Formenentstehung und Formenumänderung habe ich in einem Beitrag behandelt zur Festschrift für Geheimrat Professor Dr. Stieda anläßlich der Feier seines 50 jährigen Jubiläums als Universitätslehrer im vorigen Jahre; er ist betitelt: „Allgemeine Grundlagen der Erkenntnis der Formdifferenzierung." Auf meine dortigen Ausführungen Bezug nehmend, werde ich in nächster Zeit eine Zusammenstellung mehrerer großer Gesetzkomplexe veröffentlichen und besprechen, die sich aus dem Wesen der energetischen Materie in der Formbildung und Formumänderung ergeben. Wir Menschen begnügen uns nun aber nicht mit der Auffindung von allgemeinen und besondern Naturgesetzen. Sie geben, mögen sie auch richtig abgeleitet sein und für ganze Reihen von Versuchsbeispielen aus der Welt der Formen passen, doch immerhin der Aufstellung von Theorien zu großen Spielraum. Wir Menschen halten, wenigstens in unserer heutigen Entwicklung, nur das für sicher erwiesen, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen. Zeitliche Entwicklungen können wir ohne weiteres nicht verstehen, wir können nur aus den jedesmal uns erscheinenden Formen unsere Schlüsse ziehen: das Ganze erscheint aber im Zusammenhang und zieht an uns vorüber wie die Films eines Kinematographen. Mit unseren Sinnen können wir nur Körper erfassen. Aber auch nach einer andern Richtung ist die Aufnahme und das Verstehen von Formen und Erscheinungen, die außerhalb des Menschen liegen oder sich ereignen, beschränkt: wir nehmen als fortlaufende Erscheinungen im gewöhnlichen Leben nur solche wahr, die sich weder zu schnell noch zu langsam entwickeln. Wir sind aber in der Lage, durch bestimmte Methoden auch die Äußerungen gewaltig großer energetischer Systeme auf uns wirken zu lassen und sie zu empfinden (durch Umänderung der Energien). Demnach spielt sich die Aufnahmefähigkeit des Menschen in dieser Beziehung in ganz bestimmten Grenzen ab. Wir können also — und das steht ja schon erfahrungsmäßig fest, das wissen wir — um nun wieder zurückzukehren zu der Rasse in rassenhygienischem Sinne, d. h. der Rasse als Gesamtträgerin der über die Individuen fortdauernde Erhaltungs- und Entwicklungs-Einheit des Lebens — wir können also den Werdegang der Vitalrasse wie überhaupt die Entwicklung jedes Volkes im allgemeinen genommen mit unseren Sinnen nicht wahrnehmen. Auf die den Werdegang bestimmenden Gesetze können wir nur Schlüsse ziehen aus der Zusammensetzung der ganzen Form, hier der Vitalrasse, und aus

Digitized by Google

bestimmten Erscheinungen, die wir erfahren, d. h. erlebt haben. Wir können diese Erfahrungskonstanten miteinander auf irgendeine Art verbinden und können dann aber auch nur weiter zusammenfassen. Wir nehmen jedoch immer noch nichts wahr. Bringen wir die Erfahrungskonstanten miteinander z. B. in einem Koordinatensystem in Beziehung und wollen wir uns das Problem graphisch klar machen, so bekommen wir immer wieder nur die jedesmaligen Verhältnisse zwischen den einzelnen uns bekannten Erscheinungen heraus. Die eigentliche Form des Werdegangs der Rasse wird für uns auf diese Art nicht sichtbar. Dazu ist es notwendig, unter Berücksichtigung der Erfahrungskonstanten die allgemein gültigen großen Gesetze anzuwenden und dann die Entwicklungskurve einfach zu konstruieren. Entwicklungen ad maximum, d. h. fortschreitend bis in die Unendlichkeit wachsende Entwicklungen gibt es auf der Erde und wohl überhaupt nirgends im Weltall. Abgesehen davon, daß eine solche Entwicklung gar nicht in den Rahmen der Weiterentwicklung einer gewaltigen energetischen Masse hineinpaßt, so würden wir derartige Entwicklungen auch nicht einmal in ihrer Gesetzmäßigkeit erkennen können. Es handelt sich dabei immer um unendliche Größen und unendliche Formen und damit auch um Formen, die unendliche Male zeitlich aufeinanderfolgen; wir können sie uns nicht vorstellen. **Endlich** müssen die Objekte sein, die wir begreifen können und sie sind auch endlich in ihrer Wirkung, d. h. in ihrer Lebensdauer, wie wir Menschen, die wir die einzelnen Naturformen in ihrer Beziehung zur Gesamtentwicklung ergründen wollen, ja auch sterben müssen. Das Große gewaltige, dessen Wirkung wir empfinden und das wir zu erforschen suchen, das liegt für uns nicht in der Unendlichkeit, es liegt wohl zeitlich und örtlich außerordentlich weit, aber es ist endlich, mag es uns auch noch so massig und riesenhaft als Form und in seinen Kraftäußerungen auftreten — ich meine hier die Sonne. Der Begriff der Unendlichkeit ist wohl nur entstanden durch falsche Deutung der Energieumänderungen. Eng zusammen mit diesem allen hängen die Kategorienlehren Kants und des Neukantianismus sowie Eduard von Hartmanns. Die Bedeutung der ganzen Frage dürfte auch darin zum Ausdruck kommen, daß die Kantgesellschaft als sechstes Preisausschreiben das Thema aufgestellt hat: „Eduard von Hartmanns Kategorienlehre und ihre Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart."

Nach diesen Ausführungen wollen wir an die Konstruktion der Kurve herantreten, welche den Werdegang der Vitalrasse darstellen soll. Es handelt sich hier, das ist von vorneherein klar, um eine endliche, d. h. in sich geschlossene Kurve. Diese Kurve dürfte, wenn man sich den zurückgebliebenen Eindruck des ganzen Vorgangs körperlich vorstellt,

Digitized by Google

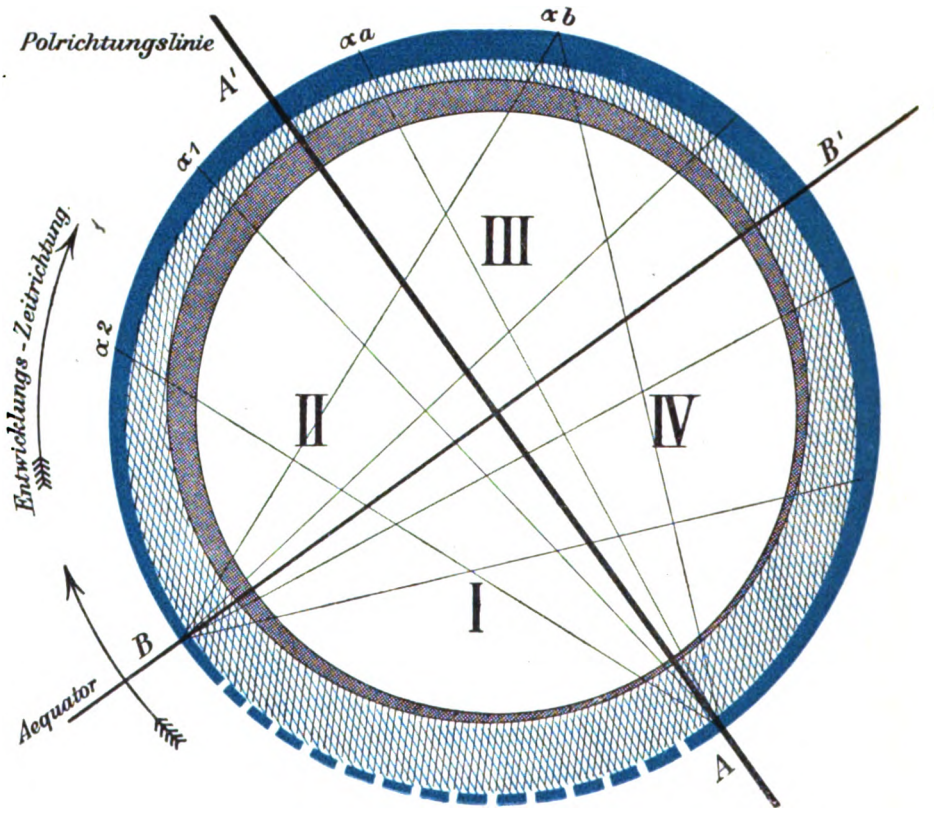
als Körperdurchschnitt dem Umfang einer begrenzten Ebene entsprechen, die durch den ganzen Körper so gelegt wird, daß jeder zu bestimmende Punkt der Entwicklung in die kürzeste Verbindung gebracht wird mit dem Anfang und dem Höhepunkt der Entwicklung, wobei notwendig diese drei Punkte dann in derselben Ebene liegen müssen. Schon hieraus ergibt sich, daß wir es mit einem polarisierten Körper zu tun haben, also, auf den Vorgang übertragen, mit einem polarisierten System. Wie überall in der Natur, so ist auch diese ganze Erscheinung ein Schwanken zwischen Minimum und Maximum. Dabei sucht natürlich die von vornherein bestehende Masse zur Geltung zu kommen, indem sie sich ausdehnt und nach allen Richtungen wächst, in welchen es ihr möglich ist; indessen sie ist nicht imstande, das Gesetz, das ihr Einhalt und Annäherung oder Rückkehr in den ersten Zustand gebietet, zu brechen. Alles dieses sind die Ursachen der Körperbildung überhaupt.

Wir wollen nunmehr sehen, ob diese theoretischen Überlegungen sich mit den erfahrungsgemäßen Wahrnehmungen decken. Wir wissen, jeder einzelne Mensch hat seinen Auf- und Niedergang, er wird geboren, lebt und stirbt, wir kennen aus der Geschichte den Aufstieg und den Verfall von Rassen und Völkern, wir stellen bei Kulturvölkern Geburtenrückgang fest, wir wissen, daß in früheren Erdperioden ganze Tierordnungen ausgestorben sind, und wir sehen auch heute noch, daß diese oder jene Tiergattung ihrem Untergang geweiht ist. Diese Tatsachen passen ganz in die theoretische Ableitung. Im allgemeinen dürfte annähernd die Kurve ein Kreis sein, und zwar, je ungestörter und vollkommener die ganze Entwicklung sich abspielt und je größer die Zeitperiode ist, in der dieses geschieht, um so mehr nähert sich die Kurve der Kreisform. Die nähere Begründung dafür gebe ich an anderer Stelle. Der ganze Vorgang dürfte für uns erscheinen als ein kugelähnlicher, symmetrischer, polarisierter Körper. Der Umfang der durch die beiden Pole gelegten Meridianebene stellt die Kurve der Entwicklung der Vitalrasse dar. Übrigens ist das Polarisationsprinzip sämtlichen Körpern gemeinsam und es findet sich, mehr oder weniger ausgesprochen, auch bei den kompliziertesten Zellen des menschlichen Körpers. Man könnte vielleicht sagen, das Polarisationsprinzip bedeutet gerade die Körperform.

Bevor nun die Konstruktion der Kurve ausgeführt wird, ist noch folgendes zu erwägen. Es soll die Aufgabe so gestellt werden, daß möglichst auch die Entwicklung des Faktors gezeigt werden soll, der die Spezifität der Form, also hier des Menschengeschlechts bedingt, d. h. die Entwicklung der Eigenschaft, durch die sich das Menschengeschlecht von der ihm am nächsten stehenden Form besonders unterscheidet (es sei dahingestellt, ob dieses eine Tierstufe ist, die noch heute lebt, oder ob es sich dabei um Wesen handelt, die eine Art Zwischenstufe zwischen Mensch und Tier gebildet haben und unter-

Digitized by Google

gegangen sind. Jedenfalls ist es die Eigenschaft, welche die Menschheit auch in Sonderheit weiter ausbildet, es ist das Intelligenzvermögen, das imstande ist, zum Nutzen des einzelnen und der Gesamtheit immer neue intellektuelle Werte zu schaffen, von denen sich an Eigenart die besten auf dem Gebiete der Ethik abspielen. Ich mache hierbei auf einen interessanten Aufsatz von Schall-



meyr aufmerksam: „Die Grundbedeutung der Ethik und ihr Verhältnis zu den Forderungen des Rassendienstes („Die neue Generation", Österheld u. Comp., Berlin 1910). Die ganze intellektuelle Entwicklung der Vitalrasse möchte ich Vitalkultur nennen. Sie ist natürlich in der Gesamtform der Erscheinung enthalten, aber sie erreicht, da sie erst später auftritt, ihr Maximum an einer anderen Stelle.

Ich zeichne nun die Kurve der Vitalrasse und die mit ihr in der Form übereinstimmende Kurve der Vitalkultur nebeneinander, und so bedeutet dann der Doppel-Ring die Kurve der Rasse,

Digitized by Google

als Ganzes und auch als Glied, d. h. hier als Endglied der gesamten Entwicklung betrachtet. Wenn die Begriffe sich auch nicht ganz mit dem Inhalt der Form decken, so ist es doch bequem, den innern Kreis den Quantitäts- und den äußern Kreis den Qualitätskreis der Rassenkurve zu nennen. In der Figur sind die Maxima der Entwicklung dadurch zum Ausdruck gebracht, daß sie in der Polrichtungslinie am weitesten von dem Anfangsgebiet A der Entwicklung liegen, ferner sind sie durch dickere Striche besonders sichtbar gemacht. Man könnte in den beiden Kreisen analog der Individualentwicklung auch die beiden Keimblätter der Rasse sehen. Sie hängen miteinander innig zusammen und haben in A den gleichen Ursprung. Will man die Zeit der Entwicklung in den Kurven finden, so entspricht die Zeit den Kreisbögen A^{α}_{2}, A^{α}_{1}, A^{α}_{a}, A^{α}_{b}, die ständig größer werden. Die Kurve zeigt, daß sich die Entwicklung zeitlich bewegt von A über B A' B' wieder nach A zu ihrem Ausgangspunkt. Da es sich um ein polarisiertes System handelt, so können wir vier Phasen der Entwicklung beobachten, was ohne weiteres in der Figur zum Ausdruck kommt in den Quadranten I bis IV. Es liegen nun eine Reihe von Anhaltspunkten vor, die zeigen, daß eine nennenswerte Kulturentwicklung eigentlich erst in dem Gebiete B einsetzt, in der Äquatorgegend der Entwicklungsform, d. h. die Menschheit mußte zunächst eine ganze Phase ihrer Entwicklung in rein quantitativer Weise durchmachen, um sich im Kampf ums Dasein zu bewähren, ehe eine Art Kultur infolge von Interessengemeinschaften auf Grund des Intelligenzvermögens entsteht. Ich spreche hier immer von der Entwicklung der Vitalrasse, d. h. von der Entwicklung des Menschengeschlechts überhaupt, nicht von den Entwicklungen einzelner Rassen und Völker, die selbstverständlich denselben Gesetzen wie der Werdegang der gesamten Menschheit unterliegen. Im Quadranten I, der die erste Phase der Entwicklung zeigt, sind die Menschen als Sippen, Horden und später als kleine Gesellschaften zunächst noch ohne Kultur, die sich erst allmählich entwickelt in der Gegend des Äquators der Kurve (an der Stelle B), wo die quantitative Ausdehnung nach einer bestimmten Richtung eine gewisse Größe erreicht hat und die Polarisationstendenz sich zum erstenmal sichtbar durchdrückt. In dieser Epoche der Entwicklung dürfen wir schon von Völkern sprechen, die sich zum Teil wohl noch heute in primitiven Kulturzuständen lebend vorfinden, zum Teil längst erloschen sind. Nunmehr befindet sich die ganze Entwicklung in einer andern Phase, die Kurve bewegt sich im Quadranten II. Die Vermehrung der Gesamtbevölkerung der Erde, sich zeigend in stetem Wachsen der Bevölkerungsziffer der meisten, hauptsächlich der führenden Völker, beherrscht im gewissen Grade das Bild, daneben zeigt sich aber schon sehr deutlich die immer fortschreitende Entwicklung der Kultur, deren Entwicklungstendenz zunächst in gewissem Grade mit der quantitativen Entwicklung Schritt hält. Es ist hierbei nicht zu vergessen, daß die Kurve der

Digitized by Google

Kulturentwicklung (äußerer Kreis) in bezug auf ihre Gesamterscheinung im Quadranten II das durchmacht oder das erreicht, was die Quantitätskurve (innerer Kreis) im Quadranten I getan hat. Sie wirkt zunächst mehr in ihrer Massigkeit (sie ist ja hier auch für große Massen geschaffen); die besondere Qualität für den höchsten Punkt in ihrer Polarität im Bereich von B^1 erreicht sie im Bereich von A^1. Hier überschreitet die quantitative Entwicklung ihr Maximum und gerade diese Zone der Gesamtentwicklung ist besonders interessant. Wir haben im Gebiet A^1 das Ende des Quadranten II und den Beginn der Entwicklungsphase im Quadranten III. Diese Zone betätigt sich rein vegetativ durch die Abnahme an Menschenmaterial, wobei die geistige Entwicklung anfängt, immer größere und typischere Werte anzunehmen. Physiologisch bedeutet nun die Abnahme an Menschenmaterial nichts weiter als die Abnahme der Geburten. Und sehen wir uns nun die Entwicklungskurve der vitalen Rasse im Quadranten III an, so ist dieser der ereignisreichste Quadrant, denn hier bildet sich die geistige Maximalentwicklung aus bei steter Abnahme der Einzelindividuen. Wir können hieraus sehr viel lernen. Eine Übervölkerung der Erde gibt es nicht. Die übrig bleibenden Menschen werden immer intelligenter. Aber auch die Entwicklung der geistigen Eigenschaften erreicht ihren Höhepunkt in der Zone B^1 und der Quadrant IV zeigt uns den Untergang des Menschengeschlechts, dessen letzte Individuen einen ganz bestimmten Entwicklungswert in bezug auf das Intelligenzvermögen behalten. Im Quadranten III ist die Veränderungstendenz am größten, es sind hier in der Nähe von A^1 Werte, die recht groß sind in bezug auf die Massigkeit und in der Nähe von B^1 auch wieder die größten Qualitätswerte. Chemisch ausgedrückt kann man sagen: Die Spannung im Quadranten III ist erheblich größer als in allen andern Phasen der Entwicklung.

Nur noch einige Worte über Systemrassen und Völkerentwicklungen. Aus ihnen setzt sich die geschilderte Vitalrassen-Entwicklung zusammen. Es gibt nun ein allgemeines Gesetz, das lautet: jedes Stoffsystem ist bestrebt, sich demjenigen Gleichgewichtszustand zu nähern, worin der Gehalt an freier Energie gegenüber seiner Umgebung möglichst gering ist. Hiernach müssen die unzähligen Schwankungen in der Zusammensetzung und der Qualität des Werdegangs der Rasse zur Ruhe kommen, das Hin und Her, das Auf und Ab in dem Rassenmolekül, wie ich mich ausdrücken will, hört allmählich auf. Und das bedeutet dann den Rassentod, den Untergang des Menschengeschlechts.

Ganz besondere Aufgaben haben die führenden Kulturvölker. Sie stehen im Vordertreffen der Entwicklung. Auf der einen Seite müssen sie der Erhaltung ihrer Individuenzahl gerecht werden, auf der andern Seite müssen sie die geistige Entwicklung in jeder Beziehung fördern. Jeder Kulturstaat muß bestrebt sein, sich voll-

Digitized by Google

kommen einzupassen in den Rahmen der allgemeinen Entwicklung, er muß aber auch seinen Platz, an den er gestellt ist und den er auf Grund seiner Eigenart erhalten hat, voll und ganz ausfüllen und gerade die Tugenden, die ihm besonders zur Ehre gereichen, hat er ganz besonders zu pflegen, damit immer höhere sittliche Werte erzielt werden. Vor allem wird es für Kulturvölker, die (ich möchte wieder auf die Zeichnung verweisen) in bezug auf ihre Entwicklung ins Bereich A' gekommen sind, d. h. in der Individuenzahl ihre höchste Entwicklung erreicht haben, darauf ankommen, die einzelnen Individuen, welche vorzugsweise Träger der Weiterentwicklung der Geisteskräfte sind, ganz besonders zu fördern. Die Kulturträger müssen erhalten und systematisch ersetzt werden, denn es genügt nicht, für eine stete Weiterentwicklung derselben Kulturkreise Sorge zu tragen, sie würden sich schneller erledigen als es ihrer Nation lieb wäre. Aus den andern Schichten der Bevölkerung muß neues Material für diese Zwecke herangezogen werden, und der Boden, aus dem diese neuen Kulturträger entstehen, muß ein immer besserer werden. Unter Umständen wird es aber doch nötig sein, durch Verschmelzung mit einem in der Entwicklung tiefer stehenden, darum aber in der Quantitätsenergie viel lebhafteren Volksstamm den Gefahren des frühzeitigen Alterns der Rasse vorzubeugen.

Im allgemeinen brauchen wir Deutsche uns vor dem Untergang unserer Nation nicht zu fürchten, denn die Erscheinungen, die uns bedenklich machen, zeigen sich auch an andern Kulturvölkern. Die Erhaltung und Hebung der Kulturträger in der Weise, wie ich es ausgeführt habe, dürfte wohl erst dann im wesentlichen gesichert sein, wenn aus Kulturträgerkreisen heraus von selbst Organisationen entstehen, die, nach bestimmten Methoden im Sinne der Gesichtspunkte arbeitend, die in diesem Vortrag zum Ausdruck gekommen sind, die fortschreitende, nationale, kulturelle Entwicklung bei Erhaltung der errungenen Werte gewährleisten. Derartige Organisationen wären das idealste Geschenk, das patriotische Männer unserem deutschen Vaterlande anläßlich der Hundertjahrfeier zur Erinnerung an die Befreiung von fremdem Joch widmen könnten.

Ich schließe mit dem Dichterwort:

„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen."

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Vorgeschichtlicher Hirse.

Von Gustaf Kossinna.

Ich komme gerne einem sehr berechtigten Wunsche des Herrn Professor Dr. Fritz Netolitzky nach, der das Fach der Pharmakognosie an der Universität zu Czernowitz vertritt, wenn ich aus seiner Abhandlung: Neue Funde prähistorischer Nahrungs- und Heilmittel[1]) folgende Mitteilungen mache.

Der Darm in vorgeschichtlichen Funden von Menschen und Tieren, z. B. auch von Moorleichen, enthält meist untersuchbare Nahrungsrückstände. Im Bauchraum der Skelette müssen die kieseligen Bestandteile der Zellwände der Nahrungspflanzen gefunden werden können. Daher sollte der Füllstoff aus dem Bauchraumgebiete von Skeletten zur Prüfung auf Rückstände von Nahrungsmitteln stets aufbewahrt werden, anstatt daß wie bisher die Knochen aufs gründlichste gereinigt und der Abfall einfach fortgeworfen wird.

Die sofortige Anwendung des Mikroskopes hätte bei den Getreidekörnern aus Mas d'Azil — die aber, wie ich hier hinzufügen will, von Piette bekanntlich mit Unrecht der Asylienschicht, aus der z. B. die bemalten Kiesel stammen, zugerechnet worden sind — vielleicht die Bestimmung der besonderen Art des Getreides erreichen können. Auch die alten Latrinen hätten überall die schönsten Fundstätten von Nahrungsmitteln werden können. Man denke nur an all das, was Heer und seine Nachfolger aus den Pfahlrosten schweizerischer Pfahlbauten an Nahrungsmitteln entdeckte, teils durch Feuer verkohlt, teils als Abfall von Küche und Tenne, teils als unverdauliche Darmausscheidung.

Ξένια. Hommage international à l'université de Grèce à l'occasion du soixante-quinzième anniversaire de sa fondation. S. 225—240.

Digitized by Google

Neben den Nahrungsmitteln kämen auch die Heilmittel in Betracht. Ihre Reste müßten doch gerade bei den Skeletten solcher Toten zu finden sein, die eines natürlichen Todes gestorben waren.

Glänzend zu nennen sind jetzt schon die Ergebnisse der Untersuchungen, die Netolitzky den Skeletten des aus vordynastischer Zeit (etwa 3500 bis 4000 vor Chr.) stammenden Gräberfeldes von Nagad-ed-der in Oberägypten gewidmet hat. Im Bauchraume dieser Skelette konnte er u. a. Reste feststellen von den Knochen einer Maus (wichtiges Heilmittel!), von Fischen, Insekten, von Erdmandel, Boretsch und von einer heute längst verschollenen Hirseart Panicum Colonum. Bekanntlich ist kultivierter Hirse in Ägypten bisher überhaupt noch nicht festgestellt worden.

Schon hieraus ist leicht zu entnehmen, wie viel wertvollster Fundstoff bei unseren Ausgrabungen bisher unerkannt verloren gegangen ist. Hoffentlich wird das in Zukunft anders!

Im Anschluß hieran teile ich aus einem im September d. J. mir zugegangenen Schreiben von Professor Netolitzky noch folgendes mit:

„Auf der 85. Natu:forscher-Versammlung werde ich nächste Woche in Wien einen Vortrag halten, in dem ich auch das prähistorische Material von Hirse eingehend behandle und das ganze Hirseproblem aufrolle. Ich hoffe, daß durch den Vortrag sich das Untersuchungsmaterial vermehren wird, wenn die Herren von der Wichtigkeit überzeugt werden. Sie würden mich daher sehr zu Dank verpflichten, wenn Sie im Mannus die Aufmerksamkeit dahin lenken würden, daß mir Hirseproben aus der Zeit bis zum Mittelalter zur Bestimmung eingesandt werden möchten. In den Museen ist verhältnismäßig wenig aufbewahrt, so daß z. B. in Berlin nicht eine einzige Probe aufzutreiben war. Im ganzen basieren meine Bestimmungen auf etwa 25 Funden Mitteleuropas."

Ich kann nur der Hoffnung Ausdruck geben, daß dem Wunsche des Herrn Netolitzky von allen beteiligten Museen und Forschern so bald und so weitgehend wie möglich nachgekommen werde.

Digitized by Google

III. Bücherbesprechungen.

Gustaf Kossinna. Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. Mit 17 Tafeln und 24 Text-Abbildungen. Mannus-Bibliothek Nr. 12. Würzburg 1913. 5 Mk.

Der im Mai dieses Jahres gehobene Goldschatz von Messingwerk wird in vorliegender Schrift einer eingehenden Würdigung unterzogen. Man begrüßt es mit Freude, daß Kossinna selbst es unternommen hat, diesen wichtigen Fund zu veröffentlichen; niemand beherrscht das Material und die großen Zusammenhänge auch nur annähernd in dem gleichen Maße. Sodann ist es angenehm, so bald schon über den Fund unterrichtet zu sein; waren doch für viele bisher nur die in Tageszeitungen und in der Zeitschrift für Ethnologie 1913, 277—278 erschienenen dürftigen und unklaren Mitteilungen darüber das einzige, was man erfahren konnte.

Mit diesen auf Schuchhardt zurückgehenden falschen Deutungen des Fundes räumt denn auch Kossinna in unnachsichtiger Weise auf. Es geschieht dies in dem ersten Abschnitt des Buches, welcher dem Funde selbst gewidmet ist. Nach kurzer Schilderung der Fundumstände, der ein Lageplan des Fundplatzes hätte beigegeben werden können, wird ein genaues Verzeichnis der Gegenstände gebracht, welches zahlreiche, teilweise bunte Tafeln sehr gut erläutern.

In den beiden folgenden Abschnitten beschäftigt sich Kossinna mit den Gefäßen allein, während die übrigen Dinge einer späteren Behandlung vorbehalten bleiben.

Im zweiten Kapitel werden — wiederum mit Hilfe eines reichen Abbildungsmaterials — sämtliche bronzezeitlichen Goldgefäße aus Mittel- und Nordeuropa, im ganzen 50 Stück, zusammengestellt. Nur eines dieser Gefäße gehört der Beifunde wegen in die 3. Periode der Bronzezeit; vier andere sind aus gleichen Gründen der 4. Periode zuzuweisen. Das übrige Material hat keine zeitbestimmenden Beifunde; dagegen enthält es in seiner typologischen Verwandtschaft mit den erstgenannten Stücken und in bestimmten Einzelheiten der Gestaltung (z. B. den in einen Pferdekopf ausgehenden Griffen) genug Merkmale, welche die Hauptmasse der Stücke der 4. Periode zuweisen und nur wenige dem vorausgegangenen Zeitabschnitt. Weiter zeigt Kossinna, daß die Gefäße bestimmter stilistischer Eigentümlichkeiten wegen notwendigerweise als einheimische nordische Arbeit anzusehen sind.

Im dritten Kapitel werden zunächst die vorher bei Besprechung der einzelnen Funde zahlreich untergelaufenen Bemerkungen über die Bestimmung der Gefäße und die Bedeutung ihrer Verzierungsmuster kurz zusammengefaßt. Danach handelt es sich ausschließlich um Kultgefäße, die als Opfergaben an geweihten Plätzen niedergelegt worden sind; und die Ziermuster sind durchweg heilige Zeichen, vor allem Abbilder der Sonne, wie wir sie namentlich von den goldenen Sonnenscheiben der Germanen her kennen, und die nirgends so gleichmäßig, reich und früh auftreten, wie auf germanischem Gebiet.

Kossinna weist somit auch hierdurch nach, daß diese Gefäße im germanischen Kulturkreise wurzeln, und gibt dem eine weitere Stütze durch den Nachweis der wenigen und ganz anders gearteten Goldgefäße, die das übrige bronzezeitliche Europa bisher geliefert hat. Die in Rede stehenden Gefäße sind also germanische Arbeiten der 3. und namentlich 4. Periode der Bronzezeit, deren Verbreitungsgebiet sich nach Ausweis der beigegebenen Karte sehr schön deckt mit dem von Kossinna bestimmten germanischen Siedelungsgebiet der gleichen Zeit. Und wenn einige wenige Gefäße außerhalb desselben bis zum Nordfuß der Alpen und bis Irland verstreut sich finden, so haben sie diesen Weg in die Fremde gelegentlich ebenso als Handelsware angetreten wie zahlreiche andere germanische Erzeugnisse.

Digitized by Google

Interessant ist ein Exkurs, den Kossinna unternimmt, um zu zeigen, daß der germanische Norden das älteste aus Europa bekannte getriebene Bronzegefäß hervorgebracht hat, welches noch der 2. Periode angehört. Er kommt darauf zu sprechen, weil dieses Stück und die ihm einst zum Vorbild dienenden Holztassen mit dem Sonnenbild in Gestalt eines achtstrahligen Sternes verziert sind, und er danach strebt, auch an diesem frühen Beispiel das altüberlieferte Eingewurzeltsein der Sonnendarstellung im germanischen Kulturgebiet zu zeigen. Recht störend wirkt es, daß Kossinna in diesem Buche — wie auch schon wiederholt an anderen Stellen — seine besondere Einteilung der Periode (1 und) 2 der Bronzezeit und ferner eine besondere absolute Zeitbestimmung sämtlicher Abschnitte der Bronzezeit verwertet [auch in folgenden Arbeiten: Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas I—IV (im Mannus), Die Herkunft der Germanen (Mannusbibliothek Nr. 6), Die deutsche Vorgeschichte... (Mannusbibliothek Nr. 9)]. Ich glaube im Sinne vieler zu reden, wenn ich bei dieser Gelegenheit an Kossinna die Bitte richte, doch so bald als möglich sich über diese Punkte eingehend zu äußern. Wohl ist man ist der Lage, nach den genannten Schriften zusammenzustellen, welche Typen er den einzelnen Zeitabschnitten zuweist, doch ein vollständiges Bild der letzteren kann man dadurch nicht erhalten. Vor allem aber sind damit keine Gründe für die Periodeneinteilung gegeben, welche nur unter Vorlage des ganzen Materials erbracht werden können. Und was die absolute Zeitbestimmung betrifft, so würden es viele Forscher mit Freude begrüßen, die tatsächlichen Unterlagen derselben kennen zu lernen. Ihre Veröffentlichung liegt ja doch nur im Interesse der Wissenschaft; auch wird dadurch dem vorgebeugt, daß vielleicht dieser oder jener sie etwa als unbewiesen aufzufassen und dementsprechend zu übergehen neigt.

Oft sind die Arbeiten Kossinnas nicht leicht verständlich. Die vorliegende Schrift dagegen wird sich auch in den Kreisen der Laien viele Freunde erwerben, da sie trotz aller dem Fachmann erwünschten wissenschaftlichen Strenge und Kürze durchaus allgemein verständlich geschrieben ist. Sodann geht ein warmer Zug durch das ganze Buch. Es ist verfaßt nicht von dem nüchternen Gelehrten, sondern von einem Manne, der ein warmes Herz besitzt für die heimischen Denkmäler der Vorzeit, der auf wissenschaftlicher Grundlage eintritt für eine hohe Wertschätzung der vorgeschichtlichen Germanen. Man muß Kossinna beistimmen, wenn er sagt, daß der bronzezeitliche Goldreichtum derselben nicht als Folge des Bernsteinhandels zu deuten ist, sondern daß er in seinem ganzen Umfang nur dann verstanden werden kann, wenn man ihn als eine Äußerung jener uralten germanischen Kulturhöhe ansieht, die von den Denkmälern in deutlicher Sprache verkündet wird; und man muß ihm danken, wenn er den neuen Fund zum Ausgangspuntt einer größeren Studie macht. Wie in seinem Buche „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft", öffnet er auch jetzt wieder den Laien eine neue Welt. Möge die neue Schrift dazu beitragen, ihre Kenntnis in weite Schichten unseres Volkes zu tragen, die Verehrung der Vorfahren zu wecken und zu vertiefen und die Liebe zur alten Stammesheimat zu fördern.

Delitzsch. Ernst Wahle.

Deutscher Volkswart. Mit der Beilage: Das Volks- und Jugendschrifttum. Herausgeber: Gerhard Krügel. 1. Jahrgang. Heft 1–3. Oktober bis Dezember 1913. Je 3 Druckbogen. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. 8°. Halbjahrpreis 3 Mark.

Zu den vielen deutschen Zeitschriften mit überwiegend ästhetisch-literarischen Neigungen und von weltbürgerlichem Gepräge endlich einmal eine in Ausstattung, Fülle und Gediegenheit des Inhaltes jenen gleichwertige, die ihren Sinn ganz und gar auf unser Volk gerichtet hält. Und diese neue Monatsschrift ist vornehm und großzügig und dieser deutsche Inhalt ist unerschöpflich tief und reich. Zurückgreifend in die fernste Urzeit bis

Digitized by Google

auf die Entstehung nordischer Rasse und germanischen Volkstums, fortschreitend durch Vorzeit und Altertum hinab bis in unsere Tage soll der Volkswart alle Äußerungen des tausendfach verzweigten deutschen Kulturlebens durchleuchten, stets mit dem erzieherischen Gedanken an die Wahrung und richtige Einschätzung der Werte deutschen Volkstums und an die Ertüchtigung unseres heutigen Volksganzen.

Heimelt schon dieser allgemein völkische Zug im Gesichte des deutschen Volkswarts unsere Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte in hohem Maße an, so fühlen wir uns ihm noch enger verbunden durch die große Zahl seiner Mitarbeiter, die nicht nur unsere Mitglieder, nein auch tätige Mitarbeiter auf unserem Sondergebiete sind.

Eröffnet wird das erste Heft durch einen Aufsatz von G. Kossinna über „altgermanische Kulturhöhe". Weiter seien nur genannt zwei hervorragende Beiträge unseres vortrefflichen österreichischen Rassenforschers Karl Felix Wolff (Bozen) „Die Einkreisung der Deutschen", und „Grundsätze der Rassenlehre", deren Lektüre wahren Genuß bereitet, mehrere Aufsätze des Rassenhygienikers Heinrich Driesmans, endlich solche von Adolf Bartels (Weimar), Otto Böckel, Ludwig Müller (Charlottenburg), L. Wilser, Heinrich Wolf, dem Verfasser des bekannten Buches „Angewandte Geschichte". Demnächst haben wir bedeutungsvolle Aufsätze zu erwarten von G. Wilke „Ursprung der Schrift", A. Haupt „Blütezeiten der germanischen Kunst", Eugen Mogk „Volkskunde als Wissenschaft", Theobald Bieder (Hamburg), G. Claß (Mainz), Oskar Fleischer (Berlin), Freiherrn v. Lichtenberg (Berlin), Friedrich v. d. Leyen (München), Paul Langhans (Gotha), Graf E. zu Reventlow (Berlin), Dietrich Schäfer (Berlin) u. a. Einen Höhepunkt unserer Teilnahme wird das Januarheft bilden, das als „Germanenheft" eingerichtet werden soll.

Wir beglückwünschen herzlich den Herausgeber, wie den Verlag zu diesem vielversprechenden Angang und hoffen auf besten Fortgang des deutschen Volkswartes.

G. K.

IV. Nachrichten.

Verzeichnis der in Deutschland befindlichen Sammlungen vor- und frühgeschichtlicher Altertümer.

Die Privatsammlungen vor- und frühgeschichtlicher Altertümer sind in unserer Zeit so zahlreich geworden, daß es schwer hält, sie alle zu überschauen. Erfahrungsgemäß gehen derartige Privatsammlungen nach dem Tode ihres Sammlers in andern Besitz, sei es in den von öffentlichen oder privaten Sammlungen über. Dieser Besitzwechsel bleibt den Forschern in den meisten Fällen unbekannt. Es kommt sehr häufig vor, daß ein Forscher eine Auskunft über ein Fundstück einer früheren Privatsammlung haben möchte, aber nicht ermitteln kann, wo sich diese Sammlung jetzt befindet. Der Unterzeichnete hat es deshalb unternommen, einmal alle sowohl heute noch bestehenden als auch die bereits in den Besitz anderer Museen oder Privatsammlungen übergegangenen früheren Sammlungen vor- und frühgeschichtlicher Altertümer zusammenzustellen. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist nur möglich, wenn alle Museumsdirektoren und Forscher dem Unterzeichneten mitteilen, welche früheren Sammlungen sich in den ihnen unterstellten Museen usw. befinden, und alle ihnen bekannten öffentlichen und privaten Sammlungen mit genauer Angabe der Adresse nennen.

Wernigerode a. H., Karlstr. 2. H. Mötefindt.

Digitized by Google

Am 5. Oktober d. J. feierte der Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt (Vorsitzender: Geh. San.-Rat Dr. Zschiesche, unser Mitglied) sein fünfzigjähriges Bestehen, am gleichen und am folgenden Tage die Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz zu Görlitz (Vorsitzender: Museumsdirektor Prof. Heyerabend, unser Mitglied) ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen. — Beide Gesellschaften hatten unsere Gesellschaft zur Teilnahme an ihrer Feier eingeladen: unser Vorstand sandte nach Erfurt wie nach Görlitz Drahtglückwünsche.

Unser Vorsitzender Univ.-Professor Dr. Kossinna wurde von den vereinigten Gesellschaften für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz zu Görlitz und zu Bautzen zum Ehrenmitgliede ernannt.

Neue Mitglieder.

Seit Juni d. J. sind unserer Gesellschaft als Mitglied beigetreten:

437. Claß, H., Rechtsanwalt, Mainz.
438. Dormagen, Sanitätsrat Dr., Köln, Gereonsmühleng. 2.
439. Träger, Paul, stud. phil., Berlin-Friedenau, Wielandstr. 24 II.
440. Eberlein, G., Architekt, Köln, Werderstr. 10.
441. Hansen, Christ. F., stud. phil., Charlottenburg, Kantstr. 129, Ghs. IV.
442. Krauß, Hugo, Präfekt, Windsbach (Unterfranken).
443. Kreuzberg, Dr., Kgl. Landrat, Schleiden.
444. v. Kurowsky, Frau Wirkl. Geh. Oberreg.-Rat, Berlin NW., In den Zelten 15.
445. Lung, Walter, Kaufmann, Mülheim (Rhein), Deutzer Str. 98a.
446. Moschkau, Lehrer, Leipzig-Stünz.
447. Neumann, Dr., Kreisschulinspektor, Strasburg i. Wpr.
448. Paschen, Ernst Heinrich, cand. med., Berlin NW. 52, Melanchthonstr. 21 IV.
449. Profé, O., Dr. phil., Kreistierarzt, Köln, Vorgebirgstr. 39.
450. Pfeiffer, Prof. Dr., Kreisphysikus, Hamburg, Karlstr. 7.
451. Reißenberger, Ludwig, Dr., Bezirksarzt, Hermannstadt (Siebenbürgen).
452. Schmidt-Gibichenfels, Otto, Dr., Schriftsteller, Berlin-Friedenau, Fregestr. 7a.
453. Schmidt, Johannes, Pfarrer, Ketzin a. Havel.
454. Schneider, Joh., Oberst, Leipzig-Gohlis, Heerstr. 9.
455. Steinmeister, Dr., Reg.-Präsident, Köln, Zeughausstr. 6.
456. Stephan, Paul, Reg.-Landmesser, Posen, Berlinerstr. 33.
457. Tilmann, Prof. Dr., Geheim. Medizinalrat, Köln-Lindental, Krielerstr. 13.
458. Universitätsbibliothek, Kgl. und, Königsberg i. Pr.
459. Vasvármegyei, Kultur-Egyesület, Steinamanger (Szombathely) in Ungarn.
460. Wallraf, Oberbürgermeister, Köln.

Digitized by Google

Sachregister.

Aarhus (Jütland), Tieropfer in Skelettgräbern der römischen Kaiserzeit 218.
Absatzbeile von keltischem Typus in Westfalen 35.
Adam von Bremen, Bericht über Menschenopfer 221.
Addenstorf (Kr. Ülzen), Grabhügel mit Opferanzeichen 209, 210.
— — mit Opferstätte 212, 218.
— steinzeitliche Grabanlagen 227.
— mehrfache gleichzeitige Bestattung in Hügeln der Bronzezeit 231.
Ägäische Kultur, Stellung und Bedeutung in der europäischen Vorgeschichte 353 ffg.
— Religion 132, 358.
— Schrift, Deutung als Silbenschrift 361.
Ahsen (Kr. Redlinghausen), Funde der Merowingerzeit 50.
Ailio, Dankrede auf der Dortmunder Tagung 28.
Albrecht † 131.
Alcalá (Portugal), Kuppelgrab 362.
Alesia (Gallien), Funde der Spät-Latènezeit, verzierte Lanzenspitzen 84, 87, 95.
— — ausgeschnittene Lanzenspitzen 88, 89, 95.
— — germanische Waffen 89, 90.
— — keltische Schildbuckel 89, 90 Anm. 1.
Aliso, geschichtliche Nachrichten 41.
Alisofrage, noch nicht spruchreif 40.
Aloppe (Upland), Anzeichen von Kannibalismus 222.
Alpine Rasse, Entstehung 356.
Alsengemmen 51.
Alt-Reddewitz (Rügen), vorgeschichtliche Altertümer 240 fg.
Altsächsische Zeit, Opferanzeichen in Grabhügel 209, 217.
Alvão (Portugal), Zeichen auf Steinen in Dolmen 360, 361.
Ananjino (Rußland), Tüllenbeil 279.
Anderlingen (Kr. Bremervörde), Bildstein 203.
Andrásfalva (Kom. Liptau, Ungarn), Nadeln der Bronzezeit mit Spiralköpfen 165.
Angrivarier, Zuteilung von Funden der spätrömischen Kaiserzeit 50.
Anhänger, tütenförmig, der II. Bronzeperiode aus Gräbern im Lüneburgischen 199, 203, 204.
Arier, ihre Vorfahren die Cromagnon-Rasse 355, 356.
— Trennung in Nord- und Süd-Arier 361.
— im 2. Jahrtausend vor Chr. in Kleinasien 184.
— Träger der ägäischen Kultur 353 ffg.
Armbrustfibeln der römischen Kaiserzeit von Wilhelmsau 64, 67, 69.
— — von Damme 73.
Armringe der römischen Kaiserzeit, Funde in Finnland 287, 294.
— s. auch Schlangenkopfa.
Arnsberger Wald, Steinhügelgräber 119 fg.
Augenfibel, Funde in Böhmen 270.
— Entstehung in Böhmen 270, 278.
— Funde in Finnland 283, 284, 287, 294.
— von ostpreußischem Typus, Verbreitungsgebiet in Schweden und Finnland 294 fg.
Auleben (Kr. Sangerhausen), Rollenkopfnadel 335.
Aunjetitzer Kulturkreis, Hockergrab und Gefäß von Weißenfels dazu gehörig 306.
— Grabfeld bei Goseck 306.
Aurignacrasse, früheste Vertreter der nordarischen Rasse 32.
Ausflüge der Zweiggesellschaft Berlin nach Straußberg und Gielsdorfer Mühle 133.
Ausgrabungsgesetz, Entwurf eines preußischen 171 ffg.
Ausschüsse 1, 137, 138.
— Sitzung in Dortmund 12.

Baabe (Rügen), der Mönchsgraben ein vorgeschichtliches Befestigungswerk 235.
— Steine und Grabhügel 236.
Babbin (Kr. Pyritz), verzierte Lanzenspitze der Spät-Latènezeit 92.
Babetal bei der Gielsdorfer Mühle, Königsgrab 114, 133.
v. Bake, Begrüßungsrede auf der Dortmunder Tagung 14.
Balver Höhle (Kr. Arnsberg), Funde des Tardenoisien 32.
Bandkeramik, Funde bei Weißenfels 304.

Digitized by Google

Baum, Vortrag auf der Dortmunder Tagung 17, 39.
— Führung im Dortmunder Museum 17.
— Führung in Oberaden 22.
Bavendorf (Lkr. Lüneburg), altarähnliche Opferstätte in Grabhügel 214, 218, 219.
— — Anzeichen von Menschenopfern 224 fg.
— steinzeitliche Grabanlagen 227, 228.
Bedinghausen a. d. Lippe, germanische Siedelung 43.
— römisches Uferkastell 24, 39, 42.
Beckum (Kr. Beckum), Steingrab 32.
— Funde der Merowingerzeit 50.
Behlitz (Altmark), Nadel desselben Typus wie in Groß-Schwarzlose 335 Anm. 4.
Bergstadt (Ksp. Borgå in Finnland), Tüllenbeile 280.
Berlock, birnförmiges von Pichora 278 Anm. 5.
Bernburger Stil s. Latdorfer Stil.
Bernsteinperlen vom illyrischen Gräberfeld in Wilhelmshöhe 323.
Bestattungsarten, verschiedene bei Nord- und Süd-Ariern 361.
Beuvray, s. Mont B.
Bezzenberger, Vortrag auf der Dortmunder Tagung 21.
— Reden auf der Dortmunder Tagung 25, 28.
— Antrag, die Tagungen alle zwei Jahre zu halten 13, 137.
Bibracte (Gallien), Fibeln 267.
Blasius † 135.
Blömkeberg bei Bielefeld, Zonenbecher 34.
Blume † 135.
Blumenwerder (Kr. Regenwalde), verzierte Lanzenspitzen 95.
Bodenbach (Böhmen), Riemenzunge 272 Anm. 2.
Boghaz-köi (Kleinasien), Ergebnisse der Ausgrabungen Winklers 184.
Bohlschau (Kr. Neustadt, Westpreußen), Schwert mit verzierter Klinge der Spät-Latènezeit 95.
Böhmen, Markomannenreich 265 ffg.
Boizenburg (Mecklenburg-Schwerin), Latènefibel 118.
Bojocalus, König der Amsivarier 51.
Bommern s. Steinhausen 40.
Borahtra, Gau im Lippegebiet 50.
Borgholzhausen (Kr. Halle i. W.), Funde der Merowingerzeit 50.
Bornholm, Hausurnen 328.
Brachykephale Rasse in Europa zur Eiszeit 355.
Bralitz (Kr. Königsberg i. Ntm.), Pokale vom ostdeutschen (illyrischen) Typus 258, 259.
Brandgräber aus der Merowingerzeit in Westfalen 51.
Brandgrubengräber bei Wilhelmsau 59 ffg.
— Verbreitung 70, 72.
Brandplätze (Kochgruben) in der slawischen Siedelung bei Dahlhausen 342.
Brassempouy, weibliche Figur aus Mammuth-Elfenbein 132, 357.
Braunshain (Sachsen-Altenburg), steinzeitliche Hügelgräber 301, 303.
Brillenspiralfibel von Schroda 336, 337.
— nordische Abart, Verbreitungsgebiet 339.
Bronzegefäße im Norden, von Süden eingeführt während der III. Bronzeperiode 170.
Bronzelegierungen, Analysen 97, 103, 104.
Bronzezeit, relative und absolute Chronologie, von Montelius geschaffen 106, 107.
— am Niederrhein 53.
— in Westfalen 36.
— Zeitbestimmung der Gräberhügel bei der Gielsdorfer Mühle 258.
— — des illyrischen Gräberfeldes in Wilhelmshöhe 320.
— Grabhügel mit Grabstelen 206 fg.
— — mit Opferanzeichen 209, 217.
— — mit Opferstätten 211, 218.
— — mit altarähnlichen Opferstätten 215, 218.
— mehrfache Bestattungen in Hügeln der Lüneburger Gegend 231 ffg.
— Kannibalismus 222.
— Menschenopfer 222.
Bruchtorf (Kr. Ülzen), steinzeitliche Grabanlagen 227, 229.
— steinzeitlicher Hügel mit Grabstele 207.
— Opferstätten in Grabhügeln 211, 212, 225.
Bruchwedel (Kr. Ülzen), Grabhügel mit Opferanzeichen 209.
Bruckhausen (Kr. Dinslaken), bronzezeitliche Funde 54.
Brutterer, Kämpfe mit den Römern 40.
— Sitze in Westfalen 49.
— Bestattungssitten 45.
— Zuteilung von Funden der spätrömischen Kaiserzeit 50.
Buchholz (Kr. Ober-Barnim), Urnenfeld 114.
Buchow (Kr. Ost-Havelland), Gürtelhaken der Spät-Latènezeit 273.
Buchstabenschrift, arischen Ursprungs 361.
Buckelgefäß von ostdeutschem (illyrischem Typus) im Hügelgrab bei der Gielsdorfer Mühle 259, 260.
— — in Wilhelmshöhe 323.
Buendorf (Kr. Bleckede), Grabhügel mit Opferanzeichen 209, 210, 211, 225, 232.
— altarähnliche Opferstätte im Grabhügel 215.
— Seitenwandurne mit Opfergaben 213, 214.
— mehrfache gleichzeitige Bestattungen in Hügeln der Bronzezeit 232.

Digitized by Google

Bumannsburg (Westfalen), altsächsische Feste, Besichtigung 25.
Burg-Kemnitz (Kr. Bitterfeld), Hausurne 328, 330.
Burgscheidungen (Kr. Querfurt), Hausurne 329.
Burgunder, Gräberfeld bei Wilhelmsau ihnen zugehörig 70.
— Waffen der Spät-Latènezeit 77 fg., 84, 91 fg.
Burgwall bei der Spitzmühle 113, 135.
Buskamen, Name eines Felsblocks mit Näpfchen in der Ostsee bei Rügen 244.
Busse, Vortrag auf der Dortmunder Tagung 21, 59.
— Vorträge in der Berliner Zweiggesellschaft 133, 136.
Butzke (Kr. Belgard), einschneidige Schwerter, verzierte und ausgeschnittene Lanzenspitzen der Spät-Latènezeit 76, 92.
Butzow (Kr. Westhavelland), Latènefibel 117.
Bycistala-Höhle (Mähren), Anzeichen von Menschenopfern 223.

Cappenberg (Kr. Lüdinghausen), Geschichte und Besichtigung 26 fg.
Cäsar, Kriegszüge in Germanien 40, 317.
— Bericht über germanische Hilfstruppen vor Alesia 90.
— Bericht über Trinkhornbeschläge bei den Germanen 274.
Cascina Ranza (Italien), germanischer Vollgriffdolch 170.
Chamaven, nicht dauernd in Westfalen angesessen 50.
Chatten, Kämpfe mit den Römern 40.
Cherusker, in Nachrichten römischer Schriftsteller 50.
— Kämpfe mit den Römern 40.
— Sitze in Westfalen 49.
— Bestattungssitten 45.
Chronologie der Bronzezeit, von Montelius aufgestellt 106, 107.
— — Periodeneinteilung im Norden, Italien, Frankreich nach Montelius 164, 167, 168.
— — Ablehnung der Auffassung Sophus Müllers 163.
— der germanischen und italischen Fibeln der Bronzezeit 164.
Coblenz-Neuendorf, Funde aus Spät-Latènezeit, Lanzenspitze mit ausgeschnittenem Blatt 87, 90, 94.
— — germanische Schildfessel mit hakenförmigen Enden 90 Anm. 2.
Collorgues (Frankreich), hakenförmiges Gerät an weiblicher Figur der Steinzeit 358.
Courjeonnet (Frankreich), hakenförmiges Gerät an weiblicher Figur der Steinzeit 358.
Crevese (Kr. Osterburg), einschneidiges Schwert der Spät-Latènezeit 93.
Cromagnon-Rasse 355.
Culm (Kr. Culm), einschneidige Schwerter, verzierte und ausgeschnittene Lanzenspitzen der Spät-Latènezeit 78, 92.
Cypern, Brettidole 132.
Czacz s. Schmiegel.

Dahlenburg s. Buendorf.
Dahlhausen i. d. Prignitz, slawische Siedelung 340 fg.
Damme (Kr. Prenzlau), Terrasigillataschale und Armbrustfibeln 73.
Dänemark, Trinkhornbeschläge der frührömischen Kaiserzeit 275, 276.
Danzig, Hohlwulst 339.
Darzau (Kr. Dannenberg), germanische Eimerberlocks 64.
— Nadel, gebogene, mit kleinem Knopf 272.
Datteln (Kr. Recklinghausen), Brandurnen der römischen Kaiserzeit 52.
Dechelette, Periodeneinteilung der Bronzezeit Frankreichs 167 Anm. 1.
Deutsch-Evern (Lkr. Lüneburg), Grabhügel mit stelenartigem Stein 207, 208.
— Opferstätte im Grabhügel 214, 218, 225.
— altarähnliche Opferstätte im Grabhügel 216, 219.
— Opferschale im Grabhügel 210.
— mehrfache gleichzeitige Bestattung in Hügeln der Bronzezeit 231.
Diensdorf (Kr. Beeskow-Storkow), Buckelurnen 133.
— Pokal vom ostdeutschen (illyrischen) Typus 259.
Dietersheim (Gericht Freising, Oberbayern) Trinkhornbeschlag 276 Anm. 7.
Diluvialzeit, Schädelformen 367.
Dinslaken, keltische Hügelgräber 57.
Dio Cassius, Kriegszüge in Germanien 41.
Diskussionen nach den Vorträgen auf der Tagung zu Dortmund, Redner:
Bezzenberger 95.
Busse 57.
Grand 57.
Kossinna 51, 52, 57, 74.
Langewische 52.
Lienau 51, 52.
Rademacher 51.
Schulz 51, 52.
Dissen (Kr. Halle), germanische Urne der frührömischen Kaiserzeit 46.
Dobřichow-Pičhora (Böhmen), Gräberfeld 266.
Dolch, aus Bronze der II. Periode von Kolkhagen 197.
— eiserner des 2. Jahrhunderts nach Chr. aus Finnland 288.

Digitized by Google

Dolichokephale Rassen, verschiedene zur Eiszeit in Europa 355.
Dolmen, Ursprungsland 361.
Doppelart, in der ägäischen Kultur 132, 358.
Doppelkegelförmige Urnen von Groß-Schwarzlose 333.
— — Parallelfunde 335.
Doppelkonische Gefäße von Groß-Schwarzlose 333.
— von Wilhelmshöhe 322, Tafel XXVI Nr. 1.
— im Gräberhügel bei der Gielsdorfer Mühle 253, 257, 262, 264.
Doppelspiralfibel, Hallstätter, Weiterentwicklung späterer Formen 164.
Dornberg (Kr. Halle i. W.), Funde der Merowingerzeit 50.
Dortmund, Tagung daselbst 11 ffg.
— Goldhalsringe mit birnenförmigen Ösen 49.
— Terrasigillataschale 48.
Drehscheibe, Anwendung bei ostgermanischen Gefäßen von Wilhelmsau 62.
Dreilinden (Kr. Danziger Höhe), Schwertscheide der Spät-Latènezeit 92.
Drewitz a. d. Nuthe, Eisenschmelze 73.
Drusus, Kriegszüge in Germanien 40.

Edda, Berichte über Menschenopfer 223.
Eimer, vom Hemmoortypus aus Deltheim 47.
Eimerberlocks, germanische der römischen Kaiserzeit, Fundorte 59, 63.
Eisen, Erzeugung in der Mark Brandenburg 73.
— Konservierungsmethoden 121 ffg.
Eisenzeit in Finnland 279 ffg.
— frühe in Nordwestdeutschland, Opferstätten in Grabhügeln 214, 218.
Eiszeit, die verschiedenen Rassen in Europa 355.
Elamier, der kleinasiatischen Rasse zugehörig 356.
Embsen s. Melbeck.
Engern = Angrivarier 50.
Engländer, jetzige Rassenzusammensetzung 367.
Erle (Kr. Recklinghausen), Funde der Merowingerzeit 50.

Falkenberg (Kr. Lebus), Brandgrubengräberfeld 72.
Feuerschippe, langstielige aus Eisen, Fundstätten 292.
— s. auch unter Spaten, eiserner.
Feuerschlagsteine, weberschiffförmige, von Penttala 288, 293.
— sonstige Funde in Finnland 289.
— — in Norddeutschland 293.
— Art der Anwendung 293.
Feuerstahl, s. Messerschärfer.
Fibeln, germanische der Bronzezeit, ihr Verhältnis zur italischen 164 ffg.
— germanische der 4. Periode der Bronzezeit von Nordhemmern 36.
— der Latènezeit aus Norddeutschland 117 fg.
— der Spät-Latènezeit, Funde in Böhmen 267 fg., 270.
— der römischen Kaiserzeit, Funde in Böhmen 267, 270 fg.
— — in Finnland 282, 283, 284, 285, 287.
— — Vergleiche der finnländischen Formen mit deren sonstigen Verbreitungsgebieten 295.
— mit zweilappiger Rollenkappe, Entwicklung 271.
— — Vorstufe 271.
— S-förmige, der römischen Kaiserzeit mit Kopfkamm von Laitila 284, 295.
— — Verbreitungsgebiet 295.
— S-förmige der römischen Kaiserzeit ohne Kopfkamm von Terrajoki 283, 285, 295.
— — Verbreitungsgebiet 295.
— s. auch Armbrustf., Augenf., Brillenspiralf., Doppelspiralf., Flügelf., Peschieraf.
Fichtenberg (Kr. Liebenwerda), Randbeschlag eines Trinkhorns 276 Anm. 15.
Fingereindrücke auf der Schulter von Hallstattgefäßen in Gering 307, 308, 314.
Finnen, Zeit ihrer Einwanderung in Finnland 297.
Finnland, älteste eisenzeitliche Funde 279 ffg.
— Nationalität der Bewohner zur römischen Kaiserzeit 297.
Florus, Kriegszüge in Germanien 41.
Flügelfibel in Böhmen 267.
Flurstedt (Sachsen-Weimar), Rollenkopfnadel 335.
Frankreich, Periodeneinteilung der Bronzezeit nach Montelius 167.
— — nach Dechelette 167 Anm. 1.
Franttila (Ksp. Mynämäki in Finnland), Augenfibel 283.
Freschenhausen (Kr. Winsen a. d. L.), Grabhügel mit Opferanzeichen 211, 225.
— Opferstätte in Grabhügel 212, 218.
— altarähnliche Opferstätte in Grabhügel 215, 219.
— mehrfache gleichzeitige Bestattungen in Hügeln der Bronzezeit 231, 232.
Fucino s. Lago di Fucino.

Gamla Upsala, Menschenopfer nach dem Bericht Adams von Bremen 222, 223.
Gering (Kr. Mayen), Gräberfeld der ältesten Hallstattzeit 307 ffg.

Digitized by Google

Germanen, Eindringen in Westfalen 32, 36.
— Südgrenze in der Provinz Sachsen am Schluß der Bronzezeit 330.
— das Gebiet der nordeuropäischen Hausurnen ihnen zugehörig 330.
— in Finnland 297.
— in den Ostseeprovinzen zur römischen Kaiserzeit 298.
— gegenwärtige Verbreitung des Rassetypus in Deutschland 37.
Germanendarstellungen, Bronzestatuette im Kestnermuseum zu Hannover 97 ffg.
— Literaturnachweise 97 Anm. 1.
Germanikus, Kriegszüge in Germanien 41.
Gielsdorfer Mühle (Kr. Ober-Barnim), vorgeschichtliche Fundorte und Königsgrab 109 ffg.
— Ausflug dorthin 133 fg.
— Gräberhügel der Bronzezeit 249 ffg.
Gierstädt (Sachsen-Gotha), Rollenkopfnadel 335.
Gleichberg s. Kleiner Gleichberg bei Römhild.
Glendelin (Kr. Demmin, Vorpommern), Nadel der Bronzeperiode III mit Doppelspiralscheibenkopf 165.
Glockenbecher, Fund in Westfalen 35.
— bezeichnend für eine bestimmte Rasse 35.
— Beschreibung der für sie charakteristischen Form 306.
— bezweifelt, ob das Gefäß von Weißenfels als Glockenbecher anzusprechen ist 306.
Gobineau-Vereinigung 135.
Göhren (Rügen), Hünengräber und andere Altertümer 237, 248.
— Buskamen, großer Felsblock in der Ostsee 244.
Goldarmring mit Doppelspiralen von Woltersdorf (Kr. Lüchow), 165, 166.
Goldhalsringe mit birnförmigen Ösen der späteren römischen Kaiserzeit, Funde in Westfalen 49.
Gold s. auch Spiralfingerringe.
Goosen (Kr. Beeskow-Storkow), Buckelurnen 133.
Goseck (Kr. Querfurt), bronzezeitliche Hügelgräber 302.
— Grabfeld mit Aunjetitzer Kultur 306.
Gotland (Insel), Trinkhornbeschläge der frührömischen Kaiserzeit 275, 276.
Grabanlagen, ihre Art zur älteren römischen Kaiserzeit in Finnland, Schweden und den Ostseeprovinzen 296.
Grabstelen, auf Hügeln im Lüneburgischen 206 ffg.
Graitschen (Sachsen-Meiningen), Rollenkopfnadel 335.
Griffzungenschwerter, Verbreitungsgebiet 167.
— Entwicklung des Typus mit oberem Zungenfortsatz 161 fg.
Grodtken (Kr. Neidenburg), verzierte Lanzenspitze mit Ausschnitten der Spät-Latènezeit 86, 92.
Groß-Kühnau (Anhalt), Hausurne 328.
Groß-Romstedt (Bez. Apolda), Funde der Spät-Latènezeit, einschneidiges Schwert 90 Anm. 2, 94.
— — Schwertscheiden 80, 94.
— — Lanzenspitze mit Ausschnitten 87, 94.
— — germanische Schildfessel mit hakenförmigen Enden 90 Anm. 2.
— — Knotenpunkt für die Beziehungen der Ostgermanen und Kelten 91.
Groß-Schwarzlose (Kr. Stendal), Funde 332 ffg.
— Zeitbestimmung der Funde 335.
Groß-Zicker (Rügen), Hünengräber 243, 248.
— verschwundene Megalithgräber 248.
Gürtelbeschläge, aus Noricum stammend, in Böhmen gefunden 268 fg.
Gürtelhaken, mit wulstartigen Verzierungen, Fundorte 273.
— germanische in Böhmen 274.
Gürtelverzierungen in Ost- und Westpreußen um Chr. Geburt 269.

Haarschopf, swebischer, an Germanendarstellungen 99, 102, 103.
Hagensche Wiek (Rügen), unterseeisches Hünengrab 243, 248.
Hahne, Vortrag in der Zweiggesellschaft Berlin 133.
Hahnenkamp bei Rehme (Kr. Minden), germanisches Haus aus römischer Zeit 51.
Hakenkreuz, religiöses Symbol 132.
Halle a. S., Hausurne 329.
Halle (Kr. Halle in Westfalen), Funde der Merowingerzeit 50.
Hallsoser (Gotland), Ortband einer Holzscheide der Spät-Latènezeit 91.
Hallstattzeit, erstmalige Anwendung des Namens 182.
— am Niederrhein 55, 56, 307 ffg.
— Gräberfeld bei Gering 307 ffg.
— Depotfund von Schroda 336 ffg.
— Anzeichen von Menschenopfern 223.
Halsringe mit hohlen, trompetenförmigen Enden aus Finnland 283, 287.
— Verbreitungsgebiet 294.
Halsringe mit massiven Kolbenenden aus Finnland 284, 287.
— Verbreitungsgebiet 294.
Haltern (Kr. Koesfeld), germanische Urnen der frührömischen Kaiserzeit 45.
— Ausflug dorthin 28.
Hamaland, Gauname an der oberen Yssel 50.
Hampel, Josef, †, Nachruf 185.

Digitized by Google

Hampel, Verzeichnis seiner Schriften 186 fg., 347 fg.
Hangenweisheim (Kr. Worms), verzierte Schwertklinge der Spät-Latènezeit 82, 94.
Hängeschmuck, Bronzescheiben mit Hängevorrichtung aus der II. Bronzeperiode 202, 203 fg.
v. Harbou, Begrüßungsrede auf der Dortmunder Tagung 22.
Hauptversammlung, außerordentliche, in Berlin-Charlottenburg 136 ffg.
— s. auch Tagung.
Haus, bronzezeitliches bei der Gielsdorfer Mühle 111, 134, 252.
— Typen in Westfalen aus vorrömischer und späterer Zeit 51.
— gebrannter Lehmbewurf mit Abdrücken von Ruten und Rundhölzern auf dem Gräberfeld von Penttala 288.
Hausurnen, Fundstätten in Nordeuropa 328.
— Unterschied zwischen germanischen und italischen 331.
Hebräische Schrift, Entwicklung 362.
Helenedorf (Gouvm. Elisabethpol, Transkaukasien), Grabhügel mit Grabstele 207.
Hellenen, Entstehung als Volk 362.
Hellmühle (Kr. Ober-Barnim), Gräberhügel der Bronzezeit 257.
Helmsdorf (Mansfelder Seekreis), Anzeichen von Menschenopfern 223.
Hemmoortypus, Eimer vom, aus Westfalen 47.
Herminonen, kulturelle Beziehungen zu den Ostgermanen 79, 91.
Herten s. Paschenberg.
Hessen (Nord-), Steingräber jüngster Stufe 33.
Hettiter, der kleinasiatischen Rasse zugehörig 356.
Hettstedt (Mansfelder Seekreis), Hausurne 328.
Hildebrand †, Nachruf 181.
— Literaturnachweis seiner Schriften 182.
Hirse, vorgeschichtlicher 380 fg.
— Vorkommen im Bauchraum von Skeletten 381.
— Bitte um Einsendung von Proben 381.
Hirtenstabnadeln, eiserne, von Penttala 287.
— Verbreitungsgebiet und zeitliches Vorkommen in Finnland 295.
Hofby (Schonen), germanische Fibel der Bronzeperiode III zusammen mit italischem Dolch 169.
Hof-Steinhausen s. Mochenwangen.
Hohlwulst, von Schroda 336, 337.
— Verbreitungsgebiet 339.
Höhnstedt (Mansfelder Seekreis), kesselförmiges Gefäß der Steinzeit 306 Anm. 1.
Holtschneider, musikalische Vorträge auf der Dortmunder Tagung 18.
Holubice (Böhmen), Randbeschlag eines Trinkhorns 276.
Holzen (Kr. Holzminden), Höhle, Anzeichen von Kannibalismus 222.
Homo alpinus, s. Alpine Rasse.
Homo mediterraneus, s. Mittelmeerrasse.
Horton-Mor, Nachbildung einer Trojaburg auf Stein 204.
Houlzy (Frankreich), Zeitbestimmung der Funde 55.
Hoym (Anhalt), Hausurne 328.
Hradischt bei Stradonitz (Böhmen), Funde der Spät-Latènezeit 266, 272.
Hügelgräber im Arnsberger Wald 119 fg.
— in Westfalen, vielleicht Stammesmerkmal in früher Eisen- und früher römischen Kaiserzeit 45.
— fehlen in Westfalen in spätrömischer Kaiserzeit 49.
— in Niedersachsen und Westfalen in sächsischer Zeit 51.
Hundersingen (Württemberg), Bronzescheibe mit Hängevorrichtung 204.
Hünenbetten in Westfalen 32.
Hünengräber auf Mönchgut (Rügen) 237.
Hüttner, musikalische Vorträge auf der Dortmunder Tagung 22.

Illyrier, Bevölkerung Ostdeutschlands in der Bronzezeit 133.
Illyrische Kultur, Gräberhügel der Bronzezeit bei der Gielsdorfer Mühle 258.
— Verbreitung der Pokale von ostdeutschem (illyrischem) Typus 259.
— Gräberfeld in Wilhelmshöhe 319 ffg.
Ingwäonen, kulturelle Beziehungen zu den Ostgermanen 79, 91.
Istwäonen in Westfalen 51.
Italien, Periodeneinteilung der Bronzezeit nach Montelius 164, 167.
Italische Bronzegefäße, Ausfuhr nach dem Norden 266.

Jahn, Vortrag auf der Dortmunder Tagung 21, 75.
Jadowniki (Kr. Dabrowa, West-Galizien), Funde der Spät-Latènezeit, ausgeschnittene Lanzenspitze 87 Anm. 1, 93.
— — Schwert mit verzierter Klinge 95.
Jäschkowitz (Kr. Breslau), Schwert mit verzierter Klinge der Spät-Latènezeit 93.
Juelling (Dänemark), Funde der römischen Kaiserzeit 265.
— Trinkhornbeschlag 276 Anm. 2.

Kadmos, Deutung für seine Bezeichnung als Phöniker 354.
Kaldenkirchen, bronzezeitliche Funde 55.

Digitized by Google

Kalenderkunde, Zusammenhang mit dem Mythos 358, 359.
Kämme, germanische der römischen Kaiserzeit 64, 68.
Kammornament, an Scherben der älteren römischen Eisenzeit in Finnland 293.
Kannibalismus, Anzeichen in Funden 222.
Kaukasische Rasse = Kleinasiatische R.
Kaulwitz (Kr. Namslau), Schwert mit verzierter Klinge, verzierte Lanzenspitzen der Spät-Latènezeit 81, 93.
Kaurimuschel, oftgermanischer Schmuck 60, 72.
Kelchbecher der ältesten Hallstattzeit von Gering 307, 308.
Kelten, Entstehung und Ausbreitung 35.
— Eindringen in Westfalen 36.
— zur Bronzezeit am Niederrhein 56.
— Nordgrenze in der Provinz Sachsen am Schluß der Bronzezeit 330.
— Beziehungen zu Ost- und Westgermanen während der Spät-Latènezeit 75 ffg.
Keltische Gefäße der Bronzezeit 36.
Kerbschnitt, in Bronzezeit kennzeichnend für die Kelten 36, 54.
— an Gefäßen der ältesten Hallstattzeit von Gering 313.
Kiekindemark (Mecklenburg-Schwerin), Hausurne, Zeitbestimmung 330, 331 Anm. 3.
Kiukais, schwedischer Name des Ksp. Kiukainen in Finnland 279.
Kjeldbylille (Insel Möen), Trinkhornbeschlag 276 Anm. 2.
Klatzow (Kr. Demmin), Trinkhornbeschlag 276 Anm. 3.
Kleinasiatische Rasse, Entstehung und Verbreitung 356 fg.
Klein-Fullen (Kr. Meppen), römische Bronzestatuette eines Flötenbläsers 104.
Klein-Gottschow (Kr. Westpriegnitz), Hausurne, Zeitbestimmung 330, 331 Anm. 3.
Kleiner Gleichberg bei Römhild (Sachsen-Meiningen), Lanzenspitze mit ausgeschnittenem Blatt 86, 87, 94.
— eiserne Feuerschippe 292.
Klittke † 135.
Klusensteiner Höhle (Kr. Arnsberg), Funde des Moustérien 31.
Kneblinghausen (Kr. Lippstadt), germanisches Haus aus vorrömischer Zeit 51.
Kněževes (Böhmen), Riemenzunge 272 Anm. 2.
— Trinkhornbeschlag 276 Anm. 9.
Knochen von Tieren als Anzeichen von Opfern in Grabhügeln 209 fg.
Köckelsum (Kr. Lüdinghausen), germanische Urnen der frührömischen Kaiserzeit mit Beigaben 45, 46.
Koepp, Begrüßungsrede auf der Dortmunder Tagung 15.
Koepp, Führung durch die römischen Lager in Haltern 28.
Koesfeld (Kr. Koesfeld), Steingrab 32.
— keltische Gefäße mit Kerbschnitt 37.
Kolkhagen (Lkr. Lüneburg), Grabhügel der älteren Bronzezeit 195 ffg.
— Grabhügel mit Opferanzeichen 210, 217, 226.
— Opferstätten in Grabhügeln 213, 218, 225.
— altarähnliche Opferstätten in Grabhügeln 216, 219.
— mehrfache gleichzeitige Bestattungen in Hügeln der Bronzezeit 232.
Koppenow (Kr. Lauenburg), Schwertscheide, verzierte und ausgeschnittene Lanzenspitzen der Spät-Latènezeit 81, 86, 92.
Körbecke (Kreis Warburg), Goldhalsring mit birnförmiger Öse 49.
Körbelitz (Kr. Jerichow I), becherartiges Gefäß der frühen Latènezeit 329.
Körchow (Mecklenburg), einschneidiges Schwert und Schwertscheiden der Spät-Latènezeit 93.
— Trinkhornbeschlag 276.
Kosilenzien (Kr. Liebenwerda), Vasenurne der IV. Bronzeperiode 335.
Kossinna, Dankrede auf die Begrüßungen auf der Dortmunder Tagung 15.
— Dankrede an die Stadt Dortmund 18.
— Vorträge auf der Dortmunder Tagung 17, 21, 31.
— Vorträge in der Berliner Zweiggesellschaft 133, 135, 136.
Köttgen, Begrüßungsrede auf der Dortmunder Tagung 14.
Kragenfläschchen aus Westfalen 33.
Krampe-Nienhaus (Bauerngut in Westfalen), Funde der Merowingerzeit 50.
Kreta, Griffzungenschwert mit oberem Zungenfortsatz 162, 163.
Kruchowo (Kr. Mogilno), verzierte Lanzenspitze der Spät-Latènezeit 93.
Krunninniva (Ksp. Alikula in Finnland), Gußformen für Tüllenbeile 280.
Kuckers (Estland), Augenfibel 283.
Kugelkopfnadel mit geschwollenem durchbohrten Halse von Povegliano 169.
Kullrich, Führung im Dortmunder Museum 17.
Kung Björns Hög, Anzeichen von Kannibalismus 222.
Kuppelgräber, Ursprungsland 361.
Kyllijoki (Ksp. Nakkila in Finnland), eiserne Nadel und Messer 281.
Kyritz, Gefäße des 12.—14. Jahrhunderts nach Chr. 344.

Lachmirowitz (Kr. Strelno, Prov. Posen), zweischneidiges Schwert mit verzierter Klinge, Schwertscheide der Spät-Latènezeit 82, 92.

Digitized by Google

Lago di Lucino (Prov. Aquila, Mittelitalien), Griffzungenschwert mit oberem Zungenfortsatz 162, 163.
Laitila (Finnland), Bronzefibel mit Kopfkamm der römischen Kaiserzeit 284.
— Tonscherben der älteren römischen Eisenzeit 293.
— Art der Grabanlage 296.
Langaa (Fünen), einschneidige Schwerter, Lanzenspitze mit Ausschnitt der Spät-Latènezeit 76, 93.
Langugest (Böhmen), eiserne Feuerschippe 292.
Lanzenspitzen, eiserne, der Spät-Latènezeit, verzierte 84 ffg., 91 fg. .
— — mit ausgeschnittenem Blatt 87 fg., 91 fg.
— ostgermanische der römischen Kaiserzeit von Wilhelmsau 65.
— des 2. Jahrhunderts nach Chr. aus Finnland 288.
Lappenbeil, dänischer Fund 160.
Latdorfer Stil, Gefäß aus Westfalen 33.
La Tène (Schweiz), nach ostgermanischer Art verzierte Schwertklinge 82.
— nach ostgermanischer Art verzierte Lanzenspitzen 84, 85.
— nach keltischer Art verzierte Lanzenspitze 84, 85.
— ausgeschnittene Lanzenspitzen 87, 94.
Latènefibeln, norddeutsche, 117 fg.
Latènezeit, erstmalige Anwendung des Namens 182.
— späte, Beziehungen zwischen Ost-, Westgermanen und Kelten 75 ffg.
— — Prototypen für germanische Fibeln, Schnallen, Riemenbeschläge 267 ffg.
Laugerie basse, weibliche Figur aus Mammuth-Elfenbein 132, 358.
Lauseacker s. Wilsleben 328.
Lausitzer Typus, nach Busse Mischtypus aus germanischem und illyrischem Gefäßtypus 258.
Leer (Kr. Burgsteinfurt), Funde der Merowingerzeit 50.
Leichenbrand, Bestattungen ohne Urne zur römischen Kaiserzeit in Finnland 296.
Leimbach bei Salzungen, Gürtelhaken der Spät-Latènezeit 273 Anm. 5.
Leitzkau (Kr. Jerichow I), Nadel mit einfacher Spiralscheibe 165.
Letala, schwedischer Name von Laitila in Finnland.
v. Lichtenberg, Vortrag in der Zweiggesellschaft Berlin 131.
Liepe (Kr. Angermünde), Pokale vom ostdeutschen (illyrischen) Typus 259.
Liesbüttel (Kr. Rendsburg), Nadel der Bronzeperiode III mit Doppelspiralscheibenkopf 165.
Lillkyro, schwedischer Name des Ksp. Dähäkyro, Funde 282, 283, 285.
Lindholmgaard (Seeland), Schwertscheide der Spät-Latènezeit 76, 93.
Lindorf (Kr. Stendal), Beigefäß mit zwei Henkeln der V. Bronzeperiode 335.
Lißdorf (Kr. Naumburg a. S.), Rollenkopfnadel 335.
Literaturnachweise, Germanendarstellungen 97 Anm. 1.
— vergleichende über die Ostgermanen 74.
— — über Menschenopfer 221.
— der Schriften Hampels 186 fg., 347 fg.
— der Schriften Hildebrands 181 fg.
— Anleitungen zum Photographieren 129.
Lobitten (Kr. Labiau), degenerierter Schlangenkopfarmring 294.
Luchsberg s. Buendorf.
Ludwigshöhe (Kr. Oppenheim), Schwert mit verzierter Klinge der Spät-Latènezeit 82, 94.
Lüneburg (Umgegend), Brandbestattung in Hügelgräbern zur spätsächsischen Zeit 51.
— Beobachtungen an Gräbern verschiedener Zeiten 195 ffg.
Luženic, Bronzescheibe mit Hängevorrichtung 204.

Mäanderkeramik bei den Markomannen in Böhmen 274.
Mäeksmäki (Ksp. Nousiainen in Finnland), bronzener Halsring mit hohlen Trompetenenden der römischen Kaiserzeit 283, 294, 296.
Mainsweben 80, 91.
— Schwerter mit verzierter Klinge 82.
— verzierte Lanzenspitzen 84.
Mainz, verzierte Schwertklinge der Spät-Latènezeit 82, 94.
Markomannenreich in Böhmen, Bedeutung für die germanische Kultur 265 ffg.
Markussäule, Germanendarstellungen 103.
Marmstorf, (Kr. Harburg), Schwertscheide der Spät-Latènezeit 93.
Marser, in Nachrichten römischer Schriftsteller 50.
— Sitze in Westfalen 49.
Marten (Lkr. Dortmund), Terrasigillataschale 48.
Martinshöhle (Westfalen), Funde des Tardenoisien 32.
Marttila (Ksp. Maaria in Finnland), Endbeschläge von Trinkhörnern 282, 292, 294.
Mas d'Azil, Zeichen auf Steinchen 360.
— Funde von Getreidekörnern 380.
Mauritz, Begrüßung auf der Dortmunder Tagung 21.
Megalithgräber, verschwundene, auf Mönchgut (Rügen) 248.
Megalithkeramik in Westfalen 33.
Melbeck (Lkr. Lüneburg), Grabhügel mit stelenartigem Stein 206, 207.

Digitized by Google

Melbeck, Seitenwandurne mit Opfergabe 211, 213, 214.
— altarähnliche Opferstätte im Grabhügel 215, 219.
— mehrfache gleichzeitige Bestattung in Hügeln der Bronzezeit 231.
Mellösa s. Stora Mellösa.
Menhir, als Deutung von Steinen auf Grabhügeln 208, 220.
Menschenfigur aus Bronze von einem Grabhügel bei Kolkhagen 202, 203, 205.
Menschenfresserei, s. Kannibalismus.
Menschenopfer, Anzeichen in Grabhügeln 221 ffg.
— Literaturnachweis 221.
Merowingerzeit, Funde in Westfalen 50.
Messer, eiserne mit hohem Rücken aus Finnland 288.
— germanische der römischen Kaiserzeit von Wilhelmsau 64, 66, 67, 68, 69.
Messerschärfer, sogenannte, Verwendung als Feuerstahl 293.
— ostgermanische Fundorte 62.
Middelhagen (Rügen), verschwundene Megalithgräber 248.
Minsleben (Kr. Wernigerode), Hausurne 328.
Mistbargenfeld s. Ohlendorf (Lkr. Winsen a. d. L.).
Mitani, der kleinasiatischen Rasse zugehörig 356.
Mitgliederverzeichnis 1.
— neueingetreten 192, 385.
Mittelmeerrasse, Entstehung 356, 357.
Mjöltbo (Upland), Anzeichen von Kannibalismus 222.
Mochenwangen (Württemberg), Trinkhornbeschlag 276 Anm. 6.
Molbath (Kr. Ülzen), Grabhügel mit Steinpyramide 207.
— Opferstätte im Grabhügel 212, 218, 219.
— steinzeitliche Grabanlagen 228, 229.
Mönchgut (Rügen), vorgeschichtliche Altertümer 235 ffg.
Mondsichel, religiöses Symbol 132.
Mont Beuvray (Frankreich), eiserne Feuerschippe 292.
Montelius, Huldigungsschriften aus Anlaß seines Rücktritts als Reichsantiquar 105 ffg.
— Festgabe zum 70. Geburtstag 193.
— Periodeneinteilung der Bronzezeit des Nordens, Italiens, Frankreichs 167, 168.
Moorleichen, lange und kurze Beinkleider verschieden bei den Ostsee- und Nordseegermanen 103.
— untersuchbare Nahrungsrückstände in der Bauchhöhle 380.
Mooskamp bei Rehme (Kr. Minden), Funde der Merowingerzeit 50.
Mörigen (Schweiz), verzierte Schwertklinge der Spät-Latènezeit 82, 94.
Mousiérien, Funde in Westfalen 31.
Mühlberg a. E. (Kr. Liebenwerda), Keramik der V. Bronzeperiode 335.
Mühlhausen, eiserne Feuerschippe 292.
Mühlheim a. Rh. (Kreis), keltische Gefäße der Bronzezeit 36.
Mühltal (Oberbayern), Anzeichen von Menschenopfern 222.
Münsterland (Westfalen), in frührömischer Zeit von den Brukterern bewohnt 49.
— in spätrömischer Zeit fehlen Gräber, also Siedelungsleere 49, 51.
Münsterwalde (Kr. Marienwerder), Schwertscheide der Spät-Latènezeit, 81, 92.
Museen, Vereinigung brandenburgischer, Tagung 140.
Mykenä, Griffzungenschwert mit oberem Zungenfortsatz 162, 163.
— Kuppelgräber 363.
Mythos, Entwicklungen 358.

Nadeln, aus Bronze vom Gräberfeld bei Gering 310, 312, 315.
— gebogene, mit kleinem Knopf von Darzau und Pichora 272, 273.
— siehe auch Hirtenstabn., Kugelkopfn., Ringn., Rollenkopfn., Scheibenkopfn., Spiralkopfn., Vasenkopfn.
Nateln (Kr. Ülzen), mehrfache gleichzeitige Bestattungen in Hügeln der Bronzezeit 232.
Nauheim (Kr. Friedberg), Schwertscheide der Spät-Latènezeit 79, 80, 94.
Neandertal, Skelettfund des sog. Neandertalers 31.
Neugut (Kr. Culm), Schwertscheide, verzierte und ausgeschnittene Lanzenspitze der Spät-Latènezeit 92.
Neukölln, germanisches Reitergrab 140.
Niederhof (Kr. Neidenburg), germanische Schildfessel mit hakenförmigen Enden der Spät-Latènezeit 90 Anm. 2.
Niederreißen (Bez. Apolda), einschneidiges Schwert der Spät-Latènezeit 94.
Niedersachsen, Brandbestattung in Hügelgräbern zu spätsächsischer Zeit 51.
Nienbüttel (Kr. Ülzen), Schwertscheiden der Spät-Latènezeit 93.
Nochau (Kr. Schrimm), verzierte Lanzenspitze der Spät-Latènezeit 92.
Nöfing (Oberösterreich), italischer Bronzedolch 169.
Nordhemmern (Kr. Minden), germanische Fibel der 4. Periode der Bronzezeit 36.
Noricum, nach Böhmen von dort eingeführte Fibeln 267.
— — Gürtelbeschläge 268.
Nousis, schwedischer Name des Ksp. Nousiainen in Finnland, Funde 283.

Digitized by Google

Nykyrko, schwedischer Name des Ksp. Uusikirkko, Funde 283, 284.
Nyland (Landschaft in Finnland), Fundverhältnisse in den verschiedenen vorgeschichtlichen Zeiten 291.
Nylarsker (Bornholm), Hausurne 328.

Oberaden (Kr. Hamm), Legionslager 39 ffg.
— Besichtigung 22 fg.
Oblaß (Kr. Radom, Polen), Schwertscheide der Spät-Latènezeit 93.
Obříství (Böhmen), Trinkhornbeschlag 276 Anm. 1.
Ofen (Ungarn), Griffzungenschwert mit oberem Zungenfortsatz 161, 162.
Öfre Ålebäck (Öland), einschneidige Schwerter der Spät-Latènezeit 76, 91.
Ohlendorf bei Ramelsloh (Kr. Winsen a. d. L.), Opferstätte im Grabhügel 212, 218, 225.
— altarähnliche Opferstätte im Grabhügel 215, 218.
— Seitenwandurne mit Opfergabe 213, 219.
— steinzeitliche Grabanlage 227.
Oldendorf bei Amelinghausen (Lkr. Lüneburg), Fund der II. Bronzeperiode 199.
Oldendorf bei Borgholzhausen (Kr. Halle in Westfalen), germanische Urne der späteren römischen Kaiserzeit 47.
Oliva (Kr. Danziger Höhe), ausgeschnittene Lanzenspitze der Spät-Latènezeit 92.
Olsen, Dankrede auf der Dortmunder Tagung 28.
Opfer, Anzeichen in Grabhügeln 209 ffg., 217.
— — von Menschenopfern darin 221 ffg.
Opferstätten in Grabhügeln 211 ffg., 218 fg.
Örlinghausen (Lippe-Detmold), Absatzbeil von keltischem Typus 35.
Ornavasso, römischer Situlahenkel 272.
Ortband, eines Griffzungenschwertes mit oberem Zungenfortsatz von Siems 162, 163.
— verschiedene Formen in der Spät-Latènezeit 78 ffg., 91 fg.
Oseberg (Norwegen), Tierskelette im Schiff 217.
Ostbaltische Typen von Schmucksachen der römischen Kaiserzeit in Finnland 294 fg.
Ostdeutsche (illyrische) Kultur, Gräberfeld in Wilhelmshöhe 319 ffg.
— Gräberfeld bei der Gielsdorfer Mühle 249 ffg.
— Pokale, Fundorte 259.
Osterburg (Kr. Osterburg), Latènefibel 117.
Ostgermanen, Beziehungen zu Westgermanen und Kelten während der Spät-Latènezeit 75 ffg.
— Gräberfeld bei Wilhelmsau 59 ffg.
Ostpreußen, Funde burgundischer Lanzenspitzen 95, Diskussion.
Ostseeprovinzen, Beziehungen in der römischen Kaiserzeit zu Finnland 294 fg.
— Art der Grabanlagen zur römischen Kaiserzeit 297.
— Nationalität der Bewohner zur römischen Kaiserzeit 298.
Ottenküll (Estland), Armring der römischen Kaiserzeit 294.

Paderborn, Gefäß des Latdorfer Stils 33.
— Glockenbecher 35.
Paläolithikum, in Europa Anfang der Kultur 355.
Panelia (Ksp. Kiukainen in Finnland), Halsringe der ältesten Eisenzeit 279.
Papau (Kr. Thorn), verzierte Lanzenspitzen der Spät-Latènezeit 92.
Papu (Ksp. Uusikirkko in Finnland), bronzener Halsring mit massiven Kolbenenden 284, 294, 296.
Paschenberg bei Herten (Kr. Recklinghausen), Funde der Merowingerzeit 50.
Peest (Kr. Schlawe), Hohlwulst 339.
Peiting (Bayern), italischer Bronzedolch 169.
Pelasger, Kuppelgraberbauer 362.
Penttala (Ksp. Nakkila in Finnland), Gräberfeld des 2. Jahrhunderts nach Chr., Funde 285 ffg.
— Art der Grabanlagen 296.
Pertiö (Ksp. Pähäkyrö in Finnland), römisches Schöpfgefäß (Kasserolle) 282, 292, 296.
Peschiera (Oberitalien), Nadeln mit einfachen und doppelten Spiralköpfen 165.
Peschierafibeln, Verhältnis derjenigen mit glattem zu denen mit gedrehtem Bügel 166.
— Chronologie 169.
Pettau (Steiermark), Riemenzungen 272 Anm. 2.
Pfeilspitzen aus Feuerstein in der älteren Bronzezeit 196.
— aus Bronze von der Gielsdorfer Mühle 260, 261.
— aus Bronze vom illyrischen Gräberfeld in Wilhelmshöhe 323.
Pforta (Kr. Naumburg a. S.), Hausurne 329.
Phaistos (Kreta), Diskos mit Bilderschrift 362.
Phallus, als Deutung von Steinen auf Grabhügeln 208.
Philippshagen (Rügen), Hünengräber 237, 248.
Philister, Wanderungen 362.
Phöniker, Entstehung des Namens 354.
Phönikische Schrift, Entwicklung 362.
Phönix, verschiedene Bedeutung des Wortes 354.

Digitized by Google

Photographie im Dienste der Vorgeschichtsforschung 126 ffg.
Pichora (Böhmen), Fibel mit zweilappiger Rollenkappe 271.
— Nadel, gebogene, mit kleinem Knopf 273.
— Gürtelhaken 274.
— Trinkhornbeschlag 276 Anm. 1.
— birnenförmiges Berlock 278 Anm. 5.
— s. auch Dobřichow-Pichora.
Pokale des ostdeutschen (illyrischen) Typus, im Gräberfeld bei der Gielsdorfer Mühle 258 fg., 263.
— sonstige Fundorte 259.
Polleben (Mansfelder Seekreis), Hausurne 330.
Pölzig (Sachsen-Altenburg), steinzeitliche Hügelgräber 301.
Pork, Begrüßungsrede auf der Dortmunder Tagung 18.
Port bei La Tène (Schweiz), verzierte Lanzenspitze 84, 85, 94.
Possenhain (Kr. Naumburg a. d. S.), bronzezeitliche Hügelgräber 302.
Povegliano bei Verona, Griffzungenschwert und Kugelkopfnadel mit geschwollenem durchbohrten Halse 169.
Priment (Kr. Bomst), Schwert mit verzierter Klinge der Spät-Latènezeit 81, 93.
Privatsammlungen, Bitte um Nachrichten zwecks Zusammenstellung des Verbleibs 384.
Pyrmont, Brunnenfund 46.

Quedlinburg (Kr. Quedlinburg), einschneidiges Schwert der Spät-Latènezeit 94.

Rademacher, Vortrag auf der Dortmunder Tagung 17, 53.
Radenbeck (Kr. Ifenhagen), steinzeitliche Grabanlagen 228, 229.
Radovesice (Böhmen), Trinkhornbeschlag 276 Anm. 1.
Rasiermesser aus Bronze, vom illyrischen Gräberfeld in Wilhelmshöhe 323.
Rasse, Problem des Aufstiegs und Niedergangs 363 ffg.
Rassen, in Europa zur Eiszeit 355.
Rassenhygiene 368 ffg.
Ravensberg bei Halle (in Westfalen), Bronzefunde der späteren römischen Kaiserzeit 47.
Reddewitz (Rügen), Hünengrab 242, 248.
— Opferstein 246.
Rehme s. Hahnenkamp und Mooskamp.
Reichenhall (Oberbayern), Riemenzungen 272 Anm. 2.
— Trinkhornbeschlag 276.
Reichersdorf (Kr. Guben), dreihenkliges ostgermanisches Gefäß 62.
Reiherwerder (Kr. Nieder-Barnim), Gräber mit illyrischer Kultur 258.
Religion der Steinzeit 131 fg.
Remagen a. Rhein, Trinkhornbeschlag 276.
Repeč (Böhmen), italischer Bronzedolch 169.
Rieclingen (Kr. Bleckede), Grabhügel mit Grabstele 206, 208.
— steinzeitliche Grabanlagen 228.
Riedhoven (Holland), bronzezeitliche Funde 54, 55.
Riemenzungen, germanische, der römischen Kaiserzeit, Entstehung in Böhmen 278.
Rillen, an Hallstattgefäßen von Gering 310 ffg.
Rimbeck (Kr. Warburg), Steingrab jüngster Stufe 33.
Ringe, aus dem Hallstattfund von Schroda 339.
— s. auch Armr., Halsr., Goldr.
Ringnadel mit Schneckenende s. Hirtenstabnadel 295.
Riß-Eiszeit in Westfalen 31.
Robbedale bei Rönne (Bornholm), Hausurne 328.
Rollenkopfnadel von Groß-Schwarzlose 334.
— Fundstätten in Thüringen 335.
Römhild s. Kleiner Gleichberg.
Römische Kaiserzeit in Westfalen 39 ffg., 45 fg.
— in Finnland 281 ffg.
— Brandgrubengräberfeld in Wilhelmsau 59 ffg.
— Markomannenreich in Böhmen 270 ffg.
Rondsen (Kr. Graudenz), Schwertscheiden, verzierte und ausgeschnittene Lanzenspitzen der Spät-Latènezeit 78, 79, 81, 86, 92.
v. Rose, Eintreten für staatlichen Schutz der Altertümer 20.
Rosenfelde (Kr. Regenwalde), verzierte Lanzenspitzen der Spät-Latènezeit 95.
Rosenthal (Kr. Nieder-Barnim), Latènefibel 117.
Rübel, Begrüßungsrede auf der Dortmunder Tagung 15.
Rüdnitz (Kr. Ober-Barnim), Pokale vom ostdeutschen (illyrischen) Typus 259.
Rünthe (Kr. Hamm), germanische Urnen der frührömischen Kaiserzeit mit hohem Fuß 46.
— Besichtigung der freigelegten Brandgräber 25.

Saalburg, eiserne Feuerschippe 292.
Sackrau bei Breslau, dreihenklige ostgermanische Gefäße 62.
Sadersdorf (Kr. Guben), Fundstatistik 69, 71.
— Messerschärfer oder Feuerstahl 62, 71.
— Eimerberlock 63, 71.

Digitized by Google

Satakunta (Landschaft in Finnland), eisenzeitliche Funde 279, 281, 285 ffg.
— Fundverhältnisse in den verschiedenen vorgeschichtlichen Zeiten 290 fg.
Satzung, Beschluß der Änderung 136.
— neue Fassung vom 16. März 1913, 138 fg.
Schaabe (Rügen), Befestigungswerk 236.
Schädel, Gestalt bei verschiedenen Rassen 35, 355, 367.
Scheibenkopfnadel, von Gering 310, 313.
Schenkenberg (Kr. Delitzsch), Keramik der V. Bronzeperiode 329, 335.
Scherben, absichtliche Niederlegung in stein- und bronzezeitlichen Grabanlagen 230.
Schere, ihre Geschichte, Vortrag von Bezzenberger 21.
Schildbuckel, in Alesia gefunden, germanische 89, 90.
— — keltische 89, 90 Anm. 1.
— spitze germanische der römischen Kaiserzeit, aus germanischen Latèneformen weitergebildet 278.
Schildfesseln, markomannische in Böhmen 277.
Schildrandbeschlag, markomannischer, aus Böhmen 278.
Schimianitz (Kr. Kempen, Prov. Posen), einschneidiges Schwert der Spät-Latènezeit 77, 93.
Schlakalken (Ostpreußen), Halsringe der ältesten Eisenzeit 279 Anm. 1.
Schlangenkopfarmring, degenerierte Art von Lobitten, auch in Finnland 294.
Schlemmin bei Lübz (Mecklenburg-Schwerin), becherartiges Gefäß der frühen Latènezeit 329.
Schmetzdorf (Kr. Jerichow II), Latènefibel 117.
— becherartiges Gefäß der frühen Latènezeit 329.
Schmiegel (Prov. Posen), Randbeschlag eines Trinkhorns 276 Anm. 14.
Schnallen, in markomannischen Funden aus Böhmen 268, 272, 273, 274.
Schnürhenkel an ostgermanischen Gefäßen 62, 65 Grab 59.
Schnurkeramik, in steinzeitlichen Hügelgräbern bei Pölzig 301 fg.
Schönburg (Kr. Naumburg a. S.), bronzezeitliche Hügelgräber 302.
Schönwarling (Kr. Danziger Höhe), einschneidige Schwerter, verzierte und ausgeschnittene Lanzenspitzen der Spät-Latènezeit 92.
Schrift, Entstehung 360.
Schroda (Pr. Posen), Depotfund der späten Hallstattzeit 336.
Schulz, Walther, Vortrag auf der Dortmunder Tagung 17, 45.
— Vorträge in der Zweiggesellschaft Berlin 136.
Schweden, Art der Grabanlagen in der römischen Kaiserzeit 296.
— Beziehungen zu Finnland in der römischen Kaiserzeit 296.
Schwaan (Mecklenburg-Schwerin), Anzeichen von Menschenopfern 222.
Schwanebeck (Kr. Oschersleben), Hausurne 328.
Schweiz, Beziehungen mit Ostdeutschland in Spät-Latènezeit 83 ffg.
Schwerter, achtkantige der Bronzezeit, Verhältnis der bayrischen zu den nordischen 161.
— der Spät-Latènezeit, ostgermanische, einschneidige 75 fg., 91 fg.
— — zweischneidige 77 fg., 91 fg.
— — mit verzierter Schwertklinge 82 fg.
— s. auch Griffzungenschwert.
Schwertscheiden, verschiedene Formen in der Spät-Latènezeit 77 ffg., 91 fg.
Seddin (Kr. Westprignitz), Hausurne 328.
— — Zeitbestimmung 329.
Seelenthrontheorie 206, 208.
Seeste (Kr. Tecklenburg), Steingrab 32.
Seitenwand-Urnen mit Opfergaben 213, 218, 219.
Senne bei Paderborn, Glockenbecher 35.
Septimius Severus, Münze von Wilhelmsau 70.
Servirola (Oberitalien), germanische und italische Fibel der Bronzezeit 168.
Sichel aus Bronze, vom illyrischen Gräberfeld in Wilhelmshöhe 323.
— eiserne, aus Finnland 288.
Siems bei Lübeck, Griffzungenschwert mit oberem Zungenfortsatz 162 163.
Silbenschrift bei den Völkern der kleinasiatischen Rasse 361, 362.
— ägäische 361, 362.
Simblegaard (Bornholm), einschneidige Schwerter, verzierte Lanzenspitze der Spät-Latènezeit 91.
Skelettbestattung, in dem steinzeitlichen Hügelgrabe mit Schnurkeramik bei Pölzig 301 fg.
— zur römischen Kaiserzeit in Skandinavien und den Ostseeprovinzen 297.
— zur Merowingerzeit in Westfalen 50.
Skovlyst (Jütland), Schwertscheide der Spät-Latènezeit 93.
Slawen, Siedelung bei Dahlhausen i. d. Prignitz 340 ffg.
Sleipnir, Deutung für seine acht Füße 360.
Sondershausen, Augenfibel 270 Anm. 3.
Sonnenkult, Schlüsse aus Beobachtungen in Gräbern im Lüneburgischen 220.
Spandau, Griffzungenschwert mit oberem Zungenfortsatz 162.
Spaten, kleiner eiserner, aus Finnland 288.
Spinnwirtel s. Wirtel.
Spirale, religiöses Symbol 132.
— Verwendung an Fibeln, Nadeln, Ringen

Digitized by Google

und sonstigen Schmucksachen der Bronzezeit auf germanischem Gebiet 165 fg.
Spirale auf italischem Gebiet 165.
Spiralfingerringe aus Gold der II. Bronzeperiode von Oldendorf (Lkr. Lüneburg) 199.
Spiralkopfnadel, eiserne, aus Finnland 287.
Spiral-Mäander-Kultur, Nord- und Südarier verschmolzen, als Träger 362.
Spiralscheiben, Entwicklung bei der germanischen und italischen Fibel der Bronzezeit 165.
Spitzbecher der Hallstattzeit von Gering 316.
Spitzmühle (Kr. Ober-Barnim), Burgwall 113, 135.
Spjellerup (Amt Praestö, Seeland), Randbeschlag eines Trinkhorns 276 Anm. 16.
Stein, Freiherr vom, in Cappenberg 27.
Steinhausen a. d. Ruhr (Gemeinde Bommern, Kr. Hagen i. W.), Terrasigillataschale 49.
Steinhöfel (Kr. Lebus), Pokal von ostdeutschem (illyrischem) Typus 259.
Steinzeit, Rassen 355 fg., 361, 367.
— Religion 131, 358.
Steinzeit, neolithische, in Westfalen 32 fg.
— Altertümer auf Rügen 235 fg.
— Vorkommen von Bandkeramik in Thüringen 304.
— Steinbeile vom Dievitzer Typus 300.
— Beobachtungen an Grabhügeln in der Lüneburger Gegend 206 ffg.
— — Grabstelen 206 fg.
— — Anzeichen von Opfern 210, 217, 219.
— — Opferstätten 211, 218.
— — altarähnliche Opferstätten 214, 218.
— — Anzeichen von Menschenopfern 224.
Stele, als Deutung von Steinen auf Grabhügeln 208.
Stichel, eiserner, aus Finnland 288.
— Verwendung als Feuerstahl 293.
Stier, religiöses Symbol 132.
St. Marie, schwedischer Name des Ksp. Maaria in Finnland, Funde 282.
Stolec (Kr. Sieradz, Polen), Schwert mit verzierter Klinge der Spät-Latènezeit 81, 93.
Stonehenge (England), Auffassung der Grabstele als Seelenthron 206.
Stora Karlsö (Insel bei Gotland), Anzeichen von Kannibalismus 222.
Stora Mellösa (Prov. Nerike, Schweden), Griffzungenschwert mit oberem Zungenfortsatz 163.
Stradonitz (Böhmen), eiserne Feuerschippe 292.
Straßenanlage, alte, beim Gräberfeld von Gering 317.
Straußberg, Ausflug und Museumsbesichtigung 133.
Streithämmer aus Felsarten in Westfalen 34.
Ströby (Seeland), Trinkhornbeschlag 276 Anm. 2.
Stüberg s. Freschenhausen.
Suckschin (Kr. Danziger Höhe), verzierte Lanzenspitzen der Spät-Latènezeit 92.
Süddinker (Kr. Hamm), Funde der Merowingerzeit 50.
Suebi Nicretes, Gräberfeld im Winkel zwischen Rhein und Main 271 Anm. 1.
— — Schnalle 273.
— — Gürtelhaken 273 Anm. 5.
— — Trinkhornbeschläge 276.
— — Schildfessel 278.
Sugambrer, Kämpfe mit den Römern 40.
Sujewskoje (Rußland), Tüllenbeil 279.
Sulau (Kr. Militsch), hallstattzeitliches Bronzegefäß 338 Anm. 1.
Sweben, Haarschopf 99, 102.
— s. auch Mainsweben, Suebi Nicretes.

Tacitus, über die Kriegszüge in Germanien 41.
— über das Markomannenreich in Böhmen 265.
Tagungen der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, Bericht über die 14. Tagung in Dortmund 11 ffg.
— — Verzeichnis der Teilnehmer 29.
— — Tagungsplan für die 5. in Köln 190.
— — Antrag, sie nur alle zwei Jahre abzuhalten 13, 137.
— — Beschluß darüber 137, 139.
— der Vereinigung brandenburgischer Museen 140.
Tahvola (Ksp. Muhos in Finnland), Bronzegegenstand 280.
Tardenoisien, Funde in Westfalen 32.
Täßchen aus Bronzeblech, italischer Herkunft im Norden 167.
Tatendorf (Kr. Ülzen), Opferstätte in Grabhügel 211, 213, 218.
Taubendorf (Kr. Neidenburg), verzierte Lanzenspitze der Spät-Latènezeit 83, 92.
Tegneby (Bohuslän), Felsenzeichnung der Bronzezeit 203.
Tensta (Uppland), Halsringe der ältesten Eisenzeit 279 Anm. 1.
Terrasigillataschalen, Funde in Westfalen 48.
— in der Provinz Brandenburg 72, 73.
Tervajoki (Ksp. Vähäkyro), Funde der römischen Kaiserzeit 285, 293, 294, 295.
— Art der Grabanlage 296.
Teutoburger Wald, Grenze zwischen Grabhügeln und Urnenfriedhöfen in der frühen römischen Kaiserzeit 45.
Thießow (Rügen), Befestigungswerk 236.
Tiberius, Kriegszüge in Germanien 40.
Tiefstichkeramik in Westfalen 33.
Tieropfer, Anzeichen in Grabhügeln in der Lüneburger Gegend 209, 217, 219.
Tongefäße in Gestalt von Vögeln und

Digitized by Google

Stiefel vom illyrischen Gräberfeld in Wilhelmshöhe 323.
Tonscherben, Funde der älteren römischen Eisenzeit in Finnland 293.
Tönsberglager bei Orlinghausen (Lippe-Detmold), Absatzbeil von keltischem Typus 35.
Tosterglope (Kr. Bleckede), steinzeitliche Grabanlagen 228.
Traunstein (Oberbayern), Gürtelhaken der Spät-Latènezeit 273 Anm. 5.
Treviso bei Venedig, Griffzungenschwert 169.
Trichterrandbecher aus Westfalen 33.
Trinkhornbeschläge, germanische 274 ffg.
Troja, Bleiidol und Gesichtsvasen 132.
Trojaburgen, Literaturnachweise 204 Anmerk. 2.
— Nachbildung auf Bronzescheibe 204.
— mythologische Vorstellungen 132.
Tuczno (Kr. Hohensalza), einschneidiges Schwert und Holzscheiden der Spät-Latènezeit 76, 92.
Tüllenbeile, eiserne, aus Finnland 288.
— — aus Skandinavien 293.
— Gußformen aus Finnland 279, 280.
Türpsal (Estland), Grabfeld der römischen Kaiserzeit mit Leichenbrand und Skelettbestattung 297.

Unseburg (Kr. Wanzleben), Hausurne 328.
Untamala (Ksp. Laitila in Finnland), Augenfibel 284, 294, 295.
— Art der Grabanlage 296.
Unterföchering (Bayern), italischer Bronzedolch 169.
Unterrißdorf (Mansfelder Seekreis), Glockenbecher 306 Anm. 1.
Upsala s. Gamla Upsala.
Urnen mit Opfergaben s. Seidenwandurnen.
Urnenfriedhöfe in Westfalen in der frühen römischen Kaiserzeit, vielleicht Stammesmerkmal 45.
Urstier, Verwendung der Hörner zu Trinkhörnern bei den Germanen 274 fg.
Usch s. Wilhelmshöhe.
Usipier, Kämpfe mit den Römern 40.

Varus, in Germanien 41.
Vasenkopfnadel von Gering 315.
— von Groß-Schwarzlose 334.
— — Zeitbestimmung 335.
Veltá Dobrá, Bronzescheiben mit Hängevorrichtung 204.
Velleius, über Kriegszüge in Germanien 41.
Veltheim (Kreis Minden), Funde der späteren römischen Kaiserzeit 46, 47, 48, 49.
Vendelzeit, Tieropfer 217.
Vierwitz (Rügen), Steinbeile 300.
Virunum (Kärnten), Gürtelbeschläge der Spät-Latènezeit 268.
— Riemenzunge 272 Anm. 2.
Vorstand 1, 137, 138.
— Sitzung in Dortmund 11.

Wachenheim (Kr. Worms), verzierte Schwertklinge der Spät-Latènezeit 81, 82, 94.
Waffen, fehlen als Beigabe in Westfalen in frührömischer Kaiserzeit, nur 1 Fund 46.
Wald-Ülversheim (Kr. Oppenheim), verzierte Lanzenspitze der Spät-Latènezeit 83, 84, 94.
Walternienburg (Kr. Jerichow I), kugeliges Gefäß der frühen Eisenzeit 329.
Wandlitz (Kr. Nieder-Barnim), Grabhügel der Bronzezeit 257.
Warburg (Kr. Warburg), Steingräber jüngster Stufe 33.
Warhela (Ksp. Uusikirkko in Finnland), Bronzefibel der frührömischen Kaiserzeit 283, 295.
Warmhof (Kr. Marienwerder), einschneidiges Schwert der Spät-Latènezeit 92.
— Gürtelschließe 269.
Weißenfels, Hockergrab 304 fg.
Weißenhöhe (Kr. Wirsitz), Schwerter mit verzierter Klinge der Spät-Latènezeit 81, 92.
Wellendorf-Nateln (Kr. Ülzen), steinzeitliche Grabanlagen 228.
Wellenlinie, auf slawischen Scherben in Dahlhausen 343.
Wendelzeit s. Vendelzeit.
Wenigenjena (Sachsen-Weimar), Rollenkopfnadel 335.
Werther (Kr. Halle in Westfalen), Funde der Merowingerzeit 50.
Wesendahl (Kr. Ober-Barnim), Hügelgräber der Bronzezeit 109, 134.
Weste (Kr. Ülzen), früheisenzeitliche Steinpackung mit stelenartigem Stein 207.
Westfalen, Vorgeschichte 31 ffg.
— in der frühgeschichtlichen Zeit 45 ffg.
Westgermanen, Beziehungen zu den Ostgermanen und Kelten während der Spät-Latènezeit 75 ffg.
Westrup bei Haltern (Kr. Koesfeld), Brandgräber der Merowingerzeit 51.
Wibberich (Kr. Beckum), Funde der Merowingerzeit 50.
Wies (Steiermark), Gürtelbeschläge der Spät-Latènezeit 268.
Wikingerzeit, Tieropfer 217.
Wilhelmsau (Kr. Nieder-Barnim), Brandgrubengräberfeld der spätrömischen Kaiserzeit 59 ffg.
Wilhelmshöhe bei Usch (Kr. Kolmar, Pr. Posen), illyrisches Urnengräberfeld 319 ffg.

Digitized by Google

Wilken (Kr. Ober-Barnim), Scherbenfund, anscheinend bronzezeitlich 114.
Willendorf (Nieder-Österreich), weibliche Steinfigur des jüngeren Paläolithikums 132.
Wilmersdorf (Kr. Beeskow-Storkow), Gräberhügel der Bronzezeit 257.
Wilsleben (Kr. Aschersleben), Hausurnen 328.
Windler, Hugo †, Nachruf 184.
Wirmo, schwedischer Name des Ksp. Mynämäki, in Finnland, Funde 283.
Wirtel, germanische der römischen Kaiserzeit 64, 67, 68.
— beinerne des 2. Jahrhunderts nach Chr. aus Finnland 288.
Wohlsborn (Sachsen-Weimar), Anzeichen von Menschenopfern 223.
Wohngruben bei der Gielsdorfer Mühle 111, 134.
Wolfram, Begrüßungsrede in Cappenberg 25.
— Vortrag über die Geschichte Cappenbergs 26.
Wollmesheim (Rheinpfalz), Griffzungenschwert 161.
Woltersdorf (Kr. Lüchow), Goldarmring der Bronzeperiode II mit Doppelspiralen 166.
— bei Erkner (Kr. Nieder-Barnim), Brandgrubengräberfeld 72.
Woltersdorf, Pokal von ostdeutschem (illyrischem) Typus 259.
Wotan, Erfinder der Runen 361.
Wruzow (Mähren), Trinkhornbeschlag 276.

Zahlen, heilige, bei den Ariern und Semiten 359.
Zähne als Anzeichen von Opfern in Grabhügeln 209 fg.
Zarnowitz (Kr. Neustadt), Hohlwulst 339.
Zellin a. O. (Kr. Königsberg i. Neumark), Pokale von ostdeutschem (illyrischem) Typus 259.
Zihl bei La Tène (Schweiz), Lanzenspitze mit Verzierung rein keltischer Art 84, 85.
Zink in Bronzelegierungen 103, 104.
Zliv (Böhmen), Randbeschlag eines Trinkhorns 276.
Zonenbecher in Westfalen, vom Blömkeberg 34.
Zweedorf (Mecklenburg-Schwerin), Urnenfeld 118.
Zweiggesellschaft Berlin, Sitzungsberichte 131, 135.
Zweirollenfibeln, von Wilhelmsau 72, 73.
Zwintschöna (Saalkreis), Hausurne 325 ffg.
— sonstige Gefäße 326 fg.
— Parallelgefäße dazu 329.
— Zeitbestimmung 330.

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen

im Text und auf den Tafeln.

(Zeitlich geordnet.)

Seite, Tafel

1. Jüngerneolithische Zeit.

Deutschland.

In Nordwestdeutschland

Gefäße aus Megalithgräbern, Napf mit zwei dichtstehenden Schnuröfen 32
— Schale mit vier Griffzapfen . . 32
— Trichterrandbecher 33

In Westfalen

Kragenfläschchen aus einem Megalithgrab des Niederstifts Münster 33
Gefäß des Latdorfer Stils von Paderborn 33
Zonenbecher vom Blömkeberg bei Bielefeld 34
Glockenbecher von der Senne bei Paderborn 34
Steingrab mit rundem Eingangsloch von Rimbeck (Kr. Warburg) . . 34

In Hannover

Plan der Steinlagerung eines Hünenbettes (Langdysse) zu Bavendorf (Lkr. Lüneburg) XIII
— in einem Hockergrab zu Ohlendorf bei Ramelsloh (Kr. Winsen a. d. L.) XIII
Ansicht der Steinlagerung in einem Grabhügel zu Addenstorf (Kr. Ülzen) XV
— zu Bruchtorf (Kr. Ülzen) . . . XV
— zu Molbath (Kr. Ülzen) . . . XIV

Auf Rügen

Steinbeile vom Dievitzer Typus (Steinzeitperiode III nach Montelius) von Dievitz XIX

Seite, Tafel

2. Bronzezeit.

Deutschland.

In Hannover und Lübeck

Grabhügel und Funde aus der Lüneburger Gegend:
Buendorf (Kr. Bleckede), Ansicht der Steinlagerung in einem Grabhügel XVI
Deutsch-Evern (Lkr. Lüneburg) Ansichten der Steinlagerung in einem Grabhügel XV
Freschenhausen (Kr. Winsen a. d. L.), Plan der Steinlagerung in einem Grabhügel XIII
Kolkhagen (Lkr. Lüneburg), Pläne der Steinlagerungen in Grabhügeln . . . . . 201, XII, XIII
— Ansichten von Steinlagerungen in Grabhügeln . . . . . XIV, XVI
— Funde darin aus der 2. Periode; Dolch, Armring mit spitzen Enden, Scheibe mit Nachbildung einer Trojaburg, tütenförmige Anhänger, menschliche Figur aus Bronze; Pfeilspitzen aus Feuerstein; Becher aus Ton XIV
— — aus der 3. Periode, Bruchstücke einer Hannov. Plattenfibel XVI
Melbeck (Lkr. Lüneburg), Pläne der Steinlagerungen in Grabhügeln XII, XIII
— Ansichten von Steinlagerungen in Grabhügeln . . . . . XV, XVI
Ohlendorf bei Ramelsloh (Kr. Winsen a. d. L.), Plan der Steinlagerung in einem Grabhügel XII
Oldendorf bei Amelinghausen (Lkr. Lüneburg) Fund der 2. Periode;

Digitized by Google

Seite, Tafel

Lanzenspitze, diademartiger Halskragen, Spiralring, tütenförmiger Anhänger aus Bronze; Spiralfingerringe aus Gold 199
Tatendorf (Kr. Ülzen), Ansicht der Steinlagerung in einem Grabhügel XVI
Lüneburger Gegend, Bronzescheibe mit Anhänge-Vorrichtung 202
Goldarmring der 2. Periode, in Doppelspiralen auslaufend, von Woltersdorf (Kr. Lüchow) 165
Griffzungenschwert mit oberem Zungenfortsatz, früheste Stufe, von Siems bei Lübeck 162

In Westfalen und Lippe

Keltisches Absatzbeil vom Tönsberglager bei Orlinghausen (Lippe-Detmold) 35
Germanische Fibel der 4. Periode von Nordhemmern (Kr. Minden) . . 36

In Rheinland

Keltische Gefäße, darunter mit Kerbschnitt, der 4. Periode aus dem Kreise Mühlheim a. Rh. . . . 36

In der Provinz Sachsen

Hockergrab, Aunetitzer Kulturkreis, nebst Beigefäß von Weißenfels 305
Funde der 5. Periode von Groß-Schwarzlose (Kr. Stendal), Gefäße 333, 334
— Vasenkopfnadel später Art . . 334
— Rollenkopfnadel 334
Lageplan der germanischen Gräberfelder der 5.(—6.) Periode mit Angabe der Hausurnenfunde in der mittleren Provinz Sachsen XXXI
Funde der 6. Periode von Zwintschöna (Saalkreis), Hausurne und Grabgefäße XXX
— Bronzedraht 328

In Brandenburg

Griffzungenschwert mit oberem Zungenfortsatz von Spandau . . . 162
Gräberhügel der 4. Periode bei der Gielsdorfer Mühle (Kr. Ober-Barnim), Lageplan XVII
— Ansicht eines Gräberhügels 251, 256
— Durchschnitt des Hügels . . . 255
— Gefäße von ostdeutschem (illyrischem) Typus . . . 253, XVIII
— — Pokale, im Durchschnitt . . 259
— — Buckelgefäß 260
— Pfeilspitzen aus Bronze . . . 261
Pokal, im Durchschnitt, von Diensdorf (Kr. Beeskow-Storkow) . . 259
— von Woltersdorf (Kr. Nieder-Barnim) 259

Seite, Tafel

In Posen

Funde der 4.—5. Periode von ostdeutschem (illyrischem) Typus vom Gräberfelde in Wilhelmshöhe bei Usch, Gefäße . . . XXVI—XXIX
— Bernsteinperlen XXIX
— Bronzesachen, Knopfsichel . . XXIX
— — Nadeln . . . XXVIII, XXIX
— — Pinzetten . . XXVIII, XXIX
— — Pfeilspitzen XXIX
— — Rasiermesser XXIX
— — Ringe XXVIII

Ungarn.

Griffzungenschwert mit oberem Zungenfortsatz aus der Donau bei Ofen 162

Italien.

Griffzungenschwert mit oberem Zungenfortsatz vom Lago di Fucino (Pr. Aquila) 162

Griechenland.

Griffzungenschwerter mit oberem Zungenfortsatz von Kreta und Mykenä 162

Großbritannien.

Nachbildung einer Trojaburg auf einer Steinzeichnung von Horton-Mor 204

Ohne Angabe des Fundortes

Griffzungenschwerter, früheste Typen 162

3. Vorrömische Eisenzeit.

Mitteleuropa.

Übersichtskarte der Funde ostgermanischer Waffen der Spät-Latènezeit IX

Deutschland.

In Nordostdeutschland.

Depotfund der späten Hallstattzeit von Schroda (Pr. Posen), Hohlwulst . . . . . 337, XXXII
— Brillenspiralfibel . . . 338, XXXII
— Ringe . . . . . 338, XXXII
Nordische Weiterbildung der Kugelfibel der Mittel-Latènezeit aus der Gegend von Boitzenburg, vielleicht aus Zweedorf (Mecklenburg-Schwerin) 118
Ostgermanische Waffen der Spät-Latènezeit, zweischneidige Schwerter mit Scheiden von Rondsen (Kr. Graudenz, Pr. Westpreußen) 78, 79
— zweischneidiges Schwert mit ver-

Digitized by Google

Seite, Tafel

zierter Klinge von Kaulwitz (Kr. Namslau, Pr. Schlesien) . . . 81
— Verzierungsmuster eines zweischneidigen Schwertes von Priment (Kr. Bomst, Pr. Posen) . . . 81
— — von Weißenhöhe (Kr. Wirsitz, Pr. Posen) 81
— — von Lachmirowitz (Kr. Strelno, Pr. Posen) 81
Ortband eines einschneidigen Schwertes von Butzke (Kr. Belgard, Pr. Pommern) 76
— — von Tuczno (Kr. Hohensalza, Pr. Posen) 76
Ortbänder zweischneidiger Schwerter von Rondsen (Kr. Graudenz, Pr. Westpreußen) . . . 81 Abb. 17, 21
— — von Münsterwalde (Kr. Marienwerder, Pr. Westpreußen) . 81
— — von Koppenow (Kr. Lauenburg, Pr. Pommern) 81
— — von Altranft (Kr. Ober-Barnim, Pr. Brandenburg) 81
Lanzenspitze, verzierte, von Taubendorf (Kr. Neidenburg, Pr. Ostpreußen) 83
— mit ausgeschnittenem verzierten Blatte, von Rondsen (Kr. Graudenz, Pr. Westpreußen) 86
— — von Grodtken (Kr. Neidenburg, Pr. Ostpreußen) 86
— — von Koppenow (Kr. Lauenburg, Pr. Pommern) 86
Schildfessel mit hakenförmig gebogenen Enden von Niederhof (Kr. Neidenburg, Pr. Ostpreußen) . 90

In Thüringen

Ostgermanische Lanzenspitze mit ausgeschnittenem Blatt von Groß-Romstedt (Bez. Apolda) . . . 86
— — vom Gleichberg bei Römhild (Meiningen) 86

In Rheinland

Funde der ältesten Hallstattzeit vom Gräberfeld bei Gering (Kr. Mayen), Lageplan der Brandhäufchen in einem Grabe . . . 314
— Gefäße . . 308, 311, XXI—XXV
— — mit Kerbschnitt XXII
— Bronzesachen, Armband . . . 310
— — gitterförmiger Anhänger . . XX
— — Ring XX
— — Scheibenkopfnadeln . XX, XXII
— — Vasenkopfnadel 312
— — andere Nadeln mit Köpfen . 312
Ostgermanische Lanzenspitze mit ausgeschnittenem Blatt der Spät-Latènezeit von Koblenz-Neuendorf 87

Seite, Tafel

Im Großherzogtum Hessen

Gürtelhaken der Spät-Latènezeit aus der Provinz Starkenburg . . . 273
Waffen der Spät-Latènezeit, germanische Schwertscheide mit spitzem Ortband von Nauheim (Kr. Friedberg) 79
— Muster der Verzierung einer Schwertklinge von Wachenheim (Kr. Worms) 81
— — von Mainz (vgl. S. 82 Anmerkung 1) . . . . . 81 Nr. 25
— Lanzenspitze mit Verzierung in ostgermanischer Art von Wald-Ulvesheim (Kr. Oppenheim) . . 83

In Württemberg.

Keltische Schwertscheide der Spät-Latènezeit von Ulm 79

Schweden.

Einschneidiges Schwert der Spät-Latènezeit von Öfre Ålebäck (Öland) 76

Dänemark.

Zweischneidiges Schwert mit mittelgermanischer Schwertscheide von Langaa (Fünen) 76
— von Lindholmgaard (Seeland) . 76

Finnland.

Funde der ersten Stufe d. vorröm. Eisenzeit (nach Montelius 550 bis 300), Halsring aus Bronze von Panelia (Kfp. Kiukainen) . . . 280
— Nadel mit ringförmigem Kopf und Messerbruchstück aus Eisen von Kyllijoki (Kfp. Nakkila) 281

Polen.

Ostgermanische Waffen der Spät-Latènezeit, Muster der Verzierung einer Schwertklinge von Stolec (Kr. Sieradz) 81
— Unteres Ende mit zackenartigen Vorsprüngen einer Schwertscheide von Paruszewice 81

Böhmen.

Keltische Riemenzunge der Spät-Latènezeit von Stradonitz 272 Abb. 13

Schweiz.

Lanzenspitzen der Spät-Latènezeit, verzierte in ostgermanischer Art von Port bei La Tène 85
— in keltischer Art aus der Zihl bei La Tène 85
— mit ausgeschnittenem Blatt in ostgermanischer Art von La Tène . 88
— in keltischer Art von La Tène . 88

Digitized by Google

Seite, Tafel

Frankreich.

Waffen der Spät-Latènezeit, gefunden in Alesia, Lanzenspitzen mit ausgeschnittenem Blatt in ostgermanischer Art 89
— Schildbuckel, keltische 89
— — ostgermanischer 89

Ohne Angabe des Fundortes.

Ostgermanische Waffen der Spät-Latènezeit, einschneidiges Schwert nebst hölzerner Scheide (Rekonstruktion) 76
— Schwertscheidenbeschläge . . . 76
— Enden von Schwertscheiden . . 81
Abb. 15, 16
— Übersicht über die auf Lanzenspitzen vorkommenden Verzierungsmuster 83
Keltische Schwertscheide der Spät-Latènezeit 79

4. Römische Kaiserzeit.

Deutschland.

In Westfalen

Römisches Legionslager in Oberaden (Kr. Hamm), Lagepläne . . . I, II
— Ansicht des Südtors 23
Römisches Uferkastell an der Lippe in Beckinghausen bei Oberaden, Lageplan III
— Ansicht der drei Spitzgräben . . 24
Gallo-römische Bronzegefäße vom Ravensberge bei Halle i. W. 48, IV
Germanische Urnen der frühen Zeit von Haltern (Kr. Koesfeld) . . 46
— der späteren Zeit von Oldendorf bei Borgholzhausen (Kr. Halle i. W.) 47
Goldhalsring mit birnförmiger Öse von Körbecke (Kr. Warburg) . V
Terrasigillataschale, spätrömische, von Dortmund 48

In Brandenburg

Brandgrubengräberfeld der späten Zeit bei Wilhelmsau (Kr. Nieder-Barnim), Lageplan 60
— Gräberverzeichnis 63
— Eimerberlocks VIII
— Fibel mit hohem halbkreisförmigen Bogen VII
— — Armbrustfibel VIII
— — Armbrustfibel, Bruchstücke VI, VIII
— Gefäße aus Ton . . . . VI—VIII
— Gefäßbügel aus Bronze . . . VII
— Glas, Perlen und geschmolzene Stücke . . . . . VII, VIII
— Kämme aus Knochen, Bruchstücke . . . . . VI, VIII

Seite, Tafel

Brandgrubengräberfeld der späten Zeit bei Wilhelmsau (Kr. Nieder-Barnim), Messer, eiserne . VI—VIII
— Messerschärfer oder Feuerstahl . VI
— Nadel, eiserne, mit rundlichem Kopf VIII
— Nagel, eiserner VI
— Pfriemen, eiserner VII
— Schnallen, eiserne . . . . VI, VIII
— Wirtel . . . . . VI, VIII

In Ostpreußen

Gürtelverzierungen . . 269 Abb. 8 u. 9

Böhmen.

Funde der frühesten und frühen Zeit: Fibeln, provinzialrömische aus Gallien eingeführt . 267 Abb. 1, 2
— — aus Noricum eingeführt 267 Abb. 3, 268
— mit Stützplatte für die Spirale, Vorstufe der Fibel mit zweilappiger Rollenkappe 271
— Augenfibeln frühester Stufe . . 269
Gürtelbeschläge, aus Noricum eingeführt . . . . 268 Abb. 5, 6, 7
Gürtelhaken 274
Riemenzunge . . . . . 272 Abb. 12
Schildfessel 277
Schildrandbeschlag 277
Schnalle 272
Trinkhornbeschläge, Randbeschlag . 277
— Endbeschläge 275
— Kettenglieder 277

Finnland.

Fund des 1. Jahrhunderts nach Chr., römisches Schöpfgefäß, Kasserolle, von Perkiö (Ksp. Dähäkyrö) . . 282
Funde des 2. bis 3. Jahrhunderts nach Chr.:
Armbänder aus Bronze von Penttala (Ksp. Nakkila) 288, 289
— — von Tervajoki (Ksp. Dähäkyrö) 283
— aus Eisen von Penttala (Ksp. Nakkila) 288
Dolch mit Mittelgrat von Penttala 291
Feuerschlagstein, weberschiffförmig, von Penttala 290
Fibel eingliedrig, mit Bügelwulst von Warhela (Ksp. Uusikirkko) . . . 282
— S förmig, glatt, von Tervajoki (Ksp. Dähäkyrö) 283
— S förmig, mit Kopfkamm von Laitila 284
— Augenfibel von Granttila (Ksp. Mynämäki) 284
— Augenfibeln von Penttala . . . 286
Halsring mit hohlen Trompetenenden von Mäetsmäki (Ksp. Nousiainen) 283
— — von Penttala 286
— mit massiven Kolbenenden von Papu (Ksp. Uusikirkko) 284
— — von Penttala 286, 287

Digitized by Google

Seite, Tafel

Halsring aus drei Bronzedrähten gewunden von Penttala 287
Lanzenspitze von Penttala 291
Messerklinge von Laitila 284
— von Penttala 291
Nadeln, Hirtenstabnadeln, eiserne, von Penttala 289
— Spiralkopfnadel, eiserne, von Penttala 289
Scherben von Tongefäßen von Penttala 290
Sichel von Penttala 291
Spaten, kleiner, eiserner, mit langem Stiel (Feuerschippe) von Penttala 290
Spinnwirtel, beinerner, von Penttala 290
Spiralarmringe von Penttala . . . 288
Stichel, eiserner, von Penttala . . 290
Trinkhornendbeschlag von Marttila (Ksp. Maaria) 283
Tüllenbeil, eisernes, von Penttala . 290

Fundort unbekannt.

Bronzestatuette eines Germanen 100, X

5. Mittelalter.

Brandenburg.

Slawische Siedelung bei Dahlhausen i. d. Prignitz, Lageplan . . . 340
— Lageplan der Brandplätze . . . 341
— Gefäßscherben XXXIII
Gefäße des 12.—14. Jahrhunderts nach Chr. von Kyritz 344

6. Unbestimmt.

Deutschland.

Steinhügelgräber im Arnsberger Walde (Westfalen), Lageplan . XI
Plan der Steinlagerung in einem Grabhügel (zweifelhaft, ob Steinzeit oder 1.—2. Bronzeperiode) von Riedlingen (Kr. Bledede, Pr. Hannover) XII
— stelenartiger Stein darin . . . XIV

Seite, Tafel

Vorgeschichtliche Altertümer bei der Gielsdorfer Mühle (Kr. Oberbarnim, Pr. Brandenburg), Übersichtskarte der Fundorte . . . 110
— Ansicht zweier Wohngruben . . 112
— Ansicht des Königsgrabes in der großen Babe 115
— Burgwall bei der Spitzmühle . . 113

Finnland.

Zweifelhaft, ob letzte Bronzezeit oder erste Stufe der Eisenzeit:
Tüllenbeile von Bergstadt (Ksp. Borga) 280
— Gußformen für Tüllenbeile von Krunninniva (Ksp. Altkula) . . 280
— Bronzegegenstand von Tahvola (Ksp. Muhos) 280

7. Karten.

Mitteleuropa.

Übersichtskarte der Funde ostgermanischer Waffen der Spät-Latènezeit IX

Deutschland.

Karte der germanischen Gräberfelder (Hausurnenfundstellen unterstrichen) der (5.—)6. Bronzeperiode in der mittleren Provinz Sachsen XXXI
Fundkarte von Altreddewitz auf Rügen 241

Finnland.

Karte der ältesten, eisenzeitlichen Funde 299

8. Bildnisse.

Montelius 193
Rast in Oberaden 25

9. Verschiedenes.

Eisenkonservierungsofen . . . 122, 123
Zeichnung einer Kurve zur Darstellung des Werdegangs der Vitalrasse 376

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MANNUS

Zeitschrift für Vorgeschichte

begründet und für die Gesellschaft
für deutsche Vorgeschichte

herausgegeben von
Prof. Dr. Gustaf Kossinna

VI. Band

WÜRZBURG
Verlag von Curt Kabitzsch
Kgl. Universitäts-Verlagsbuchhändler
1914.

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Mitgliederverzeichnisse . . . . . VII, 348
Bericht über die 5. Tagung in Köln a. Rh. 1, 135
Aus Museen und Vereinen (Einzelheiten im Sachregister) 215, 335, 389
Nachrichten (Einzelheiten im Sachregister) 243, 344, 402

Bezzenberger, A.: Ein Ornament der späten Bronzezeit (mit 4 Abbildungen) . 332
Bing, J.: Germanische Religion der älteren Bronzezeit. Studien über skandinavische Felsenzeichnungen (mit 33 Abbildungen) 149
Bing, J.: Der Götterwagen (mit 15 Abbildungen) 261
Busse, H.: Besichtigung des vorgeschichtlichen Gräberfeldes bei Diensdorf am Scharmützelsee, Kreis Beeskow-Storkow, Provinz Brandenburg und eine Ausgrabung auf demselben 220
Busse, H.: Ausflug der Berliner Zweiggesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach dem Scharmützelsee, am 28. Juni 1914 (mit 5 Abbildungen) 392
Gagel, C.: Die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig. Gedanken eines Geologen über den gegenwärtigen Stand der paläolithischen Forschung . . . 369
Gärte, W.: Die symbolische Verwendung des Schachbrettmusters im Altertum (mit 33 Textabbildungen) 349
Günther, A.: Die steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein 45
Günther, A.: Eine Germanen-Statuette aus Urmitz a. Rh. (mit 2 Abbildungen) 210
Haupt, A.: Das Holz als maßgebender Stoff germanischer Kunstbetätigung . . . 85
Häusler, R.: Die ältesten Spuren vom Menschen am Schweizersbild 181
Häusler, R.: Die Ausgrabungen beim Schweizersbild 245
Hörter, P.: Die Basaltlava-Industrie bei Mayen (Rheinland) in vorrömischer und römischer Zeit (mit 10 Abbildungen und Tafeln XII—XV) 283
Kalliefe, H.: Ein Hügelgrab von Schedbojewitz bei Hohensalza (mit 6 Abbildungen) 326
Kaphahn: Skelettgrab in Selnowo, Kreis Graudenz, Westpr. (mit 4 Abbildungen) 212
Koehl, K.: Ältere und jüngere Spiralmäanderkeramik (mit 53 Abbildungen) . . 53
Kossinna, G.: Germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit (mit 20 Abbildungen und Tafeln I u. II) 1
Kossinna, G.: Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus dem hannoverschen Wendlande (mit 26 Abbildungen, davon 3 auf Tafel IX) 192
Kossinna, G.: Neue Goldgefäße aus Frankreich mit einem Anhang: Herr Schuchhardt und die Wahrheit (mit 15 Abbildungen im Text und auf Tafel XVI, XVII, sowie einer Karte Tafel XVIII) 296
Kossinna, G.: Bericht über die fünfte Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. Köln a. Rh., 31. Juli bis 30. August 1913. Äußerer Verlauf der Tagung 135
Kossinna, G.: Sitzungsberichte 1913 der Zweiggesellschaft Berlin 215
Kossinna, G.: Ausflug nach Eberswalde und Freienwalde 219
Kossinna, G.: Sitzungsberichte 1914 der Zweiggesellschaft Berlin 389
Kossinna, G.: Nachruf für Paul Bartels 243
„ „ Joseph Déchelette 346

519859 Digitized by Google

Seite

Kossinna, G.: Nachruf für Karl Hadaczek 402
„ „ Karl August Hellwig 243
„ „ Paul Höfer 345
„ „ Georg Krüger 406
„ „ Hugo Mente 405
„ „ Ludwig Müller 406
„ „ Alfred Plettke 347, 404
„ „ Jakobus Reimers 402
„ „ Hans Roggenkamp 405
Lienau, M. M.: Bericht über die wissenschaftliche Ordnung und Vermehrung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für das Fürstentum Lüneburg in den Jahren 1908/13 (mit 1 Plan) 335
Mente, H.: Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus dem hannoverschen Wendlande (mit 26 Abbildungen, davon 3 auf Tafel IX) 192
Mötefindt, H.: Die Ergänzung der Weichteile an vorgeschichtlichen Schädeln (mit 3 Abbildungen) 89
Mötefindt, H.: Funde aus provinzialrömischer Zeit vom Kämmereihölzchen bei Weißenfels (mit 13 Abbildungen). 378
Profé, O.: Vorgeschichtliche Jagd (mit 34 Abbildungen) 107
Quente, P.: Ein germanisches Dorf bei Kyritz (mit 2 Abbildungen und Tafeln III bis VII) 97
Quilling, F.: Zum Miltenberger Teutonen-Stein 334
Schulz, W.: Deutungsversuch einer Felsenzeichnung (mit 1 Abbildung) 324
Stimming, R.: Nachtrag über Fibelformen der Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg und in der Provinz Sachsen (mit 13 Abbildungen) 184
Wilcke, M., Eine steinerne Armschutzplatte aus der Flur Gosek, Kr. Querfurt (mit 3 Abbildungen) 322
Wilcke, M.: Noch einmal: Das Gräberfeld in Wilhelmshöhe bei Usch, Prov. Posen (mit Tafeln X u. XI) 202
Wilcke, M.: Funde aus provinzialrömischer Zeit vom Kämmereihölzchen bei Weißenfels (mit 13 Abbildungen) 378
Wilke, G.: Mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Urzeit (mit 43 Abbildungen) 15
Wilser, L.: Der Brakteat von Grumpan und die Runenfrage (mit Tafel VIII) 103
Wolff, K. F.: Die Urheimat der Indogermanen 309

Sachregister (von E. Snethlage) 409
Verzeichnis der Abbildungen im Text und auf den Tafeln (von E. Snethlage) 426

Digitized by Google

Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte
1. März 1914.

Geschäftsführender Ausschuß.

Kossinna, Berlin, Vorstand		Snethlage,	1. Schriftführer
Bezzenberger, stellvertr. Vorsitzender		Hahne, Halle,	2. „
Wilke, Leipzig,	„	v. Lichtenberg,	3. „

Snethlage, Schatzmeister.

Erweiterter Ausschuß.

1.—7. die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses.

8. Bracht, Dresden.	12. Günther, Koblenz-Lützel.
9. Busse, Woltersdorf.	13. Paape, Berlin-Schöneberg.
10. Fleischer, Berlin.	14. Rademacher, Köln.
11. Friedemann, Einbeck.	15. Schmidt, Löbau.

A. Ehrenmitglied.

1. Montelius, Oscar, Prof. Dr., Reichsantiquar, Stockholm 11 St. Paulsgatan (4. Aug. 1911).

B. Ordentliche Mitglieder.

I. Lebenslängliche.

2. S. Kgl. Hoheit Ernst August, Herzog von Cumberland, Gmunden (1909).
3. *[1]) Dom Rath, Emil, Dr. h. c., Geh. Kommerzienrat, Köln (1909).

II. Jährlich zahlende.

4. Åberg, Nils, Dr. phil., Norrköping (Schweden) (1911).
5. Ailio, J., Dr. phil., Dozent, Helsingfors (Finnland), Histor. Museum (1912).
6. Almgren, Oscar, Dr., Professor an der Universität, Upsala (1909).
7. Altertümersammlung, Städtische, Göttingen (1909).
8. Altertumsgesellschaft, Graudenzer, Graudenz (1909).
9. Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg i. Pr. (1910).
10. Altertumsverein „Alt Andernach", Andernach a. Rh. (1911).

[1]) Ein Stern * bezeichnet die Gründer der Gesellschaft.

Digitized by Google

11. Altertumsverein, Schlesischer, Breslau (1909).
12. Altertumsverein zu Plauen (Voigtl.), Anschrift: Dr. Dorsch (1913).
13. Altertumsverein, Weißenburg i. Bayern (1911).
14. Altrichter, Karl, Rechnungsrat, Berlin-Niederschönhausen, Blücherstr. 25 (1909).
15. Amende, E., Seminaroberlehrer, Altenburg (S.-A.) (1913).
16. Andriesescu, Joan, Dr. phil., Berlin N., Philippstr. 16 I (1913).
17. Anterist, Gerichtssekretär, Andernach a. Rh. (1912).
18. Armstrong, E. C. R., Assistant of Irish Antiquities Department, Dublin, 71, Park Avenue, Sydney-Parade (1911).
19. Arne, T. J., Antiquar, Stockholm (1909).
20. Asmus, Rudolf, Dr. med., Teterow i. M. (1909).
21. Auerbach, Alfred, Rektor, Vorstand d. Städt. Mus., Gera (Reuß) (1909).
22. Bagenski-Seeben, v., Gen.-Leutnant, Halle a. S., Unterb. Giebichenstein (1913).
23. Bangert, Karl Ed., Architekt, Berlin W. 57, Pallasstraße 8/9 (1912).
24. *Baum, Albert, Museumsdirektor, Dortmund, Hagenstr. 22 (1909).
25. Baumann-Seyd, Frau A., Hamburg, Jordanstr. 36 (1910).
26. Baumert, Paul, stud. phil., Göttingen, Lotzestr. 15 (1909).
27. Beaupré, Jules, comte, Nancy, rue de Serres 2 (1909).
28. Begas, Ingenieur, Coblenz, Jul. Wegelerstr. 12 (1911).
29. Behm, Sanitätsrat Dr. med., Berlin NW. 6, Luisenplatz 6 (1909).
30. *Belck, Waldemar, Dr. phil., Frankfurt a. M., Bismarck-Allee 56 (1909).
31. *Beltz, Robert, Prof. Dr., Museumsvorstand, Schwerin i. M. (1909).
32. Berent, Anna, Berlin-Schmargendorf, Spandauerstr. 1a (1909).
33. Berger, Paul, Merseburg, obere Bergstr. 5 (1909).
34. Berner, Ulrich, stud. phil., Berlin S., Kottbuserdamm 72, Jungmännerheim (1909).
35. *Bezzenberger, Adalbert, Geh.-Rat, Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Steind. Wall ½ (1909).
36. Bibliothek, Kgl. öff., Dresden (1909).
37. Bibliothèque d'art et d'archéologie, Paris, 19 rue Spontini (1911).
38. Bibra, Freiherr v., Major a. D., Hannover, Wolfstr. 14 I (1909).
39. *Bieder, Theobald, Hamburg-Eilbek, Eilbektal 54 (1909).
40. *Blume, Karl, Rentier, Berlin-Steglitz, Fichtestr. 11 (1909).
41. Bock, Franz, Akad.-Prof. Dr., Posen, Helmholtzstr. 9 (1913).
42. *Bodenstab, E., privatisierender Apotheker, Braunschweig, Am Wendenwehr 2 (1909).
43. Boerschmann, Friedr., Dr., Kreisarzt, Bartenstein, Ostpreußen (1914).
44. Bohl, Dr. med., Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 35 (1914).
45. Bork, Ferdinand, Professor, Königsberg i. Pr., Weberstr. 7 (1909).
46. Bosch-Gimpera, Pedro, Dr., Charlottenburg, Wilmersdorferstr. 75 (1914).
47. Boseck, Karl, Dr. med., prakt. Arzt, Stolp (Pomm.), Bismarckplatz 9 (1909).
48. *Bracht, Eugen, Geh.-Rat Prof., Dresden, Franklinstr. 3b (1909).
49. Brandes, Hotelbesitzer, „Deutsches Haus", Bergen b. Celle (1909).
50. Braß, Photograph, Camen (Westfalen) (1912).
51. Bredow, Karl, Frhr. von, Hauptm. a. D., Rittergutsbesitzer, Dom. Dietznitz bei Friesack (Mark) (1910).
52. Bünte, W., Dr., Hannover-Linden, Deisterstr. 8 (1909).
53. *Busse, Hermann, Rentier, Woltersdorfer Schleuse bei Berlin (1909).
54. Busse v., Landschaftsrat, Latkowo b. Hohensalza (1909).
55. Byhan, A., Dr., Abteilungsvorsteher am Museum für Völkerkunde, Hamburg (1912).
56. Cämmerer, Prof. Dr., Arnstadt i. Th. (1909).

Digitized by Google

57. Carstenn, Edward, Dr., Bromberg, Alexanderstr. 6 (1909).
58. Cebulla, Lehrer, Oberhermsdorf b. Gottesberg (1911).
59. Cederhvarf, B., Mag. phil., Helsingfors, Skatuddsg. 1 (1909).
60. Central-Museum, Römisch-German., Mainz (1911).
61. Cervinka, J. L., Ingenieur, Köjetein (Mähren) (1909).
62. Claß, Heinrich, Rechtsanwalt, Mainz (1913).
63. Cremer, Geh. Komm.-Rat, Dortmund, Martinstr. (1912).
64. Déchelette, Joseph, Conservateur du Musée, Roanne (Loire), Frankreich (1909).
65. Dehn, Paul, Berlin-Zehlendorf, Burggrafenstr. 23 (1913).
66. Demetrykiewicz, Wladimir, Prof. Dr., Krakau, Smolenskgasse 19 (1909).
67. Deponte, Paul, Lehrer, Hoschialkowitz, Kr. Ratibor (1914).
68. Diels, Paul, Univ.-Prof. Dr., Breslau XVIII, Gabitzstr. 172 (1909).
69. Diewitz, Georg, Dr. med., Stauchitz, Kreis Oschatz, Sa. (1911).
70. Dormagen, San.-Rat Dr., Köln a. Rh., Gereonsmühlengasse 2 (1913).
71. Dorr, R., Prof. Dr., Elbing, Inn. Mühlendamm 34 (1909).
72. Dräger, Paul, stud. phil., Berlin-Friedenau, Wielandstr. 24 II (1913).
73. Drevin, Apotheker, Herischdorf i. Riesengebirge (1909).
74. Dublange, pharmacien, Le Fleix (Dordogne) Frankreich (1910).
75. Eberlein, Architekt, Köln a. Rh., Werderstr. 10 (1913).
76. *Eichhorn, Gustav, Dr. med., Mus.-Konservator, Jena (1909).
77. Eildermann, Heinrich, Lehrer, Bremen, Kronenstr. 15 (1912).
78. Erbt, Wilhelm, Lic. Dr., Oberlyzealdirektor, Neumünster, Fritz Reuterstr. 6 (1914).
79. Ey, Ludwig, Buchhändler, Hannover, Langelaube (1909).
80. Faden, Eberhard, stud. phil., Berlin NW., Stephanstr. 35 (1909).
81. *Feyerabend, Ludwig, Mus.-Dir., Professor, Görlitz (1909).
82. Fiddicke, Dr. med., Freienwalde a. O. (1909).
83. Fischer, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Freiburg i. B., Silberbachstr. 1 (1909).
84. Fischer von Mollard, Hauptm. d. Res., Dominium Gora, Kr. Jarotschin (1909).
85. Fleischer, Oskar, Univ.-Prof. Dr., Berlin W., Motzstr. 17 (1909).
86. Florschütz, Prof. Dr., Gotha (1909).
87. Förster, Paul, Professor Dr., Berlin-Friedenau, Schmargendorferstr. 23 (1913).
88. *Forrer, Robert, Dr., Straßburg i. E., Universitätsstr. 3 (1909).
89. Forster, S. v., Hofrat Dr., Nürnberg, Ägidienplatz (1911).
90. Frank, Ernst, Frankfurt a. M., Marschnerstr. 2 (1909).
91. *Franke, Ernst, Rittergutsbesitzer, Rohrsheim b. Halberstadt (1909).
92. Freystedt, Alwin, Landesbauinspektor, Posen, Königsplatz 6 III (1909).
93. Friedemann, Traugott, Oberlehrer, Einbeck (1911).
94. Friedländer, Dr., pr. Arzt, Cobern a. Mosel (1911).
95. Fritze, Oberbaurat, Meiningen (1910).
96. Frödin, Otto, Dr., Antiquar, Stockholm 15, Historisches Museum (1909).
97. *Fuhse, Franz, Prof. Dr., Mus.-Direktor, Braunschweig (1909).
98. Fürstl. Fürstenbergsche Sammlungen in Donaueschingen, Anschrift: Prof. Otto Heinrich (1912).
99. *Gädcke, Karl, Prof., Salzwedel (1909).
100. Gärte, W., stud. phil., Königsberg i. Pr., Schillerstr. 7 (1914).
101. Gagel, Prof. Dr., Kgl. Landesgeologe, Berlin-Dahlem-Lichterfelde 3, Göbenstr. 57 (1911).
102. Genthe, Theod., Dr., Dozent an der Humboldakademie, Berlin-Wilmersdorf, Kaiser-Allee 192 III (1909).
103. Genzmer, Felix, Dr., Reg.-Rat, Posen, Auguste Viktoriastr. 22a (1912).

Digitized by Google

104. Geſchichts- und Altertumsverein, Mayen (Rheinland) (1911).
105. Geſchichtsverein, Aſchaffenburg (1911).
106. Geſellſchaft, Deutſche f. Kunſt u. Wiſſenſch., Abt. f. Geſchichte (Hiſt. Geſ. f. d. Netzediſtr.) Bromberg (1909).
107. Geſellſchaft, Naturhiſtoriſche, Nürnberg (1909).
108. Geſellſchaft, Oberlauſitzer, f. Anthropologie und Urgeſchichte, Bautzen (1909).
109. Gibaſiewicz, Pfarrer, Siedlemin, Poſt Golina (Kr. Jarotſchin) (1909).
110. Girke, Georg, cand. phil., Berlin W., Potsdamerſtr. 117 (1909).
111. Goecke, Theodor, Landes-Baurat, Geh. Baurat, Prov.-Konſervator, Profeſſor, Berlin W. 10, Königin Auguſtaſtr. 19 II (1909).
112. Götze, Alfred, Prof. Dr., Dir.-Aſſiſtent, Berlin-Lichterfelde, Steglitzerſtr. 42 (1909).
113. Goldmann, Karl Eduard, Kaufmann, Neutomiſchel (Poſen) (1909).
114. Goldſche, Guſtav, Stadtälteſter, Frieſack (Mark) (1909).
115. Goury, Georges, Conservateur au Musée Lorrain, Nancy, rue des Tiercelins 5 (1909).
116. Graef, Joſef, Juwelier, Kronſtadt (Siebenbürgen), Pürzengaſſe (1910).
117. Graefe, Holm, Ingenieur, Frankfurt a. M., Rhoenſtr. 27 I (1909).
118. Graf, C. Engelhard, Schriftſteller, cand. phil., Berlin-Steglitz, Peſchkeſtr. 16 (1909).
119. Graff, W., Apotheker, Lüchow (1911).
120. Guébhard, Adrien, Profeſſor Dr., Paris V, Anſchrift: St. Vallier de Thiey (Alpes Maritimes) (1909).
121. *Günther, A., Vorſteher des Städt. Tiefbauamtes, Coblenz-Lützel, Triererſtr. 122 (1909).
122. Gummel, Hans, stud. phil., Charlottenburg, Peſtalozziſtr. 101 III (1911).
123. Guſtafſon, Gabriel, Univ.-Prof. und Muſ.-Direktor, Kriſtiania (Norwegen), Nationalmuſeum (1912).
124. *Haake, Dr. med., Braunſchweig, Friedrich Wilhelmſtr. 7 (1909).
125. Hackman, A., Dr., Helſingfors, Fredsgatan 13 (1909).
126. *Hagen, v. d., Joachim Otto, Rittergutsbeſitzer, Schmiedeberg bei Greiffenberg (Uckermark) (1909).
127. *Hahne, Hans, Dr., Muſeumsdirektor, Halle a. S., Seydlitzſtr. 24 I (1909).
128. Hahne, Bertha, Frau Kommerzienrat, Halle a. S., Seydlitzſtr. 24 I (1909).
129. Hanſen, W. O., Rentier, Baſel i. Schw. (1911).
130. Harte, Philipp, Reg.-Aſſeſſor Dr., Merſeburg, Blankeſtr. 1 (1909).
131. Hartmeyer, Hans, Dr., Schriftſteller, Wien, Hadersdorf-Weidlingen (1914).
132. Hartwich, Dr. med., Sanitätsrat, Havelberg (1909).
133. Haupt, Albrecht, Prof. Dr., Kgl. Baurat, Hannover, Lützowſtr. 7 (1913).
134. Hauſer, O., Archäologe, Baſel, Margarethenſtr. 109 (1909).
135. Heine, Bergwerksdirektor, Einbeck (1913).
136. Hellmich, M., Kgl. Oberlandmeſſer, Breslau V, Brandenburgerſtr. 25 (1909).
137. Hennig, Alfred, Dr. phil., Meißen i. Sa., Weinberggaſſe 8 (1913).
138. Hennig, F., Buenos Aires (Argentinien), Avenida da Majo 1431, durch Fridolin Geſell (1910).
139. Herdher, Wolfgang, Rechtsanw., Berlin W., Regensburgerſtr. 14 (1913).
140. Herold, R., Dr., Erlangen, Obere Karlſtr. 14 I (1912).
141. Herrmann, Karl, Lehrer, Naumburg (Saale) (1909).
142. Heß v. Wichdorff, Hans, Dr., Kgl. Geologe, Berlin N. 4, Invalidenſtr. 44 (1909).
143. Hildebrand, Pfarrer, Leuthen b. Kottbus (1909).
144. *Hindenburg, Dr. med., Großbeeren (1909).
145. Hintze, Georg, Frieſack (Mark), Nauenerſtr. 26, (1910).

Digitized by Google

146. *Hintze, Robert, Dr., prakt. Arzt, bis auf weiteres Dr. Gebert, Ülzen (Hann.) (1909).
147. Hirsch, Dr., Rechtsanwalt, Halle a. S., Händelstr. 20 (1909).
148. Hobus, Felix, Pastor, Dechsel, Kr. Landsberg a. W. (1909).
149. Hock, Georg, Dr., Landeskonservator, Würzburg, Lessingstr. 1 III (1911).
150. *Höfer, Paul, Prof. Dr., Blankenburg a. H. (1909).
151. Hofbibliothek, Großherzogliche, Darmstadt (1909).
152. Hoffmann, C. Tassilo, Dr. phil., Privatgelehrter, Stettin, Schnellstr. 13 (1911).
153. Hoops, Joh., Univ.-Prof. Dr., Geh. Hofrat, Heidelberg, Klingenteich 13 (1909).
154. Horvath, Dr. med., Herzogl. Coburgischer Herrschaftsarzt, Dereskö Gömör (Ungarn) (1909).
155. Hungerland, Lektor, Dr., Lund (Schweden) (1909).
156. Hüttenhein, Dr., Reg.-Rat, Hannover, Podbielskistr. 18 II (1912).
157. Institut f. Geschichte d. Medizin an der Universität Leipzig, Leipzig (1909).
158. Institut für Kunstgeschichte an der Universität Leipzig, Leipzig (1910).
159. „Isis", naturwissenschaftliche Gesellschaft, Dresden (1912), z. H. d. Hofrat Prof. Dr. Deichmüller, Dresden-A., Zwinger (1912).
160. Jacob, K. H., Dr., Mus.-Assist., Hannover, Prov.-Museum (1912).
161. *Jäkel, Otto, Univ.-Prof. Dr., Greifswald (1909).
162. Jaensch, Theod., Prof. Dr., Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 100 (1914).
163. Jaffé, S., Kgl. Ökonomierat, Sandfort b. Osnabrück (1909).
164. Jahn, Martin, Dr. phil., Berlin N. 28, Lortzingstr. 38 II (1909).
165. Jekelius, Erich, stud. theol., Kronstadt, Rudolfsring 13 (1909),
166. *Jentsch, Hugo, Museumsdirektor, Prof. Dr., Guben (1909).
167. Jira, Josef Anton, Dejwitz bei Prag, Villa Hanspaulka (1909).
168. Kabitzsch, Curt, Kgl. Univ.-Verlagsbuchhändler, Würzburg (1909).
169. Kade, C., Apotheker, Römhild i. Th. (1909).
170. Kaiser Friedrich-Museum, Posen (1909).
171. Kallius, Erich, Univ.-Prof. Dr., Greifswald, Karlsplatz 17 (1909).
172. Kellner, Heinrich, Rentner, Köln, Gereonstr. 17—19 (1909).
173. *Kiekebusch, Alb., Dr., Mus.-Assistent, Berlin-Karlshorst, Prinz Oskarstr. 17 (1909).
174. Kimakowicz, v., Mus.-Direktor, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1909).
175. Klaas, Willi, jr., Dortmund, Märkische Str. (1912).
176. Klaatsch, Hermann, Univ.-Prof. Dr., Breslau, Anatomie (1910).
177. Klingholz, F., Professor, Berlin-Wilmersdorf, Brandenburgische Str. 38 (1909).
178. Knoke, Friedrich, Prof. Dr., Gymn.-Direktor, Osnabrück, Rats-Gymnasium (1909).
179. Koch, Julius, Dr., Realgymnas.-Direktor, Berlin-Grunewald (1910).
180. Koehl, Karl, Sanitätsrat Dr., Worms (1911).
181. Korn, Joh., Dr. phil., Landesgeologe, Berlin-Wilmersdorf, Bingerstr. 87 (1909).
182. *Kossinna, Gustaf, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Lichterfelde 3, Karlstr. 10 (1909).
183. Kossinna, Richard, Justizrat, Nordhausen a. H. (1909).
184. Kostrzewski, J., stud. phil., Köpenick, Spreestr. 1 III (1911).
185. Kothe, Konrad, Dr. phil., Bromberg, Talstr. 17a (1914).
186. Kozlowski, Leon, cand. phil., Krakau, Universität (1913).
187. Krause, Hans, Dr., Oberlehrer, Döbeln (Sachsen), Thielestr. 6 (1909).
188. Krause, Paul Gust., Prof., Landesgeologe, Berlin N., Invalidenstr. 44 (1909).
189. Krauß, Hugo, Präfekt, Windsbach (Mittelfranken) (1913).
190. Krauth, Prof. Dr., Erfurt, Klingenstr. 3 (1910).
191. Krehan, Rechnungsamtmann, Buttstädt (S.-Weimar) (1910).
192. Kreismuseum, Hadersleben (Schleswig) (1910).
193. Kreismuseum, Oberharzer, Zellerfeld (1909).

Digitized by Google

194. Kreis Ruppin, Neuruppin (1912).
195. Kreis Schleiden, z. H. Herrn Kreuzberg, Dr., Kgl. Landrat, Schleiden i. Eifel (1913).
196. Krieg, R., Amtsgerichtsrat, Sangerhausen, Neuendorfer Trift 2a (1911).
197. *Kropp, Philipp, Jena, Forstweg 31 (1909).
198. Krügel, Gerhard, Berlin S., Schleiermacherstr. 12 (1913).
199. Krüger, Georg, stud. phil., Halle a. S., Grebenstr. 22 II (1911).
200. Kuenheim v., Dr. jur., Majoratsherr, Juditten bei Schönbruch i. Ostpreußen (1914).
201. Kümpel, C., Technikumslehrer, Hildburghausen (1910).
202. Kumm, Prof. Dr., Danzig, Westpreuß. Provinzial-Museum (1912).
203. Kunst- und Gewerbe-Museum, Städt., Dortmund (1912).
204. Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsverein für den Reg.-Bez. Coblenz, Coblenz (1912).
205. Kuntze, H., Rentmeister, Naumburg a. S., Weißenfelserstr. 41 II (1909).
206. Kurowsky, v., A., Frau Wirkl. Geheime Oberregierungsrat, Berlin NW., In den Zelten 15 (1913).
207. Kurtze, Magistrats-Baurat, Berlin-Schöneberg, Innsbruckerstr. 21 (1914).
208. Lademann, Otto, Berlin-Zehlendorf, Ahornstr. 3 (1913).
209. Lampe, W., Lehrer, Harriehausen bei Gandersheim (1910).
210. Landes- und Stadtbibliothek, Düsseldorf (1909).
211. Landesbibliothek, steirische und Johanneum, Graz (1913).
212. Landesdirektorium, Hannover (1909).
213. Landesmuseum, Schweizerisches, Zürich (1909).
214. Langer, Franz, Oberpostassistent, Waidmannslust b. Berlin, Kurhausstr. 15 (1913).
215. *Langerhans, Wilhelm, Landgerichtsrat, Berlin W. 15, Kaiser-Allee 221 (1909).
216. Langhans, Paul, Professor, Gotha (1912).
217. *Lehmann-Haupt, Carl Fr., Univ.-Prof., Dr., Liverpool, Abercromby Square 26 (1909).
218. *Lemcke, Hugo, Geh. Rat, Prof. Dr., Vorst. d. Gesellschaft f. Pommersche Geschichte, Stettin, Pölitzerstr. 8 (1909).
219. Lichtenberg, Reinhold, Freih. v,. Prof. Dr., Gotha, Moltkestr. 10 (1912).
220. *Lienau, M. M., Prähistoriker, durch Gebrüder Schickler, Berlin W. 66, Mauerstr. 61 (1909).
221. Lilliendahl, F., Kommerzienrat, Neudietendorf b. Erfurt (1910).
222. Limmer, F., Privatdozent Dr., Darmstadt, Heidelbergerstr. 9 III (1911).
223. Lindau, Gustav, Prof. Dr., Kustos am Kgl. botan. Museum, Berlin-Lichterfelde, Moltkestr. 3 (1911).
224. Lissauer, Fritz, stud. phil., Berlin W., Goltzstr. 38 (1911).
225. Lorentzen, A., Dr. med., Gevelsberg i. W. (1911).
226. Lüders, Dr. med., prakt. Arzt, Neustadt b. P., Kr. Neutomischel (1909).
227. Lühmann, H., Prof., Oberlehrer, Braunschweig, Riddagshäuser Weg 29 p. (1909).
228. Lütke, Heinr., Dr. phil., Charlottenburg, Bismarckstr. 63 (1909).
229. Lung, Walter, Köln a. Rh., Brüsselerstr. 69 I (1913).
230. Macchioro, D., Prof. Dr., Inspektor des Kgl. Museums, Neapel, Via Cirillo 8, Museo Nazionale (1912).
231. Magistrat der Res.-Stadt Hannover, Hannover (1909).
232. Magistrat der Stadt Kottbus, Kottbus (1909).
233. *Malachowski, Frau Reg.-Baumeister, Charlottenburg, Lietzenseeufer 11 (1909).
234. Malfer, D., Dr., Gries b. Bozen, Tirol, Villa Mignon (1912).
235. Martian, J., Kgl. Kais. Major d. R., Gutsbesitzer, Naszod (Siebenbürgen) (1913).

Digitized by Google

236. *Martin, J., Museums-Dir., Prof. Dr., Oldenburg (Großh.) (1909).
237. Marx, Dipl.-Ingenieur, Coblenz (1911).
238. Massenbach, Frhr. von, Geh. Reg.-Rat, vortr. Rat im Landw. Minist., Berlin-Wilmersdorf, Xantenerstr. 4 II (1909).
239. Matern, Erich, Dr. med., prakt. Arzt, Berlin NW., Turmstr. 66 (1909).
240. Matern, Julius, Rentier, Charlottenburg, Schlüterstr. 61 (1912).
241. Mauritz, A., Dr., Brauereidirektor, Dortmund, Prinz Friedrich Karlstr. 39 (1912).
242. Mente, Kantor, Lüchow, Hannover (1909).
243. Merzdorf, Woldemar Artur, Oberstabsarzt, Borna (Sa.) (1912).
244. Meyer, Oberstleutnant in der 1. Ingenieur-Inspektion, Berlin-Wilmersdorf, Barstraße 28 III (1914).
245. Meyer, C. H., Fabrikbesitzer, Bergen b. Celle (1909).
246. Michaelis, Georg, Professor Dr., Berlin W. 15, Knesebeckstr. 44 (1909).
247. *Mielke, Robert, Schriftsteller, Professor, Berlin-Halensee, Karlsruher Str. 27 (1909).
248. Milleker, Felix, Musealkustos, Werschetz (Ungarn) (1909).
249. Mitzky, Dora, Dr. phil., München, Schnorrstr. 4 III (1911).
250. *Möller, Armin, Museumskustos, Weimar, Städt. Museum (1909).
251. Mötefindt, Hugo, stud. archaeol., Charlottenburg, Schillerstr. 5 (1909).
252. Mogk, Eugen, Univ.-Prof. Dr., Leipzig, Grimmaischestr. 32 (1909).
253. Mohrmann, Prof. a. d. technischen Hochschule, Hannover, Herrenhäuser Kirchweg 17 (1909).
254. Morgenstern-Museum, Städtisches, Geestemünde (1909).
255. Moschkau, Lehrer, Leipzig-Stünz, Zweenfurterstr. 19 (1913).
256. Much, Rud., Univ.-Prof. Dr., Wien, Penzingerstr. 82 (1910).
257. Mühlke, K., Geh. Baurat, Berlin W. 62, Lutherstr. 18 II (1909).
258. Müller-Brandenburg, H., Schriftsteller, Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 15/16 (1912).
259. Müller-Brauel, Hans, Schriftsteller, Zeven, Haus Sachsenheim (1909).
260. Müller v. Hausen, Ludwig, Charlottenburg, Kantstr. 125 II (1912).
261. Mülmann, v., Generalleutnant z. D., Charlottenburg, Kantstr. 146 (1914).
262. Museenvereinigung f. vorgeschichtl. Landesforschung i. d. P. Hannover, Rud. v. Benningsenstr. 1. (1909).
263. Museum, Bergens, Bergen (Norwegen) (1909).
264. Museum, Städtisches, Braunschweig, Steintorwall 14 (1909).
265. Museum der Stadt Essen (Ruhr). (Adresse Dr. J. Lahrs), Burgplatz 1, Abt. f. Vor- und Frühgesch. (1913).
266. Museum, f. Heimatliche Geschichte und Altertumskunde der Provinz Sachsen, Halle a. S., Domstr. 5 (1909).
267. Museum, Historisches, des Staates, Helsingfors (Finnland) (1909).
268. Museum, Schleswig-Holstein., Vaterl. Altertümer, Kiel (1909).
269. Museum, Prähist., Köln a. Rh. (Bayenturm) (1912).
270. Museum, Städtisches, für Völkerkunde, Leipzig (1909).
271. Museum, für Natur- und Heimatkunde, Magdeburg (1909).
272. Museum, Städtisches, München-Gladbach (Direktor Prof. Dr. Schurz) (1914).
273. Museum, Städt., Nordhausen (1913).
274. Museum, Szekely Nemzety, Sepsi-Szent-György (Ungarn) (1909).
275. Museum, Stavanger, Stavanger (Norwegen) (1910).
276. Museum, Kgl., f. vaterl. Altertümer, Stuttgart (1911).
277. Museum, Tönsberg, Tönsberg (Norwegen) (1911). Z. H. d. Herrn Gymn.-Oberl. Olsen.

Digitized by Google

278. Museums- und Geschichtsverein, Uckermärkischer, Prenzlau (1911).
279. Museumsverein Goslar, Goslar (1909).
280. Museumsverein Harburg (Elbe) (1909).
281. Museumsverein f. d. Reg.-Bez. Osnabrück, Osnabrück (1909).
282. Museumsverein Pettau, Pettau, Steiermark (1909).
283. Museumsverein, Altmärkischer, Stendal (1909).
284. Näbe, S. Max, Kaufmann, Leipzig-Gohlis, Cöthenerstr. 64 III (1909).
285. Neuhaus, Joh., Dr., Lektor an der Universität, Berlin NO. 43, Meyerbeerstr. 13 (1912).
286. Neumann, Dr., Kreisschulinspektor, Strasburg, Westpreußen (1913).
287. Niedner, Felix, Prof. Dr., Charlottenburg, Schloßstr. 23 (1910).
288. Obermaier, Hugo, Prof. Dr., Institute de Paléontologie Humaine, Paris XIII, 1 Rue René Panhard (1909).
289. Obst, Kurt, Kaufmann, Posen, Talstr. 2 (1913).
290. Olshausen, Otto, Prof. Dr., Berlin W. 50, Kulmbacherstr. 7 (1909).
291. Osborne, Wilh., Rentier, München, Kaulbachstr. 93 (1909).
292. Paape, Konrad, Prof. Dr., Berlin-Schöneberg, Meiningerstr. 3 (1909).
293. Pätzold, Alfred, Prof. Dr., Charlottenburg, Kirchplatz 6 I (1913).
294. Palliardi, K. K. Notar, Mährisch-Budwitz (Mähren) (1910).
295. Panzer, Friedrich, Dr., Akademieprofessor, Frankfurt a. M., Grillparzerstr. 90 (1913).
296. Paschen, Ernst Heinrich, cand. med., Berlin NW. 52, Melanchthonstr. 21 IV (1913).
297. *Peiser, Felix, Univ.-Prof. Dr., Königsberg i. Pr., Goltz-Allee 11 (1909).
298. Peschel, E., Lehrer, Nünchritz, Bez. Dresden (1910).
299. Pfau, C., Prof. Dr., Waldheim i. Sa. (1909).
300. Pfeiffer, Prof. Dr., Physikus, Hamburg, Carlstr. 7 (1913).
301. Pfeiffer, Ludwig, Geh. Medizinalrat Dr., Weimar (1909).
302. Plettke, Alfred, cand. phil., Breslau, Gneisenaustr. 3 III (1911).
303. Polenski, Erich, Tübingen, Frondsbergstr. 12 (1913).
304. Polthier, O., Professor, Wittstock (Dosse) (1909).
305. Preuß, Eugen, Bankier, Berlin NW., Flensburgerstr. 2 (1909).
306. Preysing, H., Prof. Dr., Köln a. Rh., Stadtwaldgürtel 77 (1912).
307. Provinzialmuseum, Westpreußisches, Danzig (1912).
308. Provinzialmuseum, Hannover (1909).
309. Puydt, Marcel de, Lüttich (Belgien), Boulevard de la Sauvenière 116 (1911).
310. Quente, Paul, Heiligengrabe, Post Techow (Prignitz) (1913).
311. *Rademacher, Carl, Rektor, Vorst. d. prähist. Mus., Köln, Mainzerstr. 34 (1909).
312. Ratig, Wilhelm, Rendant, Perleberg (1909).
313. Rauch, W., Inspektor, Helmsdorf, Mansf. Seekreis (1909).
314. Recke v. Volmerstein, Graf v. d., Kgl. Major, zugeteilt dem großen Generalstab, Charlottenburg, Scharrenstr. 39 (1913).
315. Rehlen, W., Magistratsrat, Nürnberg (1909).
316. *Reimers, J., Mus.-Dir. a. D. Dr., Charlottenburg, Fasanenstr. 2 (1909).
317. Reinecke, Adolf, Schriftsteller, Berlin-Zehlendorf, Landhaus Eichenhof (1912).
318. Reischel, G., Prof. Dr., Hannover, Ifflandstr. 11 (1909).
319. Reiß, Eugen, Privatier, Berlin SW., Lindenstr. 112 (1909).
320. Reißenberger, Ludwig, Dr., Bezirksarzt, Hermannstadt (Siebenbürgen) (1913).
321. Reitzenstein, Ferd., Freih. von, Vorstand der Ethnol. Abt. d. Hygiene-Museums, Dresden-N., Hauptstr. 34 (1911).
322. Reventlow, Ernst Graf zu, Charlottenburg, Dernburgstraße 4 (1913).

Digitized by Google

323. Richter, Johannes, Dr., Museumsassistent, Posen, Kaiser Friedrich-Museum (1912).
324. Rieken, Käthe, Frau Dr., Kottbus, Bahnhofstr. 72 (1909).
325. Riemschneider, Buchdruckereibesitzer, Hannover, Knochenhauerstr. (1909).
326. *Rimpau, Rittergutsbesitzer, Anderbeck, Kr. Oschersleben (1909).
327. Römer-Museum, Hildesheim (1909).
328. Römstedt, Präzeptor, Bergen b. Celle (1909).
329. Röttinger, Heinrich, Dr., Kustos an der erzherzogl. Kunstsammlung Albertina, Wien I, Bartensteingasse 14 (1914).
330. Roggenkamp, Hans, Turnlehrer, Eschwege (1909).
331. Rose, von, Amtsgerichtsrat, Hameln (1912).
332. Roß, B., Hochschulprofessor, Hannover, Geibelstr. 25 (1909).
333. Roßbach, Gustav, Dr. med., Lichtenfels (1909).
334. Roth, Herm., cand. phil., Spandau, Evang. Johannisstift Melanchthonhaus (1912).
335. Rüchardt, G., Rittergutsbesitzer, Schackenhof b. Bischofswerda (1910).
336. Rutot, A., Konservateur, Brüssel, Rue de la Loi 177 (1909).
337. Sammlung, Städtische naturwissensch., Chemnitz (König Albert-Museum) (1909).
338. Sammlungen, Großherzogl. Badische, Karlsruhe, Baden (1909).
339. Sartori, Professor, Dortmund, Ardeystr. 29 (1912).
340. Scheffler, Franz, Gymn.-Lehrer, Freienwalde a. Oder (1911).
341. Scheidemandel, Dr. med., Hofrat, Nürnberg (1909).
342. Schelzig, Elisabeth, Hermsdorf (Mark), Schulenburgstr. 2 (1909).
343. Schemann, Ludwig, Prof. Dr., Freiburg i. B., Maximilianstr. 22 (1910).
344. Schetelig, Haakon, Dr., Museumskonservator, Bergen (Norwegen), Bergens Museum (1909).
345. Schick, Pfarrer, Queckborn (Oberhessen) (1913).
346. Schirmer, Major, Müllheim, Baden (1911).
347. *Schliz, Alfred, Dr. med., Hofrat, Heilbronn (1909).
348. Schmidt, Dr. med., Oberarzt, Städt. Anstalten, Wuhlgarten bei Berlin (1910).
349. Schmidt, Johannes, Pfarrer, Ketzin (Havel) (1913).
350. Schmidt, Heinrich, Dr., Univ.-Prof., Kolozsvar (Klausenburg) (Ungarn), Kossuthgasse 51 (1909).
351. Schmidt, Hermann, Oberlehrer, Löbau i. S., Eichelg. 1 (1909).
352. Schmidt, Rob. R., Dr., Privatdozent, Tübingen, Geolog. Institut (1909).
353. Schmidt-Gibichenfels, Dr., Schriftsteller, Berlin-Friedenau, Fregestr. 7 (1913).
354. Schmorl, Justiz-Rat, Oschatz (Sachsen) (1911).
355. Schneider, Johannes, Oberst, Leipzig-Gohlis, Heerstr. 9 (1913).
356. Schnittger, Bror, Dr., Dozent u. Museumsassistent, Stockholm 15, National-Museum (1909).
357. Schölermann, Professor, Oberweimar (1914).
358. Schönefeldt, M., Geh. exped. Sekretär, Frohnau (Mark), Hohenheimerstr. 1 (1914).
359. Schott, Peter, Bürgermeister, Knittelsheim (Rheinpfalz) (1911)
360. Schriftstellerverband, Deutschvölkischer, Berlin (1914).
361. Schröder, Arno, Pfarrer, Hainichen b. Dornburg a. S. (1909).
362. Schröder, H., Landesgeologe, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44 (1909).
363. Schubandt, A., Privatlehrer, Burg bei Magdeburg (1909).
364. *Schultze, M., Pfarrer, Fahrenwalde bei Brüssow (1909).
365. Schulz, Arthur, Schriftsteller, Birkenwerder b. Berlin (1913).
366. Schulz, Franz, Hüttendirektor, Lünen (Westfalen) (1912).
367. Schulz, Walther, Dr. phil., wiss. Hilfsarbeiter am Prov.-Museum, Halle a. S., Wilhelmstraße 17 (1909).

Digitized by Google

368. *Schulze-Deltrup, Prof. Dr., Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 12 I (1909).
369. Schumann, Gottlieb, Erfurt, Regierungsstr. 39 (1910).
370. *Schuster, Georg, Archivrat Dr., Berlin-Halensee, Halberstädterstr. 2 (1909).
371. Schwantes, G., Lehrer, Hamburg, Fuhlsbüttel, Brombeerweg 37 (1909).
372. Seelmann, Hans, Dr. med., Dessau, Kavalierstr. (1909).
373. *Seemann, Otto, Zahnarzt, Berlin N., Schönhauser Allee 177 (1909).
374. Seibertz, Norbert, Referendar, Charlottenburg, Dahlmannstr. 6 (1913).
375. Sellmann, Lehrer, Mühlhausen i. Th. (1909).
376. Seminar, Deutsches, Hamburg I, Domstr. 9 (1911).
377. Seminar, Germanisches, der Universität, Berlin NW., Dorotheenstr. 80 (1911).
378. Sickel, Ernst, Oberlehrer, Görlitz, Goethestr. 1 (1914).
379. Sieglerschmidt, Prof. Dr., Berlin-Groß-Lichterfelde, W., Steinäckerstr. 26 (1912).
380. *Sieglin, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., Berlin-Zehlendorf-West, Alsenstr. 137 (1909).
381. Sievert, Heinrich, Gutsbesitzer, Schwanebeck, Kr. Oschersleben (1909).
382. Siret, Luis, Ingenieur, Cuevas de Vera, Prov. Almeria, Spanien (1909).
383. *Snethlage, Ernst, Sekretär, Berlin NW., Quitzowstr. 123 (1909).
384. Stadtbibliothek, Hannover, Friedrichstr. 16 (1909).
385. Staffel, San.-Rat Dr., Chemnitz, Langestr. 19 (1909).
386. Stephan, Paul, Regierungs-Landmesser, Posen, Gr. Berlinerstr. 33 (1913).
387. Stieda, L., Geh. R., Univ.-Prof. Dr., Gießen, Moltkestr. 16 (1909).
388. Stimming, R., prakt. Arzt, Gr.-Wusterwitz b. Brandenburg (1909).
389. Stolzing-Cerny, Schriftsteller, Berlin SW., Kleinbeerenstr. 27 (1912).
390. Strantz, Kurt v., Reg.-Rat, Berlin-Wilmersdorf, Holsteinische Str. 34 (1912).
391. Streitberg, Wilhelm, Univ.-Prof. Dr., München, Isabellastr. 31 II (1909).
392. Tatarinoff, E., Prof. Dr., Direktor d. Hist. Museums, Solothurn (Schweiz) (1909).
393. Tegtmeyer, Dr., Lichte bei Wallendorf (S.-Meiningen) (1912).
394. Telle, Dr., Korpsstabsapotheker, Leipzig-Gohlis, Wilhelmstr. 9 II (1912).
395. Teutsch, Julius, Mus.-Vorstand, Kronstadt-Brassо (Siebenbürgen), Roßmarkt 4 (1909).
396. Thaer, v., Albrecht, Major im Gr. Generalstab, Berlin, Klopstockstr. 23 (1914).
397. Thomas, Ronald, Dresden, Europäischer Hof (1912).
398. Tilmann, Prof. Dr., Geh. Med.-Rat, Köln a. Rh. (1913).
399. Trautmann, Moritz, Univ.-Prof. Dr., Bonn a. Rh. (1912).
400. Tschilingirow, Anastas, Dr., Charlottenburg, Fritschestr. 42 I l. (1912).
401. Universitätsbibliothek, Großherzogl., Gießen (1911).
402. Universitätsbibliothek, Königliche, Greifswald (1909).
403. Universitätsbibliothek, Königliche, Königsberg i. Pr. (1913).
404. Universitätsbibliothek, Königliche, Tübingen (1909).
405. Vasvarmegyei Kultur-egyesület, Steinamanger (Szombathely) (Ungarn) (1913).
406. Verein für Geschichte und Altertümer, Stade (1909).
407. Verein für Geschichte und Altertum in Bernburg (1911).
408. Verein für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Erfurt (1909).
409. Verein für Heimatkunde, Kottbus, Gymnasialstr. 8 (1909).
410. Verein für Heimatkunde für den Kreis Lebus, Müncheberg (Mark) (1909).
411. Verein für Heimatpflege und Altertumskunde im Kreise Neuwied, Anschrift: Herrn Felix Arendt, Neuwied (1912).
412. Verein, Historischer von Obb., München, Anschrift: Dr. F. Weber, Oberamtsrichter a. D., Wiedemayerstr. 1/3 (1912).
413. Verein deutscher Studenten, Berlin N. 24, Artilleriestr. 7 I (1913).
414. Vogelweid, Viktor, Dr. med., Berlin, Scharnhorststr. 3 (1914).

Digitized by Google

415. Vorwerg, Oskar, Hauptmann a. D., Warmbrunn (1909).
416. Wahle, Ernst, Dr. phil., Delitzsch, Bitterfelderstr. 25 (1909).
417. Wallraf, Oberbürgermeister, Köln a. Rh. (1913).
418. *Walter, E., Prof. Dr., Stettin, Birken-Allee 8 b (1909).
419. Walther, Heinrich, Dr., Landwirtschaftslehrer, Chemnitz, Lotharstr. 9 II (1909).
420. Walther, Max, Architekt, Berlin-Friedenau, Taunusstr. 3 II (1909).
421. Weise, Julius, Prof. Dr., Amalienau b. Königsberg i. Pr., Harbrückerstr. 12 (1909).
422. Wels, Ober-Postassistent, Friesack (Mark) (1910).
423. Welter, Timotheus, Kaiserl. Notar, Metz, Priesterstr. 17 (1909).
424. Wernert, Paul, stud. rer. nat., Straßburg i. Elsaß, Vogesenstr. 9 (1909).
425. Westerich, Thomas, Woltersdorf b. Erkner (1914).
426. Wilcke, Max, Dr., Kgl. Kreisschulinspektor, Zeitz (1909).
427. Wilhelm, Chas. L., St. Louis, Mo. U. S. A., 3916 California-Street (1913).
428. *Wilke, Georg, Dr., Generalarzt, Leipzig, Schönhauser Str. 19 (1909).
429. Wilser, Ludwig, Dr., Heidelberg (1911).
430. Winckler, Albert, stud. hist., Halle a. S., Sophienstr. 1 III (1909).
431. Winkelmann, Fr., Dr., Eichstätt (Bayern) (1911).
432. Witz, Hauptmann, Ingolstadt, Kgl. bayer. Hauptlaboratorium (1911).
433. Wolff, Kgl. Distriktskommissar, Filehne (1909).
434. Wolff, Karl Felix, Schriftsteller, Bozen (Tirol), Brieffach 78 (1909).
435. Wolfram, Ober-Rentmeister, Schloß Cappenberg bei Lünen (Westf.) (1912).
436. Wossidlo, Rich., Prof. Dr., Waren (Mecklenburg) (1909).
437. Wüst, Ewald, Univ.-Prof. Dr., Kiel (1909).
438. Wurzer, Major a. D., Kitzingen a. M. (1911).
439. Zechlin, Konrad, Mus.-Konservator, Salzwedel (1909).
440. Zeitung, Rheinisch-Westfälische, Essen (Ruhr), Theaterplatz 8 (1912).
441. *Zschiesche, Paul, Geh. San.-Rat Dr., Erfurt, Walkmühlstr. 6 (1909).
442. Zschiesche, Amtsrichter, Kölleda, Thüringen (1910).

443. Bing, Just, Dr., Bergen (Norwegen), Stiftsarkivet (1914).
444. Heimat- u. Museumsverein Heiligengrabe, Post Techow, Ostprignitz (1914).
445. Kalliese, Hilmar, Hermsdorf bei Berlin, Berlinerstr. 23a (1914).
446. Küppers, August, Berlin S. 42, Ritterstr. 85 (1914).
447. Lebius, Rudolf, Verleger der „Staatsbürger-Zeitung", Frohnau bei Berlin, Barbarossaring (1914).
448. Stolyhwo, Kasimir, Direktor des Anthropolog. Laboratoriums, Warschau, Kalikst 8 (1914).

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Bericht über die fünfte Tagung der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.

Köln a. Rh., 31. Juli bis 30. August 1913.

1. Wissenschaftliche Vorträge.

Germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 20 Text-Abbildungen und Taf. I. II.

(Auszug.)

Als wir vor zwei Jahren das erste Mal am Rhein tagten, am Oberrhein, wie man hierzulande sagt, es war zu Koblenz, da hatte ich als Festvortrag das Thema gewählt: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft", ein Vortrag, der in Buchform dann durch alle deutschen Lande gegangen ist und in weitesten Kreisen erfreulich starken Widerhall gefunden hat.

Gerade der Rhein, „Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", der alte deutsche Kulturstrom unserer mittelalterlichen Vergangenheit, wo jeder Stein gemahnt an deutsche Größe in der geschichtlichen Zeit, wie sollte er nicht begeistern für die noch ältere germanische Größe vorgeschichtlicher Zeit, deren Heimat allerdings nicht hier, sondern an den Ostseegestaden lag.

Eine Fülle von Stoff, die über die Herrlichkeiten aus urgermanischer Hinterlassenschaft aufklärt, ist in jenem Büchlein ausgebreitet, bekanntes und neues, alles aber unter der neuen Beleuchtung, die es durch seine Bedeutung als Zeuge altgermanischer Kulturhöhe besitzt.

Stark hatte ich dabei die ältere Bronzezeit herangezogen, zum Teil auch deswegen, weil sie die Überlegenheit der altgermanischen Kultur dieser Zeit über die Kulturen des ganzen übrigen Europa in wundervoller Klarheit erweist. Bei einem volkstümlichen Buche war aber knappste Darstellung, also Stoffauswahl oberstes Gesetz. So kam es, daß vieles fortgeblieben ist, was an sich schön und herrlich ist, ebenso schön und herrlich wie das, was ausgewählt worden ist. Unter diesem vielen, was fehlt, befinden sich leider auch die bronzezeitlichen Denkmäler der Gottesverehrung und die Kunstwerke aus Edelmetall, d. h. aus Gold.

Digitized by Google

Was lag näher, als bei unserer diesjährigen Tagung eine dieser Lücken auszufüllen! Daß ich gerade den Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit als Thema wählte, hat seinen Grund in der Entdeckung des wunderbaren Goldfundes zu Messingwerk bei Eberswalde nördlich von Berlin. Mir erschien dies Ereignis wie ein Wink des altgermanischen Himmels- und Sonnengottes, nicht nachzulassen in dem eifrigen Bemühen, unser Volk aufzuklären über die Herrlichkeiten aus urgermanischer Hinterlassenschaft.

Ich bin sicher, Sie werden staunen, wenn Sie den Goldreichtum der Germanen gesehen haben werden, der nicht nur herrlichsten Schmuck uns zeigt, sondern infolge des nicht geringen Anteils der Kultgefäße an diesem Goldreichtum auch einen kleinen Ausschnitt aus der Art der Gottesverehrung, also aus dem geistigen Leben der germanischen Bronzezeit zu bieten vermag.

Zwei Gebiete gibt es, die als Hauptquellen des Goldbesitzes in der europäischen Bronzezeit anzusehen sind: einerseits Irland, anderseits Siebenbürgen nebst den österreichischen Alpenländern. Ich sehe bei unserer Betrachtung nun völlig ab von dem ägäischen Kulturkreise im griechischen Mittelmeergebiete, der ja überhaupt ganz abseits steht vom übrigen Europa.

Irland versorgte hauptsächlich Westeuropa, also Großbritannien und Frankreich, vielleicht auch noch Spanien mit Gold, Siebenbürgen und wohl auch die österreichischen Lande dagegen versorgten Mittel- und Nordeuropa.

Das geschah in geringen Anfängen schon am Ende der Steinzeit; in merklichem Maße aber erst seit Beginn der Bronzezeit.

In der Frühperiode der Bronzezeit, wir nennen sie Periode I und sie fällt rund um 2000 v. Chr., hatte sich die Bevölkerung Mitteleuropas besonders stark in den nordösterreichischen Landen angehäuft, in Böhmen, Mähren, Niederösterreich mit Ausläufern nach Ostthüringen und Schlesien. Nach Ungarn hinein nahm aber die Besiedelung sehr rasch ab und sie fehlte so gut wie ganz in Westdeutschland, sowohl im Nordwesten wie in Süddeutschland nördlich der Donau. Eine Verbindung zwischen den indogermanischen Stämmen der österreichischen Nordlande und den skandinavischen Germanen bildete die Bevölkerung Nordostdeutschlands, die aber gegenüber der nordösterreichischen Volksmenge nur dünn gesät war.

Diese österreichisch-ostthüringische-schlesische Bevölkerung hat eine unermeßliche Fülle von Gräbern hinterlassen, die wir nach einem charakteristischen böhmischen Fundorte mit Namen Aunetitz, bei Prag gelegen, die Aunetitzer Gräber nennen.

Außerordentlich häufig erscheinen in diesen Gräbern Goldspiralen, und zwar sind es Fingerringe von einem Typus, den wir Noppenringe nennen, mit einem Fachausdrucke der Sammetweberei (Abb. 1—3).

Das Charakteristische an diesen zylindrischen Spiralringen ist, daß der Draht nicht stets in derselben Richtung herumläuft, sondern daß er eine, oder

Digitized by Google

mehrere Rückbiegungen macht. So wird eine sehr breite Schauseite des Ringes und zugleich eine mehr oder weniger offene Rückseite geschaffen. Sie sind

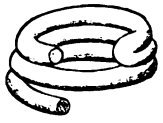


Abb. 1. Leubingen, Prov. Sachsen. 1/1.

Abb. 2. Ensley, Amt Randers, Jütland.

Abb. 3. Hinrichshagen, Mecklenburg-Strelitz. 1/1.

Abb. 4. 1/1.

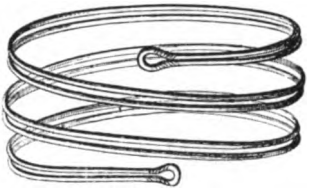


Abb. 5. 1/2.

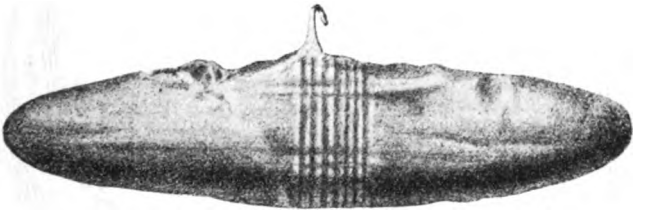


Abb. 6. Wonsosch, Kr. Schubin, Posen. 1/1.

niemals an beiden Drahtenden geschlossen wie die späteren Doppeldrahtspiralen (Abb. 4. 5).

Im Schlußabschnitt der Periode I der Bronzezeit erscheinen solche Goldringe in dem ostthüringischen Anteil der Aunetitzer Kultur und Bevölkerung in Gräbern, deren strotzender Goldprunk ihnen den Namen von Fürstengräbern verschafft hat (Abb. 1). Solche Fürstenbeisetzungen sind die berühmten Hügelgräber von Leubingen, Kr. Eckartsberga, und Helms-

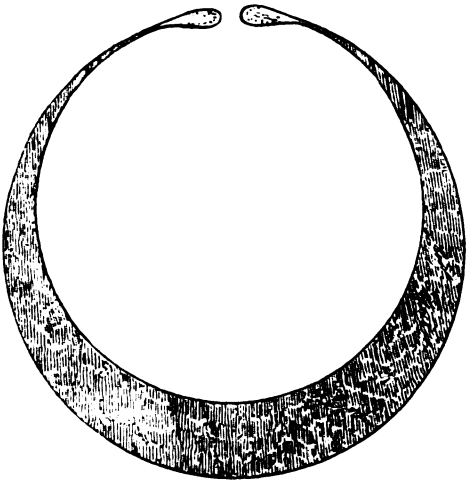


Abb. 7. Grevinge, Seeland (nach Worsaae). 1/2.

Digitized by Google

dorf im Mansfelder Seekreiſe, und dieſen Gräbern ſchließt ſich in gleicher Pracht an ein Schatzfund von Goldſachen, den das Berliner Muſeum aus Merſeburg erworben hat.

Die eigenartige Form der goldenen Noppenringe wird nun über Oſtdeutſchland auch zu den Germanen gebracht, deren Gebiet damals erſt an der

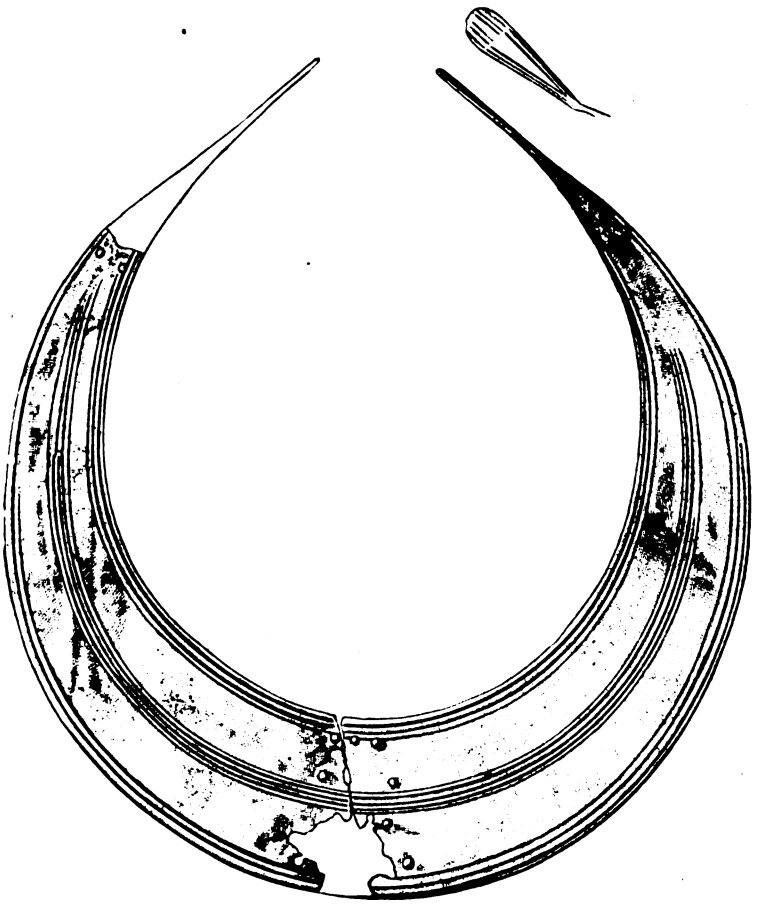


Abb. 8. Skovshöierup, Fünen (nach Montelius). 1/2.

Unterelbe begann und hauptſächlich Schleswig-Holſtein, Dänemark (Abb. 2) und Skandinavien einnahm. Zwiſchenpunkte dieſes Handels liegen im Weſtteil der Mark Brandenburg und in Mecklenburg (Abb. 3). Die Einfuhr oder Nachahmung der Aunetitzer Noppenringe hält in Deutſchland nur bis in die mittlere Bronzezeit (Periode III) an, etwa bis zum 13. Jahrhundert v. Chr.; doch iſt ihr Vorkommen nach Ablauf der Periode I nur noch ſelten zu beobachten.

Digitized by Google

Am Anfange der Periode II beginnt statt dessen die Einfuhr, bald sicher auch die Nachahmung einer andern Art von Goldspiralen, nämlich solcher aus Doppeldraht ohne Noppen, und zwar in drei verschiedenen Größen, für Haarlocken, für Finger und für Arme (Abb. 4, 5). Die Formen dieser Spiralen lassen sich weiter scheiden in offene und geschlossene, je nach-

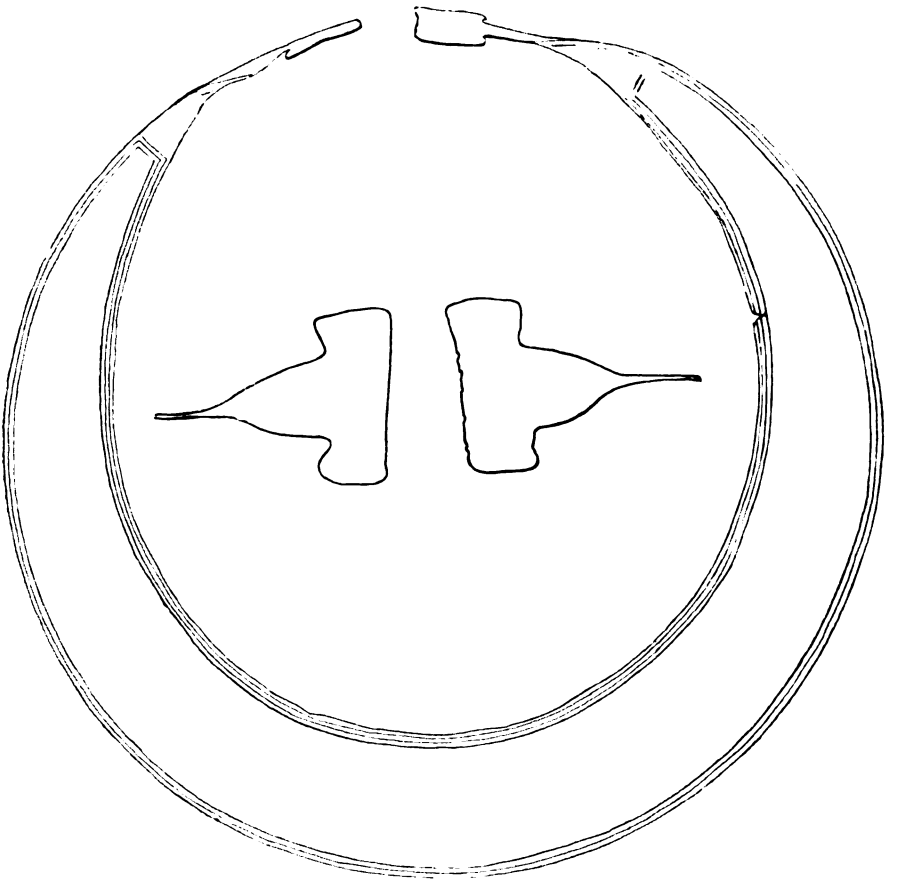


Abb. 9. Schulenburg, Kr. Springe, Hannover (nach Hahne: Mannus IV, S. 71). 2/3.

dem nur an einem oder an beiden Drahtenden sich Schlußösen befinden, endlich in solche mit überall glattem Draht (Abb. 4) oder solche, die an einem Ende gedreht oder an beiden Enden gekerbt sind (Abb. 5).

Daß Gold in der frühen Bronzezeit nach Norddeutschand nicht nur aus Siebenbürgen oder Österreich kam, sondern auch aus Irland, zeigen einige Einfuhrstücke unwiderleglich, so ein muldenförmiger Goldohrring aus Wonsosch im nördlichen Posen (Abb. 6) von einer Art, wie sie in Irland und Schott-

Digitized by Google

land ſehr häufig erſcheint, und ebenſo einige große platte Goldhalskragen iriſcher Art, die auf den däniſchen Inſeln (Abb. 7, 8) und neuerdings auch in der Provinz Hannover aufgefunden worden ſind (Abb. 9).

Abb. 10. Stokkerup, Seeland (nach Worſaae). $^2/_3$.

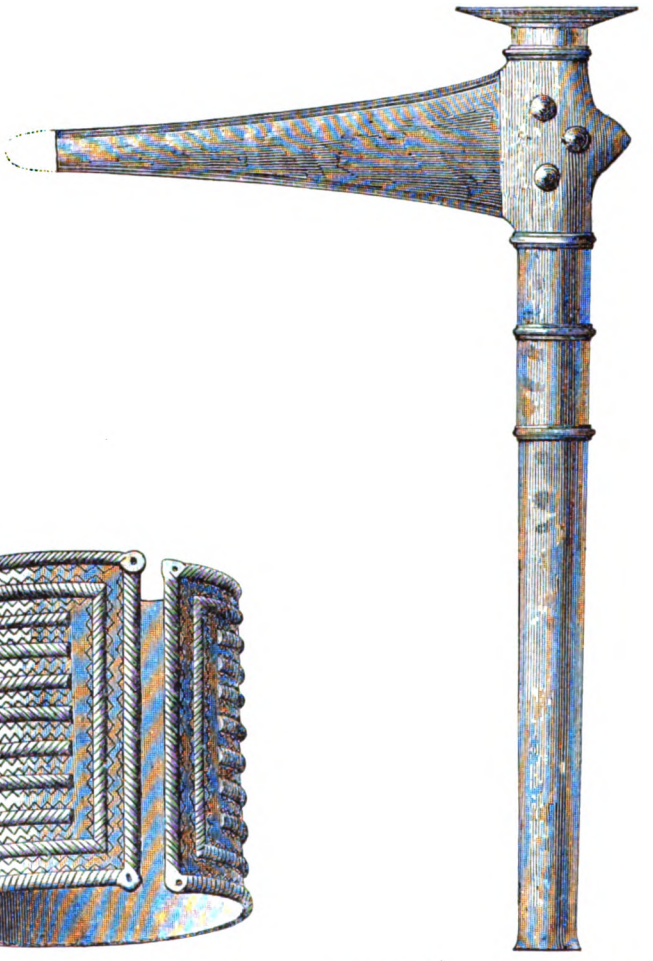


Abb. 11. Årup, Schonen (nach Montelius). $^1/_3$.

Daneben wurde aber ſchon in dieſer Frühperiode der Bronzezeit das Gold auf germaniſchem Boden unzweifelhaft auch ſelbſtändig bearbeitet, wie ein in nordiſchem Geſchmack verfertigtes goldenes Manſchettenarmband der Periode I aus Seeland bezeugt (Abb. 10). Ja, man kannte damals ſchon die Kunſt des Goldplattierens, des Belags von Bronzearbeiten, mit feinſtem Goldblech wie ein aus Norddeutſchland, d. h. Mecklenburg oder Brandenburg,

Digitized by Google

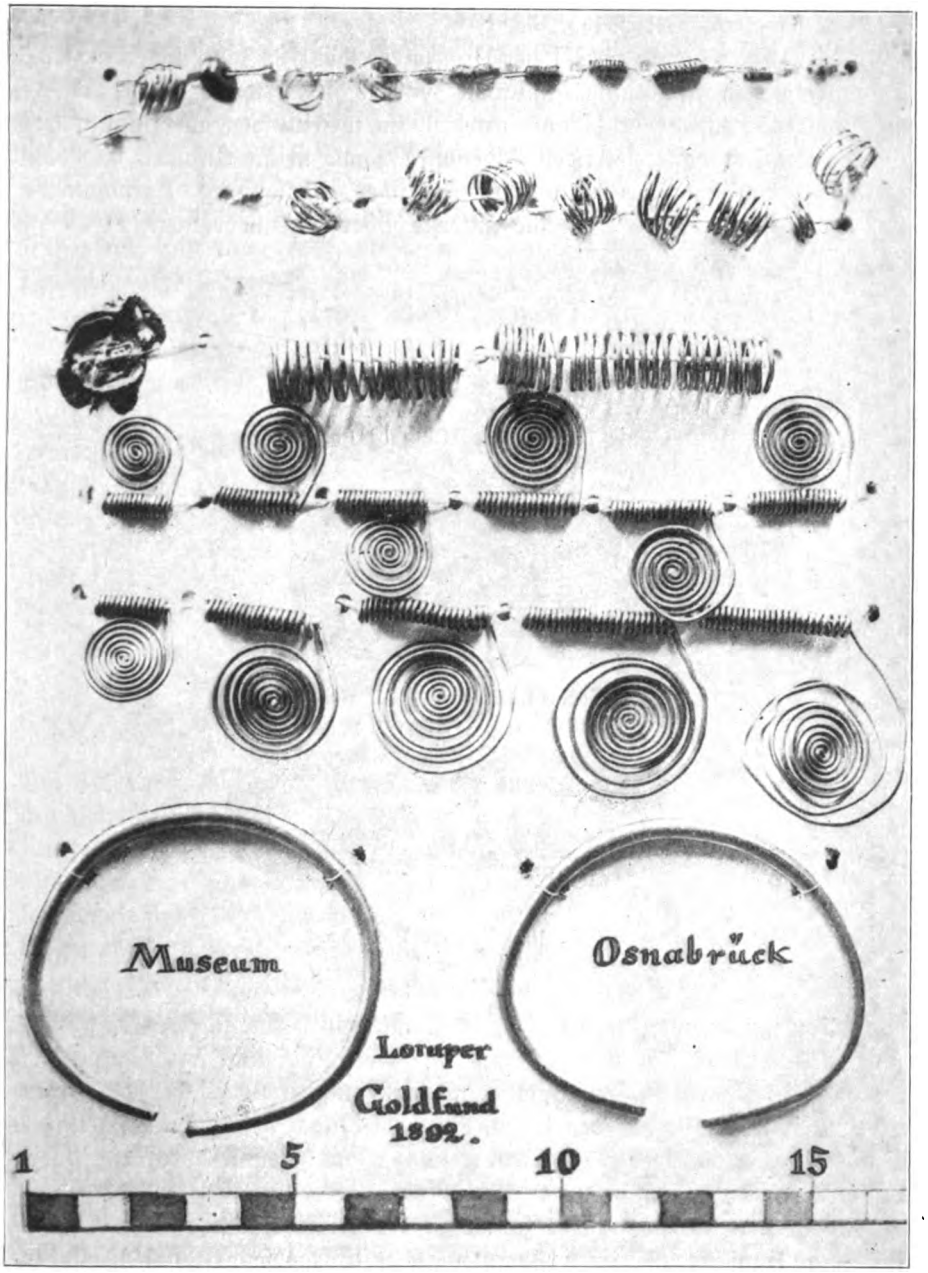


Abb. 12 (nach Mitt. d. hiſtor. Ver. z. Osnabrück XVII, 4).

Digitized by Google

nach Schonen verhandelter Stabdolch beweiſt, deſſen Klinge teilweiſe mit Gold bekleidet war (Abb. 11).

Das Ende der Periode I der Bronzezeit, das 18. Jahrhundert v. Chr. nach meiner Zeitbeſtimmung, iſt nun die Zeit, wo die Germanen in das damals entvölkerte Nordweſtdeutſchland einziehen, im weſentlichen aber nur in das Gebiet von Nordhannover nebſt Oldenburg, ſowie in die Altmark, und desgleichen nach Nordoſtdeutſchland, wo ſie über Mecklenburg, Vorpommern und Nordbrandenburg bis an die unterſte Oder ſich ausdehnen.

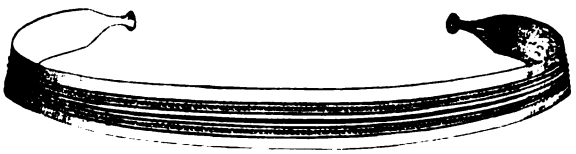


Abb. 13. Periode IIa und IIb. 2/3.

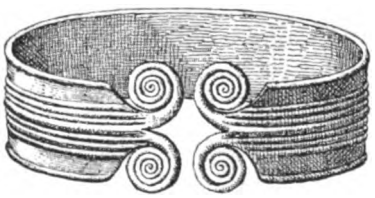


Abb. 14. Periode IIb. 2/3.

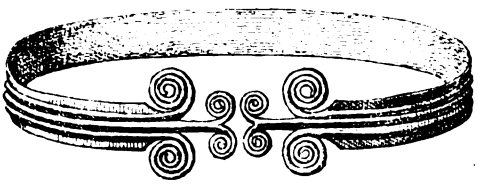


Abb. 15. Periode IIc. 2/3.
(Abb. 13—15 nach S. Müller.)

Von nun an werden wir es nur noch mit rein germaniſchen Goldfunden und faſt ausſchließlich mit ſolchen zu tun haben, die nicht fertig eingeführt worden ſind, ſondern deren Veredelung einheimiſcher Arbeit der Germanen verdankt wird. Wir werden ſie durch die vier noch übrigen Abſchnitte der Bronzezeit verfolgen, die Perioden II—V, d. h. rund durch ein Jahrtauſend, von etwa 1800—800 v. Chr.

Einer der älteſten dieſer Funde iſt der reiche Goldſchatz von Lorup im Kreiſe Hümling, alſo im weſthannoverſchen Emsgebiete (Abb. 12). Neben 2 Goldarmringen einfachſter Form enthält er eine Menge dünnſter und engſter, wie auch etwas weiterer Spiralröllchen, darunter 12 ſolche mit einſeitig angehängter Spiralſcheibe: alles von einem Halsſchmuck.

Digitized by Google

Steht dieser Schmuck in seiner Art mehr vereinzelt da, so zeigen eine Reihe Goldarmbänder der Periode II (1700—1400) einen ausgesprochen germanischen Charakter. Jedem der drei Abschnitte dieser Periode kann ich eine besondere Unterart dieser Armbänder aus dünnem, aber mehr oder minder breitem Goldblech zuweisen: alle sind sie auf der Mitte der Außenseite mit einer oder mehreren Längsrippen geziert (Abb. 13—15).

Zur Periode III (1400—1200) hinüber leitet eine Form von Armringen, deren Körper aus einem gedrehten Stabe besteht.

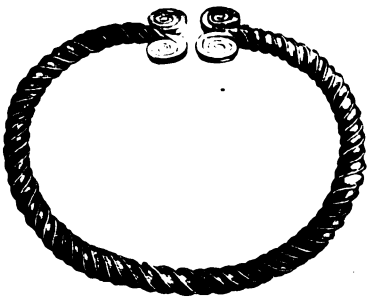


Abb. 16. 2/3 (nach S. Müller).

Bei der einen Gruppe dieser Armringe läuft der gedrehte Stab in einfach glatte, etwas verjüngte Enden aus, die entweder gerade und offen gehalten sind oder sich zu Haken umlegen und einen Verschluß bilden. Eine zweite Gruppe dieser gedrehten Armringe schließt unter donauländischem (illyrischem) Einfluß mit doppelten oder gar dreifachen Endspiralscheibchen ab (Abb. 16). Gleichfalls in diese Zeit gehören Goldarmbänder von dreikantigem Querschnitt, die in derselben Weise beiderseits in kleine Doppelspiralen auslaufen (Abb. 17). All dieser schwerere goldene Armschmuck (Abb. 13—17) wurde nur von vornehmen Kriegern und stets nur in einem Stücke getragen.

Abb. 17. 1/1. Woltersdorf. Kr. Lüchow, Prov. Hannover.

Diese größeren Goldarbeiten und ebenso die oben erwähnten Arm- und Fingerspiralen aus Doppeldraht (Abb. 4, 5) erscheinen zwar überall auf germanischem Gebiet, ganz besonders häufig aber in Jütland,

Digitized by Google

und je weiter hier nach der Nordspitze zu, desto häufiger. Im Museum zu Kopenhagen liegen an 300 solcher kleinen Goldspiralen in gut erhaltenem Zustande, dazu ebensoviel Bruchstücke, und von diesen etwa 600 Exemplaren stammen etwa 400 aus Jütland und hier wieder meist von der jütischen Westküste; doch erscheinen sie hier nicht früher als in der Periode III der Bronzezeit. Man hat dies auffallende Verbreitungsverhältnis der Goldspiralen mit dem Bernsteinhandel der jütischen Westküste in Verbindung bringen wollen. Diese Vermutung wird stets als bewiesene Tatsache vorgetragen; sie ist aber doch nicht so voll gesichert, wie man früher annahm und immer weiter anzunehmen scheint, obwohl ich schon vor mehr als einem Jahrzehnt auf das Bedenkliche einer solchen Annahme hingewiesen habe[1]). Gegen sie spricht die Tatsache, daß wir eine großartige Ausfuhr jütischen Bernsteins wohl in

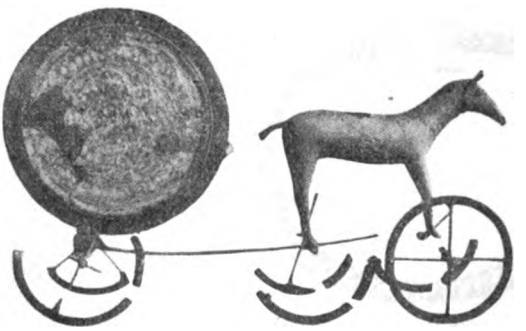


Abb. 18. Sonnenwagen von Trundholm.

Periode II kennen, daß aber gerade in Periode III, der doch in der Hauptsache die Goldspiralen des germanischen Bereichs angehören, diese Ausfuhr nur noch in unerheblichem Maße nachweisbar ist, weiter, daß die Bernsteinausfuhr der Periode II fast ausschließlich nach dem goldlosen Süddeutschland sich bewegte, nicht nach dem Goldlande Siebenbürgen oder überhaupt nach Ungarn hin, wo Bernstein während der gesamten Bronzezeit zu den größten Seltenheiten gehört.

Einheimisch germanische Arbeit ist weiter die Bekleidung der Griffe der Bronzeschwerter mit Goldblech, die sich die ganze Bronzezeit hindurch fortsetzt. Desgleichen der Goldbelag bei jenen bronzenen Heiligtumsäxten, wie sie zu je einem Paare vereint einmal südlich von Stockholm und dann genau übereinstimmend bei Veile in Jütland zutage kamen. Wunderwerke der Bronzekunst, da sie trotz ihrer erstaunlichen Größe aus papierdünnem Metall bestehen, das über einen Tonkern gegossen ist, und zugleich Prachtstücke durch ihre edle Form, sind sie außerdem verziert durch

[1]) Zeitschr. f. Ethnologie 1912, S. 204 f.

Digitized by Google

Bernsteinknöpfe, die aus einer sie umgebenden Goldblechfolie herausleuchten.

Daß Gold seit der Periode II der übliche oder wenigstens stark bevorzugte Stoff für Heiligtümer war, namentlich für Kultgeräte im Dienste des Sonnengottes, zeigt nicht nur der berühmte Sonnenwagen aus dem Trundholmer Moore (Abb. 18) im nordwestlichen Seeland, sondern auch noch manche

Abb. 19. Jägersborg bei Kopenhagen. Goldene Sonnenscheibe. 1/3.

andere der prachtvollen großen germanischen Sonnenscheiben aus Gold (Abb. 19), denen gegenüber die kleinen irischen Sonnenscheiben in ihrer Verzierung arm und eintönig erscheinen. Ein solches irisches Stück besitzen wir aus dem keltischen Westdeutschland; sie befand sich in einem Wormser Grabe (Abb. 20).

Die Weihegabe jener etwa hundert kleinen goldbekleideten Bronzeboote, die ein Tongefäß in einem Sandhügel bei Nors im nördlichen Jütland barg, leitet über zu der zahlreichsten Gruppe germanischer Kultgeräte, den Goldschalen, die vereinzelt bereits in Periode III erscheinen, in ihrer Hauptzahl aber erst der Periode IV (1200—1000 vor Chr.) angehören. Wie die goldenen Sonnenscheiben der charakteristische Ausdruck der Sonnen-

Digitized by Google

verehrung für die ältere Bronzezeit waren, so die Goldschalen für die jüngere Bronzezeit.

Daß die Goldschalen eine unmittelbare Fortsetzung der Goldscheiben sind, zeigt sich besonders auch an den Verzierungsmustern, die bei beiden Arten von Kultgeräten fast genau dieselben sind; nur daß bei den Goldschalen die älterbronzezeitliche Spirale fehlt und durch die auch schon altbronzezeitliche Weise konzentrischer Kreise vertreten wird. Ebenso setzen sich die Punktbuckel, die Strahlenkränze, die gekerbten Linien, die Zickzackbänder fort, endlich auch das in Rundplastik dargestellte Bild des Pferdes. Neu dagegen erscheinen nunmehr die Bilder anderer Tiere, des Sonnenvogels und des Sonnenhirsches, sowie Darstellungen der Mondsichel[1]).

Abb. 20. Worms. 1/1. Goldscheibe; Mus. Wiesbaden (nach Kossinna: Mannusbibliothek 12, Taf. XVI).

Der großartigste Fund solcher Goldschalen, ja der bedeutendste erhaltene Goldfund der gesamten Bronzezeit überhaupt ist bekanntlich in diesem Jahre in Messingwerk bei Eberswalde gemacht worden (Taf. I). Der Gesamtfund, der ein Gewicht von 5 Pfund und einen Wert von etwa 9000 Mark besitzt, enthält nicht weniger als 8 solcher Goldschalen. Andere Formen dieser germanischen goldenen Kultgefäße, eigenartige Becher und hochhenklige Schöpfgefäße, zeigt der ebenfalls prachtvolle Fund von Boeslunde auf Seeland (Taf. II).

In der jüngeren Bronzezeit findet sich neben der schon erwähnten Goldplattierung auf Schwertgriffen, Platten von Brillenfibeln, Nadelköpfen, Doppelknöpfen usw. häufig Bewicklung der Griffe von Bronzegeräten mit dreikantigem Golddraht: nicht nur an den Bronzegriffen der Goldschalen, sondern auch der Schwerter, Dolche, Rasiermesser, ferner am Mittelbügel von Sicherheitsnadeln (Fibeln), an Nadelköpfen, Stangenknöpfen u. a.

Nicht selten sind, auch abgesehen von dem goldenen Ringschmuck, kleinere

[1]) Im Vortrage wurde nunmehr die ganze große Reihe der prachtvollen germanischen Goldgefäße behandelt und ihnen die geringe Zahl der minderwertigen ungermanischen Goldgefäße Europas gegenübergestellt. Da aber wenige Wochen nach dem Kölner Vortrage der erste Teil des Buches des Verfassers über den „Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit" erschien, der die germanischen Kultschalen und alle hier einschlägigen Fragen aufs ausführlichste behandelt (Mannusbibliothek Nr. 12), so ist in diesem Auszuge der entsprechende Teil des Kölner Vortrages unterdrückt worden.

Digitized by Google

Schmuck- und Toilettengegenstände vollständig aus Gold hergestellt: in der mittleren Bronzezeit ist das nur bei einigen außerordentlich fein gearbeiteten Sicherheitsnadeln der Fall; in der jüngeren Bronzezeit öfters bei Nadeln, Haarzängchen, Knebeln, Doppelknöpfen.

Aus der jüngsten Bronzezeit und teilweise aus noch etwas späterer Zeit stammt eine neue Art von goldenen Armringen, die sogenannten „Eidringe", teils aus dünnem massivem Stabe, teils aus dickem, aber hohlem Blech gearbeitet, in beiden Fällen in große, teils voll massive, teils eingewölbte Petschaftenden auslaufend, die namentlich bei den jüngsten schon eisenzeitlichen Stücken prachtvoll verziert sind. Sie erscheinen fast nur in Depotfunden, sind aber sicher ebenso ausschließlich von dem vornehmen Krieger und nur an einem seiner Handgelenke getragen worden, wie wir es von den schwereren goldenen Armringen der älteren Bronzezeit wissen.

Ich denke im Eingange meines Vortrages nicht zuviel gesagt zu haben, wenn ich der Zuversicht Ausdruck gab, Sie würden staunen über das, was ich Ihnen vom germanischen Goldreichtum zu erzählen und zu zeigen hätte, ebenso staunen, wie vor zwei Jahren die Koblenzer Hörer, als ich ihnen die altgermanische Kulturhöhe im allgemeinen vorführte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Goldgefäße von Boeslunde auf Seeland (nach Kossinna: Mannusbibliothek 12, Taf. XIII).

Digitized by Google

Digitized by Google

Mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Urzeit.

Von Georg Wilke, Leipzig.

Mit 43 Textabbildungen.

Ich möchte mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit auf einige paläolithische Darstellungen und Gegenstände hinzulenken, die meines Erachtens bisher noch keine befriedigende Erklärung gefunden haben, die sich aber sehr einfach verstehen lassen, wenn wir sie mit ähnlichen, im klassischen Altertum allgemein herrschenden und noch heute in vielen indogermanischen Ländern üblichen volksmedizinischen Darstellungen und Gebräuchen in Verbindung bringen.

Schon in dem Vortrage, den ich am 19. Juni ds. Js. in der Berliner Zweiggesellschaft gehalten habe[1]), hatte ich gezeigt, daß die medizinischen Anschauungen unserer vorgeschichtlichen Vorfahren auf das engste verknüpft sind mit den jeweilig herrschenden religiösen und mythischen Vorstellungen. Doch wurden bei dem Aufkommen neuer Anschauungen die älteren keineswegs ohne weiteres über Bord geworfen, sondern sie blieben neben jenen noch weiter bestehen, und zum Teil verquickten sie sich auch mit ihnen.

Die ältesten Vorstellungen, die dem eigentlichen Animismus und seinen verschiedenen Erscheinungsformen noch vorausliegen und die besonders von Preuß[2]) und Vierkandt[3]) schärfer formuliert worden sind, hat man als Präanimismus bezeichnet. Es ist der Glaube, daß von allen Menschen, Tieren, Pflanzen und überhaupt von jedem Gegenstande gewisse Kräfte oder Zauberwirkungen ausgehen können, und namentlich sind es die aus den natürlichen Körperöffnungen von Mensch und Tier austretenden Ausschei-

---

[1]) Aus dem Reiche der vorgesch. Medizin. Im Auszug veröffentlicht in der Med. Klinik Jahrg. 1913 Nr. 38—40.

[2]) Der Ursprung der Religion und Kunst; Globus Bd. 86, 87.

[3]) Die Anfänge der Religion und Zauberei; Globus Bd. 92.

Digitized by Google

dungen, die eine solche Wirkung ausüben, also der Schweiß, der Harn, der Kot, das Menstruationsblut, der Speichel, die Sprache und vor allem der aus der Augöffnung von Mensch und Tier dringende Blick. Da diese geheimnisvollen Kräfte oder, besser gesagt, spezifischen Eigenschaften von den betreffenden Gegenständen ausstrahlen, wie die Emanationen vom Radium, so hat neuerdings Karutz[1]) statt des Wortes Präanimismus die Bezeichnung Emanismus vorgeschlagen. In der Tat lassen sich mit diesem Ausdrucke, den ich übrigens selbst schon in meinem Berliner Vortrage gebraucht hatte[2]), alle in dieses Gebiet fallenden Erscheinungen am einfachsten zusammenfassen und einheitlich erklären.

Abb. 1.
Mit roter oder schwarzer Farbe ummalte Hände aus der Grotte von Gargas. Cartailhac et Breuil, Les peintures et gravures murales des cavernes pyrénées; l'Anthrop. 1910 S. 132 Fig. 3.

Doch wenden wir uns nun diesen Erscheinungen, soweit sie archäologisch überhaupt zu fassen und belegbar sind, selbst zu.

Zunächst sind es die merkwürdigen Handfiguren in den Höhlen von Gargas, Marsoulas, Altamira und Castillo, auf die ich bei früheren Vorträgen und Arbeiten schon wiederholt hinzuweisen Gelegenheit hatte, ohne jedoch über den Sinn der einzelnen Figuren recht klar werden zu können[3]).

Bei diesen Händen sind entweder alle fünf Finger deutlich dargestellt, und zwar gestreckt, oder es erscheinen nur einzelne gestreckt, während die übrigen nur als ganz kurze Stümpfe angedeutet sind (Abb. 1.)

Bei der Technik, in der diese Handfiguren dargestellt sind, kann dies nicht lediglich die Folge einer flüchtigen Ausführung oder bloßer Zufall sein, sondern es müssen andere Einflüsse dabei mitgewirkt haben. Die Figuren wurden nämlich in der Weise erzeugt, daß man die Hand mit gespreizten Fingern auf die Wand auflegte und nun die nicht bedeckten Flächen mit roter oder schwarzer Farbe beschmierte. Die Hand bildete also hierbei eine Art Schablone.

Wie sich jeder leicht durch eigene Versuche überzeugen kann, konnte man bei dieser Darstellungstechnik unter gewöhnlichen Verhältnissen immer nur die Umrisse von normalen Händen bekommen, wie wir dies ja auch in

[1]) Karutz, Der Emanismus (ein Vorschlag zur ethnologischen Terminologie); Zeitschr. f. Ethn. 1913 S. 544 ff.

[2]) Wilke a. a. O.

[3]) Wilke: Südwesteurop. Megalithkult. in ihrer Bez. z. Orient, S. 148 ff. — Wilke: Kulturbez. zwischen Indien, Orient und Europa, S. 228 ff.

Digitized by Google

der Tat bei vielen Darstellungen sehen. Abweichungen davon waren nur möglich: 1. Wenn an der als Schablone aufgelegten Hand einzelne Finger ganz oder teilweise fehlten. 2. Wenn die Negative einzelner Finger nachträglich nach Abhebung der Hand von der Wandfläche mit Farbe überschmiert wurden. 3. Wenn beim Auflegen der Hand nicht sämtliche Finger gestreckt, sondern einzelne von ihnen geschlossen waren.

Die erste Möglichkeit ist zwar nicht ganz und gar auszuschließen, da, wie andere Körperverunstaltungen, so auch absichtliche Verstümmelungen der Finger bei Naturvölkern, insbesondere in Australien und bei den Buschmännern bisweilen vorgenommen werden sollen[1]). Indessen dürfte es sich hierbei doch immer nur um vereinzelte Vorkommnisse handeln, während die Zahl der verstümmelten Hände in den paläolithischen Grotten eine verhältnismäßig recht große und zudem der Grad der Verstümmelung vielfach auch noch ein sehr schwerer ist, so daß dadurch die Tätigkeit der Hand in schwerster Weise beeinträchtigt oder völlig verhindert werden mußte. Diese Deutung halte ich daher für sehr wenig wahrscheinlich, doch glaube ich auch nicht, daß es sich um Verstümmelungen durch Verwundungen oder Unglücksfälle handeln kann, weil auch für diese Annahme die Zahl der dargestellten Handverstümmelungen ganz unverhältnismäßig groß erscheint[2]).

Es bleiben somit nur die beiden anderen Deutungsmöglichkeiten. Dann aber muß den Darstellungen eine ganz besondere Absicht zugrunde liegen. Man wollte eben Handgesten wiedergeben, wie man sie im Leben bei besonderen Gelegenheiten und zu ganz bestimmten Zwecken zu machen pflegte.

Alle diese Gesten, wie wir sie hier dargestellt sehen: die Schließung der Finger zur Faust, die Erhebung der drei ersten Finger, die Streckung des Mittel-, Zeigefingers oder Daumens, und namentlich die Streckung des kleinen und Zeigefingers bei gleichzeitiger Schließung der übrigen Finger dienen aber noch heute vielfach als Abwehrmittel gegen den bösen Blick und verwandte Zauber[3]), deren Entwickelung, wie wir eben gesehen hatten, noch in die Zeit des Präanimismus oder Emanismus zurückreicht.

Die flache Hand, die man dem Zauber oder dem bösen Blick entgegen-

---

[1]) Anthropologie 1910 S. 135.

[2]) Erwähnt sei hier die von Friderici in seiner Arbeit über Skalpieren von manchen Indianderstämmen berichtete Sitte, dem Überwundenen die beim Bogenschießen benutzten Daumen, Zeige- und Mittelfinger abzuschneiden und zu talismanischen Fingerhalsbändern zu verarbeiten. Und in Griechenland bildete das Fingerabschneiden am Grabe eines Verstorbenen ein Sühneopfer an die unterirdische Todesgöttin, das erst durch Epimenides und Solon abgeschafft wurde. Doch dürften unsere Figuren wohl kaum mit derartigen Bräuchen in Zusammenhang stehen.

[3]) Seligmann, Der böse Blick und Verwandtes. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens aller Zeiten und Völker.

Digitized by Google

hält, wirkt wie ein Schild, von dem die Zauberkräfte, die Emanationen, wirkungslos zurückprallen. Darstellungen davon treffen wir auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten (Abb. 2), und auch heute noch bilden sie eine der häufigsten Amulettformen. Der Sinn fast aller dieser Nachbildungen der Hand, seien sie plastischer Art wie die heutigen handförmigen Amulette und manche paläolithische Skulpturen, oder seien sie bloße Zeichnungen wie die paläolithischen Handfiguren, ist eben der, daß ihnen dieselbe Wirkung innewohnt, wie der vorgestreckten Hand selbst.

Abb. 2.
Gefäß mit Handabdruck; Hanstedt, A. Oldenstadt, Hannover. v. Estorff Heidnische Altert. Taf. XVI, 2.

Ohne weiteres verständlich ist auch die geballte Faust, die eine deutliche Sprache redet. Sie ist gegenwärtig besonders in der Bretagne, in Schottland, Irland und Spanien gebräuchlich, wo sie auch der Gebildete, und sei es nur verstohlen in der Hosentasche, bei allen möglichen Gelegenheiten anwendet. Und auf den Niasinseln ragt an manchen Häusern ein hölzerner Arm mit geballter Faust drohend empor[1]).

Aus dem Altertum besitzen wir eine Reihe von Amulettketten mit solchen Fäusten (Abb. 3), und namentlich tritt die Faust gern in Verbindung

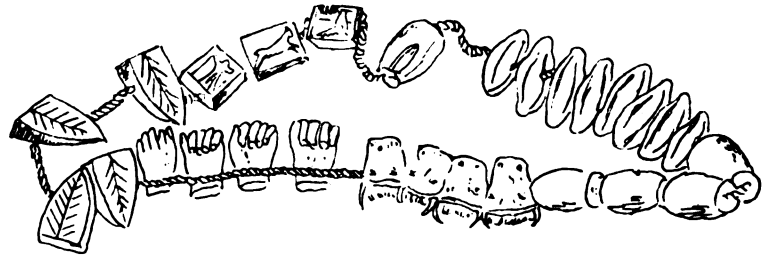


Abb. 3.
Amulettkette, n. Gerhard, Etrusk. Spiegel Bd. I Taf. XII 2 und Seligmann, Bd. I S. 333 Fig. 59.

mit dem Phallus, gleichfalls einem ausgesprochenen Apotropaion, auf. Unter den paläolithischen Darstellungen können wir als geballte Fäuste die Figuren auffassen, bei denen nur fünf Stummel vorhanden sind, eine Form, die sich bei der oben beschriebenen Technik sehr leicht und in genau derselben Gestalt,

[1]) Seligmann, a. a. O. II 178.

Digitized by Google

wie wir sie in den paläolithischen Gesten vor uns haben, erhalten läßt (Abb. 4).

Die drei ersten Finger der rechten Hand auszustrecken ist heute der Gestus der Eidesleistung und des priesterlichen Segens in der katholischen

Abb. 4.
Nach Art der Höhlentechnik angefertigte Zeichnung einer geschlossenen Faust.

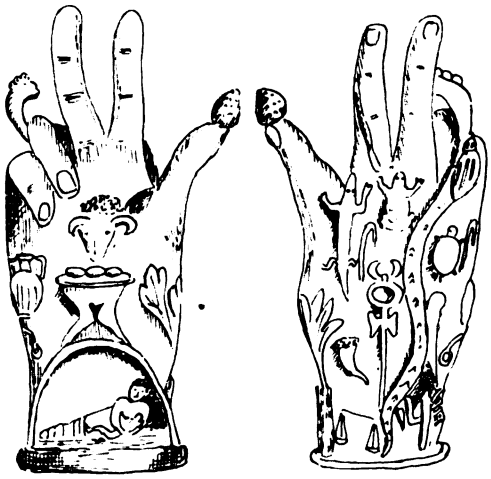


Abb. 5.
Mano pantea aus dem Britischen Museum.

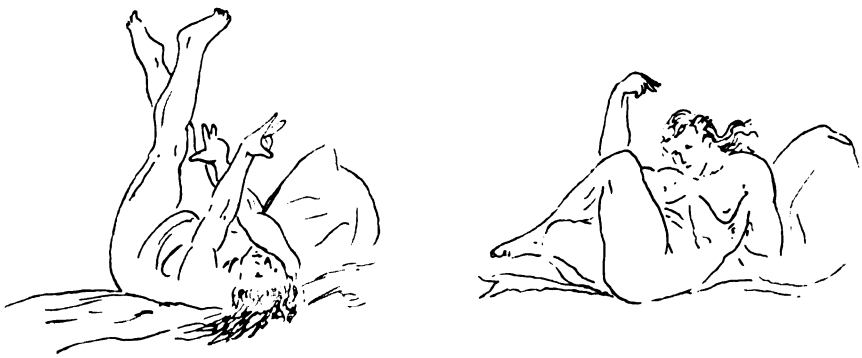


Abb. 6.
Fingerstellung bei einem hysterischen Anfalle; A. Lehmann, Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart S. 637 Fig. 65 u. 66.

Kirche. Doch besitzen wir Darstellungen davon gleichfalls schon aus dem Altertum, wo wir ihnen besonders bei den mit allerhand apotropäischen Tierfiguren und sonstigen magischen Zeichen bedeckten „pantheischen Händen" begegnen (Abb. 5). Der Ursprung dieses Gestus ist schwer zu erraten, doch möchte ich daran erinnern, daß ganz analoge Fingerstellungen auch bei Hysterie

Digitized by Google

nicht selten vorkommen (Abb. 6), die ja auch bei Naturvölkern eine recht häufige Krankheit bildet. Bei dem gewaltigen Eindruck, den ein hysterischer Anfall auf den primitiven Menschen machen mußte, mag vielleicht diese Fingerhaltung ganz besonders imponiert haben und so zu einem wirksamen Zaubergestus geworden sein.

Ebensowenig klar ist, wie der ausgestreckte Zeigefinger zu seiner apotropäischen Bedeutung gekommen ist. Amulette dieser Art sind aus dem Altertum wiederholt bekannt geworden, und namentlich findet sich dieser Gestus sehr häufig bei buddhistischen Statuetten (Abb. 7). Gegenwärtig ist er hauptsächlich in Italien üblich, während man bei uns statt dessen den Daumen benutzt, der allerdings häufiger eingeschlagen als gestreckt wird.

Abb. 7.
Buddhistische Figur mit gestreckten Zeigefingern.
Wilke, Indien S. 219 Abb. 204.

Der ausgestreckte Mittelfinger hatte bei den Römern und Griechen eine päderastische Bedeutung und führte deshalb auch den Namen *καταπυγόνα*. Auf dieser Bedeutung beruht auch seine Zauberwirkung, da alles Obscöne, wie schon Plutarch berichtet, teils durch das Komische, das ihm anhaftet, teils durch das beschämende und verächtliche, das mit ihm verbunden ist, den Blick von dem bedrohten Gegenstande weg auf sich selbst zieht. So kommt es, daß aus dem „schamlosen Finger" schließlich ein *δάκτυλος ἰατρικός*, ein „Heil- oder Goldfinger" wird, der auch bei der Auftragung von allen möglichen Zaubermitteln verwendet wird. So läßt Petronius, eine alte Kurpfuscherin bei Erkrankungen infolge des bösen Blickes ihr aus Schmutz und Speichel zusammengesetztes Medikament mit dem Mittelfinger auftragen[1]), und ähnlich verfährt beim Perseus die Amme, um das Kind in der Wiege vor dem bösen Blick und sonstigen Zaubereien zu schützen[2]). Unter den paläolithischen Höhlendarstellungen sind Hände mit ausgestrecktem Mittelfinger mehrfach vertreten, und wir dürfen ihnen wohl eine ähnliche Bedeutung zuschreiben.

Endlich finden wir unter unseren altsteinzeitlichen Handfiguren noch

[1]) Seligmann I 335.
[2]) Ebenda II 182.

Digitized by Google

solche mit ausgestrecktem Zeige- und kleinem Finger, ein Gestus, der in Italien unter dem Namen mano cornuta ganz allgemein bekannt ist und dort zu den allerhäufigsten Zauberhandlungen gegen das malocchio oder die Jettatura zählt. Mit diesem Gestus, der gleichfalls vielfach bei antiken und namentlich buddhistischen Amuletthänden und Statuetten wiederkehrt (Abb. 8) und dessen apotropäische Bedeutung wohl — wie ja auch schon der Name far le corna besagt — auf der hornartigen Gestalt beruht, hat man auch noch die in der Gegenwart wie im griechischen und römischen Altertum so viel verwendeten hufeisenförmigen und verwandte Zeichen in Verbindung gebracht, die gleichfalls bereits in paläolithischer Zeit, namentlich auf den bemalten Kieseln von Mas d'Azil und auf Rentierstäben erscheinen. Den Ursprung dieser Vorstellungen hätten wir dann in der hornförmigen Gestalt der Mondsichel zu suchen. Doch kann es sich dabei noch nicht um Beziehungen zu einem eigentlichen Mondkultus handeln, da dieser sich jedenfalls erst in späterer Zeit entwickelt, sondern um einen bloßen, auf rein emanistischen Anschauungen fußenden Analogiezauber: d. h. die dem Monde spezifische Eigenschaft, sich zu vergrößern oder zu verkleinern, kommt auch den ihm ähnelnden Gebilden zu und emaniert von diesen auf andere Objekte. Ähnliche Anschauungen lassen sich in der Tat in unserer heutigen Volksmedizin noch vielfach nachweisen. So bestreicht man bei zunehmendem Monde Warzen mit einen Strohhalm und spricht dazu die Worte: Was ich sehe nehme zu, was ich streiche nehme ab, und auch sonst werden Zauberhandlungen vielfach unter Hersagung ähnlicher Formeln im ersten oder letzten Mondviertel vorgenommen. Anderseits erinnert die mano cornuta aber auch noch sehr an einen Zweizack, auf dessen Bedeutung wir später noch näher eingehen werden.

Abb. 8a. Mano cornuta als Bronzeanhängsel. Elworthy, the evil eye.

Abb. 8b. Götterfigur mit Verdopplung der Arme und mano cornuta. Wilke, Indien S. 11 Abb. 10.

Im Anschluß hieran möchte ich noch kurz auf einige bisher gleichfalls noch nicht erklärte Handdarstellungen hinweisen, die meines Erachtens nur als eine Syndaktylie, eine angeborene Verwachsung mehrerer oder

Digitized by Google

sämtlicher Finger gedeutet werden können (Abb. 9). Wenn von jedem Gegenstande und von jedem tierischen und menschlichen Wesen geheimnisvolle Zauber- oder Schutzwirkungen ausgehen können, so muß dies in besonders hohem Grade bei solchen Tieren oder Personen der Fall sein, die irgend welche Abweichungen von der normalen, natürlichen Gestalt aufweisen[1]). Das unbestimmte unbehagliche Gefühl, daß solche Leute irgendwie schaden könnten, beherrscht noch heute, namentlich in slawischen Ländern, weite Kreise der Bevölkerung und gibt nicht selten zu schweren Mißhandlungen, ja selbst zu Morden Veranlassung, so daß man ins russische Strafgesetzbuch zum Schutze dieser unglücklichen Menschen sogar einen bestimmten Paragraphen aufgenommen hat. Zu diesen angeborenen körperlichen Fehlern, mit denen man gewisse Zauberkräfte in Verbindung bringt, gehören nun ganz besonders auch die verhältnismäßig häufigen Anomalien der Finger, und zwar ebensowohl ihre Vermehrung[2]), wie ihre angeborene, auf Syndaktylie beruhende Verminderung (Abb. 10), wie wir sie in den erwähnten Darstellungen vor uns haben[3]).

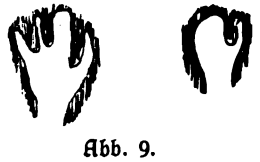


Abb. 9.
Hände mit angeborener Verwachsung der Finger (Syndaktylie) in der Grotte von Gargas. l'Anthr. 1910 S. 133 Fig. 3.

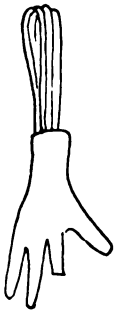


Abb. 10.
Bronzehand von Ober-Koban. E. Chantre: Rech. anthrop. dans le Caucase. T. II, pl. XXVII, 10. Wilke, Indien S. 187 Abb. 182.

Da ein guter Teil der vom Menschen und Tiere ausgehenden Zauberwirkungen durch den aus der Augöffnung dringenden Blick vermittelt wird, so ist es begreiflich, daß auch Darstellungen des Auges ein wichtiges Schutzmittel bildeten (Abb. 12, 17a, 19, 21). Denn sie wirkten ihrerseits wieder faszinierend auf den Träger des bösen Blickes und konnten ihn daher unschädlich machen oder zum Verschwinden bringen, bevor er selbst seine schädigenden Wirkungen auszuüben vermochte. Solche **Augendarstellungen**, die auch noch heute sehr beliebte Amulette sind, sind uns aus allen geschichtlichen und vorgeschichtlichen Perioden in schier endloser Zahl und in den mannigfachsten Verbindungen erhalten geblieben, und zwar

[1]) Vgl. hierzu Wilke, Einfl. d. Sexuallebens a. d. Myth. u. Kunst der indoeurop. Völker; Wiener Anthr. J. 1912 S. 1 ff. und Wilke: Kulturbez. zw. Indien, Orient u. Europa S. 166 ff.

[2]) a. a. O. S. 187 Abb. 182.

[3]) Sogar auf pflanzliche Mißbildungen erstreckt sich dieser Glaube. So sind die Alpruten, mit denen man in der Leipziger Gegend den Alp oder die Mure, Nachtmure, Morendrucker, Nachtmarie, (volksetymologische Umbildung aus Nachtmar) vertreibt junge Triebe von Eller (Erle) oder Esche, die infolge einer unnormalen Doppelbildung der Zweigknospe breitgewachsen sind. (Bernhard, Sagen aus der Leipziger Gegend, Jbch. d. Städt. Mus. f. Völkerk. zu Leipzig Bd. 3 S. 46).

Digitized by Google

erscheinen sie bald in ganz realistischer Gestalt, bald mehr oder weniger stilisiert als Spitzovale oder Rauten mit einem Punkte in der Mitte, der zweifellos die Pupillen darstellen soll. Auch diese Darstellungen reichen bis ins westeuropäische Paläolithikum zurück, wo sie sich unter anderem bei einer von mir an anderer Stelle ausführlich behandelten, gewissen spätmykenischen oder Dipylondarstellungen schlagend ähnelnden Zeichnung in der Grotte von Lorthet finden (Abb. 11). Allerdings wird das mit einem Punkt in der Mitte versehene Spitzoval auf dem tirynthischen Vasenfragment meist als Vulva aufgefaßt, da diese auch sonst häufig in dieser Form dargestellt und noch heute im Volke so gezeichnet wird. Doch spricht die Verdoppelung dieses

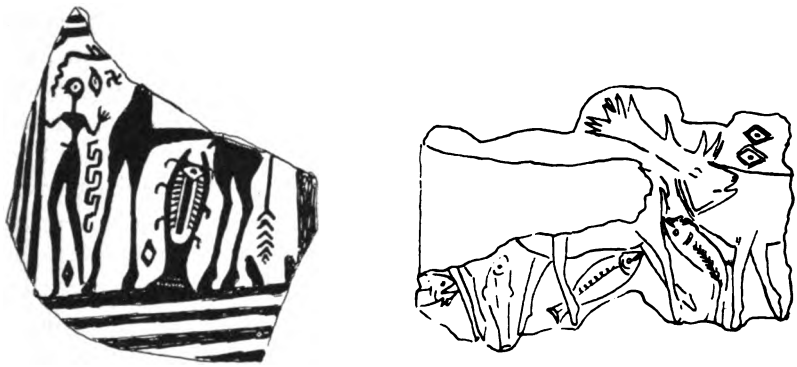


Abb. 11.
Darstellung von Säugetieren und Fischen in Verbindung mit Augenmotiven: a) Vasenscherben von Tiryns. b) Rentierstab von Lorthet.
Wilke, Indien Abb. 153.

Zeichens auf dem Rengeweihstück von Lorthet vielmehr für die Deutung als Auge, und so dürften wohl auch die tirynthischen Figuren in diesem Sinne aufzufassen sein.

Als weiterer apotropäischen Mittel hatten wir schon vorhin gewisser drastischer, noch heute üblicher Gesten gedacht[1]), die nach der Auffassnng der Alten teils durch das Komische, das ihnen anhaftet, teils durch das Verächtliche und Abstoßende wirken und damit den Blick auf sich lenken sollen, ursprünglich aber, d. h. vor der Entwickelung des bei dieser Auffassung schon vorausgesetzten Dämonenglauben, gleichfalls in rein emanistischen Vorstellungen wurzeln.

---

[1]) Außer den genannten Gesten begegnet man namentlich in Italien noch sehr häufig der sogenannten Feige, die darin besteht, daß man den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger der geschlossenen Hand durchsteckt und damit den Geschlechtsakt nachahmt. Der Name erklärt sich daraus, daß sowohl das griechische σῦκον, wie das italienische fica nicht nur die Feige, sondern auch, wie ein verwandtes deutsches Wort, den cunnus bedeutet. Belege für diesen Gestus aus vorgeschichtlicher Zeit fehlen.

Digitized by Google

In dieses Kapitel gehört auch der Phallus, der im Altertum eines der wichtigsten Mittel gegen die Faszination bildete und bei den Römern deshalb geradezu fascinium genannt wurde. Es würde hier zu weit führen, auf die zahllosen, in den mannigfachsten Variationen und Kombinationen auftretenden phallischen Darstellungen einzugehen, die uns aus dem Altertum erhalten geblieben sind, zumal es oft schwer zu entscheiden ist, inwieweit diese wirklich eine apotropäische Bedeutung oder einen Votivcharakter hatten oder endlich lediglich, wie die zahlreichen Darstellungen auf den Wänden der griechischen und römischen Bedürfnisanstalten, Freudenhäuser, an den Badekarren usw. auf Frivolität beruhen. Jedenfalls kann bei solchen Darstellungen, wo der Phallus in Verbindung mit anderen apotropäischen Zeichen, wie der geballten Faust, dem Auge, mit hörnerförmigen Gebilden, mit bestimmten Tieren usw. erscheint (Abb. 12), ein Zweifel über die Deutung nicht aufkommen und ebenso mögen manche ithyphallische Figuren (ἰθύφαλλος = erigierter Phallus), die uns in den verschiedensten Kulturperioden nicht selten begegnen, soweit sie nicht auf den Phalluskult im allgemeinen zu beziehen sind[1]), spezifisch apotropäischen Zwecken gedient haben. Als Amulette sind wohl auch die Mehrzahl der in neolithischen Siedlungen, bisweilen auch in Gräbern vorkommenden phallusähnlichen Naturgebilde aus Feuerstein und anderen Ge-

Abb. 12.
Goldenes Amulett aus Sizilien. Caylus, Recueil d'Antiquités égypt., etrusques, grecques et romaines; Paris 1752—67, Bd. VI, Taf. XXXVIII.

[1]) Doch glaube ich, daß man in dieser Hinsicht vielfach zu weit geht, und auf den Phalluskult Dinge bezieht, die kaum etwas damit zu tun haben. Nicht nur die großen und kleinen Einzelmenhirs und Alignements, die orientalischen Bätylien, die Steinsäulen auf Hügelgräbern (Wilke, Man.-Bibl. 10 S. 82 Abb. 103), die kleinen Steinpyramiden in den Gräbern von Los Millares in Spanien und Helendorf im Kaukasus (a. a. O. Abb. 104) und ähnliche Erscheinungen hat man als Phallen gedeutet, sondern nach der Auffassung der Orientalisten sollen selbst die vielgenannten altbabylonischen Grenzsteine (Kudurrus) und andere Dokumente, wie der Codex Hammurabi Phallen bedeuten, denen in der mythischen Symbolik der Weltberg entsprechen soll (vgl. Jeremias, Handbuch der altorientalischen Geisteskultur S. 23 f.).

Digitized by Google

steinsarten aufzufassen. In paläolithischer Zeit endlich finden sich echte ithyphallische Figuren unter den Menschendarstellungen der südfranzösischen und spanischen Höhlen nicht selten, und es ist daher wahrscheinlich, daß wir es auch hier mit gewissen Zauberwirkungen zu tun haben.

Wie der Phallus, so wurde auch die Vulva gern als Amulett dargestellt (Abb. 13), wenn auch derartige Darstellungen viel seltener erhalten sind, als jene. Bei den Römern führte sie auch den Namen scutum, und dementsprechend erscheint sie auch mehrfach in Form dünner Bronzeschilder, die mit Häkchen zur Befestigung an der Gewandung versehen sind (Abb. 14). Doch sind Abbildungen der Vulva zu apotropäischen Zwecken auch heute noch in manchen Gegenden üblich. So schützt man sich in Schottland damit gegen den bösen Blick, und in einer Anzahl alter Torkirchen findet sich am Torbogen eine Frau dargestellt, die ihre Vulva offen zeigt[1]). In Nordafrika pflegte man als Mittel gegen den bösen Blick über der Eingangstüre der Wohnung oder auch im Inneren an einem Brette die Geschlechtsteile einer Stute, einer Kuh oder einer Kamelstute anzunageln, und im alten Rom verscheuchten die Weiber Sturmwind und Hagel, indem sie ihnen die entblößte Scham entgegenhielten.

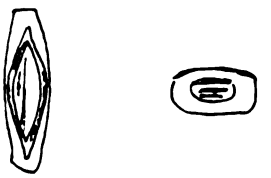


Abb. 13.
Amulette in Form der Vulva. Grivaud de la Vincelle, Recueil des mon. ant. découv. dans l'anc. Gaule. Paris 1817 Taf. III 5; X 10.

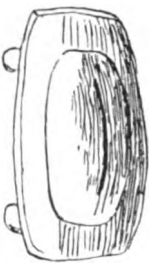


Abb. 14.
Weibliche Scham. Fiedler: Ant. erot. Bildwerke in Houbens röm. Antiq. Xanten 1839, Taf. V, 1.

Unter den verschiedenen Darstellungsformen erscheint im Altertum wie in der Gegenwart am häufigsten die in Gestalt einer Raute mit einem Punkt in der Mitte. Doch läßt sich, wie bereits oben gezeigt, nicht immer sicher entscheiden, ob wir es dabei nicht mit Darstellungen des Auges zu tun haben. Am ehesten scheint mir die Deutung noch bei manchen bemalten Geschieben von Mas d'Azil zuzutreffen.

Weit häufiger als wirkliche Abbildungen der Vulva begegnen uns vikariierende Symbole, unter denen gewisse Conchylien in erster Reihe stehen. Plautus nennt die Vulva dementsprechend geradezu concha und Sophron κογχη, wie ja auch in den modernen Sprachen ähnliche Bezeichnungen wiederkehren. Am häufigsten wird sie durch Ammoniten und Landschnecken oder durch Cypräen vertreten. In der ersten Form findet sie sich nicht selten in Verbindung mit anderen apotropäischen Tierfiguren und Zeichen

[1]) Seligmann II 204.

Digitized by Google

auf antiken Amulettafeln und Tonlampen dargestellt (Abb. 15), doch begegnet man Ammoniten, die mit Aufhängeloch versehen, also zum Tragen bestimmt waren, auch in den neolithischen Pfahlbauten der Schweiz (Abb. 16) und anderwärts. Die Cypräen, die bis vor kurzer Zeit auch bei uns in Deutschland als Schutzmittel noch sehr beliebt waren und besonders am Pferdegeschirr verwendet wurden, kommen, meist gleichfalls mit Aufhängeloch versehen, in allen geschichtlichen wie vorgeschichtlichen Perioden außerordentlich häufig vor und bilden auch schon in paläolithischer Zeit einen sehr häufigen Schmuck (Abb. 17). Ihre Bedeutung beruht offenbar in ihrer großen Ähnlichkeit mit einer Vulva, und die apotropäische Kraft die man dieser selbst beimaß, mußte naturgemäß auch ihrem Gegenstück zukommen.

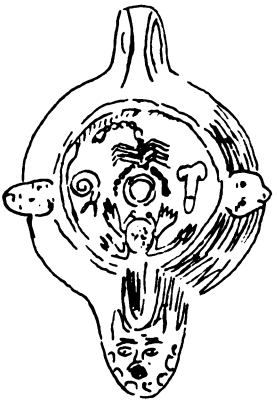
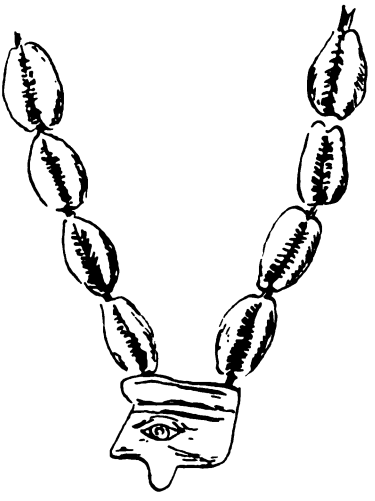


Abb. 15.
Tonlampe mit Phallus und Schnecke.

Abb. 16.
a) Durchbohrtes Ammonshorn a. e. Schweizer Pfahlbau; 2/3 n. Gr. Munro, Pl. 35, Fig. 23.
b) Durchbohrtes fossiles Ammonshorn; 1/2 n. Gr. Pfahlbau Saint-Blaise. Munro, S. 47, Fig. 4, 27.



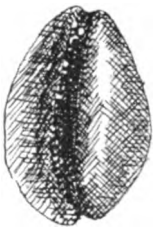


Abb. 17.
Amulettbalsband nach Caylus, Recueil d'Antiq. égypt., etrusques, grecques et rom. Paris 1752—67 V 15, 6.
Cypraea subannulus, durchbohrt. Grotte v. Mas d'Azil. H. Fischer: Coquilles d. l. gr. d. M. d'A. l'Anthr. 1896 S. 639 Fig. 17.

Ein drittes in dieses Kapitel fallende Abwehrmittel bildet das Entgegenhalten der entblößten Gesäßpartie, ein Gestus, der auch sonst eine große Zauberwirkung entfaltet. So bedienen sich die bretonischen

Digitized by Google

und neapolitanischen Fischer seiner zur Beschwichtigung des Sturmes auf offenem Meere. Die Huzulen verwenden ihn gegen Hagelwolken. In der Oberpfalz und in Lappland kann man mit ihm Sturm hervorrufen. In Finnland zwingt man damit dem fliegenden Drachen Geldstücke ab. In Rußland zaubert man so am Johannistage den Waldgeist herbei. Und in der nordischen Saga wird auf diese Weise das Schwert des Feindes stumpf gemacht[1]). Die Wirkung dieses Gestus erklärt sich wohl am einfachsten dadurch, daß, wie aus den übrigen Körperöffnungen, so auch aus dem Anus die Emanationen der Zauberkräfte besonders wirksam sind, wie ja auch der menschliche und tierische Kot noch heute nicht nur in Indien und den slawischen und romanischen Ländern, sondern auch in vielen abgelegeneren Gegenden Deutschlands in der Volksmedizin noch eine sehr wichtige Rolle spielt[2]). Die beschimpfende Bedeutung dieses Gestus, die auch in gewissen derben volkstümlichen Redensarten zum Ausdruck kommt, dürfte erst sekundär sein[3]).

Amulette mit diesem Gestus, die man übrigens in Neapel auch heute noch alle Tage sehen und in jedem einschlägigen Geschäft kaufen kann, sind uns aus dem Altertum mehrfach erhalten (Abb. 18). Besonders bemerkenswert aber in dieser Hinsicht ist eine Reliefdarstellung der Sammlung des Herzogs von Bedford, die uns die auch sonst auf Amulettafeln so oft dargestellte Bekämpfung des bösen Auges durch verschiedene Tiere und den Dreizack (s. u. S. 33), und darüber eine Person mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde vorführt (Abb. 19).

Aus neolithischer Zeit möchte ich in diesem Sinne mehrere Tonfiguren

---

[1]) Seligmann I, 174.

[2]) Hierzu gehört auch der bekannte grumus merdae der Verbrecher, der wohl nicht, wie S. S. Krauß, Anthropophyteia IV, 346 meint, als Kotopfer an die Dämonen aufzufassen ist, sondern lediglich eine apotropäische Bedeutung hat und vermöge der von ihm emanierten Kräfte die Aufdeckung der Spuren verhindern soll. Doch finden sich auch wirkliche Kotopfer, hauptsächlich von Hunden, Ziegen oder Kühen, vielfach bezeugt, und namentlich spielte dieses in Indien eine sehr wichtige Rolle, s. Wilke: Südwesteurop. Meg. Kult. u. ihre Bez. z. Or. S. 112 ff.

[3]) In meinem Heimatsorte pflegte eine unter dem Namen „die alte Saussimon" stadtbekannte schwachsinnige Frauensperson diese Gebärde auf offener Straße zu machen, wenn sie von weitem den von ihr gefürchteten Gerichtsamtmann kommen sah. Jedenfalls handelte es sich auch hier nur um eine rein apotropäische Handlung. Auch in der Leipziger Gegend sind Spuren dieser Vorstellungen noch erhalten. Hier lädt man eine Person, die beschreit zur „Kärmse" (Kirmeß) ein; d. h. man wiederholt möglichst rasch dreimal hintereinander die bekannten, auch in allen übrigen europäischen Sprachen viel angewendeten Worte Götz v. Berlichingens (Bese me el culo usw.), beim zweiten Male mit Inversion, wobei das Gelobte als Objekt genannt wird. Ein aus der genannten Formel gebildetes Substantiv braucht man kurzweg für Leute, die im Verdachte des Beschreiens stehen. „So sagte mir u. a. die alte ..... male aus O....., daß sie unter der Türschwelle einen Besen hätte vermauern lassen, damit kein ‚Leck...' Schaden stiften könne" (Bernhard, a. a. O. S. 43).

Digitized by Google

aus dem osteuropäischen Formenkreise auffassen, von denen ich in Abb. 20 ein Beispiel vorführe. Der weit vorgebeugte Oberkörper läßt in der Tat die durch die ausgeprägte Steatopygie an sich schon übermäßig betonte Gesäßpartie noch besonders stark hervortreten. Aus dem dem osteuropäischen Formenkreise in keramischer Beziehung und namentlich in der stilistischen Behandlung der Menschen- und Tierfiguren so nahestehenden nordpersischen Megalithgebiet[1]) gehört hierzu eine sehr eigentümliche Darstellung auf einem bemalten Gefäße aus einem Steingrabe von Tepe Aly Abad (Abb. 21). Neben

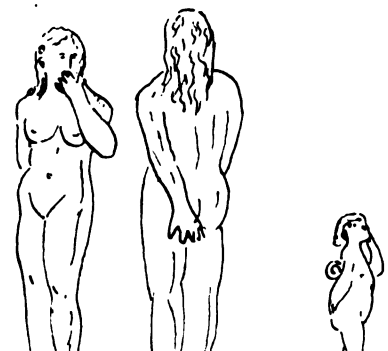


Abb. 18.
Bronzefigürchen. Gerhard, Etrusk. Spiegel, Bd. I. Taf. XII, XIII[2]).

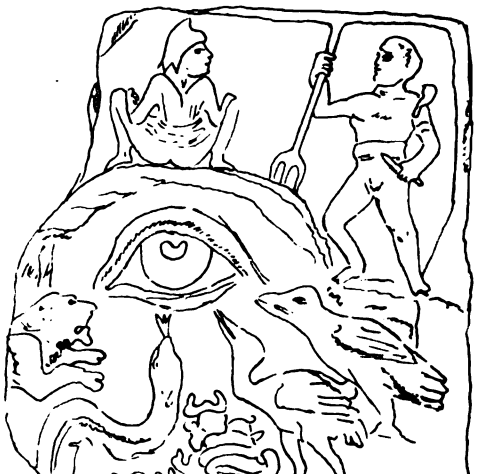


Abb. 19.
Relief aus d. Sammlung des Herzogs von Bedford; Marmor; 1' 6" hoch und 1' 5" breit.

einer Ziege und mehreren ährenförmigen Motiven und Augendarstellungen, die ihr getreues Gegenstück in Petreny und anderen südrussischen Stationen haben[3])

[1]) Wilke, Kulturbez. zw. Indien, Or. u. Eur. S. 45 ff.

[2]) Die Haltung dieser Figuren erinnert lebhaft an die von mir Kulturbez. zw. Indien uff. S. 55 wiedergegebenen und besprochenen Figuren, bei denen eine Hand nach dem Kopfe, die andere nach den Genitalien greift. Auch diese Figuren, die sich von der Hallstattzeit rückwärts bis in die Periode der ägyptischen Negadah-Gräber (Kgl. Mus. Berlin) zurückverfolgen lassen, und die auch in den indischen Cairns und Barrows eine sehr häufige Erscheinung bilden, dürften daher eine apotropäische Bedeutung haben. Durch die Handstellung der hier wiedergegebenen Figuren sollen, wie Seligmann II 272 meint, „die beiden Öffnungen markiert werden, aus denen ein Ton hervorgehen und die Stille unterbrechen kann". Der auf den Mund aufgelegte Finger findet sich übrigens auch noch öfter bei ägyptischen, kyprischen, kretischen, etruskischen und sonstigen Darstellungen.

[3]) Ebenda S. 49 Abb. 71 a u. b, u. 72 a u. b.

Digitized by Google

bemerken wir hier einen horizontal ausgestreckten Mann ohne Kopf, der wohl einen Getöteten darstellen soll, und darüber eine anscheinend gleichfalls kopflose Figur, die in ihrer Haltung einigermaßen an die Person auf der vorhin erwähnten Platte der Sammlung Bedford erinnert. Der von der

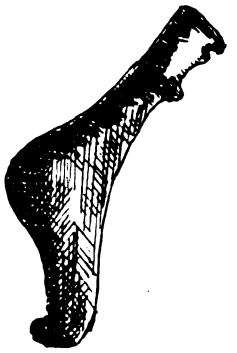


Abb. 20.
Tonfigur von Kodja-Dermen bei Schumen, Bulgarien. Pr. Z. IV, 107 Abb. 13 b.

Abb. 21.
Gefäß von Tepe Aly Abad. Wilke, Indien S. 192 Abb. 185 f.

unteren Körperhälfte ausgehende, bis auf die Genitalgegend des darunterliegenden Menschen herabreichende Fortsatz ist wohl als Phallus aufzufassen, doch wäre es nicht unmöglich, daß er auch noch eine andere Bedeutung hat[1]).

Endlich erscheinen ganz ähnliche Figuren, und zwar bald rein realistisch, bald mehr oder weniger stilisiert auch noch unter den spanischen Höhlenmalereien (Abb. 22). Ja, in der Haltung der Hände, die auf die Knie aufgestützt werden, ähneln die spanischen Figuren der Bedfordschen sogar noch mehr, als die persische. Allerdings könnte es sich bei ihnen wie auch bei der Darstellung von Tepe Aly Abad bloß um eine sitzende Figur handeln, doch spricht

Abb. 22.
Menschenfigur v. der Peña escrita bei Fuencaliente (Ciudad Real.) l'Anthrop. 1912 S. 22.

[1]) Jeremias (Handbuch der altorientalischen Geisteskultur S. 23) will allerdings in dieser Szene die Darstellung eines Zeugungsaktes erblicken, bei dem der Mann mit eregiertem Phallus unten liegt, die Frau über ihm hockt. „Nach der Lehre von On ist der unten liegende Keb mit der über ihn gebeugten Himmelsgöttin im Urwasser zur Zeugung vereint. Schu, der als pneumatisches Prinzip dem Mummu (*νοητὸς κόσμος*) der babylonischen Kosmogonie und dem Eros in der Kosmogonie Hesiods entspricht, trennt sie voneinander, indem er die Himmelsgöttin am Leibe emporhebt." Gleichfalls in kosmischem Sinne faßt Fr. Hommel die Szene auf, der in den daneben stehenden Kreisen mit Strahlenkranz die aufgehende Sonne erblickt und die Darstellung daher als „Geburt der Sonne" deutet. Eine ganz ähnliche Darstellung findet sich auf einem von Toscanne veröffentlichten Siegelabdrucke (Rev. d'Assyriol. VII, 61).

Digitized by Google

dagegen die starke Spreizung der Beine und noch mehr der Umstand, daß die Gesäßpartie einigermaßen oberhalb des Niveaus der Füße liegt. Bei der sehr guten Naturbeobachtung, die die sonstigen Menschenfiguren und namentlich die in den verschiedensten Stellungen gezeichneten Bogenschützen erkennen lassen, wäre eine solche Inkorrektheit immerhin sehr auffallend.

Außerordentlich groß ist ferner die Zahl der tierischen Zauber, die auch heute noch in der Volksheilkunde und namentlich der volkstümlichen Organotherapie eine ungemein wichtige Rolle spielen[1]). Wenn sie auch in den späteren Perioden mit animistischen und totemistischen Anschauungen eng verquickt sind, so wurzeln sie doch in letzter Linie gleichfalls in rein emanistischen Vorstellungen. Die Kraft oder Eigenschaft, die einem Tiere oder einem seiner Organe spezifisch ist, oder die man ihm zuschreiben zu müssen glaubt, strahlt eben von diesem aus und geht auf das bestrahlte Objekt über. Daher hängt man beispielsweise den zahnenden Kindern eine Maulwurfspfote um. Denn eine wesentliche Lebenseigenschaft des Maulwurfs ist das Wühlen im Erdreich. Durch das Tragen der Maulwurfspfote emaniert diese Eigenschaft auf das Kind und die keimenden Zähne, die nun unschwer wie der Maulwurf die Erde, so das Zahnfleisch durchbrechen können[2]). Und ähnliche Anschauungen liegen dem Genuß von Schlangenfleisch oder dem Tragen von Teilen einer Schlange (Haut, Kopf, Schwanz usw.)[3]), der inneren und äußerlichen Verwendung von Eidechsen[4]), dem Tragen von Vogelkrallen[5]), Fischwirbeln[5]), Raubtierzähnen und zahllosen anderen noch heute vielfach üblichen Bräuchen und Volksheilmitteln zugrunde (Abb. 23), die wir ja auf der ganzen Erde beobachten. Eine spezielle Bedeutung für die prähistorische Ethnologie gewinnt diese Frage erst dann, wenn sich nachweisen läßt, daß einzelne Völker oder Völkergruppen ganz spezifische Tierzauber besitzen und daß die gleichen Tiere, denen man in der Gegenwart und den verschiedenen geschichtlichen Perioden bestimmte Zauberwirkungen zuschreibt und zuschrieb, auch schon in prähistorischen Zeiten zu Amuletten verwendet wurden. Dies ist in der Tat der Fall. Nicht nur erscheinen in den bekannten, der III. Bronzeperiode angehörigen Zauberfunden von Maglehöi und Hvidegård[6])

Abb. 23. Luchskralle in Silber gefaßt als Anhängsel einer Fraisenkette a. Ober-Österreich. Städt. Mus. in Steyr.

[1]) Höfler: Die volksmed. Organother. u. ihr Verh. z. Kultopfer.

[2]) Stoll, Zur Kenntn. d. Zauberglaub. usw., J. Ber. d. Geogr. Ges. in Zürich 1908/09.

[3]) Plin. hist. nat. XXIX, 21: Viperae caput impositum vel alterius quam quae percusserit, sine fine prodest.

[4]) Theokrit. II 58; Pausanias VI 2. 2,

[5]) Höfler, a. a. O. S. 145 ff.

[6]) Dort fanden sich in einem Lederbeutel neben einigen anderen zauberkräftigen Gegenständen: Ein stark abgeriebener, längsgespaltener Pferdezahn, die gleichfalls stark

Digitized by Google

die gleichen Tierarten, die in der Volksmedizin und im Aberglauben der indoeuropäischen Völker eine so große Rolle spielen, sondern selbst bis in paläolithische Zeiten lassen sich bestimmte Vorstellungen lückenlos zurückverfolgen. Außer den in paläolithischen Höhlen wie neolithischen Gräbern und Siedelungen so häufig vorkommenden Zähnen von Pferden, Kaniden, Bären usw. (Abb. 24), die man gewöhnlich, aber sicherlich zu Unrecht, lediglich als Jagdtrophäen auffaßt[1]), gehören hierzu besonders die durchbohrten Wirbel des Hechtes, der wie ich an anderer Stelle ausführlich gezeigt habe[2]), gerade im indogermanischen Sagenkreise außerordentlich häufig erscheint und der noch heute unter den verschiedenen Fischarten in der europäischen Volksmedizin mit besonderer Vorliebe verwendet wird. Solche durchbohrte Hechtwirbel kennt man sowohl von Knossos und Phaistos auf Kreta, wo sie sogar in Stein und Gold nachgebildet wurden[3]), wie aus ägyptischen Gräbern der ältesten Dynastien, den oberitalienischen Terramaren, den Schweizer Pfahlbauten, von Coppa Nevigata, vom Pulo bei Molfetta, den frühneolithischen Siedelungen von El Garcel, Los Toyos und anderen Stationen Spaniens und selbst schon aus den altsteinzeitlichen Gräbern der Grotte de la Barma Grande[4]). Heute trägt man mit Vorliebe das sogenannte „Hechtenkreuz", das seine große Bedeutung, namentlich als Apotropaion gegen „Halsdrüsengift" (Kropf) und „Einschuß" (Hexenschuß)[5]), erst der mönchischen Anatomia culinaris verdankt, doch werden daneben auch „Hechtenzähne" gern verwendet[6]).

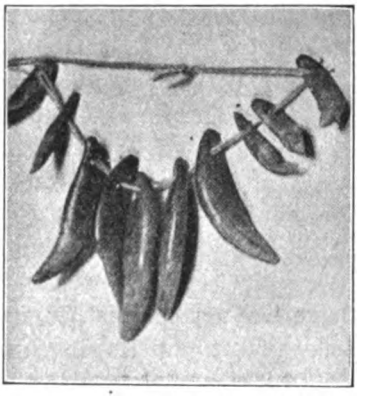


Abb. 24.
Durchbohrte Hunde- und Wolfszähne von Jakowica; nach Kossinna, Mannus II S. 79 Abb. 64.

abgeriebene Klaue eines Falken, der Schwanzteil einer Schlange, der Kiefer eines Eichhörnchens — das auch unter den Tierfiguren der bemalten Keramik des ukrainischen Formenkreises erscheint — die Luftröhre eines Vogels und eine ebenfalls stark abgenutzte Klaue eines Luchses; Montelius, Kulturgesch. Schwedens. S. 141 f.

[1]) So gilt in Westböhmen ein Wolfszahn um den Hals getragen als Mittel gegen den „Alp" (v. Hovorka u. Kronfeld. Vgl. Volksmed. II, 253). In Steiermark trägt man als Amulette Zähne von Hasen, Pferden oder Hirschen (ebenda II 846), in Sumatra und in anderen Ländern zum Schutz gegen böse Geister einen Bärenzahn (ebenda I, 22) usw.

[2]) Kulturbez. zw. Indien, Or. u. Europa S. 144 f.

[3]) Mosso, Sulle vertebre di pesci che servisono como ornamento o como amuletti; R. Acad. delle scienze di Torino, Mai 1907.

[4]) Déchelette, Manuel I, 297.

[5]) Höfler a. a. O. 149.

[6]) v. Hovorka u. Kronfeld II 832.

Digitized by Google

Wie den Tieren selbst oder Teilen von ihnen bestimmte Zauber- und Heilkräfte eigentümlich sind, so ist das natürlich auch bei den Nachbildungen dieser Tiere der Fall, eine Vorstellung, die gleichfalls schon für die paläolithische Zeit vielfach zu belegen ist. Ich kann hier natürlich nicht auf alle altsteinzeitlichen Tierdarstellungen eingehen, zumal es sich im Einzelfalle nicht immer sicher entscheiden läßt, ob wir es dabei mit einer bloßen Betätigung eines einfachen Kunsttriebes oder wirklichen Zauberfiguren zu tun haben. Vielmehr beschränke ich mich darauf, zwei besonders auffallende Tierdarstellungen herauszugreifen, wo über die Bedeutung als Amulette Zweifel nicht aufkommen können: den Buprestis und die Coccinella septempunctata.

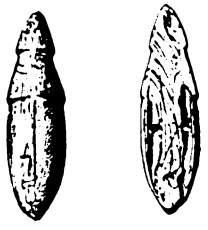


Abb. 25.
Buprestis (Prachtkäfer) Grotte du Trilobite. G. et A. de Mortillet, Musée préhist. pl. XXVII 238.

Vom Buprestis oder dem Prachtkäfer, der noch heute, namentlich in Südfrankreich, in natura als Amulett gegen alle möglichen Krankheiten um den Hals getragen wird, besitzen wir eine vorzügliche Darstellung aus der Grotte du Trilobite bei Arcy-sur-Cure (Dep. Yonne). Man unterscheidet deutlich den Kopf, den Thorax und den von den Flügeln bedeckten Leib. Die Beine sind an den Körper angelegt. Auf beiden Seiten befinden sich zwei kleine Löcher zum Anhängen des Stückes (Abb. 25).

Noch interessanter ist die Coccinella, das Marienkäferchen, dessen mythische Bedeutung schon aus seinen zahllosen volkstümlichen Namen: Sonnenkäfer, Herrgottsküchlein, Gottesschäflein, Sonnenkälbchen, Herchatspfadl (Herrgottspferdchen), Annekathrinele, Herrgottsmoggela, Herrgottsvöglein, Frauenküela, Hiärguatshauken (Herrgottshühnchen), Würmfraukäferl usw. entgegenklingt[1]). Als Amulett wird es heute besonders im Dep. de la Creuze getragen, doch spielt es auch sonst noch, namentlich bei den Tschechen, in der Volksmedizin eine Rolle[2]). Bei unseren germanischen Vorfahren war es der Frigga heilig (Friggahönna = Friggas Hühnchen) und es galt wie der Schwan, die Taube, der Storch usw. als ein Träger der Befruchtung. Aber auch den Indiern war das Tierchen heilig und in den Veden wird es geradezu als Indragopa (Schützling Indras) bezeichnet[3]). Eine gleichfalls außerordentlich realistische Nachbildung dieses Käfers (Abb. 26), die ebenfalls zum Umhängen bestimmt war, kennt man aus der Laugerie Basse (Dordogne).

Abb. 26.
Coccinella septempunctata (Marienkäferchen) Laugerie Basse. G. et A. de Mortillet, Mus. préh. pl. XXVII 239.

---

[1]) v. Hovorka u. Kronfeld I 289 f.
[2]) Matiengka, Originalbeiträge zur Volksmed. in Böhmen, Mähren u. Schlesien.
[3]) Masius, Die ges. Naturwissenschaft II, 351.

Digitized by Google

Neben den bisher behandelten Abwehrmitteln kennt unser Volksaberglaube aber auch noch zahlreiche andere Apotropaia und Zauber, die, wenigstens teilweise, gleichfalls schon für paläolithische Zeiten nachweisbar sind. Besonders merkwürdig unter ihnen und im wesentlichen anscheinend gleichfalls auf die indogermanischen Völkerstämme beschränkt, ist der Zwei- und Dreizack. So pflegt die bulgarische Bäuerin bei Behexung ihrer Milchkuh, nachdem sie um Mitternacht dreimal nackend ihr Haus umschritten hat, in das Gefäß mit der behexten Milch eine Heugabel zu stecken und in Serbien steckt man zur Vertreibung der bösen Geister in die Wiege des neugeborenen Kindes und das Bett der Wöchnerin eine Gabel. Bei den Zigeunern Siebenbürgens gießt man in eine kleine Menge Wassers, das man aus einem fließenden Gewässer dem Wasserlauf nach geschöpft hat, siebenmal siebenerlei Ingredienzien und rührt dann das Ganze, nachdem man es zum Sieden gebracht hat, mit einer Art dreizinkiger Gabel um, indem man dabei spricht: „Die falschen Augen, die dich ansehen, mögen verderben! Und die sieben Raben sollen sie verzehren. Die falschen Augen, die dich ansehen, mögen verderben. Eine große Menge Staub soll sie blind machen" usf. In der Romagna läßt man gegen den bösen Blick nachts in einem Kessel die Windeln des Säuglings, die Wickelbänder, seine Hemdchen, sein Kleidchen und seine Bettdecken kochen und rührt das Wasser dabei mit einer Heugabel um, und in Griechenland schützt man sich gegen den „Phtiarmós" (bösen Blick) durch das Tragen gabelförmiger Amulette aus Glas oder Elfenbein. Aber auch im deutschen Volksaberglauben spielt der Zwei- oder Dreizack noch eine wichtige Rolle. Auf einer Ofen- oder Mistgabel reiten die Hexen in der Walpurgisnacht auf den Brocken[1]). In der Leipziger Gegend stellt man bei Todesfällen in der ersten Nacht nach dem Tode auf den Tisch im Aufbahrungsraum ein Butterbrod mit Messer, doch darf keine Gabel dabei sein. Und im „Rezebtbuhch" einer als Besprecherin tätigen Arbeitersfrau in Grimma findet sich folgendes Rezept:

„Führ einen dicken Hals.

Zum 1⌣ Mond wird er drei Abende mit der rechten Hand mit Zeigefinger und Daumen rein kneiben und in Mond sehen ⅄ und sprechen

Was ich seh, das nehme zu
was ich kneibe, nehme ab.
im Namen G. d. V. u. d. S. u. d. h. G.
Dieses 3 Mahl 3 Abende.

Eine Mistgabel verkehrt hinter die Stalltür gesteckt schützt in Hessen das Vieh gegen Behexung. In Schlesien, Brandenburg, Ostfriesland, Oldenburg, Franken und anderen Gegenden läßt man das Vieh zum gleichen

[1]) Vgl. hierzu das prächtige Titelbild zu Websters „Untersuchung der vermeinten und sog. Hexereien" (1719).

Digitized by Google

Zwecke über zwei kreuzweise gelegte Mistgabeln hinwegschreiten[1]), und in Schlesien lehnt man in der Walpurgisnacht zur Fernhaltung der Hexen Düngergabeln und Eggen mit den Spitzen nach außen an die Tür. Als ein unfehlbares Heilmittel gegen Impotenz erweist sich nach Paracelsus ein aus einem gefundenen Hufeisen hergestellter, mit magischen Zeichen bedeckter Dreizack (Abb. 27), und ein Dreizack erscheint auch regelmäßig unter den magischen, das böse Auge bekämpfenden Figuren der antiken Amulettafeln (Abb. 28, 19).

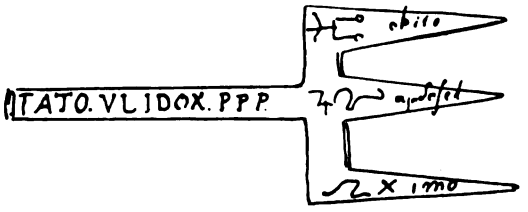


Abb. 27.
Mit magischen Zeichen bedeckter Dreizack.
Nach Paracelsus Bd. II S. 699.

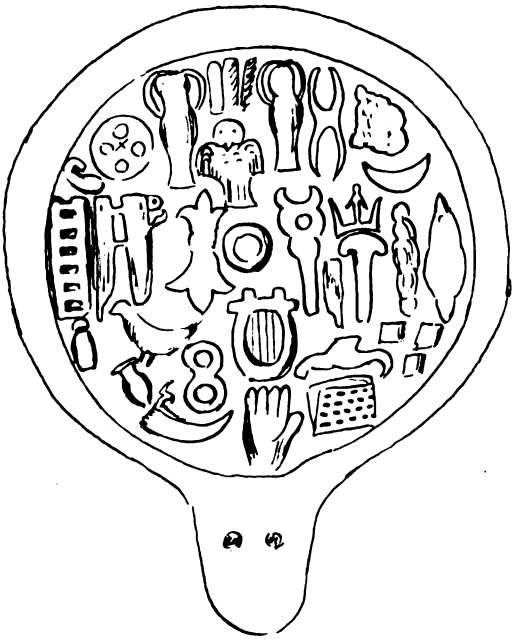


Abb. 28.
Terrakottaplatte von Neapel.
Bull. Archeol. Napolis. N. 120. 1857.

Im klassischen Altertum war der Dreizack ein Attribut des Meergottes Poseidon, außerdem aber auch noch, wie auch in Ägypten und im ägäischen Kulturkreise, ein Hoheits- und Feldzeichen (Abb. 29). Ebenso erscheint der Dreizack als Waffe eines Gottes auf altbabylonischen Reliefs und Zylindern, und auf einem in Berlin befindlichen Zylinder findet sich ein Zweizack auf dem Rücken eines Tieres, eine Verbindung, die auch auf den bekannten Kudurrus öfter wiederkehrt[2]).

Einen Dreizack treffen wir ferner unter den piktographischen Zeichen der Pyrenäenhalbinsel, des ägäischen Kulturkreises, des osteuropäischen Formenkreises und namentlich in der Spiralmäandergruppe (Abb. 30), und auch

[1]) Seligmann I 276.

[2]) So auf dem Kudurru des Nazimaruttaš. (Mém. de la Déleg. en Perse I pl. XIV u. XV.)

Digitized by Google

manche paläolithiſche Marken, wie ſie ſich vor allem auf den bemalten Geſchieben von Mas d'Azil (Abb. 31) und in Verbindung mit Tier- und

Abb. 29.
Altägyptiſches Fußvolk.

Menſchenfiguren in den altſteinzeitlichen Höhlen Spaniens finden (Abb. 32), weiſen die gleiche Geſtalt auf.

Nach dieſen archäologiſchen Tatſachen dürfte wohl ein genetiſcher Zuſammenhang dieſer in den verſchiedenſten Perioden auftretenden Zeichen kaum zu beſtreiten ſein, und die gleiche apotropäiſche Bedeutung, die man dem Zwei- und Dreizack im Altertum beimaß und noch heute beimißt, müſſen die Zeichen daher ſchon in der Urzeit gehabt haben.

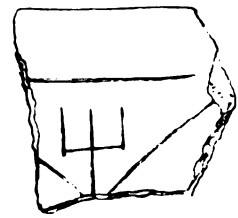


Abb. 30.
Gefäßſcherben mit Dreizackornament a. d. Siedl. m. Spir.-Mäanderkeramik von Schleben & Mutzſchen. Eigene Sammlung.

Abb. 31.
Zwei- und dreizackförmige Zeichen auf bemalten Kieſeln von Mas d'Azil. L'Anthrop. 1896 S. 416ff.

Die Entſtehung dieſer Bedeutung kann man ſich verſchieden vorſtellen. Vielleicht bildete der Zwei- oder Dreizack ſchon damals ein Hoheitszeichen, das Attribut eines Häuptlings und als ſolches zugleich ein religiöſes Symbol. Zweizinkige,

Abb. 32.
Figuren aus Höhlen von Andaluſien und Murcia. l'Anthrop. 1912 S. 25. Fig. 24.

Digitized by Google

bisweilen schön verzierte gabelartige Waffen sind aus bronzezeitlichen Gräbern Transkaukasiens wiederholt bekannt geworden, und in den kupferzeitlichen Pfahlbauten der Alpenländer sind mehrfach zweizinkige Kupfer- oder Knochengeräte zum Vorschein gekommen, die man gewöhnlich als Dolche bezeichnet, die aber ebensogut als Speerspitzen gedient haben können. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß ähnliche Geräte schon im Paläolithikum existierten, wenn sie bisher auch noch nicht direkt nachgewiesen worden sind.

Aber auch ohne diese spezielle Bedeutung als Hoheitszeichen konnte das Zeichen des Zwei- oder Dreizacks schon als solches aus rein emanistischen Anschauungen heraus eine apotropäische Wirkung erhalten. Denn wie der einfache Feuerstein- oder Knochendolch und ähnliche Gegenstände, so hat auch der Zwei- und Dreizack die Eigenschaft, mit seinen Spitzen zu verwunden. Diese ihm innewohnende Eigenschaft konnte natürlich auch durch bloße Emanation zur Wirkung gelangen, ohne daß das Gerät selbst mit dem angegriffenen Gegenstande in Berührung kam, und ebenso mußten die gleiche Wirkung bloße Nachbildungen davon entfalten.

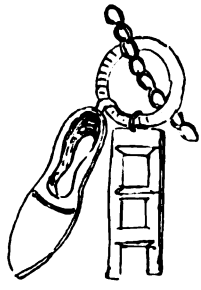
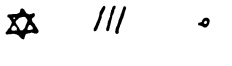


Abb. 33.
Anhängsel eines goldenen Halsbandes aus Siebenbürgen. J. Arneth, Gold- und Silbermonumente. Wien 1850.

Das Merkwürdigste unter den verschiedenartigen Zaubermitteln bildet jedoch die Leiter. So kann man in Celebes die Geburt erschweren, wenn man auf der Leiter des Hauses, in dem sich die Gebärende befindet, stehen bleibt, und in vielen Gegenden Deutschlands werden erkrankte Körperteile oder kleine Kinder oder Tiere durch die Sprossen einer Leiter hindurch gezogen. Allerdings tritt in beiden hier angeführten Beispielen zur magischen Wirkung der Leiter noch ein zweites Moment hinzu. Im ersten ein Analogiezauber: Wie die Bewegung auf der Leiter unterbrochen wird, so wird auch die Geburt unterbrochen. Im zweiten Falle das Abstreifen der Krankheit durch das Durchziehen durch eine Öffnung, wozu auch jedes andere Loch, ein gabelförmiger Ast, ein Baumloch usw. dienen kann. Indessen findet sich die Leiter bisweilen auch in Form von Amuletten, bei denen also von einer solchen begleitenden Wirkung nicht mehr die Rede sein kann (Abb. 33).

Noch klarer tritt uns die magische Bedeutung der Leiter bei einer Gruppe von Figuren entgegen, die häufig auf algerischen Talismanen erwähnt werden.



Es heißt dort:

„Aufs Siegel Salomonis folgen
Drei Speere, gleich geraden Stäben,
Ein offnes abgekürztes Mim,

Digitized by Google

Die Leiter, Wünsche zu gewähren,
Vier Finger, wohl zu tun gerad,
Die aber einer Hand entbehren" usw.[1]).

Hier wird also die magische Bedeutung der Leiter ganz direkt ausgesprochen, und zwar wird sie nach dem Kommentar dazu auf dreierlei Weise geschrieben, nämlich entweder wie hier mit drei, oder mit vier Schrägstrichen oder gerade und dann immer mit drei Querstrichen, d. h. genau in denselben Varianten, wie wir sie schon unter den iberischen, ägäischen, ägyptischen und nordbalkanischen piktographischen Zeichen antreffen.

Sehr häufig erscheint die Leiter ferner auf römischen und griechischen Amulettafeln, hier in Verbindung mit den Tieren und sonstigen Zeichen, die das böse Auge bekämpfen (Abb. 34 und 28).

Abb. 34.
Terrakottaplatte. Verhdlg. d. Ges. d. Wiss. z. Leipzig. Phil. hist. Kl. Bd. VII, 1855, Taf. V 3.

Wir begegnen ihr dann weiter in etruskischen Grabcisten (Abb. 34a) und ebenso in ägyptischen Gräbern des mittleren und alten Reichs, und zwar hat man sie hier als Himmelsleiter aufgefaßt[2]). Allein wohl nicht ganz mit Recht, da bei den zahlreichen sonstigen Analogien, die gerade auf mythischem Gebiete zwischen Ägypten und dem steinzeitlichen Europa nachweisbar sind, den ägyptischen Darstellungen ursprünglich gewiß die gleichen Vorstellungen zugrunde liegen werden, wie wir sie bei den alteuropäischen vorauszusetzen haben. Natürlich soll damit nicht behauptet werden, daß sich diese primäre Bedeutung nicht später unter vorderasiatischen Einflüssen geändert haben könne[3]).

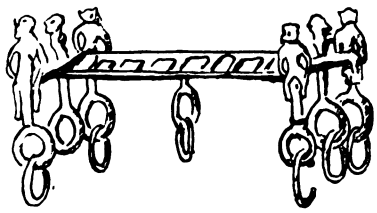


Abb. 34a.
Bronzegerät aus dem Circolo di Bes von Detulonia; 1/3 n. Gr. Hörnes, Mez. d. K. Taf. IX, 17.

[1]) Seligmann II, 296.

[2]) Erman, Die ägypt. Religion S. 112. An Stelle der Leiter finden sich auch Amulette in Form einer kleinen Treppe.

[3]) Ich denke hier an die mit dem Planetenkult zusammenhängenden Stufentürme der alten Babylonier, deren einzelne Stufen zu den verschiedenen Sphären oder Himmeln führen. So der vierstufige Turm des Merodachbaladonsteines, der siebenstufige Turm

Digitized by Google

Als Ornament erscheint das Leitermotiv ferner auf bronzezeitlichen Gefäßen Mitteleuropas und noch häufiger in der Keramik der jüngeren Steinzeit, hier bisweilen, worauf mich Herr Lehrer Moschkau aufmerksam macht, in der Sieben- oder Neunzahl, oder auch in Verbindung mit eigentümlichen Tier- und Menschenfiguren, wie wir es beispielsweise bei manchen Darstellungen von Cypern, Petreny und anderen Fundorten und dann wieder in überraschender Übereinstimmung in Nordpersien sehen (Abb. 35).

Am allermerkwürdigsten aber sind die leiterförmigen Motive in den paläolithischen Grotten des Pyrenäengebietes, wo sie bald isoliert, bald

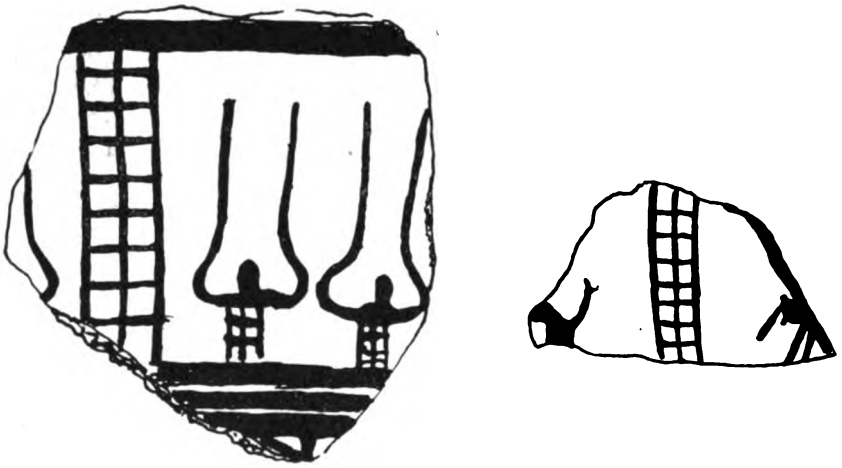


Abb. 35.

a) Gefäßscherben mit Figuren und Leiterornament von Tepe Moussian; Mém. Dél. P. VIII S. 132 Fig. 257.

b) Gefäßscherben mit Figuren und Leiterornament von Petreny.

Wilke, Indien Abb. 75.

in Verbindung mit verschiedenen Tierfiguren (Abb. 36 u. 37), bisweilen auch, wie gleichfalls auf den bemalten Gefäßen Süd-Rußlands und Persiens in Wellenform erscheinen (Abb. 38).

Ich halte es für zweifellos, daß wir es auch hier mit einem fortdauernden Zusammenhang zu tun haben, daß also jenen merkwürdigen paläolithischen Figuren dieselbe apotropäische Bedeutung zukommt wie den Leiteramuletten der römisch-griechischen Zeit, des Mittelalters und der Gegenwart.

Wie man freilich auf dieses höchst eigentümliche Zaubermotiv verfallen

---

von Borsippa, der siebenstufige Turm von Babel usf. Neun Stufen, die wohl auch neun Himmeln entsprechen, hat der bekannte chinesische Porzellanturm und neun Himmel glaubt man auch in der Edda nachweisen zu können, was allerdings Golther, Germ. Myth. 519 f. verneint. Endlich haben wir hier auch noch der von Celsus (Origines 6, 22) erwähnten achtsprossigen oder siebentorigen Leiter (κλίμαξ ἑπτάπυλος) zu gedenken, auf der im Mithrasmysterium die Reise der Seele zum Himmel dargestellt ist.

Digitized by Google

ſein mag, iſt ſchwer zu ſagen. Einigermaßen erinnern die paläolithiſchen und neolithiſchen Zeichen und namentlich auch die alphabetartigen Marken an manche frühbronzezeitliche, vielleicht auch noch jungſteinzeitliche[1]) Figuren in den nordiſchen Felſenzeichnungen. Andererſeits aber zeigen auch manche Muſikinſtrumente, wie wir ſie beiſpielsweiſe auf einem prächtigen altbabyloniſchen Elfenbeinbecher dargeſtellt ſehen (Abb. 39), eine leiterähnliche Geſtalt[2]). Da die Muſik zu allen Zeiten und bei allen Völkern eines der wichtigſten apotropäiſchen Mittel gebildet hat und noch bildet[3]), ſo wäre es nicht unmöglich, daß die leiterartigen talismaniſchen Motive des Paläolithikums in uralten Saiteninſtrumenten ihre Vorbilder haben. Saiteninſtrumente ſind, wie ich Kulturbez. zw. Indien uſſ. S. 233 f. dargetan habe, mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchon für das Paläolithikum anzunehmen, da ſie jedenfalls die Vorausſetzung für die Erfindung des Pfeilbogens bilden, dieſer aber nach den ſehr realiſtiſchen Darſtellungen in der Cueva de la Vieja und anderen Höhlen (l'Anthrop. 1912 Pl. I) damals ſicher ſchon, ja ſogar bereits in verſchiedenen Arten, exiſtierte. Auch könnte das Gerät, daß eine der „Damen" der Cueva de la Vieja neben einem Bogen und einem Idol (?) in der rechten Hand vor ſich hält (a. a. O. S. 556 Fig. 12) recht wohl ein ſolches Muſikinſtrument

Abb. 36. Leiterförm. Motive auf einem Gerät von Rengeweih von Lorthes, Hautes Pyr. Piette, Anthrop. 1896, pag. 417, Fig. 78.

Abb. 37. Zeichnung auf Rengeweih v. Mas d'Azil. Breuil, Bull. archéol. 1902. p. 3. pl. III.

[1]) Coll. Fra Helleristningeres Omraade (Aarsberetning af Foreningen til Norske Fortids Mindes Maerkers Bevaring 1901 S. 33 ff. u. 1905 S. 1 ff.).

[2]) Altorientaliſche Kultur im Bilde. Abb. 159 c.

[3]) Hierzu gehören die von Plautus erwähnten Crepundia, die Klapperbleche der nordalpinen und italiſchen Eiſenzeit, die vogel-, kiſſen- oder kugelförm. Tonklappern des Lauſitzer Formenkreiſes — die zwar gewöhnlich als Kinderſpielzeug aufgefaßt werden, aber noch nie in wirklichen Kindergräbern gefunden worden ſind —, die Kettchen aus durchbohrten Steinchen der neolith. Brandgräber der Wetterau uſw. Vgl. hierzu Wilke: A. d. Reiche der vorgeſch. Med. S. 9.

Digitized by Google

bedeuten. Später mag dann die Erinnerung an die ursprüngliche Herkunft dieser Bilder verloren gegangen sein, und als man dann erst die Leiter erfunden hatte — was sicher schon in neolithischer vielleicht auch schon paläo-

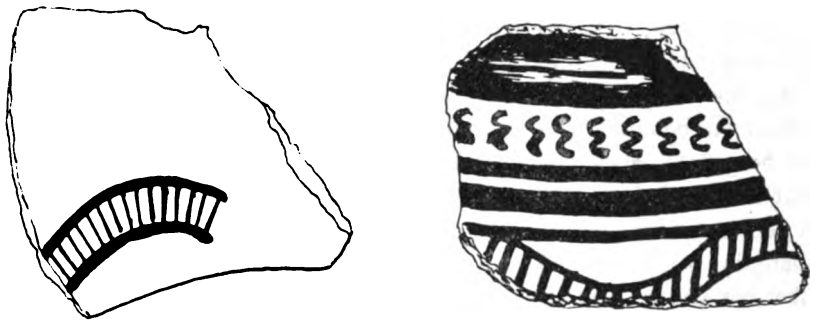


Abb. 38
a) Gefäßfragment von Petreny: v. Stern Taf. IV, 9. b) Tepe Moussian, Mém. Dél. P. VIII S. 97 Fig. 195
Wilke, Indien Abb. 74.

lithischer Zeit der Fall war — da lag es nahe, in jenen uralten aus der Urzeit übernommenen apotropäischen Zeichen Darstellungen von Leitern zu erblicken, die demzufolge nun ebenfalls zu Trägern jener magischen Kräfte wurden[1]). Es würde also hier ein ähnlicher Vorgang vorliegen, wie wir ihn bereits vorhin beim Cunnus kennen gelernt haben, an dessen Stelle die ihm der äußeren Form nach gleichende Cypräa tritt.

Abb. 39.
Bruchstück eines altbabylonischen Elfenbeinbechers; Brit. Museum.

Nur ganz kurz sei endlich noch auf die apotropäische Bedeutung der Farben und die Zauberwirkung der Schrift hingewiesen. Allgemein bekannt ist ja die Sitte, kleinen Kindern oder Schoßhündchen ein rotes Beschreibändchen umzulegen, und selbst ihre Zimmerpalmen sucht die Hausfrau damit zu schützen. In ähnlicher Weise schützten auch die Griechen und Römer ihre Kinder gegen Faszination und bei den Cabirien, die auf Lemnos, in Theben, in Phrygien

[1]) Eine dunkle Erinnerung an diesen Ursprung liegt vielleicht vor, wenn Celsus in seiner oben erwähnten Mitteilung über die metallische Planetenleiter der Mithras-Mysterien sagt: es seien bei der Anordnung auch musikalische Gesichtspunkte (μουσικοὶ λόγοι) maßgebend gewesen.

Digitized by Google

und namentlich auf Imbros und in Samothrake gefeiert wurden, empfingen die Eingeweihten ein purpurrotes Band, das sie immer als Schutz gegen allerhand Gefahren tragen mußten. Auch in Indien, wo man noch heute rot bemalte Feldsteine als Apotropäen der Kinder auf den Feldern aufstellt[1]) und die bengalische Frau einen Monat vor ihrer Niederkunft ein rot eingefaßtes Kleid anlegt, sind ähnliche Bräuche durch Philostratus und die Veden schon für frühe Zeiten belegbar. Einen Schutzzweck hat auch die Bemalung des Körpers mit roter Farbe, die wir ja aus den in steinzeitlichen Siedlungen und Gräbern so häufig vorkommenden Ockerstücken auch für das Neolithikum und selbst schon Paläolithikum erschließen dürfen[2]). Endlich dürften wohl auch die rotbemalten Geschiebe von Mas d'Azil (Abb. 40 u. 31) und anderen Grotten Frankreichs, wenigstens teilweise, eine talismanische Bedeutung gehabt haben.

Abb. 40.
Rot bemalter Kiesel von Mas d'Azil.

Den Ausgangspunkt dieser Wirkung hat man in Beziehungen des Rot zum Blitz und der Sonne gesucht. Doch glaube ich, daß als solcher viel mehr das Blut in Betracht kommt, das ja überall im Zauberrituale eine ganz außerordentliche Rolle spielt und das in der Zeit des Animismus neben dem Herzen, der Leber und den Lungen das wichtigste Seelensitzorgan bildet.

Gleich verbreitet wie der Glaube an die Wirkung bestimmter Farben ist der an die Kraft des Geschriebenen[3]). Auf meiner Reise durch die abgelegenen Gebiete Nordpersiens verlangten die Leute überall von mir einen beschriebenen Zettel und erkundigten sich dann sehr genau, auf welchem Körperteil sie ihn zu tragen hätten, und auch bei uns kann man vielfach — und zwar nicht nur in den unteren Volksklassen — Zettel zu sehen bekommen, die oft mit ganz unsinnigen Inschriften beschrieben sind[4]). Auch aus dem Altertum

[1]) Tylor, Anfänge d. Kult. II, 161.

[2]) In der Aurignacienschicht der Grotte des Cottés bei St. Pierre-de-Maillé (Dep. Vienne) fand sich der Ockerpoudre sogar noch in besonderen verzierten Tuben, die aus Rengeweih hergestellt waren (Breuil, Rev. mens. de l'Ecole d'Anthr. de Paris 1906, p. 51, Fig. 2), und einen kleinen Steinbruch, der zur Gewinnung von Ocker diente, kennt man von Eyzerac, Dordogne (Legrain, Exploit. d'ocres de la fin de la pér. néol.; Bull. de la Soc. hist. Périgord t XVIII, 188 ff.).

[3]) Goethe, Westöstl. Divan, Segenspfänder:

Amulette sind dergleichen
Auf Papier geschriebne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge,
Wie auf edlen Steines Enge,
Und vergönnt ist frommen Seelen,
Läng're Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um als Skapuliere.

[4]) C. Seyfarth: Aberglaube u. Zauberei i. d. Volksmed. Westsachsens S. 67 ff.

Digitized by Google

besitzen wir zahlreiche mit Inschriften versehene Amulette, die gegen Faszination bestimmt waren. So trägt ein antiker Sardonyx die Inschrift

ΟΥΦΙΑΩCΕ
ΜΗΠΑΑΝΩ
ΒΑΕΠΩΑΕ
ΚΑΙΓΕΑΩ

(ich liebe dich nicht, ich täusche mich nicht, ich sehe dich an und ich lache) und auf einem andern lesen wir:

ΟΥΦΙΑ
ΜΗΠΑΑΝΩ
ΝΟΩΑΕΚΑΙΓΕΑΩ
ΕΥΤΥΧΩC
ΟΦΟΡΩΝΖΗCΑΙC
ΠΟΛΛΟΙCΧΡΟΝΟΙC

(*Οὐ φιλῶ σε, μὴ πλάνω, νοῶ δὲ καὶ γελῶ. Εὐτυχῶς ὁ φορῶν ζησῇς πολλοῖς χρόνοις* = Ich liebe dich nicht, ich täusche mich nicht, ich sehe dich an und lache. Mögest du, Träger (dieses Amulettes) viele Jahre glücklich leben[1]).

In noch viel ältere Zeiten aber führen uns die Knochen- und Steinamulette aus den frühneolithischen Dolmen Nordportugals, wo sie bald nur mit einzelnen buchstabenähnlichen Zeichen, bald mit wirklichen mehrzeiligen Inschriften bedeckt sind (Abb. 41) und daneben bisweilen auch noch eine Tierfigur eingeritzelt haben. Diesen Zeichen aufs engste verwandt sind auch die buchstabenähnlichen Marken auf den Geschieben von Mas d'Azil (Abb. 40 u. 31) und mehreren Rentierstäben des Pyrenäengebietes[2]) (Abb. 42), und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir schon in diesen — soweit es sich nicht um bloße Eigentumszeichen handelt — schutzkräftige Zaubermarken erblicken.

Zum Schluß noch ein paar Worte über ein Ornament, das zwar nicht gerade eine apotropäische Bedeutung hat, dem man aber doch einen religiösen Charakter hat beilegen wollen, nämlich das Schachbrettmuster. Den Ausgangspunkt dieses Motivs suchen manche Forscher, vor allem Montelius[3]), im Orient, und den gleichen Ursprung nimmt auch Macchioro an[4]), der dieses Muster unlängst im Mannus sehr eingehend behandelt und insbesondere seine religiöse Bedeutung darzutun versucht hat.

Ich will mich hier über den letzten Punkt nicht aussprechen, ebensowenig wie über die Entstehungsweise dieses Motivs, hinsichtlich derer ich dem Verfasser der genannten Arbeit keineswegs beipflichten kann. Nur so viel möchte

[1]) Nach Seligmann II 298.

[2]) Wilke: Südwesteur. Meg.-Kult. usw. S. 55—66.

[3]) Montelius, Der Handel der Vorzeit; Pr. Z. III, 272.

[4]) Vittorio Macchioro, Das Schachbrettmuster in der mittelländischen Kunst; Mannus IV, 351 ff.

Digitized by Google

ich bemerken, daß das echte Schachbrettmuster, und zwar in Verbindung mit mythischen Tiermotiven, in Mitteleuropa bereits in der Ancylusperiode erscheint (Abb. 43), also viel früher, als selbst die allerältesten ägyptischen und ägäischen Muster, und daß daher von einer Herleitung des mitteleuropäischen Schachbrettornamentes aus dem Oriente keine Rede sein kann.

Abb. 41.
Aus Wilke: Spiral-Mäander-Keramik und bemalte Keramik.

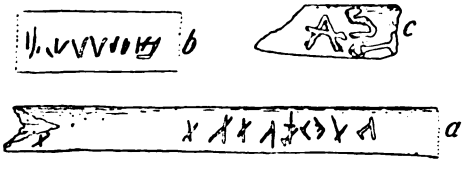


Abb. 42.
Aus Wilke: Südwesteuropäische Meg.-Kult.

Wir haben im Vorstehenden eine ganze Reihe sehr merkwürdiger Erscheinungen kennen gelernt, die sich fast lückenlos vom westeuropäischen Paläolithikum durch die weiteren vorgeschichtlichen und geschichtlichen Perioden hin-

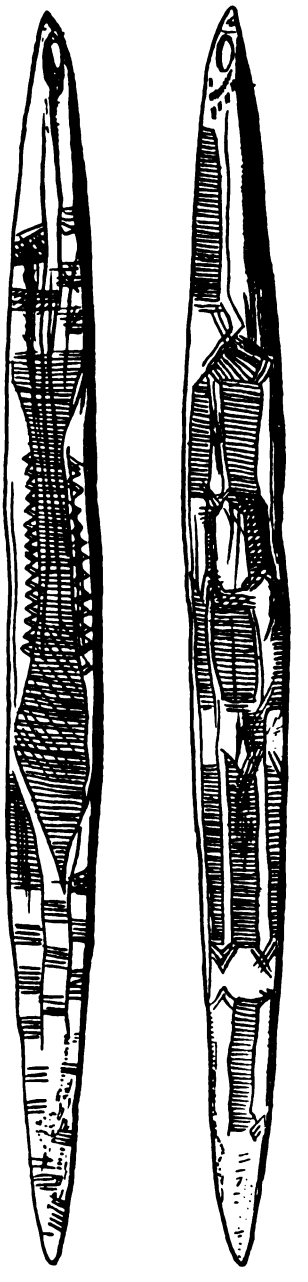


Abb. 43.
Knochengerät von Travenort, Holstein; $^2/_3$.
Kossinna, Mannus I Taf. VI, 3.

Digitized by Google

durch bis zur Gegenwart verfolgen lassen, und wir sind daher berechtigt, die gleiche apotropäische Bedeutung, die diese Zeichen heute besitzen und nachweisbar auch im Altertum besaßen, auch schon für das Paläolithikum vorauszusetzen.

Aber nicht nur der Deutung jener paläolithischen Zeichen allein sollten meine Ausführungen gewidmet sein, sondern wir können daran noch weitere Schlüsse knüpfen. Die meisten und gerade eigentümlichsten der hier behandelten Apotropaia erscheinen nämlich, wie wir gesehen hatten, auf die indogermanischen Völker beschränkt. Sie sind also spezifisch indogermanisch und daher berufen, als neue Bausteine für die Lösung des Indogermanenproblems zu dienen. Denn waren sie ein spezifisch indogermanischer Kulturbesitz und können wir sie lückenlos von der Gegenwart bis zum westeuropäischen Paläolithikum zurückverfolgen, so kann der Ausgangspunkt dieser Vorstellungen nur im europäischen Westen gesucht werden. Und wenn die spezifisch indogermanischen Vorstellungen im Westen Europas ihren Ursprung hatten, so muß das Gleiche auch für die Träger dieser spezifischen Vorstellungen gelten: die Indogermanen.

Digitized by Google

Die steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein.

Von A. Günther, Coblenz—L.

Ich beabsichtige durchaus nicht in meinen Ausführungen eine eingehendere Schilderung der bisher gemachten Funde der steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein zu geben. Diese sind bis auf einige erst in jüngster Zeit aufgedeckten Funde des Neolithikums in ausreichender Weise in den letzten Jahrzehnten und in den verschiedensten Zeitschriften: Bonner Jahrbücher, Nassauer Annalen, Westdeutsche Zeitschrift, Mannus, Prähistorische Zeitschrift u. a. eingehend veröffentlicht worden, so daß sie wohl im allgemeinen bekannt sein dürften. Bei der Tagung unserer Gesellschaft inmitten des Rheinlandes möchte ich nur einen kurzen Überblick über die bisherigen Ergebnisse und den Stand der Forschung in bezug auf die steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein geben und daran einige Betrachtungen anknüpfen. Wenn ich es vermieden habe, das Thema meines Vortrages auch auf den Niederrhein auszudehnen, so geschieht es aus dem Grunde, weil der Neandertaler Fund zur Genüge bekannt ist und — abgesehen von vielleicht einigen kleineren Gelegenheitsfunden geringerer Bedeutung — die hochwichtigen Entdeckungen und Feststellungen unseres verehrten Gesellschaftsmitgliedes, des verdienten Vorstandes und wohl auch eigentlichen Begründers des hiesigen prähistorischen Museums, Herrn Rektor Rademacher, Ihnen in dem von ihm geleiteten Museum vor Augen geführt und ihre bedeutendste Fundstätte an Ort und Stelle erläutert werden wird.

Abgesehen von dem noch etwa in das Gebiet des Mittelrheines einzubeziehenden, ebenfalls durch ein Mitglied unserer Gesellschaft, Herrn Geheimrat Bracht, entdeckten Acheuléen der Buchenlochhöhle bei Gerolstein und im Gegensatz zu den altpaläolithischen Funden am Oberrhein (Achenheim mit Acheuléen und Moustérien) und denen des Niederrheines (Neandertal und Kartsteinhöhle mit gleichen Einschlüssen) hat das Mittelrheingebiet uns bisher nur Funde des jüngeren Paläolithikums geliefert.

Zeitlich am ältesten und schon am längsten bekannt, wenn auch erst durch die Forschungen von Behlen (1905) und R. R. Schmidt (1908)

Digitized by Google

gesichert festgestellt, sind die Funde aus der Wildscheuer-Höhle bei Steeden, oberhalb Limburg a. d. Lahn, die schon seit 1820 durchwühlt, 1874 von Cohausen gründlicher, aber leider mit unzulänglichen Ergebnissen untersucht und ausgeräumt wurde. Glücklicherweise blieb bei dieser letzten Arbeit ein etwa 25 qm großer Erdblock stehen, an dem die genannten Forscher ihre Nachprüfungen vornehmen konnten. Nach den Feststellungen Schmidts fanden sich in der etwa ½ m unter der Oberfläche beginnenden, etwa 70 cm hohen Oberschicht die Knochen- und Steinwerkzeuge eines frühen Magdalénien mit einer nordischen Kleinfauna (Steppenpfeifhase, Lemming, Schneehuhn) und dem Ren. In der folgenden 60—70 cm hohen Schicht ein Spät-Aurignacien mit Pferd, Hirsch und Mammut, und in der unteren 60—80 cm hohen Schicht ein Hoch-Aurignacien. Höhlen sind im allgemeinen selten im Gebiet des Mittelrheines und meist nur in den Kalksteingebieten an der Lahn, im Soonwald über der Nahe und an der oberen Mosel vorkommend. Haben die Buchenlochhöhle und die Wildscheuerhöhle uns die Kunde von dem Aufenthalt des Menschen während der Diluvialzeit erbracht, so fehlen uns solche Aufschlüsse in den Kalksteinhöhlen des Soonwaldes bei Stromberg. Hier finden sich wohl die Reste der verschiedenen Diluvialtiere und sehr häufig ist der Höhlenbär vertreten, aber gesicherte menschliche Reste oder Artefakte sind, wohl mangels genügender Beobachtung, noch nicht festgestellt oder bekannt geworden. Immerhin ist es nicht unmöglich, daß auch hier, wie an anderen Orten unseres Gebietes, bei den unaufhaltsam fortschreitenden Ausbeutungs- und Abbauarbeiten noch in letzter Stunde solche Entdeckungen gemacht werden können. Jedenfalls ist ihre Beobachtung sehr der Aufmerksamkeit der Forscher und der Behörden zu empfehlen.

Zeitlich folgen sodann die von mir seit 1905 festgestellten und in den Bonner Jahrbüchern und im Mannus veröffentlichten Funde des Spät-Aurignacien in den Lößablagerungen auf den Mittel- und Hauptterrassen des Rheines und der Mosel von Kärlich, Rhens und Metternich, also in freien Ablagerungen. Hier fanden sich im jüngeren Löß über und neben den Knochenresten der großen quartären Tiere (Mammut, Rhinozeros, Höhlenbär, Bison, Pferd, Edel- und Riesenhirsch, Elch, Ren usw.) Silexartefakte und Feuerstellenreste. Wichtig war auch die Beobachtung verschiedener zeitlichen Oberflächen in der Bildung des jüngeren Löß, wie sie dann auch von Bayer in den österreichischen Lößablagerungen vorgefunden wurde. Diese Schichten sind meines Erachtens stratigraphisch außerordentlich wichtig, da sie unabhängig von absoluten Höhen- oder einzelnen Terrassenstufen vorkommen und dann sichere Gewähr für etwaige gleichalterige Ab- und Einlagerungen bieten. So z. B. finden sie sich bei Metternich in einer auf 78 m über N. N. gelegenen Grubensohle ansteigenden Lößwand und kehren in kaum 1 km Entfernung über einer um 30 m höheren Grubensohle in derselben Zahl und Anordnung wieder. Es zeigt sich also hier, daß verschieden hohe Mittel-

Digitized by Google

terrassen von denselben Lößablagerungen gleichzeitig überdeckt wurden und daß diese Deckung nur auf die äolische Ablagerung des Lösses zurückgeführt werden kann, wobei allerdings lokale Verschwemmungen nicht ausgeschlossen sind, wie eingelagerte Gerölle-, Kies- und Schieferschülferstreifen, je nach dem in der Nähe anstehenden oder lagernden Material, dartun. Wichtig war weiter die Beobachtung von vulkanischen Sandablagerungen innerhalb der Lößbildungen, die am mächtigsten in Kärlich festzustellen sind. Diese tragen mit zum Beweise bei, daß auch während der ganzen Diluvialzeit und innerhalb der Lößbildung Vulkanausbrüche tätig waren. So zeigt auch z. B. der Herchenberg im Brohltal inmitten der Lavamassen Löß eingebettet, der keineswegs durch Einschwemmung, sondern nur durch Ablagerung während einer Ruhepause der vulkanischen Tätigkeit dorthin gelangt zu sein scheint. Der diluviale Mensch am Mittelrhein war demnach nicht nur Zeuge des gegen Ende der Diluvialzeit bzw. zu Beginn des Alluviums eintretenden großen Bimssandauswurfes des Laacher See-Kraters, sondern er erlebte auch verschiedene Lava-, Tuff-, Traß- und Aschenauswürfe, mit denen wohl gewaltige Erderschütterungen und tektonische Bewegungen, Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche verbunden sein mochten.

Wohl noch etwas unbestimmten Zeiten dürften die Funde von Feuersteinwerkzeugen im Löß des Unkelbachtales bei Remagen angehören, die früher von Schwarze und im letzten Jahre von Stehn beobachtet wurden.

Jedenfalls geben die bisherigen Funde und Feststellungen in den Lößablagerungen am Mittelrhein alle Veranlassung, den in den Stromgebieten des Rheins, der Mosel und der Lahn überall verbreiteten Lößablagerungen und ihren Aufschlüssen erhöhte Beachtung zu schenken. Insbesondere werden auch die Vorkommnisse des älteren Lösses noch eingehender zu untersuchen sein. Das ist ein Gebiet, auf dem sich ganz besonders die lokale Forschung verdient machen kann.

Die Solutréen-Kulturen sind bisher am Mittelrhein noch nicht beobachtet worden. Dagegen wurde im Jahre 1883 von Schaffhausen und C. Koenen eine wohlausgebildete Station des Magdalénien auf der Niederterrasse bei Andernach festgestellt. Sie lagerte auf der verlehmten Oberfläche eines jüngeren Lösses über einem alten Lavastrom. Die Fauna ist von der Metternicher, Kärlicher und Rhenser etwas verschieden: Mammut, Rhinozeros u. a. fehlen bereits, dafür sind mehr kälteliebende Tiere: Polarfuchs, Schneehuhn, Pfeifhase, Halsbandlemming usw. vorhanden. Von den Steinwerkzeugen sind nur etwas über 10 % aus Feuerstein, die große Mehrzahl aber aus oligozänem Quarzit von Muffendorf bei Bonn hergestellt. Am meisten bezeichnend für die Kulturreste sind die Schnitzwerke in Knochen und Geweih: Harpunen, Bohrer, Pfriemen und Nadeln und das bekannte aus Hirschhornkrone geschnitzte Vogelsköpfchen. Außer dem schon erwähnten Magdalénien der Wildscheuer-

Digitized by Google

Höhle und der Andernacher Station sind weitere Magdalénien-Kulturen im Mittelrheingebiet bisher nicht bekannt geworden. Gänzlich fehlen noch die Azilien-, die Tardenoisien- und die Campignien-Kulturen, von denen die beiden letzteren Rademacher im Niederrheingebiet bei Aachen und Muffet bzw. am Fliegenberg b. Troisdorf seit 1908 festgestellt hat.

Möglich, daß in dieser Periode der große Bimssandauswurf des Laacher See-Kraters stattfand, der weite Strecken des Mittelrheingebietes — von Mayen im Westen bis Marburg im Osten etwa 2200 qkm — mit seinen Aschenmassen bedeckte und wohl auch eine Besiedelungslücke nach sich zog. Deshalb ist die Möglichkeit aber nicht ausgeschlossen, daß diese Kulturen in den bimssandfreien Gegenden des Hunsrücken, der Eifel oder des Taunus noch angetroffen werden.

Wie schon häufiger erwähnt, bildet der Bimssand auf dem ganzen Gebiete seiner Verbreitung eine absolut sichere Grenze zwischen Alluvium und Diluvium, zwischen Neolithikum und Paläolithikum. Was an Kulturresten dieser Zeiten unterhalb der geschlossenen Bimssanddecke liegt, können wir unbestritten für paläolithisch, was oberhalb oder in sie eingebettet liegt, für neolithisch und jünger halten.

Von den neolithischen Kulturen am Mittelrhein ist am besten ausgeprägt und am hervorragendsten vertreten die Michelsberger oder Pfahlbaukeramik. Wie Schumacher, Reinecke u. a. nachgewiesen haben, zieht sich diese Kultur von der Nordschweiz beginnend gegen die obere Donau hin und dem Rhein talabwärts folgend, mit reichlichen Resten im Elsaß, Württemberg, Baden, Rheinhessen, Pfalz, Nassau und der Rheinprovinz, ins Neuwieder Becken und von hier abzweigend nach dem Nettetal und dem Maifeld hin. Ihre Ausläufer rheinabwärts scheint Rademacher in der Gegend von Cöln in gesicherten Gefäßresten am Scheuerbusch bei Wahn auf dem rechten Rheinufer festgestellt zu haben. Inwieweit sie die Seitentäler der Nahe und der Mosel aufwärts gestiegen ist, ist noch nicht festgestellt, doch scheint mir nach einigen Steinbeilfunden in der Nähe von Mesenich im sog. Cochemer Krampen an der Mosel ihr Vorkommen hier nicht ausgeschlossen.

Inmitten der Ebene des Neuwieder Beckens auf der linken Rheinseite zwischen Urmitz und Weißenturm wurde von 1898 an durch das Bonner Provinzialmuseum unter Leitung ihres Entdeckers Koenen und des Direktors Lehner wohl die größte bisher bekannte Festungsanlage der Michelsberger Kultur aufgedeckt und festgestellt. Mit der Nordseite sich unmittelbar an den Rhein anlehnend, dehnt sie sich im großen, etwas unregelmäßigen Bogen ungefähr halbkreisförmig landeinwärts aus. Ihre größte Ausdehnung in der Sehne des Bogens, dem Rheinufer entlang, beträgt etwa 1275 m, ihre größte Ausdehnung landeinwärts etwa 840 m, im ganzen bedeckt sie einen Flächeninhalt von rund 100 ha. Breite Doppelgräben von je $7\frac{1}{2}$ bis $8\frac{1}{2}$ m Breite und 3—4 m Tiefe, in einem Abstand von etwa 11 m, auf

Digitized by Google

dem sich vielleicht ein Wall aus den bei den Gräbenanlagen gewonnenen Erdmassen erhob, und eine in 7 m weiterem Abstand errichtete Palisadenwand, wehrten die Angriffe von der Landseite ab. Lehner hält es nicht für ausgeschlossen, daß die Anlage ursprünglich wie die anderen der gleichen Zeit bei Mayen, auf dem Michelsberg und bei Lengyel in Ungarn ein Oval bildete, dessen dem Rheine zugekehrte Seite erst allmählich durch die Abtragung der Ufer beseitigt worden sei. Doch hält er auch eine schon ursprüngliche Anlehnung an den Rheinstrom, der ausreichenden Schutz bot, nicht für ausgeschlossen und man möchte wohl dieser Auffassung beistimmen. Die gleichfalls von Lehner und dem Provinzialmuseum unter Beihilfe des Mayener Geschichts- und Altertumsvereins in den Jahren 1908 und 1909 aufgedeckte Mayener Festung ist in der Form eines Ovals auf einem Plateau angelegt, das nach dem Nettetal erst sanft geneigt, dann steiler abfällt. Sie hat eine Ausdehnung von etwa 360 zu 225 m und ist von einem 2,65 bis 4 m breiten Sohlgraben, hinter dem vielleicht ein Wallaufwurf war, und einer in etwa 19 bis 30 m Abstand von ihm errichteten Palisadenwand umzogen.

Zahlreiche Tore und Ausgänge mit ungefähr gleichen Schutzanlagen wurden bei beiden Festungsbauten festgestellt.

Die beiden großen Anlagen lassen auf eine recht zahlreiche Bevölkerung der Gegend und auf wohlgeordnete Gemeinwesen schließen, denen die Festungen nicht nur als Wohnplätze, sondern hauptsächlich wohl als Fliehburgen bzw. Refugien dienten. Verhältnismäßig gering ist die Zahl der Wohnstätten im Innern. Bei Mayen fanden sich solche bisher nur zwischen dem Graben und der Palisadenwand, bei Urmitz war anfangs die Zahl der im Sohlgraben angelegten Wohngruben der bis dahin im Innern festgestellten Zahl dieser Anlagen gleich. Doch fanden sie sich im Laufe der Zeit noch überall auf dem Gebiet der Urmitzer Festung und häufig Gruppen von Wohngruben im Innern. Vielfach enthielten diese Gruben in der oberen Füllung Hallstatt-Inventar und mochten daher früher als aus dieser Zeit stammend angesehen worden sein.

Die aus den Sohlgräben wie aus den Wohngruben der Anlagen von Urmitz und Mayen erhobenen Gefäßreste und Scherben sind von den gleichen Formen wie in den Ansiedlungen von Schierstein, dem Michelsberg u. a.: Tulpenbecher, eiförmige Gefäße mit Schnuröse, Gefäße mit Trichterrand, Gefäße mit Tupfenschmuckleisten, glockenförmige Schüsseln, Schöpfkellen, Tonlöffel, Backteller mit Tupfenschmuck auf dem Rande, usw. Sehr mannigfaltig an Formen wie an Material sind die Werkzeuge aus Knochen, Hirschhorn und Stein. Besonders die letzteren. Herr Dr. Mordziol hatte die Freundlichkeit, die von mir aus Wohngrubenfunden bei Urmitz erhobenen Steingegenstände mineralogisch zu bestimmen. Neben großen sägeförmigen Klingen, kleinen Messern, Schabern, Kratzern, Bohrern, Schuhleistenkeilen und zum Teil schon fazettenartig geschliffenen Beilen und Meiseln aus echtem Feuerstein,

Digitized by Google

fanden sich solche aus feinkörnigem Braunkohlensandstein, Diabas, devonischem Quarzit, konkretionärem Kalk aus den oberen Coblenz-Schichten, Kieselschiefer und verwittertem Silex aus dem Venn. Unter den verschiedenen Werk-, Mahl- und sonstigen Arbeitssteinen: Reibsteine aus Quarzit, Trachyt vom Siebengebirge und aus hartem Buntsandstein; sog. Kornquetscher aus feinkörnigem Buntsandstein und aus dichtem roten Sandstein; Spinnwirtel und Arbeitssteine aus poröser und dichtgefügiger Lava; Klopfsteine aus sehr dichtem Taunus- oder Hunsrückquarzit; Stücke aus Quarzporphyr, Kieselknolle der oberen Coblenz-Schichten, cambrischem Quarzit ous dem hohen Venn, vulkanische Tuffe aus dem Siebengebirge, Kieselschiefer, Schiefer, eisenhaltige und andere Gangquarze usw. Soweit diese Stücke nicht aus dem Flußgerölle oder aus in der Nähe befindlichen Lagen gewonnen sind, läßt sich ihre Herkunft vorwiegend aus nordwestlichen Gegenden nachweisen. Ähnliche Feststellungen an einigen Werkzeugen hat Lehner seinerzeit durch Rauff vornehmen lassen.

Auffallend ist noch das Fehlen von Grabstätten, meines Wissens hat Lehner erst ein Skelettgrab in dem Sohlgraben der Festung angetroffen. Hoffentlich findet sich hier noch ein Gebiet reichlicher Ausbeute! Selbst habe ich in Urmitz auch noch keine Grabstätte gefunden, dagegen ein Skelettgrab mit spärlicher Scherbenbeigabe auf der Höhe der Kärlicher Tongrube, dessen Schädel im Museum zu Coblenz aufbewahrt ist, während eine wohllöbliche Polizeibehörde die übrigen Reste beschlagnahmen und wieder beisetzen ließ.

Wie die Michelsberger Keramik, so kamen auch die Rössener und die Spiralmäanderkeramik vom Oberrhein und aus dem Main- und Lahntale rheinabwärts zum Neuwieder Becken, zweigen von hier nach dem Nettetal und auf das Maifeld ab und ziehen rheinabwärts weiter nach der Gegend von Cöln, nach Mechernich und nach Belgien (Lüttich).

Die Rössener Keramik fand sich schon bei den Lehnerschen Untersuchungen mit der Michelsberger vermischt im Gebiet der Urmitzer Festung vor, ganz in ähnlicher Weise wie auf dem Ziegelfelde von Dr. Peters in Schierstein und an anderen Orten. Spuren einer anscheinend größeren Siedlung konnte ich von 1903 ab oberhalb Urmitz, am Jägerhaus bei Mülheim feststellen. Neben Einzelfunden handelte es sich um mehrere Wohngrubenfunde und regelrecht zusammengesetzte und mit Steinen überdeckte Scherbenhaufen. Die Gefäßformen gleichen vollständig den bei Limburg, Wiesbaden und in Rheinhessen gefundenen. Die gleichfalls von Dr. Mordziol vorgenommene mineralogische Bestimmung der in den Wohngruben aufgefundenen Arbeitssteine ergab neben Schabern oder Messern aus Silex: Reibsteine aus feinkörnigem Diabas des Dillenburger Bezirkes, aus Kersantit der Gegend von Langenschwalbach und aus Grauwacke; Mahlsteine aus devonischem Taunusquarzit usw., und ließ auf eine südöstliche Herkunft schließen. Außer im Neuwieder Becken ist die Rössener Keramik am Mittelrhein gesichert festgestellt

Digitized by Google

bei Limburg, den vorläufig noch in kleinen Scherben gefundenen Gefäßresten bei Rübenach, Gering und Polch auf dem Maifelde. Nach den Funden einzelner Steinbeile zieht sie auch nach dem Hunsrück und im Brohltal aufwärts.

Die nach ihrer Herkunft und Verbreitung im Mittelrheingebiet schon erwähnte Spiralmäanderkeramik scheint hier zuletzt entdeckt worden zu sein. Die ersten vollständigen Gefäße besaß wohl das Kölner Prähistorische Museum aus Kretz im Nettetal. Vereinzelte Scherben konnte ich am Jägerhaus bei Mülheim und auf dem Gebiet der Urmitzer Festung erheben. Ebenso hat Bodewig einige reich und zierlich geschmückte Gefäßscherben bei Oberlahnstein gefunden. Die reichste Ausbeute der letzten Jahre und der letzten Tage aber ist dem Provinzialmuseum in Bonn zugefallen, und zwar bei der Aufdeckung von Siedlungen dieser Zeit bei Plaidt im Nettetale und bei Polch auf dem Maifelde. Die Plaidter Siedlung stellt sich nach dem vorläufigen Berichte Lehners als ein größeres Wohngebäude aus Holz und Lehm dar, dessen Pfostenlöcher zum Teil noch gefunden wurden, dessen Grundriß aber nicht mehr ganz festzustellen war, da er teils durch spätere Latène-Gräber, hauptsächlich aber durch die Ausbeutung einer Traßgrube zerstört war. Die Siedlung erhob sich auf einer Anhöhe über dem Nettetal. Neben dem Wohnhause fanden sich einige steinzeitliche Wohn- oder Abfallgruben vor. Das Anwesen war in elliptischer Form und in einer Ausdehnung von etwa 80 zu 100 m mit einer hölzernen Umzäunung oder Pallisadenwand umgeben. Massenhafte Scherben von reichverzierten bomben- und halbkugelförmigen Gefäßen fanden sich vor, aus denen sich über 30 Gefäße, Töpfe und Näpfe wieder herstellen ließen. Außerdem wurde eine große Anzahl Steingeräte, sog. Schuhleistenkeile, Beile, Messer und Meisel, mehrere Spinnwirtel aus Ton, Hornpfriemen, Hüttenlehm usw. gefunden.

Über die Polcher Siedlung ist mir noch nichts näheres bekannt, außer daß mir von einem Bekannten gleichzeitig mit der Mitteilung von der Bonner Grabung einige kleine reichverzierte Gefäßscherben überbracht wurden. Hoffentlich erfahren wir bald näheres über beide Siedlungen, durch die von Lehner für das in allernächster Zeit erscheinende Heft der Bonner Jahrbücher versprochene Abhandlung über Plaidt und in absehbarer Zeit auch über Polch.

Von der Schnur- und der Zonenbandkeramik sind weniger Gefäßfunde aus dem Gebiet des Mittelrheines bekannt, wohl aber sind ihre Hämmer und Beile, wie auch die fein geschliffenen Nephritäxte, sowohl im Rheintal, wie auf den Höhen der Eifel, des Hunsrücken, des Westerwaldes und des Taunus verbreitet. Gefäße und Scherben der Schnurkeramik sind mir außer einem Schnurbecher von Lohmar b. Siegburg im Kölner Museum hauptsächlich nur aus dem Gebiete des Neuwieder Beckens bekannt: meist schlichte Töpfe mit einigen Schnurgurten und einfache glatte und bauchig geschweifte kleine, ziemlich rohe Gefäße. Von der Zonenbandkeramik besitzt

Digitized by Google

das Bonner Museum mehrere schöne Gefäße aus Weißenturm, Andernach und Miesenheim im Nettetal. Gleichfalls aus dem Nettetal stammt ein schöner Becher von Ruitsch im Mayener Museum. Selbst konnte ich einen zierlichen großen Becher aus einem mit Schieferplatten überdeckten Skelettgrabe aus der nächsten Nachbarschaft der Urmitzer Festung und ein roher gearbeitetes Töpfchen erlangen, über die ich seinerzeit im „Mannus" berichtete. Außerdem eine Schale von Kärlich und Scherben vom Jägerhaus b. Mülheim.

Hoffentlich finden sich bei der weiten Verbreitung der Steinbeile und Meisel auf dem Mittelrheingebiet bald auch dazu gehörige Gefäße, die sie doch wohl begleitet haben dürften. Bei der Menge an Steinwaffen, wie sie z. B. das Trierer Museum besitzt und die in größerer Zahl von der Cordeler Hochmark herrühren, muß es geradezu überraschen, nicht einen einzigen gesicherten neolithischen Scherben dort zu finden. Dasselbe ist noch in vielen anderen Museen der Fall. Allerdings haben manche dieser Steinbeile sich erst nach größeren Irrfahrten in den sicheren Hafen der Ruhe des Museums gerettet, so fand sich ein schöner großer Steinhammer des Trierer Museums im Pflaster eines Stalles verarbeitet und ein anderer daselbst jahrelang als Gewicht einer Hausuhr dienend vor.

Nachtrag.

Bei den neuen Funden von Feuersteingeräten aus dem Unkelbachtale bei Remagen des Herrn E. Stehn handelt es sich, wie ich seinem Berner Vortrage entnehme (Korresp. Blatt d. dtsch. anthropol. Ges. 1913, S. 56 ff., namentlich S. 58), um Aurignacien, das genau den Funden von Munzingen entspricht und daher auch das vielumstrittene Aurignacienalter dieses badischen Fundortes im Sinne Bayers bestätigt. **G. K.**

Digitized by Google

Ältere und jüngere Spiralmäanderkeramik.

Von Sanitätsrat Dr. Karl Koehl, Worms.

Mit 53 Textabbildungen.

In den letzten Jahren sind in der Rheinprovinz zwei neolithische Gefäßfunde gemacht worden, die in mehrfacher Hinsicht von besonderer Bedeutung sind und eingehende Beachtung verdienen, namentlich in chronologischer Beziehung, worauf noch niemand bis jetzt hingewiesen hat und auch noch niemand hinweisen konnte.

Da wir nun in diesem Jahre gerade in den Rheinlanden tagen, so dürften diese beiden Funde Ihr besonderes Interesse erregen, zumal Sie beide ja sehen und studieren können, und so werden Sie denn auch gern etwas über ihre genauere Zeitstellung und über analoge Funde vernehmen wollen.

Die beiden Gefäßfunde stellen geschlossene Funde dar, also Funde, deren sämtliche Fundstücke einer ganz bestimmten, eng umschriebenen Zeit- und Kulturperiode angehören und nicht durch frühere oder spätere Zutaten beeinflußt sind.

Der erste Fund wurde bei Kretz am Laacher See gemacht und besteht aus etwa einem Dutzend Gefäße. Weitere charakteristische Gegenstände wurden dabei nicht gefunden. Er befindet sich im hiesigen prähistorischen Museum und ist bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden.

Der zweite Fund wurde bei Plaidt a. d. Nette erhoben und setzt sich zusammen aus 36 Gefäßen, 94 Scherben und mehreren Geräten. Er wird im Provinzialmuseum in Bonn verwahrt und wurde von Lehner im Röm.-German. Korresp.-Blatt IV 1911, Nr. 3 und V 1912, Nr. 4, beschrieben[1]).

Die beiden Funde gehören derjenigen Stufe der neolithischen Keramik an, die ich mit dem Namen „Spiralmäanderkeramik" bezeichnet habe, und diese wiederum stellt eine Kulturperiode dar, welche nach meinen strati-

[1]) Neuerdings eingehender beschrieben und mit mehr und besseren Abbildungen versehen in den „Bonner Jahrbücher", Heft 122.

Digitized by Google

graphischen Untersuchungen als jüngste der vier bandkeramischen Perioden zu betrachten ist.

Um nun die beiden rheinischen Funde richtig beurteilen zu können, müssen wir sie mit analogen geschlossenen Funden aus dieser keramischen Stufe in Vergleich bringen und da kommt dann als bedeutendster und wichtigster die Ausbeute des großen Hockergräberfeldes von Flomborn in Betracht, die ich in den Jahren 1901—1903 gemacht und deren keramische Funde ich in der „Wormser Festschrift" beschrieben und abgebildet habe.

Derartige Gräberfunde sind nun in bezug auf ihre Geschlossenheit natürlicherweise noch beweiskräftiger als Wohnstättenfunde, wie sich das ja auch leicht einsehen läßt. Denn während auf den Wohnplätzen nach Verlassen der früheren Bewohner nach kürzerer oder längerer Frist wieder ein anderes Volk sich niederlassen und seßhaft machen kann, und dabei Erzeugnisse der jüngeren Kultur sich leicht mit denen der älteren mischen können, bleiben Gräber von solchen Störungen verschont, denn bis zur Tiefe des Skelettes dringt so leicht kein fremder Gegenstand, oder es ist die Störung bei der Untersuchung alsdann leicht zu erkennen.

Es zeigt sich nun bei einem Vergleiche der Keramik dieser rheinischen Funde mit der des Flomborner Hockerfriedhofes, daß beide durchaus voneinander verschieden sind, sowohl bei den meisten Gefäßen in der Form, als auch bei allen in der Art der Verzierung. Nicht ein einziges der vielen Flomborner Gefäße hat ein Seitenstück in einem der beiden rheinischen Funde. Nur fünf Flomborner Scherben, die zu vier verschiedenen Gefäßen gehören, (W. Festschr. Taf. VII 10a, 10b und Taf. IX 3—5) machen davon eine Ausnahme. Sie allein lassen sich mit letzteren in der Verzierungsart vergleichen.

Es fiel mir das eigentümliche Verhalten dieser fünf Scherben schon bei der Ausgrabung auf und auch bei der später folgenden Untersuchung mehrerer spiralkeramischer Wohnplätze in der Umgebung von Worms fand diese Beobachtung noch häufigere Bestätigung, wie die meisten der Scherben, die a. a. O. Taf. IX 17—47 abgebildet sind, beweisen. Allein damals genügte dieses Material noch nicht zu einer chronologischen Scheidung dieser beiden Typen, denn da war ja gerade erst durch die Entdeckung des Flomborner Friedhofes die Spiralmäanderkeramik als besondere, eine ganz bestimmte Kulturperiode charakterisierende Keramik erkannt worden. Vorher hatte man davon überhaupt keine Ahnung gehabt. Man sprach damals von dieser Keramik nur als von der Bandkeramik im allgemeinen, höchstens unterschied man Bogen- und Winkelbandkeramik. Ob man aber unter der letzteren nun Winkelbänder der Spiralmäanderkeramik, der Hinkelstein- oder Rössener Keramik vor sich habe, das war niemand imstande anzugeben.

Erst im Laufe der Jahre bei der immer intensiveren Erforschung der spiralkeramischen Wohnplätze in der Umgebung von Worms, wo bald die

Digitized by Google

eine, bald die andere dieser zwei Gefäßarten mehr in den Vordergrund trat, gewann ich die Überzeugung von der chronologischen Verschiedenheit dieser beiden keramischen Typen. Ich habe auch dieser Ansicht schon mehrmals Ausdruck gegeben, zuletzt im „Mannus" Bd. IV[1]).

Wenn es mir nun gelingen sollte, so sagte ich mir damals, einmal einen Fundplatz zu entdecken, auf dem, umgekehrt wie auf dem Flomborner Friedhofe, beinahe ausschließlich diese neue Gefäßgattung auftreten würde, dann wäre damit der Beweis erbracht, daß beide Stufen zeitlich aufeinander gefolgt sind, denn weil beide Fundplätze alsdann unweit voneinander in derselben Gegend gelegen sein müssen, so kann es sich dabei unmöglich um eine lokale, sondern nur um eine chronologische Verschiedenheit handeln. Und diese Entdeckung gelang mir denn auch alsbald.

Im vorigen Jahre hatte ich bei der Untersuchung zonenkeramischer Hockergräber auf der Rheingewann von Worms, die schon so viele steinzeitliche Entdeckungen geliefert hat, auf ihrem südlichsten Teile, der „unteren Platt", eine spitzovale Wohngrube im Verhältnis von 5,5 : 18 m aufgefunden, die hauptsächlich Scherben dieser neuen Art geliefert hat. Es fanden sich unter anderem darin die beiden charakteristischen Gefäße Abb. 14 und 15, auf die ich hernach noch zu sprechen kommen werde; sie ließen sich aus Scherben wieder zusammensetzen und ergänzen[2]).

Bei der weiteren Untersuchung dieses Wohnplatzes, der sich über ein Gebiet von etwa 30 Morgen erstreckt, habe ich im Frühjahre noch zehn verschieden große Wohngruben ausgegraben und darin eine erhebliche Anzahl verzierter Scherben gefunden, aber, was besonders zu beachten ist, in den 11 Gruben zusammen nur 11 Scherben der Flomborner Gattung. Es besteht also hier dasselbe Verhältnis der Gefäßmischung, nur in umgekehrter Reihenfolge, wie auf dem Gräberfelde von Flomborn.

Es dürfte sich empfehlen, diese neue Gefäßgattung, weil sie durch die Entdeckung dieses Wormser Wohnplatzes, wie wir weiter sehen werden, erst in das richtige Verhältnis zur Flomborner Keramik getreten ist, vorerst mit dem Namen „Wormser Keramik" zu bezeichnen.

Untersuchen wir nun an der Hand der Abbildungen, welche besondere Unterscheidungsmerkmale jeder dieser beiden keramischen Stufen eigentümlich sind und welche als die ältere und welche als die jüngere von beiden anzusehen sein dürfte.

---

[1]) Neuerdings auch im Bericht über die Tagung des Süd- und Nordwestdeutschen Verbandes in Göttingen S. 21.

[2]) Diese sowohl wie auch die übrigen Gefäße wurden in vollendeter Weise zusammengesetzt und ergänzt im Röm.-Germ. Zentral-Museum in Mainz, während die aufs genaueste ausgeführten Zeichnungen von unserem Museumsassistenten Dr. Grill stammen.

Digitized by Google

Bei der Flomborner Keramik herrscht vor allem, sehen wir von der Flasche und der Schale ab, das Bomben- oder Kürbisgefäß vor. Nirgends ist am Halse der Gefäße eine Einschnürung zu erkennen, die ihnen ein birnförmiges Aussehen verleiht.

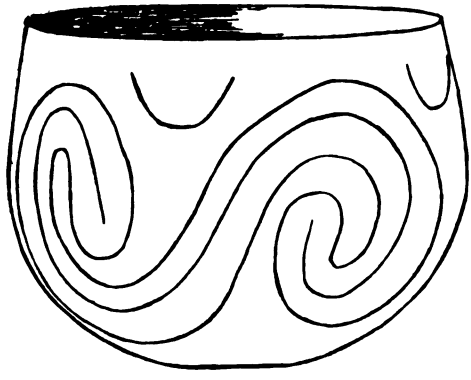


Abb. 1.
Flomborn. Grab IV. (Festschrift VII, 3.)
H. = 13,5 cm, Dm. = 18 cm.

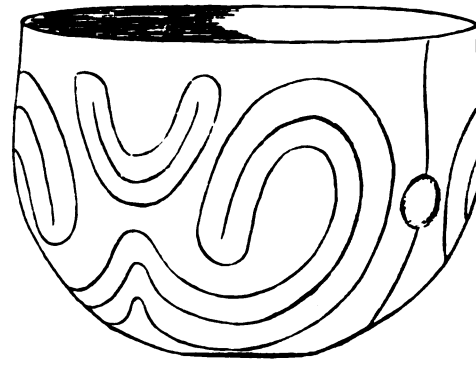


Abb. 2.
Flomborn. Grab XXXIX. (Festschrift VII, 5.)
H. = 13 cm, Dm. = 18,5 cm.

Alle Gefäße haben nur eine kleine, kaum angedeutete Standfläche. Die Ornamente bestehen durchweg aus Spiralen, Mäandern, Wellenlinien und

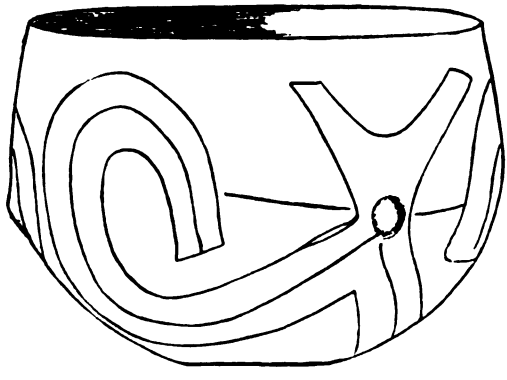


Abb. 3.
Flomborn. Grab XXXVI. (Festschrift VII, 6.)
H. = 13,5 cm, Dm. = 19,5 cm.

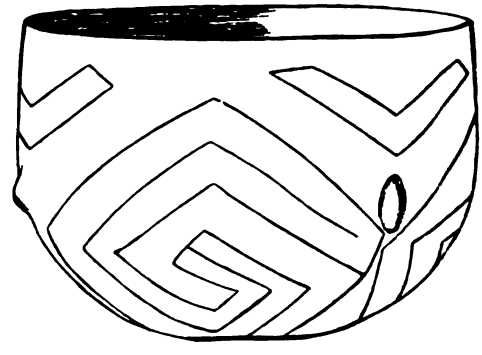


Abb. 4.
Flomborn. Grab IX. (Festschrift VIII. 5.)
H. = 12,5 cm, Dm. = 18,3 cm.

Ovalverzierungen. Ein einziges Gefäßchen, das eine Ausnahme zu machen scheint und mit aus je drei parallelen Linien bestehenden Strichbündeln anscheinend ganz unregelmäßig verziert ist (a. a. O. Taf. VIII 15), läßt bei näherer Betrachtung erkennen, daß je vier dieser Strichbündel eine mäanderartige Figur bilden. Alle Spiralen und Mäander zeigen die einfache, strenge und

Digitized by Google

ſtilvolle Art der Linienführung ohne jede Zutat, mit Ausnahme einer häufig erſcheinenden mittleren Führungslinie und weniger Striche und Punkte. Was es demnach mit den „wilden Orgien, die auf der Gefäßwand gefeiert" ſein ſollen, mit dem „regelloſen Schnörkelwerk der Ornamente" und dem „wilden Schnörkelwerk als Zeichen einer degenerierten Spätkultur" (!) auf ſich hat, das zu beurteilen, kann ich getroſt den Fachmännern überlaſſen. Die Zwickelfelder ſind regelmäßig ausgefüllt mit entſprechenden Füllmuſtern. Dann findet keine Miſchung der Ornamentmotive ſtatt, und ſollte einmal Spirale und Mäander auf einem und demſelben Gefäße vorkommen, wie bei der charakteriſtiſchen Flomborner Flaſche (a. a. O. Taf. VIII 2) Abb. 5, dann ſind beide über- oder nebeneinander angeordnet und durch eine Linie voneinander geſchieden.

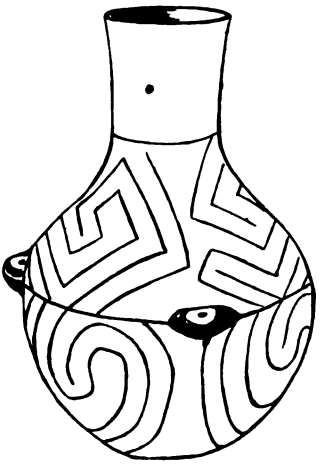


Abb. 5.
Flomborn. Grab XXVIII.
(Feſtſchrift, Tafel VIII, 2.)
H. = 17,6 cm, Dm. = 11,5 cm.

Was nun die Wormſer Keramik anbetrifft, ſo könnte man ſie, wenn nicht Farbe und Brand der Gefäße ganz gleich wären mit der Flomborner Keramik und nicht die

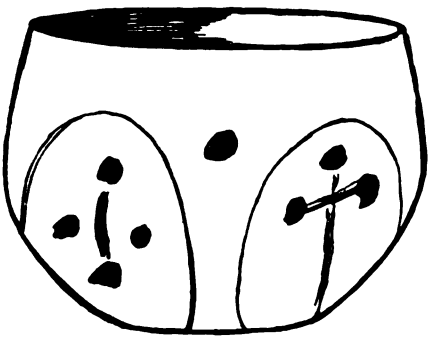


Abb. 6.
Monsheim. Landwehr.
H. = 6 cm, Dm. = 8,5 cm.

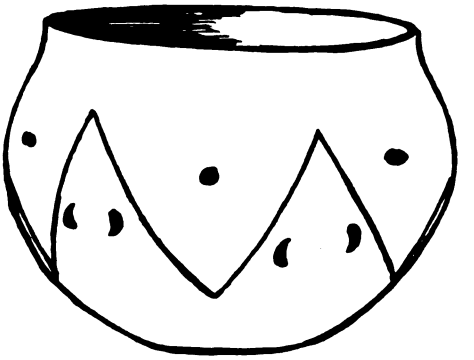


Abb. 7.
Oſthofen.
H. = 6,5 cm, Dm. = 9 cm.

Spirale, der Mäander, die Wellenlinie und die Ovalverzierung ebenfalls vorkämen, für eine völlig verſchiedene Keramik halten, ſo viele andere Verzierungsmuſter erſcheinen bei ihr. Aber auch die Form des Gefäßes hat ſich bereits verändert; es erſcheinen wohl noch Bomben- oder Kürbisformen, jedoch bei weitem herrſcht das am Hals eingezogene, das birnförmige Gefäß, vor.

Digitized by Google

Von den Ornamenten, die sofort und am auffälligsten den Unterschied zwischen dieser Keramik und der Slomborner erkennen lassen, fällt zunächst die Randverzierung in die Augen. Sie pflegt nur bei einer ganz geringen Anzahl von Gefäßen zu fehlen, während sie bei der Slomborner Keramik so gut wie gar nicht vorkommt. Sie besteht gewöhnlich, wie man aus den

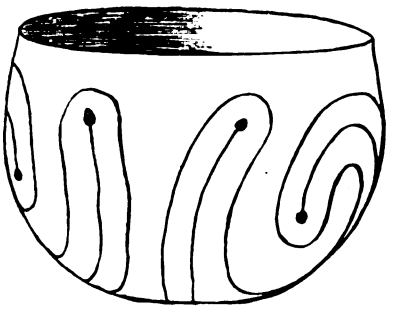


Abb. 8.
Monsheim I. Neolithischer Wohnplatz. Kapelläcker und Wachenheimer Pfad.
H. = 10,5 cm, Dm. = 15 cm.

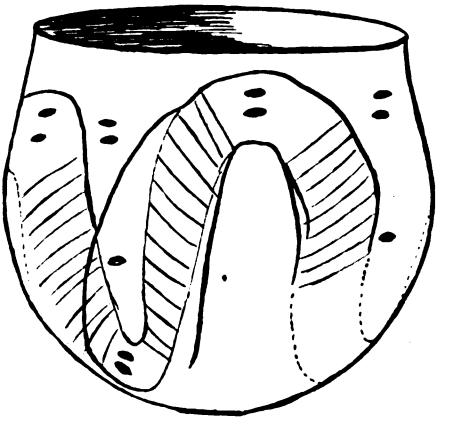


Abb. 9.
Esselborn-Kettenheim. Neolithischer Wohnplatz. H. = 10 cm, Dm. 11,5 cm.

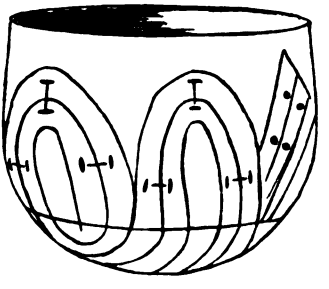


Abb. 10.
Monsheim I. Neolithischer Wohnplatz. Kapelläcker und Wachenheimer Pfad.
H. = 10,1 cm, Dm. = 12,5 cm.

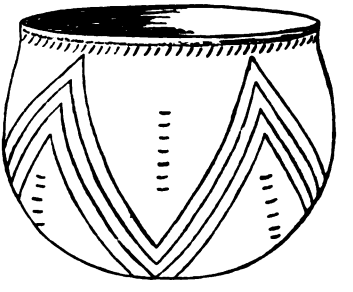


Abb. 11.
Mölsheim I. Neolithischer Wohnplatz. H. = 10,2 cm, Dm. = 13 cm.

Abbildungen erkennen kann, aus einer oder mehreren Reihen von eingestochenen, häufig prismatisch geformten Punkten, aus Strichen oder einer Rädchenverzierung.

Die Spirale und der Mäander besitzen nicht mehr die mittlere Führungslinie, sondern sind immer erfüllt mit Strichen, Punkten, kleinen Kreisen oder Ellipsen, Schraffierungen und Gitterwerk oder mit Rädchenverzierungen; diese Ornamente haben ihre strenge, einfache Linienführung verloren, sind von bizarrer Form und beinahe immer mit anderen Ornamentmotiven, wie

Digitized by Google

Stich- und Zickzackbändern, Arkadenbögen, rechteckigen Verzierungen usw. kompliziert. Die Zwickelverzierung nach Art der Flomborner Gefäße kommt jetzt wegen Einführung des Randornamentes nur äußerst selten noch vor.

Auch die Wellenlinie erscheint meist in anderer Form wie bei der Flomborner Keramik, gewöhnlich sind es zwei ineinandergreifende Wellenlinien, bei welchen der Wellenberg der einen sich in das Wellental der anderen

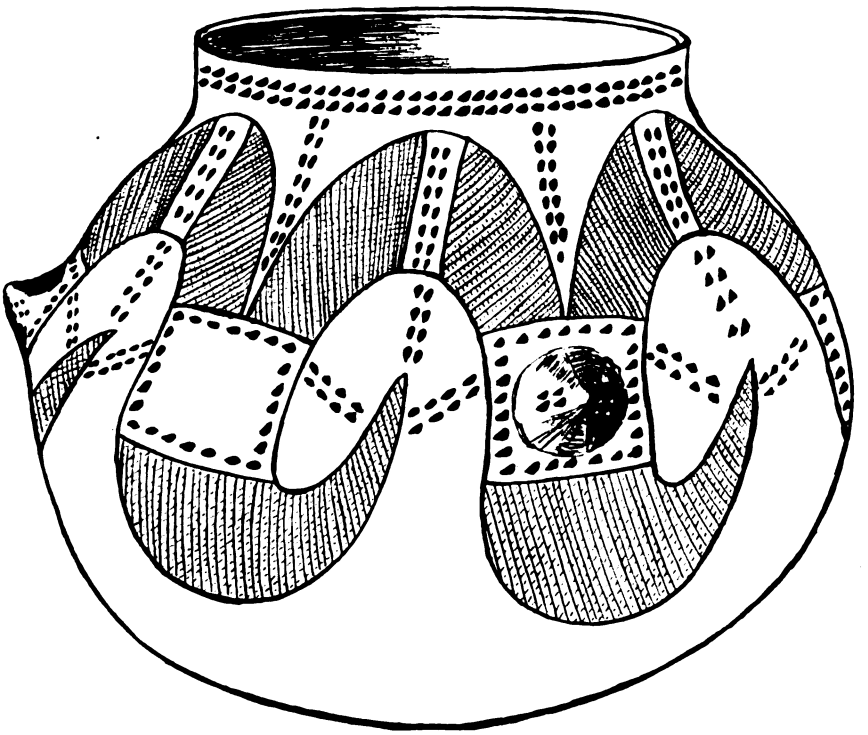


Abb. 12.
Monsheim I. Neolithischer Wohnplatz. Kapelläcker und Wachenheimer Pfad.
H. = 18 cm, Dm. = 21,5 cm.

einschiebt. Auch sie erscheint selten rein, sondern meist kompliziert mit eingestochenen Zickzack- oder Winkelbändern, Punkten und Strichen.

Während wir bei der Flomborner Keramik keine Stich-, Winkel- oder Zickzackbänder kennen gelernt haben, erscheinen diese jetzt außerordentlich zahlreich und in allen möglichen Abarten, so daß sie an Zahl bei weitem die Bogenbandverzierungen übertreffen. Eine kurze statistische Zusammenstellung dürfte die bisher behandelten Verhältnisse am besten beleuchten: Aus den 11 Gruben des Wormser Wohnplatzes wurden erhoben: Verzierte Gefäßscherben (von jedem Gefäß nur eine Scherbe gezählt): 176. Darunter Flomborner Keramik: 11, Wormser Keramik: 165. Unter letzterer sind Scherben

Digitized by Google

mit Randverzierung: 77, ohne Randverzierung: 11; Scherben mit Bogenbandverzierung: 25, mit geradlinigen Verzierungen: 140.

Lassen wir nun entsprechend dem bisher Ausgeführten die einzelnen Abbildungen an uns vorüberziehen, so werden wir bei Betrachtung der Abb. 1 bis 5 im Vergleich mit den Abb. 12 bis 15 sofort den großen Unterschied der beiden keramischen Stilarten erkennen (Abb. 1 bis 5 unter anderen schon in

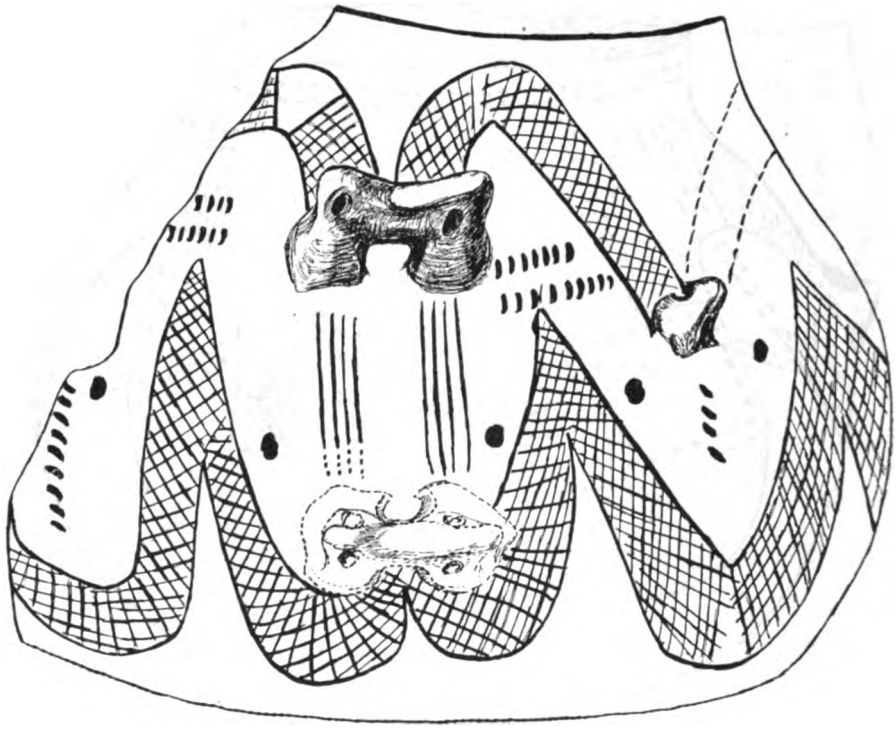


Abb. 13.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/2 Originalgröße.

der Wormser Festschrift abgebildet). Während Abb. 5 das charakteristische Flomborner Spiralmäandergefäß darstellt, gehört wohl Abb. 6, das mit senkrecht gestellten Ovalen, mit kreuzartigen Verzierungen und halbmondförmigen Stichpunkten ornamentiert ist, noch derselben Keramik an, während Abb. 7 schon deutlich den Einfluß der Wormser Keramik durch seine am Hals eingezogene Form und seine Zickzacklinien verrät. Abb. 8 ist noch ein reines Flomborner Gefäß, dagegen scheint Abb. 9 gerade der Übergangszeit zur Wormser Keramik anzugehören, denn es zeigt schon etwas eingezogenen Hals und sein Verfertiger scheint anfangs beabsichtigt zu haben, eine Flomborner Spirale anzulegen, hat sich dann aber eines anderen besonnen und eine

Digitized by Google

solche mit Querstrichlagen angefüllte zur Ausführung gebracht. Auch Abb. 10 ist noch ein Gefäß der Flomborner Gattung, dagegen stellt Abb. 11 ein typisches Gefäß der Wormser Keramik dar: Einziehung am Halse, Randverzierung und Zickzackband treten auf. Am vollkommensten wird das jedoch bewiesen durch das schöne Gefäß Abb. 12[1]), wo die Einziehung am Hals besonders ausgesprochen ist. Die Verzierung am Rand, sowie die übrige Stichpunktverzierung sind mittels eines prismatisch geformten Models erzeugt. Das Hauptornament besteht aus 6 Arkadenbögen, die von rechteckigen, gebuckelten und ungebuckelten Feldern ausgehen und zum nächsten Felde hinziehen, sowie aus Spiralhaken, die sich an die rechteckigen Felder nach unten anschließen und in einer scharfen Spitze endigen. Arkadenbögen

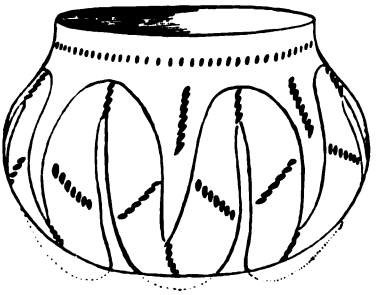


Abb. 14.
Worms. Rheingewann („Untere Platt"). Wohnplatz. H. = 10 cm, Dm. = 14,5 cm.

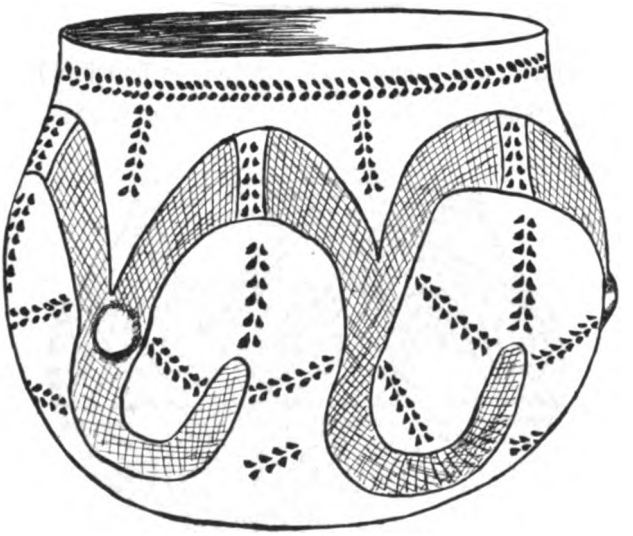


Abb. 15.
Worms. Rheingewann („Untere Platt"). Wohnplatz.
H. = 13 cm, Dm. = 16 cm.

und Spiralhaken sind mit feinen Schraffierungen, in denen sich weiße Paste zeigt, ausgefüllt. Ein weiteres Ornament bildet ein aus einge-

[1]) Die Gefäße Abb. 10, 11 und 12 sind schon „Mannus" Bd. IV, S. 65 abgebildet und behandelt worden.

Digitized by Google

ſtochenen Punkten beſtehendes Zickzackband, das über das ganze Gefäß hinwegläuft. Wir ſehen damit zum erſten Male die Vereinigung von

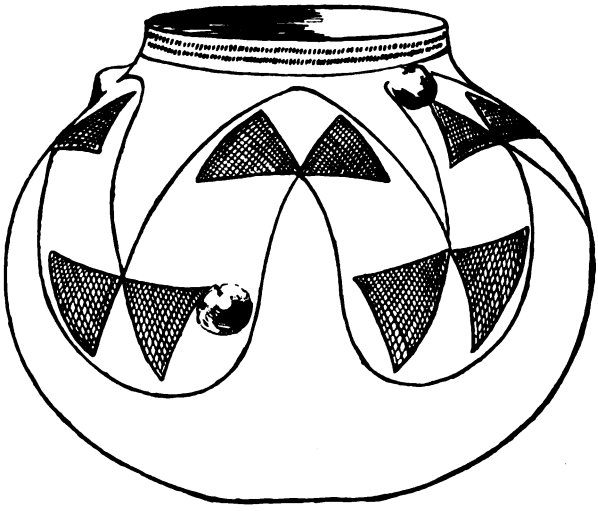


Abb. 16.
Sauerbach. (Großh. Landesmuſeum in Darmſtadt.)
H. = 25 cm, Dm. = 31 cm.
(Prähiſt. Zeitſchr. II, 1910, 1. Heft, Abb. S. 52.)

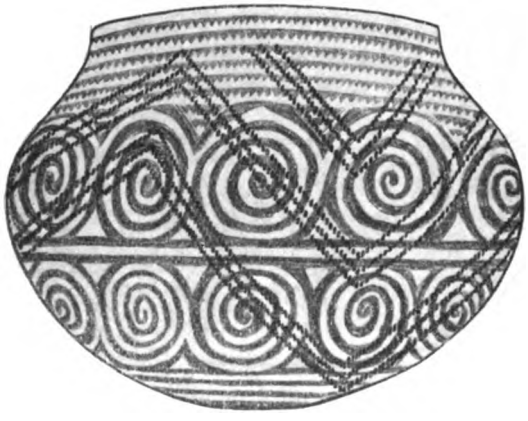


Abb. 17.
Schárka (Burgwall bei Liboc).
(Mannus III. Heft 3—4. Tafel XXX. Prähiſt. Zeitſchr. II. 1910. 2./3. Heft. Abb. S. 134. c.)

Bogenband- und Winkel- oder Stichbandſyſtemen, die gewiſſermaßen das eigentliche Leitmotiv der Wormſer Keramik darſtellt. Die Verbindung von Arkadenbögen mit daranhängenden Spiralhaken erſcheint häufig, ſie bildet

Digitized by Google

wohl das vollendetste Ornament dieser Gefäßstufe, das wir auch unter den beiden rheinischen Funden mehrmals angewendet sehen. Arkadenbogen und Spiralhaken erscheinen hier ebenfalls als miteinander vereinigte Motive.

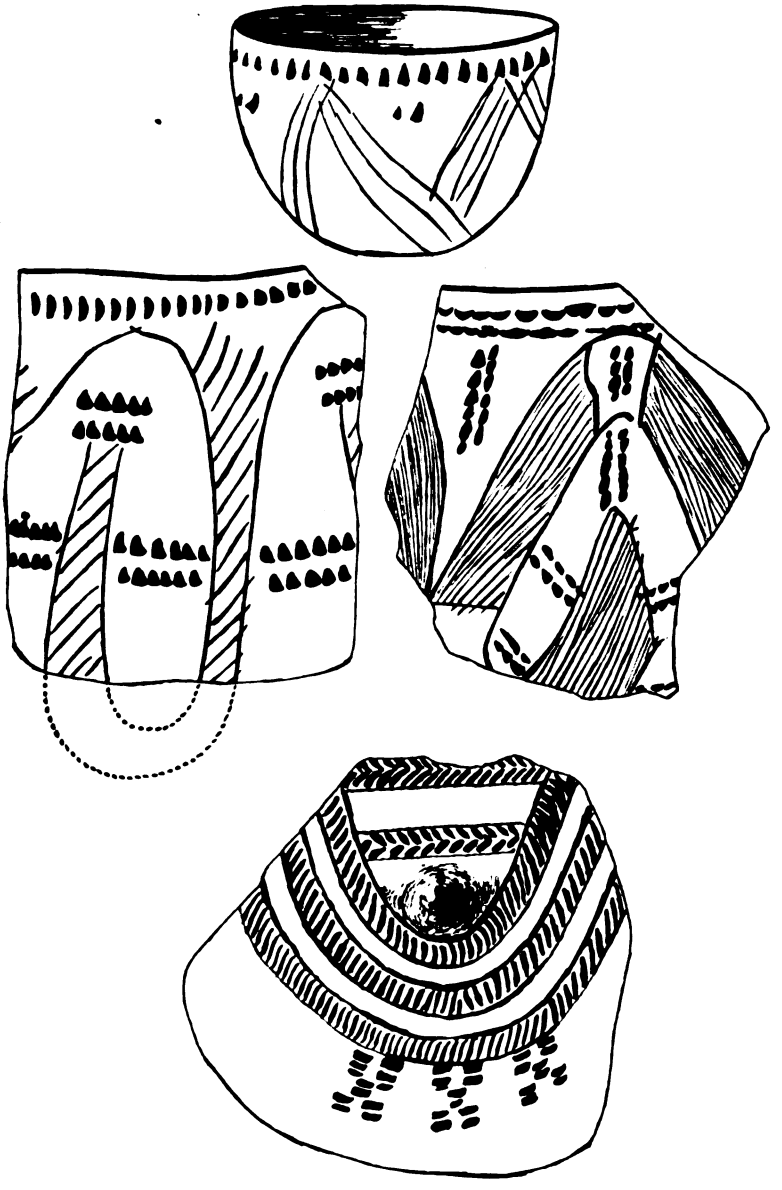


Abb. 18.
Worms. Rheingewann „(Untere Platt"). Gefäß: H. = 6 cm, Dm. = 8,5 cm.
1/2 Originalgröße.

Digitized by Google

Während wir letzteren schon in der Slomborner Keramik als eigenes Ornament auftreten sehen (a. a. O. Taf. VII 7 und 12), zeigt uns Abb. 13, daß auch die Arkadenbögen selbständig vorkommen[1]). Hier ziehen sie vom Henkel zur Schnuröse und auf einen solchen mit ausgespartem Feld folgt ein anderer ohne Feld. Darunter ist ein oben spitzwinkliges, unten abgerundetes Zickzackband angebracht, dessen Spitzen nach oben, ähnlich den doppelten Wellenlinien, in die Öffnungen der Arkadenbögen eingreifen. Abb. 14 zeigt uns ein solches Motiv der ineinandergreifenden Wellenlinien, das auch häufig erscheint. Es ist ebenfalls vereint mit einem punktierten Zickzackband. Abb. 15 zeigt uns wieder ein Gefäß wie Abb. 12, nur fehlen

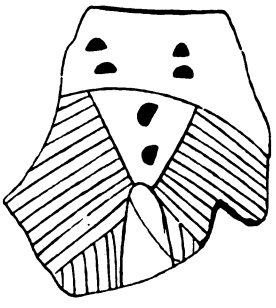


Abb. 19.
Osthofen.
1/3 Originalgröße.

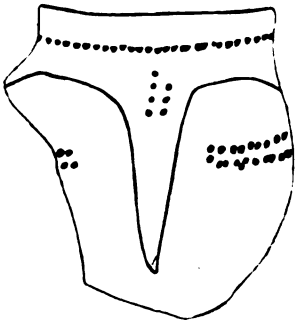


Abb. 20.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/3 Originalgröße.

Abb. 21.
Slomborn. (Wohnplatz.) (Festschr. Tafel IX, 32.)
1/2 Originalgröße.

hier die ausgesparten viereckigen Felder zwischen Arkadenbögen und Spiralhaken. Letztere haben hier ein kolbiges Ende.

Abb. 16 und 17 von Gefäßen aus Sauerbach in Oberhessen und aus der Schárka in Böhmen sind des Vergleiches wegen hier wiedergegeben. Das erste ist ein solches Gefäß mit ineinandergreifenden Wellenlinien, wo Wellenberg und Wellental als weitere Verzierung je zwei doppeltschraffierte Dreiecke tragen. Eine Verbindung mit Winkel- oder Stichband fehlt hier, dagegen ist sie in sehr charakteristischer Weise

[1]) Ein sehr gutes Beispiel für die Verwendung des Arkadenbogens und des Spiralhakens als Einzelornamente bieten die von Ritterling veröffentlichten keramischen Funde aus Wiesbaden (Mitteil. des Vereins für Nass. Altertumskunde u. Geschichtsforschung 1908, Nr. 2 und 3). So sehen wir bei dem Gefäß S. 69 zwei Reihen nach oben und unten reichender Arkadenbögen und bei der auf S. 67 abgebildeten Gefäßscherbe über der Schnuröse einen vereinzelten Spiralhaken angebracht. Die übrigen Ornamente dieser prächtigen schwarzen Scherbe bilden Zickzackbänder, die gleich dem Spiralhaken mit Gitterwerk erfüllt sind. Diese, wie die damit vereinten Stichverzierungen sind mit weißer Masse inkrustiert.

Digitized by Google

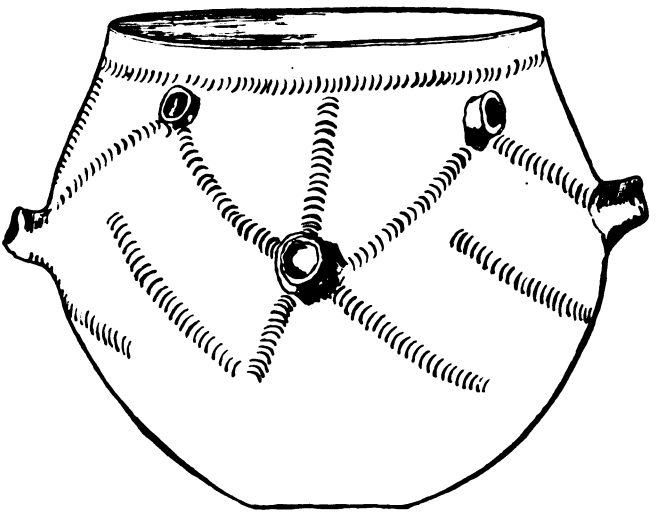


Abb. 22.
Monsheim II. Neolithischer Wohnplatz. Landwehr. H. = 19 cm, Dm. = 22 cm.

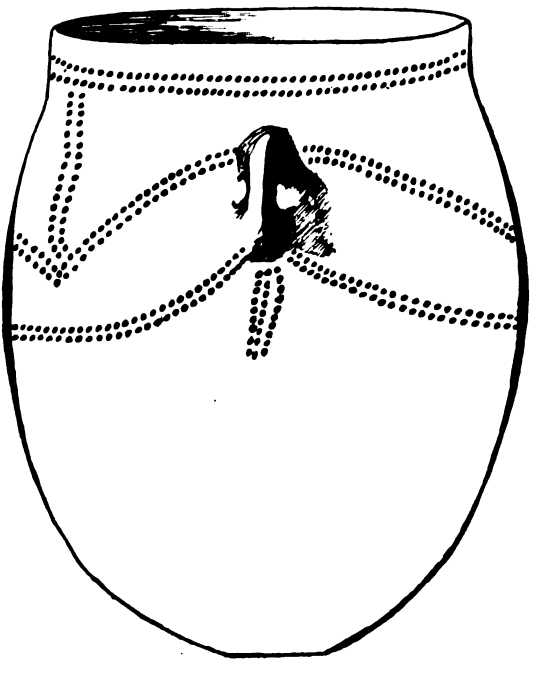


Abb. 23.
Monsheim I. Neolithischer Wohnplatz. Kapelläcker und Wachenheimer Pfad.
H. = 45 cm, Dm. = 42 cm.

Digitized by Google

bei Abb. 17 zu sehen. Hier sind die beiden miteinander vereinigten Verzierungsarten, Stichband- und Spiralverzierung, selbstverständlich gleichzeitig

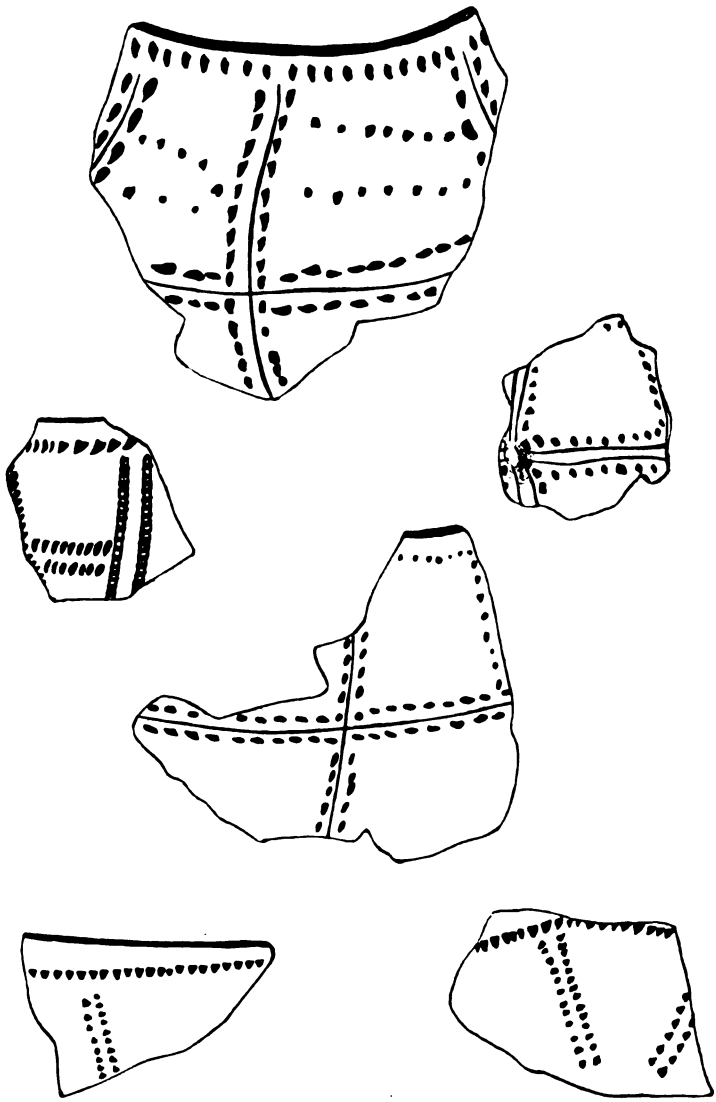


Abb. 24.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/2 Originalgröße.

entstanden, nur ist die zuletzt ausgeführte Spiralverzierung nach der in Böhmen üblichen Art durch Bemalung erzeugt, während das zuerst dar-

Digitized by Google

gestellte doppelte Stichband noch die für die Spiralmäanderkeramik charakteristische Zwickelverzierung aufweist.

Abb. 18 rechts zeigt eine Scherbe mit flüchtig gezeichneter Darstellung des Arkadenbogens, Spiralhakens und Stichbandes, während in Abb. 18 links

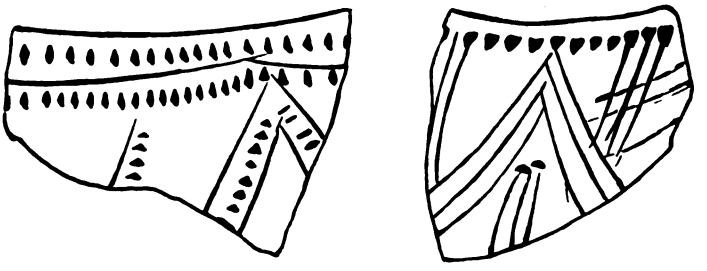


Abb. 25.
Kriegsheim.
1/2 Originalgröße.

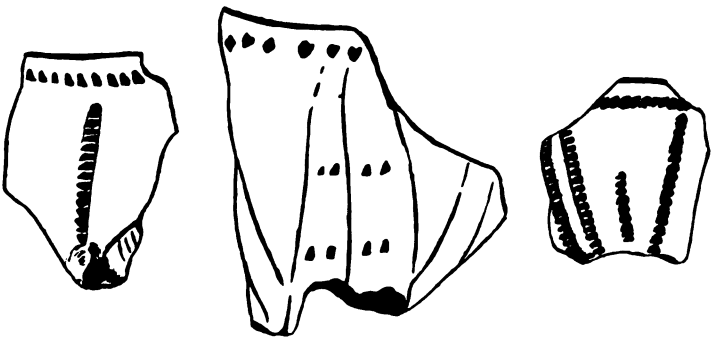


Abb. 26.
Monsheim I.
1/2 Originalgröße.

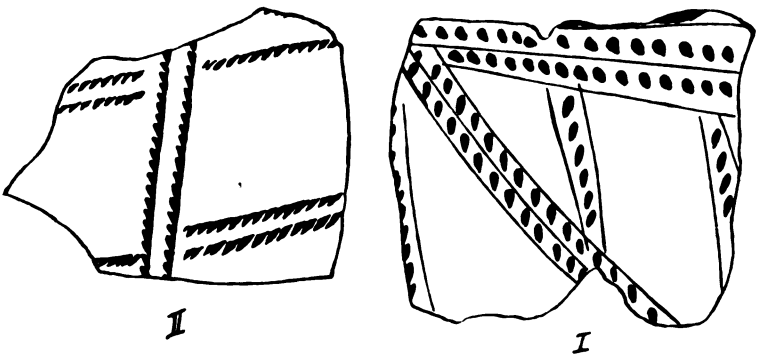


Abb. 27.
Monsheim.
1/2 Originalgröße.

Digitized by Google

ein richtiger „laufender Hund“ zur Darstellung gelangt ist, also eine Reihe von Spiralen, die alle durch eine fortlaufende Linie gebildet sind. Selbstverständlich fehlt hier die Verbindung von Rechteckfeld und Spiralhaken; verbunden ist dagegen das Motiv mit einem wagrecht verlaufenden Stichband.

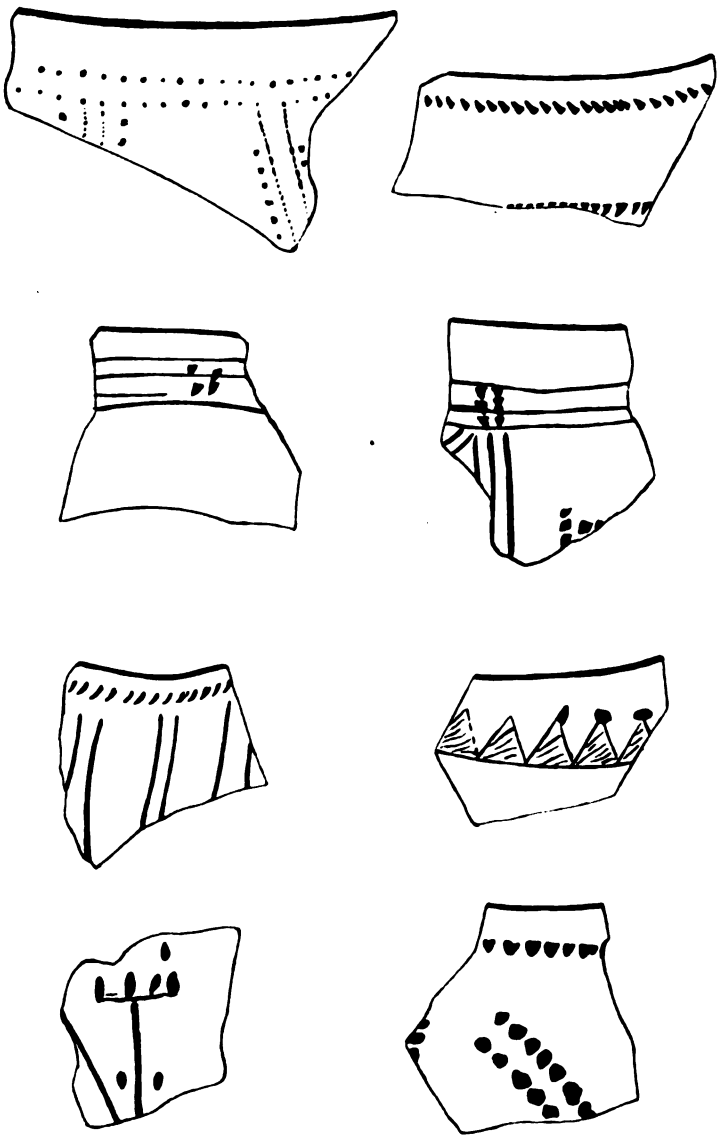


Abb. 28.
Worms. Rheingewann („Untere Platt“).
1/2 Originalgröße.

Digitized by Google

Von Abb. 18 unten werden wir später zu sprechen haben. Abb. 19 stellt eine Scherbe dar, auf der man die aus Halbmonden bestehende Randverzierung, einen Teil des Arkadenbogens und des Spiralhakens erkennt. Abb. 20

Abb. 29.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/2 Originalgröße.

Digitized by Google

läßt uns eine aus einer Linie und Abb. 21 (a. a. O. Taf. IX 32) eine nur aus Stichpunkten bestehende Wellenlinie erkennen.

Damit kommen wir zu der aus lauter Stichpunkten — ohne jede Linie! — bestehenden Verzierungsart[1]). Sie ist in dieser Keramik sehr

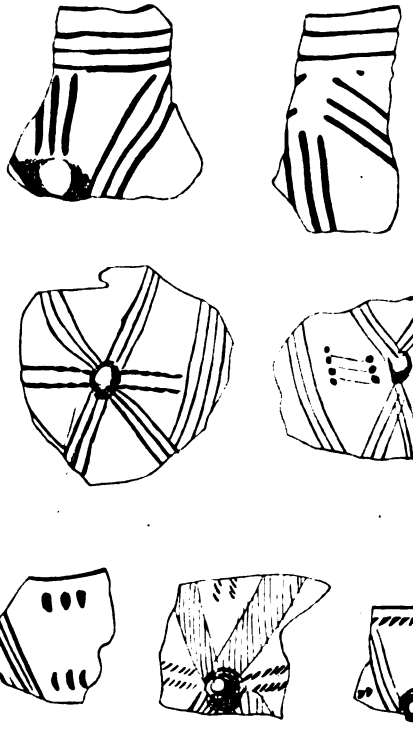


Abb. 30.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/3 Originalgröße.

Abb. 31.
Mölsheim II.
1/2 Originalgröße.

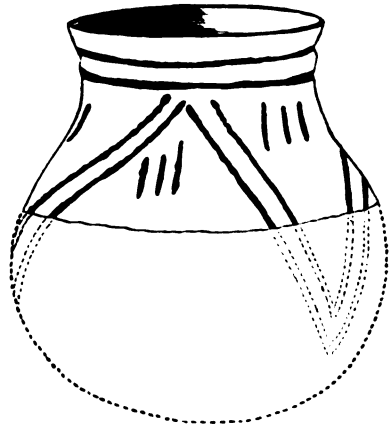


Abb. 32.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/3 Originalgröße.

verbreitet, so daß man oft versucht ist, geradezu von der „Stichkeramik" und „Stich- und Strichreihenkeramik" zu reden, welche Namen jedoch etwas davon völlig Verschiedenes bezeichnen.

[1]) Bärthold (Präh. Zeitschr. Bd. V. H. 1/2. S. 278) erwähnt auch, daß nicht selten Mäander und Spiralen in runden oder dreieckigen Eindrücken „ohne Linien" ausgeführt seien, sowie daß ein Gefäß mit Fingernageleindrücken verziert wäre und Kossinna hat im „Mannus" (Bd. IV. H. 1,2. S. 51. Anm.) ein Gefäß aus Dingelstedt erwähnt und später auch abgebildet, bei dem die Spiralverzierung im Furchenstich ausgeführt worden ist (Kossinna, D. deutsche Vorgeschichte usw. 1912, Abb. 41).

Digitized by Google

Abb. 22 ist ein sehr bezeichnendes Gefäß dieser Gattung. Alle Ornamente bestehen aus Stichverzierungen, sogen. „Fingernageleindrücken", die aber jedenfalls mit einem eigenen Model hergestellt worden sind. Nächst dem Randornament zieht ein Winkelband von je einem der großen zu einem der kleinen, vertieften Gefäßfortsätze über das Gefäß hinweg und außerdem noch ein senkrechtes Band von ersteren nach dem Randornament hinauf. Interessant ist auch hier wieder die Vereinigung mit einem anderen Ornament, dem Mäander, die dadurch zustande kommt, daß je zwei Armen des Winkelbandes drei weitere Arme nach unten hin zugefügt wurden. Bei Abb. 23 bestehen alle Verzierungen aus eingestochenen Punkten. Außer dem Randornament umziehen das Gefäß zwei von Henkel zu Henkel laufende Girlanden, ohne jedoch durch sie hindurch zu ziehen. Die obere ist außerdem noch durch ein Band mit dem Randornament verbunden, während die untere an jedem der drei Henkel eine quastenähnliche Hängeverzierung trägt. Die Henkel sind durch diese Anordnung in das Ornament mit hineinbezogen. In Abb. 24 bis 32 sind noch weitere Scherben von stich- und strichverzierten Gefäßen dargestellt. Ein häufig wiederkehrendes Ornament bilden aus Stichpunkten

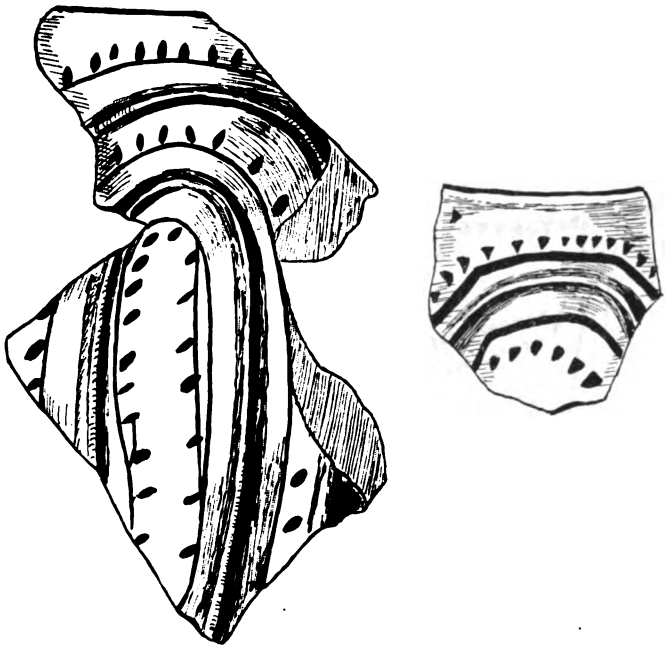


Abb. 33.
Marnheim-Weiherhof. Monsheim I.
1/3 Originalgröße.

Digitized by Google

hergestellte Rechtecke, Abb. 24 und 27, die auch manchmal durch Diagonalen geteilt sind, Abb. 27 rechts. Abb. 33 und 34 unten gehören Gefäßen an, die

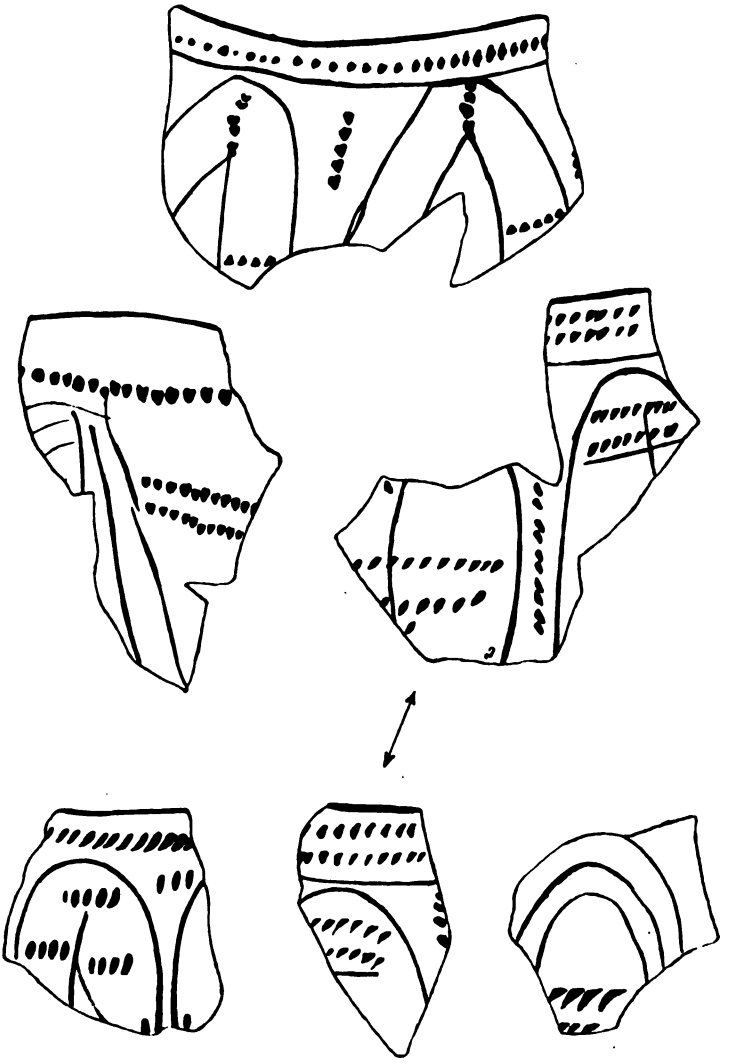


Abb. 34.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/2 Originalgröße.

mit senkrecht nebeneinander gestellten Ovalen oder Ellipsen verziert sind, ein häufig vorkommendes Ornament. Abb. 34 (Pfeil) zeigt zwei Scherben, die mit anderen Scherben nachträglich noch zu einem Gefäße zusammengesetzt

Digitized by Google

und ergänzt werden konnten. Manchmal sind diese Ellipsen auch schräg gestellt, aber auch horizontalliegende gelangen zur Darstellung. Abb. 33 sind Bruchstücke zweier Gefäße, die mit solchen Ellipsen in erhabener Arbeit belegt sind, von denen je zwei konzentrisch zueinander gelagert und mit Punkten und Strichen verziert sind. Abb. 35 zeigt noch Scherben mit solchen plastisch dargestellten Leisten und sie begrenzenden Strichverzierungen.

Bevor ich die Wormser Keramik kannte, war ich geneigt, die in Abb. 35 links gezeigte, in der Nähe eines spiralkeramischen Wohnplatzes gefundene Scherbe ihres Brandes, ihrer Verzierungsart und Profilierung wegen für fränkischer Herkunft zu halten, weil sie der fränkisch-allemannischen Keramik am

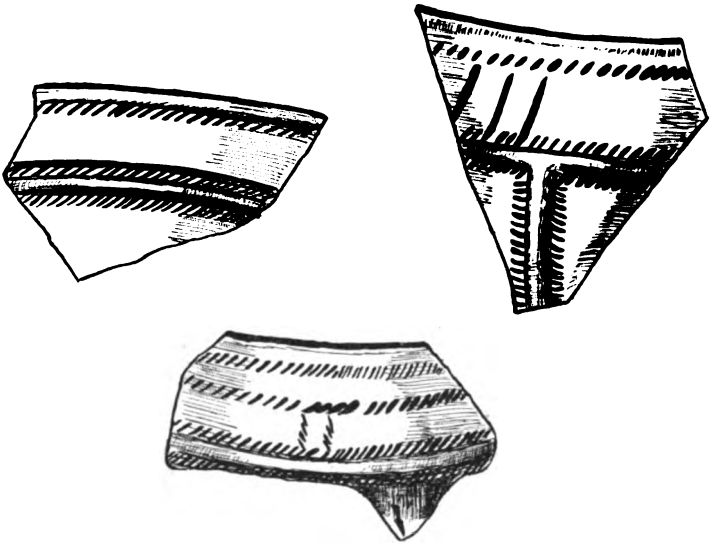


Abb. 35.
Mölsheim I. Monsheim II. Kriegsheim.
1/2 Originalgröße.

nächsten verwandt schien. Und doch war ich jahrelang im Zweifel darüber, bis mich dann ähnliche Scherben, sicher spiralkeramischer Herkunft, ihre wahre Abstammung vermuten ließen. Mit der Entdeckung der Wormser Keramik war dann jeder Zweifel beseitigt. Abb. 36 und 37 unten zeigen Scherben, die alle mit dem Rädchen verziert sind. Durch scharfes Aufsetzen und Eindrücken des Rädchens bei der Erzeugung solcher bandartiger Verzierungen in geringer Entfernung voneinander entsteht leicht eine wulstförmige Erhöhung in der Mitte, und diese vielleicht zufällig entstandene Leiste wurde hernach auch eigens als Ornament verwendet. So sehen wir viele plastische Ornamente ohne gleichzeitige Anwendung des Rädchens auftreten. Bei Abb. 38 sind alle Ornamente durch das Rädchen erzeugt, dabei treten die zwischen den Ornamenten befindlichen Flächen mehr oder weniger plastisch hervor. Ebenso

Digitized by Google

bei den Scherben Abb. 36. Abb. 39 bis 41 laſſen uns noch mehr Scherben mit ſolchen plaſtiſchen oder leiſtenähnlichen Verzierungen erkennen. In Abb. 42

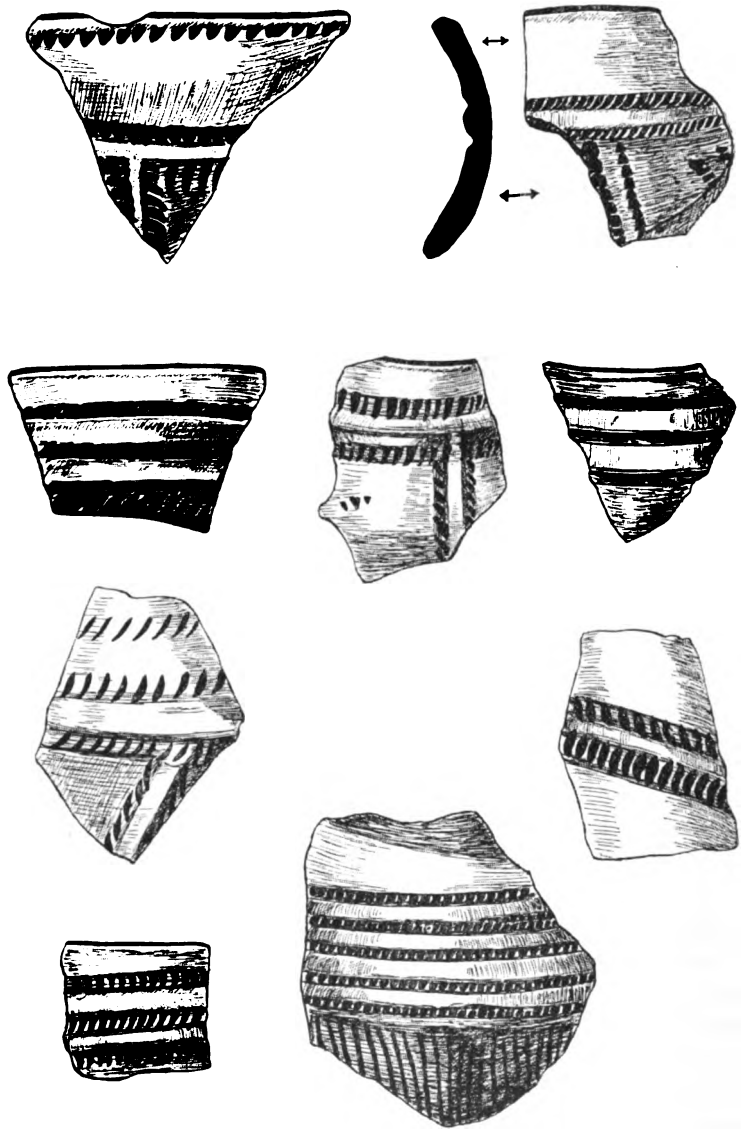


Abb. 36.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/2 Originalgröße.

werden einige Scherben ohne Randverzierung gezeigt, bei denen die Stich- und Strichverzierungen bis dicht an den Gefäßrand heranreichen.

Digitized by Google

Abb. 43 bis 45 stellen Gefäßfortsätze oder henkelartige Ansätze dar von mehr oder weniger bizarrer Form, die der Wormser Keramik, wie wir gesehen haben, eigentümlich ist und in der Flomborner nicht erscheint. Abb. 46 bis 52

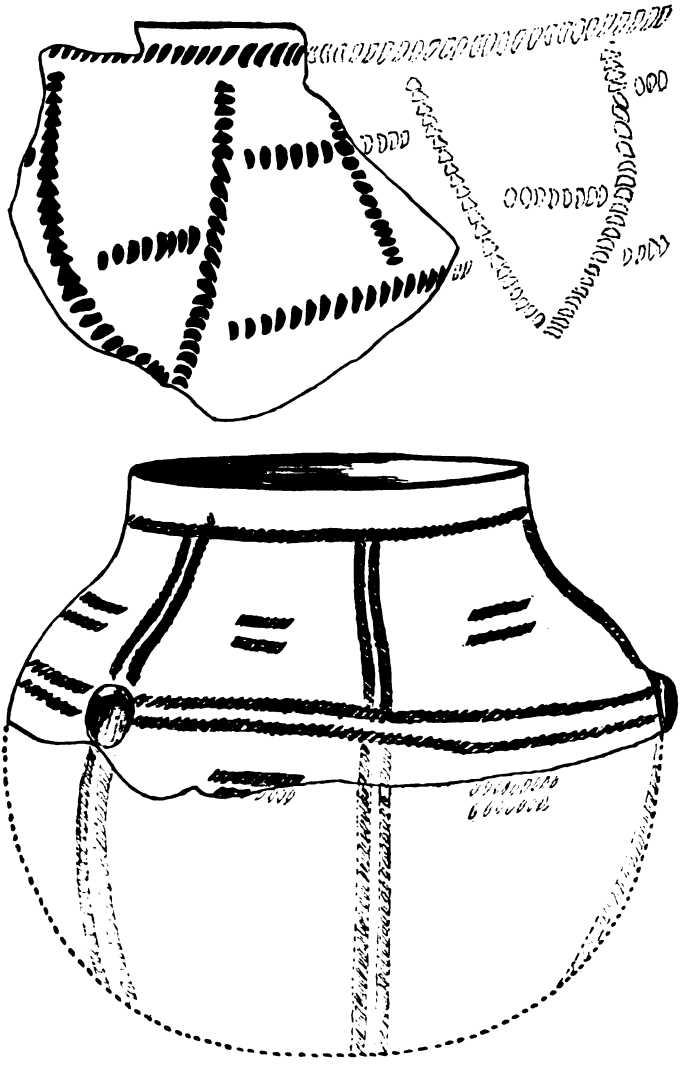


Abb. 37.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/2 Originalgröße.

zeigen uns unverzierte, größere und kleinere Vorratsgefäße und Schalen. Namentlich bei den letzteren sehen wir schon die breit angelegte, flache Standfläche auftreten, die bei den Flomborner Gefäßen noch unbekannt ist.

Digitized by Google

Unterſuchen wir nun, welche von beiden Stilarten, Hlomborner und Wormſer, als die ältere, welche als die jüngere anzuſehen iſt. Werfen wir in dieſer Abſicht nun noch einmal einen Blick auf die Gefäße, Abb. 1 bis 5, und vergleichen ſie mit den Abb. 12 bis 15 wiedergegebenen, ſo werden wir ſofort

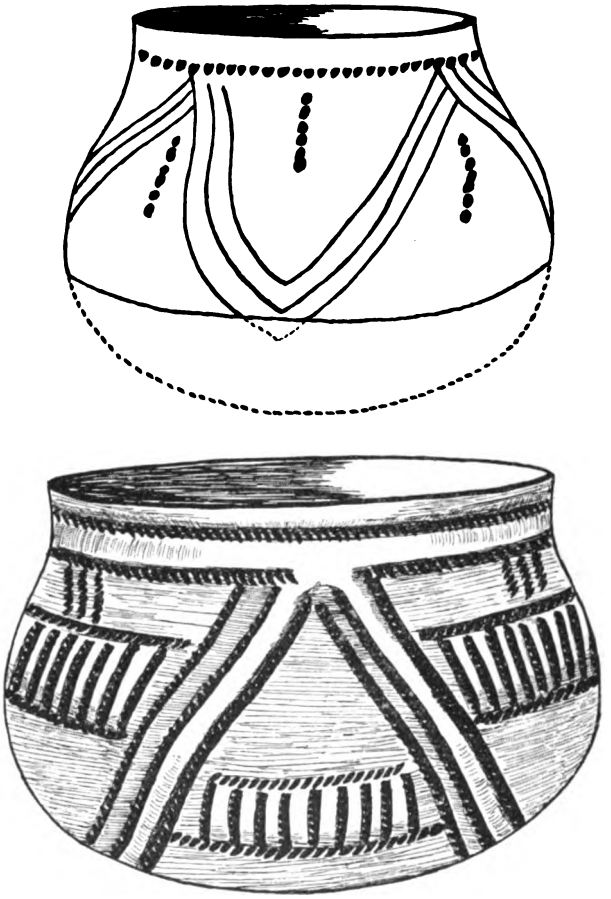


Abb. 38.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H. = 10,5 cm, Dm. = 15,5 cm.
1/2 Originalgröße.

zu der Überzeugung kommen, daß die letzteren Formen ſich aus den erſteren entwickelt haben müſſen und nicht umgekehrt; daß das birnförmige Gefäß demnach jünger ſein muß als das bomben- oder kürbisartige Gefäß. Ferner läßt auch die größere Bodenfläche bei der Wormſer Keramik wohl den Schluß zu, daß ſie die jüngere Form ſein dürfte. Noch in ſtärkerem Maße als bei den Gefäßformen drängt ſich uns dieſe Überzeugung auf bei dem Vergleich der Ornamente

Digitized by Google

beider Stilarten. Bei der Flomborner Keramik die strenge, einfache Linienführung des Ornamentes ohne weitere Zutaten, bei der Wormser Keramik

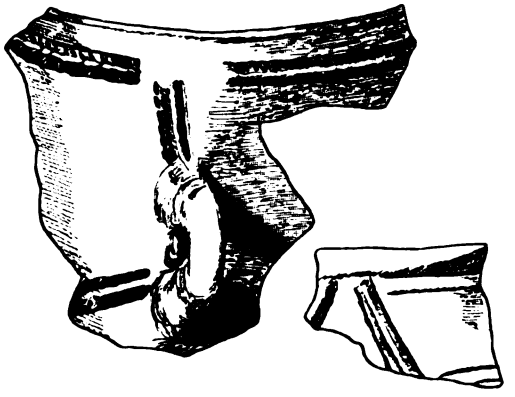


Abb. 39.
Wachenheim.
1/3 Originalgröße.

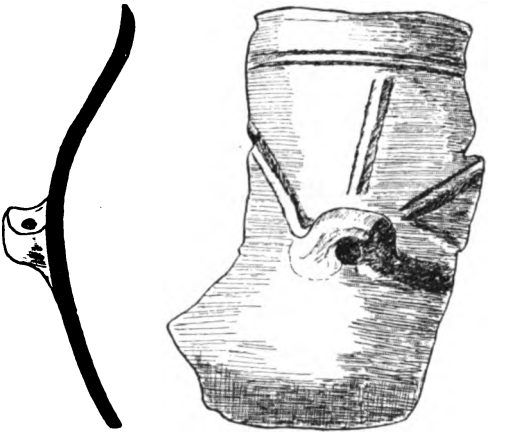


Abb. 40.
Monsheim I. Kapelläcker und Wachenheimer Pfad.
1/6 Originalgröße.

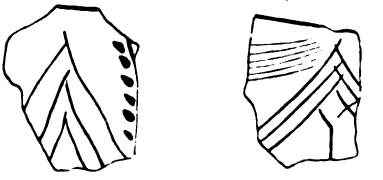


Abb. 41.
Monsheim II. Landwehr.
1/3 Originalgröße.

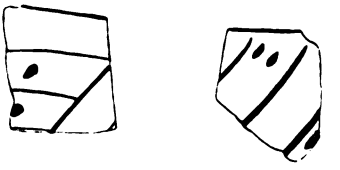


Abb. 42.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/3 Originalgröße.

Digitized by Google

die Vermengung verschiedener Ornamente, Verschnörkelung, ja eine gewisse Entartung der Motive. Es wird demnach auch hier das einfache Ornamentsystem das ältere und das komplizierte das jüngere sein, nicht umgekehrt.

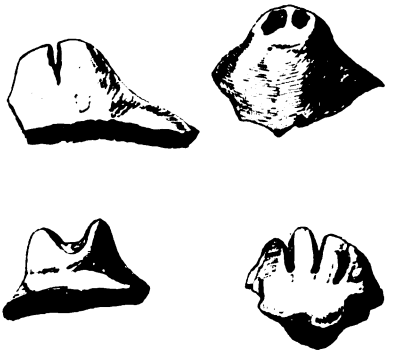


Abb. 43.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
1/3 Originalgröße.

Abb. 44.
Monsheim II.
1/3 Originalgröße.

Abb. 45.
Osthofen.
1/3 Originalgröße.

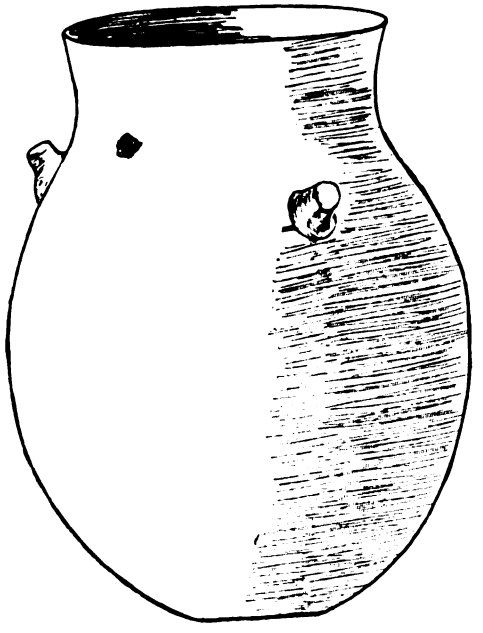


Abb. 46.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H. = 47 cm, Dm. = 36,5 cm.

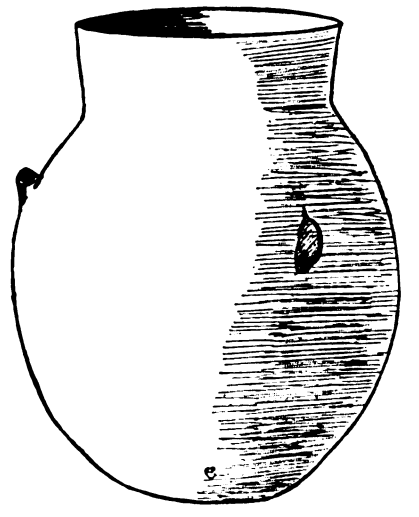


Abb. 47.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H = 56,5 cm, Dm. = 47,5 cm.

Digitized by Google

Auch die Anwendung vorgeschrittener technischer Hilfsmittel wie die des Rädchens oder des Rollstempels läßt diesen Schluß gerechtfertigt erscheinen.

Während wir nämlich bei der Flomborner Keramik die Anwendung dieses Instrumentes noch nicht beobachten konnten, tritt sie in der Wormser

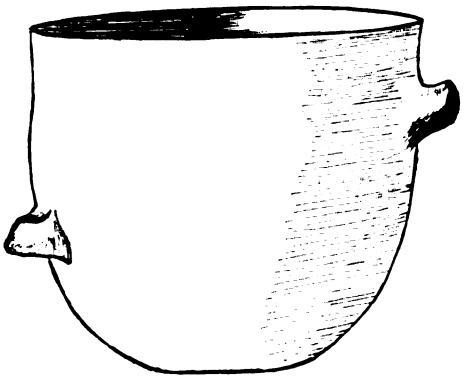


Abb. 48.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H. = 27,5 cm, Dm. = 31,3 cm.

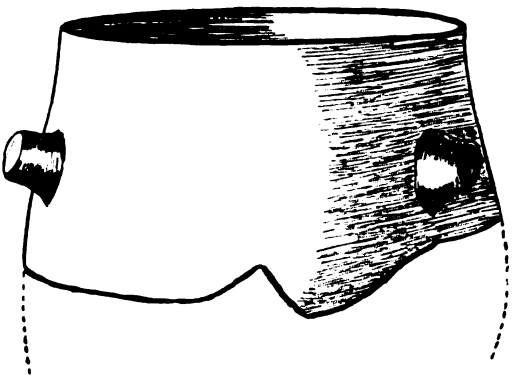


Abb. 49.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
Dm. = 16 cm.

Keramik außerordentlich häufig in die Erscheinung. Es scheint, als ob diese Kenntnis der Anwendung des Rädchens durch die Großgartacher Keramik vermittelt worden sei, daß sie wohl aber nicht so rasch Gemeingut der spiral-

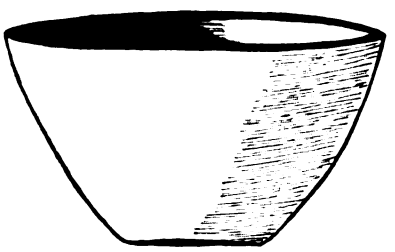


Abb. 50.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H. = 8,5 cm, Dm. = 15 cm.

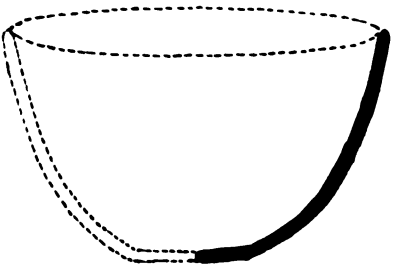


Abb. 51.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
H = 9 cm.

keramischen Töpferei werden konnte und deshalb auch nicht schon in der älteren, sondern erst in der jüngeren Stufe Aufnahme fand. Einen starken Anklang an die Großgartacher Keramik zeigt uns die Scherbe Abb. 18 unten, deren beinahe völlig gleiches Vorbild wir in einer Großgartacher Scherbe unserer Sammlung erblicken zu können glauben.

Digitized by Google

Das Vorkommen der zahlreichen Stichbandmotive bei der Wormser Keramik läßt uns vermuten, daß wir auch ihre Vorbilder in der Großgartacher Keramik zu suchen haben dürften, obwohl der für Rössen und Großgartach

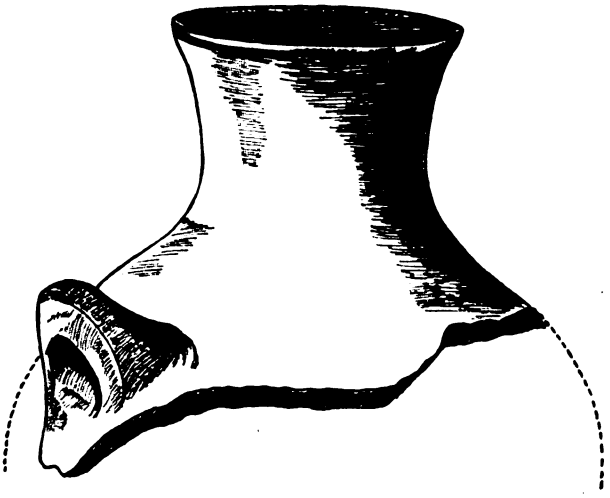


Abb. 52.
Worms. Rheingewann („Untere Platt").
Halsweite = 11,5 cm. Dicke der Gefäßwand = 8—10 mm.

so charakteristische Doppelstich bei ihr noch nie gefunden ist. Woher ferner die so außerordentlich häufig auftretenden Winkel- und Zickzackbänder, Dreieck- und andere ähnliche Verzierungen sowie das Randornament stammen, läßt sich vorläufig noch nicht sagen, vermutlich sind sie durch den Einfluß der Hinkelstein-Keramik, die sich ja so vielfach in der Rössener- und Großgartacher Keramik bemerkbar macht, zu erklären.

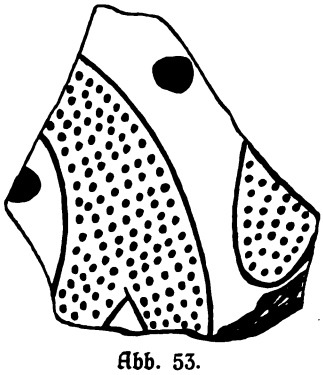


Abb. 53.
Monsheim I.
1/2 Originalgröße.

Der Umstand, daß in den Brandgräbern der Wetterau und in deren nächsten Umgebung nicht die erste, sondern immer nur die zweite Stufe der Spiralmäanderkeramik gefunden wird, während die Hockergräber von Flomborn nur Gefäße der ersten Stufe geliefert haben, läßt uns auch vermuten, daß diese die Brandgräber begleitende Keramik jünger sein wird, als die der Skelettgräber.

Während in den letzteren beinahe ausschließlich Schmucksachen aus Spondylusmuschel erscheinen, treten diese in den Brandgräbern gar nicht

Digitized by Google

auf, sondern, wie bekannt, nur Schmuckketten und Anhänger aus Kieselsteinchen, Schieferplättchen, Tonscherbchen, Knochen und Tierzähnen. Die Spondylus-Einfuhr muß demnach damals schon aufgehört haben.

Fassen wir nun die Ergebnisse unserer Untersuchung zusammen, so müssen wir erklären, daß die Flomborner Keramik als die ältere und die Wormser Keramik als die jüngere Spiralmäanderkeramik zu bezeichnen ist.

Wenn wir nun zu erforschen suchen, wo diese jüngere Spiralmäanderkeramik noch weiter vorkommt und wir dabei wieder von den beiden rheinischen Funden ausgehen, so sehen wir, daß zunächst westlich von ihnen in der Gegend von Lüttich ein Verbreitungsbezirk dieser Keramik zu erkennen ist. Östlich vom Rheingebiet erscheint sie dann in der Gegend von Göttingen und Kassel, ferner in Oberhessen, in der Wetterau, bei Wiesbaden[1]), im unteren Maintal (Frankfurt, Wenigumstadt), im Spessart und in der Gegend von Würzburg, sowie im Neckartal bei Mannheim, Heidelberg und Heilbronn. Von Thüringen und Sachsen[2]) aus erstreckt sie sich ferner nach Böhmen und Mähren hinein, dort vielfach mit der älteren Spiralmäanderkeramik vergesellschaftet.

Während nun letztere zur Zeit des Flomborner Hockerfriedhofes noch beinahe ausschließlich im Gebrauche war, ist erstere zur Zeit des Wormser Wohnplatzes schon so sehr Mode geworden, daß sie beinahe vollständig den Markt beherrscht hat. Zwischen diesen beiden Zeitabschnitten wird nun ein allmählicher Übergang von der älteren zur jüngeren Stufe stattgefunden haben, wie das ja auch durch die Funde auf den einzelnen Wohnplätzen bewiesen wird.

Da wir nun künftig, wie aus den bisherigen Untersuchungen hervorgeht, nur von älterer und jüngerer Spiralmäanderkeramik werden reden dürfen, so wird es an der Zeit sein, endlich einmal die vielen anderen derartigen Bezeichnungen, von denen ein ganzes Dutzend bis jetzt umläuft, fallen zu lassen, zumal sie ja, wie wir zum Teil schon gesehen haben, den Kern der Sache gar nicht treffen, und damit zu beginnen, eine einheitliche Bezeichnung an deren Stelle zu setzen. Ich will von diesen vielen Benennungen nur die zuletzt erfundene hier anführen. Sie heißt: „Geradlinige Linienbandornament-Keramik", im Gegensatz natürlich zur krummlinigen Linienbandornament-Keramik. Damit sollen im ersten Falle die Mäander-, Winkelband-, Zickzack-, Dreieck- und andere ähnliche Verzierungen,

[1]) Der Boden von Wiesbaden war zur neolithischen Zeit, vermutlich der warmen Quellen wegen, dichter besiedelt als viele andere Orte. So lernen wir durch Ritterling (a. a. O.) dort mehrere Wohnplätze kennen, darunter einen mit älterer (S. 68) und einen mit jüngerer (S. 36 u. 37) Spiralmäanderkeramik.

[2]) Von dort bildet Bärthold (a. a. O. S. 276—282) schöne Gefäße beider Stufen ab.

Digitized by Google

im zweiten Falle die Spiral-, Wellenlinien-, Arkadenbogen- und Ovalverzierungen gemeint sein. Und zu diesen Wortungetümen hat man sich verstiegen, um nur die ominöse Bezeichnung: „Spiralmäanderkeramik" nicht anwenden zu müssen!

Aber etwas anderes wird kaum übrig bleiben. Denn, wie wir uns überzeugt haben, kann man die Flomborner Keramik, die ganz vorwiegend aus Spiralen und Mäandern, dagegen nur zum kleinsten Teil aus Wellenlinien und Ovalverzierungen besteht, doch wohl kaum anders benennen, besonders unter dem Gesichtspunkt, daß in dieser Periode zum ersten Male in der Keramik die so charakteristischen Ornamente der Spirale und des Mäanders auftreten und das doch als besonders bedeutungsvolles Moment, wie jeder einsehen wird, betrachtet werden muß. Kommt man aber zu diesem Schluß, dann kann man auch der jüngeren Stufe diesen Namen nicht vorenthalten, denn, wie wir gesehen haben, bildet diese ja nur eine weitere Entwickelungsstufe der ersteren. Es liegt somit auch nicht die geringste Veranlassung vor, sie anders zu benennen. Vor allem aber ist die Bezeichnung „l i n e a r" unzutreffend. Denn erstens gibt es, wie uns bekannt ist, eine große Anzahl Ornamente, die nicht aus Linien, sondern im Gegenteil nur aus Stichpunkten bestehen und dann wurde zweitens diese Bezeichnung seinerzeit unter einer ganz unrichtigen Voraussetzung angewendet, nämlich unter der, daß Spiralmäanderkeramik und Großgartacher Keramik ein und derselben keramischen Stufe angehörten, während sie doch zwei ganz verschiedene Kulturperioden darstellen, die nur hier und da einmal zeitlich und örtlich sich berühren, sonst aber völlig voneinander verschiedene Dinge sind.

Wenn nun diese Ansicht, die Spiralmäanderkeramik sei, nur um sie als „Küchengeschirr" oder „Bauernkeramik" von dem übrigen, angeblich feineren Geschirre, der sogen. „Stich- und Strichreihen (Großgartacher)-keramik", zu trennen, mit dem Namen „Linearkeramik" zu belegen, längst als irrig erwiesen ist, dann kann auch länger nicht mehr an dieser falschen Bezeichnung festgehalten werden.

Nachtrag.

In diesem Herbste noch ist es möglich gewesen, dank der Unterstützung durch die römisch-germanische Kommission des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Institutes, welcher hiermit seitens des Wormser Altertumsvereins bestens gedankt sein soll, die Ausgrabung auf diesem für die Chronologie so wichtigen Wohnplatze weiter fortzusetzen. Es wurden dabei wieder 34 Gruben der Spiralmäanderkeramik und 5 der Bronzezeit, 2 zonenkeramische Hockergräber und 1 gestrecktes Skelett der Hallstattperiode angetroffen und untersucht. Über diese Funde soll später nach weiterer Erforschung des Wohnplatzes berichtet werden. Vorläufig wollen wir nur zur Vervollständigung

Digitized by Google

des Berichtes über die Keramik der ersten 11 spiralkeramischen Wohngruben ergänzend noch folgendes mitteilen[1]):

Nirgends auf dem Wohnplatz konnte bis jetzt etwas von einem Umfassungsgraben bemerkt werden. Die Wände der steinzeitlichen Gruben haben alle einen unregelmäßigen Verlauf und die Gruben selbst im allgemeinen eine ovale Form. Es wechseln kleine mit großen Gruben ab. Leider sind sie nicht mehr ganz unberührt geblieben, denn weil das Gebiet schon vor mehreren Jahrhunderten mit Weinbergen angelegt war, so haben sich alle bis jetzt untersuchten Felder als bereits umgerodet erwiesen. Es ist somit außer der Humuserde noch eine Schichte von 30—40 cm des ursprünglichen Grubeninhaltes durch das Umroden für die Untersuchung als verloren zu betrachten, denn die in ihr früher enthaltenen Scherben sind dadurch völlig vernichtet worden. Wenn nun eine Grube nicht besonders tief angelegt war, blieb überhaupt nicht viel von ihr erhalten. Außer den Wohngruben wurden bis jetzt auch 2 Wildfallen angetroffen, von denen eine sich mit einer Wohngrube geschnitten hat. Sie gehören ebenfalls der Spiralmäanderkeramik an.

Über die Keramik der neuerdings untersuchten 34 Wohngruben wird später berichtet werden, für heute soll nur kurz von den sonstigen Fundgegenständen gehandelt werden. An Steingeräten wurden nur wenige unversehrte, meist Bruchstücke von solchen gefunden, die Knochengeräte waren gewöhnlich besser erhalten. Auch Rötel zum Färben fand sich; einmal zusammenliegend 5 handgroße und faustdicke Stücke. Sie waren jedenfalls nur wenig oder gar nicht benutzt, denn sie zeigen noch scharfe Kanten und keine abgeriebene Flächen. Offenbar waren sie in dieser passenden Form in den Handel gekommen. Eine erhebliche Menge Tierknochen konnte zur späteren Untersuchung erhoben werden. So fanden sich einmal in einer Grube 2 Stierschädel mit Hörnern und 1 Hirschkopf mit Geweih. Dabei noch Schädelstücke, Geweihstangen und Hörner von weiteren Tieren.

Es soll auch hier zum Schlusse noch erwähnt werden, daß sich bis jetzt weder innerhalb noch außerhalb der Wohngruben eine Spur von Brandgräbern gezeigt hat, wie sie ja gerade für die jüngere Spiralmäanderkeramik in der Wetterau so typisch sind. Ebenso hat sich nicht ein einziger jener durchbohrten Kiesel- oder Schieferanhänger gefunden, die in neuerer Zeit, ebenfalls mit dieser Keramik zusammen, in der Gegend von Göttingen und vor kurzem auch in einem Exemplar auf dem Heiligenberg bei Heidelberg zutage getreten sind.

[1]) Auch dabei wurden schon 2 Gruben der Bronzezeit und 3 Kinderbestattungen gefunden (2 zonenkeramische Hocker und 1 gestrecktes Skelett der Hallstattzeit).

Digitized by Google

Diskussion.

Prof. Kossinna: Die Ausführungen des Herrn Vortragenden waren gewiß klar und überzeugend, was die Hauptsache angeht, die Unterscheidung der beiden Abarten der Spiralmäanderkeramik: des altbekannten Flomborner und neu erkannten Wormser Stiles. Nicht ganz so durchschlagend scheint mir aber — bis jetzt wenigstens — erwiesen zu sein, daß der Flomborner Stil der ältere, der Wormser der jüngere sei. Man könnte das Altersverhältnis auch umgekehrt auffassen. Man könnte in der durchgängigen horizontal gerichteten Randverzierung des Wormser Stils einen Nachklang der alten Winkelsteinweise, vielleicht auch der Großgartacher Art, erkennen, der dem Flomborner Stile bereits verloren gegangen ist; man könnte weiter in der reicheren Verzierungsweise und in dem starken Auftreten der Technik der Stichverzierung beim Wormser Stil eine Einwirkung aus einer der dem Flomborner Stile vorangehenden Stufen der süddeutschen Stichkeramik, sei es des Rössener, Friedberger, Eberstadter, oder Großgartacher Stiles, erkennen und dasselbe gilt endlich auch für die so scharf kennzeichnende obere Einschnürung der Gefäßwand beim Wormser Stil, die an den Rössener Stil, erinnern könnte. Hoffentlich wird die Zukunft diese chronologische Frage bald zur endgiltigen Entscheidung bringen.

Digitized by Google

Das Holz als maßgebender Stoff germanischer Kunstbetätigung.

Von Albr. Haupt, Hannover.

(Kurzer Auszug.)

Aus tiefem Dunkel taucht langsam das Bild der ältesten germanischen Kunst hervor; langsam gewinnt das Schattenbild Gestalt und Formen. Wenn auch zahlreiche Forscher, die ihre Arbeit dem Süden und Osten zugewendet haben, noch nichts von alledem wissen wollen — für den, der in angestrengter Arbeit und aufrichtigem Wollen sich dieser Erkenntnis und Arbeit widmet, wird es langsam zur Tatsache, daß es sich hier um einst wirklich Gewesenes und in seinen Taten und Folgeerscheinungen Großes — für uns Germanen vor allem — handelt.

Der Grund, weshalb es so schwer war und noch ist, hier endlich Greifbares zu erringen, das immer noch Nebelhafte zu erfassen, liegt vor allem in der Vergänglichkeit des Stoffes der einstigen größeren Kunstleistungen. Und so sind wir im allgemeinen auf die bescheidenen und nicht überzahlreichen Nebenprodukte und Folgeerscheinungen angewiesen, um von ihnen auf die einstigen Haupttaten zu schließen und sie uns, wenigstens in Umrissen, wieder zu gewinnen.

Der genannte Grund, die Vergänglichkeit des Stoffes einstiger Kunstleistungen, liegt offen zutage. Während es den Ägyptern gegeben war, ihre Werke — vor allem der Baukunst, der Mutter aller Künste — im schwersten Gestein, in Granit und ähnlichem, zu gestalten, den Griechen und Römern in Marmor, den Orientalen in Ziegeln — war den Nordischen nur das rasch vermodernde Holz zur Hand. Und so wissen wir von alledem, was dort war, fast so gut als nichts. Auch die geschriebene Geschichte schweigt fast völlig hierüber, da sie weit jüngerer Zeit angehört, und vor ihr nur hier und da ein Schall aus den nordischen Wäldern tönt, ein einzelner Wanderer jene Gefilde berührt.

Wenn aber langsam die Erkenntnis erwuchs, daß einst bis in den höchsten Norden hin, in den Zeiten, ehe das Mittelalter begann, ehe das Christentum

Digitized by Google

in jenes Dunkel leuchtete, gerade so gut, als im Süden und Osten, eine hohe Kunstfreudigkeit und Gestaltungskraft tätig war, wer ihre letzten Reste mit Augen schaute, der erkennt klar, wie eigenartig und wie bedeutend, vor allem für uns auch, jene Zeiten ihr künstlerisches Ideal in Formen zu gestalten wußte; und daß das Bescheidene, was wir heute noch davon besitzen, durchweg von solchem Geiste zeugt und jener Art zugehörig ist.

Diese Erkenntnis lautet also: Von altersher bereits besaßen die Germanen eine eigenartige, bildende Kunst, vor allem eine Baukunst und ein Kunstgewerbe, die nur deshalb so ganz verschollen sind, weil sie sich fast ausschließlich in dem vergänglichen Material des Holzes betätigten.

Was aber noch übrig ist, insbesondere aus den Zeiten, da wir von einer wirklich völlig ausgeprägten germanischen Kunstbetätigung reden können, d. i. aus den ersten Jahrhunderten nach Christi, das trägt überall die Spuren dieser Herkunft und dieser Zugehörigkeit.

Denn das ist zugleich sicher: völlig abgesonderte, ganz ausgeprägte, germanische Ausdrucksweise auf diesem Gebiete mußte sich, wie alles, erst entwickeln, und die ältesten Kunstbetätigungen des Germanentums stehen der in Europa überall maßgebenden Art verhältnismäßig viel näher; insbesondere hat germanische Hallstatt- und Latène-Kunst noch außerordentlich viel gemein mit dem in Mitteleuropa überall Verbreiteten. Erst die folgende Epoche findet hier eine völlig klare und unverkennbare Scheidung und eine deutlich entwickelte Eigenart. — Es ist eben die Zeit, da der Wald und das Holz mit dem Germanentum sozusagen zu engster Gegenseitigkeit zusammenwuchs.

Diese Erkenntnis läßt uns die noch übrigen Kunstprodukte dieser Art erst verstehen. Nach ihr ist es sicher, daß die gesamte Kunstform unserer echt germanischen erhaltenen Kunstarbeiten, also vorwiegend die Gegenstände in Metall, ihre Formgebung aus der Holzbearbeitung, aus der Tektonik des Holzes, herleitet. Jeder, dem dies einmal klar geworden, findet die Beweise überall. Und selbst die entferntesten Zweige lassen den Ursprung aus jenem Stamme nicht verkennen.

Wenn dies früher mehr ein Schluß auf Grund kleiner einzelner Beweisstücke erschien, so ist uns seit kurzem ein helles Licht zuteil geworden; und zwar ein Nordlicht. Die Kundigen wußten schon längst, daß in Norwegen die letzten Reste altgermanischer Holzkunst, insbesondere in der Architektur, noch vorhanden seien. Aber man ging rasch darüber hinweg und fand diese Dinge damit ab, daß man sie als die ältesten Repräsentanten einer entstehenden künstlerischen Richtung bezeichnete.

Jetzt wissen wir, daß ihnen vorausging eine einzigartige, ganz verschwundene, prächtige, bildende Kunst in Holz, deren Nachzügler nur die bescheidenen Kirchlein und kleineren Kunstwerke in diesem Material darstellen.

Digitized by Google

Die paar Funde von Schiffen, des Nydam-, Gokstad- und zuletzt des Osebergschiffes, haben uns dies gelehrt. Insbesondere des letzten, dessen Inhalt der gebildeten Germanenwelt allzulange noch vorenthalten wird. Das Totenschiff einer germanischen Königin des 8. oder 9. Jahrhunderts, ausgestattet mit dem herrlichsten Schnitzwerk, wundervoller Ausstattung, vollendet schönen Möbeln, Wagen, Schlitten und Gerät, — alles uns zeigend, daß damals eine Formenwelt dieser Richtung im höchsten Norden bestand, die selbst schon die deutlichen Züge nicht einer Früh-, sondern bereits einer Spätkunst trägt. Wenn Professor Gustafson endlich mit dem Ergebnis seiner Ausgrabung vor die Welt tritt, wird eine ganz neue Anschauung Platz greifen. Dann werden wir klar erkennen, daß die Stabkirchen der ältesten Zeit schon die Spätlinge jener Kunst waren, deren Enkel und Urenkel sich bis ins 13./14. Jahrhundert oder noch länger fortpflanzten. — Daß aber z. B. die ältesten baulichen Reste an der Kirche in Urnäs wohl nur die übrig gebliebenen Teile einer alten Häuptlingshalle sind. — Kurz, daß eine große Kunst von ungeahnter Pracht in den Zeiten des Wikingertums dort im Norden — aber sicher auch nicht Minderes, ja wohl Größeres im alten Germanenlande vorhanden war, — jetzt verweht, vermodert und vergessen.

In flüchtigen Bildern ziehen aber davon die Spuren hier noch an uns vorbei. In den ältesten Steinbauwerken der Germanen in Italien, Frankreich, Spanien spricht fast jede Einzelform davon, daß ein zimmermännischer Kunstgeist sie bildete, daß eine lebendige Holzbaukunst neben der steinernen herging, wie ja auch die Gesetze der Burgunden, der Westgoten, der Langobarden es deutlich besagen; wie die Sprache selber es bezeugt, die nirgends von Stein, nur von Holz spricht, nichts vom Maurer und vom Zimmermann weiß.

Deutlich läßt sich dies nun verfolgen an der Einzelausbildung der uns aus jenen Zeiten überlieferten Gestaltungen in anderen Stoffen, in Stein wie in Metall. Die gesamten charakteristisch germanischen Reste von Bauwerken der Ostgoten — Theoderichdenkmal — der Langobarden in Cividale, Brescia bis nach Dalmatien — der Merowinger und Franken bis nach Aachen, der Westgoten in Südfrankreich wie in Spanien tragen diese Züge. Das Ornament ist durchweg Kerbschnitt oder Flachornament, die Strukturteile sind Zimmermannsarbeit, die Konstruktionen Holzkonstruktionen.

Ganz besonders bezeichnend ist dafür der Kerbschnitt. So weit Germanen sich verbreiteten, so weit ist der Kerbschnitt in den verschiedensten Materialien zu Hause, oft bis auf den heutigen Tag noch lebendig.

Aber auch der gesamte Schmuck in Metall trägt diese Züge. Die zahllosen gegossenen Fibeln in Silber und Bronze sind offenbar nach Modellen aus Holz hergestellt. Woher Lindenschmit den Gedanken faßte, solche seien auch in Zinn geschnitten gewesen, ist völlig unerfindlich — aber

Digitized by Google

auch er sieht ein, daß sie geschnitten waren; und schneiden tat man überall zuerst in Holz.

Ebenso ruht die ganze berühmte altnordische Tierornamentik auf gleichem Grunde; auch sie ist eine reine Flachornamentik, d. h. in eine Fläche auf Grund geschnitten. Und von dieser Formenbildung ist denn auch die in Edelmetall abhängig, wie man z. B. an den fränkischen, burgundischen oder bajuwarischen Tauschierarbeiten leicht erkennt.

Die Wikingerschmuckwerke sind reine Übertragungen von Holzarbeiten, wie wir sie jetzt im Osebergschiff kennen lernen.

Und auch die Zellen-Goldschmiedwerke der Goten erweisen sich bei näherer Betrachtung als aus dem Kerbschnitt abzuleiten.

Wenn wir dies merkwürdige Gemälde an uns vorbeiziehen lassen, wenn wir uns nun noch vergegenwärtigen, welche Fülle von Gestaltungen die Holzkunst in germanischen Gauen seitdem, im Mittelalter und Renaissancezeit, in Fachwerkbau und Ausstattung, in Täfelung, Holzdecken und Möbeln aufwies, dann werden wir erst völlig dessen inne, wie eng nicht nur in uralten Zeiten, sondern bis in die Gegenwart hinein das gesamte plastische Kunstleben der germanischen Völker mit dem Material des Holzes verknüpft und verknotet war und noch immer ist.

Und daß die nationale Formgebung und Entwicklung bis heute, aber vor allem die Anfänge unserer nationalen Kunst erst von diesem Punkte aus zu verstehen sind, daß wir aber auch an ihren Formen ein Erkenntnismittel mehr für unser eigenes Kunstleben besitzen.

Digitized by Google

Die Ergänzung der Weichteile an vorgeschichtlichen Schädeln.

Von Hugo Mötefindt.

Mit 3 Abbildungen.

Die eigentliche Aufgabe der Vorgeschichte besteht in der Erforschung der stofflichen und geistigen Kultur und der Kulturzusammenhänge aus den auf uns gekommenen Spuren menschlicher Tätigkeit in vergangenen Zeiten. Eine eingehende Beschäftigung mit dem Körperbau des vorgeschichtlichen Menschen fällt nicht in den Bereich der Vorgeschichtsforschung, sondern muß der nahe verwandten Disziplin der Anthropologie überlassen werden. Es ist jedoch selbstverständlich, daß die Vorgeschichtsforscher lebhaftesten Anteil an anthropologischen Fragen nehmen, die sich mit dem vorgeschichtlichen Menschen befassen, und bei unserem heutigen Thema kann man sogar zweifelhaft sein, ob es nicht auf die Prähistoriker noch mehr Reiz ausübt als auf die Anthropologen. Für die Anthropologen reden nämlich bereits die Schädel und Skelette zur Genüge, für die meisten Prähistoriker sagen aber Schädel und Skelette nichts aus, weil sie diesen völlig hilflos gegenüberstehen: sie staunen das Material an, können sich aber kein rechtes Bild aus ihm machen, weil sie mit dem Material nicht vertraut sind. Die der anthropologischen Forschung Fernerstehenden sind nur daran gewöhnt, Menschen mit Fleisch und Blut vor sich zu sehen. Die Eigentümlichkeiten, die ein Skelett aufweist, fallen ihnen erst dann auf, wenn sie ein Bild davon erhalten, wie das betreffende Skelett umhüllt mit seinen Weichteilen aussehen würde. Darum finden sich fast in jedem Buche über Vorgeschichte Zeichnungen wiedergegeben, die uns die paläolithischen Menschen in derartigen Rekonstruktionen vorführen.

Werfen wir heute einmal die Frage auf: Was wissen wir eigentlich von der Körperbeschaffenheit der vorgeschichtlichen Menschen überhaupt? Wir müssen gestehen, daß unsere Vorstellungen davon äußerst dürftig sind. Wir wissen nur, wie die betreffenden Skelette aussehen, denn über die Form der

Digitized by Google

Weichteile ist fast gar nichts bekannt; man vermutet im allgemeinen gleiche Körperbeschaffenheit wie beim heutigen Menschen.

Im Mittelpunkt unseres Interesses steht natürlich der Kopf. Was ihn betrifft, so sind wir über die Form des Hirnschädels hinreichend unterrichtet, denn hier bedeckt die Haut in ziemlich gleichmäßiger Schicht den freiliegenden Teil der Hirnschale. Über die Form des Angesichts jedoch ist fast nichts bekannt. Hier befinden wir uns im völligen Dunkel, und das ist um so betrübender, weil für uns gerade das Gesicht die charakteristischen Züge wiedergibt, und weil wir gerade in das Gesicht zu sehen pflegen, um die Menschenrassen voneinander zu unterscheiden.

Nun wissen wir aber aus der Paläontologie, daß die Weichteile zu dem Knochensystem in einer gesetzmäßigen Beziehung stehen. Als erster hat dies der große Zoologe Cuvier erkannt. Die aus Gesteinsschichten gehobenen Knochenreste gaben ihm in Verbindung mit der vergleichenden Anatomie und Biologie die Merkmale für den Bau und die Größenverhältnisse des ganzen Geschöpfes sowie Anhaltspunkte über Lebensweise und Aufenthalt des Tieres auf dem Lande oder im Wasser; mit der so gewonnenen Erkenntnis rekonstruierte er die Formen der untergegangenen Tierwelt. Denselben Weg betraten Pander und d'Alton; in ihrer Abhandlung „Die Skelette der Pachydermen" (Bonn 1821) gaben sie Profilbilder von Tieren, in denen das dunkel schraffierte Skelett in den heller gehaltenen Grundriß des Körperbildes eingezeichnet war, ganz ähnlich, wie bei unseren modernen Röntgenbildern. Jene Abbildungen sollen Goethe zu dem Ausspruch veranlaßt haben: „Es ist nichts in der Haut, was nicht im Knochen ist." Diese Methode ist in der Paläontologie nie mehr verlassen worden; jedes Handbuch zeigt dort die heute längst ausgestorbenen Tiere in derartigen Rekonstruktionen, oder, wie der Paläontologe sagt, Restaurationen.

Wie bei den Tieren, so ist es aber auch bei den Menschen. Goethes Wort trifft auch hier vollkommen zu; man vergleiche z. B., was Holl (Über Gesichtsbildung. Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band 28, 1898, S. 58) sagt: „Die Weichteile umhängen ja nicht wie eine Draperie das knöcherne Gesichtsgerüst, ihre Anordnung ist an dasselbe eng gebunden, von letzterem abhängig. Die Weichteile vermögen nicht ein Langgesicht in ein Kurzgesicht und umgekehrt umzuwandeln, ihr Einfluß auf den durch das Skelett bestimmten Gesichtsausdruck ist daher kein solcher, daß dieser vollends verwischt werden könnte." Rekonstruktionen oder Restaurationen sind also auf diesem Gebiete ebenso gerechtfertigt wie in der Paläontologie.

Die zu lösende Aufgabe besteht hier also darin, auf einen gegebenen Schädel die völlig unbekannten Weichteile zu übertragen und dadurch das Bildnis zu finden. Den umgekehrten Weg, zu einem gegebenen Bilde den dazugehörigen Schädel zu finden, hat man schon oft mit großem Erfolg

Digitized by Google

begangen [1]). Es müssen sich deshalb auch hier wissenschaftliche Methoden finden lassen, welche es uns möglich machen, auf Grund der vorhandenen Schädel das Angesicht der Rassen uns vor Augen zu führen. Von diesen Methoden müssen wir erwarten, daß sie imstande sind, den Schädel mit einer

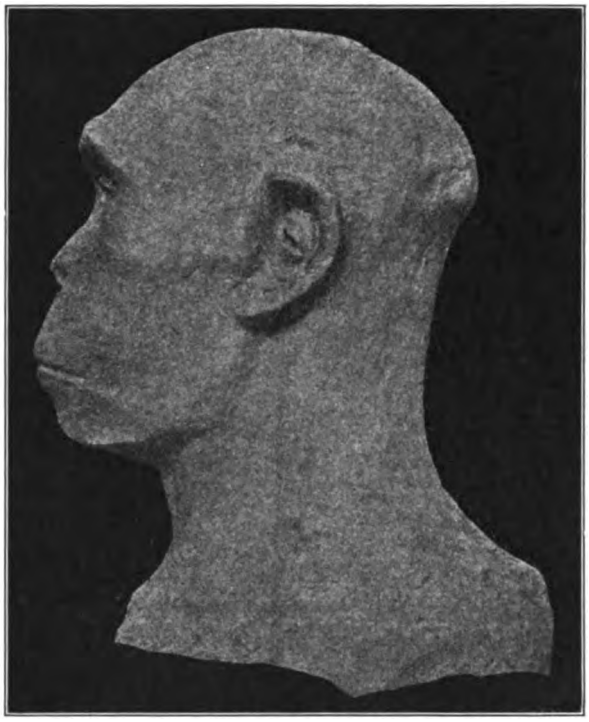


Abb. 1.

Schicht zu umhüllen, welche die Form der Weichteile, der Haut, des Fettes, Bindegewebes, Knorpels und der Muskeln richtig wiedergibt. Man darf

[1]) Aus der zahlreichen Literatur erwähne ich nur folgende Arbeiten:

H. Welcker, Schillers Schädel und Totenmaske nebst Mitteilungen über Schädel und Totenmaske Kants. Braunschweig 1883.

— Zur Kritik des Schillerschädels. Archiv für Anthropologie XVII, 1898, S. 19.

C. Kupffer und F. Bessel, Der Schädel Immanuel Kants. Ebendort XIII, 1881, S. 359.

Schaaffhausen, Der Schädel Raphaels. Bonn 1886.

H. Welcker, Der Schädel Raphaels und die Raphaelporträts. Archiv für Anthropologie, Band XV, 1884, S. 417.

W. His, Anatomische Forschungen über Joh. Seb. Bachs Gebeine und Antlitz. Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 1895.

Digitized by Google

nicht verlangen, daß das Bild des Individuums durch diese Rekonstruktion vor uns wieder erstehen soll, sondern lediglich das der Rasse.

Derartige Methoden hat man bereits zu besitzen geglaubt und hat deshalb schon mehrere Male den konstruktiven Weg beschritten.

Neuerdings gibt man sich besonders im „klassischen" Lande des Paläolithikums derartigen Versuchen mit Eifer hin. Im Jahre 1912 hat Rutot durch einen belgischen Künstler mehrere paläolithische Schädel in den Weichteilen ergänzen lassen; Abbildungen dieser Ergänzungen sind meines Wissens bisher noch nirgends veröffentlicht worden, auch liegen zurzeit noch keine näheren Mitteilungen darüber vor, so daß wir über diese Rekonstruktionen noch kein Urteil abgeben können.

Dann hat im Jahre 1913 in einer Sitzung der Société préhistorique française der bekannte Forscher H. Martin eine Rekonstruktion der Weichteile des 1911 gefundenen Neandertalschädels aus dem Moustérien von La Quina vorgeführt, über die im Aprilheft des L'Homme préhistorique 1913, S. 126 ff. einige Notizen veröffentlicht sind [1]), und von der ein Bild an derselben Stelle abgedruckt ist, das wir hier wiedergeben (Abb. 1). Martin ist bei dieser Rekonstruktion ganz sachgemäß vorgegangen: Auf einem ergänzten Gipsabguß des Schädels hat er die einzelnen Schichten, deren Dicke er nach Schätzung und nach Maßgabe der Muskelmarken bestimmte, genau in der Reihenfolge aufgetragen, wie wir das bei einem anatomischen Präparat sehen. Auffallend ist der mächtige Nacken; ob dieser in der Rekonstruktion völlig gesichert ist, ist mir doch etwas zweifelhaft. Andere von Martin selbst als unsicher angegebene Punkte sind die auffallend großen Ohren und die dünnen Lippen [1]).

In der kurzen im L'Homme préhistorique vorliegenden Vorveröffentlichung wird diese Rekonstruktion Martins als die erste derartige Rekonstruktion überhaupt bezeichnet. Diese Behauptung muß entschieden zurückgewiesen werden, denn sie zeugt von einer schlechten Vertrautheit mit der deutschen anthropologischen Literatur. Derselbe Weg, den man hier in Frankreich zum ersten Male beschritten zu haben sich rühmt, ist in Deutschland bereits früher von verschiedenen Forschern begangen worden.

Zunächst ist hier Schaaffhausen zu nennen, der einen Schädel aus einem Grabe der fränkisch-alemannischen Periode „restauriert" hatte [2]). Allein die Verkleidung der Weichteile war nicht nach streng anatomischer

---

[1]) Über diese Rekonstruktion Martins habe ich inzwischen im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1914, Heft 1 referiert; dort findet sich der genaue Wortlaut der Ausführungen im L'Homme préhistorique abgedruckt.

[2]) Eine kurze Notiz darüber findet sich in dem Compte-rendu des internationalen Archäologen- und Anthropologenkongresses zu Stockholm 1874. Bd. II. Stockholm 1876. S. 843.

Digitized by Google

Untersuchung durchgeführt, und so hat dieser erste Versuch und dessen kritische Beleuchtung durchaus nicht ermutigt, den betretenen Weg weiter zu verfolgen.

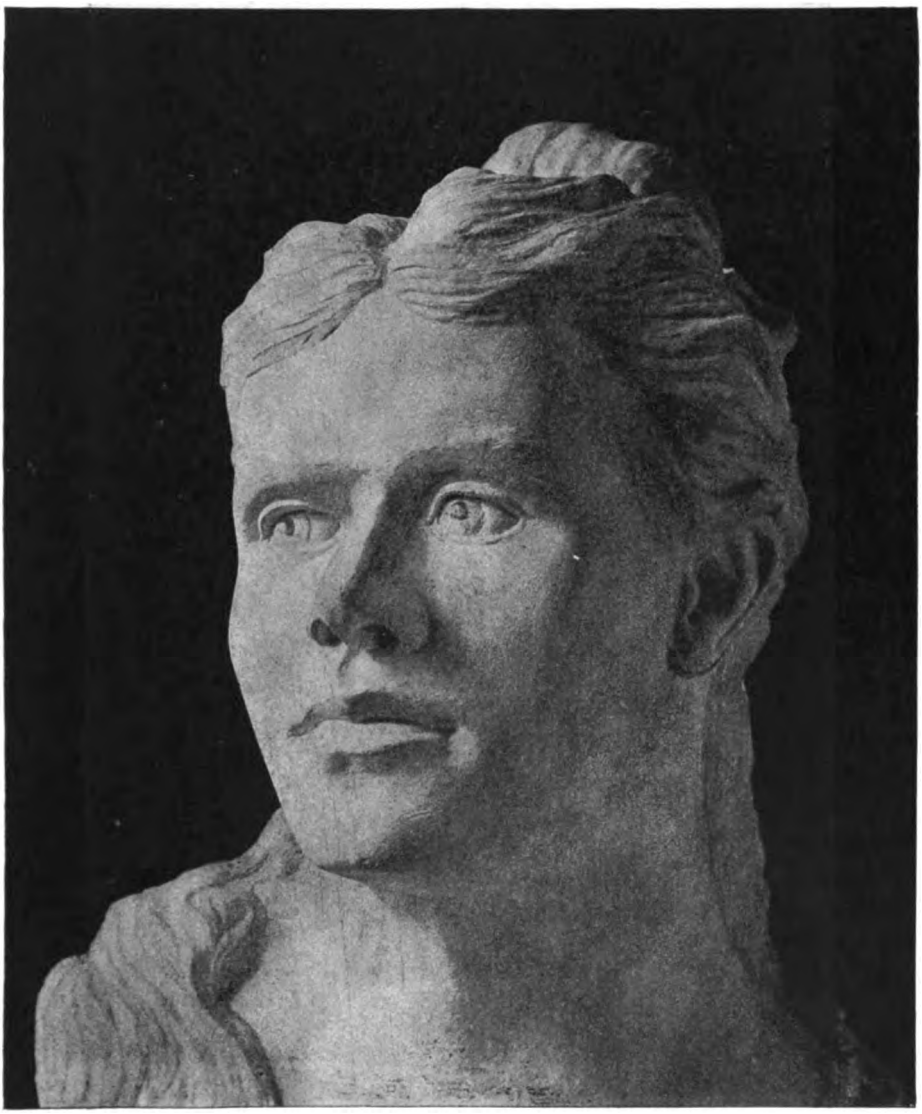


Abb. 2.
Frau von Auvernier, rekonstruiert von Kollmann.

Als zweiter hat es der Baseler Anatom Kollmann unternommen, eine derartige Rekonstruktion an einem weiblichen Schädel von Auvernier zu vollführen (Abb. 2). Kollmann hat selbst die bei dieser Rekonstruktion

Digitized by Google

befolgten Gesetze und die erzielten Ergebnisse in mehreren Arbeiten veröffentlicht [1]), auf die näher einzugehen wir uns hier leider versagen müssen.

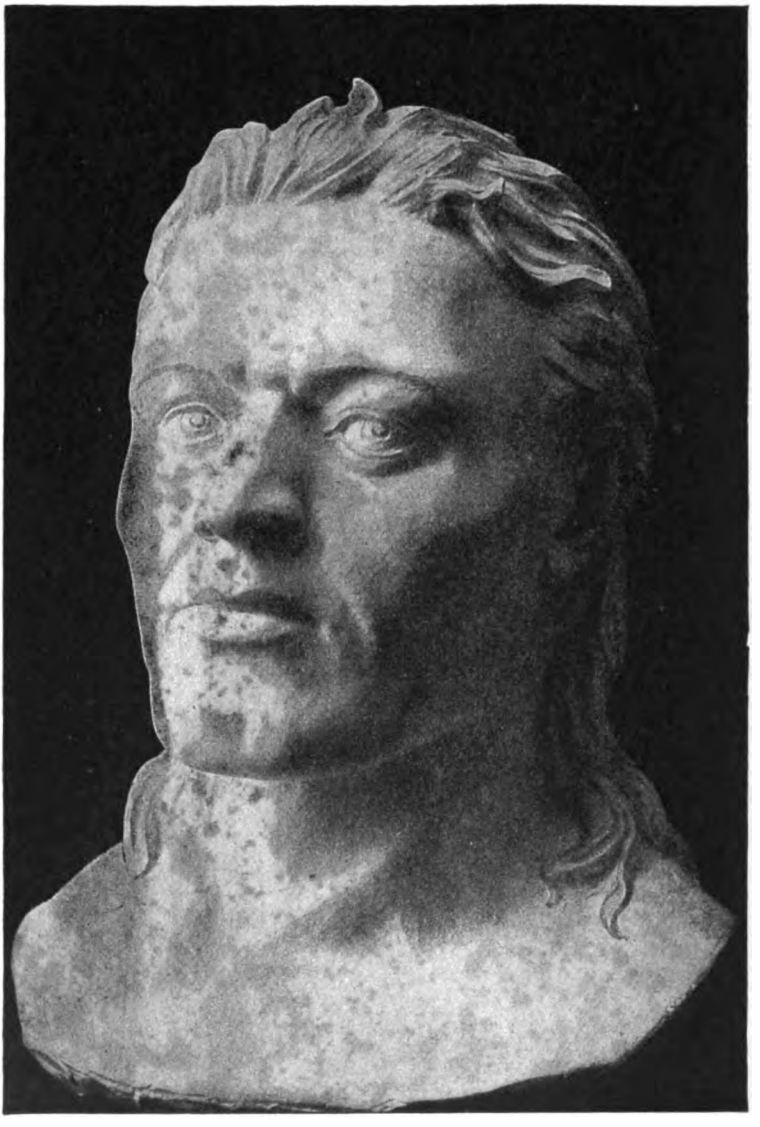


Abb. 3.
Sachse von Rosdorf bei Göttingen, rekonstruiert von Merkel.

[1]) Kollmann, Die Weichteile des Gesichtes und die Persistenz der Rassen. Anatomischer Anzeiger, Band XV, 1898, Nr. 10. — Kollmann und W. Büchly, Die Persistenz der Rassen und die Rekonstruktion der Physiognomie prähistorischer Schädel. Archiv für Anthropologie, Band XXV, 1898. S. 329 ff.

Digitized by Google

Ein Jahr später hat dann der Göttinger Anatom Merkel eine gleiche von ihm vorgenommene Ergänzung an einem sächsischen Schädel aus Rosdorf bei Göttingen (Abb. 3) publiziert und kritisch beleuchtet[1]). In späterer Zeit hat Merkel noch einen weiblichen Schädel aus Gronau, ebenfalls der sächsischen Zeit angehörig, ergänzt; eine Photographie dieser Ergänzung liegt mir vor, ich darf sie hier aber nicht wiedergeben, weil ich der Publikation dieser Ergänzung durch Merkel nicht vorgreifen will.

Nun vergleiche man aber nur einmal die von Kollmann und von Merkel für ihre Rekonstruktionen benutzten Zahlen über die Dicke der Weichteile, und man wird erstaunt sein, zu sehen, wie sehr beide Anatomen hierin voneinander abweichen. Das ist Merkel selbst aufgefallen und er berichtet deshalb hierüber: „Es wurde zwar anfänglich versucht, sie (d. h. die Mittelmaße von His-Kollmann) zu benutzen, doch zeigte sich meist, daß etwas zugegeben oder abgenommen werden mußte, um den Kopf zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten. Das ist auch selbstverständlich! In dem zugrunde liegenden Schädel hatten wir ja auch keinen solchen mittlerer Ausbildung vor uns, sondern einen sehr individuell gestalteten, welcher auch eine individuelle Behandlung der Weichteile erforderte." Mich persönlich befriedigt eigentlich diese Erklärung Merkels nicht, und es scheint mir dieser beträchtliche Unterschied in den von Kollmann und von Merkel benutzten Zahlen für eine Unsicherheit in der ganzen Methode zu sprechen, jedoch bin ich nicht genügend Sachmann, um hier maßgebend urteilen zu können. —

Betrachten wir einmal kurz zusammenfassend die Ergebnisse der von Kollmann, Merkel und Martin ausgeführten Rekonstruktionen, so finden wir, daß alle drei Forscher als mit voller Sicherheit rekonstruiert annehmen die Weichteile auf der Schädelwölbung und an der Stirn, die Weichteile auf der knöchernen Nase und deren absolute Länge, die Weichteile am Kinn und die seitlichen Teile der Wange. Unsicher sind geblieben die Nasenspitze, die Lippen, die Weite der Mundspalte, die Weite der Augenspalte, die Form der Ohren und a. m. Will man also zu einem gegebenen Schädel die Gestalt des Kopfes und des Gesichtes finden, so geht man zwar für gewisse Stellen ganz sicher oder fast ganz sicher, für andere aber ist man doch bis zu einem gewissen Grade nur auf Phantasie und Analogie angewiesen. Ich halte es deshalb augenblicklich für verfehlt, der Aufforderung, die Kollmann am Schlusse seiner oben angeführten Arbeit im Archiv für Anthropologie ausgesprochen hat: „Ähnliche Rekonstruktionen an Männerköpfen sind jetzt notwendig", zu folgen, was jetzt leider, da die Frage von Martin wieder neu angeregt ist, bei unserer paläolithischen Hochflut, besonders von

[1]) S. Merkel, Rekonstruktion der Büste eines Bewohners des Leinegaues. Archiv für Anthropologie, Band 26, 1900. S. 450 ff.

Digitized by Google

unberufener Seite, nur zu oft geſchehen wird. Ich halte es für praktiſcher und den Forderungen der Wiſſenſchaft mehr entſprechend, zunächſt einmal durch eine verfeinerte Kenntnis der Beziehungen zwiſchen Knochen und Weichteilen ein beſſer geſichertes Urteil zu gewinnen zu ſuchen. Zu dieſem Zweck iſt es vor allen Dingen erforderlich, zunächſt einmal auf dem Wege der Analyſe ausgedehnte anatomiſche Erfahrungen zu ſammeln, d. h. an wirklich vorhandenen Köpfen die Außengeſtalt und die Knochengeſtalt zu vergleichen. Auf die Wichtigkeit dieſer Aufgabe hat vor kurzem Hans Virchow hingewieſen [1]). Virchow hat im Laufe der letzten zwanzig Jahre ſich ein ausgezeichnetes Studienmaterial geſchaffen, er hat in dieſer Zeit von 15 Köpfen die Geſichtsmasken abnehmen und dieſe dann mit den zugehörigen Schädeln aufſtellen laſſen. Ein Teil dieſes Materials iſt von Virchow bereits veröffentlicht worden [2]) und bei Betrachtung der Abbildungen dieſer Präparate macht ſich die Beziehung von Schädel und Geſicht aufeinander in Seitenanſicht teilweiſe ſofort beim erſten Blick aufs ſchlagendſte bemerkbar, bei andern erhält man einen mehr unbeſtimmten Eindruck und braucht längere Zeit des Beſchauens, um auch hier die Zuſammengehörigkeit von Schädel und Geſicht zu empfinden. Wenn derartige Unterſuchungen, wie ſie Hans Virchow ausgeführt hat, von unſeren Anatomen in größerem Maßſtabe vorgenommen werden, dann dürfen wir hoffen, daß unſere Anatomen bei einer verfeinerten Kenntnis der Beziehungen zwiſchen Knochen und Weichteilen eine Ergänzung der Weichteile an vorgeſchichtlichen Schädeln auf einer weit beſſeren Grundlage ausführen können als jetzt.

---

[1]) Hans Virchow, Die anthropologiſche Unterſuchung der Naſe. Zeitſchrift für Ethnologie 1912, S. 289 ff. — Derſelbe, Geſichtsſchädel und Geſichtsmaske. Korreſpondenzblatt der deutſchen Geſellſchaft für Anthropologie 1912, S. 107.

[2]) Korreſpondenzblatt der deutſchen Geſellſchaft für Anthropologie 1912, S. 107 ff.

Digitized by Google

Ein germanisches Dorf bei Kyritz.

Von Paul Quente.

Mit Tafel III—VII und 2 Textabbildungen.

Beim Besuch der Berliner Gesellschaft für Anthropologie auf dem Urnenfriedhofe von Kyritz sprach ich seinerzeit die Hoffnung aus, das zum Friedhofe gehörige Dorf an der Jägelitz zu finden. Diese Hoffnung hat sich erfüllt. Ich führte in diesem Frühjahre einige Probegrabungen aus. Nach diesen war das Dorf ein sog. Einstraßendorf und zog sich an einem alten See entlang in einer Länge von etwa 2 km. Dieses Seebecken wird jetzt von der neuen Jägelitz durchflossen. Ich habe noch keinen vollständigen Grundriß eines Hauses freilegen können, weil ich mich erst über die Ausdehnung des Dorfes usw. vergewissern wollte und nur 8 Tage der Feldbestellung wegen zur Verfügung hatte. Das wertvollste an den Grabungen ist, daß ich Pfosten- und Schwellenbau vereint feststellen konnte. Das Haus, das ich an der Versuchsstelle anschnitt, ist scheinbar sehr oft erweitert worden, so daß es mir noch nicht gelungen ist, alle seine äußeren Umrisse festzustellen. Es befanden sich in seinem Innern 3 Herde und auffälligerweise neben jedem eine Abfallgrube. Ferner beweisen einige zwischen den Herden befindliche große Pfosten und Schwellen von schon sehr vergangener Farbe, daß die ursprüngliche Umfassungsmauer weiter hinausgerückt und so die Herde in das Haus einbezogen wurden. Der Innenraum war dann wieder durch kleinere Pfosten in Kammern geteilt. Ferner befanden sich 3 Abfallgruben im Hause, von denen die größte in ihrer Tiefe bis dicht an das Grundwasser

Abb. 1. Plan der Siedelung (S) und des Urnenfeldes (U).

Digitized by Google

reichte. Lehmbewurf fand sich bis jetzt nur bei einem Pfosten häufig, sonst nur ziemlich spärlich. Von den Herden waren am Herd 1 noch Reste einer Lehmverkleidung erhalten. Der Herd war aus Steinen in 3 Lagen übereinander aufgebaut. Die 3 Kreise verjüngten sich nach oben und stellten so ein backofenähnliches Gebilde vor, dem oben die Überdachung fehlte. Die Fugen der Steine waren nun mit Lehm verkleidet, so daß der ganze Aufbau eine ziemlich feste Masse gewesen sein muß. In der Höhlung brannte dann das Feuer. Sämtliche Steine und auch die Lehmverkleidung sind an der Innenseite stark verbrannt und geschwärzt. Auffallend war auch, daß das zum Brennen benutzte Holz meist sich als Rinde von Eichenstämmen erwies (die sich als Holzkohle noch sehr häufig fand). An Scherben war in Herd 1[1]) nur ein halbes Gefäß (siehe Abb.) von der Art der Gefäße der vorrömischen Eisenzeit. Neben Herd 1 war ein Pfahl (Nr. 3) von 10 cm Durchmesser und 1,25 cm Tiefe, der wahrscheinlich ein Querholz besessen hat, das dazu diente, den Kesselhaken anzuhängen. Herd 2 war nur aus 2 Steinkreisen zusammengesetzt ohne Lehmverkleidung und Pfahl. Er enthielt einen Zahn vom Reh und nur ganz wenig Scherben. Herd 3 war nur von einem flüchtig hingesetzten Steinkreise gebildet ohne Lehmverkleidung, doch stand auch ein Pfahl dicht dabei, der wahrscheinlich auch mit Querbalken zum Anhängen des Kessels diente. (Über Kessel verweise ich auf den in der Prähist. Zeitschrift Band IV Seite 217 beschriebenen aus einem Hause von Dahlhausen.)

Herd 1: Durchmesser 130 cm. Tiefe: 80 cm. Unter der Oberfläche 25 cm.

Herd 2: Durchmesser 80 cm, unter der Oberfläche 25 cm, seine Tiefe 60 cm.

Herd 3: Durchmesser 110 cm, unter der Oberfläche 30 cm, Tiefe 70 cm.

Die Abfallgrube 1 enthielt sehr viele Scherben von der rohen unverzierten Topfform, die ich auf Urnenfeldern der römischen Zeit häufig fand, ebenso auf einem Friedhof der vorrömischen Zeit, siehe: Techow. (Prähist. Zeitschrift Band 5 Seite 282 u. f.) und auch einige verzierte Scherben von derselben Art wie die vom Urnenfelde.

Ferner fanden sich viele zerstreute, vollkommen zerbrannte, mürbe Steine aus früheren Herdaufbauten in der Grube, oftmals auch Holzkohle, Zahnreste vom Rind und auch ein Raubtierzahn. Die größte Breite der Grube war 1,30 m, Länge 110 cm, Tiefe 80 cm.

Die 2. Abfallgrube ist im Laufe der Zeit aus 2 kleineren Gruben entstanden. Sie enthielt keinerlei Scherben. Es fand sich nur ein Bronzehaken in der auffallend schwarzen und fetten Füllerde. Die Abfallgrube war

[1]) Das Gefäß war mit in die Lehmverkleidung des Herdes vermauert.

Digitized by Google

3½ m lang, 3 m breit und 1,10 m tief. Eine kleine Grube (3) ohne irgendwelche Reste von 1,10 m Länge, 50 cm Breite an der Sohle, an der Oberfläche

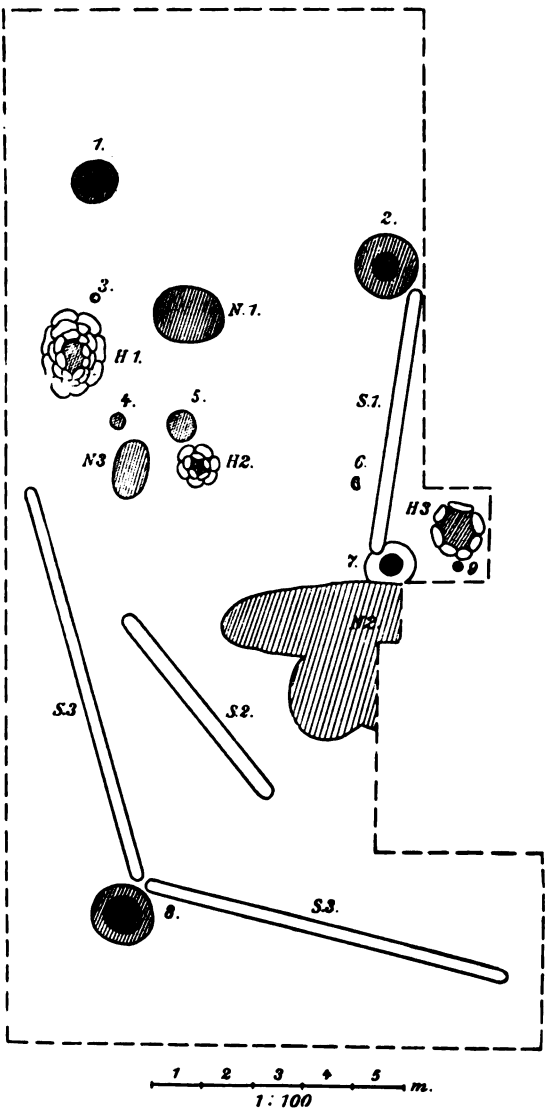


Abb. 2. Grundriß der Siedelung bei Kyritz.

40 cm Breite und 1 m Tiefe fand sich noch bei Pfahl 4 und 5. Von den Pfählen waren nur 3 so dick, daß sie als Pfähle der Umfassungsmauer gelten können.

Pfahl 1 von 40 cm Durchmesser, 65 cm Höhe, war am unteren Ende

Digitized by Google

abgerundet, vollkommen verkohlt, tiefschwarz. Pfostenloch 80 cm Durchmesser ging nicht bis an die Spitze des Pfahles.

Pfahl 2 war von heller Farbe in der etwas dunkleren Füllmasse. Wahrscheinlich ist dieser Pfahl später herausgenommen worden, um für die Vergrößerung des Hauses Platz zu erhalten. Sein Durchmesser war 50 cm, Höhe 1,25 cm.

Durchmesser des Pfostenloches mit Füllerde 1,20 m. Der Pfahl war zugespitzt und die Spitze etwas angekohlt.

Pfahl 3 neben Herd 1 hatte 10 cm Durchmesser und 1,25 m Höhe. Er war vollkommen verkohlt, tiefschwarz. Wahrscheinlich war er zum Herd gehörig.

Pfahl 4, neben Herd 1: 30 cm Durchmesser, Höhe 0,75 m, tiefschwarz.

Pfahl 5, neben Herd 2: 50 cm Durchmesser, Höhe 0,75 m, tiefschwarz.

Pfahl 6, neben Schwelle 1. Durchmesser 20 cm, Höhe 70 cm. Pfahl 6 ist ein Rundholz, das auf einer Seite gerade geschlagen war.

Pfahl 7. Durchmesser 0,50 m, Pfostenloch 1 m. Der Pfahl hatte helle Farbe und war zugespitzt. Seine Höhe betrug 80 cm.

Pfahl 8. Befand sich am Knick von Schwelle 3. Er war tiefschwarz gebrannt, vollkommen verkohlt in einem Pfostenloche von 135 cm Durchmesser. Das Pfostenloch war vollkommen mit Brandschutt und obenauf mit hartgebranntem Lehm vom Lehmbewurf des Hauses angefüllt. Im Lehm fanden sich Abdrücke von Haferstroh. Der Durchmesser des Pfostens war 75 cm, seine Höhe 75 cm, er war am unteren Ende zugespitzt.

Schwelle 1. Sie hatte eine Stärke von 20 cm und eine Breite von 35 cm. Die Oberfläche war glatt geschlagen. Ihre Länge betrug 5,50 m.

Schwelle 2. Sie besaß eine Stärke von 20 cm und eine Breite von 40 cm, war auf der Oberfläche abgeplattet. Ihre Länge betrug 4,70 m.

Schwelle 3. Die Breite betrug 30 cm, ihre Stärke desgleichen. Die Schwelle war nur wenig geglättet. Sie zog sich in einem Knick neben Pfosten 8 auf seiner Innenseite hin. Beim Knick besaß sie eine kurze Unterbrechung.

Scherbenmaterial. An Scherben fanden sich meist Stücke der rohen unverzierten Topfform, die ich immer auf den Urnenfeldern der römischen Zeit fand und einmal auch auf einem Friedhof der vorrömischen Zeit und auf einem der früheſten Eisenzeit. Sie stellen sich also damit als langlebige Formen dar und sind für eine absolute Zeitbestimmung nicht zu brauchen, trotzdem ich sie auf Grund meiner Funde dem älteren Teil der römischen Zeit zurechnen möchte, wenigstens in ihrer Mehrzahl. Dann aber fand sich in Herd 1 eine Scherbe, die noch den Charakter der vorrömischen Eisenzeit trägt. Ebenso auch eine in der Abfallgrube 1. Die Scherbe aus Herd 1 zeigt vom Halse des Gefäßes bis zum Boden laufende senkrechte Strichmuster in einer Art, die der vorrömischen Eisenzeit angehört. Ähnliche Gefäße

Digitized by Google

fanden sich auch bei der ersten Ausgrabung von Dahlhausen im Jahre 1891 und werden von Weigel dort auch für vorrömisch erklärt.

Das Verhältnis dieser Gefäße zu den spätrömischen Friedhöfen ist noch nicht genügend aufgeklärt; dazu bedarf es noch weiteren Materials.

Ähnlich ist es mit der in Abfallgrube 1 gefundenen Scherbe mit Fingernageleindrücken. Auch diese finden sich meist in der vor- und frührömischen Eisenzeit. Beide Scherben würden dafür sprechen, daß die Siedelung schon in der Zeit um Christi Geburt angelegt worden ist und wir bis jetzt nur den Friedhof der spätrömischen Zeit gefunden haben. Abweichend von den ersten 3 Scherben, zeigt die kleinste vollkommen die Verzierungsart der spätrömischen Zeit, wie ich sie auf dem Kyritzer Friedhofe selbst oft gefunden habe. Das würde erst recht dafür sprechen, daß die Siedelung mit dem Urnenfelde gleichzeitig ist und uns nur noch der ältere Friedhof fehlt, für dessen Lage ich aber bereits Anhaltspunkte besitze. Das Hauptergebnis ist eben das Auffinden mehrerer Herde in einem Hause und das gleichzeitige Benutzen von Pfosten- und Schwellenbau.

Sämtliche Funde aus dem Hause kommen ins „Heimatmuseum f. d. Prignitz in Heiligengrabe."

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Brakteat von Grumpan und die Runenfrage.

Von Dr. Ludwig Wilser, Heidelberg.

Mit Tafel VIII.

Daß heutzutage Wimmers Runenmeistertheorie, die seinerzeit von der germanischen Philologie durch den Mund von Sievers für „sicher" und „abschließend" erklärt wurde, noch Anhänger zählt, ist kaum anzunehmen. Ich selbst hatte sogleich dagegen Verwahrung eingelegt und schon vor einem Vierteljahrhundert des dänischen Forschers Ausführungen, soweit sie sich auf den Ursprung der älteren, 24-stelligen Runenreihe bezogen, Satz für Satz und in allen Einzelheiten sachlich widerlegt. Seitdem sind sehr wichtige, nicht nur für die Geschichte der Runen im besonderen, sondern auch für die der Buchstabenschrift im allgemeinen bedeutungsvolle Entdeckungen gemacht worden, die unsere Gründe für eine nordische Herkunft und eine den vorgeschichtlichen Völkerwanderungen entsprechende nordsüdliche Ausbreitung wesentlich verstärkt haben. Im vorigen Jahrhundert waren nur drei Denkmäler bekannt, aus deren Vergleichung und gegenseitiger Ergänzung der Gesamtbestand des als gemeingermanisch zu betrachtenden, in 3 Geschlechtern mit je 8 Zeichen geordneten Futharks (wie Alphabet und Abece nach dem Anfang) sich erschließen ließ, der 1774 bei Vadstena am Wetternsee gefundene Goldbrakteat, die 1857 einem burgundischen Grab entnommene Spange von Charnay und ein im gleichen Jahre aus dem Flußbett der Themse gehobenes Hiebmesser. Dazu sind gekommen: 1905 eine Felsinschrift bei Kylfver auf Gotland und 1911 wieder ein Anhänger, der Brakteat von Grumpan des Kirchspiels Säfvare in Västergötland.

Schon die räumliche Verteilung dieser 5 Fundstätten ist vielsagend und gibt zu denken: 3 davon liegen im inneren und östlichen Schweden, weitab von den früher und zum Teil noch immer als Ursprungsgebiet angesehenen Grenzländern des Römerreichs, eine in Burgund, wo im 5. Jahrhundert ein gotisches, zu Anfang unserer Zeitrechnung noch auf Bornholm (Burgunda insula) sitzendes Volk eingewandert war, und endlich die fünfte in England,

Digitized by Google

das im selben Jahrhundert von nordgermanischen, über die Nordsee und das Ärmelmeer gekommenen Stämmen erobert und besiedelt wurde. Dazu stimmt, daß im Norden, wo diese Schriftart fast 1½ Jahrtausende im Gebrauch blieb, auch weitaus die meisten Runeninschriften gefunden sind; was wollen die paar deutschen besagen gegen die Tausende von schwedischen, norwegischen und dänischen? Von allem anderen abgesehen, spricht darum allein schon der Fundbereich für die nordeuropäische Heimat unserer uralten Volksschrift und gegen die früher herrschende Meinung.

Die Runenreihen der angeführten Denkmäler sind ja nicht ganz einheitlich und gleichmäßig: Gestalt, Reihenfolge und Anzahl der Zeichen stimmen nicht immer vollständig überein, sondern es machen sich, was ja auch leicht zu begreifen, offenbar örtliche, zeitliche und in größerem oder geringerem Geschick und Verständnis des Schreibers begründete Eigentümlichkeiten bemerklich. Anscheinend war der Verfertiger der Goldmünze von Grumpan nicht selbst runenkundig, sondern nur Nachahmer, denn es begegnen ihm allerlei Versehen und Verwechselungen; doch muß, nach einigen Anzeichen, auch das Futhark seiner Vorlage ein eigenartiges gewesen sein.

Betrachten wir nun dessen einzelne Geschlechter, so fällt uns gleich beim ersten auf, daß es nur 7 Zeichen hat und an 6. Stelle das für den k-Laut vermissen läßt, ohne Zweifel nur durch ein Versehen des Goldschmieds, da die folgenden 8 Kreise die richtige Zahl anzudeuten scheinen. Auch der weggefallene obere Seitenstrich der 1. Rune (f) ist wohl durch Nachlässigkeit und Raummangel zu erklären, da die doppelte Einrahmung des Schriftbandes darüber wegzieht. Durch Ähnlichkeit entschuldbar ist die Verwechselung des 3. und 7. Zeichens (für th und w).

Schwieriger sind die Eigenheiten des mittleren, nur aus 6 Zeichen bestehenden Geschlechts zu deuten. Daß der vordere Stab der h-Rune durch den schiefen Querstrich nicht erreicht wird, sondern frei steht, ist wohl auch auf mangelhafte Wiedergabe des Vorbildes zurückzuführen und findet sich ähnlich, wenn auch nicht im Futhark, so doch in der Inschrift der Gewandnadel von Charnay. Der schwache Seitenstrich nach oben am Zeichen für i ist nichts weiter als eine überflüssige, mißverständliche Zutat. Die 4. Rune des Geschlechts hat zwar die Gestalt des k in spätnordischen und angelsächsischen Inschriften, schwerlich aber dessen Lautwert, scheint vielmehr aus dem Zeichen für j entstanden, durch irrtümliche Verlängerung der oberen Hälfte des gebrochenen Stabes bis zum Grundstrich. Die Rune an 5. Stelle kehrt als erste des 3. Geschlechtes wieder und kann darum hier nicht den gleichen Laut, sonst überall t, ausdrücken. Entweder entspricht sie dem Zeichen in Gestalt einer Wolfsangel, das aber, wie ich an den Inschriften des Schreins von Braunschweig, des Kreuzes von Ruthwell und des Grabsteins von Thornhill nachgewiesen, nicht i oder e, sondern ch bedeutet, und wäre dann auch als „Sproßform" der k-Rune, durch Aufstülpung derselben auf einen Stab, aufzufassen, oder aber

Digitized by Google

sie ist, was wahrscheinlicher, um 2 Stellen vorgerückt und soll den Laut z, eine Erweichung von t, wiedergeben, wie auf dem Anhänger von Vadstena die einfache b-Rune auch für das durch Verdoppelung von ihr abgeleitete Zeichen für p steht. Das folgende 6. Zeichen fällt seiner Gestalt nach mit dem für l zusammen und darf darum wohl durch Anfügung des vergessenen unteren Seitenstrichs zur Rune ch ergänzt werden, die durch die erwähnte Verschiebung von der 13. auf die 14. Stelle der ganzen Reihe gekommen ist. Solche geringfügige Änderungen der Reihenfolge haben durchaus nichts Auffallendes und finden sich auch auf dem Themsemesser und dem Kylfver-Stein. Sehr bedauerlich ist dagegen das Fehlen der beiden letzten Runen des Geschlechts, die mit den 4 ersten der folgenden Kreischen ohne Zweifel bei der Anlötung oder Wiederbefestigung der Öse zerstört worden sind, denn zu ihnen müßte das Zeichen für p gehören, dessen Gestalt, nur auf zweien der 4 anderen Denkmäler übereinstimmend, gerade hier besonders lehrreich für die Entstehung der Neubildungen wäre.

Das dritte Geschlecht, mit Erhaltung aller 8 Runen, zeigt nur in seinem 6. Zeichen eine auffallende, von allem bisher Bekannten abweichende Bildung. Die Rune mit dem Lautwert ng gibt sich sonst immer als — manchmal vollständig verschmolzene — Verdoppelung von k zu erkennen, wie in der griechischen und gotischen Schrift diese Lautverbindung durch ein doppeltes g wiedergegeben wird. Hier aber ist die einfache Rune auf einen Stab gesetzt und fällt dadurch äußerlich mit dem auf ganz andere Weise entstandenen Zeichen für z zusammen, das die Vorlage des Goldschmieds von Grumpan vermutlich noch nicht enthielt. Das Dach der o-Rune ist offenbar auch dem Raummangel bei der Einrahmung des Schriftbandes zum Opfer gefallen; die Zeichen für m und d sind wegen ihrer Ähnlichkeit wieder verwechselt. Der nun noch freibleibende Teil des Bandes ist durch 6 — statt 8 — hart aneinandergedrängte Kreischen ausgefüllt.

Auch in diesem Falle bestätigt sich demnach das Gesetz, daß Abweichungen in Gestalt und Anordnung hauptsächlich bei den jüngeren Neubildungen, den sog. „Sproßformen", zu beobachten sind, während die durch ihr Alter gefestigten Urzeichen mit den Namen wirklicher und wahrnehmbarer Dinge davon nur wenig berührt werden. Solcher „Sproßformen" enthält die gemeingermanische Reihe 8, g w ch p z b ng d, da zwei von den 18 Urbildern, die für k und p, schon viel früher teils aufgegeben, teils im Lautwert verändert waren.

Innerhalb des ringförmigen Schriftbandes trägt der besprochene Anhänger das stilisierte Bild eines Reiters, ohne Frage des höchsten Gottes Wodan, der ja auf dem Gegenstück von Vadstena wegen des beigefügten Raben unverkennbar ist. Derartige Schmuckstücke galten im germanischen Altertum, wie heute die mit dem Kreuz oder der hl. Jungfrau, als glückbringend und schutzverleihend. Daß man den göttlichen Erfinder der Runen

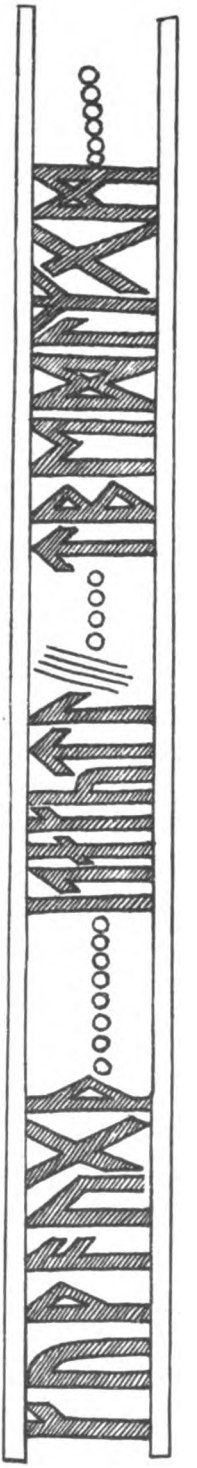
Digitized by Google

mit diesen abbildete, ist leicht zu verstehen; zugleich mag aber die vollständige Reihe als stets bereites Hilfsmittel beim Loswerfen und beim Lesen oder Abfassen von Inschriften gedient haben. Außer dem Futhark enthält die Münze von Vadstena noch die bisher rätselhaften und ungedeuteten Worte luwa tuwa. Liest man, mit einigen Verbesserungen, T U Th A, so liegt die Erklärung nahe: Tius Wodan Thonar Alwaldande, d. i. die germanische Götterdreiheit.

Der erörterte Fund ist darum von so großer Bedeutung für die Runenforschung, weil er die Ergebnisse der ähnlichen, früher gemachten ergänzt und bekräftigt. Mit der Runenfrage findet aber auch die nach dem Ursprung der Buchstabenschrift überhaupt ihre endgültige Lösung, und was das für das Verständnis der Kulturgeschichte bedeutet, brauche ich in Ihrem Kreise nicht besonders hervorzuheben.

Digitized by Google

Gemeingermanische Runenreihe.



Futhark des Brakteaten von Grumpan.

Wilser, Der Brakteat von Grumpan und die Runenfrage.

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Jagd.

Von Dr. O. Profé.

Mit 34 Textabbildungen.

Unter Jagd verstehen wir das Erlegen d. h. Töten und in Besitznehmen von Wirbeltieren mit Ausnahme der Fische mittelst bestimmter Werkzeuge, Geräte oder Vorrichtungen zum Zwecke der Nutzbarmachung der Beutetiere für Nahrung, Kleidung, Zelt- und Hüttenbau oder zur Herstellung von Werkzeugen, ferner auch zum Zwecke des Selbstschutzes und der Abwehr von Nutzpflanzen.

Die Art der Jagd steht in einem bestimmten Verhältnis zur Kulturstufe der sie ausübenden Menschen. Für weit zurückliegende Abschnitte der menschlichen Entwicklung, in denen der Mensch nur oder doch vornehmlich Jäger war, ist sie nahezu der Ausdruck der Kultur. Eine möglichst zutreffende Anschauung von dem Jagdbetriebe jener Zeit zu gewinnen, wird für den Forscher somit von Wert, für den modernen Jäger nicht ohne Interesse sein.

Seitdem Boucher de Perthes vor mehr als einem halben Jahrhundert der wissenschaftlichen Welt die Zeugen des Eiszeit-Menschen vorgeführt hat, ist eine gewaltige Fülle von Werkzeugen jener Kulturstufen aus dem Schoße der Erde gehoben worden, in denen die Menschen vornehmlich den Stein als Werkzeugmaterial besaßen. Das Bemühen, aus den Geräten und aus den gleichzeitig mit diesen angetroffenen Knochenresten der Tierwelt eine Vorstellung von der Lebensführung des Menschen zu gewinnen, hat an die Kombinationsfähigkeit der Forscher erhebliche Anforderungen gestellt. In gleichem Maße hat es die Phantasie angeregt und damit vereinzelt zu einer Beurteilung der Steinzeitkultur geführt, die in allen Einzelheiten der Wirklichkeit nicht immer entsprechen wird. So sind auf die Art der vorgeschichtlichen Jagdausübung vielfach Schlüsse gezogen worden, die eine ungeteilte Zustimmung nicht finden können.

Die Ausübung der Jagd setzt zur Erzielung des Erfolges den Besitz von Waffen und Werkzeugen voraus, die nach Beschaffenheit und Wirkung in einem bestimmten Verhältnis zur Art der Beutetiere stehen müssen.

Digitized by Google

Soweit sich die höhere Jagd, der Kampf des Menschen mit wehrhaftem Wilde, aus grauer Vorzeit in der Erinnerung durch die Sage erhalten hat, spiegelt sie sich meist als eine besondere, als Übermenschen-Leistung wieder. Das Wild wird mit übernatürlichen Kräften ausgestattet gedacht, wodurch einmal das Heldentum des Erlegers in einem besonders glänzenden Licht erscheinen soll, zum anderen aber das Mißverhältnis zwischen dem Wilde und den Jagdmitteln zu ungunsten der letzteren zum Ausdruck gebracht, d. h. die Unzulänglichkeit der Waffen gekennzeichnet wird.

Mehrere Beispiele hierfür finden sich in der deutschen wie in der griechischen Heldensage, so Siegfrieds Kampf mit dem Drachen, so einzelne Aufgaben des Herakles. Die cerynitische Hirschkuh besaß eine so unglaubliche Schnelligkeit, daß Herakles sie ein Jahr lang verfolgen mußte, ehe er sie durch einen Pfeilschuß in den Lauf (d. i. Bein) in seine Gewalt brachte. Der nemeische Löwe konnte durch keine Waffe verwundet werden, weder durch die Pfeile des Apoll noch durch die Keule des Herakles, der nur durch seine übermenschliche Kraft das Tier bewältigte. Diesen Taten reiht sich auch die Jagd auf den calydonischen Eber durch Meleager und seine zahlreichen Jagdgenossen an. Das mit pfeilstarken Borsten versehene Untier konnte weder durch Speerwürfe noch durch Bogenschüsse verletzt werden, und mehrere Jäger büßten im Kampfe mit ihm das Leben ein. Schließlich gelang es Atalante dem Eber einen Pfeilschuß hinter dem Ohre beizubringen, worauf ihm Meleager zwei Wurfspieße in den Leib trieb und ihn so zur Strecke brachte.

Die Zeit, in der die Urmenschen in erster Linie auf die Erträgnisse der Jagd angewiesen und daher ausschließlich oder vornehmlich Jäger waren, liegt in der Hauptsache in der älteren Steinzeit, deren einzelne Kulturperioden (s. Tabelle) hinsichtlich der zur Jagd dienenden Vorrichtungen, Geräte und Werkzeuge des Menschen einer Betrachtung zu unterziehen sind. Auch auf die der älteren Steinzeit vorhergehende Entwicklungsstufe, das eolithische Zeitalter, ist diese Untersuchung über die Vorbedingungen für ein jagdmäßiges Erlegen des Wildes auszudehnen.

Der Stoff, aus dem der vorgeschichtliche Jäger seine Waffen fertigte, war der Stein, das Holz, der Knochen, das Horn und das Elfenbein, unter denen der Stein kulturgeschichtlich die erste Stelle einnimmt.

Die Frage, ob der Mensch der ältesten Steinzeit, als er gelernt hatte das primitivste Steinwerkzeug, den Eolithen zu benutzen, als er später die Fertigkeit erworben hatte die Chelles-Keile und Chelles-Dolche und später die Moustérien- und Solutréen-Werkzeuge aus Feuerstein zurechtzuschlagen, mit irgend einer Aussicht auf Erfolg den großen Säugern, die seine Zeitgenossen waren, nachstellen konnte, bedarf in manchen Punkten noch sehr der Klärung.

Digitized by Google

Quartär	Alluvium	Eisenzeit	etwa 0—1000	v. Chr.
		Bronzezeit	1000—2000	
		neuere Steinzeit: Pfahlbauzeit	2000—3500	
		neuere Steinzeit: Beginn der Viehzucht	3500—5000	
		neuere Steinzeit: Campignyien (erste Spuren der Töpferei), Glénusien (Kjökkenmöddinger), Azilien	5000—15000	
	Diluvium	ältere Steinzeit: Magdalénien	15000—20000	
		ältere Steinzeit: Solutréen, Aurignacien, Moustérien, Acheuléen, Chelléen		
		Jüngeres Eolithikum (Archäolithikum)		
Tertiär	Pliozän, Miozän	Älteres Eolithikum		
	Oligozän, Eozän			

In der Literatur finden wir zunächst, sowohl in der wissenschaftlichen wie auch in der mehr volkstümlich gehaltenen, fast allgemein die Auffassung, daß der Mensch der älteren Steinzeit, ja selbst der Tertiärmensch ebensogut den Elefanten und das Nashorn wie die großen Raubtiere als Beutetiere erlegte.

So sagt J. Ranke[1]): Dem Bewohner der Taubacher Wohnstätte, die wohl auf die ausgehende Moustérienstufe zurückzuverlegen ist, boten sich Elefant und Nashorn als Jagdgewinn.

Er gibt allerdings nicht an wie der Taubacher den sich bietenden Gewinn auch zu erwerben verstand, hebt dagegen hervor, daß die in Taubach gefundenen langen Gliedmassen-Knochen der Elefanten und Rhinozerosse, auch die der jungen, ganz, während die des Bären und des Bisons fast alle zerbrochen waren. Der Mensch hat die langen Knochen zerbrochen oder zerschlagen, um das darin enthaltene Mark zu verzehren. Diese Knochen werden also meist mehr oder minder frisch in seinen Besitz gelangt sein, meist wahrscheinlich durch Erbeutung des Tieres. Einen völlig sicheren Beweis für die Erlegung des Tieres stellen die zerschlagenen Knochen indessen nicht dar, da der Mensch sich ihrer auch bemächtigt haben wird, wenn er ein frisch eingegangenes, verunglücktes oder von wilden Tieren gerissenes Stück Wild

[1]) Ranke: Diluvium und Urmensch aus: Der Mensch.

Digitized by Google

gefunden hat. Indessen werden größere Mengen regelmäßig zerschlagener Röhrenknochen derselben Tierart an einem Fundplatz im allgemeinen als ein Zeichen für deren Erlegung gedeutet werden können.

Mortillet[1]) sagt: mit dem an einen Ast gebundenen Chelleskeil und einer Holzkeule nahm es der Mensch unter Benutzung von Gruben oder Fallen mit den stärksten und furchtbarsten Gegnern auf, dem Elefanten, dem Rhinozeros, dem Flußpferd und den großen Katzen-Raubtieren. Mit dem Chelleskeil vermochte er diesen Tieren den Schädel zu zertrümmern. Nach Hoernes[2]) umfaßt das Jagdwild des paläolithischen Jägers anfangs wärmeliebende Tiere wie Elefant, Rhinozeros u. a., später Renntier, Riesenhirsch, Wildpferd, daneben Mammut, Urochs, Bison, Moschusrind. Auch Sorrer[3]) läßt den Urmenschen mit Steinaxt und Speer dem Höhlenlöwen, dem Höhlenbären, dem Auerochsen entgegentreten.

Abb. 1. Mammutjäger. Nach Bölsche.

Steinmann[4]) führt in seiner Schrift aus, daß, mit dem jüngeren Tertiär beginnend, in dem Maße wie die Zahl der Jäger zugenommen hat, ein merkbarer Rückgang des Wildstandes eingetreten sein muß, daß die Zunahme der menschlichen Fähigkeiten, die fast ausschließliche Fleischkost und der Mangel schonender Behandlung bei den Jägervölkern des jüngeren Tertiärs und des Diluviums zu einer vollständigen Vernichtung gewisser Arten von jagdbaren Säugetieren geführt hat.

[1]) G. de Mortillet, Origines de la chasse, de la pêche et de l'agriculture. Paris 1890.

[2]) Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen. Hartlebens Verlag 1909.

[3]) Sorrer, Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer. Verlag von W. Spemann.

[4]) Steinmann, Die Eiszeit und der vorgeschichtliche Mensch. Teubner 1910.

Digitized by Google

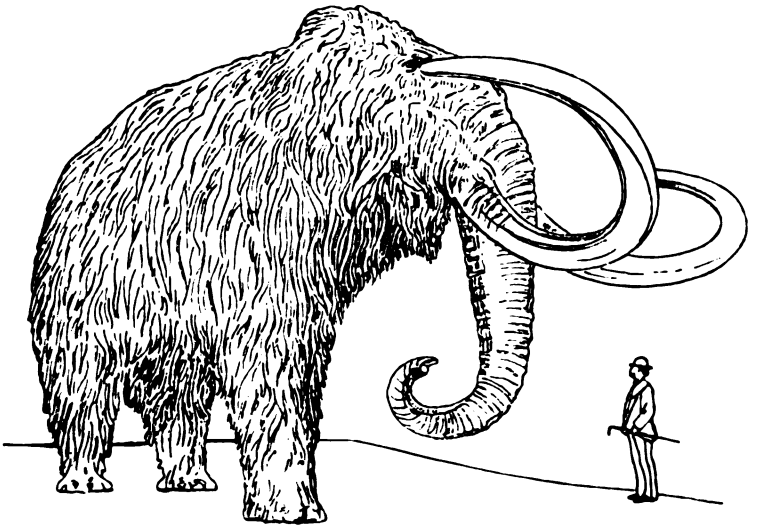


Abb. 2. Mammut. Nach Hoernes.

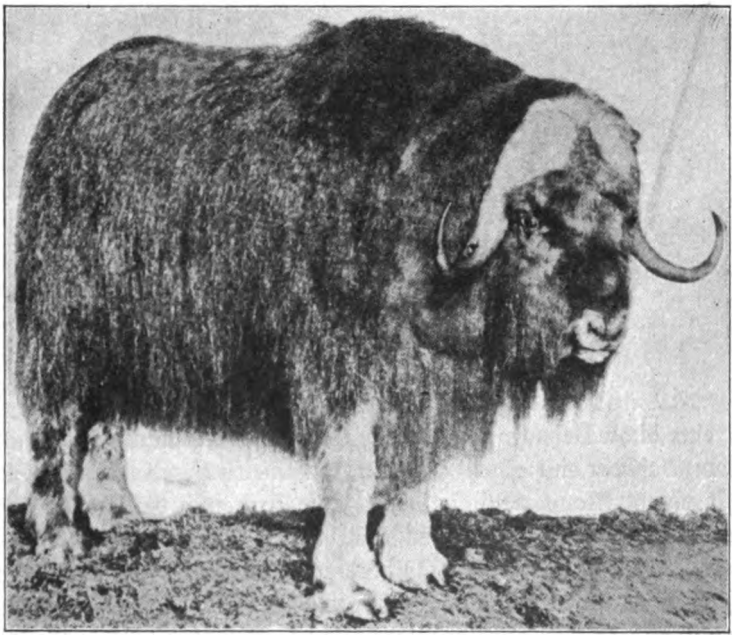


Abb. 3. Moschusrind. Nach Hoernes.

Digitized by Google

Bei Betrachtung der Überreste der spät tertiären und der diluvialen Wildfauna einerseits und der höchst primitiven Jagdwaffen andererseits tritt ein Mißverhältnis auf, das uns an den Jagderfolgen des Urmenschen und seiner ganze Tierarten vernichtenden Tätigkeit zweifeln läßt.

Der Schädel des Höhlenbären mit den mächtig entwickelten Knochenkämmen, die einer außerordentlich kräftigen Muskulatur Ansatz gewährten,

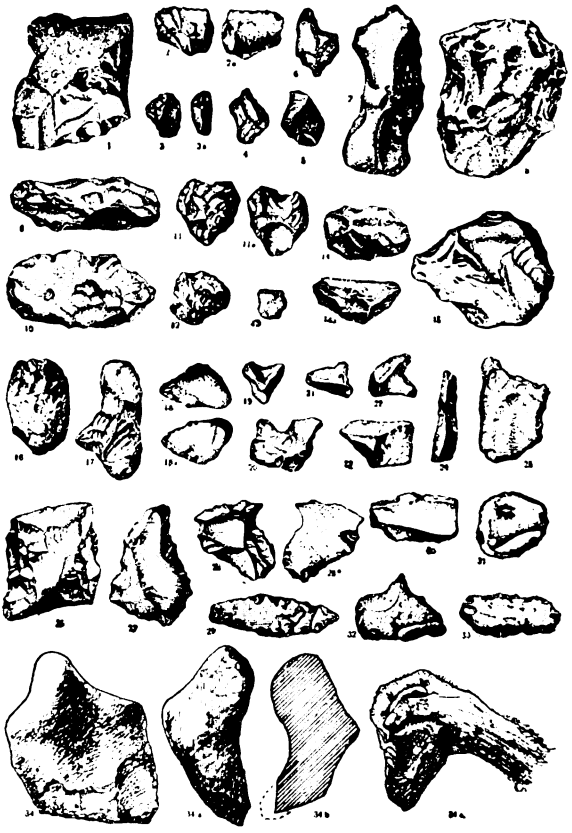


Abb. 4. Eolithen. Nach Sorrer.

und die eine dichte Behaarung tragende Haut lassen es nicht als wahrscheinlich annehmen, daß der mit einem Eolithen, einem Chelles-Keil, einer Holzkeule oder mit einem Moustérienspieß bewaffnete Urmensch den Höhlenbären angegriffen hat. Ebenso unwahrscheinlich ist die Jagd auf den Elefanten, das Rhinozeros oder das Mammut mit einer altsteinzeitlichen Waffe, wie sie sich auf dem bekannten Titelbilde des Kosmos-Bändchens: Die Abstammung des Menschen von Bölsche darstellt (Abb. 1). Es heißt darin: Die Eolithen waren zum Kampfe mit den Riesentieren jener Zeit bereits gut brauchbare

Digitized by Google

Waffen. Noch ausgeprägter tritt das Mißverhältnis zwischen Jäger und Beutetier hervor, wenn der Mensch dem Mammut in den zutreffenden Größen-Verhältnissen gegenübergestellt wird (Abb. 2). Dabei ist zu berücksichtigen die Behaarung des letzteren, die aus dichten Wollhaaren und bis 70 cm langen, die Mähnen- oder Schweifhaare des Pferdes an Dicke übertreffenden Grannenhaaren besteht, und die 2—3 cm dicke Haut mit einer darunter befindlichen Fettschicht von etwa 10 cm Dicke. Auch bei dem Urstier, dem Wisent und dem Moschusrinde (Abb. 3) bildet neben der sehr

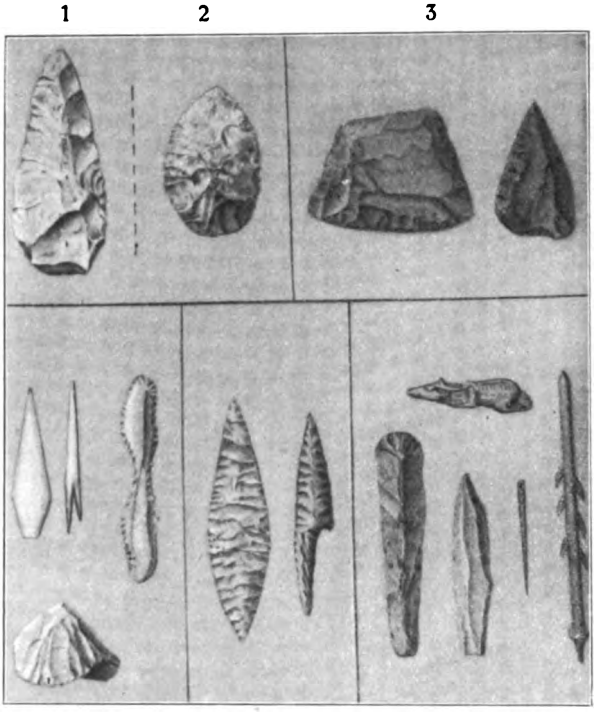


Abb. 5.
1 Chelléen. 2 Acheuléen. 3 Moustérien. 4 Aurignacien. 5 Solutréen. 6 Magdalénien.

starken, zähen Haut ein dichtes Haarkleid einen wirkungsvollen, den primitiven Steinwaffen widerstehenden Schutz.

Untersucht man unter voller Würdigung der angedeuteten anatomischen Verhältnisse die für das Eolithikum (Abb. 4 [verkleinert]), das Chelléen, Acheuléen und Moustérien (Abb. 5 [verkleinert]) charakteristischen Werkzeugtypen auf ihre Wirkungsweise und Kraft, so gelangt man zu der unabweisbaren Überzeugung, daß sie als Angriffswaffen auf die großen Säuger der älteren Steinzeit nicht gedient haben können. Die harmlosen Eolithen (Abb. 4 u. 6 [verkleinert], Nr. 1—8), die kräftigen, aber meist stumpfen Chelles-

Digitized by Google

keile (Abb. 6, Nr. 9—11) können aus den oben angeführten Gründen als Stich- oder Hiebwaffen gegen die großen Raubtiere, den Elefanten, das Mammut, den Urstier, allgemein nicht gedient haben; den leichteren Wildarten gegenüber können sie trotz deren Flüchtigkeit allgemeinhin schon eher in Betracht kommen.

Die Frage, ob die Moustérien-Geräte (Abb. 6, Nr. 19—28) als Lanzen oder Spieße auf mittelgroße Säugetiere gebraucht werden konnten, habe ich

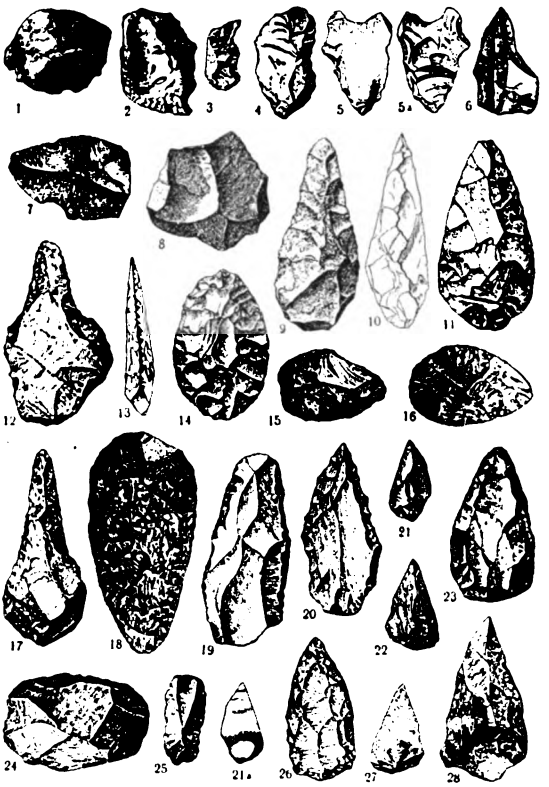


Abb. 6. Gerättypen der älteren Steinzeit. Nach Sorrer.

durch eigene Versuche zu lösen mich bemüht. Die Beschaffenheit der aus der Grotte von Placard stammenden Moustérien-Geräte (Abb. 7 [natürl. Größe]) ließ von vornherein eine erhebliche Spitzenwirkung bei Stich und Stoß nicht erwarten. In der Tat gelang es nicht, mit der Spitze des an einem Holzschaft befestigten Schabers (b) die Weichen eines frisch getöteten kräftigen Kalbes zu durchstoßen. Nur an mit Muskeln unterlegten Stellen der Hinterschenkel vermochte der Silexspeer eben die Haut zu durchdringen. Dagegen war die Schnittwirkung der Werkzeuge beim Abhäuten und Zerlegen eine ganz erstaunliche. Die Durchtrennung selbst strafferen Unterhautgewebes, der

Digitized by Google

starken Sehnenbänder an den Gelenken, der Muskulatur gelang mühelos in kurzer Zeit.

Auf die Unzulänglichkeit der Chelléen- und Moustérien-Werkzeuge als Jagdwaffen und die Unwahrscheinlichkeit ihrer erfolgreichen Verwendung ist von verschiedenen Forschern auch bereits hingewiesen worden. Wenn auch Mortillet den Helles-Spieß und die Holzkeule als Jagdwaffen bezeichnet, so zieht er doch als weitere Hilfsmittel zur Erlegung des Wildes Gruben und Fallen heran.

Verworn[1]) ließ sich in einem Vortrage in der Göttinger Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1908 über den Wohnstättenfund von Tau-

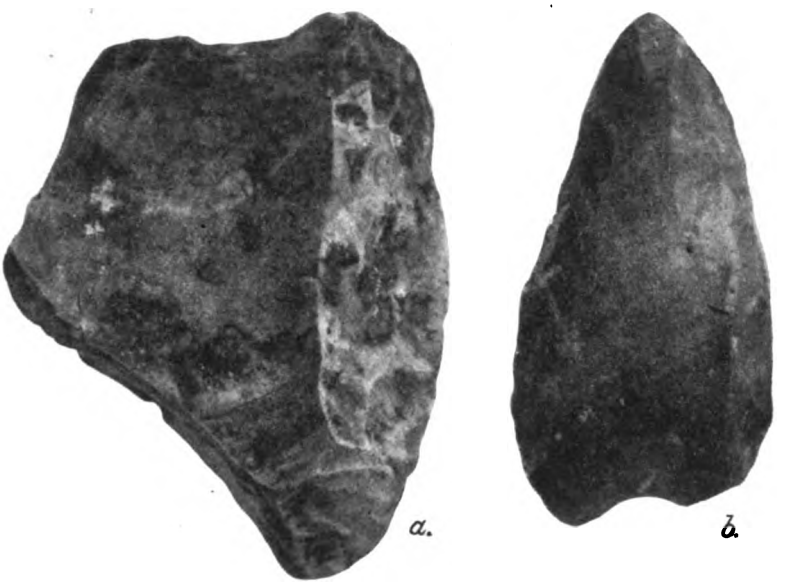


Abb. 7. Moustérien-Geräte (natürl. Größe).

bach, hinsichtlich der Jagd auf Elephas antiquus, Rhinozeros Merck, Bär, Bison, Wildpferd, Hirsch, Wildschwein, Biber folgender Art aus: „Das Tal der Ilm bildete ein weites Süßwasserbecken, dessen seichte Ufer von Rohr und Schilf umgeben und mit Unterholz und Bäumen bestanden waren. Hier kamen die genannten Tiere zur Tränke, hier belauerte und überlistete sie der diluviale Jäger. Unter Hinweis auf die kleinen Werkzeuge, deren eine Gruppe nur bis 2 cm, eine andere bis 5 cm Länge besaßen, bemerkte Verworn weiter: Der Laie möchte geneigt sein, ein gewisses Paradoxon darin zu erblicken, wenn er sich den Bären-, Bison- und Elefantenjäger mit solchen Miniaturwerk-

[1]) Verworn, Die Kulturstufe von Taubach bei Weimar, Vortrag i. d. Anthrop. Verein zu Göttingen, 19. Juli 1907.

Digitized by Google

zeugen arbeitend — jagend — denkt. Es muß aber auch in jener alten Jägerkultur nicht an feiner Arbeit und subtiler Handgeschicklichkeit gefehlt haben." Da ist aber zu bemerken, daß wir keine Werkzeuge jener Zeit besitzen, deren feinere Arbeit auf erfolgreichere Nutzung zur Jagd schließen lassen.

In demselben Verein äußerte sich im Jahre 1911 Merkel[1]) in einem Vortrage über die Lebensführung der altsteinzeitlichen Menschen zu der Frage in einer Art, die beweist, daß ihm das Mißverhältnis zwischen Waffen und Wild vollauf zur Erkenntnis gelangt war. Er sagt: Man darf sich jedoch nicht vorstellen, daß Mammut, Höhlenlöwe, -bär und ähnliche Tiere gejagt wurden; dazu reichten die vorhandenen Mittel bei weitem nicht aus. Es sind zweifellos nur kleine Tiere gewesen, denen man nachstellte. Die großen wurden nur verspeist, wenn man sie tot oder sterbend auffand. Erst mit der Vervollkommnung der Waffen konnte man sich allmählich auch an die Erlegung großer Tiere machen.

Auch Bonnet führte in einem im März 1909 in der Kölner Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage über die Jagd als Kulturmittel der Urzeit aus, daß es unmöglich gewesen sei einem Mammut mit Steinen oder Speeren beizukommen.

Neuerdings hat Sörgel[2]) der Frage über das Aussterben diluvialer Säugetiere und die Jagd des diluvialen Menschen eingehende Studien gewidmet. Er ging von der Ansicht aus, daß das Massenverhältnis alter und junger Tiere einer Art im fossilen Material Schlüsse auf die Jagdmethode zuläßt und hat daraufhin die Funde größerer Säuger von Süßenborn, Taubach, Mosbach, Mauer und der Lindentaler Hyänenhöhle untersucht. Denselben Gedanken hat Alessandro Portis schon 1878 geäußert indem er sagt: Ein Beweis für die Tätigkeit des Menschen scheint mir darin zu liegen, daß junge Individuen gewisser Arten, so Rhinozeros Merckii, Elephas antiquus, Bär sehr häufig sind im Verhältnis zu dem seltenen Vorkommen ausgewachsener Tiere. Es scheint, daß beim Jagen und Fangen der Tiere mittels Fallgruben die Jungen am leichtesten erlegt wurden.

Sörgel führt aus, daß der Mensch mit dem Elephas antiquus zum ersten Mal im Alt-Diluvium von Mauer getroffen wird und daß der Eolithiker von Mauer dem Elefanten mit gleichem Erfolge nachgestellt hat wie der mitteldiluviale Jäger von Taubach. Es sei hier daran erinnert, daß die Knochen auch der jungen Elefanten und Rhinozerosse in Taubach nicht zerschlagen oder zerbrochen, sondern ganz waren. Den

[1]) Merkel, Lebensführung des altsteinzeitl. Menschen. Vortrag im Anthrop. Verein zu Göttingen, 25. Nov. 1910.

[2]) Sörgel, Festschrift zur 43. Allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft.

Digitized by Google

Beweis für die Erlegung der Tiere erblickt Sörgel in dem Verhältnis der jungen zu den alten Individuen in Mauer und Taubach im Gegensatz zu dem an anderen Fundorten, so in Moßbach, Süßenborn und Steinheim festgestellten. Während in Mauer und Taubach (s. Tabelle) 55,6 Proz. und

		Im Alter von 1—20 Jahren	20—ɛ	davon 50—ɛ Jahre
Taubach (Acheuléen	Eleph. antiqu.	54,6%	45,4%	16,3%
Mauer (Jüng. Eolithic.) .	Eleph. antiqu.	55,6%	44,4%	24,4%
Mosbach	Eleph. antiqu.	15,3%	84,6%	61,5%
„	Eleph. trogonth.	20,9%	79,1%	58,3%
Süßenborn	Eleph. trogonth.	8,6%	91,4%	78,0%
Steinheim	Eleph. trogonth.	24,7%	75,3%	63,0%
Predmost	Eleph. primig.	48,0%	52,0%	12,0%

54,6 Proz. junge, unter 20 Jahre alte Tiere des Elephas antiquus auftreten, finden sich in Mosbach 15,3 Proz. unausgewachsene Tiere des Elephas antiquus, sowie 24,7—8,6 Proz. junge Individuen des Elephas trogontherii in Mosbach, Süßenborn und Steinheim. Auch für das Rhinozeros Merck hat Sörgel ähnliche Verhältnisse gefunden: in Taubach fanden sich 75 Proz. junge, d. h. kräftige fortpflanzungsfähige Exemplare, dagegen in Süßenborn, Mosbach und Mauer nur etwa 33 Proz. junge Tiere. Dieser unverkennbare Gegensatz ist nach Sörgel nur in der menschlichen Jagd begründet; der Mensch muß dieses charakteristische Massenverhältnis geschaffen haben. Durch Untersuchung der verschiedenen Jagdarten in bezug auf ihre Wirkungsweise kommt Sörgel zu dem Ergebnis, daß die Mauerer und Taubacher Jäger den Elefanten, die Taubacher auch das Rhinozeros in Fallgruben gefangen haben müssen, da lediglich diese Fangart vorwiegend die jungen, unerfahrenen Tiere in die Hände des Menschen gelangen läßt, die mit den Muttertieren der Herde vorangehen, während die männlichen und die älteren Tiere den Schluß bilden. Dabei sind gelegentlich auch ältere Individuen in die Fallgruben geraten, besonders wenn diese nicht auf Wechseln angelegt, sondern in einem größeren Gebiet unregelmäßig verteilt waren. Wenn auch das geschilderte Massenverhältnis zwischen jungen und alten Tieren ein auffallendes ist, so werden die daraus gezogenen Schlüsse Sörgels doch gewissen Bedenken begegnen müssen. Zunächst erscheint nicht nachgewiesen, daß gerade junge Elefanten in überwiegender Anzahl in die Fallgruben geraten müssen. Brehm u. a. bekunden, daß die klügsten und erfahrensten Elefanten als Leittiere die Herde zu führen pflegen; sie gehen voran, sorgen für Sicherheit; ihre erstaunliche Vorsicht wird gerühmt. Die Erfahrung eines Tages genügt, sie für immer mißtrauisch zu machen. Die jungen Elefanten

Digitized by Google

halten sich in der ersten Zeit des Lebens vorzugsweise unter dem Leibe und zwischen den Beinen des Muttertieres auf und stehen mehrere Jahre unter der Obhut der alten. Die Neger des oberen Nilgebietes fingen noch bis in die Neuzeit Elefanten in Fallgruben; daß sich dabei vorzugsweise junge Elefanten fingen, ist nicht bekannt. Brehm sagt über das Nashorn: Schwieriger als die Jagd ist der Fang. Das Wara-Nashorn (auf Java) fängt man in auf Wechseln ausgehobenen engen Gruben. Dort fangen sich erwachsene Tiere ebenso wie junge oder ganz alte. In Afrika erlangt man junge Nashörner dadurch, daß man die alten Weibchen tötet und sich alsdann ihrer Jungen bemächtigt. Ohne auf die Frage einzugehen, ob die präglazialen Eolithiker der Kulturstufe von Mauer mit ihren primitiven Werkzeugen (Abb. 4) fähig waren, den Elefanten oder das Nashorn zu zerlegen, will ich darauf verweisen, daß sie die Möglichkeit, „auf einem größeren Gebiet unregelmäßig verteilte" Fallgruben von dem Umfange, wie er zum Fangen von Elefanten und Mammuts erforderlich ist, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht besessen haben. Zum Graben so großer Gruben geeignete Steinwerkzeuge haben sie nicht gehabt; aber auch zur Herstellung hölzerner Grabgeräte sind ihre Steinwerkzeuge nicht geeignet gewesen, soweit wir das zu beurteilen imstande sind[1]).

Auf die Frage, ob aus dem Vorherrschen der jungen Individuen mit so ausschließlicher Sicherheit auf Fallgrubenfang geschlossen werden kann, wie Sörgel das tut, wirft weiterhin auch die Untersuchung der bedeutenden Funde von Predmost ein der Sörgelschen Theorie nicht günstiges Licht. In Predmost fand sich auf verhältnismäßig engem Raum in einer 10—80 cm hohen Kulturschicht neben vielen Stein- und Knochenartefakten des Solutréen eine reiche Fauna, die durch zahlreiche Reste vom Mammut charakterisiert war. Die Reste ließen auf etwa 2—300 Stück aller Altersstufen schließen. Sörgel kommt in Übereinstimmung mit anderen Forschern, die Predmost eine sachgemäße Untersuchung gewidmet haben, zu dem Ergebnis, daß der Jäger von Predmost diese Herde nicht erlegt haben kann, daß vielmehr nach den ganzen Fundumständen mit Sicherheit irgend ein Verhängnis den Tieren verderblich geworden sein muß. Sörgel hat nun unterlassen, das Zahlenverhältnis zwischen alten und jungen Individuen von Predmost zu bestimmen. Nach der Veröffentlichung von Kriz habe ich diese Lücke auszufüllen versucht, wenigstens bei 52 Tieren, deren Alter nach den vorhandenen Kiefern

[1]) Während des Druckes fand ich in Bd. 62 der Deutschen Jäger-Ztg. Neudamm eine Erzählung von Prof. Dr. Noack über eine Mammutjagd in der Lößsteppe der Solutrézeit, in der Verf. den Leser zu den Solutréjägern Mährens führt und ihn an einer Treibjagd auf Mammute teilnehmen läßt. Die Mammute werden mit zugespitzten (wie?), im Feuer gehärteten Pfählen verwundet und in Fallgruben getrieben. Wie und mit welchen Werkzeugen diese mächtigen Fallgruben hergestellt worden sind, das verrät der Verf. nicht. Eine beigegebene Abbildung von Gehts leidet an demselben Fehler wie Abb. 1, das Mammut ist im Verhältnis zu den Menschen viel zu klein geraten, oder die Menschen zu groß.

Digitized by Google

noch bestimmbar war. Von diesen waren 25 = 48 Proz. unausgewachsene und 6 = 11,5 Proz. über 50 Jahre alte Tiere (s. Tabelle). Die 48 Proz. jugendliche Individuen kommen denen in Taubach und Mauer gefundenen 54 bis 55,6 Proz. so auffallend nahe, daß die Übereinstimmung hiermit außer Frage steht. Wenn aber Sörgel für die Mammuts von Predmost den Fang durch die Menschen ablehnt, worin wir ihm durchaus zustimmen, so fällt mit dem nachgewiesenen Zahlen-Verhältnis von Predmost auch die stärkste Stütze seiner Beweisführung. Und die Behauptung Sörgels, daß für Deutschland, teils auch für Frankreich und England die ausrottende Tätigkeit des Menschen gegenüber dem Elephas antiquus erwiesen sei, trifft nicht zu. Er ist daran ebenso unschuldig wie am Aussterben des Plesiosaurus, des Ichthyosaurus u. a. Tiere.

Das Vorkommen von Knochenresten alter und junger Tiere in gleichen Mengen oder mit einem leichten Überwiegen der Jungen an einem Fundort wie in Predmost, Mauer und Taubach kann auch auf andere äußere Umstände als die Jagd durch den Menschen zurückgeführt werden, wie dies ja für die Mammuts von Predmost, unter denen sich 48 Proz. junge Tiere finden, geschehen ist, indem ein Verhängnis als Ursache des Untergangs einer ganzen Herde angenommen wurde.

Überall dort wo schädigende Umstände fehlen und vorteilhafte äußere Verhältnisse das Heranwachsen der weniger widerstandsfähigen jugendlichen Tiere begünstigen, wird der natürliche Abgang vornehmlich die alten, hochbetagten Artvertreter treffen; es werden sich alsdann vorwiegend Knochen von alten Tieren finden. Anders, wenn Katastrophen ganze Herden in kürzester Zeit dahinraffen, dann müssen die Knochenreste dem natürlichen Verhältnis von jungen zu alten Tieren innerhalb der Herde entsprechen; und das wird etwa 50 Proz. junger Individuen nahekommen.

Überreste des Höhlenlöwen finden sich im Chelléen, Moustérien und Aurignacien äußerst selten, und keinerlei Fundumstände sprechen dafür, daß der Höhlenlöwe, der um etwa ein Drittel größer als der jetzt lebende Artgenosse war, vom Menschen gejagt wurde, was in Hinsicht auf die Bewaffnung des Urmenschen jener Zeitperioden auch ausgeschlossen erscheinen muß.

Die Höhlenhyäne tritt in Europa im Chelléo-Moustérien auf und findet sich im Aurignacien stärker, weniger im Solutréen verbreitet. Knochenreste von ihr zusammen mit Werkzeugen sind äußerst selten; auch für diese muß ebenso wie für den Höhlenlöwen und aus gleichen Gründen als feststehend angenommen werden, daß sie, abgesehen von Ausnahmefällen und gelegentlicher Erbeutung ganz junger oder kranker Tiere, von dem Menschen nicht erlegt wurde.

Der Höhlenbär ist im Moustérien ziemlich häufig, zeitweise sogar sehr häufig gewesen, im Aurignacien tritt er bereits mehr zurück, ist im Solutréen schon selten und gegen Ende des Magdaléniens ausgestorben. Knochen-

Digitized by Google

reſte finden ſich von ihm in Höhlen außerordentlich zahlreich. Dagegen ergeben die Funde, daß der Menſch hier meiſt nicht gleichzeitig mit ihm gelebt hat. Aus den Knochenreſten iſt vielmehr mit Sicherheit zu ſchließen, daß die Höhlenbären, meiſt ſehr alte Individuen, eines natürlichen Todes geſtorben ſind. Jedoch ſind die Funde, die für ein Erlegen des Höhlenbären durch den Menſchen ſprechen (aufgeſchlagene Knochen), nicht eben ſelten. Indeſſen hat der Jäger des Chelléen und des Mouſtérien wahrſcheinlich auch des Solutréen den Bären niemals mit ſeinen primitiven Waffen angegriffen, ſondern er wird ihn in Höhlengängen mit Feuer und Rauch bezwungen, in engen Schluchten auf den bekannten Wechſeln mit Steinblöcken erſchlagen haben. Auch die Funde des Ursus arctos, des Vorgängers unſeres braunen Bären im Travertingebiet von Taubach-Ehringsdorf-Weimar könnten dafür ſprechen, daß

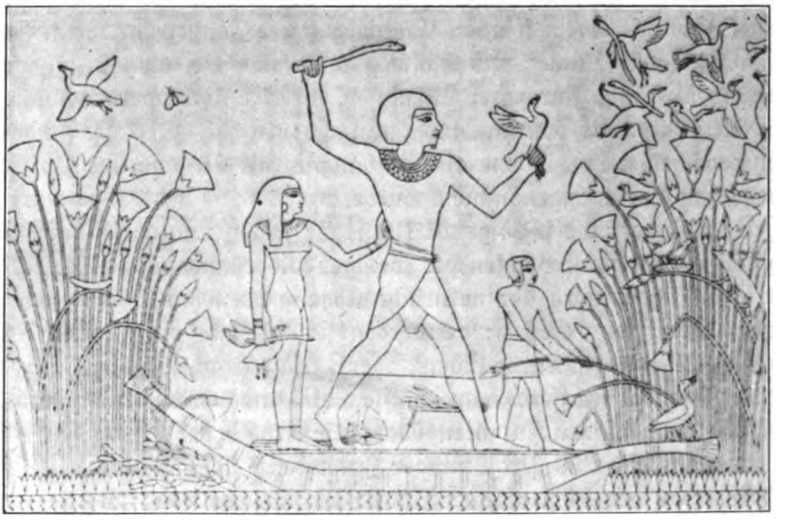


Abb. 8. Vogeljagd mittels Wurfholzes. Nach Mortillet.

der Menſch dieſen erlegt hat. Es finden ſich dort vorwiegend Reſte des Schädels, beſonders Ober- und Unterkiefer, ſowie Fußknochen und Krallen. Sörgel nimmt — ebenſo wie Studer für das Pferd im Schweizersbild — an, daß der Menſch den Bären in Fallgruben gefangen, getötet und an Ort und Stelle zerlegt hat, um dann nur das Fell, in dem Kopf und Fußknochen zurückblieben, und die bevorzugteren Fleiſchteile in die Höhle mitzunehmen. Ob dieſe Annahme zutrifft, können wir einſtweilen nicht entſcheiden. Jedenfalls erſcheint erwieſen, daß der Bär auch bereits im Mouſtérien und Chelléen gejagt oder gefangen wurde. Von den übrigen großen Säugern, dem Urſtier, dem Biſon, dem Pferd, dem Elch, dem Hirſch finden ſich bis ins Solutréen verhältnismäßig nur ſehr wenige Reſte, ſolche, die mit Sicherheit auf ein Erjagen durch den Menſchen ſchließen laſſen, verſchwindend wenig.

Digitized by Google

Wir müssen hiernach annehmen, daß der Urmensch der präglazialen Zeit und der Eiszeit bis ins Moustérien die großen Säuger bis auf Ausnahmen allgemein nicht gejagt hat. Er hat sich entsprechend seinen primitiven Werkzeugen auf die Erlegung kleiner Tiere und der Jungen mittelgroßer Tiere beschränken müssen. Er war auch nicht in der Lage, mit seinen unzulänglichen Werkzeugen so umfangreiche Fallgruben wie die zum Fange eines Mammuts erforderlichen auszuheben. Nur wo er natürliche Verhältnisse sich nutzbar machen konnte, indem er Bodenspalten und Felsspalten als Fallgruben verwendete, Höhlen und Schluchten zum Angriff benutzte, gelang

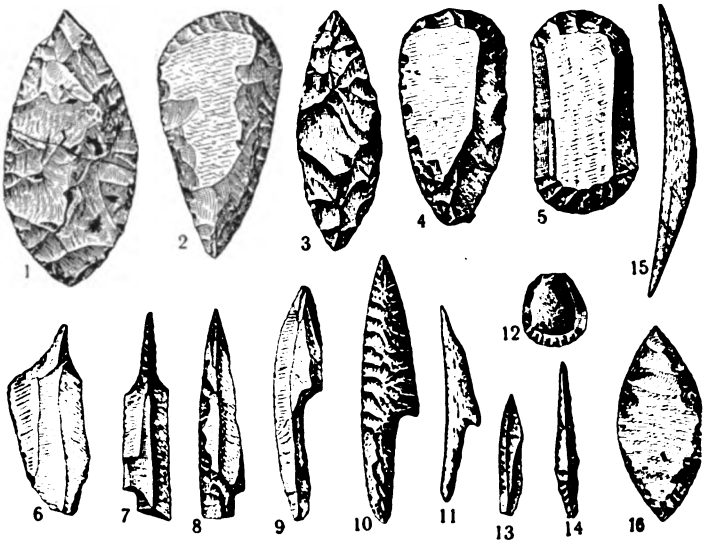


Abb. 9. Solutréen-Geräte. Nach Forrer.

es ihm, vereinzelt auch die großen Säuger, insbesondere den Bären zu erbeuten.

Zum Erlegen kleiner oder junger Tiere wie Vögel, Hasen, Rehkitze, Hirsch-, Bison-Kälber, Fohlen bediente er sich wahrscheinlich der Keule, der Schleuder, der Wurfschlinge oder einer Art Wurfholz wie es bei den Eingeborenen Australiens (Bumerang) sich findet, wie es auch die Ägypter gekannt und zum Erlegen von Vögeln benutzt haben (Abb. 8) und das möglicherweise auch der diluviale Mensch gekannt und besessen hat. Bekanntlich gelingt es, Hasen im Lager zu überraschen und mit einem einfachen Stocke zu erschlagen.

Jedenfalls dürfte sich aus den angeführten Umständen in überzeugender Weise ergeben, daß der Tertiärmensch und der Eiszeitmensch bis in das Moustérien und das Aurignacien hinein vermittelst ihrer Jagdarten und

Digitized by Google

Jagdwaffen als Vernichter der großen Säugetier-Arten, wie des Höhlenlöwen, des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, der alten Formen des Elefanten, des Nashorns und der übrigen Spezies, die im Tertiär und im frühen Diluvium den europäischen Erdteil bewohnten, gar nicht in Frage kommen können.

Erst mit einer wesentlichen Verbesserung der Waffen und mit der Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten, wie wir ihnen im Solutréen (Abb. 9) und in erheblich höherem Maße im Magdalénien begegnen, konnte der Mensch die Jagd auf die größeren Säuger aufnehmen. Hier ist es zunächst das Wildpferd, dem der Mensch mit Erfolg nachstellte, und zwar in erster Linie unter Benutzung natürlicher Verhältnisse, wie wir aus den Funden von Solutré wissen. Diese so ergiebige Fundstelle ist ein hoch aufragender, nach drei Seiten steil abfallender, nach der vierten sanft zur Ebene absteigender Fels (Abb. 10). An seinem Fuße fanden sich die Knochen von

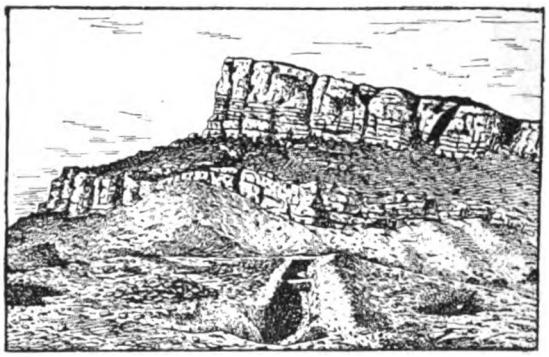


Abb. 10. Fundstelle von Solutré. Nach Forrer.

Tausenden von Pferden, daneben solche vom Ren und vom Urochsen und Feuersteingeräte verschiedenster Art. Man nimmt an, daß die Solutréjäger die in der Ebene weidenden Pferde einkesselten und auf den Felsen trieben. Die scheu gemachten Pferde stürzten in den Abgrund, wo sie von den Jägern zerlegt wurden, die Häute und Fleisch mitnahmen. Daß gerade Pferde in so großen Mengen dieser Jagdart zum Opfer fielen, ist durchaus verständlich, da das in Herden lebende Pferd wie kein andres Tier erschreckt, sinn- und ziellos davonstürmt, eine Erscheinung, die dem Pferde heute noch eigentümlich ist und im sog. Durchgehen sich zeigt.

Allerdings erzählt Pausanias[1]) über eine ähnliche Art, die Bisons lebend zu fangen bei den Päoniern: Wenn die Jäger einen Abhang gefunden haben, der in eine Schlucht abfällt, gattern sie diese ein und bedecken den Abhang mit frischen oder mit durch Öl schlüpfrig gemachten Häuten und

[1]) Diese Angabe verdanke ich Herrn Prof. Dr. Czaplewski.

Digitized by Google

treiben die Bisons auf den Abhang zu, auf den Häuten gleiten die Tiere alsdann in die Schlucht, wo man sie so lange hungern läßt, bis ihr Wider-

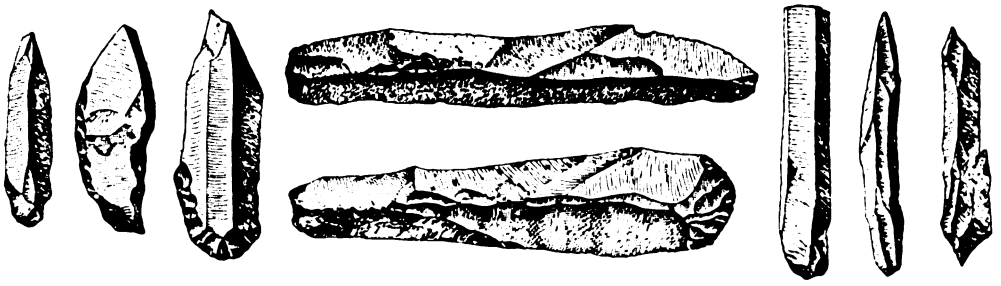


Abb. 11. Magdalénien-Geräte. Nach Sorrer.

stand gebrochen ist (Pausan. X, 13, 1—3 S. 133—134).

Die sorgfältig bearbeiteten Silexgeräte der Solutréperiode, die scharfen Pfeil- und Lanzenspitzen lassen erkennen, daß auch der Angriff mit Bogen und Pfeil, mit Wurfspeer und Lanze auf größere Säuger erfolgreich unternommen wurde. Damit gelangte die Jagd auf eine wesentlich höhere Entwicklungsstufe, um sich im Magdalénien noch weiter zu vervollkommnen. Die Steinwerkzeuge (Abb. 11) zeigen zwar nicht mehr die feine Bearbeitung wie im Solutréen, dafür hat der Magdalénien-Jäger aber gelernt aus dem Knochen äußerst wirkungsvolle Pfeil-, Lanzen- und Speerspitzen herzustellen (Abb. 12), mit denen er nicht nur das Renntier, den Bison, das Wildpferd erlegen, sondern auch dem Mammut und dem Bären erfolgreich nachstellen konnte, besonders wenn er verstand seine Pfeile durch Gift wirksamer zu machen, wie nach Rinnen und Einkerbungen (Nr. 3 und 4, Abb. 12) auf den Pfeilspitzen anzunehmen ist, die keinem anderen Zweck gedient haben können als dem das Gift aufzunehmen.

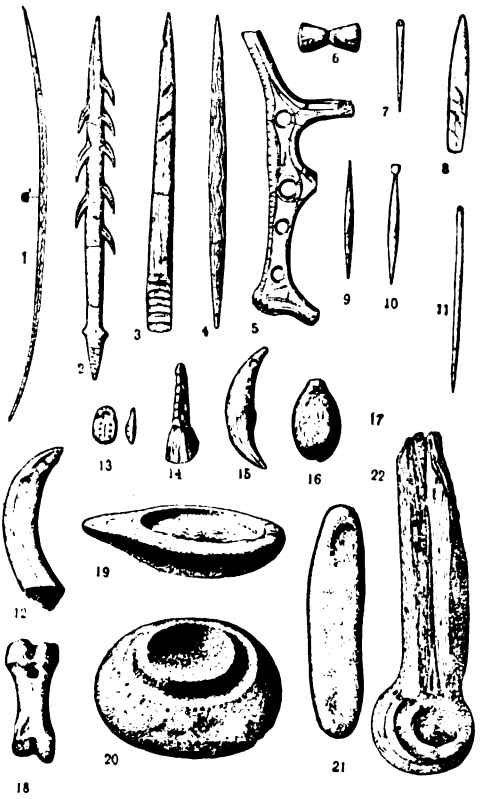


Abb. 12. Magdalénien-Geräte. Nach Sorrer.

Digitized by Google

Mit der vollendeteren Technik hat sich der Mensch jetzt nicht allein im praktischen Jagdbetriebe auf eine höhere Stufe geschwungen, er hat sich auch geistig auf den Standpunkt des höheren Jägers erhoben. Er ist nicht mehr Raubtier; die Jagd gewährt ihm auch an sich Befriedigung, regt sein Vorstellungsleben an und bereichert es mit den Eindrücken und Bildern des

Abb. 13. Nach Hoernes.

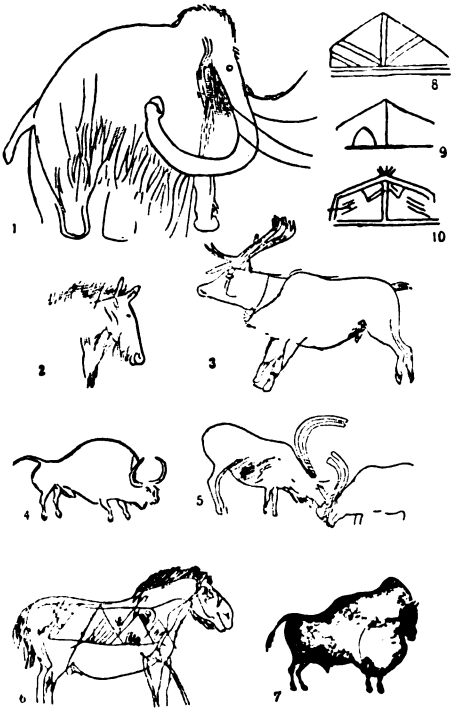


Abb. 14. Nach Hoernes.

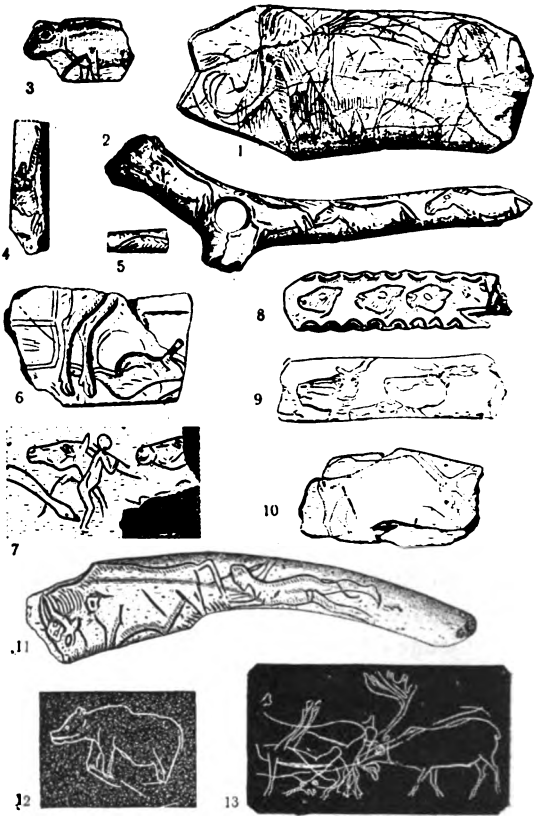


Abb. 15. Nach Hoernes.

Weidwerks, sodaß es ihn kräftig zu Äußerungen drängt. Was in ihm lebte und was ihn beschäftigte, das gab er wieder als Zeichnungen, Reliefs und Skulpturen an den Wänden seiner Höhle, auf Knochen, auf Geweihstücken, in Elfenbein und auf Stein. Die zahlreichen Werke einer ganz realistischen Kunst, deren Höhe man zunächst mit der primitiven Kultur ihrer Erzeuger nicht recht in Einklang zu bringen vermochte, und zu deren Verständnis Verworn in seinem 1907 gehaltenen Vortrag über primitive

Digitized by Google

Kunst[1]) die Wege gewiesen hat, zeigen nicht nur das Wild in außerordentlich lebenswahrer Wiedergabe, sondern sie erläutern in ausnehmend anschaulicher Weise auch die Jagd, die Art des Erlegens. Es sei hier nur kurz hingewiesen auf die schönen Wildzeichnungen, die sich bei Thayingen im Keßlerloch gefunden haben, von denen das weidende Ren (Abb. 13) durch seine künstlerische Auffassung und feine Linienführung wohl das bekannteste ist, ferner das Wildpferd, ebenfalls als Verzierung eines sogenannten Kommandostabes. Alsdann seien erwähnt die zum Teil farbigen Zeichnungen von Combarelles und Font de Gaume (Abb. 14), Mammut, Ren, Pferd, Auerochs oder Büffel, die Hirschkühe von Chaffaud, auf Knochen geritzt, der Kopf einer Saiga-Antilope (Abb. 15 Nr. 4) von Gourdan (Haute Garonne) auf Rengeweih, das auf eine Elfenbeinplatte gravierte Mammut aus der Höhle von La Madeleine (Nr. 1), die Wildpferde auf

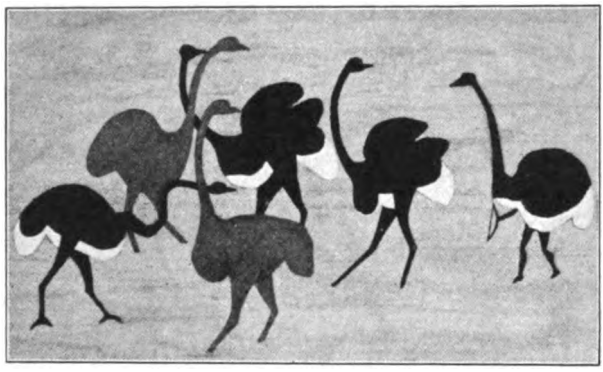


Abb. 16. Nach Weule.

Renntiergeweih (Nr. 2) und ein Mann mit 2 Pferden (Nr. 7) ebendaher, ein Stück Renntiergeweih mit 4 Büffelköpfen (Nr. 8), 2 Renntierköpfe (Nr. 9) und schließlich ein Höhlenbär auf Kiesel aus der Grotte von Massat (Nr. 12) und verschiedene Entwürfe von Renntieren auf einer Schieferplatte von Laugerie-Basse (Nr. 13).

Von besonderem Interesse ist hier ein anscheinend in Fellkleidung gehüllter Mann, der sich an einen Auerochsen kriechend angepirscht hat und eben im Begriffe ist, ihm den Wurfspeer oder die Lanze aus nächster Nähe in die Weichen zu jagen (Nr. 11). Daß der Jäger hier mit Fell bekleidet ist, scheint mit besonderer Absicht zur Darstellung gebracht zu sein. Es könnte das darauf hinweisen, daß der Jäger zum Zwecke der Täuschung des Wildes und des leichteren Anpirschens sich mit einem Büffelkalbfell bedeckt hat, ein Manöver, das von den Indianern bei ihren Büffeljagden angewandt wurde und auch von den Buschmännern bei der Straußenjagd (Abb. 16), wie wir durch Zeichnungen aus Buschmannhöhlen wissen.

[1]) Bericht über die Prähistoriker-Versammlung 1907 in Cöln.

Digitized by Google

Bei diesem Anpirschen, wie es auf dem Renntierhorn von Laugerie-Basse dargestellt ist, kann der Jäger kaum eine andere Stelle als die Weichen zum Ziel genommen haben; sie ist durch das Anpirschen von der Hinterseite des Wildes her gegeben. Für diese häufiger geübte Methode des Pirschens spricht auch das Ren aus der Dordogne (Abb. 15, Nr. 10), graviert auf einer Büffelrippe, das ebenfalls einen Speer in der Gegend der Weichen zeigt. Der Jäger hatte hierbei zwar mit einer längeren Verfolgung des weidwunden Wildes zu rechnen; es ist indessen anzunehmen, daß er in dessen

Abb. 17.

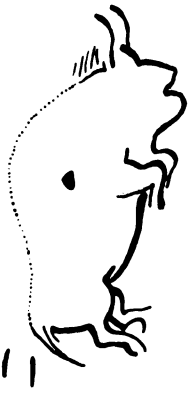
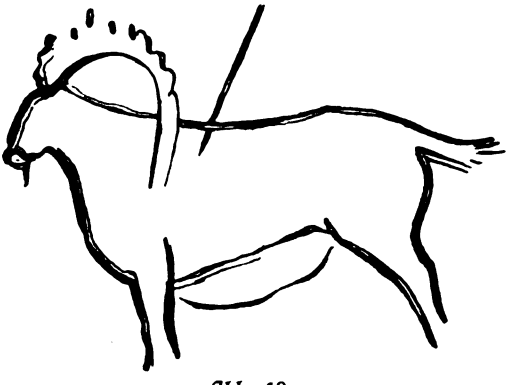


Abb. 18.



Abb, 19.

Verfolgung und Aufspürung die nötige Zähigkeit und Findigkeit besessen hat, wie wir sie ja bei allen heutigen Naturvölkern in hervorragendem Maße finden. Indessen wußte er die empfindlicheren Körperstellen, deren Verwundung ihm das Wild schneller und müheloser auslieferte, wohl zu bewerten. Dafür sprechen Zeichnungen wie die des Bisons von Les Eyzies (Abb. 15, Nr. 3). Hier führen zwei Striche zum Herzen, die entweder das entströmende Blut oder einen Speer, dessen Spitze in der Herzgegend vor dem Blatte steckt, andeuten sollen. Noch charakteristischer sprechen andere Zeichnungen dafür, daß dem paläolithischen Jäger des Magdalénien die Bedeutung des „Sitzens des Schusses" vollauf bekannt war, und daß er sich mit dieser

Digitized by Google

Frage ebenso beschäftigt hat, wie es der moderne Jäger tut. Das zeigen besonders gut Zeichnungen aus französischen Höhlen, die mir Herr Professor Verworn gütigst zur Verfügung gestellt hat. Sie stellen Bisons dar mit

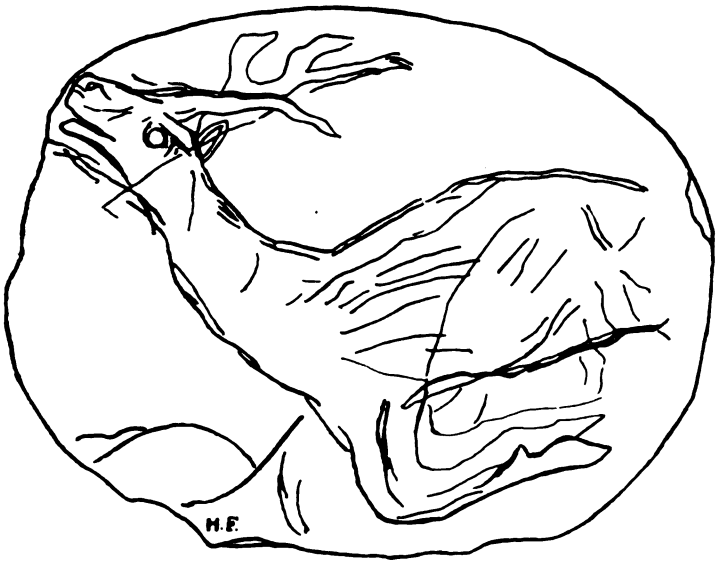


Abb. 20.

sogenannten Schußmarken oder Pfeilen (Abb. 17 und 18), deren Sitz andeutet, daß der Jäger gerade die Gegend über oder hinter dem Blatte zu treffen gesucht und gewiß auch verstanden hat.

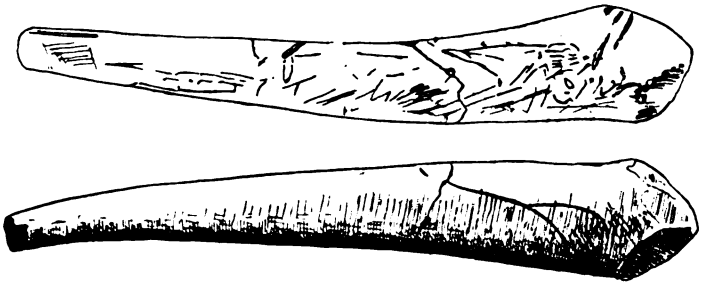


Abb. 21. Nach Sorrer.

Auf einer weiteren Zeichnung ist ein Steinbock (Abb. 19) mit einem hoch auf oder über dem Blatt sitzenden Wurfspieß dargestellt. In der Haltung sehr naturgetreu, weniger deutlich in der Andeutung des Sitzens des Schusses ist ein Renntier, das schwer verwundet auf die Vorderknie gesunken ist (Abb. 20). Ausgezeichnet beobachtet ist der Ausdruck im Kopfe des Ren.

Digitized by Google

Anſcheinend ſoll hier ein tief im Blatt ſitzender Wurfſpeer, der die tödliche Verwundung bewirkt hat, angedeutet ſein.

Daß der Magdalénien-Jäger auch die Wurfſchlinge zu handhaben verſtanden hat, zeigt eine nicht ſehr deutliche Gravüre auf Renntiergeweih, die

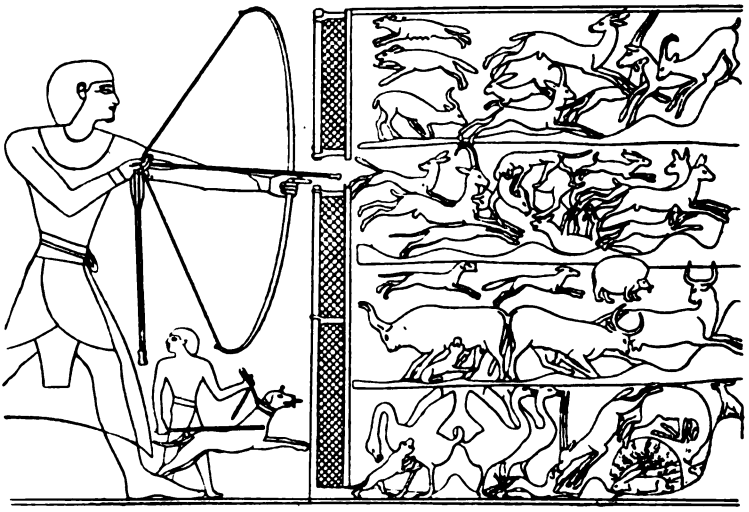


Abb. 22. Nach Mortillet.

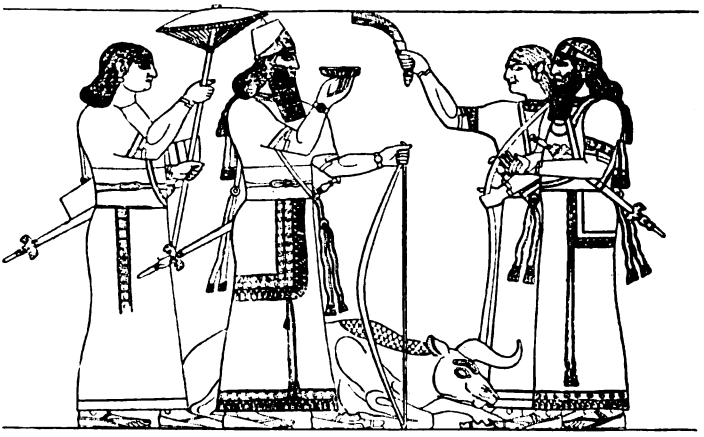


Abb. 23. Nach Sorrer.

einen Menſchen mit Wurfſchlinge darſtellt (Abb. 21). Aber die Hauptwaffen ſind zweifellos Lanze, Wurfſpeer, Bogen und Pfeil geweſen. Von der Wirkung eines kräftig geſchnellten Pfeiles geben die bekannten aſſyriſchen Flachreliefs eine Vorſtellung, die deren Verwendung zur Jagd auf Vögel zeigen, dann aber auch den König Aſſurnaſſirpal auf der Löwenjagd darſtellen, oder als

Digitized by Google

Erleger des sagenhaften Einhorns. Wildpferde oder Wildesel sehen wir von den Pfeilen vollkommen durchschossen (Abb. 22—26). Es wurden hier allerdings Pfeile mit Metallspitze verwendet; indessen geben die nadelspitzen

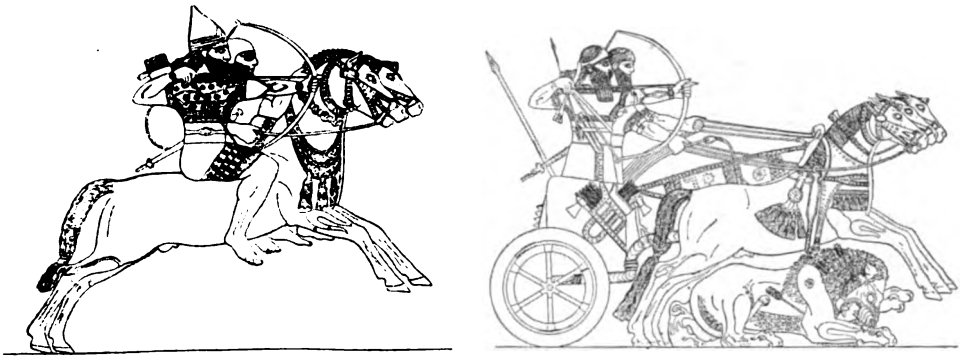


Abb. 24. Nach Sorrer.

Knochenpfeile, wie sie Naturvölker noch heute verwenden und wie sie die Magdalénien-Jäger besessen haben, den Metallpfeilen kaum etwas nach,

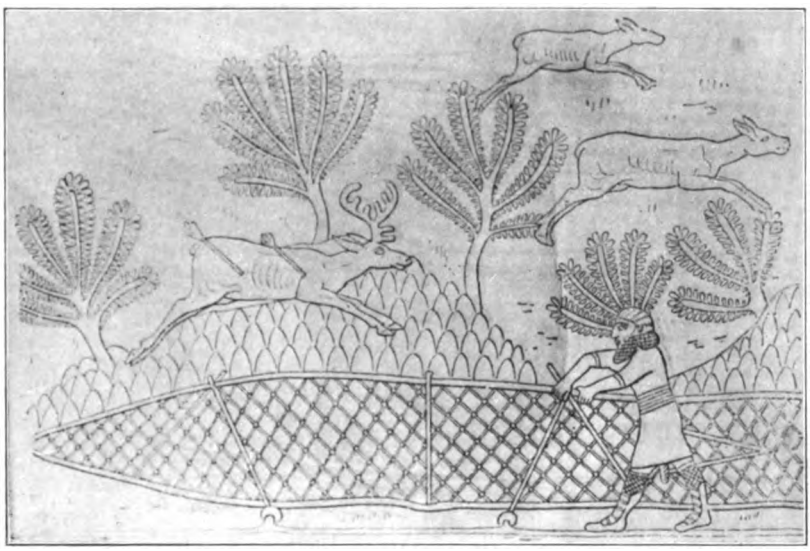


Abb. 25. Nach Mortillet.

vorausgesetzt, daß sie aus möglichster Nähe und mit höchster Kraft geschnellt werden. Die Weddas spannen, um den Pfeil unter besonders hoher Kraftentfaltung abzuschießen, in Rückenlage den Bogen mit den Füßen, während

Digitized by Google

sie Sehne und Pfeil mit den Händen ergreifen. Möglicherweise war auch dem Jäger der älteren Steinzeit dieses Mittel Flugweite und Durchschlagskraft des Pfeiles zu erhöhen nicht unbekannt.

Abb. 26. Nach Mortillet.

Die Wirkung der Wurfspeere wird von heutigen Naturvölkern durch Anwendung der Wurfstöcke (Abb. 27) erhöht, die, eine Art Führung des Speeres darstellend, den Hebel, den der Arm bildet, verlängern und so dessen Schwungkraft verstärken. Sie finden sich aus Holz gefertigt in Australien (Abb. 28, c) und an der Nordwestküste von Amerika (b). Dieselben haben sich, aus Ren-

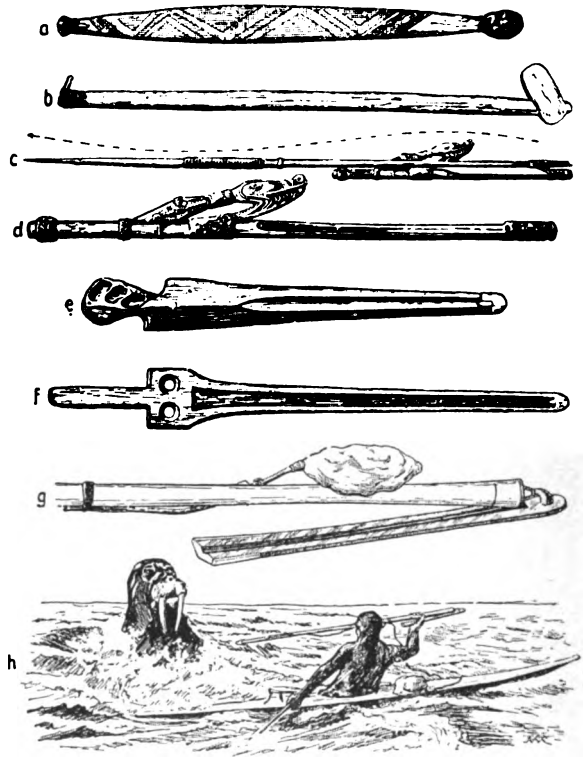


Abb. 27. Nach Weule.

geweih hergestellt, auch in der altpaläolithischen Station von La Madeleine (a) gefunden.

Auffallend erscheint es, daß der Riesen- und Edelhirsch allgemein nur vereinzelt zu den Beutetieren des Steinzeit-Jägers zählten. Nur wenig

Digitized by Google

Knochen des Hirsches mit Spuren der menschlichen Nutzung finden sich an den Wohnstätten der diluvialen Menschen. In gewissem Gegensatz dazu stehen die verhältnismäßig großen Mengen von Hirschgeweihteilen, die dem Menschen ein wertvolles Werkzeugmaterial lieferten. Indessen fällt hieran

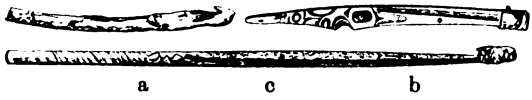


Abb. 28. Nach Sorrer.

sehr bald auf, worauf auch schon Sörgel hingewiesen hat, auch Bonnet hat dieselbe Feststellung gemacht, daß die meisten Hirschgeweihteile von Abwurfstangen stammen (Abb. 29), daß ganze, schädelechte Geweihe oder

Abb. 29.

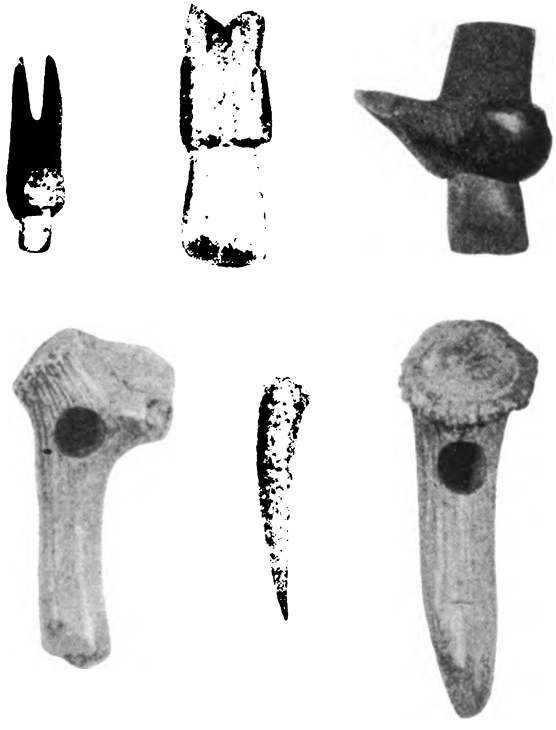


Abb. 30. Nach Bonnet.

Teile von solchen aber sehr selten sind. Eine Erscheinung, die auch noch im Neolithikum zu beobachten ist (Abb. 30 und 31), fast sämtliche Werkzeugteile aus Hirschgeweih stammen von abgeworfenen Stangen. Für den Riesenhirsch ist jedenfalls die zu spezialisierte Geweihentwicklung verhängnisvoll geworden. Es liegt auf der Hand, daß das breit ausgelegte, über zwei,

Digitized by Google

auch drei Meter weite Geweih dem waldbewohnenden Träger auf der Flucht vor Raubtieren hinderlich war.

Der Magdalénienjäger hat — im Besitze von immerhin recht wirksamen Jagdwaffen — die Jagd auf die meisten großen Säugetiere, so auf den Auerochsen, den Bison, das Pferd, das Ren, den Hirsch, das Reh, vereinzelt auch auf das Mammut und auf den Höhlenbären mit vollem Erfolge geübt.

Die Frage ob die Jagd zur Vernichtung und Ausrottung ganzer Tierspezies geführt hat, ist auch für den Magdalénienjäger zu verneinen. Wenn auch der Höhlenbär verschwunden, das Mammut, das Ren und das Wildpferd aus dem westlichen und mittleren Europa abgewandert sind, so wissen wir, daß ersterer in den Höhlen, in denen er alt und krank Zuflucht gesucht hat, meist eines natürlichen Todes gestorben und nur vereinzelt erlegt worden ist. Mammut und Ren und ebenso das Wildpferd sind in östliche und nördliche Gegenden gezogen, wahrscheinlich, weil sich ihre Daseins-, insbesondere die Nahrungs-Verhältnisse in ihren alten Wohnbreiten verändert hatten. Auerochs und Bison haben sich lange bis in geschichtliche Zeiten erhalten. Die Ausrottung von ganzen Tierarten durch den Menschen ist erst der geschichtlichen Zeit und dem kultivierten Menschen vorbehalten geblieben. Zur Steinzeit der Indianer haben viele Tausende, ja Millionen von Büffeln in Nordamerika gelebt. Der mit Feuerwaffen ausgerüstete Europäer hat sie in kürzester Zeit so gut wie ausgerottet.

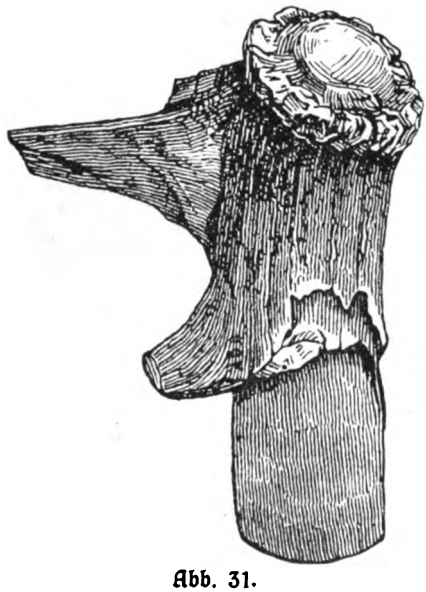


Abb. 31.

Daß der Magdalénien-Mensch Jäger in anderem, höherem Sinne gewesen als der Bewohner von Taubach oder Mauer, geht auch daraus hervor, daß er Jagdtrophäen (Abb. 32 und 33) gesammelt hat, die ihm Schmuck und gleichzeitig ebenso wertvolle Erinnerungen an die Jagd boten wie die Skizzen, die er uns hinterlassen hat. Die Auffassung, daß diese als Anhänger getragenen Hirsch- und Rentierhaken, Pferde- und Bisonzähne als Amulette gedient hätten, ist durch nichts erwiesen, erscheint vielmehr unwahrscheinlich, da den Magdalénien-Menschen Theoretisieren und Spekulieren fern lag, das reine Sinnesleben bei ihnen weitaus im Vordergrunde stand (Derworn a. a. O.).

Digitized by Google

Eine besonders interessante Trophäe (Abb. 34) aus dem Pfahlbau von Concise am Westufer des Neuenburger Sees in der Schweiz hat Bonnet[1])

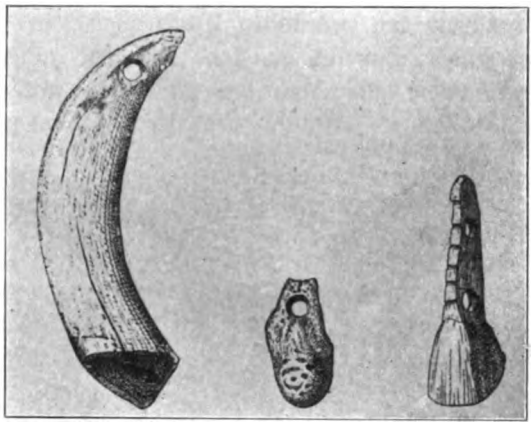


Abb. 32. Nach Mortillet.

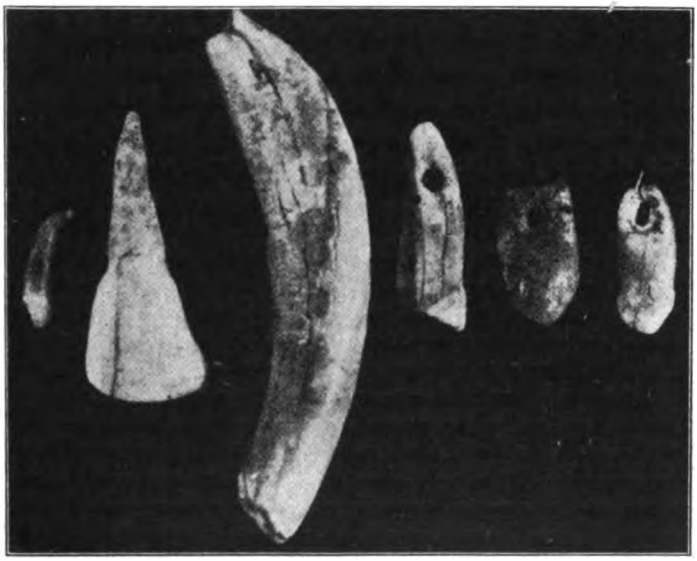


Abb. 33. Nach Bonnet.

beschrieben. Das Alter dieses Fundes, der nicht nur als seltene Ausnahme an Bedeutung gewinnt, sondern auch dadurch, daß die einem alten, schweren Hirsche entstammenden Stangen weidgerecht mit der Hirnschale abgeschlagen

[1]) „Wild und Hund", 1912 Nr. 30.

Digitized by Google

sind und deshalb zweifellos als Trophäe anzusprechen sind, ist auf etwa 3000 Jahre zu schätzen.

Das Studium der vorgeschichtlichen Jagd zeigt uns, daß sich in der Voreiszeit entsprechend den primitiven Werkzeugen jener Zeit eine wenig entwickelte Jagd findet, daß sich die Jagd wie jede andere Fähigkeit und Fertigkeit des Menschen allmählich hat entwickeln müssen und daß es dazu zweifellos sehr langer Zeiträume bedurfte. Erst nach dem Schwinden

Abb. 34. Nach Bonnet.

der paradiesischen Daseinsverhältnisse der präglazialen Warmzeit und mit der Erschwerung der äußeren Lebensverhältnisse wurde der auf die Erträgnisse der Jagd vornehmlich angewiesene Mensch ganz allmählich zu einer höheren Technik und zum geistigen Fortschritt geführt. Der Mensch der Steinzeit kann für das Aussterben einzelner Säugetierarten auf dem europäischen Erdteil nicht verantwortlich gemacht werden; das ist wahrscheinlich auf äußere Verhältnisse, für einzelne Arten auch auf eine zu spezialisierte Entwicklung einzelner Organe zurückzuführen.

Diskussion.

Pfarrer Schick (Quedborn): Auch Siegfried hat aus einer Grube heraus den Drachen erlegt. Hat der Herr Vortragende die Möglichkeit der Jagd mit Holzwaffen in Rechnung gezogen? Solche sind ja naturgemäß nicht auf uns gekommen. Ammianus Marcellinus berichtet, daß die Alemannen bei Straßburg auch mit hölzernen Lanzen gegen die Römer gekämpft haben. Die Tiergarten sind wohl aus späterer Zeit. Die Fallgruben haben wohl die Zusammensetzung mit „Grube" statt „Garten": Wolfsgrube, Hatzgrube u. a. Bei der Zusammenstellung der Flurnamen meiner Pfarrei fand ich in einem alten Salbuch eine Hatzgrube, ein Wort, das wohl nicht anders als im Jagdsinne erklärt werden kann.

Dr. C. Nörrenberg (Düsseldorf): Es gibt in Deutschland zahlreiche steile Felswände, die „Bilstein" heißen. Eine der Etymologien dieses Wortes erklärt es aus Jagdgebräuchen: das Wild wurde gegen die Felsen getrieben, dort gestellt und von den Hunden ver„bellt". Ist ähnliches für die vorgeschichtliche Zeit anzunehmen?

Prof. Kossinna: Die wissenschaftlich am meisten zu empfehlende Etymologie des Namens Bilstein, den überaus zahlreiche, stets spitz und nackt aus erdigem Boden hervorragende Einzelfelsen tragen, die von Brandstetter, gründet sich nur auf die Natur und die äußere Gestalt der Felsen selbst. — Wenn der Vortragende die Ansicht von Steinmann erwähnt hat, nach der der paläolithische Mensch vorzugsweise oder gar ausschließlich von Fleischnahrung gelebt haben soll, so möchte ich dem das Urteil Boules über den Menschen von Chapella-aux-Saints gegenüberstellen. Boule erkennt in ihm einen Allesesser, der aber die Pflanzenkost ganz besonders bevorzugt habe.

Digitized by Google

2. Äußerer Verlauf der Tagung

unter Beihilfe von E. Snethlage erstattet von Gustaf Kossinna.

Donnerstag, den 31. Juli 1913.

Abends 6¼ Uhr fand eine Sitzung des geschäftsführenden und daran anschließend eine solche des Gesamtausschusses im Gürzenich statt. Da eine außerordentliche Hauptversammlung am 16. März desselben Jahres in Berlin-Charlottenburg abgehalten worden war, standen keine wesentlichen Sachen zur Verhandlung.

Daran schloß sich um 7 Uhr die **Geschäftssitzung.** Professor Kossinna führte in dem Jahresbericht folgendes aus: „das wichtigste Ereignis des Jahres ist die außerordentliche Hauptversammlung zu Charlottenburg am 16. März d. J. gewesen. Ihr Ergebnis war die neue Satzung und weiterhin die Eintragung der Gesellschaft in das Vereinsregister des Kgl. Amtsgerichts Berlin Mitte (unter Nr. 1628), die am 28. April erfolgt ist. Eine weitere Folge der neuen Satzung ist, daß wir die nächste Hauptversammlung erst im Jahre 1915 abhalten werden, in demselben Jahre also, wo der 2. Baltische Kongreß in Königsberg tagen wird. Wir haben nun die Verpflichtung und auch das Bedürfnis, endlich einmal im Osten unseres Vaterlandes, im rechtselbischen Gebiete zu tagen. Ich habe daher mit dem Westpreußischen Provinzialmuseum Verhandlungen angeknüpft und kann schon jetzt verraten, daß Herr Museumsdirektor Professor Dr. Kumm in Danzig unsere Anregung mit dankenswertester Bereitwilligkeit aufgenommen hat.

Ich erwähne ferner, daß unser Ehrenmitglied Oscar Montelius am 31. März von seinem Amte als Reichsantiquar zurückgetreten ist: mein persönliches Huldigungsschreiben ist abgedruckt im Mannus V, S. 105 ff.

Nach dem Verzeichnis im Mannus sind wir zu Beginn des Jahres 1913 **417** Mitglieder gewesen, sind dann bis zum 1. Juli auf **437** angewachsen und haben jetzt **443** Mitglieder. Dieses Wachstum unserer Gesellschaft übersteigt wohl auch die kühnsten Erwartungen der ersten Jahre; freilich kann ich nicht verschweigen, daß ich auf die briefliche Neuwerbung von Mitgliedern soviel Zeit verwende, wie es mir künftighin wohl kaum mehr möglich sein wird. Von größtem Erfolge für unsere Gesellschaft ist meine Schrift gewesen: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft."

Digitized by Google

Dann gab der Schatzmeister Snethlage-Berlin den Kassenbericht:

Geschäftsjahr 1912.

Einnahmen:

Bestand am 1. Januar	1336,32	Mk.
Mitgliederbeiträge	5022,00	„
Verschiedenes	566,35	„
Summe der Einnahmen . .	6924,67	Mk.

Ausgaben:

Für Mannus Band IV	4669,15	Mk.	
Sonstige Drucksachen, Porto usw.	1002,05	„	5671,20 Mk.
Bleibt Bestand Ende 1912 . .			1253,47 Mk.

Dem Schatzmeister wurde Entlastung erteilt.

Sogleich nach Schluß der Geschäftssitzung begann der Empfangsabend mit Festessen, den die Stadt Köln im großen festlich geschmückten Gürzenichsaal zu Ehren der diesjährigen Tagung veranstaltete. Von Kölner Einwohnern waren u. a. anwesend Regierungspräsident Dr. Steinmeister, Oberbürgermeister Wallraf, Polizeipräsident v. Weegmann, Handelskammerpräsident Dr. Neven-Dumont, Geheimer Kommerzienrat Dr. vom Rath, der zu den Gründern der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte gehört und ihr lebenslängliches Mitglied ist, Sanitätsrat Dr. Dormagen.

Im Namen der Stadt hieß Oberbürgermeister Wallraf die Erschienenen im ehrwürdigen Köln willkommen. Keine Gegend des Vaterlands, so führte der Redner aus, sei für die Beratungen der Gesellschaft geeigneter, als der Rhein. Denn hier, wo alle Jahrhunderte so sichtbare Spuren hinterlassen haben, habe auch einst eine Wiege des Menschengeschlechts in deutschen Landen gestanden. Ein ganz besonderer Reiz sei es, durch die Stadt mit ihren hoch entwickelten Einrichtungen und Verkehrsmitteln zu wandern und dann nach einem Besuch der Museen, wo die Künste der Römer und des Mittelalters sich ein Stelldichein gäben, in dem Museum am Bayenturm einzukehren und dort der ersten Sprache des Menschen zu lauschen, die dem Lallen eines Kindes gleiche. Mit besonderem Interesse verfolge man da, wie die Wehrhaftigkeit und das Gefühl größerer Sicherheit die Freude an dem Schönen und das Bedürfnis nach künstlerischer Betätigung wecke, und man werde gewahr, daß unsere ganze Kultur ein Gebäude sei, das auf diesem Fundament aufgeführt sei, und dessen oberster Stein nur deshalb so hoch ragen könne, weil er auf alle tieferliegenden sich stützt. Sein besonderer Gruß gelte den Männern der wissenschaftlichen Arbeit, die es sich zur Aufgabe

Digitized by Google

gemacht, die ersten Wege der Menschheit zu erforschen, besonders dem Vorsitzenden der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, Professor Dr. Kossinna. Er leere sein Glas auf die Teilnehmer der 5. Hauptversammlung mit dem Wunsch, daß sie sich in Köln recht wohl fühlen möchten.

Den Dank der Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte stattete deren Vorsitzender, Universitäts-Professor Dr. Kossinna, ab. Die Vorgeschichte sei eine junge Wissenschaft und die Gesellschaft erst ein fünfjähriges Kind. Ihre Fürsorge erstrecke sich auf ganz Deutschland in gleichem Maße. Da sei es denn ein schönes Zeichen für die hohe Gunst, die das Rheinland und besonders die preußische Rheinprovinz bei der Gesellschaft genieße, wenn sie nun in dem kurzen Zeitraum von 5 Jahren schon das zweitemal ihre Hauptversammlung am Rhein abhalte. Der Redner pries dann in begeisterten Worten den schon so viel besungenen Zauber, den der Rhein auf jeden Deutschen ausübe, jenen sonnigen Glanz, der auf den rheinischen Gefilden liege, und das frohe Genießen, zu dem keine deutsche Landschaft so verlocke, wie der Rhein.

„Die Festtagsstimmung ist die eine liebenswürdige Seite vom Rhein. Aber er zeigt auch eine andere Seite, und diese ist nicht minder liebens- und achtenswert, das ist das riesenhafte Arbeitsleben des Niederrheins, das sind die sauren Wochen, die den frohen Festen vorangehen. Kein Land Europas vereinigt auf so engem Gebiet so viele Fabrikgewerbe aller Art. Da heißt es nimmer rasten, immer wachen, und sinnen, um sich im gewaltigen Wettkampfe obenauf zu halten. Damit verdient man sich erst das Recht auf Festesfreude. „Erst mach Dein Sach — dann trink und lach!"

Und noch eine dritte Seite, eine neue, möchte ich am Niederrhein hervorheben. Als ich vor drei Jahrzehnten auf eine Reihe von Jahren an den Rhein ging, da sagte man mir: alles haben Sie am Rhein in Fülle, nur eins zu wenig, das ist geistiges, wissenschaftliches Leben; ausgenommen in Bonn. Das ist heute grundfalsch. Man zeige mir eine Stadt, die rein aus sich heraus, ohne wesentliche Staatshilfe eine derartige Fülle von Anstalten der Geisteskultur besitzt, wie Köln. Hamburg zählt hier nicht mit, denn das ist ein Staat, keine Stadt mehr; und Berlin noch viel weniger, wo die Leistungen der Stadt verschwinden gegenüber den großen Leistungen des Staates.

Welch eine Fülle herrlicher Museen hier, die die Stadt, wenn nicht geschaffen, so doch als ihre Pflegekinder angenommen hat und nun wie eigene Kinder in glänzenden Verhältnissen aufzieht. Und diese Museen haben herrliche Palastwohnungen oder sollen sie demnächst erhalten. So hoffentlich auch das vorgeschichtliche Museum: es ist dem Werden der Menschheit gewidmet, dem Werden auch der einzelnen Völker, insonderheit dem Werden und Wachstum der germanischen Stämme.

Ich sage nichts gegen die Pflege anderer Wissenschaften. Aber bei Lichte besehen: wie kann sich denn die Vergangenheit oder meinetwegen die Gegen-

Digitized by Google

wart irgend eines außereuropäischen Naturvolkes an Bedeutung messen mit der Vergangenheit des ersten Kulturvolkes der Welt. Denn das sind die germanischen Stämme; nach gewissen Richtungen sind sie es immer gewesen wie sie es noch heute sind und es bleiben werden. Nach dieser Richtung gilt bei uns Deutschen leider immer noch ein ganz falscher Maßstab, indem wir das minderwertige Ausländische und Ferne vor dem ungleich Wichtigeren und bedeutungsvolleren Einheimischen ganz ungerechtfertigter Weise bevorzugen. Es sollte aber das weltgeschichtlich Bedeutende und seine Entwicklung in erster Reihe stehen und ebenso sollten wir, was in der Hauptsache dasselbe bedeutet, stets darauf halten, daß erst wir selbst an die Reihe kommen, und dann erst weiter hinten die anderen.

Man darf den Inhalt eines vorgeschichtlichen Museums nicht beurteilen nach der Zahl und Bedeutung der darin enthaltenen Kunstwerke. Solche Kunstwerke fehlen gewiß nicht, wie ich Ihnen morgen beweisen werde, wenn ich die germanischen Goldsachen der Bronzezeit vorführen werde. Aber vorgeschichtliche Museen sind nicht Kunstmuseen, sondern Kulturmuseen: sie zeigen durch das, was die Wissenschaft aus ihnen herauslesen kann, wie die Völker entstanden sind nach ihrer Blutzusammensetzung, wie der Volkskörper geworden ist, den z. B. unser heutiges deutsches Volk aufweist.

Ein solches Museum hat höchste nationale Bedeutung, muß völlig selbständig dastehen, ohne Fesselung an ein anderes Museum. Das Naturhistorische Museum, höre ich, soll nun als einen Teil seiner selbst das Vorgeschichtliche Museum in sich aufnehmen. Davon rate ich dringend ab: bei solchen siamesischen Zwillingen wird einer immer der Herr sein, der andere sich leidend unterordnen. Man denke hier z. B. an die gewiß nicht ausbleibende Notwendigkeit von Erweiterungen eines der beiden oder gar beider Museen. Da wird es nur zu leicht auf die bloße Ellbogenstärke der dann tätigen Direktoren ankommen oder auf andere noch weniger maßgebende Dinge. Lassen Sie Ihr prähistorisches Museum sich völlig frei und selbständig entfalten, geben Sie ihm eine zureichende Behausung, aber auch eine würdige, geben Sie aber zugleich auch einen eigenen Verwaltungskörper, selbständige Beamte. Dafür ist unsere Wissenschaft der Vorgeschichte doch schon zu sehr ins Breite und Tiefe gewachsen und sind ihre Museen zu wichtig, um nur im Nebenamte verwaltet werden zu können.

Köln hat den hohen Ruhm, das größte und bedeutendste Vorgeschichts-Museum der Rheinprovinz, ja Westdeutschlands sein eigen nennen zu können. Viel hat die Stadt schon getan; das kann ihr aber nur Anlaß sein, jetzt erst recht für diese Sache zu wirken, noch mehr zu wirken, als bisher. Ein solcher Aderlaß wird der Stadt nur heilsam sein nach mehr als einer Richtung. Möge immerdar der Spruch wahr bleiben „Cöln eine Kron, boven allen Städten schon". Er wird wahr bleiben, wenn die Stadt ihren stets wachsenden höheren Zwecken entsprechend auch ihre Leistungen und Aufwendungen für geistige Bedürfnisse,

Digitized by Google

insonderheit nationaler Art, wie sie die Vorgeschichte darstellt, gleichfalls wachsen läßt.

In diesem Sinne bitte ich Sie, in freudiger Begeisterung einzustimmen in den Ruf „Alaaf Köln“.“

Die Feier wurde verschönt durch Musikgaben der Kapelle der 7. Fußartillerie unter Leitung des Obermusikmeisters Trenks.

Freitag, den 1. August.

Vormittag 9 Uhr wurde die Tagung mit einem Festakt in der Aula der Handels-Hochschule eingeleitet.

Im Namen des verhinderten Regierungspräsidenten Dr. Steinmeister überbrachte Oberregierungsrat v. Görschen die Grüße und Glückwünsche der Staatsregierung. Köln stehe nicht nur im Zeichen einer freudig genießenden Gegenwart und hoffnungsvollen Zukunft, sondern die stolzen Erinnerungen der Vergangenheit und die Fülle vorgeschichtlicher Funde habe hier auch den Sinn für Geschichte und Vorgeschichte mächtig geweckt. Die Staatsregierung bringe der Gesellschaft hohe Anerkennung entgegen, weil durch ihre Bestrebungen der nationale Gedanke, der Stolz auf das Deutschtum und die Liebe zur Heimat in hohem Maße gefördert würde.

Im Namen der Kölner Handels-Hochschule, in deren Räumen die Gesellschaft tagen werde, überbrachte Professor Dr. Lorck den Willkommen. Auf den ersten Blick wäre es nicht leicht, Beziehungen zwischen den Wissenschaften, die an der Handelshochschule gelehrt werden, und der Vorgeschichte aufzusuchen. Und doch ließe sich eine Brücke zwischen den beiderseitigen Bestrebungen schlagen. Wenn Herr Professor Kossinna in seinem Eröffnungsvortrag über den Goldreichtum der Germanen sprechen werde, so sei dies auch jetzt noch ein aktuelles Thema. Wenn einst Hagen das Gold des Nibelungenhortes in den Rhein versenken ließ, so liegt in heutiger Zeit das gemünzte Gold in den feuer- und diebessicheren Schatzkammern der großen Banken. Jetzt strömt der Rhein an volkreichen Städten und Dörfern vorbei, einst nur an einzelnen verstreuten Siedelungen. Aber damals wie jetzt war er für die Bewohner seiner Ufer der Verbindungsweg und die wichtigste Handelsstraße. So lassen sich vielfach Parallelen zwischen Vorzeit und Jetztzeit ziehen.

Professor Dr. Siegert überbrachte die Glückwünsche der Kölner Akademie für praktische Medizin zu einem glücklichen Erfolge der Tagung. Es möge Zufall sein, sei aber bezeichnend, daß so viele Mediziner sich mit der Vorgeschichte beschäftigt haben. Auch unter den Vortragenden der jetzigen Tagung seien sie stattlich vertreten.

Professor Dr. Preysing hielt die Begrüßungsrede als Vertreter der Naturforschenden Gesellschaft zu Köln, die freilich noch im Säuglingsalter stehe, da sie kaum ein Jahr alt sei. Ihre Mitglieder brächten der vorgeschicht-

Digitized by Google

lichen Forschung, die so viele Berührungen mit der Naturforschung biete, lebhaftes Interesse entgegen. Er selbst gehöre ja auch der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte an. Ohne Voreingenommenheit könne ausgesprochen werden, daß gerade sie, besonders in den auf strengster wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Arbeiten ihres ersten Vorsitzenden, eine Hebung des Nationalbewußtseins, die auf gesundem Boden ruhe, in hohem und sehr erfreulichem Maße befördere.

Professor Dr. Tilmann wünschte im Namen der Kölner Gesellschaft für Anthropologie, daß aus den Verhandlungen und Vorträgen viele Anregungen erwachsen mögen. Schon immer sei Köln, das im Mittelalter eine blühende Universität besaß, eine Stätte für wissenschaftliche Bestrebungen gewesen. Gerade auf die Vorgeschichte sei in der Kölner Anthropologischen Gesellschaft großes Gewicht gelegt worden.

Professor Kossinna sprach hier in folgender Weise den Dank aus:

„Allen Spitzen der Behörden, Vertretern der Hochschulen und Vorständen wissenschaftlicher Vereine, die uns so freundlich bewillkommnet haben, gebührt unser herzlicher Dank, in hervorragendem Maße aber der hohen Staatsregierung, die bei dieser Tagung wie schon in Koblenz 1911 und in Dortmund im vorigen Jahre unserer Gesellschaft und ihrer hohen nationalen Bestrebungen wieder in so ehrender Weise gedacht hat.

Bisher ging die Fürsorge der Regierungen meist nicht darüber hinaus, als daß der Landrat des Kreises von dem brennenden Ehrgeiz erfüllt war, womöglich in seinem Kreise ein eigenes Kreismuseum zu begründen, was vielfach sehr segensreich war, denken wir z. B. an Mayen, freilich nicht in allen Fällen.

Das seit Jahrzehnten erwartete Gesetz über den Schutz der vorgeschichtlichen Denkmäler in Preußen, das unsere Regierung endlich dem Landtage vorzulegen sich entschloß, ist vorläufig gescheitert an dem mangelnden Verständnis für unsere Wissenschaft, das eine sonst so aufgeklärte Körperschaft, wie das Herrenhaus es ist, hier leider gezeigt hat; aber das kann nicht lange so bleiben. Ich selbst werde nach wie vor das Meinige tun, um weitere Aufklärung über die Bedeutung unserer Wissenschaft zu schaffen. Wird das Gesetz dann angenommen, so haben wir das Zutrauen zu der Regierung, daß sie das Interesse der Wissenschaft in vollem Maße wahren wird, nicht bloß in bezug auf provinzialrömische Altertümer — für diese ist ohnehin schon zu viel getan worden — freilich nicht an sich; denn da kann ja nie genug geschehen — wohl aber im Verhältnis zu dem, was für die Denkmäler geschehen ist, die die hier eingesessenen Völkerstämme hinterlassen haben. Die von der Regierung so reich unterstützten beiden Provinzialmuseen des Rheinlandes haben Jahrzehnte lang ihre Pflicht da nicht getan — das muß offen einmal gesagt werden. Erst von Köln aus, zuerst von rein privater Seite und jetzt, kann man sagen, von städtischer Seite ist der richtige Weg eingeschlagen worden zur Errettung der Denkmäler heimischer Altertumskunde.

Digitized by Google

Die hohe Staatsregierung und besonders der Herr Regierungspräsident des Kölner Regierungsbezirks wird sich den Dank unserer Gesellschaft in hohem Maße sichern, wenn er seinerseits dafür eintreten wollte, daß die Pflege heimischer Urgeschichte und Vorgeschichte mit mindestens denselben Mitteln unterstützt wird, wie sie die Pflege des Römertums nun schon seit einem Jahrhundert genossen hat und noch genießt.

Ich danke weiter dem Herrn Vertreter der Handelshochschule, in deren gastlichen und schönen Räumen wir unsere wissenschaftlichen Vorträge oder diesmal besser gesagt „Verhandlungen" abhalten dürfen. Dafür gebührt der Handelshochschule der wärmste, herzlichste Dank unserer Gesellschaft. Vielleicht werden sich die Wände dieser Räume wundern, von so entlegenen Zeiten hier einmal sprechen zu hören, wo sie sonst doch nur das Allermodernste vernehmen. Wir Vorgeschichtsforscher aber sind mit den Begriffen des Handels und Wandels sehr vertraut. Ich selbst habe unsere erste Tagung vor 5 Jahren in Hannover eröffnet mit einem Festvortrag über den vorgeschichtlichen Handel. In unserer Wissenschaft war in früheren Jahren der Begriff des Handels sogar dermaßen beliebt, daß man fast von einem Unfuge sprechen kann. Wir haben längst erkannt, daß in der Vorzeit der Außenhandel verhältnismäßig sehr eingeschränkt war, doch gab es einen starken Binnenhandel innerhalb jedes großen Volksstammes. Es fehlt also doch nicht an näheren Beziehungen zwischen Handel und Vorgeschichte.

Der Akademie für praktische Medizin danken wir in lebhafter Erinnerung der ausgezeichneten Dienste, die unserer Wissenschaft lange Jahrzehnte gerade vonseiten der Mediziner geleistet wurden: ich brauche keine Namen zu nennen, es wären ihrer zu viele. Hier im Rheinlande sei nur auf den Namen Schaaffhausen hingewiesen. Heute ist ja die Vorgeschichte wesentlich eine archäologisch-geschichtliche Wissenschaft geworden. Aber auch heute noch hat sie zahlreiche hochgeschätzte Mediziner unter ihren Verehrern und Mitarbeitern. Und wie sollte die Vorgeschichte auskommen ohne die Hilfe, die sie von anthropologischer Seite her andauernd erhält? Ich selbst bin wohl derjenige, der in Lehre und Forschung so oft wie niemand sonst unter den Vorgeschichtsforschern auf diese Hilfe hinweist und sie in hohem Maße selbst in Anspruch nimmt. Darum ist uns die Teilnahme der Akademie für praktische Medizin höchst wertvoll und ehrenvoll.

Der Kölner naturforschenden Gesellschaft danken wir ebenfalls herzlich: ich habe eben gesagt, daß die Vorgeschichte eine archäologisch-geschichtliche Wissenschaft geworden ist nach Methode und Inhalt. Aber das scheidet die vorgeschichtliche Archäologie von der klassischen Archäologie, daß sie, anders wie diese, stets in enger Fühlung bleibt mit den Naturwissenschaften. Wir können ihre Hilfe niemals entbehren, nicht bloß die der Anthropologie, Geologie und Paläontologie, wie allbekannt, sondern selbst der Chemie. Ein Chemiker, wie unser Mitglied Professor Otto Olshausen,

Digitized by Google

ist seinerzeit gerade durch seine Arbeiten auf den Grenzgebieten von Chemie und Vorgeschichte bekannt geworden."

Anschließend an diese Feier hielt Professor Kossinna den Eröffnungsvortrag: „Germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit". Es folgten die Vorträge von Generalarzt Dr. Wilke (Leipzig) über „Mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Urzeit", und von Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Tilmann (Köln) über „Vorgeschichtliche Chirurgie" (Manuskript nicht eingegangen).

Tilmann wies zunächst auf die Entwicklung der Chirurgie überhaupt hin, daß die Zeit noch nicht allzufern, da die sogenannte Integrität des menschlichen Körpers die Mediziner beherrschte. Ihr zufolge sollten keine Öffnungen des Körpers vorgenommen werden. Aber langsam hat sich hier ein Wandel vollzogen; so daß gerade das Öffnen des Körpers gerade jetzt ein sehr wichtiger Zweig der Chirurgie geworden ist. Schon in vorgeschichtlicher Zeit haben nun merkwürdigerweise die Menschen Öffnungen des Körpers vorgenommen, und zwar vorzugsweise ein Öffnen des Schädels durch die sog. Trepanation. Funde aus fast allen vorgeschichtlichen Perioden beweisen dies; Beobachtungen bei den Naturvölkern zeigen uns, daß auch bei diesen die Trepanation zum Teil weit verbreitet ist, noch bis in unsere Zeit. Die Trepanation wurde in der Vorzeit mittels Feuersteinmesser ausgeführt. Zweck der Operationen war nun nicht allein, wie man das früher wohl glaubte, phantastische Vorstellungen, sondern man hatte bestimmte gesundheitliche Ziele. Bei rasenden Kopfschmerzen besonders vermeinte man durch diesen Eingriff dem Kranken Linderung zu verschaffen. Merkwürdig ist noch, daß oftmals an einem trepanierten Schädel nach dem Tode des betreffenden Individuums runde Stücke herausgeschnitten wurden, welche durchbohrt als Amulette Verwendung fanden. Das Öffnen des Schädels beispielsweise zur Entfernung eines Hirngeschwüres geschieht heute oft. Während früher bis 50 Prozent dieser Operation erlagen, ist die Zahl nun bis auf 2 Prozent zurückgegangen. Der Vortragende besprach sodann an der Hand eines reichen Knochenmaterials aus vorgeschichtlichen Gräbern, daß die Heilung der Knochenbrüche früher schon unter sachgemäßer Behandlung erfolgte. Knochenbrüche heilen ja ganz von selbst, aber an der Art der Heilung erkennt der Sachmann sofort, ob eine geschickte Hand hier mit tätig gewesen ist. Bei sehr vielen der vorliegenden Knochenbrüche ließ sich nun die sachgemäße Behandlung einleuchtend erweisen. An den Vortrag schloß sich eine sehr angeregte Besprechung, in der von den Sachgelehrten weitere Beobachtungen auf diesem Gebiet vorgebracht werden konnten (nach der „Köln. Zeitung").

Des Nachmittags sprachen Lienau, Vorsteher der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums (Lüneburg) über „Grabformen der Lüneburger Gegend nach eigenen Grabungen"[1]), Sanitätsrat Dr. Koehl (Worms) über „Ältere und jüngere Spiral-Mäander-Keramik", ferner Günther, Vorsteher des städtischen Tiefbauamtes (Koblenz) über „Die steinzeitlichen Kulturen am Mittelrhein". Professor Dr. Haupt (Hannover) hatte als Thema gewählt: „Das Holz als maßgebender Stoff germanischer Kunstbetätigung". Alle Vorträge waren durch zahlreiche Lichtbilder erläutert.

Abends fand im Zoologischen Garten eine zwanglose Zusammenkunft der Teilnehmer statt, die den Charakter eines Gartenfestes trug. Der festlich beleuchtete Park, in dem die Beegsche Kapelle der 16er konzertierte, hielt die Gesellschaft lange beisammen.

[1]) Dieser Vortrag ist unter reichsten Beigaben von Abbildungen soeben als Nr. 13 der von Prof. Kossinna herausgegebenen „Mannusbibliothek" erschienen.

Digitized by Google

Sonnabend, den 2. August.

Der Vormittag war folgenden Vorträgen gewidmet:

Stud. archaeol. Mötefindt (Leipzig): „Die Ergänzung der Weichteile an vorgeschichtlichen Schädeln"; Paul Quente (Heiligengrabe): „Ein germanisches Haus der Kaiserzeit bei Kyritz, Ostprignitz, Provinz Brandenburg"; Kgl. Kreistierarzt Dr. Profé (Köln): „Vorgeschichtliche Jagd"; Dr. Wilser (Heidelberg): „Der Brakteat von Grumpan und die Runenfrage", und Dr. Jahn (Breslau): „Zusammenhänge der keltischen, römischen und germanischen Bewaffnung um Christi Geburt" (Manuskript nicht eingegangen).

Dr. Jahn machte zum Gegenstand seiner Untersuchungen vornehmlich die Schildformen, über die wir durch zahlreiche bildliche Darstellungen und Funde unterrichtet sind. Der echte Keltenschild hatte durchweg längliche Gestalt; das Vorkommen von kreisrunden Formen geht auf griechische Einflüsse zurück. Er ist oval, abgestumpft oder achteckig, besteht aus Holz und zeigt eine lange Rippe, die quer über den Schild hinweggeht. Diese Rippe zeigt in der Mitte eine gerstenkornartige Verdickung, an deren Stelle später der mit Riemen befestigte Metallbuckel tritt. In der weitern Entwicklung erhalten diese Schlagplatten trapezförmige Erweiterungen und gehen schließlich in die ovalen Metallbuckel über, die charakteristischerweise jetzt von oben nach unten, statt wie bisher horizontal laufen. Mit dieser Endform ist der keltische Schild ausgestorben. Über die römischen Schildbuckel der Vorkaiserzeit sind wir wenig unterrichtet; nach Christi Geburt treten die runden und viereckigen Schlagplatten auf. Die römische Form geht nach dem Redner auf keltische Einflüsse aus der vorchristlichen Zeit zurück. Der germanische Schild scheint sich unabhängig von den Römern entwickelt zu haben. Der ostgermanische halbkugelige Schildbuckel tritt schon zu einer Zeit auf, da er bei den Römern und Kelten nicht bestand. Es ist also ausgeschlossen, daß er eine Abzweigung des römischen ist, vielmehr hat er seine selbständige Entwicklung; seine Ausbildung geht wohl auf den ehemaligen halbkugeligen Holzbuckel zurück, der sich in verschiedenen Exemplaren in Moorfunden erhalten hat. Die Entwicklung geht dann weiter vom halbkugeligen Buckel zum spitzen über. Erst zur Kaiserzeit (300 n. Chr.) tritt dann wieder eine halbkugelige Form auf, die allerdings deutliche römische Einflüsse zeigt und als fremder Eindringling die selbständige Entwicklungsreihe gestört hat (Köln. Ztg.).

Generalarzt Dr. Wilke, der zuletzt den Vorsitz übernommen hatte, erwähnte noch den Ortsausschuß und schloß die Tagung.

Am Nachmittag wurde ein Ausflug nach dem rechtsrheinischen Ufer unternommen. Mit der Eisenbahn ging es bis Opladen, von wo die Fußwanderung angetreten wurde, die zur Ausgrabungsstelle auf dem Rosentalsberg bei Rheindorf (Kr. Solingen) führte. Dort waren schon vor mehr als vierzig Jahren beim Bahnbau römische Gefäße gefunden worden. Infolgedessen hatte die Stadt Köln einen Betrag bewilligt, um weitere Untersuchungen vornehmen zu lassen. Es wurden auch manche Gefäße und Fibeln gehoben, das ganze aber für eine römische Niederlassung angesehen und die Funde den römischen Beständen des Wallraf-Richartz-Museums einverleibt.

Die Auffindung germanischer Gräber durch das Prähistorische Museum der Stadt Köln in den Jahren 1909 und 1910 bei Troisdorf, bei Wahn und bei Siegburg[1]) gab dem Museum Veranlassung, an der oben-

[1]) Vgl. Mannus II, S. 1 ff.

Digitized by Google

erwähnten Stelle Nachforschungen anzustellen, weil die Vermutung nahe lag, daß man es dort mit wirklich germanischen Grabanlagen werde zu tun haben, in denen der Einfluß der römischen Kultur sich zeige. Tatsächlich wurde nun 1911 bereits diese Vermutung vollauf bestätigt. Dank dem freundlichen Entgegenkommen der Privatbesitzer des Geländes ergaben die Ausgrabungen das Vorhandensein germanischer Gräber aus dem 3. Jahrhundert, ihr Inhalt stimmte mit denen von Siegburg vollständig überein, ebenso die Anlage der Gräber selbst. Es sind kleine, ½ m tief ausgehobene Gruben, in denen der Leichenbrand mit den im Feuer zerstörten Beigaben von Gefäßen und Schmuck sich vorfanden. 1912 wurden die Ausgrabungen wieder aufgenommen. Sie bestätigten die früheren Egebnisse, lieferten dann aber auch noch eine bedeutende Anzahl wichtiger und schöner Funde, die die Benutzung von Urnen zur Aufnahme der Leichenbrände als teilweise noch beherrschend kundtat. 1911/1912 hatte man den Teil der Fundstätten, der dem 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. angehört, angeschnitten. Im Jahre 1913 wurde ein anderer Teil des Geländes untersucht. Die Ergebnisse waren wiederum sehr erfreulich. Dieser Teil des Gräberfeldes stammt aus dem 1. Jahrhundert. Zahlreiche kleine Funde in Knochen, Metallen, auch Schmuck und Waffen, besonders Schildfesseln und Schildbeschlägen, geben über die Kultur der Bewohner des Gebietes Aufschluß. Und da tritt die bedeutsame Tatsache hervor, daß die Germanen wohl mit der Colonia Agrippinensis im Verkehr gestanden, daß sie Tonwaren, vor allem Sigillata-Schalen von dort bezogen, daneben aber ihre eigene bodenständige Kultur nicht nur bewahrten, sondern auch weiter entwickelten.

Die Mitglieder der Hauptversammlung, die sich in stattlicher Anzahl eingefunden hatten, wohnten nun der Aufdeckung zweier Gräber des 1. Jahrhunderts bei. Das ganze Gelände zeigte einen Schmuck kleiner roter Fähnchen, die aus dem Grün des Bodens hervorleuchteten; sie zeigten die bereits untersuchten Grabstätten an. Die weite Ausdehnung der Grabfelder war dadurch gut sichtbar. Leider kamen aus dem ersten Grabe nur zertrümmerte Gefäßreste und Schildbeschläge zum Vorschein. Das zweite Grab lieferte eine Sigillata-Schale. Es wurde hierbei die Frage aufgeworfen, ob die Zerstörung der Tongefäße auf natürliche Einflüsse, wie Eindringen von Wurzeln, zurückzuführen sei, oder ob bereits in früheren Jahrhunderten Schatzgräber das Grab durchwühlt hätten. Eine Einigung wurde hierüber nicht erzielt. Doch ist es wert, bei späteren Grabungen das Augenmerk auf diese Erscheinung zu richten.

Dem Bürgermeister von Rheindorf, der die Ausgrabungen lebhaft unterstützt, drückte Professor Kossinna den Dank der Gesellschaft und der Wissenschaft hierfür aus.

Digitized by Google

Sonntag, den 3. Auguſt.

Der Ausflug in die Eifel war, was bei dem allgemeinen trüben Wetter dieſes Sommers beſonders wohltuend empfunden wurde, von ſchönem Sonnenſchein begünſtigt.

Mit der Eiſenbahn fuhren die überaus zahlreichen Teilnehmer am Ausflug bis Mechernich. Von dort ging es teils zu Wagen teils zu Fuß nach dem Kartſtein bei Eiſerfey. Eine eingehende Beſchreibung der in ihm befindlichen Kakushöhle mit ihren reichen Funden aus paläolithiſcher bis fränkiſcher Zeit findet ſich mit Anſichten im Mannus IV Seite 33 ffg. Der Kartſteinfelſen, der ſomit ein wichtiges Denkmal der Vorzeit iſt, bietet auch hohen landſchaftlichen Reiz. Er drohte der Induſtrie der Gegenwart zum Opfer zu fallen. Dank dem tatkräftigen Eintreten der Kölner Anthropologiſchen Geſellſchaft iſt dies Naturdenkmal vor der Zerſtörung bewahrt worden. Durch das Eingreifen des Oberpräſidenten der Rheinprovinz konnte die nötige Summe aufgebracht werden, zu der der Regierungsbezirk, der Kreis Schleiden, die Stadt Köln, der Eifelverein ihre Beiträge gaben. Im Juli d. J. ging er in den Beſitz des Kreiſes Schleiden über zu einem Kaufpreiſe von 36000 M. Die Kölner Anthropologiſche Geſellſchaft hat am Eingang zur Höhle eine Tafel aus Eifelmarmor anbringen laſſen mit der Inſchrift: „1911 und 1913 erforſchte die Kölner Anthropologiſche Geſellſchaft die Höhlen des Kartſteins. Sieben Kulturſchichten übereinander erwieſen ſich als Wohnſtätte des Menſchen während der Vorzeit, davon fallen vier in die letzte Eiszeit, in der der Menſch gleichzeitig mit Höhlenbär, Mammut, Rhinozeros hier lebte. Die Funde befinden ſich im Prähiſtoriſchen Muſeum in Köln.“ Die beiden Höhlen, eine größere und eine kleinere, erweiſen ſich heute als geräumige, hohe Hallen, deren Eingänge an den Steilabfällen des Felſens liegen. Das Tor der kleinen Höhle iſt durch gigantiſche Felsblöcke geſichert nach Art der Zyklopen-Mauern. Die Hochfläche des Felſens zeigt da, wo es mit dem übrigen Lande zuſammenhängt und zugänglich iſt, einen Steinwall, der zum Schutz errichtet wurde und der in die verhältnismäßig junge Zeit um 700 bis 500 v. Chr. zu verlegen iſt.

Mit einer kleinen Feier wurden am Sonntagmorgen in Gegenwart der Teilnehmer des Ausfluges die Höhlen der Öffentlichkeit übergeben. Landrat Kreuzberg (Schleiden) begrüßte die Erſchienenen als Vertreter des neuen Eigentümers der Höhle und gedachte dankend der Stifter und Gönner. Glückwünſche überbrachten Profeſſor Dr. Koſſinna (Berlin) im Namen der vorgeſchichtlichen Wiſſenſchaften, Baurat Heimann (Köln) als Vorſitzender des Rheiniſchen Vereins für Denkmalpflege und Heimatſchutz und endlich Landrat Kaufmann (Euskirchen) im Namen des Eifelvereins.

Es war vielleicht mehr als ein zufälliges Zuſammentreffen, daß die ganze Fahrt gleichſam eine Wanderung durch die „Höhenſchichten“ der Kultur- und Zeitgeſchichte der Menſchheit war. Zeigte die Kartſteinhöhle den Aufſtieg

Digitized by Google

des Menschen von den Zeiten des Paläolithikums an bis in die Jahre, da die Germanen allmählich aus der Rheingegend in die Gebiete der Nordeifel vordrangen, so überraschten wenige Kilometer entfernt — bei Pesch — die Zeugen einer jüngern, für uns heutige freilich alt genug erscheinenden Kulturperiode, der Kelten. Von Eiserfey aus geht der Weg über Harzheim durch Täler und über steile Hügel nach Pesch. Unterwegs ist einem mehrfach Gelegenheit gegeben, den in der Ferne auftauchenden Kirchturm der neuen zu Noethen errichteten Zentralkirche zu bewundern, der mit wunderbarem Geschick in das Landschaftsbild hineingesetzt ist und mit seinen gedrungenen Formen und scharfkantigen Linien sich dem Charakter des Eifeldorfes weit vorteilhafter anpaßt als der nachahmende romanische Stil der meisten Dorfkirchen. Unweit Pesch erhebt sich an der Landstraße ein ziemlich steil ansteigender Hügel, auf den seit Jahrhunderten bis heute das Volk einen Heidentempel und einen Heidenpütz verlegte. Diesem letztern scheint der Berg auch seinen Namen zu verdanken, der Addich, den man aus Aducht (adductus, in Beziehung auf den alten Römerkanal gleichgesetzt mit Wasserquelle im allgemeinen) herleitet. Auf dem Platz des sagenhaften Heidentempels nahm man vor einigen Monaten Nachforschungen vor und entdeckte in der Tat eine überraschend große Anzahl von Gebäudegrundrissen, die man nach den darin gemachten Funden als Tempel der Matronae Vacallinehae erkannte. Es sind vier Gebäulichkeiten in einer geraden Front mit dem Eingang nach Osten, die einen zusammenhängenden Tempelbezirk bilden: ein alter, später wahrscheinlich abgebrannter, und ein jüngerer Tempel, der eine Art von Apsis hat, zwischen beiden ein Aufstellungsraum für Weihedenkmäler, als viertes Gebäude ein Schuppen oder dergleichen. Das zugehörige Dorf lag vermutlich östlich von dem Tempelbezirk. Die in den Räumen gefundenen Inschriftensteine befinden sich heute im Bonner Provinzialmuseum, wo sie der näheren Erforschung harren. Diese Weihesteine führen stets den Namen der Matronae Vacallinehae; ähnliche Steine hatten sich schon früher bei Wachendorf und Lessenich gefunden. Die hier verehrten Matronen sind in Stein gehauen aufgefunden worden; sie werden stets dargestellt mit einem Körbchen auf dem Schoß, das Früchte, kleine Tiere usw. enthält. Man schließt daraus mit Recht, daß es sich um Gottheiten handelt, die man um gutes Gedeihen der Früchte und der Viehzucht anging. Sie tragen reiche, faltige Gewänder, Halsschmuck und turbanähnliche Hauben von im Verhältnis ungeheurer Ausdehnung. Von dem Kultus weiß man, daß er nicht römisch war; nicht sicher ist man, ob er wirklich germanisch war; man ist daher geneigt, ihn auf die keltische Epoche zurückzuführen, als deren Nachwirken der Kult also anzusprechen wäre. Einige im Tempel gefundene Münzen zeigen das Bildnis des Gratian (375 bis 383), andere gehen ins zweite Jahrhundert zurück. Die Zeit seiner Entstehung wäre darum vielleicht zwischen das zweite und vierte Jahrhundert zu verlegen. Aus den zahlreichen vorgefundenen Trüm-

Digitized by Google

mern ist wohl mit Recht zu schließen, daß der ganze Bezirk — vermutlich bei der fortschreitenden Christianisierung — der Zerstörungswut zum Opfer gefallen ist. Die Ausgrabungen sind heute noch nicht abgeschlossen, sondern sollen im Herbst fortgesetzt werden. Dann soll auch der Heidenpütz, ein runder Brunnen, ausgegraben werden, mit dessen Ausschachtung man erst bis zu 6 m Tiefe gelangt ist.

Nicht weit entfernt von dieser Stätte keltischen Glaubens eine andere, jüngere Kulturstätte! Unweit Pesch zeigen sich Reste des alten Römerkanals — die auch in der Nähe der Kartsteinhöhle zutage treten — der einst die römischen Castra Bonn und Köln mit reinem Gebirgswasser versorgte. Die Geschichte und Beschaffenheit dieses denkwürdigen Bauwerks sind bekannt genug, daß es sich erübrigt, des näheren darüber zu sprechen.

Über Gilsdorf, Roethen geht die Fahrt weiter, bis der Weg den Steilabhang des Erfttales erreicht, den er in manchen Windungen zu dem prächtigen Münstereifel hinabklettert. Man kann sich, wenn man aus den vorsintflutlichen Höhlen, von den Kelten und Römern kommt, nichts Selbstverständlicheres, aber gerade darum so Wohltuendes denken, als den Anblick dieser mittelalterlichen Festung, die als oberste Schicht in dieses Querprofil durch die Zeitgeschichte gehört, das die Wanderung aufrollte. Wie ein Modell für irgend ein Museum bestimmt und von Künstlerhand gefertigt, liegt das Städtchen da mit seinem Mauerkranz, mit seinem alten Bau der Stiftskirche — zu ihr wurde spätestens 850 n. Chr. der Grund gelegt — mit seinen weitläufigen Klosteranlagen, die heute als Seminar dienen, der Jesuitenkirche und schließlich der das Ganze beherrschenden Burg im Hintergrunde. Reste der Burg gehen ins karolingische Zeitalter zurück; die neuere entstand im 13. Jahrhundert und wurde von den Grafen von Jülich erbaut. Sie erlag der Zerstörungswut der französischen Eindringlinge im Anfang des vorigen Jahrhunderts, blieb dann etwa 100 Jahre im Privatbesitz und ist heute dank der rührigen Tätigkeit des dortigen Denkmalpflegevereins vor weiterem Verfall geschützt und als lohnende Sehenswürdigkeit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden.

In Münstereifel erwartete die von langer Wagenfahrt oder Fußwanderung ermüdeten Teilnehmer im Gasthaus zur Post ein leckeres Mahl, dessen Pausen durch eine lange Reihe ernster und launiger Tischreden der Vorstandsmitglieder unserer Gesellschaft und der Vertreter der Behörden von Münstereifel ausgefüllt wurden.

Der Tag endete mit einer Feier auf der Burg: der Denkmalpflegeverein übergab die wiederhergestellte Burg der Öffentlichkeit. Mit reizender Fackelbeleuchtung und wirkungsvollem Feuerwerk täuschte man sich über den Einbruch der Nacht hinweg, bis der gebieterische Fahrplan aus Paläo- und Neolithikum, aus Altertum und Mittelalter zur Rückkehr in die Gegenwart gemahnte. Die Eisenbahn führte die Gesellschaft nach Köln zurück. Und damit war die ganze Tagung beendet.

Digitized by Google

Digitized by Google

II. Abhandlungen.

Germanische Religion der älteren Bronzezeit.

Studien über skandinavische Felsenzeichnungen[1]).

Von Dr. Just Bing, Bergen (Norwegen).

Mit 33 Abbildungen.

Die folgenden Studien über Felsenzeichnungen sind Deutungsversuche, die auf Baltzers Ausgabe den Felsenzeichnungen Bohusläns und Almgrens Beschreibung der Felsenzeichnungen im Kirchspiel Tanum beruhen. Vergangenen Sommer bin ich an Ort und Stelle gewesen, und habe die Richtigkeit ihrer Mitteilungen und Zeichnungen geprüft.

Bekanntlich gelten von den Felsenzeichnungen immer noch die Worte, die ein norwegischer Archäologe vor wenigen Jahren ausgesprochen hat: „Wir können sie ja bis jetzt noch nicht lesen". Wir können sehen, daß ein Schiff ein Schiff, ein Mann ein Mann ist usw., wir wissen, daß Radkreuz und Spirale Sonnenzeichen sind. Doch das ist auch alles, was wir wissen und sehen können. Allein die archäologischen Verhältnisse der Felsenzeichnungen sind aufgeklärt. Durch die Untersuchungen von Montelius ist festgestellt, daß die Felsenzeichnungen dem Bronzealter angehören[2]).

Ich habe geglaubt auf mehreren Felsenzeichnungen eine Gruppe von Göttergestalten entdecken und dieselbe in verschiedenen Abarten verfolgen zu können. Doch diese Annahme steht von vornherein mit der Auffassung einiger Archäologen in Widerspruch. So hat Sophus Müller in seiner Veröffentlichung des Trundholmer Sonnenwagens die Meinung ausgesprochen, daß das Bronzealtervolk im Norden seine Götter nicht in Menschengestalt, sondern nur durch Sinnbilder z. B. die Sonne durch eine runde Scheibe dargestellt habe. Ganz gewiß sind auf den Felsenzeichnungen Räder und Spiralscheiben

[1]) Deutsche unter Mitwirkung von Gustaf Kossinna teils erweiterte teils gekürzte Bearbeitung der Abhandlung „Helleristningsstudier" in der norwegischen von A. W. Brögger geleiteten Zeitschrift „Oldtiden, Bd. III, S. 77—116", die auch die Stöcke zu der Mehrzahl der Abbildungen geliehen hat.

[2]) Ich sehe in diesem Artikel von den „arktischen" Felsenritzungen ab.

Digitized by Google

Zeichen der Sonne, doch damit ist nicht ausgeschlossen, daß das Bronzealtervolk neben diesen Zeichen auch Götterbilder in Menschengestalt haben könnte. Und nun gibt es im Kopenhagener Museum eine Bronzefigur, die mehrere Archäologen als ein Götterbild ansehen (Abb. 1). Es ist ein knieender Mann mit einem Helm, der zwei Hörner trägt. Und man hat dazu eine alte Katalognotiz, daß die Figur, als sie gefunden, in der Hand des jetzt verlorenen rechten Armes einen Hammer hielt. Wegen dieser — nicht angezweifelten — Notiz hat man die Figur als ein Bild des Gottes Thor angesehen. Indessen ist diese Auffassung bestritten worden, und nach dem einen Fall läßt sich der Streit nicht entscheiden. Nichtsdestoweniger öffnet das Dasein dieses Bildes die Möglichkeit, mit der Voraussetzung zu arbeiten, daß man auf den Felsenzeichnungen Götterbilder finden kann.

Abb. 1. Kopenhagen: Zweifelhaftes Thors-Bild. 3/4.

Ich habe dann geglaubt als Göttergestalten bestimmen zu können

1. Gestalten, die mit anerkannten Götterzeichen verbunden sind;
2. Gestalten, die größer sind, als die Menschen mit denen sie sich zusammenfinden;
3. Gestalten, die in der Form von gewöhnlichen Menschengestalten abweichen.

Wenn die Götter daneben durch ornamentale Zeichen oder Tierbilder ausgedrückt werden, ist dies nicht merkwürdiger, als daß die christliche Kirche neben dem Christusbild das Kreuzzeichen und das Bild des Lammes als Zeichen des Erlösers gebraucht.

Abb. 2. Norra Trättelanda, Tanum. Der Sonnengott und sein Begleiter mit Radkreuz.

I.

Auf einer Felsenritzung von Norra Trättelanda südlich von Kirchspiel Tanum neben der Eisenbahnlinie hat Almgren eine Gruppe abgebildet gefunden, die aus zwei Männern mit einem Radkreuz zwischen sich besteht. Links vom Radkreuz steht der größere, rechts der kleinere, nur halb so große. Die Ritzung enthält nur diese Gestalten. Das Radkreuz ist ein Sonnenzeichen, deshalb ist es möglich, daß wir hier das Bild von zwei Sonnengöttern haben, die dies Radkreuz als ein Wappen führen (Abb. 2).

Digitized by Google

Das Bild dieser beiden Männer in Verbindung mit dem Radkreuz finden wir auf der großen Felsenzeichnung auf Aspeberget bei Tegneby in Tanum wieder (Abb. 3). Sie stehen hier, von den anderen geschieden, vor — d. h. links — und durch einen Zwischenraum getrennt von einer großen Gruppe, wo man Schiffe, Pferde (?), Hirsche, einen Viehtreiber mit Kühen, einen Mann, der mit einem Zwiegespann pflügt, einen Bogenschützen und

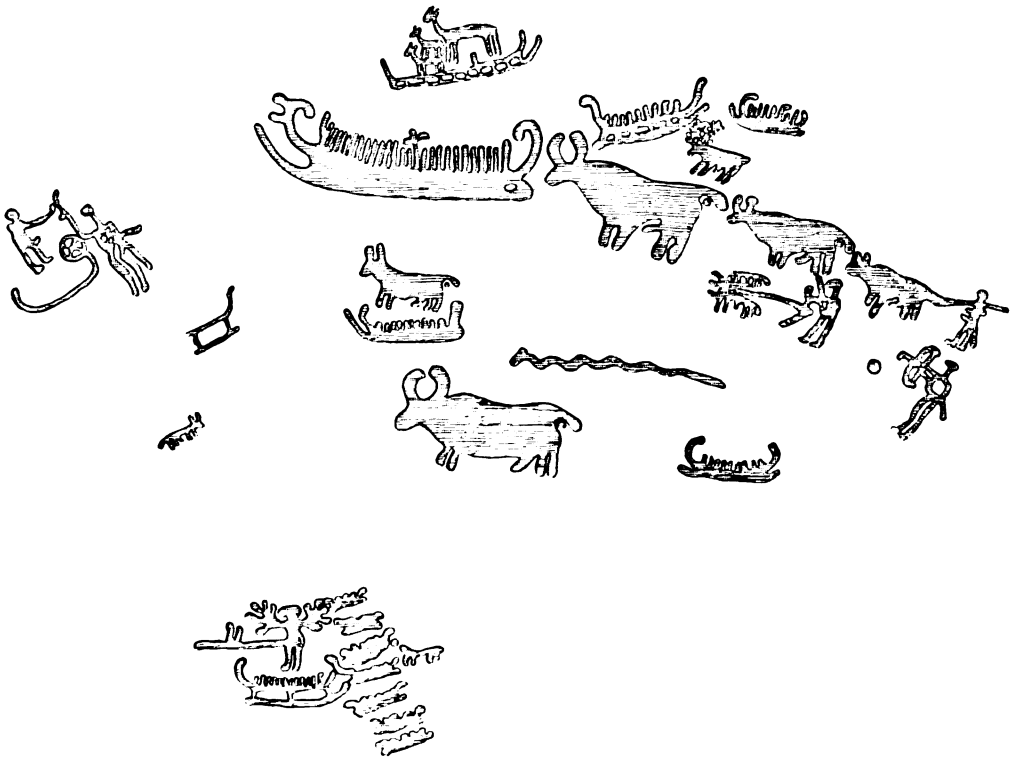


Abb. 3. Aspeberget, Tegneby, Tanum (Ausschnitt): Der Sonnengott und sein Begleiter mit Radkreuz vor Schiffen, Pferden, Hirschen, Vieh und Viehtreiber, Pflüger, Bogenschützen. — Der Gott mit den großen Händen durch einen Pferdekopf ausgezeichnet vor der Schiffsreihe.

andere Gestalten in bunter Folge sieht. Auch hier ist der eine von ihnen größer, der andere kleiner — das Größenverhältnis ist ungefähr wie auf der Zeichnung von Norra Trättelanda — allein hier steht der große rechts, der kleine links vom Radkreuz. Der kleine ist deutlich einarmig.

Auf einer Zeichnung von Backa an Kirchspiel Brastad, südlicher in Bohuslän, finden sich diese beiden Gestalten wieder in Verbindung mit dem Radkreuz (Abb. 4). Hier trägt der große auf zwei Stangen das Radkreuz, das hier von einem Ring umgeben ist. Der kleine, rechts von ihm, hat keine Arme, doch können sie verwittert sein.

Digitized by Google

Auf einer anderen Zeichnung, die sich auf demselben Hofe findet, sehen wir wieder diese beiden Gestalten (Abb. 5). Hier haben sie jedoch kein Radkreuz. Allein wir treffen sie in Verbindung mit einem anderen Sonnenzeichen, der Spirale. Sie stehen unter ein Paar Schiffen, rechts der große, links der kleine, dessen Arm abgehauen ist. Und über ihnen stehen zwei verschlungene Spiralen.

Wer sind denn diese Götter?

Das erzählen uns ganz deutlich ihre Zeichen. Darüber besteht kein Zweifel, daß Radkreuz und Spirale die religiösen Sinnbilder der Sonnengottheit sind. Diese beiden Gestalten sind dann sicher als Sonnengötter zu bestimmen, wenn sie überhaupt Göttergestalten sind, was anzunehmen, wie oben bemerkt, mir erlaubt scheint.

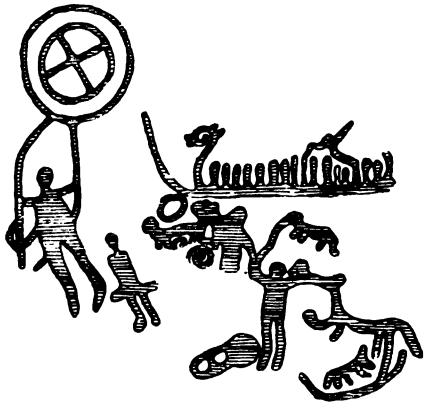


Abb. 4. Backa, Bratstad (Ausschnitt): Der Sonnengott und sein Begleiter unter Radkreuz von Ring umgeben — Schuhsohle (?) — Pferdegott.

Der große ist dann der eigentliche Sonnengott. Der kleine scheint kein selbständiges Dasein zu haben. Er hat kein besonderes Symbol; wenn sein Dasein durch Zeichen ausgedrückt wird, wird das Zeichen des großen wiederholt wie bei der Spirale (Abb. 5). Und das scheint nur mit einem Zeichen zu geschehen, das sich so leicht wiederholen läßt wie die Spirale. Das Verhältnis des kleinen zum großen Gotte kann man dann kurz so ausdrücken, daß der kleine Gott der Begleiter des großen Gottes ist.

Allein wer ist der Begleiter des Sonnengottes?

Um das aufzufinden, habe ich geglaubt, bei einem Bilde Hilfe suchen zu dürfen, das sich zwar nicht im Norden findet, das aber einem Kulturkreise angehört, der innerhalb der älteren Bronzezeit durch manche allgemein europäische Kulturerscheinungen mit der germanischen Bronzezeit verbunden ist. Eine Gußform von Kreta (Abb. 6) zeigt die Sonnenscheibe von Strahlen umgeben; daneben steht eine Gestalt, neben ihr eine kleinere Gestalt, die eine Scheibe ohne Strahlen, nur mit einem Kreuz in der Mitte, trägt. Wenn die große Scheibe mit Strahlen die Sonne ist, ist es gewiß glaublich, daß die kleine Scheibe ohne Strahlen den Mond bedeutet. Freilich sind die Gestalten weiblich, bei der größeren ist der Busen dargestellt. Déchelette, aus dessen archäologischem Handbuch das Bild genommen ist, erklärt sie sicherlich richtig als Priesterinnen. Doch es ist naheliegend anzunehmen, daß die Größe dieser Priesterinnen der Größe ihrer Gottheit entspricht, und der Vergleich dieser Gestalten mit dem großen und dem kleinen Gott der Felsenzeichnungen bietet sich von selbst. Ich glaube aus dieser Parallele auf die Bedeutung schließen zu dürfen, daß

Digitized by Google

der Begleiter des Sonnengottes der Mondgott sein soll. Die Erklärung läge ja auch an sich nicht besonders fern.

II.

Auf der Felsenzeichnung, wo der Sonnengott und sein Begleiter unter der Doppelspirale stehen (Abb. 5), sehen wir links von ihnen eine „Schuhsohle". Schuhsohlen und Fußsohlen ohne Schuh sind nach der Meinung der

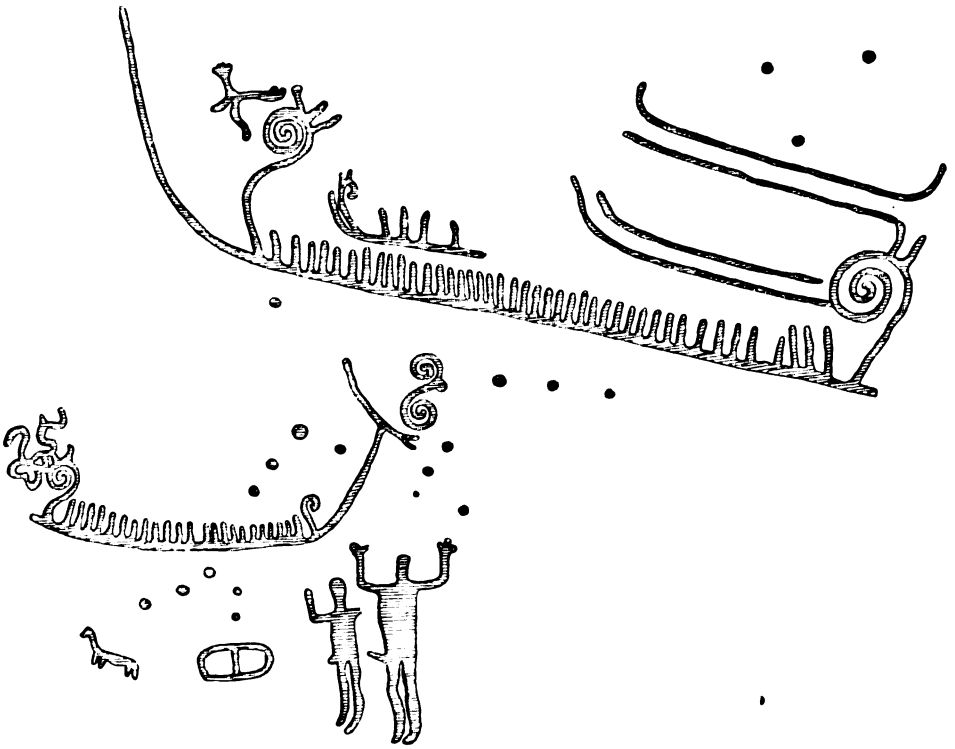


Abb. 5. Backa, Brastad: Pferd, Schuhsohle, der Sonnengott und sein Begleiter unter Doppelspirale und Schiffen.

Kenner religiöse Sinnbilder. Beide sind auf den Felsenzeichnungen häufig. Sie sind übrigens über die ganze Erde verbreitet. Man findet sie in Schottland und Irland, wie bei Jerusalem auf dem Ölberg, wo man natürlich glaubt, daß sie die Fußstapfen Christi sind. Man findet sie in Indien, wo man sie für Buddhas oder Vishnus Fußstapfen hält. Ja, man findet sie in Amerika. Almgren teilt in seiner Schrift über die Felsenzeichnungen im Kirchspiel Tanum die Deutung des französischen Archäologen Baudouin mit, nach der sie Sonnenzeichen seien. Baudouin behauptet, daß sie immer nach der Sonne gekehrt seien. Almgren hat die Orientierung an den bohuslänschen Sohlen geprüft und es steht nicht besonders gut damit. Sie sind zuweilen

Digitized by Google

nach Himmelsgegenden gerichtet, wo man in Bohuslän niemals die Sonne sieht (Almgren S. 568).

Eine andere Erklärung hat Wallace in Procedings of the Society of Antiquaries in Scotland 1912 440ff. angedeutet. Er spricht da von Fußstapfen mit Schuhen und ohne solche, die in Stein gehauen, und er weiß von einer daran geknüpften Volkssitte zu erzählen. In Schottland und Irland steckt der neue Bauer seine Füße in diese Fußstapfen, um damit kundzugeben, daß er den Fußstapfen seiner Vorgänger nachfolgen und Recht und Billigkeit üben will. Diese Sitte stimmt in auffallender Weise mit dem berühmten Kapitel 58 der Gulathingslög, wo die uralte Geschlechtleitungszeremonie geschildert wird. Da macht der Geschlechtleiter aus dem Vorderbein eines dreijährigen Ochsen einen Schuh und setzt ein Faß Bier daneben. Dann steigen in den Schuh zuerst der Geschlechtleiter, dann derjenige der in das Geschlecht geleitet wird, dann alle die der Geschlechtleitung beistimmen.

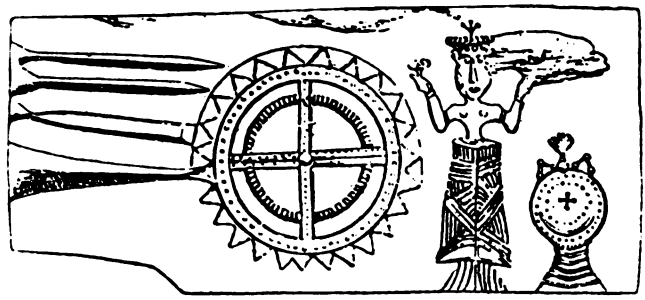


Abb. 6. Gußform von Kreta.

Hier sehen wir, daß sich an die Schuhe und an die Fußstapfen eine heilige Handlung knüpft.

Die symbolischen Zeichen der Felsenzeichnungen sind von zweierlei Art. Wir haben Zeichen der Götter, — so sind Spirale und Radkreuz Sonnenzeichen. Allein wir haben auch Zeichen einer anderen Art. Sie bezeichnen nicht die Götter, sie bezeichnen das Verhältnis der Menschen zu den Göttern. Montelius (Kulturgeschichte Schwedens S. 55) hat die schalenförmige Vertiefungen erklärt, die wir auf den Dolmen der Steinzeit und auf den Felsenzeichnungen finden. Seiner Meinung nach sollen sie das Bild der Opferschale sein. Sie sind also das Zeichen des Opferritus. Freilich kann ich nicht sagen, welcher Ritus sich an das Sohlenzeichen knüpft, doch ich glaube durch das Angeführte — die Sitte mit dem neuen Bauern in Schottland und Irland und die Geschlechtleitungszeremonie der Gulathingslög — es behaupten zu dürfen: die Sohlen sind nicht Zeichen der Götter, sondern Zeichen der Riten. Auf dieser Felsenzeichnung betrachte ich die Sohle als ein rituelles Bindezeichen.

Digitized by Google

Es ist übrigens verlockend, an eine Verbindung zu denken zwischen diesen Sohlen und den hölzernen Füßen, die die Missionäre der Merovinger- und Karolingerzeit als Heiligtümer der heidnischen Germanen erwähnen und die zu zerstören sie bemüht sind. Der hl. Eligius fordert in einer Predigt dazu auf, es zu verhindern, daß Nachbildungen von Füßen an Kreuzwegen aufgestellt werden; findet man solche, verbrenne man sie (Vita Eligii l II cap. XVI. Mon. Germ. Hist. t. IV, Scriptores rerum Merovingicarum). Auf dem Autuner Konzil 573 wurden hölzerne Bilder von Menschen und Füßen verboten (Concilia Gallica I, p. 1211). Aus der Zeit Karls des Großen hat man 30 Kapitelüberschriften von einem „Indiculus paganae superstitionis". Eine davon lautet „De pedibus vel membris ligneis pagano ritu") (Mon. Germ. Hist. Leges I, S. 20)[1]).

Näheres zur Erklärung dieser hölzernen Füße und ihrer Verbindung mit den Felsenzeichnungen vermag ich jedoch nicht anzugeben.

III.

Jenseits der Schuhsohle sehen wir auf dieser Zeichnung (Abb. 5) ein kleines Pferd. Dies Pferd, glaube ich, gehört zum Gefolge der Götter, ich halte es für das Zeichen eines Gottes. Dies glaube ich durch einen Vergleich mit Abb. 4 erschließen zu dürfen; da findet sich neben den Sonnengöttern ein Anker, dann eine Schuhsohle mit einigen Zusätzen. Neben dieser finden wir eine Gestalt, deren Arme in Pferde endigen. Diese Gestalt halte ich für denselben Gott, der auf Abb. 5 durch das Pferd bezeichnet ist. Ich glaube also eine Göttergruppe aufstellen zu dürfen, die auf der einen Seite aus dem Sonnengott und seinem Begleiter und auf der anderen aus einem Pferdegotte bestehe. Wir haben hier eine Götterdreiheit mit zwei Polen — eine Gruppe zweier Mächten und dreier Göttergestalten.

Abb. 7. Brede, Brastad, Detail. Der Sonnengott mit seinem Begleiter und der Gott mit den großen Händen, jeder an seinem Schiffssteven.

Eine abweichende Form dieser Dreiheit glaube ich auf einer Zeichnung von Brede im Kirchspiel Brastad gefunden zu haben (Abb. 7). Auf dieser findet sich ein Schiff, dessen Besatzung wie gewöhnlich nur durch Striche wiedergegeben ist. Doch in beiden Steven werden die Striche von Gestalten überragt, die als Menschen gebildet sind und die ich als Götter deuten zu dürfen meine, weil sie viel größer sind als die Striche auf dem Schiffe. Im linken Steven stehen eine größere und eine kleinere Gestalt. Freilich haben sie kein Sonnenzeichen, weder Spirale noch Radkreuz, doch halte ich sie wegen der

[1]) Herrn Universitätsstipendiat Fr. Paasche in Kristiania verdanke ich die Mitteilung dieser drei Stellen.

Digitized by Google

Übereinstimmung ihrer Gestalt für dieselben, wie die beiden Sonnengötter, den großen und seinen Begleiter. Im rechten Steven steht ein Gott mit großen erhobenen Händen. Es wäre nun sonderbar, wenn die beiden Sonnengötter sich außer mit dem Pferdegotte auch mit einem andern Gotte verbunden hätten und als Glied in zwei verschiedenen Dreiheiten vorkämen. Schon diese Betrachtung würde uns dahin führen, die Gleichheit des Pferdegottes und des Gottes mit den großen Händen zu erraten.

Und nun haben wir das Glück, diese Gleichsetzung bestätigt zu finden. Auf der Aspebergritzung — siehe Abb. 3 — finden wir eben diesen Gott. Die großen Hände erhebt er und er trägt vorne einen Pferdekopf auf seinem hervorsteckenden Schwerte (vielleicht ist es kein Schwert). Sein Platz vor der Schiffsreihe deutet darauf hin, daß er ein Windgott sei. Dazu stimmt, daß sein Tier das schnelllaufende Pferd ist. Doch erklärt das nicht die großen,

Abb. 7a.
Bronzemesser aus Jütland.
G. Wilke: Kulturbeziehungen (Mannus-Bibliothek 10).
Abb. 112.

Abb. 7b. Teschub, der Blitzgott der Hetiten.
Abb. 183b.

immer (siehe Baltzer Taf. 9—10 Nr. 1, Taf. 11—12 Nr. 4, Taf. 23—24 Nr. 1) erhobenen Hände. Ich finde es wahrscheinlich, daß, wenn er zwei so verschiedenen Beigaben hat, wie das Pferd und die großen Hände, dann auch als Gott zwei verschiedene Tätigkeiten geübt habe. Ich habe nur gedacht, daß er nicht nur ein Gott des Windes, sondern auch ein Gott des Feuers sei, und daß die erhobenen Hände Feuerflammen bedeuten. Was mich zu dieser Annahme führt, ist, daß er dadurch seinen Platz in der Dreiheit neben den Sonnengöttern einnehmen kann. Daß Feuerflammen oder Lichtsprühen durch erhobene, gespreizte Hände dargestellt werden, ersehen wir auch aus andern Darstellungen. So hat G. Wilke zuerst zwei Gestalten richtig als Dioskuren gedeutet, die auf einem spätbronzezeitlichen Rasiermesser gezeichnet sind (Abb. 7a). Auch die Hetiter geben ihrem Himmels- und Blitzgott Teschub eine Hand mit flammenden Fingern (Abb. 7b).

Der bedeutungsvollste Augenblick im Sonnenkultus war der Sonnenaufgang. Der große Sonnentempel Stonehenge in England war auf die Weise

Digitized by Google

orientiert, daß man 1700—1600 v. Chr. am Mittsommermorgen vom Altar aus die Sonne gerade am Rande des großen aufgerichteten Steines aufgehen sah, während man jetzt wegen astronomischer Veränderungen dies nicht mehr so sieht (Abb. 8). Man sah die Sonne aufgehen, zu gleicher Zeit verblich der Mond und wurde der Sonne wie untergeordnet. Doch ehe man das sah, entzündete sich das Feuer am Himmel, die Morgenröte, und gleichzeitig fing

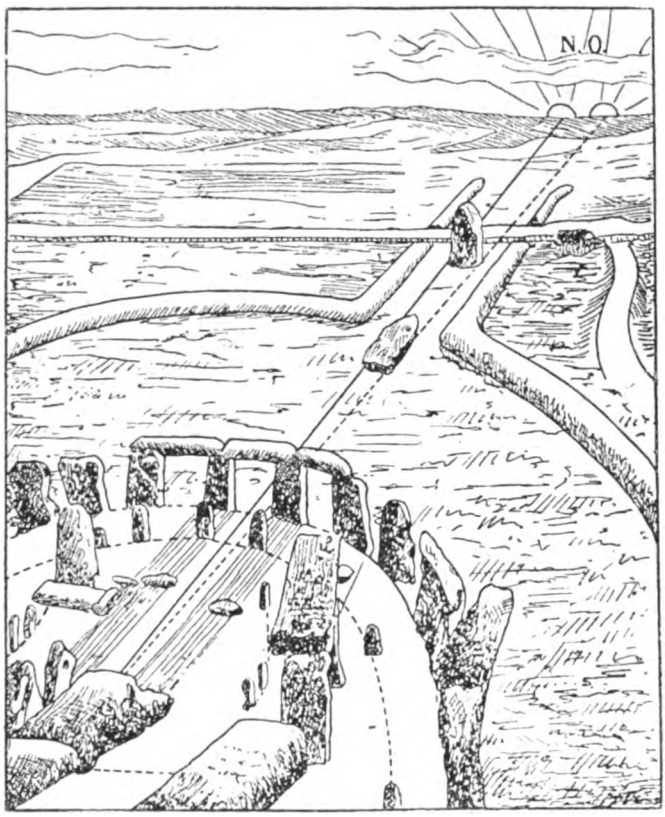


Abb. 8. Der Sonnentempel Stonehenge in England.
Nach der schwarzen Linie sah man am Mittsommermorgen 1680 v. Chr. die Sonne aufgehen, nach der gestrichten sieht man sie jetzt aufgehen.

der Morgenwind zu wehen an. Dadurch konnte man das Feuer (die Morgenröte) und den Wind als eine und dieselbe Gottheit auffassen. Zu den großen Händen dieses Gottes haben wir auch im Homer ein Seitenstück: ῥοδοδάκτυλος Ἠώς. Freilich scheint es zunächst anstößig, die plumpen Händetatzen dieses Gottes mit den Rosenfingern der Eos zu vergleichen. Doch halte ich es für wahrscheinlich, daß derselben Vorstellung beide Gestalten entsprungen sind. Merkwürdig ist es, daß ein französischer Archäologe, M. Bapst, im Kaukasus eine Reihe von Bronzefiguren gefunden hat, die unserem Gotte

Digitized by Google

mit den großen Händen auffallend ähnlich sind (Abb. 9)[1]). An zwei Außenpunkten, die fernab liegen von dem Gebiet der mykenisch-griechischen Kultur, ist also eine Wiederspiegelung jenes Bildes gefunden worden, aus dem Homer seine schöne rosenfingrige Eos gebildet hat. Allerdings ist eine Schwierigkeit da: Die Morgenröte ist immer — griechisch Eos sowohl als Sanskrit Ushas und lateinisch Aurora — in den indogermanischen Grundsprachen weiblich, und auf den Felsenzeichnungen wenigstens ist die Gottheit mit den großen Händen immer männlich. Dennoch glaube ich an die Verbindung, denn die Dreiheit: Sonne, Mond und Morgenröte, die ich auf den Felsenzeichnungen gefunden habe, findet sich auch auf hellenischem Boden: Helios, Selene und Eos sind nach der Theogonie Hesiods wie nach dem 31. homerischen Hymnus Geschwister, Kinder des Titanen Hyperion. Zwar darf man an die Titanengenealogie nicht glauben, wie Usener (Götternamen S. 22)

Abb. 9a. Bronzefigur aus Kaukasus: Der Gott mit den großen Händen.

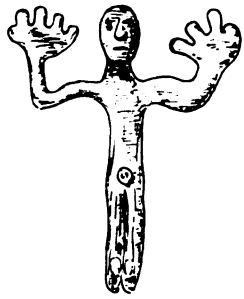


Abb. 9b. Wilke, Kulturbeziehungen Abb. 214b.

Abb. 9c. Jaspis mit eingeschnittenen Zeichen von Mykenä. Von rechts: Sonne, Mond und die rosenfingrige Morgenröte nebst unerklärten Zeichen.

bemerkt. Doch wenn diese Gottheiten Geschwister genannt werden, darf man wohl glauben, daß sie zu einer Göttergruppe, einer Dreiheit zusammengefaßt worden sind. Die Annahme einer solchen Dreiheit legt die Versuchung nahe, die drei Zeichen auf einem mykenischen Jaspis (Abb. 9b) (rechts) als Sonne (konzentrische Kreise), Mond (Sichel) und Morgenröte (Arm mit großer Hand) deuten zu wollen.

IV.

Lenken wir einstweilen von den Felsenzeichnungen ab und zu den anderen gottesdienstlichen Denkmälern der Bronzezeit hin. Das wichtigste ist der bekannte Sonnenwagen von Trundholm auf Seeland, 1902 gefunden

[1]) Im Jahre 1908 hat G. Wilke diese Handabbildungen behandelt in: Vorgeschichtliche Beziehungen zwischen Kaukasus und dem unteren Donaugebiet (Mitteil. d. Wiener anthropol. Gesellsch. Bd. 38, S. 162); ebenso: Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa S. 237f. Abb. 214. — Vgl. auch Revue archéol. 1885, I. Taf. III, 26; L'Anthropologie 1895, S. 299f. (S. Reinach).

Digitized by Google

(Abb. 10). Wir haben hier eine „Sonnenſcheibe", auf der einen Seite mit Gold belegt, aber auch auf der anderen, die nie mit Gold belegt geweſen

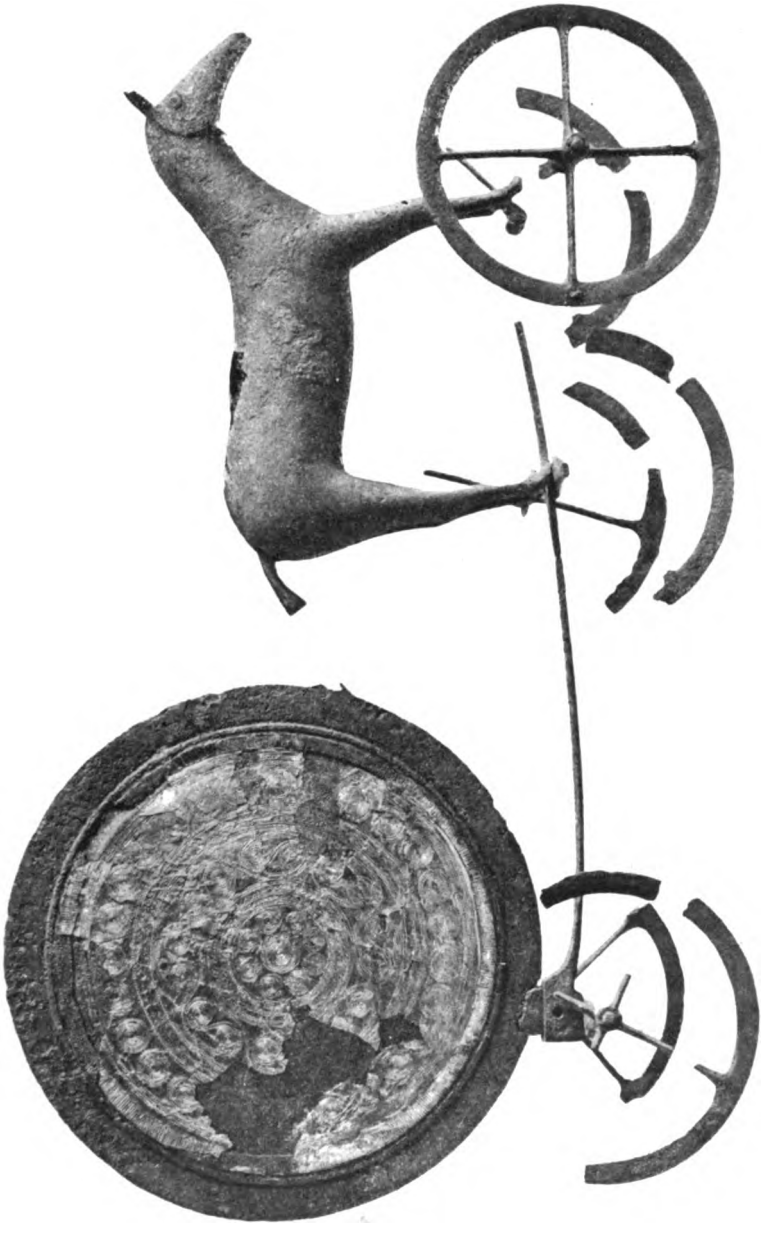


Abb. 10. Der Sonnenwagen von Trundholm. Die vergoldete Seite der Sonnenſcheibe.

iſt, mit Spiralornamenten ausgeſtattet (Abb. 11). Vor der Scheibe ſteht ein Pferd. Auf deſſen Hals und vorne an der Scheibe befinden ſich Öſen, die ſicher

Digitized by Google

durch ein Band verbunden gewesen sind. Vielleicht hat man sich vorgestellt, das Pferd ziehe die Sonnenscheibe; doch sicher ist es nicht; jedenfalls kann das Band zwischen den Ösen nicht in das auf dem Halse des Pferdes eingeritzte Geschirr eingepaßt werden. Auf einem silbernen Band von der griechischen Insel Syros findet sich ein ähnliches Bild (Abb. 12). Da geht das Pferd der Sonnenscheibe voran, zieht sie aber nicht. Das Pferd und die Sonnenscheibe von Trundholm sind beide auf einen Wagen gestellt, dessen Räder vier sich kreuzende Speichen haben. Wie Sophus Müller in seiner sorgfältigen Veröffentlichung bemerkt: Das Pferd zieht den Wagen nicht; es steht auf dem Wagen neben der Sonnenscheibe.

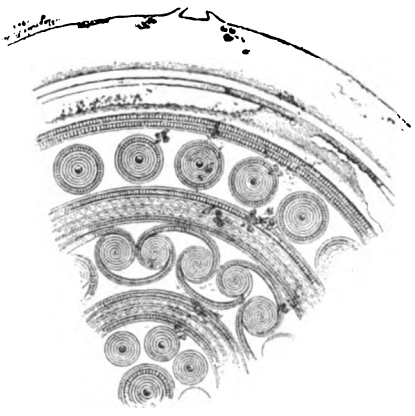


Abb. 11. Der Sonnenwagen von Trundholm. Ausschnitt der nicht vergoldeten Seite der Sonnenscheibe.

Zuerst bemerken wir hier, daß die Scheibe zwei ausgebogene Flächen hat, deren eine mit Gold belegt ist, während die andere unbelegt, jedoch verziert ist. Diese Seite ist also keine verborgene „Rückseite". Es lag auch kein Grund vor, nicht beide Seiten zu vergolden, wenn das Ganze die Sonne darstellen sollte — wenn man nicht willkürlich Kostenrücksichten annehmen will. Doch wird das Ganze leicht erklärlich, sobald man annimmt die zwei verschiedenen Seiten der Scheibe stellen Verschiedenes dar, die vergoldete stelle die Sonne, die nur verzierte bronzene stelle — unseren Schlüssen über die Felsenzeichnungen gemäß — den Mond dar, der ja mit der Sonne gemeinsame Symbole hat — Rad oder Spirale.

Allein wenn wir das Zeichen der Sonne und des Mondes, dem Sonnengotte und seinem Begleiter auf den Felsenzeichnungen entsprechend, hier vor uns haben, liegt es nahe zu glauben daß auch das Pferd vor der Sonnenscheibe dem entspreche, das wir auf den Felsenzeichnungen gefunden haben. Es ist also nicht irgend ein unbestimmtes Sonnenpferd, das wir vor uns haben, es ist der Pferdegott, der Gott des Windes und des Feuers, der Gott der Morgenröte, den wir auf den Felsenzeichnungen gesehen haben. Anstatt der geläufigen Ansicht, nach der die Sonnenscheibe (mit goldbelegter Vorderseite und unvergoldeter Rückseite) hier von einem ganz unbestimmten Sonnenpferde gezogen wird, wage ich eine andere Auffassung darzulegen.

In dieser Gruppe sehe ich die Götterdreiheit, die wir auf den Felsen eingeritzt gefunden haben: Sonne und Mond unzertrennlich verbunden und die Morgenröte in der Gestalt eines Pferdes. Sonne und Mond sind mit Spiralen, dem Sonnenzeichen, verziert, doch ist der Wagen kein Sonnen-

Digitized by Google

wagen. Man hat ihn als einen Umzugswagen der Götter erklärt. Andere meinen, daß man die Sonne und ihr Pferd auf Räder gestellt hat, weil man glaubte, daß in den Rädern eine bewegende Kraft wohne, die die Gabe zu den Göttern bringen sollte. Ich hoffe demnächst in einem anderen Aufsatz auf diese Frage zurückzukommen.

V.

Man ist jetzt darüber einig, daß das nordische Bronzealtervolk germanischer Herkunft sei, wenn auch die Stämme später ihre Plätze gewechselt haben mögen[1]). Wir dürfen dann hier die ältesten literarischen Nachrichten über die Religion der Germanen heranziehen, wenn sie auch weit mehr als tausend Jahre später denn die Felsenzeichnungen anzusehen sind. Man findet sie bei Cäsar (BG VI 21) etwa 50 v. Chr. und bei Tacitus (Germania, namentlich Kap. 9) etwa 100 n. Chr. Diese Nachrichten stimmen so wenig überein, daß Müllenhoff das Zeugnis Cäsars einfach verwirft, um das-

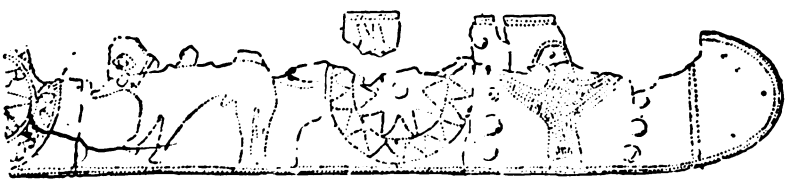


Abb. 12. Silbernes Band von Syros. Pferd vor der Sonnenscheibe.

jenige des Tacitus desto heller leuchten zu lassen. Von den Voraussetzungen aus, die wir gewonnen haben, wollen wir diese Nachrichten betrachten.

Cäsar sagt: Deorum numero eos solos ducunt, quos cernunt et quorum opibus aperte juvantur, Solem et Volcanum et Lunam; reliquos ne fama quidem acceperunt. Sonne, Mond und Feuer — das ist ja gerade unsere Dreiheit. Allein der letzte Gott ist nicht als Windgott, sondern als Feuergott gefaßt, nicht als der Pferdegott, sondern als der Gott mit den großen Händen.

Ganz anderes hören wir bei Tacitus: Deorum maxime Mercurium colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis litare fas est, Martem concessis animalibus placant et Herculem. Pars (Sueborum) et Isidi sacrificat; unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum in modum liburnae figuratum docet advectam religionem. „Sueborum" ist nach Karl Helms vernünftigem Vorschlag als Glosse eines späteren Abschreibers zu streichen.

Tacitus Nachricht muß in Verbindung mit dem nächstfolgenden Zeugnis über die Religion der Germanen, die wir in den Namen der Wochentage haben,

[1]) G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Würzburg 1911.

Digitized by Google

betrachtet werden. Die alte germanische Woche war fünftägig (altn. fimt), allein am Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. haben die Germanen die römische siebentägige Planetenwoche aufgenommen. Die sieben Wochentage wurden genannt nach den damals bekannten sieben Planeten: Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus und Saturn: Dies Solis = Sonntag, d. Lunae = Montag, d. Martis = Diestag (Dienstag), d. Mercurii = nord. Onsdag, engl. Wednesday, d. Jovis = Donnerstag, d. Veneris = Freitag, d. Saturni = engl. Saturday. Man nahm die entsprechenden germanischen Götter: Tius (Tyr), Wodan (Odin), Thonar (Thor), Frija (Frigg). Man hatte keinen dem Saturn entsprechenden Gott. Die englische Sprache hat in Saturday seinen lateinischen Namen bewahrt.

Man sieht, daß diese vier Götter den Taciteischen entsprechen. Genau stimmen Mars (Tius) und Merkur (Wodan) mit den taciteischen Mars und Merkur überein. Und zu unserer Kenntnis der nordischen Mythologie stimmt es vollkommen, daß Tacitus den Merkur als den höchsten Gott erwähnt. Jupiter (Thor) nennt Tacitus Herkules; denn der Thorshammer entspricht der Keule des Herkules. Venus (Frija, Frigg), von der Freya nach Müllenhoff eine spätere Wiederholung ist, wird bei Tacitus Isis genannt. Und weil der Isiskult in Rom in der Kaiserzeit eingeführt worden ist, glaubt Tacitus daß auch die Frija bei den Germanen eine fremde, „rezipierte" Gottheit sei, zumal da ihr Zeichen ein Schiff ist. Er hat dieses also sicher gekannt, und demnach dürfen wir schließen, daß er auch den Hammer Thors gekannt hat und ihn deshalb Herkules nennt.

Vergleichen wir unter einander die Nachrichten bei Cäsar und Tacitus! Wir haben bei beiden eine Götterdreiheit, bei Cäsar: Sonne, Feuer und Mond, bei Tacitus Merkur, Mars und Herkules (Odin, Tyr und Thor). Außerdem nennt Tacitus, wie für sich, eine Göttin Isis (Frigg). Allein die taciteischen Götter sind anderer Art als die Cäsars. Bei Cäsar stellen sie Naturgegenstände dar, bei Tacitus sind sie wirkende Götter, als Göttergestalten aufgefaßt, trotzdem Tacitus gleich danach sagt, daß die Germanen weder Göttertempel noch Götter in menschlicher Gestalt hätten. Der Unterschied ist so groß, daß Müllenhoff Cäsars Zeugnis einfach verwirft. Cäsar könne — als der Römer, der zuerst mit den Germanen in Berührung kam — zu keiner wirklichen Einsicht darüber gelangt sein, wie sie sich ihre Götter vorstellten. Dagegen war zur Zeit des Tacitus die Berührung zwischen den Römern und den Germanen über hundert Jahre alt; damals war über die Verhältnisse der Germanen eine „interpretatio Romana" erwachsen. In mehr als hundert Jahren hatten die Römer die Götter der Germanen gesehen und von ihnen reden gehört, und unwillkürlich hatten sie sie in die entsprechenden Gestalten ihrer eigenen Götterwelt übersetzt. Aus dieser „interpretatio Romana" heraus seien die Nachrichten des Tacitus über die Religion der Germanen zu verstehen.

Digitized by Google

Diese Auffassung Müllenhoffs, daß Cäsars Nachricht auf Mißverständnis beruhen soll, teilen mehr oder weniger die meisten Mythologen. Allein ich kann ihr unmöglich beistimmen, weil ich auf den Felsenzeichnungen die vollständige Bestätigung der Nachricht Cäsars gefunden habe. Deshalb müssen wir die Felsenzeichnungen wieder betrachten und ihre Bilder fragen, ob wir nicht daselbst etwas finden könnten, das darauf hindeute, daß diese Götterdreiheit Sonnengott, Mondgott und Windgott (Feuergott) aus ihrer Naturgebundenheit heraustreten könnte und Zeichen zeige, die vorwärts auf Thor, Tyr und Odin hindeuten. Und merkwürdig genug: die Felsenzeichnungen lassen uns hier nicht vollständig im Stiche.

VI.

Deutlich ist Thor zu erkennen (Abb. 13 und 14). Wir finden ihn mit Bockskopf und zwei Hammern, einem gehobenen und einem gesenkten, worauf ich später zurückkommen werde.

Ein anderes Bild zeigt einen gehobenen Hammer und (vermutlich) ein gesenktes Schwert. Diese zwei Bilder werden das Kopenhagener Thors-

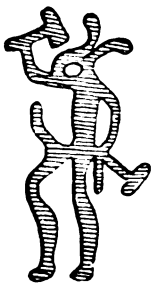


Abb. 13. Löfåsen, Tanum: Thor.

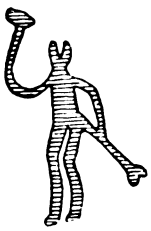


Abb. 14. Tufvene, Tanum: Thor.

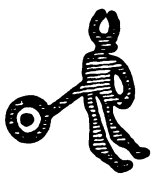


Abb. 14a. Tofva, Tanum: Bocksgott mit Sonnenzeichen.

bild (Abb. 1) kräftig stützen. Dieses ist von Montelius in seinem Aufsatz „Solgudens yxa och Thors hammare", Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift Bd. 10 als Thorsbild anerkannt worden. Dagegen hat der dänische Archäologe Chr. Blinkenberg in seinem Buch „Tordenvaabnet i Kultus og Folketro" und in seinem Aufsatz „Tordenvaabnet i danske Oldtidsfund", Festschrift an H. F. Feilberg 1911, die Meinung verfochten, daß die Verehrung des Donnergottes der Bronzezeit des Nordens fremd sei. Er behauptet, daß „die Versuche Thor und seinen Hammer auf uralte Zeit zurückzuführen in dänischen Altertumsfunden keine Stütze haben" (Festschr. S. 69). Indessen muß dies „argumentum ex silentio" schwinden, wenn die Steine zu reden beginnen und die Felsenzeichnungen deutliche Thorsbilder zeigen. Denn das kann wohl kaum bezweifelt werden, daß wir hier den Thor vor uns haben. Thor ist der Gott des Hammers und seine Tiere sind die Böcke. Hier sehen

Digitized by Google

wir ihn mit Bockskopf und einem oder zwei Hämmern. Auf dem größten Bilde haben die Hörner den rechten Geißbockschwung. Karl Helm hat in seiner altgermanischen Religionsgeschichte (I S. 201) gegen das Bronzebild Abb. 1 den Einwand erhoben, daß die Hörner Stierhörner sind. Dies wird man den Thorsbildern der Felsenzeichnungen gegenüber nicht behaupten können, und damit verliert dieser Einspruch an Bedeutung. Doch darüber müssen wir klar sein: was wir gefunden haben, ist nur eine Vorstufe zu Thor. Die Tiergestalt hat der Gott noch nicht abgestreift und er führt zuweilen zwei Hämmer, während er in der nordischen Götterlehre nur den einen hat. Darauf komme ich in einer anderen Verbindung zurück. Auch ist nicht gesagt, ob dieser Thor mit unserm Sonnengott zusammenfalle oder nicht. Montelius hat es in seinem oben erwähnten Aufsatz über die Axt des Sonnengottes und den Hammer Thors behauptet, doch ist diese Gleichstellung von anderen wie von Helm in seiner altgermanischen Religionsgeschichte (I 192) bestritten worden. Doch ein Bild von Tofva in Tanum zeigt den Bocksgott mit Sonnenzeichen und scheint die Gleichsetzung Thors mit dem Sonnengotte zu ermöglichen (Abb. 14a).

Viel schwieriger ist das Verhältnis mit Odin. Mythologen und Archäologen haben behauptet, daß Odin im Norden ein neuer Gott sei. Schon der Däne Henry Petersen hat es in seinem Buche vom Götterglauben der nordischen Völker in der Heidenzeit (1876) ausgesprochen und es ist von späteren Forschern wie Chadwick in „The Cult of Odin" näher ausgeführt worden; er ist der Meinung, daß der Odinskult im Norden zwischen 50 und 500 n. Chr. aufgenommen worden sei. Später hat B. Salin in „Die altgermanische Tierornamentik" und in seinem Aufsatz in der Festschrift zum 60jährigen Geburtstage Montelius' die Nachricht Snorres, daß Odin und die Asen von Asien nach dem Norden gekommen sind, mit einem Kulturstrom in Verbindung gesetzt, der — wie er nachweist — um 200—400 n. Chr. von Südrußland aus nach dem Norden läuft. Auf Salin wie auch auf den Untersuchungen Domaszewskis über die Religion des römischen Heeres fußend, sucht Sune Ambrosiani in seinem Aufsatz „Odinskultens Härkomst" den Ursprung des Odinskults im römischen Kaiserkult, der besonders im römischen Heere und den östlichen Provinzen des Reiches blühte und der — wie er meint — die Grenzen des Reiches überschritten habe und uns im Norden als Odinskultus entgegentrete. Er leugnet sogar die Gleichheit Odins mit dem taciteischen Merkur, die doch durch die Wochentagsnamen bestätigt wird.

Allein dies gilt nur für die vollständig entwickelte Gestalt Odins, so wie wir sie aus der nordischen Mythologie kennen, sowie für Odin als den obersten Gott, wie ihn Tacitus nennt. Dagegen nicht für seine ursprünglichen Bestandteile. Die meisten Mythologen nach Müllenhoff haben Odin als einen uralten germanischen Windgott anerkannt, und selbst ein so radikaler Forscher

Digitized by Google

wie Ambrosiani meint, daß mit Odin ein alter germanischer Pferdegott verschmolzen sei. Diesen Pferdegott haben wir auf den Felsenzeichnungen gefunden; wir haben ihn als Windgott bestimmt. Jetzt fragt es sich, ob wir auf den Felsen noch andere Odinselemente finden können.

Die größte aller Menschenfiguren auf den bohuslänschen Felsenzeichnungen, der Lislebyriese (Abb. 15), ist eine über zwei Meter große Mannesgestalt, die einen gewaltigen Speer trägt. Neben seinem einen Beine sehen wir einen Ring, ein Zeichen, auf das ich später zurückkommen werde, und vor dem Ring ein kleines Pferd. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, daß dieser Speerträger mit dem Pferdegott zusammenfalle. Dies wird weiter bestätigt durch eine Gruppe von Speerträgern auf einer Zeichnung bei dem südlichsten der Tegneby-Höfe (Abb. 16). Die Mittelgestalt dieser Gruppe wird von einem kleinen Pferd auf den Fersen begleitet, während die anderen keine solche Tierbegleitung haben. Ich glaube daraus schließen zu dürfen, daß der Pferdegott auch als Speergott gedacht ist. Außer dem Speere trägt diese Gestalt übrigens ein Beil, wozu wir später Parallelen finden werden. Bekanntlich ist der Speer Gungnir die Waffe Odins, und an den Speer knüpfen sich alte Gebräuche im Odinskult. Man warf einen Speer über die Feinde hin und rief: Oðin á ýðr alla (Odin hat euch alle). Man ritzte sich mit einer Speerspitze, um zu Odin nach Walhall zu kommen. Chadwick hat damit in Verbindung gebracht, was Prokop von den Erulern erzählt, daß, wenn ein Eruler alt und kraftlos wurde, man ihn oben auf einen Scheiterhaufen band. Dann ging ein Mann hinauf — er durfte ihm nicht verwandt sein — und durchbohrte ihn mit einem Dolche. Chadwick meint, daß „Dolch" hier mit „Speer" verwechselt ist, die Art der Waffe war ja dem fremden Verfasser gleichgiltig. Dieser Odinsbrauch ist also ursprünglich ein ritueller Mord, um Altersschwache aus dem Wege zu räumen, und weist folglich auf einen uralten Zustand zurück. Als Speergott ist dann Odin sicher uralt, und es kann uns nicht in Staunen setzen ihn als solchen auf den Felsenzeichnungen zu finden.

Abb. 15. Lisleby, Tanum. Der Riese.

Digitized by Google

Merkwürdig ist eine Felsenzeichnung von Kalleby im südlichsten Tanum. Quer über mehreren Schiffen steht Thor mit dem erhobenen Hammer und neben ihm sein Begleiter, der nur halb, von unten bis zum Leibe, ausgeführt ist. Doch vor Thor, und ihm wie gleichwertig, steht ein gewaltiger Speer,

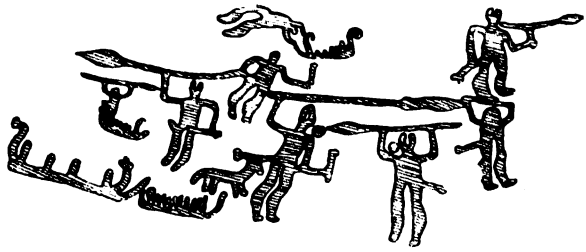


Abb. 16. Tegneby, Tanum. Speergruppe.

der die Schiffe durchdringt und im untersten befestigt ist (Abb. 17). Ich glaube, daß der Speer den Speergott bezeichnet, grade wie das Pferd auf der Ritzung von Backa (Abb. 5) den Pferdegott. Wenn dem aber so ist, dann haben wir

Abb. 17. Kalleby, Tanum. Dreiheit: Speer, Thor und sein Diener, von dem nur die unterste Hälfte ausgeführt ist.

Abb. 18. Backa, Brastad. „Skomakaren" (der Schuhmacher).

hier eine neue Form der Götterdreiheit vor uns, die wir immerfort auf den Felsenzeichnungen gefunden haben. Wir sehen dann die Annahme von Montelius, daß Thor ursprünglich ein Sonnengott gewesen, durch die Bilder der Felsenzeichnungen bestätigt. Unsere Dreiheit nähert sich dem Tacitus. Da ist Thor, da ist ein wichtiges Odinselement, die sich verbinden. Sei es wie Almgren meint, daß die Schiffe älter und die Gestalten später quer durch sie

Digitized by Google

gehauen sind, sei es, daß die Zerstörung ursprünglich und geplant, daß Verfluchung der drei Götter über diese Schiffe herabgerufen sei, — immerhin bleibt doch das wichtige Ergebnis, daß wir hier unsere Dreiheit in einer neuen Form haben, in der wir Thor vor uns sehen und ein Glied der vielfach zusammengesetzten Gestalt Odins erblicken können.

VII.

Allein darüber müssen wir klar sein, daß in unserem vielseitigen Pferdegott Bestandteile sind, die wir in Odin nicht wiederfinden. Der Speer gehört ihm und auch das Pferd. Daß der Gott selbst als Pferd auftritt, kann nicht Wunder nehmen; denn der religiöse Standpunkt der Felsenzeichnungen ist doch insofern ein ursprünglicher, daß Odin damals noch Sleipner gewesen ist. Dagegen haben die großen, erhobenen Hände nichts mit Odin zu tun. Und dieser Gott trägt nicht nur den Speer, sondern auf der Speergruppe Abb. 16

Abb. 19. Kinnekulle. Der Gott mit großer Hand und Axt.

auch das Beil, eine Waffe, die dem Odin vollständig fremd ist. Dieses Beil finden wir als seine Waffe fortwährend wieder und in der Regel in Verbindung mit den großen erhobenen Händen. Auf Backa im Kirchspiel Brastad findet sich eine Zeichnung, die unter den Leuten „Skomakaren" (der Schuhmacher) genannt wird. Dieser Schuhmacher ist eine gewaltige Gestalt mit erhobenen Händen und auf seiner Rechten erhebt sich eine kleine Axt (Abb. 18). Ein Seitenstück dazu finden wir auf der Zeichnung von Kinnekulle, die Ekhoff in Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift Bd. 8 veröffentlicht hat. Hier ist die eine Hand erhoben, die andere hält die Axt (Abb. 19). Der Pferdegott, der Gott mit den großen Händen ist also sowohl ein Speergott wie ein Axtgott. Es ist nicht mehr als billig, daß diese Bestandteile sich im Laufe der Zeit voneinander geschieden haben. Das Pferd und den Speer finden wir bei Odin wieder, aber was die Axt und die großen Hände betrifft, müssen wir uns anderswohin wenden, um Anhaltspunkte zu finden.

Axel Olrik hat in Danske Studier 1905 einen Aufsatz über nordischen und lappischen Götterglauben veröffentlicht, worin er die Ansicht vorbringt, daß der Götterglaube der Lappen auf den nordischen Götterglauben zurückgehe,

Digitized by Google

doch nicht auf die Gestalt, in der wir ihn aus der Wikingerzeit durch die Eddagedichte und die darauf beruhende jüngere Edda Snorres kennen. Er führt auf eine ältere Gestalt zurück, die mit dem, was wir aus den Funden der Bronzezeit schließen dürfen, wesentlich übereinstimmt. Unter den vielen lappischen Göttern gibt es eine Gruppe von drei Göttern, die uns besonders angeht, weil sie bei den Lappen alt sind und weil sie nordische Namen führen. Im Jahre 1688 stand ein Lappe vor Gericht und gestand, daß er drei Götterbilder hatte, nämlich 1. Thor, 2. Thors Engel, 3. den Weltenmann oder Gott. Er erklärte, daß er trotz aller Verbote nicht aufhören werde, sie zu verehren, denn sie seien die Götter seiner Väter. Der Mann wurde wegen seiner Widerspenstigkeit hingerichtet, — es war eine Zeit, die scharfe Mittel gebrauchte (Svensk Historisk Tidskrift 1891 S. 230). Es scheint als tauche unsere Dreiheit hier bei den Lappen auf.

Der lappische Name Thors, Horagalles, ist, wie man allgemein anerkennt, aus nordisch Thorekarl entstanden. Er wird mit einem großen Hammer in

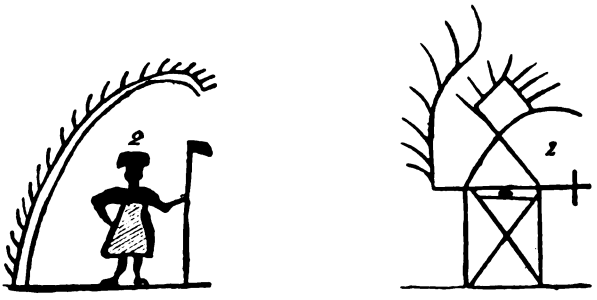


Abb. 20 und 21. Waralden Olmay.

der einen und mit einem kleineren Hammer in der anderen Hand abgebildet. Diese beiden Hämmer, die man zu erklären Mühe gehabt hat, finden wir auf den Felsenzeichnungen wieder — siehe Abb. 13. Die Übereinstimmung ist deutlich. Und in dem „Engel" Thors erkennen wir den Begleiter des Sonnengottes wieder.

Der „Weltenmann" — lappisch: Waralden Olmay — wird nach norwegischen alten Missionsberichten „mit einem krummen Strich über dem Kopfe mit verschiedenen Zacken abgebildet, was Fruchtbarkeit sowohl bei der Erde und dem Meere als auch beim Vieh bezeichnet" (Abb. 20). In der anderen Hand hält er eine Hacke. Auf einem älteren „Runebom", in Rudbecks Atlantica abgebildet, (Abb. 21) ist der „krumme Strich" ein Ast oder ein Rentierhorn, das er in der Hand hält. Es scheint mir, als könnte ich den „Weltenmann" in dieser Gestalt wieder erkennen. Es kommt mir vor, daß man sich denken könne, er stamme aus der Kinnekullegestalt des Axtgottes (Abb. 19). Dabei muß man bedenken, daß zwischen diesen Bildern etwa 2500 Jahre liegen.

Digitized by Google

Die Entwickelung kann in der Weise vorgegangen gedacht werden, daß das Bild der Gestalt verblichen und die äußere Form nach der Bedeutung umgebildet worden ist, die man ihr beigelegt hat. Weil der „Weltenmann" ein Fruchtbarkeitsgott ist, ist die Axt eine Hacke geworden und die gehobene Hand in einen Ast oder ein Renngeweih verwandelt, „Waralden olmay" ist nach Olrik eine Wiedergabe von „veraldar goð", einem Namen, den die Sviar nach Snorre dem Frey gaben.

Wir sehen also, daß diese vielseitige Gestalt, wie man es erwarten konnte, im Laufe der Zeit sich in zwei gespalten hat. Der Pferde- und Speergott deutet auf den künftigen Odin hin, der Hände- und Axtgott auf den „Weltenmann" der Lappen. Allein wir können auch hier auf den Felsenzeichnungen spüren, daß dieser Axtgott als Fruchtbarkeitsgott aufgefaßt ist. Auf Hvitlycke in Tanum findet sich eine große Zeichnung, von der eine Gruppe von den Leuten in der Umgegend gewiß richtig als eine Hochzeit aufgefaßt wird (Abb. 22). Es ist kaum glaublich, daß dies Bild ein Liebespaar, das von einem Berserker überfallen wird, darstelle. Viel wahrscheinlicher ist, daß es eine Ehe bedeuten soll, die vom Axtgott gesegnet wird, und dann steht zu vermuten, daß dieser — in Übereinstimmung mit der Bedeutung bei den Lappen — als Fruchtbarkeitsgott aufzufassen ist.

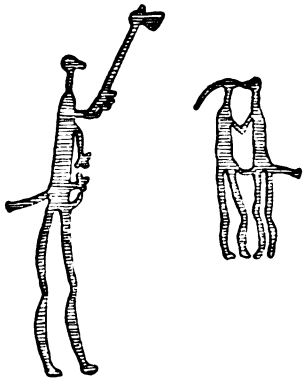


Abb. 22. Hvitlycke, Tanum. Die Hochzeit.

Es scheint, als ob im Norden diese seine Tätigkeit seine andere Seite zurückgedrängt habe. Von dieser sieht man keine Spur bei den Lappen, und Odin, wie er später in der nordischen Götterwelt auftritt, scheint ein wesentlich neuer Gott zu sein.

VIII.

Wir finden auf den Felsenzeichnungen die Götter bald einzeln, bald zu einer Dreiheit vereint. Die wirkenden Götter treten meistens einzeln auf, so Thor mit dem Hammer, der Speergott, der Axtgott. Dies ist wohl so zu erklären, daß man den Gott anrief, den man eben brauchte, ohne weiter daran zu denken, daß er mit den beiden anderen verbunden sei. Nur auf der Zeichnung von Kalleby (Abb. 17) finden wir Thor und den Speergott in einer Dreiheit; doch ist diese Zeichnung vielleicht besonders sakraler Natur, es ist, wie ich angedeutet habe, möglich, daß sie eine Verwünschung enthält. Es läßt sich wohl annehmen, daß die einzeln wirkenden Götter eine volkstümliche, die Dreiheit aber eine priesterliche Auffassung vertreten. Sonst sind die Götter der Dreiheit wesentlich reine Naturgötter.

Digitized by Google

Doch die Wirksamkeit der Götter ist in letzter Stelle die Wirksamkeit des Volkes. Je mehr die Wirksamkeit des Volkes zurücktritt, desto mehr sinken die Götter zu Naturgottheiten herab. Nun ist die Zeit vom Ende des Bronzealters bis zu Christi Geburt die dürre Zeit in der nordischen Archäologie. Dies ist kaum durch die geschichtlichen Verhältnisse erklärlich. Denn bei den Germanen Norddeutschlands ist von dieser Dürre und Leere nichts zu merken. Neuerdings hat nun der schwedische Geologe Sernander die nordischen Verhältnisse dieser Zeit durch klimatische Verhältnisse erklärt; das Klima im Norden hat sich nach der Bronzezeit sehr verschlechtert[1]). Diese tote Zeit mag es erklären, daß bei Cäsar die Götter der Germanen als Naturgötter erwähnt sind und daß die Dreiheit scharf hervortritt. Wenn bei Tacitus die Götter persönlich geprägt als Odin, Tyr und Thor auftreten, so steht dies damit in Verbindung, daß im Volke die Kräfte erwacht sind[2]). Es bricht hervor der Frühling der Völkerwanderungszeit. Allein daß es alte Kräfte sind, die in den Göttern erwachen, das bezeugen die Bilder der Felsenzeichnungen. Bei der Aufnahme der Planetenwoche im dritten Jahrhundert n. Chr. haben Tyr und Thor ihre besonderen Wochentage neben der Sonne und dem Monde. Zwar sind die Wochentagsnamen der Germanen Übersetzungen aus dem Latein; allein das Gefühl, daß Thor und Tyr die Götter der Sonne und des Mondes waren, muß dann zurückgetreten sein, wenn sie in der Weise neben Sonne und Mond gestellt werden. Sie müssen als wirkende Götter ganz und gar hervorgetreten sein und haben das Naturgottheitdasein hinter sich liegen lassen. Aber dies ist die Zeit, wo die germanischen Völker eine wirkende Macht geworden sind, die Zeit wo sie ihre großen Völkerbünde gründen.

Die Dreiheit scheint nach der Felsenzeichnungszeit die Form gewesen zu sein, in der die Germanen sich ihre Götter vorstellten. Wir haben Dreiheit bei Cäsar, bei Tacitus, in den Wochentagen. Wir haben sie in der Abschwörungsformel der Sachsen; als sie Christen wurden, entsagten sie Thuner, Uoden und Saxnot. Wir haben die drei Götter des Tempels von Upsala Odin, Thor und Frey mit Thor in der Mitte. Wir haben später verschiedene Dreiheiten Frey, Njord und Aas den Allmächtigen, Odin, Vile und Ve, Odin Höner und Loke usw. Die Götter wechseln, doch immer sind ihrer drei. Allein

---

[1]) Vgl. Kossinna: Mannus IV, S. 419.

[2]) Da die norddeutschen Germanen während der letzten 4 Jahrhunderte vor Chr. nicht nur eine außerordentlich dichte Bevölkerung aufweisen (sicherlich zum Teil auch infolge des starken Zustroms skandinavischer Scharen, die durch die Klimaverschlechterung der vorrömischen Eisenzeit andauernd südwärts abgetrieben wurden), sondern auch nach Süden, Südwestdeutschland, wie Nordösterreich ihre Siedlungen über früher keltische Gebiete gewaltig vorschieben, so kann ich hier dem Gedankengang des Verfassers nicht folgen. Ich konnte seinen Gedanken mit den Tatsachen nicht in Einklang bringen, wollte ihn aber auch nicht unterdrücken, muß mich also darauf beschränken, meine abweichende Ansicht hier gesondert geltend zu machen. G. K.

Digitized by Google

die Dreiheit der Felsenzeichnungen ist kaum eine ursprüngliche, denn ein göttlicher Begleiter kann wohl kein ursprünglicher Gott sein. Hinter der bohuslänschen Dreiheit liegt ein Zweiheitsstadium. Dies glaube ich auf Aamöi bei Stavanger wiedergefunden zu haben; doch sind die norwegischen Felsenzeichnungen nicht in genügender Weise veröffentlicht. Die Untersuchung muß verschoben werden, bis der Bilderstoff vorliegt.

Ein gleiches Verhältnis wie bei der Dreiheit haben wir beim Sonnengott und seinem Begleiter oder bei Thor und seinem Diener. Der Donnergott wird oft in Begleitung eines Dieners dargestellt (siehe Axel Olrik „Tordenguden og hans dreng", in Danske Studier 1905). Der Diener wechselt, bald ist es Thjalve, bald ist es Loke; Olrik weist nach, daß Thjalve die ältere, Loke die spätere Fassung ist. Der Inhalt verändert sich, allein das äußere Verhältnis bleibt stehen. Die Entwicklung mag oft in der Weise sich vollzogen haben, daß die alten Begleiter selbständige Götter geworden sind.

So glaube ich, daß der Begleiter des Sonnengottes, der Mondgott, selbständig geworden ist und sich zum Gotte Tyr entwickelt hat. Doch hier habe ich sicherlich auf allgemeinen Widerstand bei den Mythologen zu rechnen. Müllenhoff und nach ihm R. Much in seinem gelehrten und scharfsinnigen Aufsatz „Der germanische Himmelsgott" in der Festschrift für R. Heinzel 1898 wollen Tyr zum großen allmächtigen Himmelsgott machen, dessen Macht auf Odin übergegangen ist. Ich muß hier zugeben, daß meine Deutung, daß der Begleiter des Sonnengottes der Mond sei, bei weitem nicht sicher ist. Zeichen, die darauf hindeuten, habe ich nicht unter den Felsenzeichnungen gefunden; ich fand sie in der Gußform von Kreta, und fand sie auf dem Trundholmer Wagen wieder, doch nur durch eine Erklärung, die von der gewöhnlichen Auffassung abweicht. Dann aber erhielt ich eine mächtige Stütze für meine Auffassung in der ältesten Nachricht über die Religion der Germanen bei Cäsar, wo erzählt wird, die Götter der Germanen seien Sol, Volcanus und Luna. Verlockend würde es sein hier den Kampf Tyrs mit Garm in der Götterdämmerung und dessen Namen Mánargarm heranzuziehen, der bei Snorre sich findet. Doch hat hier Axel Olrik nachgewiesen („Om Ragnarok", Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1902), daß dies nur auf einem Mißverständnis Snorres beruht. Seine Quelle Grimnismál redet von zwei Sonnenwölfen, aber von keinem Mondwolf. Von Tyr hören wir in der nordischen Mythologie fast nichts. Es wird nur erzählt, daß ihm eine Hand vom Fenriswolf abgebissen wurde und daß er an deren Statt eine eiserne Hand bekam; es entspricht dies einer keltischen Sage von König Nuadu, dessen Hand auch abgerissen und durch eine silberne ersetzt wurde. Nun ist es merkwürdig, daß auf einigen Felsenzeichnungen (Abb. 3 und 5) der „Begleiter" als einarmig ganz bestimmt dargestellt ist, auf anderen ist das Verhältnis zweifelhaft, auf einer (Abb. 2) hat er beide Arme unverletzt. Ich wäre dann geneigt zu glauben, doch kann ich es nicht bestimmt behaupten, daß „Týr einhendr"

Digitized by Google

auf den Felsenzeichnungen wiederzufinden ist. Wenn dem so ist, dann kann dieser Mythus kaum von den Kelten entlehnt sein. Ob er als ein ursprünglicher Mondmythus, der die Abnahme und Zunahme des Mondes bezeichnet, aufzufassen sei, darüber wage ich nicht mich auszusprechen.

Was den Tyr der Mythologie betrifft, so ist der Name Tyr kein Eigenname. Es bedeutet „der Himmelsgott" oder „der leuchtende" und kommt von der Wurzel diw, die leuchten bedeutet, und die wir Lateinisch in deus, divus, dies, Jovis, und in griechisch Ζεύς, Διός haben. Die germanische Form ist Tîwas, deusch Tiu und Ziu, altnordisch Týr. Much geht davon aus, daß wenn ein Gott „der Gott" schlechtweg genannt wird, es ein mächtiger Gott gewesen sein muß. Das würde richtig sein, wenn Tyr der einzige Besitzer seines Namens gewesen ist, allein das ist er nicht. Odin heißt Sigtýr, Hangatýr usw., Thor heißt Reidistýr, Reidartýr. Ja, es geht so weit, daß Odin Gautatýr, der Týr des Gautavolkes genannt wird. Es kommt mir so vor, als ob die beiden Dinge merkwürdig zusammen stimmen, daß Tyr keinen eigenen Namen und daß der „Begleiter" kein eigenes Sinnbild hat. Auffallend ist auch die Ähnlichkeit mit dem Mondkult der Keltiberen und der nördlichen Nachbarvölker, über den Strabon berichtet: sie opfern einem „namenlosen Gotte" des Nachts zur Vollmondzeit und begehen Haus um Haus eine Nachtfeier mit Reigentänzen (Usener: Götternamen 277). — Vielleicht mag hier an beiden Orten ein Fall von Namentabu vorliegen.

Daß Tyr ursprünglich Mondgott gewesen ist, glaube ich aus Folgendem schließen zu dürfen. Tyr ist mit dem in lateinischen Inschriften vorkommenden Mars Thingsus gleichgesetzt worden. Den letzten Namen kann man in der deutschen mundartlichen Form „Dingstag" wiederfinden, die neben „Diestag" gebraucht wird. Das gewöhnliche „Dienstag" ist wohl nur ein Ausgleich zwischen diesen Formen. Hier haben wir denn den wirklichen Namen Tyrs, der ihm von keinem anderen streitig gemacht wird. Er steht, wie man leicht sieht, mit dem germanischen Worte „þing" in Verbindung. Tyr ist der Gott des Dinges. Daß er dies in Deutschland gewesen ist, ersehen wir aus dem Namen „Dingstag", und wir haben auch Zeichen, daß er im Norden als Dinggott alt ist. Die zwei bedeutendsten Dingmanns-Eigenschaften werden in Snorris Edda mit Tyrs Namen genannt; der kühne heißt „týhraustr" und der weise „týspakr". El. Hugo Meyer sagt vom letzten Ausdruck in seiner „Mythologie der Germanen", daß er „allerdings nicht paßt". Darin hat er freilich Recht, denn er hält Tyr für einen ursprünglichen Kriegsgott. Allein zum Dinggotte paßt er vollkommen. Das kühne Drauflosgehen und die weise Rede, beide finden bei den Männern des Dinges Anklang. Ich glaube, daß Thingsus Thyrs ursprüngliche Tätigkeit als wirkender Gott sei. Wenigstens ist er nachweislich als Thingsus uralt. Auf zwei Inschriften vom Hadrianswall in England aus der Zeit des Kaisers Alexander Severus (222—235 n. Chr.) weihen Bürger aus Twenthe von der friesischen Schwadron

Digitized by Google

einen Altar dem Mars Thincsus und den zwei „Alaisiagen" Beda und Fimmilena (Abb. 22b). Nun hat man bei den Friesen sowohl Bedel- als Fimelding und damit stehen diese Namen sicher in Verbindung. Wir sehen also, daß Thingsus zu jener Zeit nicht nur selbst voll entwickelt war, sondern daß er auch — wenn ich es so sagen darf — schon zwei erwachsene Töchter hatte.

Nun berichtet Tacitus, daß die Germanen ihre Dinge bei Neumond oder bei Vollmond hielten „Nam agendis rebus hoc auspicatissimum initium credunt" Germ. 11. Auf diese Weise kann der Mondgott Tyr der Gott des Dinges werden. Und als Gott des Dinges kann er sich in verschiedenen Richtungen entwickeln. In der 'Germania' haben wir Beschreibungen von dem gewöhnlichen Ding der Germanen und auch von der großen Dingversammlung im Semnonenwalde, wo Vertreter mehrerer Stämme zusammentrafen (Kap. 11 und 39).

Abb. 22b. Hadrianswall in England: Weihinschrift an Mars Thingsus (Helm: Altgermanische Religionsgeschichte I S. 367 Fig. 49).

Vom gewöhnlichen Dinge heißt es: Sie setzen sich bewaffnet, die Priester gebieten Schweigen, die Priester sind es auch, die den Frieden des Dinges aufrecht halten. Dann treten die Redner auf; mißfallen sie, werden sie ausgezischt, wenn sie aber gefallen, schlägt man an die Schilde. Es gilt als die größte Ehre, mit Waffengetöse gegrüßt zu werden. — Hier sehen wir deutlich, wie der Dinggott ein Kriegsgott werden kann. Tyr wird Mars, weil er schon Thingsus ist. Als Kriegsgott finden wir ihn schon bei Tacitus Ann. XIII, 57.

Auf eine weitere sekundäre Entwicklung Tyrs deutet die Schilderung des Tacitus von der großen Dingversammlung im Semnonenwalde. Vertreter der Stämme „von demselben Blute" treffen sich zu bestimmten Zeiten in diesem Walde, der durch alte Götterverehrung und „Urzeitgrauen" heilig ist. Die heiligen Handlungen des Dinges fangen mit Menschenopfer an. „Est et alia luco reverentia, nemo nisi vinculo ligatus ingreditur, ut minor et potestatem numinis prae se ferens. Si forte prolapsus est, attolli et insurgere haud licitum; per humum evolvuntur. Eoque omnis superstitio respicit, tamquam inde initia gentis, ibi regnator omnium deus, cetera subjecta atque parentia."

Dies haben Müllenhoff und R. Much so erklären wollen, daß sie in den Worten „regnator omnium deus" einen ursprünglichen Obergott, einen

Digitized by Google

allgewaltigen Gott zu finden glaubten. Da vergessen sie aber das Wort „ibi". Nur da — auf dem Dinge — herrscht der Gott über alles und alle andere sind ihm untertänig. Die Fesseln und der ganze Apparat bedeuten doch nur völlige Unterwerfung unter dem Gott des Dinges. Ein jeder unterwirft sich der Volksherrlichkeit, deren Vertreter er ist. Als Gott des Dinges wird er der Gott des Volkes. Allein auf diese Weise kann er mit dem Stammvatergott gleichgesetzt werden. Wie es bei Tacitus heißt: der ganze Aberglaube (das heißt im Munde des Römers: der ganze fremde religiöse Apparat) deutet an, daß hier der Ursprung des Volkes sei. Darin stimme ich Müllenhoff bei, daß der Gott hier Tyr sei, obgleich ich finde, daß er und seine Schule auf die Worte „regnator omnium deus" blind gestarrt haben und es zu vergessen scheinen, daß dies nur der Macht des Gottes hier auf dem Dinge gilt. — Wenn aber Tyr mit dem Stammvatergott gleichgesetzt wird, kann er in einen anderen Götterkreis hinübertreten. Ich glaube, daß Tyr in der Abschwörungsformel der Sachsen, die Thuner Uoden und Saxnot entsagen, zum Vater des Volkes umgebildet worden ist. Denn der letzte Name ist doch eher aus dem Namen des Sachsenvolkes als aus Sax (Schwert) zu erklären. Ich glaube, daß Saxnot hier ein Name des Tyr ist, worüber ja auch die meisten Forscher einig sind.

IX.

Neben den drei Göttern nennt Tacitus eine Göttin Isis. In den Wochentagen heißt sie Venus und wird durch Frija, Frigg, wiedergegeben, aus der später Freya abgeleitet ist. Ich glaube daß wir auf der Zeichnung von Aspeberget ihr Bild haben, sie steht oben rechts. Daß sie ein Weib ist, sieht man an dem langen Haar. Sie hält die Arme gegen eine runde Scheibe vor, von der ringsum „Gabeln" ausgehen, was man für ein Sonnenzeichen hält; darauf werde ich zurückkommen. Vor der Scheibe steht ein zweibeiniges Geschöpf, vielleicht ein Vogel mit besonders langen Schwanzfedern; ich möchte es für einen Hahn halten. Und vor diesem steht ein kleines Schiff mit hohen Steven (Abb. 23). Diese Zeichen, namentlich das Schiff, bringen uns auf festen archäologischen Boden. Es entspricht dem „Sonnenboot", das in vielen Ländern, bis nach Ägypten hinunter, immerfort auftaucht[1]). Wir haben z. B. Abb. 24 die Wiedergabe eines Skarabäus aus Cypern, wo wir die Sonne mit Boot und Vogel über einer Reihe von blühendem Lotus sehen. „Das Sonnenboot" wird von Montelius auf die Weise erklärt, daß man annahm, die Sonne fahre am Tage zu Wagen und segle Nachts im Boot über das Meer. Déchelette hat diese Erklärung übernommen und stützt sich dabei auf Stellen von griechischen Dichtern, doch nicht von den ältesten, Homer und Hesiod, sondern von Stesichoros, Mimnermos und Aischylos. Diese Vorstellung macht mir einen verwickelten und wenig ursprünglichen Eindruck. Ich wage es eine andere

[1]) Vgl. G. Wilke, Kulturbeziehungen S. 116.

Digitized by Google

Erklärung vorzubringen und ich baue sie auf das Bild in Abb. 24, das ich von Montelius entnommen habe. Zwar glaube ich, daß wir es hier mit der Sonne zu tun haben, doch gilt es nicht die Tageszeit, sondern die Jahreszeit. Ich stütze mich dabei nicht auf die blühenden Lotusblumen längs dem Ufer. Denn in ägyptischen Bildern wird das Wasser (d. h. der Nil) häufig durch eine Reihe von blühendem Schilf bezeichnet. Allein hier rückt die Lotusblume in die beiden Steven des Bootes herauf; dabei tritt die Blütezeit ins Symbol selbst hinein. Nun wissen wir, daß in der klassischen Kunst die Lotusblume das Zeichen der Isis ist. Wir wissen, daß beim Anbruch des Frühlings, wenn das Meer nach den Winterstürmen wieder schiffbar geworden war, am 5. März ein Fest gefeiert wurde, das Isidis navigium hieß. Diese uralte Göttin, glaube ich, steht hier vor uns auf der Asperbergzeichnung. Wenn Tacitus meint, daß sie bei den Germanen neu eingeführt worden sei, beruht dies darauf, daß der Isiskult in Rom in der Kaiserzeit eingeführt wurde.

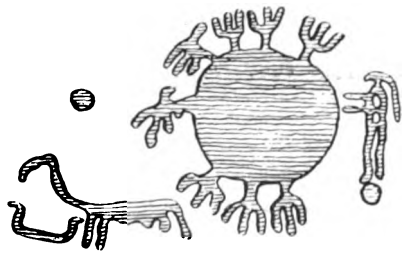


Abb. 23. Aspeberget, Tegneby, Tanum (Ausschnitt). Die Frühlingsgöttin und ihre Zeichen, Scheibe mit Gabeln, Vogel und Schiff.

Abb. 24. Skarabäus aus Cypern. Das Sonnenboot.

Sie steht hier neben der Scheibe, von der „Gabeln" ausgehen. Wenn man gemeint hat, daß dies ein Sonnenzeichen sei, hat man es als die Sonne im Strahlenkranz angesehen. Allein die Sonnenstrahlen werden auf andere Weise dargestellt. Auf dem Bilde Abb. 6 gehen sie von der Scheibe in der Form von Sternzacken aus und ebenso werden sie auf dem Sonnenbild von Balkåkra in Schonen dargestellt (Abb. 25). Auf den goldenen Sonnenscheiben der älteren Bronzezeit und den goldenen Kultschalen der mittleren und jüngeren Bronzezeit werden die Sonnenstrahlen auch durch konzentrische Ringbänder radial gestellter wirklicher Strahlen dargestellt[1]). Das scheint mit den „Gabeln" auf unserem Bilde (Abb. 23) unvereinbar. Dagegen passen diese „Gabeln" ausgezeichnet als Frühlingszeichen: aus der Erde schießen empor Gewächse mit Zweigen, das sind die Gabeln. Selbstverständlich ist dieses Symbol

[1]) G. Kossinna, Der Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. Würzburg 1913.

Digitized by Google

kreisförmig, weil ein Symbol überhaupt zu einer in sich abgeschlossenen Gestalt hinneigt, nicht weil die Bronzezeitmenschen gemeint hätten, daß die Erde rund sei. Indessen ist die Göttin wohl als Sonnengöttin, nicht als Erdgöttin aufgefaßt worden. Das ersehen wir daraus, daß eine Sammlung kleiner

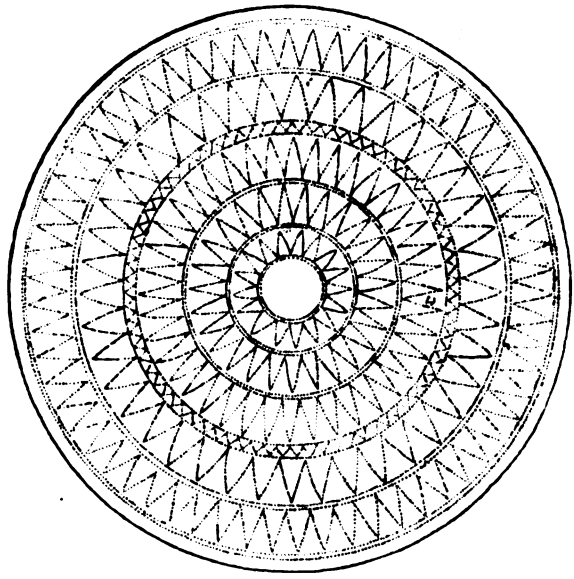


Abb. 25. Balkåkra, Schonen. Sonnenbild.

goldner Böte, in Dänemark gefunden, konzentrische Kreise tragen, die so Sonnenzeichen sind (Abb. 26). Es ist „Fru Blidensol" (Frau Heitersonn'), die jetzt da das Meer eisfrei ist, über See gekommen. Sie bringt alle Schösse und Zweige aus der Erde empor.

Abb. 26. Nors, Jubland. Das Sonnenboot.

Der Vogel, den wir hier sehen, ist, wenn ich ihn recht gedeutet habe, ein Hahn. Allein der Vogel der Isis, wie ihn der Skarabäus von Cypern zeigt, ist sicher kein Hahn, vielmehr scheint es ein Schwan zu sein. Allein im Norden hatte man, wie es Schück nachgewiesen hat (Studier i nordisk Litteratur-och Religionshistoria I S. 82ff.), einen uralten Kultus, wo der Gott (ein Vegetationsdämon) in der Gestalt eines Hahnes verehrt wurde.

Digitized by Google

X.

Zum Schlusse will ich versuchen die ganze Felsenzeichnung auf Aspeberget bei Tegneby in Tanum in großen Zügen zu deuten (Abb. 27).

Oben sehen wir die Frühlingsgöttin (Frigg) mit allen ihren Sinnbildern. Der Frühling ist über See gekommen, in Wald und Feld beginnt das Leben der Vögel sich zu regen, und wenn die Frühlingsgöttin die Erde berührt, dann keimen aus ihr Schösse und Zweige. Es ist das Fest des Frühlings.

Frühlingsanfang war Jahresanfang, am Frühjahrsfest wird der Gedanke auf das ganze Jahr gerichtet, dessen Tätigkeit jetzt beginnt. Wir erflehen Glück für unsere Pferdezucht (die drei kleinen Pferde halte ich für wirkliche Pferde, — es ist möglich daß es Schafe sind, und also die Schafzucht gemeint sei). Wir wünschen uns gutes Hirschwild. Wir hoffen auf glückliche Seefahrt und glücklichen Fischfang — daher die Schiffe in dieser Reihe. Wir hoffen auf glückliche Viehzucht und Ackerbau (der Viehtreiber mit den Kühen und der Pflüger), auf gute Jagd (der Bogenschütze). Bei der größten Kuh sehen wir oben eine Natter. Die Natter ist im Volksglauben ein Schutzdämon (z. B. die Hausnatter). Sie ist an vielen Orten verehrt und ihr Bild ist als schützendes Amulett gebraucht, doch ist sie nie in die eigentliche Götterwelt der Germanen aufgenommen worden. Dahin gehören aber die beiden Gestalten, die vor — links von — dieser ganzen Gruppe stehen, der Sonnengott und sein Begleiter. Man sieht, daß sie einen bevorzugten Platz einnehmen, sie sind von der Gruppe durch einen Zwischenraum getrennt. Sie sind die Götter, unter deren Schutz diese Gruppe „amtlich" gestellt wird. Die Natter des Volksglaubens wird nur inmitten der Gruppe auf einem Punkte, wo man besonderen Schutz haben möchte, mitgenommen.

Der Gedanke geht jetzt am Frühlingsfeste auf die großen Unternehmungen hin, die bevorstehen. Die ganze Schiffsreihe wird gemustert, die Häuptlingsschiffe, wohlgerüstet, voran, die einfacheren Bauernschiffe hinterher. Vor dieser Reihe steht der Wind- und Feuergott, der Pferdegott, der Gott mit den großen Händen. Wir wissen, daß er auch Speergott, der Gott des Kampfes war.

Frühlingszeit ist Kriegeszeit. Deshalb steht das Frühlingszeichen über der untersten Gruppe, der Gruppe des Krieges. Zu beiden Seiten sehen wir hier die Schiffe. Allein in der Mitte sehen wir den Zeitpunkt, der den Leuten der Bronzezeit wie auch denen der Wikingerzeit und denen der Sagazeit der bedeutungsvollste Augenblick des Streits zu sein schien, nämlich, wo die Berserker mit gehobenem Beil aufeinander los gehen. Einem Berserker ist das Bein abgehauen worden, sonst stehen sie zwei gegen zwei. Unter dem einen sehen wir einen Ring und in dem Ring die Reste eines Rads. Nun ist auf dieser Zeichnung das Radkreuz ohne Ring das Zeichen der beiden Sonnengötter, und da ja hier drei Götter mitspielen, erhalten wir durch einfache Subtraktionsrechnung das Ergebnis, daß der Ring ein Zeichen des Windgottes, ein Zeichen

Digitized by Google

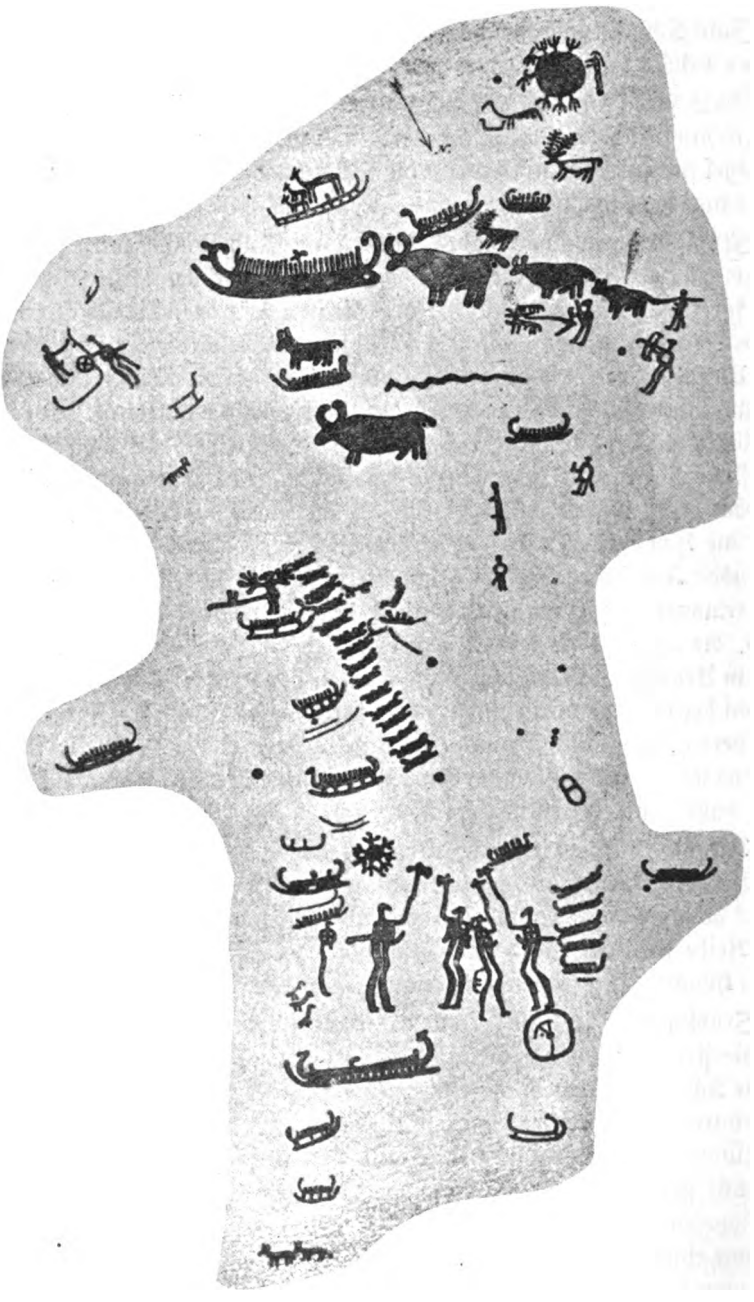


Abb. 27. Aſpeberget, Tegneby, Tanum. Vollbild.

Digitized by Google

Odins ist. Dies stimmt damit überein, daß wir beim Lisleby-Riesen (Abb. 15) einen Ring und ein Pferd fanden. Wenn das Rad wie hier und Abb. 4 von einem Ring umgeben ist, haben wir also das Zeichen der ganzen Dreiheit vor uns. Daß Pferd und Ring auch in viel späterer Zeit zusammen gehörten, darüber haben wir ein Zeugnis in der schönen, neulich gefundenen Bronzefibel von Hol, Inderöen im Drontheimsfjord (Abb. 28). Verlockend ist es, damit den Ring Odins, den Draupnir in Verbindung zu bringen. Doch ich habe das Gefühl, daß man bei diesen Deutungen den Einzelheiten der Mythologie eher ausweichen als sie aufsuchen soll.

Abb. 28. Hol, Inderöen. Bronzefibel aus der Völkerwanderungszeit.

Neben dem Berserker, dem das Bein abgehauen ist, sehen wir drei Vögel. Ich halte sie für Todesvögel, Raben. Auf einer anderen Felsenzeichnung sehen wir fünf Männer, dem mittelsten geht eine Stange durch den Hals. Unter diesen fünf Männern sehen wir fünf Vögel. Dies bedeutet gewiß eine Verwünschung; die fünf Männer sollen die Beute der Raben werden (Abb. 29). Und eine entsprechende Bedeutung haben sicherlich die drei Raben hier; ihnen sind unsere drei Gegner geweiht. Bekanntlich sind Odins Raben nicht ursprünglich Gedankenvögel, Hugin und Mundin, sie sind Todesvögel. Allein hier sehen wir sie auf einer Entwickelungsstufe, wo sie noch keine Verbindung mit Odin haben. Sie haben keine Berührung mit der Götterwelt. Sie gehören dem Volksglauben an wie die schützende Natter und haben ihren Platz wie diese innerhalb der Gruppe und nicht außerhalb. Vielleicht ist der eine Rabe wiederholt, so daß er den einen Berserker ins Bein beißt; indessen ist es vielleicht kein Vogel. G. Hallström teilt mir mit, daß er es für ein kleines Schiff hält. — Der Gott des Kampfes ist — wie wir wissen — auch der Gott der Fruchtbarkeit. Daher ist die Darstellung der zwei siegenden Kämpfer — der Unsrigen — auch mehr phallisch als die der Gegner, sie haben auch ihre Beile höher gehoben als diese. Dieser Teil der Felsenritzung scheint auf ein bestimmtes, tatsächliches Ereignis hinzudeuten. Während die Zeichnung sonst auf die Zukunft weist, steht dieser Teil in der Vergangenheit. Wahrscheinlich ist er später hinzugefügt worden; darauf

Digitized by Google

scheint zu deuten, daß der Stil, namentlich in der Menschendarstellung, ein anderer ist.

Wir haben hier ein Volk vor uns, das mit allem seinen Wirken und Treiben auf Land und auf See, mit seinem Drang große Tat zu üben, zu seinen

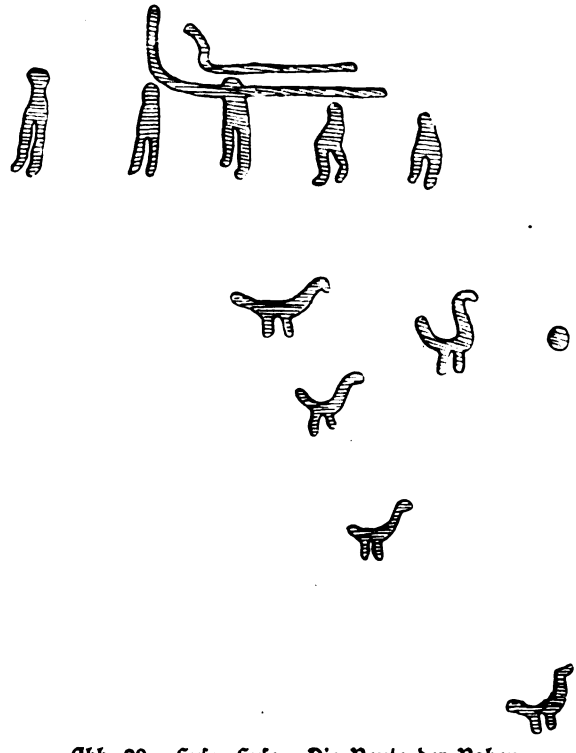


Abb. 29. Lyse, Lyse. Die Beute der Raben.

Göttern kommt. Damit erhält das Ganze von selbst eine poetische Macht. Es schlägt uns aus dieser rohen Felsenzeichnung der altgermanische Pulsschlag warm entgegen.

Nachtrag. Zu meinen zahlreichen in den Text verwobenen Umgestaltungen und Erweiterungen der Urschrift möchte ich noch zwei Kleinigkeiten nachtragen:

1. S. 162. Die ursprüngliche germanische Woche bestand aus 5 Tagen; diese Zahl entsprach der Zahl der frühest bekannten Planeten und auch der Tonzahl der ältesten Tonleiter. Später trat hier überall die Siebenzahl ein. Die gemeinschaftlichen 5 Zeichen der ältesten Stufe glaubt Oskar Fleischer bereits auf einer der neolithischen tönernen Handpauken aus der Prov. Sachsen nachweisen zu können (Memnon Bd. VII, 1 ff. 1913).

2. S. 170 f. Dreiheit der Götter zeigt sich auch in den drei Gestalten des Bildsteins aus der älterbronzezeitlichen Steinkammer von Anderlingen, Kr. Bremervörde, deren engen Zusammenhang mit den nordischen Felsenzeichnungen ich schon vor Jahren gezeigt habe: Korr. Blatt d. Gesamtver. d. Gesch. Vereine 1908. G. K.

Digitized by Google

III. Mitteilungen.

Die älteſten Spuren vom Menſchen am Schweizersbild.

Von Dr. Rudolf Häusler, Kaiwaka, North Auckland, New Zealand.

Da in letzter Zeit die Aufmerkſamkeit von neuem auf gewiſſe, mit den Ausgrabungen der vorgeſchichtlichen Station am Schweizersbild in Zuſammenhang ſtehende Fragen hingelenkt wurde, ſehe ich mich veranlaßt, hier in Kürze einen der fraglichen Punkte, das Alter der erſten Spuren vom Menſchen, worüber die Schweizersbildliteratur eine ganze Reihe ſich widerſprechender Angaben aufzuweiſen hat, etwas näher zu beſprechen.

Dieſe älteſten vom Daſein des Menſchen zeugenden Reſte, Feuerſteinwerkzeuge und Knochen der erlegten Jagdtiere, fanden ſich in der von mir urſprünglich als gelbe Lehmſchicht, von Herrn Dr. Nüeſch ſpäter als Diluvium, Schotterſchicht und Bachſchotter bezeichneten poſtglazialen Ablagerung und ſind zum erſten Male in meinen beiden, im Jahre 1891 im Schaffhauſer Intelligenzblatt und in der Zürcher Poſt erſchienenen Berichten über die erſte Periode der Ausgrabungen erwähnt. In Herrn Dr. Nüeſchs gleichzeitig im Schaffhauſer Tageblatt veröffentlichten Berichte ſind dieſe Funde nicht erwähnt worden, dagegen führt er ſie ſpäter (Nüeſch, Das Schweizersbild, eine Niederlaſſung aus paläolithiſcher und neolithiſcher Zeit: Denkſchriften der ſchweiz. naturforſchenden Geſellſchaft Bd. XXXV S. 232) im Kapitel über die Grabungen von 1891 an. Die Entdeckung derſelben wurde damals auch weiteren Kreiſen bekannt gemacht. So nennt u. a. R. Virchow in ſeinem Berichte über die Ausgrabungen und Funde beim Schweizersbild (Verhandl. der Berl. Geſ. f. Anthropologie, Ethn. u. Urg. 1892, S. 84) zerſchlagene Knochen von Rentieren und Feuerſteinmeſſer als Einſchlüſſe der gelben Lehmſchicht.

In Herrn Dr. Nüeſchs ſpäteren Berichten (Korreſpondenzblatt d. Deutſchen anthrop. Geſ. 1892, Nr. 12 und Archives des Sciences physiques et naturelles Bd. XXVIII) iſt dieſe Schicht ohne Einſchlüſſe angeführt und auch in ſeinem, im Jahre 1893 herausgegebenen Katalog der Fundgegenſtände ſind keine ſolchen aus derſelben verzeichnet. Anderswo (Das Schweizersbild .... S. 241) berichtet dagegen Herr Dr. Nüeſch, daß ſich in dieſer Schicht

Digitized by Google

Spuren von der Anwesenheit des Menschen „in Form von zersplitterten Knochen und einzelnen Feuersteinmesserchen" vorfanden. Etwas weiter unten (S. 299) behauptet er umgekehrt, daß diese Schicht keine solche enthalte, sondern daß erst in der nächsten Schicht, der unteren Nagetierschicht, „vom Dasein des Menschen zeugende Einschlüsse" aufgefunden wurden. In der zweiten Auflage desselben Werkes S. 19 bezeichnet Herr Dr. Nüesch die gelbe Lehmschicht ganz ausdrücklich als eine Ablagerung „ohne kulturgeschichtliche Einschlüsse."

In Herrn Dr. Nüeschs bereits oben genannten Berichten vom Jahre 1892 finden wir die erste Erwähnung von Spuren menschlicher Tätigkeit, nämlich „zerschlagene Knochen und Artefakte" in der unteren Nagetierschicht angeführt. Nur wenige Tage nach Verfassung eines dieser Berichte teilte Herr Dr. Nüesch einem die Fundstätte im Auftrag der französischen Regierung besuchenden Archäologen mit, daß diese Nagetierschicht „keine Spuren vom Menschen" enthalte (Boule, La Station Quaternaire du Schweizersbild et les Fouilles du Dr. Nüesch, S. 9). In seinem Katalog der Fundgegenstände sind aus derselben 43 Artefakte in Knochen und Horn und etwa 300 Artefakte aus Feuerstein, sowie aufgeschlagene Knochen usw. verzeichnet.

Nach einer Darstellung (Das Schweizersbild . . . . S. 261) fand sich 40 cm tief in der 50 cm mächtigen unteren Nagetierschicht, also im unteren Teile derselben, ein Feuerherd mit einer Aschenlage von 10 cm Dicke. Zwischen dieser und der nächstfolgenden Kulturschicht lag eine 30 cm mächtige Ablagerung, die nur aus vom Felsen abgewitterten Material bestand und keine zerschlagenen Knochen und Feuersteine enthielt. Etwas weiter unten, S. 299, teilt umgekehrt Herr Dr. Nüesch mit, daß sich die ersten vom Dasein des Menschen zeugenden Einschlüsse erst in der mittleren Lage der Schicht vorfanden. Auch an einer anderen Stelle (S. 242) spricht Herr Dr. Nüesch von der bereits erwähnten, von ihm als knochenleeren bezeichneten, 30 cm mächtigen Kalktrümmerschicht als einer „an Knochen armen Breccienschicht" und aus dem Vorhandensein dieser Knochen zieht er den Schluß, daß während der entsprechenden Periode „das Felsendach wohl vorübergehend von Menschen besucht" wurde.

Mit Bezug auf die tierischen Reste, die die ältesten Spuren des Menschen in der gelben Lehmschicht begleiten, mögen noch folgende Bemerkungen angeschlossen werden.

Im Kapitel über die Grabungen von 1891 gibt Herr Dr. Nüesch (Das Schweizersbild . . . . S. 232) an, daß in der gelben Lehmschicht „Knochen größerer Tiere, besonders vom Renntier, sowie Knochen von Vögeln, namentlich vom Schneehuhn und von kleinen Nagetieren, dem Halsbandlemming und anderen" beobachtet wurden. Nach einer Darstellung (S. 240) fanden sich Knochen „in einer Tiefe von über einem Meter unter der ältesten Kulturschicht", d. h. da die untere Nagetierschicht an der betreffenden Stelle nur 20 cm

Digitized by Google

mächtig war, mehr als 80 cm tief in der gelben Lehmschicht. In demselben Abschnitt berichtet Herr Dr. Nüesch über diese Schicht: „Die Schotterschicht ist sehr arm an Einschlüssen; doch konnten gegen die Felswand an der oberen Grenze desselben, einzelne Knochen von kleinen Nagetieren, Vögeln und Fischen erkannt werden". Etwas weiter unten finden wir, daß diese Knochen „in Häufchen beisammen" lagen, und im folgenden Kapitel, S. 241, daß die gelbe Lehmschicht in ihren obersten Partien „einzelne kleine Nagetierknochen" führte. In der zweiten Auflage desselben Werkes (S. 19) hebt Herr Dr. Nüesch mit Fettschrift hervor, daß diese Schicht „keine tierischen Überreste" enthalte. Auch die Sachgelehrten, die sich mit der Schweizersbild-Fauna befaßten, sprechen nach Herrn Dr. Nüeschs Angaben von dieser Ablagerung als einer Schicht „ohne Reste". In Herrn Dr. Nüeschs Katalog der Fundgegenstände sind ebenfalls keine tierischen Reste aus der gelben Lehmschicht verzeichnet.

Der wahre Sachverhalt betreffend die Einschlüsse der beiden ältesten Schichten am Schweizersbild ist, in aller Kürze dargestellt, folgender:

In der untersten Schicht, der gelben Lehmschicht, fanden sich bis in eine Tiefe von etwa 80 cm vereinzelt Feuersteinwerkzeuge und Knochen der vom Menschen erlegten Jagdtiere neben den Resten der von Raubvögeln zugetragenen Beute, namentlich kleinen Nagetieren. Wie ich in meinem ersten Berichte ausdrücklich betonte, nahmen solche Einschlüsse nach unten an Zahl rasch ab. Die im Jahre 1891 und auch im folgenden Jahre in dieser Schicht gesammelten Gegenstände wurden in der, im großen Rüdensaal in Schaffhausen nach Alter geordneten, auf 27 Tischen ausgebreiteten Sammlung als älteste Funde am unteren Ende des ersten Tisches mit Proben von Schichtenmaterial unter der Etikette „Gelbe Lehmschicht" aufgestellt. In der folgenden Schicht, der unteren Nagetierschicht, fanden sich die mannigfaltigen Zeugen von der Gegenwart des Menschen in allen Lagen, am häufigsten in der unteren Partie. Auch die Reste von kleinen Wirbeltieren, die aus den Gewölben der auf dem überhängenden Felsen ihr Verdauungsgeschäft besorgenden Raubvögeln herstammen, wurden in allen Lagen der Schicht beobachtet. Besonders häufig waren sie in der oberen Partie derselben. Die Funde aus der unteren Nagetierschicht wurden im Rüdensaal mit Schichtenmaterial unter der Etikette „Nagetierschicht" unmittelbar neben den Funden aus der gelben Lehmschicht aufgestellt.

Einige weitere, die Ausgrabungen, die Schichtenfolge und die Einschlüsse der übrigen Schichten betreffende Fragen, über welche die Schweizersbildliteratur ebenfalls ganz unzuverlässige Angaben enthält, sollen bei nächster Gelegenheit in Kürze behandelt werden.

Digitized by Google

Nachtrag über Fibelformen der Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg und in der Provinz Sachsen.

Von R. Stimming, prakt. Arzt, Großwusterwitz, Bez. Magdeburg.

Mit 13 Textabbildungen in natürlicher Größe.

Zur Ergänzung der von Herrn Professor Beltz-Schwerin verfaßten Zusammenstellung der Latènefibeln nebst Typenkarte in der Zeitschrift für Ethnologie 1911 (Seite 664—817) füge ich die in der Sammlung Stimming enthaltenen bronze- und eisenzeitlichen Fibeln (mit Ausschluß der römischen Kaiserzeit), welche von meinem Vater und mir in der Mark Brandenburg und in der Provinz Sachsen gefunden worden sind, in nachstehender Beschreibung und Zeichnung hinzu.

1. Bronzezeitliche Fibeln:

Eine Spiralplattenfibel (III, 5 nach Beltz) aus Bronze mit gewundenem Bügel und Kreuzbalkennadelkopf (32 cm lang, Plattenbreite 7 cm) wurde als

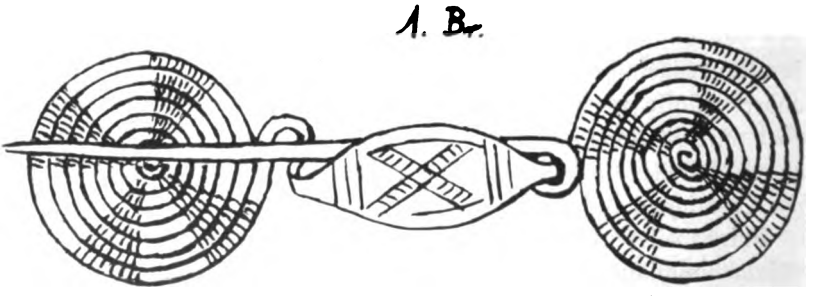


Abb. 1.

Einzelfund bei Roskow (Kr. Westhavelland) beim Ziegelerdebaggern 1909 gefunden. Eine Spiralplattenfibel (Abb. 1) mit spitzovalem Bügel (V, 12 nach Beltz) aus Bronze (10,4 cm lang, Plattenbreite 3,2 cm) stammt aus einer

Digitized by Google

doppelkegelförmigen, großen Urne nebst gerauhtem Verschlußdeckel, von großen Steinplatten umgeben, aus einem Hügelgrabe in Cade (Kr. Jerichow II) vom Jahre 1906. Der Nadelkopf ist durch eine einmalige Umdrehung des oberen Nadelendes gebildet, die ovale Bügelscheibe zeigt ein von drei senkrechten Strichen und zwei Bogen eingefaßtes, schräggestelltes, schraffiertes

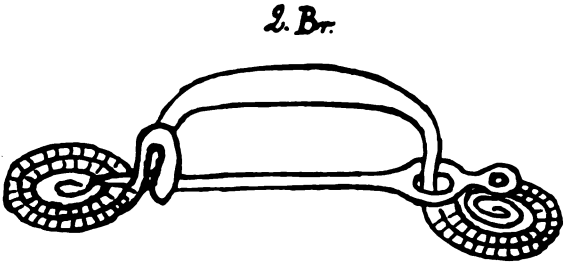


Abb. 2.

Kreuz, die Vorderseite beider Platten trägt eine in der Form eines eisernen Kreuzes gestellte Querstrichelung. Zwei ähnliche, nur kleinere Spiralplattenfibeln (7,8 cm lang) sind von Neuendorf (Kr. Westhavelland) (Voß und Stimming II, 4, 6d u. 6g), aus der Brandasche eines bronzezeitlichen Steingrabes (Flachgrab) zusammen mit einer Haupturne und sieben Beigefäßen.

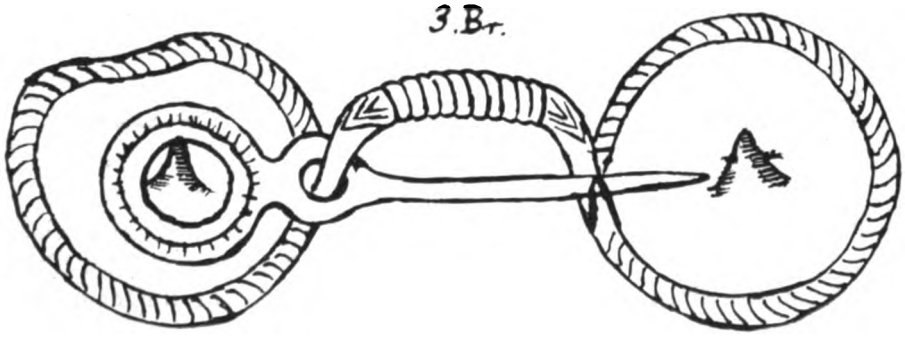


Abb. 3.

Spiralplattenfibeln aus Bronze mit rhombischem, verschieden verzierten Bügel (V, 14 nach Beltz) fanden sich 1880 auf dem Flachgräberfeld von Radewege (Kr. Westhavelland) auf dem „schwarzen Berg" in einer hohen, gerauhten Urne mit glatter Verschlußschüssel (Voß und Stimming II, 1) in drei Exemplaren (8,5 resp. 10 cm lang), ein viertes stammt vom Holzberg bei Rietz (Kr. Zauch-Belzig), 1887 in einer doppelkegelförmigen Urne zusammen mit einem dünnen, gewundenen Halsring von Bronze gefunden.

Digitized by Google

Ein fünftes zerbrochenes Stück rührt vom Moſesberg bei Butzow (Kr. Weſthavelland) aus einer zerbrochenen, doppelkegelförmigen Urne her; beide Fundorte waren Flachgräber.

Eine nordiſche Bogenbügelfibel (VI, 15 nach Beltz) aus Bronze (Abb. 2), 7,5 cm lang, wurde auf dem bereits erwähnten Gräberfeld von Cade (1906) in einer hohen, glatten, weitbauchigen Urne mit ſteilem, zylindriſchem Halſe erbeutet.

Eine flache Plattenfibel (VII, 17 nach Beltz) aus Bronze Abb. 3 (12 cm lang, Plattenbreite 4,2 cm) fand mein Vater 1903 auf dem Moſesberg bei Butzow (Kr. Weſthavelland) auf einem Flachgräberfeld; die Knochenaſche

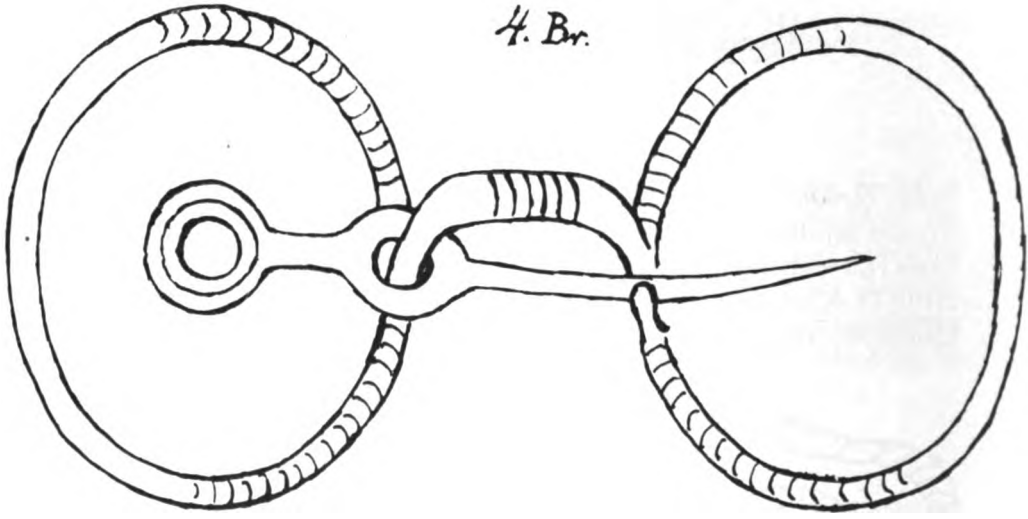


Abb. 4.

war zuſammen mit der Fibel und einer kleinen, einhenkligen Taſſe in einer 1 m im □ haltenden Steinpackung beigeſetzt; jede Platte trägt auf der Mitte der Schauſeite einen ſpitzen Tutulus, welcher zugleich zur Aufnahme des durchlochten Nadelkopfes dient; der Bügel iſt mit 11 Einkerbungen ausgeſtattet, die Platten ſind von einem erhabenen, ſchräg geſtrichelten Rande eingefaßt.

Als letzte iſt eine gewölbte Plattenfibel (VIII, 18 nach Beltz) aus Bronze Abb. 4 vom Brandenburger Stadtfelde (13,5 cm lang, Plattenbreite 6,5 cm) aus einer doppelkegelförmigen Urne (Flachgräberfeld) zu erwähnen, welche mit einem napfförmigen Deckel verſchloſſen war, daneben lag ein röhrenförmiger Spiraldrahtfingerring. Der Bügel trägt ſechs Querſtriche in der Mitte, während die Platten mit einem erhabenen, bis zur Hälfte quer geſtrichelten, ſchmalen Rande (Nachahmung des urſprünglichen Spiralringes) umgeben ſind.

Digitized by Google

2. Eisenzeitliche Fibeln:

a) Frühlatènefibeln (14, S. 677 nach Beltz) mit freistehendem, zum Bügel zurückgebogenem Schlußstück, aus einem Stück gearbeitet entstammen den eisenzeitlichen Flachgräbern von Ragösen, Rietz, beide im Kr. Zauch-Belzig gelegen, von Butzow (Kr. Westhavelland) und Großwusterwitz (Kr. Jerichow II): vergleiche Doß und Stimming, Abt. IV.

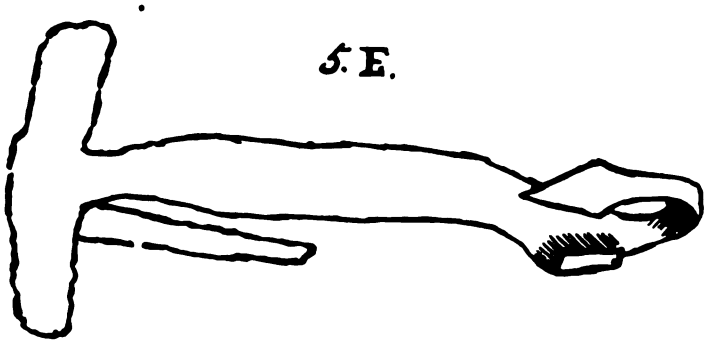


Abb. 5.

Hierher gehört die 9,5 cm lange, eiserne Gewandnadel Abb. 5 von Mötzow (Kr. Westhavelland) aus einer glatten, schlanken Urne mit einem Bande von Fingernageleindrücken am Halse zusammen mit einem eisernen Gürtelhaken, einer eisernen Nadel mit kleiner Bronzezierscheibe, einer kleinen eisernen

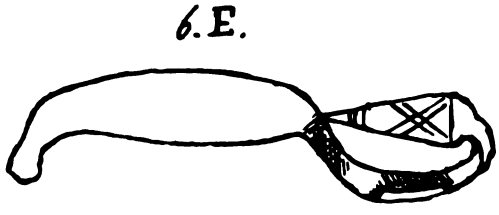


Abb. 6.

Kette, einer blauen Glasperle und zwei Segelohrringen aus Bronze. Der freistehende, zurückgebogene Fußteil läuft in eine rhombische Platte aus. Ein ähnliches Exemplar von Eisen Abb. 6 mit lanzettförmiger, verzierter Fußplatte (6,5 cm lang) fand sich in Klein-Kreuz (Kruseberg) 1886 in einer gerauhten Urne zusammen mit einer eisernen Nadel und einem Gürtelhaken. Demselben Gräberfelde gehört eine zierliche Bronzefibel (5,2 cm lang) von derselben Form an; dieselbe lag in einer schlanken, gerauhten Urne mit dreimal je zwei, nebeneinander stehenden Ansätzen an der Halsgrenze neben einer eisernen Nadel, fünf Segelohrringen aus Bronze mit zwei Perlen und einem sechs-

Digitized by Google

spiraligen Bronzebrustschmuck mit rückwärts gebogener Befestigungsnadel von Eisen (ähnlich Voß und Stimming IV a 5, 3f).

Mit lindenblattförmiger, horizontalgestellter Fußplatte treten die beiden eisernen Fibeln Abb. 7 (6,5 cm lang) von Gollwitz (Kr. Jerichow II) auf, 1899 von mir in einer einhenkligen, flachen Urne mit Deckschüssel zusammen mit einem eisernen Gürtelhaken, einer eisernen Nadel, einem ungestielten, halb-

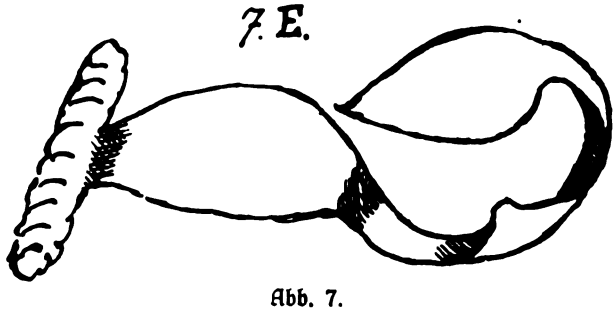


Abb. 7.

mondförmigen Messer, einem Gürtelschloß von Eisen und einer Sförmig gebogenen Bronzenadel gefunden.

Vereinzelt steht da die mit vier weißlichen Korallenperlen geschmückte. zierliche Bronzefibel Abb. 8 von Ziesar (Galgenberg) mit kugelförmigem Schlußstück, welches in eine mit einer Korallenperle verzierte Verjüngung

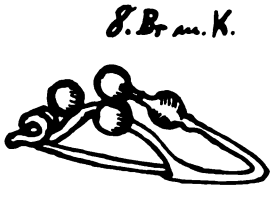


Abb. 8.

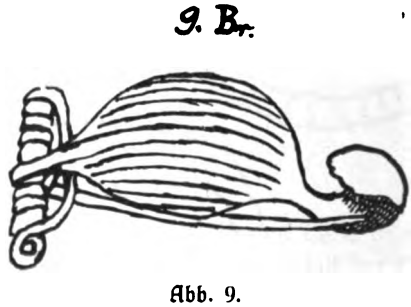


Abb. 9.

ausläuft; den Bügelrücken schmückt eine, die Seiten je eine Perle aus demselben Material, mithin ist die Perlenanordnung diejenige eines vierblättrigen Kleeblatts.

Zu den Fibeln mit Fußzier zählen folgende drei Bronzefibeln. Die erste Abb. 9 aus einem Stück gearbeitete gehört dem eisenzeitlichen Flachgräberfeld von Schermen b. Burg (Kr. Jerichow I) an. Dieselbe wurde 1899 zusammen mit einem eisernen Gürtelhaken, einer eisernen Nadel mit massivem, doppelkegelförmigen Bronzekopf, einer kleinen Bronzescheibe und einem mit Sparrenornament verzierten einhenkligen Beigefäß in einer großen, weitbauchigen,

Digitized by Google

gerauhten Urne mit sechsmal je zwei, nebeneinander stehenden Ansätzen am Halse gefunden. Die Fibel besteht aus dünnem Bronzeblech, der obere Bügel ist gewölbt und mit Längsstrichen verziert, der defekte Fußteil ist nach rückwärts umgeschlagen, die Sehne liegt unter dem Bügel.

Bei den beiden andern Fibeln ist die Verzierung des Schlußstückes aufgenietet, die eine (Abb. 10) von dem eben erwähnten Gräberfelde von Schermen (3,8 cm lang) gleicht XVIII, 42 (nach Beltz), nur ist der Bügel stärker und mit drei senkrechten Furchen versehen; dieselbe lag in einer weitbauchigen bis zur Bauchmitte gerauhten Urne. In ihrer Gesellschaft fanden sich drei Fingerringe aus Bronzeblech, ein schmaler Bronzehalsring mit Schrägstrichverzierung, ein eiserner Ring und zwei kleine Beigefäße aus Ton.

Das dritte Exemplar Abb. 11 (4 cm lang) von Glienecke (Kr. Jerichow I) lag in einer gerauhten Eisenzeiturne und weist eine hutartige Verzierung am

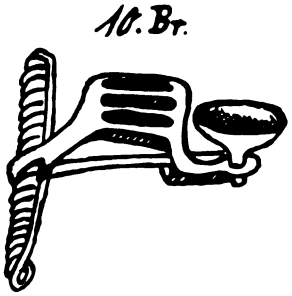


Abb. 10.

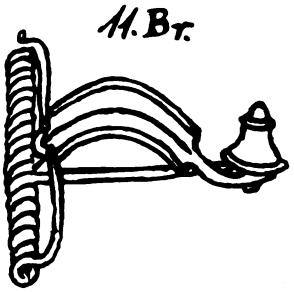


Abb. 11.

Fußteil auf, eine ebensolche Gewandnadel von Eisen (3 cm lang) fand sich 1887 in Klein-Kreuz (Kruseberg) in einer mit Sparrenornament und Punktverzierung ausgestatteten Urne zusammen mit einem Bronzesiegelohrring.

b) Mittellatènefibeln (41, Seite 683 und 45, Seite 684 nach Beltz) mit zurückgeschlagenem, am Bügel befestigtem Schlußstück; der Bügel ist meist flach, drahtförmig, die Befestigung des Schlußteils geschieht häufig durch eine Klammer, einen Wulst oder durch eine kuglige Anschwellung, zuweilen kommen außer dieser kugligen Fußteilendigung noch ein oder zwei aufgeschobene Kugeln hinzu, hin und wieder durch platte Bronzescheiben ersetzt [Möser (Kr. Jerichow II) am Stadtwege, Büknitz (Kr. Jerichow I)]. Auffallend ist das häufige Vorkommen von eisernen Exemplaren; aus Bronze fanden sich nur je ein Exemplar mit zwei oder drei kugligen Verzierungen in Butzow (Mosesberg), Rosenthal und Großwusterwitz (beide im Kreise Jerichow II). Zahlreiche eiserne Gewandnadeln zeigten sich in Derwitz, Ragösen, Grebs, Bochow, Krielow (Kr. Zauch-Belzig), Fohrde I, Butzow (Mosesberg, Kr. Westhavelland), Böke, Büknitz, Glienecke (Kr. Jerichow I), Möser (Kr. Jerichow II).

Digitized by Google

Hierher gehört die eiserne Fibel Abb. 12 von Büknitz 1896, deren Bügel aus vier zusammenhängenden, wirbelknochenähnlichen Bronzeverzierungen gebildet ist; dieselbe lag in einer mit einhenkliger Deckschüssel verschlossenen, gestrichelten Eisenzeiturne, zwei ähnliche Stücke stammen von Glienecke (Kr. Jerichow I). Hochgewölbte Bronzedrahtfibeln (50 Seite 685 nach Beltz) mit eingeknicktem Bügel und nach dem Bügelhalse vorgerücktem Schlußstück kamen nur in Derwitz und Krielow (beide Kr. Zauch-Belzig) vor, vergleiche

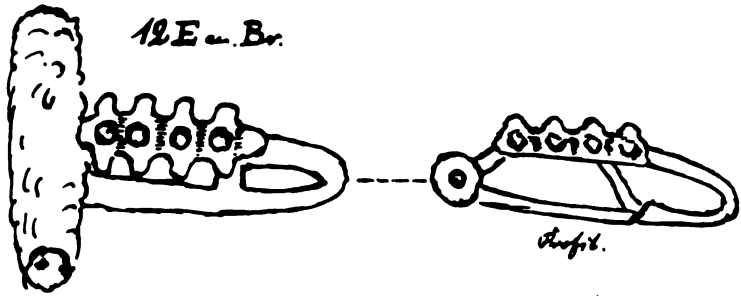


Abb. 12.

Voß und Stimming (IVb, 17a und b, IVa 1, 1d). Dieselben scheinen mir die jüngsten zu sein.

c) Spätlatènefibeln. Eiserne Gewandnadeln mit knieförmig gebogenem, drahtförmigen Bügel (54, Seite 688 nach Beltz) finden sich in Grebs, Möser und Glienecke.

Fibeln mit kleinem Wulst an der alten Verbindungsstelle vom Bügel und Schlußstück (58, Seite 689 nach Beltz) habe ich nur in Gefäßen der früh-

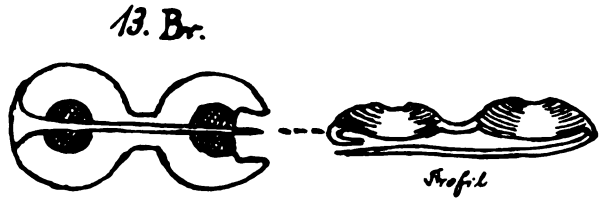


Abb. 13.

römischen Kaiserzeit (Kl. Kreuz, Hohenferchesar und Großwusterwitz) gefunden.

Kräftige, gegossene Fibeln von Bronze mit nach der Bügelmitte umgeschlagenen Fuß (62, Seite 690 nach Beltz), welche der jüngsten Eisenzeitperiode entstammen, treten in Kl. Kreuz (Kruseberg) 1887 auf (in zwei Exemplaren), ein drittes Stück fand sich 1912 in Glienecke (Kr. Jerichow I).

Schließen will ich meine Aufzählung nicht ohne einer Bronzefibel von seltener Form Abb. 13 von dem Flachgräberfelde von Mötzow, welche 1899 in

Digitized by Google

einer einhenkligen mit Deckel versehenen Urne mit Sparrenornament und Punktverzierung gefunden ist, gedacht zu haben. Die Gewandnadel ist 3,7 cm lang und besteht aus zwei runden, halbhohl getriebenen, untereinander durch einen Querstreifen verbundenen Platten mit flacher kreisförmiger Vertiefung (Delle) in der Mitte, die eine Platte läuft ohne Spiralbildung in die spitze Nadel aus, während die andere den unregelmäßig rechteckigen Nadelhalter trägt. In der Gesellschaft dieser Fibel fanden sich ein Segelohrring mit hellgrüner Perle, vier Bronzeösen (vierlöcherig), ein Bronzering (1,9 cm Durchmesser), eine 15,5 cm lange Bronzenadel mit Scheibe, ein eiserner Gürtelhaken und ein mit zwei kleineren Gliedern versehener eiserner Ring (4,5 cm Durchmesser).

Digitized by Google

Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus dem hannoverschen Wendlande.

Von Hugo Mente, stud. archaeol., Lüchow und Gustaf Kossinna.

Mit 26 Abbildungen, davon 3 auf Tafel IX.

Im September des Jahres 1911 wurde etwa 500 m südwestlich von Tüschau, Kr. Lüchow, auf der Kreiweitz-Koppel[1]) des Anbauers Seeberg-Schultz (von der Südwestecke auf der Grenze 11 m nach Norden, von da 2 m nach Osten) oben am Südabhange einer Höhe von dem Besitzer ein Tongefäß mit folgenden Bronzegegenständen gefunden: 19 Platten (oder Knöpfe) verschiedener Größe mit Ösen, zwei Sicheln, ein Tüllenmeißel, zwei Paar Armringe, eine Fibel und ein Halskragen. Die Platten lagen oben. Das Gefäß stand gleich unter dem Mutterboden, der etwa 40 cm tief ist, in reinem Kies. Es wurde zerstört. Bis jetzt konnte noch nichts von ihm wiedergefunden werden. Nach der Aussage des Finders soll es etwas ausgebuchtet gewesen sein. Die Bronzesachen wurden durch Herrn Pastor Börns-Crummasel für das Museum des Wendländischen Altertumsvereins zu Lüchow gekauft.

Die Platten und Knöpfe[2]).

Zwei große Platten.

Abb. 1. Durchmesser 8,2—8,45 cm. Höhe 1,3 cm. Durchmesser des Buckels 0,6 cm. Um den Buckel starke Vertiefung, weitere schwache, konzentrische Vertiefungen auf der Platte. Es ist das scheinbar durch einen Druck von oben hervorgerufen, tatsächlich aber wohl auf einen Gußfehler zurückzuführen, wenigstens die Vertiefung am Buckel.

[1]) Krummes Stück. Vgl. Kühnel, Zeitschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen 1901, S. 210: Kreiweitzen.

[2]) Die Scheidung in Platten und Knöpfe geschieht einer besseren Übersicht wegen.

Digitized by Google

Abb. 2. Größter Durchmesser 9,7 cm. Höhe 1,1 cm. Durchmesser des Buckels 1,1 cm. Trotz des größeren Durchmessers ist die Form noch flacher

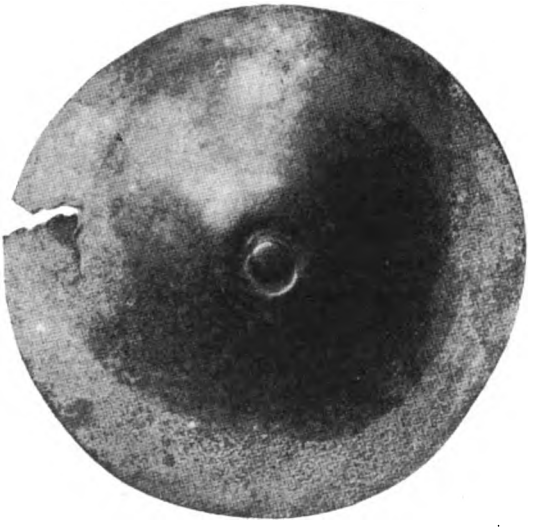


Abb. 1. 3/4.

Abb. 2. 3/4.

als bei Abb. 1. Der Durchmesser des Buckels ist etwas größer und dem von Buckel und Vertiefung bei Abb. 1 gleich. Die Platte hat einen 0,3—0,35 cm breiten, umgebogenen Rand. Scheinbar ist man mit der Bearbeitung noch

Digitized by Google

nicht fertig gewesen, da die Platte an einer Seite 5 cm lang beschnitten ist. Würde man die Platte ganz in derselben Entfernung weiter beschnitten haben, so würde sie kleiner geworden sein als Abb. 1, sie wäre dagegen gleich groß, wenn nur der Rand fortfiele.

Zwei verzierte Platten.

Beide passen genau aufeinander.

Abb. 3. Durchmesser 7,2—7,5 cm. Höhe 0,65 cm. Die Verzierung besteht in drei eingeschlagenen, je von zwei Punktlinien und zwei von diesen eingeschlossenen Strichlinien gebildeten Bogen, von denen zwei gleich groß sind, während der dritte etwas kleiner ist. Sie sind, die offene Seite nach außen, so zusammengestellt, daß sie sich nicht ganz berühren und die Form eines gleichschenkligen Dreiecks erscheinen lassen. Ein anderer Gegenstand des Fundes, wahrscheinlich eine der großen Platten, hat auf der Oberseite fest aufgelegen und in der Patina einen Abdruck hinterlassen.

Abb. 4. Durchmesser 7,2—7,4 cm. Höhe 0,65 cm. Die Art der Verzierung ist dieselbe wie bei Abb. 3. Aber hier vier Bogen, zwei kleinere mit zwei Strichlinien und zwei diese einschließenden Punktlinien, zwei größere mit drei Strichlinien und zwei einschließenden Punktlinien, rechteckartig zusammengestellt.

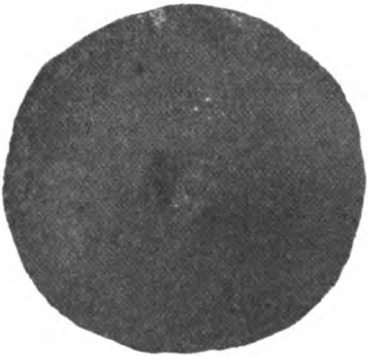


Abb. 5. 3/4.

Großer Knopf mit auf der Unterseite eingeschlagenen Punktkreisen.

Abb. 5. Durchmesser 6—6,35 cm. Durchmesser des inneren eingeschlagenen Kreises 5,3—5,5 cm. Höhe 0,7 cm. Der Rand ist abgeschnitten, nachdem man auf der Unterseite einen Punktkreis geschlagen hatte. Der Schnitt verläuft größtenteils am äußeren Rande der Punkte — genauer wäre: Vertiefungen, die durch Schlag bzw. Druck mittels eines spitzen Gegenstandes hervorgerufen sind — so daß diese fast alle noch ganz geblieben sind. Die Kreise sind nicht als Verzierungen aufzufassen, da auf der Oberseite des Knopfes fast nichts davon zu sehen ist.

Knopf mit von innen herausgeschlagener Fläche.

Abb. 6. Durchmesser 6—6,4 cm. Höhe 1,4 cm. Auf der Unterseite sind eine Menge Schlagspuren zu erkennen, die strudelartig nach der Mitte hin zusammenzulaufen scheinen. Durch diese Schläge hat der Knopf wohl

Digitized by Google

erst die jetzige Form, die eines abgestumpften Kegels, erhalten (**Abb. 6a**). Am Rande der herausgetriebenen Fläche, wo die Schläge am stärksten sein mußten, ist ein Riß entstanden.

Mittelgroßer Knopf.

Abb. 7. Durchmesser 4,9—5,4 cm. Höhe 0,5 cm. Sehr flach, so daß die Öse über den Rand hervorsteht, während das bei den übrigen Platten und Knöpfen nicht der Fall ist. Teilweise ist ein mitgegossener, sich umbiegender Rand erhalten, der wohl noch abgeschnitten werden sollte.

Abb. 6a. 1/2.

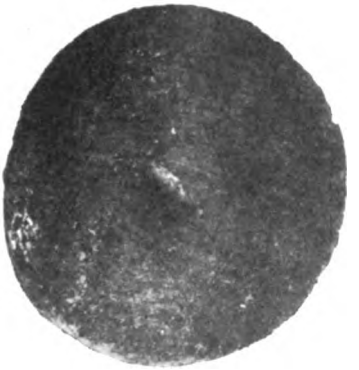


Abb. 6. 3/4.

Abb. 7. 3/4.

Zwei kegelförmige Knöpfe mit Buckel.

Abb. 8. 3/4.

Abb. 8a. 1/1.

1. **Abb. 8 und 8a.** Durchmesser 3,25—3,4 cm. Höhe 0,8 cm.

2. Beschädigt. Durchmesser 3—3,2 cm. Höhe 0,8 cm. Die Öse schließt nicht. Das ist scheinbar eher auf einen Gußfehler als auf Abnutzung zurückzuführen.

Digitized by Google

Zehn kleine Knöpfe.

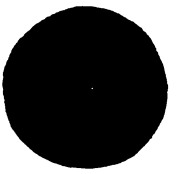


Abb. 9. 3/4.

Abb. 9a. 3/4.

Abb. 10. 1/1.

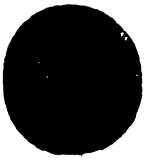


Abb. 11. 3/4.

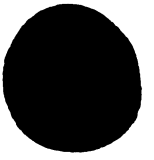


Abb. 12. 3/4.

Alle mit umgebogenem Rand außer 10.

1.	**Abb. 9 u. 9a**	Durchm.	2,8	Höhe 0,35
2.		„	2,75—2,8	„ 0,3
3.		„	2,7 —2,8	„ 0,3
4.		„	2,7 —2,75	„ 0,3
5.		„	2,65—2,7	„ 0,3
6.		„	2,5 —2,6	„ 0,3
7.		„ (größter)	2,75	„ 0,25 beschädigt
8.	**Abb. 10**	„	2,4 —2,7	„ 0,3 beschädigt. Auf der Unterseite Gußnähte.
9.	**Abb. 11**	Durchm.	2,4—2,6	Höhe 0,2
10.	**Abb. 12**	„	2,5—2,6	„ 0,2 Rand abgeschnitten.

Zwei Sicheln.

Abb. 13. 2/3.

Digitized by Google

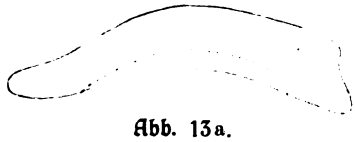


Abb. 13a.

Die Sicheln sind für die rechte Hand eingerichtet. Die Schneiden sind abgenutzt und auf der Rückseite geschärft. (**Abb. 13a** und **14a.**) Der Rücken hat eine dachförmige Verdickung, die am Griffende in einem Zapfen endet.

Abb. 14. 2/3.

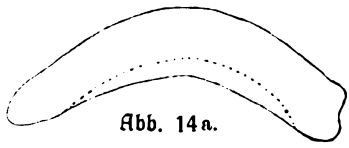


Abb. 14a.

Abb. 13. Länge 13,2 cm. Klingenende etwas nach oben geschwungen. Die Klinge hat eine nur eben angedeutete Längsrippe, die bis an den Rand des Griffendes geht. Das Griffende läuft zungenförmig aus.

Abb. 14. Länge 12,7 cm. Die Längsrippe neben der dachförmigen Verdickung des Rückens ist stärker als bei Abb. 13 und läuft nicht bis zum Rande des Griffendes, sondern wird durch drei kleine Querrippen („Gußmarken") unterbrochen.

Abb. 15. 3/4.

Tüllenmeißel.

Abb. 15. 8,6 cm lang. Verdickter Rand, seitwärts Gußnähte.

Vier Armringe.

Länge (außen auf dem Grat gemessen).

1. **Abb. 16.** 20,4 cm
2. 20,8 cm
3. **Abb. 17.** 20,7 cm
4. 20,7 cm

Digitized by Google

Abb. 16. 1/1.

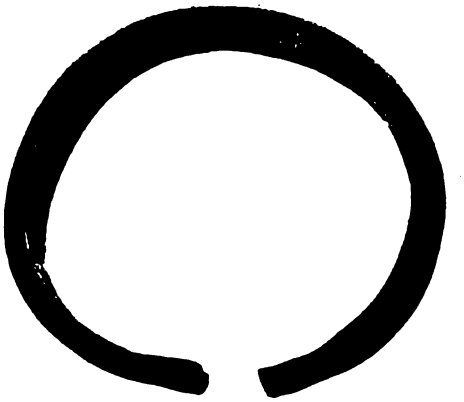


Abb. 17. 1/1.

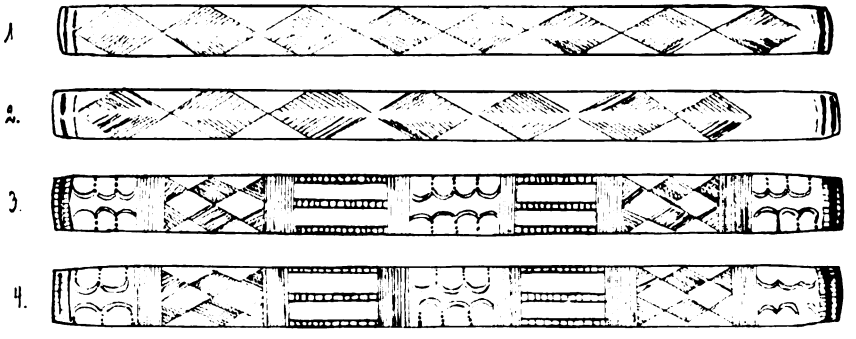


Abb. 18. 1/2.

Der Querschnitt ist fast winkelförmig und zeigt einen nicht sehr scharfen Grat (Abb. 18a).

Abb. 18a. 1/1.

Die Enden haben zum Teil grobe Bruchflächen. Die Ornamentierung (**Abb. 18**) ist hier und da unvollständig, wiederholt ist man mit dem Raum nicht ganz ausgekommen. 1 und 2 haben nur Strichverzierung, 3 und 4 auch Bogenverzierung.

Fibel.

Abb. 19. Länge 13,6 cm. Die Platten sind oval und etwas gewölbt. Die schnurartige Randverzierung ist mit ihnen zusammen gegossen und bildet einen geschlossenen Kreis. Der Bügel hat an den Umbiegungsstellen eine wulstförmige Verdickung, verbunden mit Einschnürungen; der Querschnitt ist ähnlich wie bei den Armringen. Verziert ist der Bügel durch zwei auf der Spitze stehende fünflinige Quadrate. Die Nadel hat einen der Form der Platte sich anpassenden, ovalen Kopf mit schnurartiger Verzierung des Randes; der Hals zeigt fünf Wulste.

Digitized by Google

Halskragen.

Abb. 20. Der Halskragen hat als Verzierung fünf Rippen, von denen zwei als Rand ganz herumlaufen und die übrigen drei auf der Fläche des Kragens in gleichmäßigen Abständen so verteilt sind, daß sie an den beiden Enden eine Fläche leer lassen. Die Rippen sind in Abschnitten senkrecht gekerbt. Bei der ersten, dritten und fünften und entsprechend bei der zweiten und vierten Rippe liegen die gekerbten Abschnitte untereinander. An jedem Ende, nahe am Rande, befindet sich ein dreieckiges Loch.

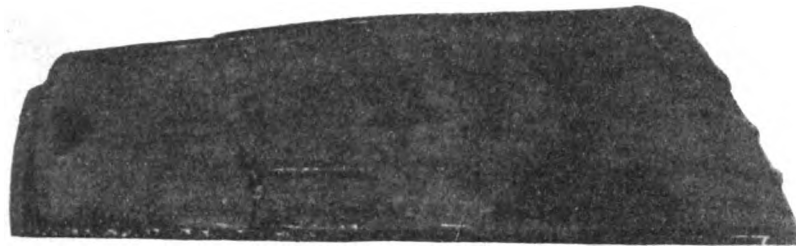


Abb. 20. 1/1.

Über das Alter des Fundes geben uns die einzelnen Gegenstände leicht Aufschluß. Die Sicheln gehören dem von Hubert Schmidt[1]) aufgestellten westeuropäischen Typus II β an, Sicheln mit kurzem Griffende und einfachem, kegelförmigem Knopf in der rechten Ecke des Griffendes. Es ist die „am meisten verbreitete Form" der „Knopfsichel", die im nördlichen Europa die alleinherrschende ist und in der Zeit von 1500 bis 500 v. Chr. vorkommt. Bestimmteres sagen uns die Armringe, deren Form und Verzierung für die Periode IV der Bronzezeit charakteristisch sind. Ähnlich in dem Moorfund von Redentin[2]) in Mecklenburg. Die Brillenfibel hat große Ähnlichkeit mit der Oldenburger Fibel von Rethwisch[3]) und ist gleich dieser eine Zwischenform zwischen den Fibeln 201 und 202 bei Montelius[4]) und deshalb der jüngeren Hälfte der Periode IV zuzurechnen. Ebenso lassen sich auch die andern Stücke des Fundes in diese Zeit, etwa das elfte vorchristliche Jahrhundert, einreihen.

Die Platten und Knöpfe sind als Schmuck des Pferdegeschirrs anzusehen. Sehr häufig ist in andern Funden die Zwölfzahl der Knöpfe. Ähnliche

[1]) Hubert Schmidt, Der Bronzesichelfund von Oberthau bei Merseburg. Zeitschr. f. Ethnologie 1904, S. 416ff.

[2]) Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. S. 237, Abb. 1 und Taf. 40, Abb. 64.

[3]) Martin, Ein Depotfund der jüngeren Bronzezeit aus Oldenburg. Mannus Bd. IV, S. 221.

[4]) O. Montelius, Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa. I. Die Methode. Stockholm 1903. S. 56 u. 57.

Digitized by Google

Knöpfe fanden sich in dem Funde von dem nicht weit von Tüschau entfernten Kl. Hesebeck[1]), Kr. Ülzen, der auch das Bruchstück einer ähnlichen Plattenfibel enthielt und deshalb in dieselbe Zeit zu setzen ist.

Auf derselben Koppel ist nach der Aussage des Besitzers früher schon weiter nach Tüschau zu am N.-O.-Abhange der Höhe von der N.-O.-Ecke 50 Schritte auf der Grenze am Wege nach Süden, von da 35—40 Schritte nach Westen eine etwa 3 m lange, 2 m breite und über 1 m hohe, von Osten nach Westen gerichtete Steinpackung gefunden. Die Steine waren fast würfelförmig, ungefähr 40 cm stark, so daß 2 bis 4 übereinanderlagen, bildeten oben eine ebene Fläche und waren stark angebrannt. Dabei fanden sich Knochen, Scherben und viel schwarze Erde. Es ist jetzt noch eine muldenartige Vertiefung an der Stelle zu erkennen. Außerdem sind noch „schwarze Stellen" (Herdgruben oder Ähnliches) auf der Koppel bemerkt.

Nachtrag. Auf Bitte des Verfassers gebe ich anhangsweise eine Behandlung der mit Längsrippen versehenen Halskragen der Periode IV, die, wie der Tüschauer, durchweg in die zweite Hälfte oder den Schluß dieser Periode fallen (IV b).

Durch die in annähernd gleichen Abständen vorgenommene Verteilung ihrer 6, 5 oder 4 Längsrippen haben diese Halskragen der Periode IV eine größere Ähnlichkeit mit der Urgestalt des Typus aus Periode II, die stets eine große Anzahl, überwiegend 9, ziemlich enggestellte Längsrippen aufweist, als mit der weiter entwickelten Gestalt, wie sie die zeitlich näher stehende Periode III zeigt. Denn bei den Halskragen der Periode III beträgt die Zahl der Rippen zwar meist auch 6, wie in Periode IV, sie sind aber derart verteilt, daß je 2 zu einem Paare zusammenschießen und diese 3 Paare sich an Oberrand, Mitte und Unterrand befinden. Die beiden breiten Felder zwischen den Randrippen und den Mittelrippen sind dann reich mit Spiralen oder konzentrischen Kreisgruppen bedeckt. Von diesem Typus der Periode III erscheint in Periode IV nur noch ein verspäteter Ableger und zwar in dem reichen Moorfunde von Oldesloe in Holstein (Mestorf, Atlas Abb. 275), siebenrippig, da in der Mitte 3 Rippen sich befinden. Mitgefunden und zeitbestimmend sind hier 4 Fibeln von der Art der Tüschauer, ein großer Brustschmuck aus 4 breiten, übereinander gelegten, strichverzierten Platten, 23 offene Armringe, 2 große Buckel (Pferdeschmuck), 1 Lanzenspitze, 5 Sicheln, 2 Tüllenbeile (Splieth, Inventar S. 64 No. 301). Der Oldesloer Halskragen stammt wohl noch aus dem älteren Teile der Periode IV (IV a).

[1]) v. Estorff, Heidnische Altertümer der Gegend von Ülzen im ehemaligen Bardengaue. Hannover 1846. S. 98—100 und Taf. XII.

Digitized by Google

Abb. 3. 1/1.

Abb. 4. 3/4.

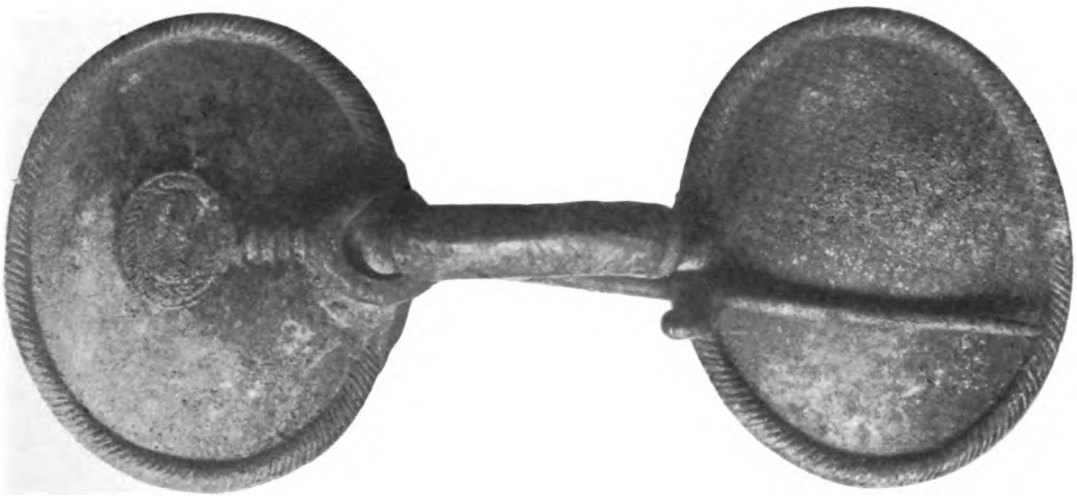


Abb. 19. 1/1.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei dem charakteristischen Typus von Periode IV b zerteilen sich die Rippen wiederum über die ganze Höhe des Kragens, so daß die Verzierung der freien Flächen nun meist fortfällt (eine Ausnahme macht No. 7 Walsleben). Während in Periode II und meist auch noch in III die Enden zu langen röhrenförmigen Ösen umgeschlagen sind, erscheinen teilweise schon in III und stets in IV statt der Ösen an den Enden eingebohrte Löcher. Von dieser Art kenne ich 5 Stück mit je 6 Rippen und 2 mit je 4 Rippen.

Sechsrippig sind die Stücke aus den Depotfunden von:

1. Dörmte, Kr. Ülzen: zusammen mit 2 Hängegefäßen und 2 Fibeln ähnlich der Tüschauer (v. Estorff, Heide. Altertümer usw. Taf. XI, 6 nebst 1, 2, 3, 4; Prov. Mus. zu Hannover No. 5856).

2. Scharnhorst, Kr. Lauenburg, Prov. Pommern: zusammen mit 3 kleinen Platten, wie die von Tüschau, 1 gekerbten in Ösen auslaufenden Halsring, 2 Arm- oder Beinspiralen aus Doppeldraht mit Drehung vor der Endöse, 2 hohen nicht sehr breiten, nierenförmigen Armringen, 1 Tüllenbeil mit Öse, 1 Tüllenmeißel (unveröffentlicht: Mus. f. Völk. Berlin).

3. Biall-Wurchow, Kr. Neustettin: nebst 3 Fibeln gleich der von Tüschau, sowie 3 Fibeln und 1 Mantelschließe vom Flother Typus (unveröffentlicht: Mus. f. Völk. Berlin).

4. Rittel, Kr. Konitz, Prov. Westpreußen: Der Halskragen ist am unteren Rande durchbrochen gearbeitet; zusammen mit 1 Flother Fibel und kleinen geschlossenen Nierenringen (Lissauer, Altert. d. Bronzezeit Taf. VI, der Halskragen Abb. 8).

5) Chwarznau, Kr. Berent: gleich dem von Rittel; zusammen mit gedrehten Halsringen, Nierenringen usw. (XX. Danziger Mus. Bericht f. 1899, S. 29).

Nur noch vierrippig gestaltet sind die Halskragen aus den beiden Depotfunden:

6. Stegers, Kr. Schlochau: nebst 1 Fibel wie die von Tüschau, 1 Flother Fibel, 1 Flother Mantelschließe, einem großen Plattenbuckel, Halsringen, 2 Armspiralen, 2 Armbändern, 1 kleinen Tüllenbeil mit Öhr (Lissauer, a. a. O. Taf. V, der Halskragen Abb. 8).

7) Walsleben, Kr. Ruppin: der Hals ist auf den freien Flächen schachbrettartig gestrichelt; nebst einer Fibel wie die von Tüschau und 2 hohen Armbändern (Begemann: Gymn. Progr. Neuruppin 1892, S. 13 Tf. IV, No. 369—372, der Halskragen Abb. No. 370).

In Dänemark und Skandinavien fehlen die längsgerippten Halskragen in der Periode IV vollständig; in Periode III finden sich dort nur auf Bornholm und in Schonen Weiterbildungen der Urgestalt, bei denen die Längsrippen jedoch bereits ganz ausgeglättet sind. Die Urgestalt aus Periode II dagegen ist gemeingermanisch.

G. Kossinna.

Digitized by Google

Noch einmal: Das Gräberfeld in Wilhelmshöhe bei Usch, Prov. Posen.

Von Kreisschulinspektor Dr. Wilcke, Zeitz.

Mit Tafel X und XI.

Die Abhandlung im Mannus Band V Heft 3 S. 319 ff. von Amtsgerichtsrat Tummeley und Professor Dr. Kossinna über „Das Gräberfeld in Wilhelmshöhe bei Usch, Provinz Posen" veranlaßt mich, ebenfalls das Wort zu ergreifen, um einige, mir nötig erscheinende, Berichtigungen und Ergänzungen zu ihr zu geben.

Ich habe nämlich in Wilhelmshöhe gleichfalls Ausgrabungen veranstaltet, und zwar im Oktober 1904 und April 1905, jedesmal drei Tage. Aber nicht als „krasser Anfänger", sondern nachdem ich schon vorher auf mehreren Gräberfeldern derselben Kultur — wie in Nowen, Josefstal, Morakowo, Durowkow, Stempuchowo, sämtlich bei Wongrowitz in Posen, in Rosko bei Filehne u. a. m. — die für sachgemäßes Aufdecken dieser Gräber und richtige Beurteilung des vorliegenden Tatbestandes notwendigen Erfahrungen gesammelt hatte. In Wilhelmshöhe habe ich im ganzen gegen 20 Gräber bloßgelegt und etwa 100 ganze Gefäße zutage gefördert.

Zunächst möchte ich mir einige allgemeine Bemerkungen erlauben. Alle Gräber in Wilhelmshöhe, die ich selbst aufgedeckt habe und andere habe aufdecken sehen, waren ebenso, wie die gleichartigen, an den genannten Orten in Posen von mir bloßgelegten, ohne Ausnahme von Haus aus durch ein über dem eigentlichen Grabe liegendes ovales Steinpflaster von etwa $1\frac{1}{2}$ m Länge und $\frac{3}{4}$ m Breite geschützt gewesen. Wenn einmal — was natürlich häufiger vorkam — einige oder vielleicht sogar die meisten Steine aus dem ursprünglichen Pflaster fehlten, so waren sie nachweislich immer erst entweder durch den Pflug zufällig herausgeackert oder bisweilen auch — etwa zum Straßen- oder Hausbau — absichtlich aus dem Acker- oder Waldboden herausgenommen worden.

Unter diesem Steinpflaster lag dann das eigentliche Grab, d. h. die Knochenurne mit ihren Beigefäßen — und zwar stets in bloßem Sand, ohne jede Steinpackung. Von einer zweifachen Gräberform kann also in Wilhelmshöhe, wenigstens nach meinen Beobachtungen, nicht die Rede sein. Nur

Digitized by Google

das wäre als besondere Eigenart der dortigen Gräber hervorzuheben, daß bisweilen zwei von ihnen übereinander angelegt waren, selbstverständlich also, da zu jedem Grab jedesmal ein Steinpflaster gehört, durch eine Schicht von Steinen voneinander getrennt. Möglichenfalls mag nun bei dem in Wilhelmshöhe so oft stattgehabten planlosen Wühlen in der Erde bisweilen das obere Grab schon zum Teil oder ganz beseitigt gewesen sein, und dann die wenig übersichtliche Lagerung des liegen gebliebenen unteren Grabes den Eindruck gemacht haben, als ob es von einer Steinpackung umgeben gewesen wäre. Das ist aber nur scheinbar so der Fall gewesen, denn in Wahrheit haben alle Posener Gräber dieser Kultur nie eine Steinpackung im gewöhnlichen Sinne des Wortes.

Wenn man also die als Flachgräber äußerlich durch nichts erkennbaren, sondern nur durch die Sonde festzustellenden Gräber aufdecken wollte, so hatte man erst eine etwa 30 cm starke Humus- oder Sandschicht zu beseitigen. War dieses geschehen, so lag dann — bei einem unberührten Grab — das gleichmäßige, dichte, in wagrechter Richtung verlaufende, Steinpflaster vor einem. War dieses aber entfernt — und im Interesse der Übersichtlichkeit war es stets geboten, gleich alle Steine herauszunehmen —, so stieß man etwa 10 bis 15 cm tiefer zuerst auf den kreisrunden Rand der alle anderen Gefäße überragenden Knochenurne und die Scherben ihres stets zerbrochenen Deckgefäßes, und dann erst, einige Zentimeter tiefer, auf die dicht an der Knochenurne stehenden, kleineren Beigefäße, deren Anzahl ganz verschieden war und zwischen 2 und 12 schwankte.

Die Knochenurne war stets bis oben hin mit weißgebrannten Knochen angefüllt, die Reste vom Schädel lagen immer zu oberst. Über oder auch zwischen ihnen befand sich dann in jedem der von mir aufgedeckten Wilhelmshöher Gräber ohne Ausnahme irgend eine Bronze, wie eine Nadel, ein Ring, eine Blechperle, ein Angelhaken, ein kleines Stück von einer Sichel, einem Messer od. dgl. m., so daß man den Eindruck bekam, daß irgend etwas von Bronze, mochte es auch noch so dürftig gewesen sein, ursprünglich immer zu einem rituell vollgültigen Begräbnis gehört haben mußte. Später allerdings — vgl. S. 208 — scheint in dieser Auffassung ein Wandel eingetreten zu sein.

Während als Knochenurne für die Erwachsenen stets das im Mannus Bd. V auf Tafel XXVI unter Nr. 1 abgebildete doppelkonische Gefäß mit scharfem Bauchumbruch und langem steilem Halse benutzt war, fand ich einmal zur Bergung von Kinderknochen das auf Tafel I unter Nr. 4 abgebildete Henkelgefäß, über das nach Entfernung des Henkels eine Schale derartig aufgestülpt war, daß beide ganz fest aufeinandersaßen und kein Körnchen Sand durchgelassen hatten.

Werkzeuge aus Stein fand ich in den Gräbern nie, ebensowenig wie Eisen; Beigaben aus Bronze außer den oben genannten, in der Knochen-

Digitized by Google

urne befindlichen, außerhalb von Gefäßen auch niemals. Nur einmal lag die Pfeilspitze auf Tafel II Nr. 13 in einem großen, mit Buckeln verzierten Beigefäß, das leider zerbrochen war. Aber es kam öfter vor, daß kleinere Gefäße, in größere gelegt, beigegeben waren. So fand ich drei der typischen flachen Henkelschalen (vgl. Tafel I Abb. 1 Nr. 8 und Mannus Bd. IV, Heft 1—2 auf Tafel X Abb. 32) in einem großen, mustopfähnlichen Beigefäße und zwei ganz kleine Töpfchen ohne Henkel in dem unten zu besprechenden hohen zylindrischen Gefäße auf Tafel I Abb. 1 Nr. 3. — Alle anderen Beigefäße standen, wie schon oben gesagt, im Sand dicht um die Knochenurne herum.

Spätbronzezeitliche Kistengräber sind meines Wissens in Wilhelmshöhe noch nie gefunden worden. Ich muß daher mit Professor Kossinna durchaus bestreiten, daß die betr. Gefäße der Graudenzer Sammlung — Mannus V, S. 320 unten — wenn sie wirklich aus Steinkistengräbern stammen, was sofort zu erkennen ist, von Wilhelmshöhe sind. Jedenfalls wurden sie dann sicherlich nicht auf dem in Rede stehenden Gräberfeld, sondern anderswo in der Flur aufgedeckt[1]).

Nach diesen mehr allgemeinen Bemerkungen nun noch einige besondere.

Die meisten Gefäße der Art, wie ich sie in Wilhelmshöhe ausgegraben habe, sind bereits in der Abhandlung von Dr. Blume in Band IV des Mannus Heft 1 und 2 über „Thrakische Keramik in der Provinz Posen" oder in der schon genannten Abhandlung von Tummeley-Kossinna besprochen und auch abgebildet worden. Es wäre also überflüssig, dies noch einmal zu tun.

Deshalb möchte ich hier nur die Gefäße besonders namhaft machen, die nach meiner Ansicht für Wilhelmshöhe in erster Linie typisch sind, und dann noch einige Seltenheiten, die ich dort gefunden habe, kurz besprechen. Letztere finden sich mit abgebildet auf den beiden ersten dieser Abhandlung beigegebenen Abbildungen (Taf. X). Von den ersteren füge ich nur einige, besonders eigenartige, im Bilde bei. Für alle verweise ich aber außerdem noch auf die betreffenden Abbildungen zu den beiden genannten Abhandlungen in Bd. IV und V dieser Zeitschrift. Endlich werde ich dann auch noch mit einigen Worten auf meine in Wilhelmshöhe gefundenen Bronzen zu sprechen kommen, die sämtlich auf Tafel XI wiedergegeben sind.

Besonders typisch für Wilhelmshöhe sind m. A. folgende Gefäße:

1. Die scharfkantige Knochenurne — vgl. Bd. V, Taf. XXVI, Abb. 1.
2. Das Tonnengefäß mit 2 Ösen, für das ich hin und wieder in Posen die Bezeichnung „Gesichtsurne" hörte — Taf. X Abb. 1 Nr. 2 und Bd. IV, Taf. VIII Nr. 13 und Bd. V, Taf. XXVII Nr. 8 und Taf. XXVIII Nr. 26.

[1]) Inzwischen ist mir durch Herrn Schulrat Dr. Kaphahn bestätigt worden, daß seine Mitteilung, die in Graudenz befindlichen Gefäße aus Wilhelmshöhe entstammten einem „Steinkistengrabe", auf einem (nicht von ihm verschuldeten) Irrtum beruhte. G. K.

Digitized by Google

3. Die Rillentasse mit besonders starkem Henkel — Taf. X Abb. 1 Nr. 5 und mit kleinerem Henkel: Bd. V, Taf. XXVII Nr. 7.
4. Die einösige Tasse mit weiter Mündung — Taf. X Abb. 1 Nr. 6 und Bd. IV S. 81 Nr. 34.
5. Der schlanke, zylindrische Krug mit Henkel — Taf. X Abb. 1 Nr. 3 und Bd. IV, Taf. X Nr. 33.
6. Die tiefe Henkelschale, in einem besonders kleinen Exemplar — Taf. X Abb. 1 Nr. 11 — und größer und mit etwas veränderter Verzierung in Bd. IV, Taf. X Nr. 31.
7. Die flache Henkelschale, in einem besonders kleinen Stück — Taf. X Abb. 1 Nr. 8 und Bd. IV, Taf. X Nr. 32.
8. Die Buckelurne, Bd. V, Taf. XXVI Nr. 5 — und
9. die Fußschale, in einem eleganten, schön verziertem Stück — Taf. X Abb. 1 Nr. 9 — und plumper in Bd. V, Taf. XXIX Nr. 1 und Bd. IV, Taf. IX Nr. 19.

Eigenartig ist dann noch der schon oben erwähnte, als Kinderurne benutzte Topf, dessen Henkel abgebrochen ist, mit Deckschale (vgl. Taf. X Abb. 1 Nr. 4). — Das kleine Töpfchen endlich — auf Taf. X Abb. 1 Nr. 10 — fand sich in dem zylindrischen Krug Nr. 3.

Als Seltenheiten aber unter den von mir gemachten Funden nenne ich die folgenden, noch übrigen, im Bilde dargestellten Gegenstände:

1. Die große Schale mit hohlem Fuß, die etwas an die sog. Trommeln aus dem Bernburger Kulturkreis erinnert — vgl. Taf. X Abb. 1 Nr. 1. Ich bin geneigt, dies Gefäß als eine Art Doppelbecher — vgl. den homerischen! — aufzufassen, der bei besonders feierlichen Gelegenheiten Verwendung finden mochte. Der Fuß zeigt außen wagrechte Kanelierung.
2. Das Drillingsgefäß — Taf. X Abb. 1 Nr. 7 —, das leider von dem Arbeiter, der mir beim Graben half, zerschlagen wurde und nur eben noch zeigen kann, wie zierlich es gewesen ist — und endlich
3. das eigentümliche, an Abb. Nr. 3 auf Tafel XXVII des V. Bandes dieser Zeitschrift erinnernde Gefäß auf Tafel X Abb. 2 Nr. 1 nebst Beigabe Nr. 2.

Über letzteres, das wohl mit zu den interessantesten Fundstücken aus den Wilhelmshöher Gräbern gehört und meines Wissens weder in den Museen von Posen und Bromberg, die ja zahlreiche Wilhelmshöher Funde aufweisen, noch in einer die gleichen Gefäße enthaltenden Privatsammlung ein genaues Gegenstück hat, noch einige Worte.

Ich fand es am 7. Oktober 1904 in einem Grabe, das eine Knochenurne mit Bronzenadel, ein großes, mit Buckeln verziertes Beigefäß und außerdem noch eine runde, mühlsteinähnliche Scheibe aus gebranntem Ton — vgl. Taf. X Abb. 2 Nr. 2 — enthielt. (Die andere Scheibe auf derselben Tafel — Nr. 3 — stammt

Digitized by Google

ebenfalls von Wilhelmshöhe, aber aus einem anderen Grab.) Sonderbarerweise aber lagen diese vier Stücke nicht, wie sonst immer üblich, zusammen, sondern das in Rede stehende Gefäß mit der genannten Scheibe befand sich von den anderen beiden Gefäßen getrennt, an einer Stelle im Sande, an der ich gar nichts mehr vermutete. Das Gefäß mit seiner walzenförmigen, von oben nach unten plattgedrückten und nach den Enden zu sich verjüngenden Gestalt soll ohne Zweifel den Rumpf eines Vogelkörpers darstellen. Es mißt in seiner Länge 11 cm, ist nicht ganz 8 cm breit und etwas über 8 cm hoch. Auf eine nähere Beschreibung glaube ich verzichten zu können, da das mit großer Sorgfalt hergestellte Lichtbild alle Einzelheiten des Stückes treu wiedergibt. Nur das eine möchte ich hervorheben, daß seine Unterseite gänzlich unverziert ist, während die obere (Rücken-) Seite zwei von einem zum andern Ende laufende gekerbte Rippen und zahlreiche Strichgruppen aufweist, die zum Teil zu Bündeln vereinigt sind und wohl die Federn des Vogels andeuten sollen, wie die beiden kurzen, gekerbten Leisten mitten an den Längsseiten die Flügel. Während das ganze Gefäß sonst fast unverletzt ist, zeigt sich unten mitten am Bauch eine ovale Stelle, die nicht glatt ist, wie der übrige Körper, sondern rauh, als ob etwas abgeblättert oder gar abgebrochen wäre —; es ist die Stelle, an der der Standring oder Fuß des Gefäßes angebracht gewesen war, mit dem es auf seiner Unterstützungsfläche ruhen sollte.

Was hat nun dieses eigentümliche Gefäß zu bedeuten?

Eine Kinderklapper, die in diesem Kulturkreise nicht selten ist, und bei der mit Vorliebe tierische Motive Verwendung fanden, kann es nicht gewesen sein. Dagegen spricht die Mündung auf dem Rücken. Vielmehr weist diese, im Zusammenhang mit der an demselben Orte gefundenen durchbohrten Tonscheibe, auf etwas anderes hin!

Um es kurz zu sagen, ich halte das Gefäß zusammen mit den vier zugehörigen Scheiben, von denen aber nur eine erhalten ist, für einen sog. Vogelwagen. Denn einmal kann ich mir die beigegebene Scheibe als solche nicht erklären — denn ein Spinnwirtel ist sie, wie auch die andere — Nr. 3 — sicherlich nicht —; dann aber hat das Gefäß die größte Verwandtschaft mit der im Hoernes: „Die Urgeschichte des Menschen" auf S. 574 abgebildeten Vogelgestalt auf dem ebenfalls tönernen Vogelwagen aus der Gräberschicht von Este. Hier wie dort derselbe langgestreckte Körper mit den charakteristischen seitlichen Leisten und auf der Mitte des Rückens die in eine Röhre auslaufende runde Öffnung. Die scheibenähnliche Beigabe aber würde dann nichts anders sein, als eines der vier Räder des Wagens: kräftig und zweckmäßig, wenn auch lange nicht so schön wie die von Este. Und die andere Scheibe (Nr. 3) ist dann auch ein Rad, von einem anderen, wohl nicht mehr festzustellenden Vogelwagen.

Eine ähnliche Deutung möchte ich daher auch dem in Band V auf Tafel XXVII Nr. 3 des Mannus abgebildeten, schon oben genannten Vogelgefäße

Digitized by Google

aus der Sammlung Tummeley zu geben geneigt sein, wenn dieses auch einen gewöhnlichen Fuß zu haben scheint, wie jedes andere Gefäß —, konnte es doch zweifellos auch so irgendwie auf einem Gestelle von Rädern befestigt werden! Und die auf S. 323 des Tummeleyschen Aufsatzes genannten zwei „Spinnwirtel" sind dann vielleicht ursprünglich auch nichts als Räder!

Wenn aber beide Geräte wirklich als Hauptteile eines Vogelwagens anzusprechen sind, so weisen sie damit, wie neben dem aus Este auch der andere, im Hoernes S. 541 abgebildete, eherne, Vogelwagen von Glasinac in Bosnien beweist, auf Beziehungen der Illyrier zum Süden hin.

Aber was mag nun eigentlich der Zweck dieser sonderbaren Geräte gewesen sein?

Die runde Öffnung im Rücken und ein eigentümlich rußig-schwarzer Glanz im Innern meines Gefäßes scheint irgend eine kultische Benutzung — etwa als Rauchopfergefäß — nahezulegen. Seine sonderbare Beziehung zum flüchtigen Vogel und schnellgleitenden Wagen aber haben sicherlich irgend eine symbolische Bedeutung! Aber welche? Ich möchte hier mit einer Deutung hervortreten, die vielleicht manchem etwas gewagt erscheinen mag, aber doch sicherlich eine große Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Vor einigen Monaten erhielt ich von meinem nach fünfjährigem Aufenthalt aus Französisch-Dahome in Westafrika zurückgekehrten Schwager außer einigen eigentümlichen Kulturerzeugnissen der dortigen Ewe-Neger auch ein sonderbares ehernes Gerät, das mich sofort bei seinem Anblick an mein Vogelgefäß erinnerte. Es ist in der Hauptsache eine aus zwei aufeinanderpassenden Halbkugeln bestehende Hohlkugel aus Messing, deren untere Hälfte auf einem breiten Fuße ruht, während die obere einen sitzenden Vogel trägt. Dieses Gerät wird von den Eingeborenen Dahomes als „Seelengefäß" bezeichnet und ist nach ihrem Glauben dazu bestimmt, die Seele des soeben Verstorbenen aufzunehmen und für eine gewisse Zeit zu beherbergen.

Wäre es nun etwa gewagt, dem „Vogelwagen" auch eine solche Zweckbestimmung zu geben? Etwa deshalb, weil die Erfahrung von Beziehungen zwischen den südeuropäischen Völkern der Bronzezeit und den jetzigen Bewohnern der Guinea-Küste Afrikas uns heutzutage noch fehlt? Das dürfte doch wohl im Ernste kein Grund zur Verneinung einer Verwandtschaft zwischen beiden Geräten sein!

Ich trage kein Bedenken, auch ohne zurzeit den Nachweis irgendwelcher Kulturbeziehungen zwischen den bronzezeitlichen Völkern Südeuropas und den heutigen Ewe führen zu können, sondern lediglich bestochen durch die Ähnlichkeit der in Rede stehenden Gefäße, das Seelengefäß der Ewe zur Deutung der Vogelwagen zu verwenden.

Meine Auffassung der Vogelwagen ist daher folgende.

Digitized by Google

Einerseits besteht ohne Zweifel eine Beziehung meines Wilhelmshöher Gefäßes zu dem Vogel und auch zu dem Wagen, die beide Symbole der Schnelligkeit oder Flüchtigkeit sind. Andererseits erscheint weiter der nach oben mit einer Öffnung versehene Hohlraum des Vogelgefäßes wie geschaffen zur vorübergehenden Aufnahme eines irgendwie sich schnell verflüchtigenden, nebel- oder geisterhaften Wesens, wie es der Rauch und die Seele sind. Daher dürfte der Vogelwagen sowohl als ein Seelengefäß als auch als ein Rauchopfer-Gerät anzusprechen und kurz zu bezeichnen sein als Rauchopfer-Gerät für den Kult der Verstorbenen.

Damit schließe ich meine Ausführungen über die Tongefäße von Usch und gehe nun noch mit einigen Worten auf die dort von mir gefundenen Bronzen ein, die Tafel XI im Bilde vorführt.

Unter den 19 hier wiedergegebenen Bronzen sind die Nadeln Nr. 2, 3, 4, 17 und 18 typisch für die illyrische und überhaupt für die mitteleuropäische Kultur jüngster Bronzezeit. Ganz ähnliche habe ich auch sonst — z. B. in Rosko und Josefstal — gefunden. Durchaus neu dagegen waren mir die kleinen Ringe Nr. 6, 7 und 15, an denen besonders auffällt, daß sie noch ganz roh sind, so, wie sie eben aus der Gußform herauskamen, während es doch sicherlich nur eine ganz geringe Mühe gemacht hätte, sie wenigstens etwas zu glätten und ihnen damit ein gefälligeres Aussehen zu geben.

Abb. 19 zeigt einen Angelhaken, der wohl aus einem Männergrab stammt. Die Nummern 14 und 16 geben zwei eigentümliche gerollte Blechstreifen wieder, die ich auch in Josefstal bei Wongrowitz gefunden habe und als Perlen auffasse. Denn eine Reihe von ihnen auf eine starke Schnur gezogen dürfte eine ganz nett wirkende Kette abgegeben haben.

Die Stücke 1, 5, 8, 11 und 12 sind ganz kleine Bruchstücke von Bronzereifen, Sicheln und Messern, auffallend durch ihre Kleinheit — und — Dürftigkeit! Wie ich schon oben hervorhob, scheint es den betreffenden Angehörigen lediglich darauf angekommen zu sein, ihren Verstorbenen nur überhaupt etwas von Bronze mitzugeben, ganz gleich, was und von welchem Werte, — sicherlich ein Zeichen des beginnenden Mangels an Pietät gegenüber den Abgeschiedenen. Daß dann nur noch ein ganz kleiner Schritt dazu ist, auf Beigaben aus Metall lieber ganz zu verzichten, ist klar. Dieser Schritt scheint — wie aus dem Tummeleyschen Aufsatz S. 324 oben hervorgeht — bei den jüngeren Gräbern tatsächlich schon vollzogen worden zu sein.

Nr. 9 zeigt ein Glied von einem sehr dünnen Spiralring, Nr. 13 eine etwas beschädigte Pfeilspitze. Diese lag, wie oben schon bemerkt, in einem mit schönen Buckeln verzierten großen Beigefäße, während alle anderen Bronzen stets nur in den Knochenurnen sich fanden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

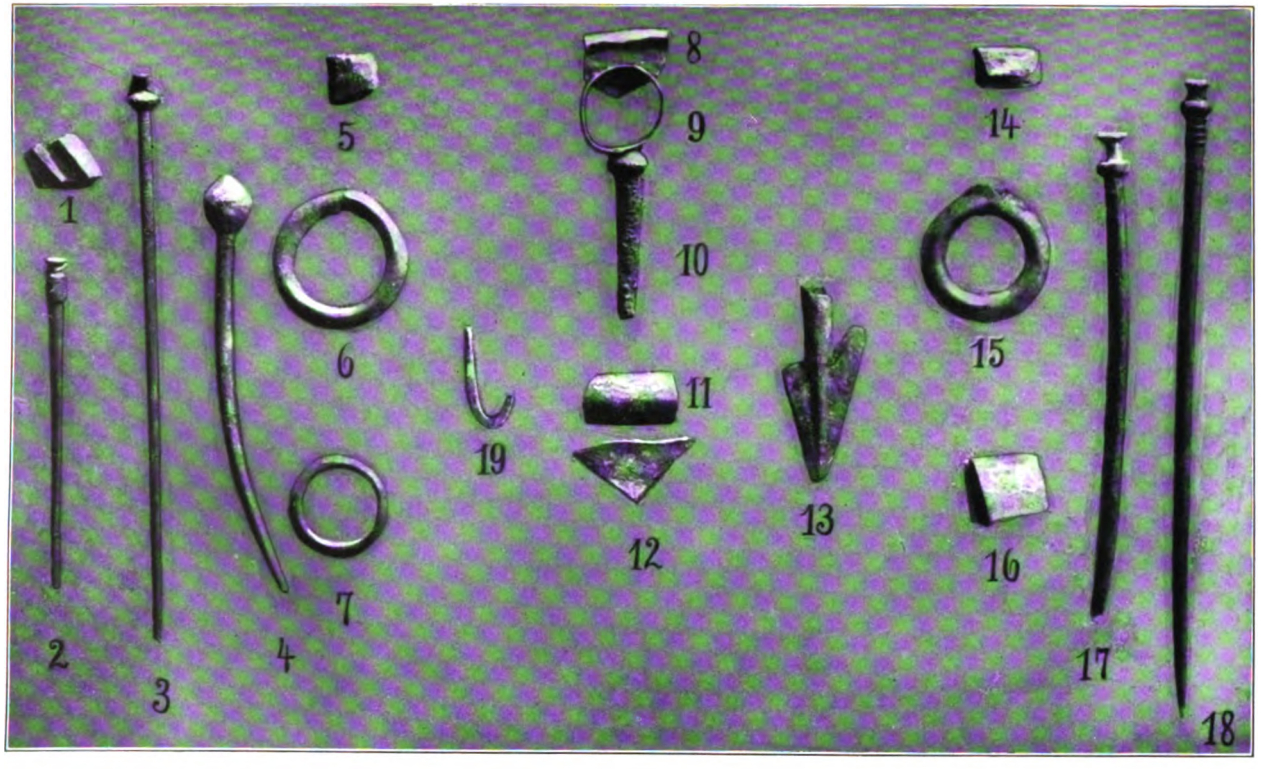


Abb. 3. (Verhältnis etwa 2:3).

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zum Schlusse kann ich ebenfalls mein Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß das umfangreiche und in seiner Reichhaltigkeit in Deutschland wohl einzig dastehende Gräberfeld illyrischer Kultur von Wilhelmshöhe nicht von Anfang an systematisch und nur von Kennern abgebaut worden ist. Sicherlich hätte sich dann noch manche interessante Beobachtung ergeben, auf die wir jetzt leider verzichten müssen, und statt der wir nun bloß auf Vermutungen angewiesen sind. Doch scheint immer noch nicht alles verloren, sondern noch manches zu retten zu sein. Möchte doch das Kaiser-Friedrich-Museum in Posen jetzt endlich, ehe es endgiltig zu spät ist, Schritte tun, um eine sachgemäße Ausgrabung der noch vorhandenen Reste herbeizuführen. Ich habe schon vor Jahren wiederholt diesbezügliche Vorstellungen erhoben. Denn das Museum würde damit nicht nur der Wissenschaft, sondern auch sich selbst die größten Dienste leisten!

Digitized by Google

Eine Germanen-Statuette aus Urmitz a. Rh.

(Museum zu Coblenz.)

Von A. Günther, Coblenz-Lützel.

Mit 2 Abbildungen im Text.

Im Januar 1911 erhielt ich von einem Schwemmsteinfabrikanten aus Urmitz eine kleine Bronzestatuette nebst 3 Mittelbronze-Münzen und einem linsenförmig geschliffenen Achat von 18 mm Durchmesser, die er auf seiner Fabrik etwas unterhalb des Dorfes Urmitz mit römischem Gefäß- und Leichenbrandresten zusammen gefunden hatte. Von den ziemlich gleich großen

Vorderansicht. Urmitz a. Rh. Seitenansicht.

Münzen war nur eine gut erhalten und erkennbar, eine zweite durch Brand (Leichenbrand?) zerstört, die dritte — an und für sich schon stark abgenutzt — durch unlesbare Stempeleinschläge ganz undeutlich gemacht. Die gut erhaltene Münze ergab Caligula. Vorderseite: Kopf nach links mit Umschrift: Caes. Aug. Germanicus Pont. M . . . Rückseite: Sitzende Vesta zwischen S C und Unterschrift Vesta.

Digitized by Google

Die Statuette stellt einen völlig nackten Mann in kniender Stellung mit üppigem Haar und starkem Spitzbart dar. Der Kopf ist, wie in trotziger Haltung, leicht zurückgeworfen, die Hände sind auf dem Rücken kreuzweise übereinander gebunden. Das rechte Bein, dessen Fuß und unterer Teil fehlen, ist rechtwinkelig gebogen vorgesetzt, das linke in kniender Lage, mit Knie und Fußspitze den Boden berührend ausgestreckt. Die Ausführung zeigt im ganzen eine flotte Anlage, ist aber wenig ins einzelne behandelt und nachgearbeitet. Die Haare sind nicht gestrichelt, die flachen wulstartigen Erhöhungen an den Kopfseiten scheinen die Ohren andeuten zu sollen. Während die Nase ziemlich derb und kräftig vorspringt, sind Augen und Mund nur schwach angedeutet. Der Guß dürfte in einer sechsteiligen Stückform hergestellt sein. Die ziemlich sauber abgefeilten Nähte verlaufen über Kopf und Arm und den Beinen entlang. Auf der Unterseite des rechten Oberschenkels scheint das Gußloch gewesen zu sein, wo sich jetzt ein flacher Ansatz zeigt. Ein kleiner scheibenförmiger Ansatz auf dem linken Knie kann vielleicht zur Befestigung gedient haben oder es wird dort ein Luftloch gewesen sein. Die Höhe der Figur ist = 4,2 cm, das Gewicht = 23 g.

Die Verwendung des Figürchens ist nicht klar. Da der Unterteil des rechten Beines fehlt, so ist nicht festzustellen, ob es zur selbständigen Aufstellung bestimmt war. Zum Aufhängen sind keinerlei Vorkehrungen angebracht oder keine Spuren davon wahrzunehmen. Vielleicht bildete es auch den Teil einer Gruppe, etwa eines Tropäons (?).

Sind auch keinerlei charakteristische Merkmale vorhanden, die den Germanen sicher erkennen lassen, so spricht doch der ganze Typus mehr für einen Germanen als für einen Gallier (vgl. Schumacher, Germanen-Darstellungen, Mainz 1912).

Digitized by Google

Skelettgrab in Selnowo, Kreis Graudenz, Westpr.

Von Schulrat Dr. Kaphahn, Graudenz.

Mit 4 Abbildungen.

Beim Durchstich eines kleinen Hügels zum Zwecke eines Chausseebaues wurde ein einzelnes Skelettgrab gefunden. Die Gebeine einer Frau lagen von Norden nach Süden 1,20 m unter der lehmigen Erdoberfläche. Die Knochen waren noch fest, nur an den Enden einige davon schadhaft geworden. Als Beigaben fanden sich:

a) ein goldener Anhänger von sehr kunstreicher Arbeit. Die Photographie der Vorderseite (Abb. 1) ist einige Millimeter zu groß, die der Rückseite (Abb. 2) entspricht aber genau der natürlichen Größe.

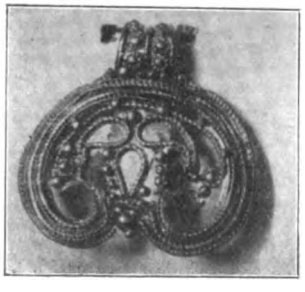


Abb. 1. Vorderseite.

Abb. 2. Rückseite. 1/1.

Selnowo: goldener Anhänger.

Digitized by Google

b) Ein silbernes Armband (Abb. 3) von sehr guter Arbeit, sehr ähnlich schon früher gefundenen Beigaben im Westpreußischen Provinzialmuseum und in dem Museum von Graudenz aus Rondsen und Marusch.

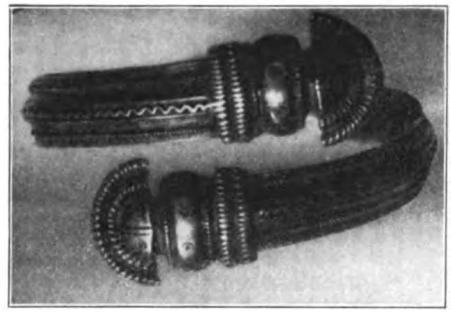


Abb. 3. Selnowo: silbernes Armband. 1/1.

c) Ganz eigenartig ist das zweite Armband (Abb. 4) mit Verschlußscheibe, ebenfalls aus Silber. Der eine Haken an der Verschlußscheibe ist so weit zugebogen, daß er festhält und doch beweglich bleibt; der andere Haken ist nach dem Anlegen an den Arm zuzuhaken.

Abb. 4. Selnowo: silbernes Armband. 1/1.

d) Eine 5 cm hohe doppelkonische Zeremonialurne war ebenfalls beigegeben. Weitere Nachgrabungen neben der Fundstelle hatten kein Ergebnis. Vielleicht ergibt die Ausbeutung der Kiesgrube in der Nähe neue Funde.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.
Zweiggesellschaft Berlin.

1. Sitzungsberichte 1913.

Die Sitzungen des fünften Vereinsjahres 1913 fanden sämtlich im Großen Hörsaale des Königl. Instituts für Meereskunde statt.

In der **ersten Sitzung,** die Sonnabend den 1. März stattfand, wurde zunächst der Vorstand gewählt; es erfolgte Wiederwahl des bisherigen Vorstandes: Professor Kossinna, Professor Freiherr v. Lichtenberg, Archivrat Schuster als Vorsitzende, Sekretär Snethlage, Professor Paape, Rentier Busse als Schriftführer, Zahnarzt Seemann als Schatzmeister.

Dann folgten 3 Lichtbilder-Vorträge.

Zunächst hielt Dr. Walther Schulz, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Provinzialmuseum zu Halle a. S. einen Vortrag über „Kultstätten in der näheren und weiteren Umgegend von Halle a. S.". Diese Mitteilungen bezogen sich auf einige Kultstätten, deren Untersuchung vom Hallischen Provinzialmuseum in Angriff genommen worden ist. Zunächst wendete der Vortragende sich dem Kirchberge von Gutenberg (Saalkreis) zu, der sich in mehreren Terrassen erhebt. Von ihm stammen Funde der slawischen Zeit; in vorslawischer Zeit scheint er eine Kultstätte gewesen zu sein. Bei der Forschung nach solchen Stätten können manchmal Sagen einen Fingerzeig geben. So wird erzählt, daß vom Petersberge bei Halle ein Mönch verschiedene Dörfer durch unterirdische Gänge besucht, um hier das Vieh, besonders sein Lieblingsfohlen, zu pflegen. Bei einigen dieser Dörfer ist man tatsächlich auf unterirdische Gänge gestoßen, so auch auf dem Kirchberge von Gutenberg, ferner bei Krosigk (Saalkreis). Hier wurde der unterirdische Gang durch Museumsdirektor Dr. Hahne untersucht: er gehört zu den eigenartigen Lößhöhlen, die besonders häufig in Bayern und Österreich gefunden worden sind, und scheint eine Kultstätte des früheren Mittelalters gewesen zu sein. Das Provinzialmuseum hat ferner mit der Aufnahme einzelnstehender größerer Steine, an die häufig Sagen sich knüpfen, begonnen. Einige von ihnen soll der Teufel vom Petersberge aus geschleudert haben. Zum Schlusse sprach der Vortragende über die Trojaburgen, Labyrinthgänge, in denen ursprünglich die Befreiung der Sommerjungfrau aus der Gewalt des Winters gefeiert wurde (vgl. Mannus I, S. 306). In der Umgegend von Halle sind früher mehrere derartige Gänge vorhanden gewesen. Ein jetzt zerstörter bei Teicha (Saalkreis) soll im Jahre 1484 von einem Schäfer ausgestochen worden sein. Der noch erhaltene bei Steigra (Kreis Querfurt) am Unstruttal wird Schwedenring genannt, da die Schweden im dreißigjährigen Kriege ihn

Digitized by Google

angelegt haben sollen. Bemerkenswert ist es, daß das Dorfgasthaus von Steigra „Zum Ritter St. Georg" heißt, und daß bei der benachbarten Stadt Nebra, die den St. Georg im Wappen trägt, nach einer dortigen Sage St. Georg eine Jungfrau aus der Gewalt eines Drachen befreit hat.

Der 2. Vortrag des Abends galt ebenfalls neuen vor- und frühgeschichtlichen Funden aus dem Saalkreise. cand. archaeol. G. Krüger aus Halle a. S. besprach zunächst eine im Provinzialmuseum zu Halle a. S. befindliche, aber unbekannt gebliebene Hausurne von Zwintschöna (Saalkreis) und einige zu demselben Funde gehörige Gefäße. Die Hausurne ist dadurch interessant, daß sie die südlichste in Deutschland gefundene ist (s. jetzt die Veröffentlichung Mannus V, 325 ff.). Im Anschluß daran suchte der Vortragende den außerordentlichen Fundreichtum des kleinen Gebietes von Canena, Zwintschöna, Dieskau und Bruckdorf durch Vorführung einer Anzahl wichtigerer, jedoch noch unbekannter Funde zu veranschaulichen. Bekannt ist die Gegend bereits durch die beiden Bronzedepotfunde der Periode I der Bronzezeit. Kleinere, unbedeutende Bronzen der späteren Bronzezeit sind mehrfach gefunden. Interessant verspricht eine bei Canena gelegene, bereits in verschiedenen Kiesgruben angeschnittene, also recht ausgedehnte Ansiedlung zu werden, die der jüngeren Bronzezeit angehört. Mehrere Lichtbilder zeigten Lage und Aussehen angeschnittener Gruben und eingesammelte Fundstücke daraus. Wichtig ist der Fund eines Pferdeschädels in einer der Gruben, da bronzezeitliche Pferde bisher wenig festgestellt und untersucht sein dürften. Eine Grabung ist vorgesehen, doch hindert zurzeit die Bestellung der betreffenden Felder daran. Aus der vorrömischen Eisenzeit stammt neben der Hausurne das Bruchstück eines der bekannten, schwarzen, gedrehten Gefäße, wahrscheinlich der letzte, gerettete Rest eines Gräberfeldes.

In die Merowingerzeit führt uns ein reicher Grabfund, von dem leider die Fundumstände unbekannt geblieben sind. Es handelt sich offenbar um ein Männergrab; es enthielt die Reste einer Spatha, einen Schildbuckel, das Bruchstück der Schildfessel, ein Pferdegebiß, eine Bronze-Gürtelschnalle, 2 kleine Bronzedoppelknöpfchen, eine Anzahl kleine, runde Silberplättchen, die Reste einer Schmuckscheibe aus Gold oder Elektron, einen knöchernen Spielstein und den Scherben eines gläsernen Zipfelbechers (vgl. Stößen, Jahresschr. f. d. Vorgesch. IX, S. 78 Taf. XIIa). Außerdem sind die Trümmer eines Bronzeblechbeckens erhalten, wie sie z. B. in Weimar mehrfach gefunden worden sind; auch die Technik ist dieselbe.

Endlich ist auch die slawische Zeit durch Skelettgräber bei Bruckdorf vertreten. Ein kleines, sehr hübsches Gefäß wurde dem Hallischen Museum geschenkt. Im Anschluß an die typische Form und Verzierung desselben erläuterte der Vortragende den Unterschied, der in der Keramik der Slawen des Saalegebietes und der Slawen nördlich von der Saalemündung, in Brandenburg, Altmark, Mecklenburg und Teilen von Pommern besteht. Es handelt sich dabei um das X. Jahrhundert. Die slawische Keramik Thüringens und des Saalegebietes ist eng verwandt mit der Böhmens, dagegen bildet die der norddeutschen Slawen eine durchaus anders geartete, große Gruppe mit gelegentlichen Lokalfärbungen. Die Ausdehnung dieser Gruppe nach Osten hat Vortragender noch nicht feststellen können. Der Unterschied äußert sich weniger in der Gefäßform, als in den Ziermustern. An Hand einer Anzahl von Lichtbildern wurden die Merkmale der Verzierungen in beiden Gebieten erläutert. Besonders ist dabei zu betonen, daß das wagerechte Wellenband in der Ornamentik der nördlicheren Slawen im X. Jahrhundert eine durchaus untergeordnete Rolle spielt, während es im Süden stets herrschend war. Dagegen überwiegen im Norden geradlinige und andere, sehr charakteristische Ornamente, die, bis auf eine recht selten auftretende Ausnahme, wiederum im Süden vollständig fehlen. Dieser Unterschied von Nord- und Mitteldeutschland in slawischer Zeit dürfte wahrscheinlich auf einen Bevölkerungsunterschied hindeuten. Mit der Bearbeitung dieser Fragen ist der Vortragende beschäftigt.

Digitized by Google

In der folgenden Diskussion bemerkte Herr Professor Kossinna, daß bereits von sprachwissenschaftlicher Seite ein ähnlicher Unterschied zwischen nord- und mitteldeutschen Slawen festgestellt worden ist, und auf Grund sprachlichen Materials sogar Grenzlinien gezogen worden sind.

Den dritten und letzten Vortrag hielt Herm. Busse aus Wolterdorf über einen Gräberhügel aus der Bronzezeit bei der Giebsdorfer Mühle, Kr. Oberbarnim, denselben bedeutsamen Rundhügel, den der Vortragende den Mitgliedern der Gesellschaft bei dem schönen Ausfluge am 19. Mai 1912 zeigen konnte, als er bereits die darauf stehenden Bäume gefällt, die überlagernde Erdkruste entfernt und so den nackten Steinhügel bloß gelegt hatte (Mannus V, 134). Da inzwischen die sehr eingehende und wertvolle Abhandlung des Vortragenden über die vollständige Ausgrabung dieses Hügels erschienen ist (Mannus V, 249 ff. mit reichlichen Abbildungen), so genügt es, darauf zu verweisen.

Die **2. Sitzung** des Jahres, Donnerstag den 19. Juni, war ungewöhnlich stark besucht, hatten doch die beiden Vorsitzenden der Hauptgesellschaft Lichtbilder-Vorträge von hohem allgemeinen Interesse in Aussicht gestellt.

Zunächst sprach Generalarzt Dr. Wilke aus Leipzig über das Thema „Aus dem Reiche der vorgeschichtlichen Medizin". Mit Sicherheit, führte er aus, kann man sagen, daß eine ganze Anzahl von Krankheiten, die heute allgemein verbreitet sind, in vorgeschichtlicher Zeit nicht vorhanden waren, so z. B. die Masern. Dagegen darf man annehmen daß Pest und Cholera durch Muscheln, die vom Indischen Ozean eingeführt worden waren, im vorgeschichtlichen Europa bereits Eingang gefunden haben. Auch ist wahrscheinlich, daß manche Krankheiten verbreitet waren, die heute völlig unbekannt sind. Tuberkulöse Knochen, Knochengeschwülste und Gelenkerkrankungen sind mehrfach an archäologischen Knochenfunden festgestellt worden. Ebenso ist bekannt, daß man sich mit den allereinfachsten, nach heutigen Begriffen völlig unzureichenden Mitteln schon an schwierige Operationen wagte (z. B. Trepanationen, Schädeloperationen). Die interessanteste Frage ist für die Gegenwart die, wie man in jener grauen Vorzeit die Entstehung der Krankheiten begründete und welche Heilmittel man anzuwenden pflegte. Die Grundanschauung der vorgeschichtlichen Medizin war die, daß das Blut der Sitz der Seele sei, in erster Linie also stark durchblutete innere Teile wie Herz, Lunge und Leber. Das Trinken von noch rauchendem Blut, das Essen von noch zuckendem Fleisch, ferner die vorgeschichtlichen Funde von Herzdarstellungen in den Pyrenäen und in Ägypten, die weit verbreiteten Lungenopferungen des Nordens, sind Ausflüsse dieses Glaubens. Als Gestalt der Seele dachte man sich Tierformen: einen Vogel, einen Fisch, eine Maus; auf den archäologischen Darstellungen, die der Redner im Lichtbilde vorführte, war die Seele sogar mehrere Male als Ziegenbock dargestellt. Unser heutiger Storchglaube dürfte auf diese Wurzeln zurückzuführen sein. Aus dieser Auffassung heraus entstanden ferner die Mischfiguren, die abnormen Fabeltiere des Altertums. In Rußland ist noch heutzutage die Anschauung, das Mißgestaltete berge einen Dämon, so verbreitet, daß das russische Strafgesetzbuch einen besonderen Schutzparagraphen für abnorm gebildete Menschen enthält. Für außerordentlich heilkräftig hielt man in der ältesten Zeit alles, was der Mensch von sich gab, und zwar nicht nur die Ausdünstungen, den Atem, den Speichel, den Kot, sondern auch die Sprache. Übrigens zeigt die älteste Medizin auch manche ganz treffende Beobachtung. Während das ganze Mittelalter hindurch und noch bis in die neuere Zeit hinein die Flöhe im Volksglauben als die Verbreiter der Pest galten, hatte man schon im graueſten Altertum die Mäuse als Pestträger in Verdacht. So wurde bei den Griechen der pestpfeilentsendende Apollon hier und da als Maus dargestellt. — Die Krankheit, mit anderen Worten den bösen Dämon, suchte man entweder durch Opferzusagen zum Verlassen des Körpers zu bewegen oder durch einen stärkeren Dämon zu vertreiben. Diesen stärkeren Geist glaubte man in den verschiedensten

Digitized by Google

Mitteln zu finden, in Mitteln, denen man abergläubischerweise zum Teil noch heutzutage gewisse Heilwirkungen zuschreibt. So wandte man schon in den urältesten Zeiten das Bibergeil gegen Frauenleiden an (noch heute bei den Zigeunern); in Sachsen galt als unfehlbares Mittel gegen Epilepsie ein Hornspan vom Bock oder Hirsch. Die Luchskralle, der Pferdezahn, der Natterkopf, die Hasenpfote waren gleichfalls hochgeschätzt. Am verbreitetsten war aber der durchbohrte Hechtwirbel, der bis in die paläolithische Zeit nachgewiesen ist. Auch durchbohrte Knochenscheiben vom menschlichen Oberschenkel hat man gefunden. Das dürfte mit dem verbreiteten Aberglauben von der Möglichkeit von Geburten aus dem Oberschenkel zusammenhängen. Auch durch Lärminstrumente suchte man den Krankheitsdämon zu vertreiben. Ein anderes Mittel war, ihn in irgend einen anderen Körper zu bannen; z. B. Frauenleiden jeder Art in eine Kröte. Oder man weihte dem Dämon eine Nachbildung des kranken Gliedes und suchte die Krankheit so in den nachgebildeten Körperteil zu bannen. Die Früchte und das Laub der Eiche waren schon zur Pfahlbauzeit geschätzt als Mittel gegen Ruhr und Tiergifte, die Ebereesche in Westfalen gegen fliegende Drachen und Versiegen der Milch bei den Kühen, der Wacholder gegen alle möglichen Krankheiten bei Mensch und Tier. Hirsche opferte man dem Dionys, damit die Geisteskrankheit (mänadische Raserei!) weiche. Die Flecktyphusepidemie bekämpfte man, wie in zwei Fällen nachgewiesen ist, durch Menschenopfer. Allgemein verbreitet war in der Vorzeit die Angst vor der Wiederkunft der Toten. Die Leichenverbrennung war nichts als ein Mittel, um durch möglichst gründliche Vernichtung von Leib und Seele dies zu verhüten. Ebenso galten die Opfer bei der Bestattung ursprünglich dem Gestorbenen. Erst viel später verwandelten sich die Totenopfer in Gottheitsopfer."

Es folgte nunmehr eine kleinere Mitteilung von Studiosus Mötefindt (Leipzig) über „einen vorgeschichtlichen Friedhof bei Wernigerode", der tatsächlich ein frühgeschichtlicher war. Es gelang dem Vortragenden, 59 Gräber vor unverständiger Zerstörung zu schützen, der 60 andere Gräber beim Ausheben des Grundes für eine Sägemühle leider schon verfallen waren. Sie gehören wahrscheinlich dem 7. oder 8. Jahrhundert nach Chr. an, bezeugen also zu einer Zeit, da das heutige Wernigerode noch nicht bestand, eine Ansiedlung an seiner Stelle, vielleicht schon eine von Christen, da die im übrigen fast beigabenlosen Skelette die Arme über der Brust gekreuzt hielten. Die Bevölkerung war wahrscheinlich sehr arm, denn der Mehrzahl der Leichen fehlte sogar der Holzsarg; sie lagen ohne jede Umhüllung, etwa 80 cm tief, im trockenen Kies.

Den Schlußvortrag hielt Professor Kossinna über den Eberswalder Goldfund, wobei er in einer großen Zahl von Lichtbildern sämtliche germanischen Goldgefäße der Bronzezeit vorführte. Der anderthalbstündige Vortrag brachte alles wesentliche in der Weise, wie es in dem Buche des Redners dargestellt ist „Der germanische Goldreichtum der Bronzezeit. I. Der Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde" (Mannusbibliothek 12). Es mag daher hier der Hinweis auf dies Buch genügen.

Die **3. Sitzung,** Sonnabend den 8. November, wurde ganz eingenommen von einem mit zahlreichen Lichtbildern ausgestatteten Vortrag des Kgl. Baurats Professor Dr. Albr. Haupt aus Hannover: Das Holz als maßgebender Stoff germanischer Kunstbetätigung. Auch dieser Vortrag hatte eine große, völkisch interessierte Zuhörerschaft herbeigelockt und fand reichen Beifall. Im Inhalte deckte er sich ziemlich mit dem bei der Kölner Hauptversammlung gehaltenen Vortrage des Redners. Es sei darum auf den kurzen Auszug dieses Vortrags im Tagungsbericht verwiesen (Mannus VI, S. 85 ff.).

In ähnlicher Weise wurde bei der **4. Sitzung,** Sonnabend den 29. November, ein auch schon in Köln gehaltener Vortrag den Berlinern vorgeführt. Der frühere Leiter der Vorgeschichtlichen Abteilung des Lüneburger Museums, M. M. Lienau, sprach in eingehender und wissenschaftlich recht wertvoller Weise über seine langjährigen Gräberforschungen im ehemaligen Herzogtum Lüneburg, besonders über Megalith-

Digitized by Google

gräber. Der Vortrag ist unter Beigabe von 30 Tafeln, 1 Karte und mehreren Textabbildungen soeben als Nr. 13 der von Professor Kossinna herausgegebenen Mannusbibliothek erschienen und führt den Titel: Über Megalithgräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend. — Der Vorsitzende, Professor Kossinna, beglückwünschte den Redner zu den Erfolgen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit in Lüneburg, die er nun dort abgeschlossen habe, und spricht die Hoffnung aus, daß die neue Wirksamkeit im Großherzogtum Oldenburg, die durch seine Vermittlung dem Vortragenden eröffnet worden sei, ebensolche reichen Früchte zeitigen möge. **G. Kossinna.**

2. Ausflug nach Eberswalde und Freienwalde.

Sonntag den 1. Juni fand der Sommerausflug der Gesellschaft statt, der den beiden Hauptorten des Kreises Oberbarnim, Eberswalde und Freienwalde, gewidmet war. Die Beteiligung am Ausfluge war eine sehr starke.

Man fuhr zunächst nach Eberswalde und von dort auf bereit gehaltenen Wagen nach dem in der wissenschaftlichen Welt so berühmt gewordenen Messingwerk, um dort unter Führung und Erläuterung des Vorsitzenden, Professor Kossinna, den herrlichen Goldschatz zu besichtigen, der infolge liebenswürdigen Entgegenkommens der Firma Hirsch ausnahmsweise zu dieser Stunde allein für die Gesellschaft zugänglich war. Kaum eine halbe Stunde hatte diese Augenweide gewährt, als die Rückfahrt der Teilnehmer nach Eberswalde eintreten mußte, um von hier mit der Bahn rechtzeitig nach Freienwalde geführt zu werden. Dort wurden sie von den Herren Stadtrat Dr. Fiddicke, Scheffler und dem berühmten märkischen Dichter Viktor Blüthgen empfangen und nach dem Hotel Demuth geleitet.

Herr Dr. Fiddicke führte hier in einem mit Lichtbildern überaus reich ausgestatteten Vortrage die ganze Vorgeschichte Oberbarnims vor, soweit sie in dem trefflichen kleinen Museum durch Funde dargestellt wird. Während die Steinzeit nur recht karg vertreten ist, zeigt sich die Bronzezeit desto reicher. Und zwar begegnet uns sowohl die germanische Kultur, obwohl nur spärlich, da nur das Gebiet westlich der Oder noch in den germanischen Bereich fällt: so mit den schönen Depotfunden von Heegermühle (Periode III) und von Altrüdnitz (Halsringe, getriebener Bronzedeckel, vergoldetes Armband, goldener Eidring: Periode V); als auch die illyrische (fälschlich Lausitzer genannte) Kultur, deren ältester Vertreter der interessante Depotfund von Bärwalde ist. Sehr reich vertreten sind dann die Urnen-Gräberfelder der jüngeren illyrischen Kultur mit ihren schön geformten und zum Teil auch ansprechend verzierten Tongefäßen und ihrem so geringen Vorrat an Bronzebeigaben; ihre Fundorte sind Freienwalde, Altgaul, Altglütze, Zellin, Ratsdorf, Althüttendorf u. a. — Aus der späteren Latènezeit stammt das durch Schefflers Veröffentlichung bekannt gewordene Urnenfeld von Altranft mit schönen Waffenfunden; aus der Kaiserzeit ein reich ausgestattetes Kriegergrab von Hohenwutzen. Auch der Wendenzeit und dem anschließenden deutschen Mittelalter waren einige Lichtbilder gewidmet.

Zum Schluß zeigte der Vortragende den am Morgen besichtigten Goldschatz vom Messingwerk in einem Gesamtbilde und hieran schloß sich eine Aussprache über den Goldschatz. Nach deren Schluß begründete Professor Kossinna in längeren Ausführungen seine eigene (jetzt allenthalben bekannte) Ansicht, daß der Schatz um die Mitte der 4. Bronzezeit-Periode, d. h. um 1100 oder spätestens ins 11. Jahrhundert vor Chr. zu setzen sei, daß die Goldschalen Kultgefäße gewesen seien und nicht Trinkbecher, wie von Laienseite behauptet worden ist, und endlich daß die Goldsachen, insonderheit die Gefäße, durchaus einheimische germanische Arbeit seien, ebenso wie die übrigen 58 fast ausschließlich auf germanischem Boden gefundenen ähnlichen Goldschalen.

Digitized by Google

Nachdem man sich durch ein treffliches Mittagsmahl gestärkt hatte, folgte die Besichtigung der im schmucken Neubau des Städtischen Museums untergebrachten Vorgeschichtlichen Sammlung des Geschichtsvereins von Oberbarnim, darauf auch der kleinen, aber nur in ausgewählt schönen Gefäßen bestehenden Sammlung des Herrn Amtsgerichtsrats Tummeley (Funde aus Wilhelmshöhe bei Usch, Kr. Kolmar in Posen: s. Mannus V, 319 ff. mit Tafeln). Ein schöner Spaziergang führte dann die Teilnehmer in den Kurpark, unter dessen herrlichen Bäumen der lang ersehnte Kaffe eingenommen wurde. Man besichtigte dann noch die neuen Anlagen der Moor- und Eisenbäder, um mit einem Gang auf das alte Kgl. Schloß, jetzige Villa des Dr. Rathenau, deren innere Einrichtung im Geschmacke der Zeit vom Anfang des 19. Jahrhunderts gehalten ist, die lange Reihe der Besichtigungen des Tages abzuschließen. Einige Stunden Rast in einem Garten nahe dem Bahnhofe — und man befand sich wieder auf der Fahrt nach Berlin. Außer den dankbar anerkannten Bemühungen des Herrn Dr. Siddicke hatte auch das herrliche Wetter viel zum schönen Gelingen des Ausfluges beigetragen. **G. Kossinna.**

3. Besichtigung des vorgeschichtlichen Gräberfeldes bei Diensdorf am Scharmützelsee, Kreis Beeskow-Storkow, Provinz Brandenburg, und eine Ausgrabung auf demselben.

In der Sitzung der Gesellschaft für Deutsche Vorgeschichte am 18. Juni 1913 machte ich die Mitteilung, daß ich seit geraumer Zeit bei Diensdorf-Radlow am Scharmützelsee ein Gräberfeld untersuche, welches Beisetzungen aus allen Perioden der jüngeren Bronzezeit enthält. Es sind bisher etwa 100 Gräber ausgehoben, die mehrere hundert Tongefäße, einige Steingeräte, Spiralen, Ringe, Nadeln aus Bronze und sogar eine Spirale aus Gold ergaben. Gleichzeitig lud ich zu einer Besichtigung des Gräberfeldes und zu einer Ausgrabung ein, die am Freitag den 27. Juni nachmittags stattfinden sollte.

Am genannten Tage hatten sich in Fürstenwalde an der Spree 9 Mitglieder unserer Gesellschaft, worunter auch der Vorsitzende, Herr Professor Kossinna, sowie drei Herren von der Anthropologischen Gesellschaft eingefunden. Hier wurde eilig der Kaffe getrunken und dann mit der Kleinbahn nach Pieskow gefahren. Von hier mit Motorboot nach Diensdorf, wo wir von den Schülern und Lehrern des Scharmützelsee-Pädagogiums erwartet wurden, die sich uns anschlossen. Durch eine schon ausgebeutete Kiesgrube, in der bereits früher Brandgräber gefunden worden sind, gingen wir in einigen Minuten zu einem erhöhten Gelände, das östlich zum Scharmützelsee abfällt. Auf dem sogenannten Schinderberg, auf dem ich im Jahre 1894 die ersten Anzeichen von vorgeschichtlichen Gräbern entdeckt habe, gab ich den Anwesenden inmitten zahlreicher Steinhaufen, die aus den Steinen bereits ausgehobener Gräber errichtet waren, die nötigen Hinweise. Ich bemerkte, daß ich durch verschiedene Umstände, namentlich durch die Auffindung eines Hügelgrabes mit 17 Gefäßen (bei denen 9 mit Buckeln), im benachbarten Radlower Walde zu der Vermutung kam [1]), daß sich das Gräberfeld in demselben fortsetze. Eine Untersuchung im Walde wurde mir damals jedoch nicht gestattet. Erst als im Januar 1913 die Berliner Landbank das Rittergut Radlow erwarb, zu dem der Wald gehört, erhielt ich in entgegenkommendster Weise die Erlaubnis zu meinen jetzigen Arbeiten, zu denen ich bisher etwa 30 Tage verwendet habe. Dies Gräberfeld weicht insofern von den bekannten Urnenfeldern ab, als hier die Gräber in größeren und kleineren Gruppen beisammen liegen. Jede Gruppe enthält ältere Hügelgräber, die einen Durchmesser von 5—6 Meter haben, daran schließen

[1]) Veröffentlicht in der Zeitschrift für Ethnologie 1909 S. 690—97.

Digitized by Google

sich Gräber mit Steinpackungen an und zuletzt folgen Flachgräber mit wenig oder ganz ohne Steindeckung. Die letzteren enthielten gewöhnlich die meisten Bronzebeigaben. Ich schließe daraus, daß wir es hier mit Sippen- oder Familiengräbern zu tun haben, doch muß die endgültige Begutachtung der abgeschlossenen Untersuchung vorbehalten bleiben. Man sieht, wie angebracht es war, daß ich dies Gräberfeld stets im Auge behielt, denn im Walde wird jetzt aus mehreren Gruben Kies gefahren und dabei ist es nicht zu vermeiden, daß die Gräber zerstört werden.

Nach diesen Erläuterungen schritten wir zu der vorbereiteten Ausgrabung. Eine von der oberen Kulturerde befreite, noch gänzlich unberührte Steinpackung enthielt zwei Beisetzungen in zwei zerdrückten terrinenförmigen Urnen, Bruchstücke von Deckschüsseln und fünf Beigefäße, die Dreieck- und Punktverzierungen zeigten. Die anwesenden Mediziner und Anthropologen stellten fest, daß der Leichenbrand, der sich in den beiden Urnen befand, jugendlichen Personen angehört haben müsse. In einem zweiten Grabe, von dem bereits zum Teil die Steinpackung entfernt war, konnte die Schichtung der Steine, auch die kistenförmige Lage der unteren Steine, zwischen denen 5 Gefäße standen, sehr gut beobachtet werden. Fast alle Gefäße waren reich verziert und ihr guter Erhaltungszustand wurde allgemein bewundert. Ich erklärte, daß das nicht immer der Fall sei und hier angenommen werden müsse, da die Gefäße ausnahmsweise sehr tief (150 cm) liegen, daß sie vom Frost verschont geblieben, auch durch die gut erhaltene Lage der Steine geschützt worden sind. Herr Professor Kossinna wies die beiden Gräber der 4. bis 5. Periode der Bronzezeit zu, also dem 11.—9. Jahrhundert vor Christi Geburt.

Nunmehr mußten wir an den Aufbruch denken. Mit unserem Motorboot fuhren wir nach Saarow, wo zu Abend gegessen wurde, und gegen 9 Uhr mit der Bahn nach Berlin.

Alle Teilnehmer des vom Wetter so begünstigten Ausflugs waren höchst befriedigt von dem in den wenigen Nachmittagsstunden Gesehenen und Gehörten.

Hermann Busse.

Digitized by Google

V. Bücherbesprechungen.

Maurus Horst, Die „natürlichen" Grundstämme der Menschheit. Heft 12 der „Beiträge zur Rassenkunde". Hildburghausen 1913. Thüringische Verlagsanstalt. 1 Mark einschließlich „Nachträge".

Wer sich mit „Menschenkunde" beschäftigt, der konnte seit vielen Jahren beobachten, wie zwar jede Möglichkeit der Abstammung der Menschen von den bekannten „Großaffen" noch immer mit größter Beflissenheit abgeleugnet wurde, wie aber dabei deren körperliche sowie seelische „Einzeleigenschaften" immer eingehender und sorgfältiger studiert und schließlich fast ausnahmslos „vergleichsweise" beigezogen wurden. So sah es jeder Einsichtige zuletzt wie selbstverständlich kommen, daß man von diesen „Vettern" selbst, d. h. begreiflicherweise von ihren vorzeitlichen „Stammformen" ausgehend, die Menschen-Ableitung versuchte. Freilich eine „Schutzwand" errichtete man noch stets zwischen sich und den „Gehaßten"; es durfte nur ein „gemeinsamer Vorgänger sein," der das Wunder vollbrachte. Er durfte noch keine „Langarme", riesigen „Eckzähne" und „Scheitelkämme" oder derartige wild-tierische Besonderheiten der heutigen Großaffen zeigen, er mußte viel „menschenähnlicher" sein. Eine Sachlage, die es leider aber sofort mit sich brachte, daß man einerseits bis zu den höchst entfernt „handähnlichen" Pratzenfährten der Urmolche, andererseits bis zur kontroversen Erfindung „äußerst menschenähnlicher Ursäuger" sich verstieg, von denen abwärtsschreitend dann alle niederen Säugetiere (mit dem absurden Schlagworte: „Der Affe kommt vom Menschen her") abzuleiten sein sollten! Daß nun der bekannteste Ur-Menschenaffe, der schimpanseartige Dryopithekus Mittel-Europas einen menschlich-kurzen Oberarm, der frühgibbonartige Propliopithekus Nord-Ägyptens kleine Eckzähne, der pavianartige Cynocephalus fossilis Nordindiens sicherlich noch keinen gorillaartigen Scheitelkamm besaß, übersah man gänzlich — so mußte die Entdeckung, daß der gesuchte Vorgänger längst bekannt und nur „verkannt" war, erst gemacht werden! Niemand hatte dieses alles besser vorausgesehen, als der Anatom Karl Vogt (seit 1852/63) und sein gelehriger Kollege Schaaffhausen (1857/66), zumal nach dem der Höhlenforscher Fuhlrott den so primitiven Neandertaler Urmenschen (1886) entdeckt und beschrieben hatte. Namentlich die Erstgenannten bezeichneten denselben sachverständig sofort als eine solche notwendige „Übergangsform" vom Großaffen zum Menschen; aber alle mußten genau 50 Jahre auf schließliche Anerkennung warten. Erst in unseren Tagen wird sie ihnen völlig zuteil: Das so hochgehaltene biblische Dogma von der „Arteinheit" der Menschen konnte verlassen werden, nachdem 1906/07 O. Hertwig und G. Steinmann kühn der durchgreifenden „Vielstämmigkeits"-Lehre oder Polygenetik der Lebewesen und anschließend der aller Säuger und Menschen Bahn gebrochen hatten. Jetzt konnte Sergi seit 1908, Melchers und Klaatsch seit 1910 und obenbezeichneter Autor seit 1913 mit entsprechenden „Theorien" hervortreten: Sergi ließ alle Menschen mit den

Digitized by Google

„Großaffen der 3 Alterdteile“ gemeinschaftlich entstehen; Klaatsch wandte sich einer zweiteiligen (später nur flüchtigst dreiteiligen) Gruppierung derselben nach den „östlichen“ und „westlichen Großaffen“ (mit „Urgibbon“ für alle) zu; Melchers versuchte Ableitung von den neuerdings anerkannten „4 menschenähnlichen Affen“, einschließlich des unreifen kleinen Gibbon auch für Großmenschen. Horst war der Erste, welcher die „3 Großaffenstämme“ für die „Großmenschen“ und die 3 diesen vorausgehenden und verwandten „Halb-Menschenaffen“ (nach Art des Gibbon) für die „Zwergmenschen“ vorschlug; der ferner für die sämtlichen „Abstufungen“ derselben die Eiszeiten als genau „koinzident“ erwies; der endlich das erste Auftreten des Halbmenschen damit ins Pliozän oder „Endtertiär“ verlegte, womit auch die wirklichen Fortschritte der „künstlichen Werkzeuge“ des Urmenschen übereinstimmen. So ists jetzt nur noch eine Aufgabe der „beschreibenden“ Anthropologie die körperlichen, seelischen und kulturellen Belegstücke der Ur- und Kulturmenschheit im Einzelnen zu erforschen und darzustellen. Auch die aktuellen Rassenfragen, die alte „Neger“-, „Mongolen“- und „Europäer“-Frage, die wichtige „Arier“- und die politisch gewichtige künftige „Lettoslaven“-Frage, alle werden durch diese Schrift endgültig aufgehellt. So kann dieselbe bei ihrer allgemeinverständlichen Abfassung jedem Freunde der „Menschenkunde“ bestens empfohlen werden! —

Kassel. Dr. Hans Tittmann.

Anmerkung des Herausgebers. Wir haben der oben abgedruckten, unverlangt eingesandten Besprechung des Horstschen Buches Raum gegeben, können jedoch die begeisterte Zustimmung des Herrn Tittmann zu den Aufstellungen des Herrn Horst uns nicht zu eigen machen.

R. R. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands. 283 S. gr. Quart, 140 Textabbildungen, 47 Lichtdrucktafeln. (Schweizerbartscher Verlag, Nägele und Dr. Sproesser in Stuttgart, 1912.) Unter Mitwirkung von E. Koken und A. Schliz.

Das Werk gliedert sich in drei oder vier Abschnitte: In einen archäologischen von R. R. Schmidt, in einen geologisch-paläontologischen von E. v. Koken und in einen anthropologischen von A. Schliz. Am Schlusse gibt Schmidt eine chronologische Zusammenfassung.

Schmidt bespricht eingangs die Eolithenfrage, zuerst mit Bezugnahme auf Westeuropa, dann auf Deutschland. Er kommt bei vorsichtiger Abwägung aller für und gegen sprechender Gründe im allgemeinen zu einer Ablehnung der Eolithen, wenngleich er natürlich das Bestehen vorpaläolithischer Kulturen nicht in Abrede stellt. Schmidt ist mit dem Großteil der besonnenen Forscher der Anschauung, daß „eine sichere Anerkennung der weit zurückliegenden vorpaläolithischen Eolithen erst dann verlangt werden kann, wenn menschliche Reste mit diesen einwandfrei nachgewiesen werden können“. Der Erörterung der Eolithenfrage läßt der Verfasser das Hauptkapitel seines Werkes „Die ältere Steinzeit Deutschlands“ folgen. Durch die Zerlegung des deutschen Fundgebietes in vier Fundgruppen, welche durch die geographische Verteilung der Fundplätze gerechtfertigt erscheint, wird die Übersichtlichkeit wesentlich gefördert. Der Verfasser beginnt mit der „schwäbisch-süddeutschen Fundgruppe“, da diese „die gründlichste stratigraphische Erforschung gefunden“. Von den zahlreichen Fundstellen dieser Gruppe kommt dem Sirgenstein die größte Bedeutung zu wegen seiner reichen Abfolge der Kulturen vom Primitiv-Mousterien bis zum Spät-Magdalénien. Als wertvolle Ergänzung tritt dem prächtigen Sirgensteinprofil das Profil der großen Ofnet mit seinem durch eine einzigartige Schädelbestattung ausgezeichneten Azilien-Tardenoisien-Niveau zur Seite. Zeitlich weiter zurück als diese Gruppe von Funden führt die „südwestdeutsche Fundgruppe“.

Digitized by Google

Als wichtigster Fundplatz darf hier die Lößstation Achenheim bei Straßburg gelten. Sie reicht mit ihren allerdings spärlichen Funden aus dem älteren Löß mindestens bis in das Acheuléen zurück, so daß man hier die schon von V. Commont bei St. Acheul erkannte Gleichzeitigkeit der älteren Lößbildung mit dieser Kulturstufe auf deutschem Boden bestätigt findet.

Das Moustérien liegt in Achenheim auf der Verlehmungszone des älteren Lösses, das Aurignacien fällt mit einer Verlehmungszone zusammen, welche ungefähr mitten im jüngeren Löß zieht und die ich vom Rhein bis nach Osteuropa nachweisen konnte, wie ich auf dem internationalen Kongreß in Genf im September 1912 darlegte. Der über diesem, von mir „Göttweiger Verlehmungszone" genannten Laimen lagernde Löß war in Achenheim bisher fundleer. Sein archäologisches Äquivalent liegt aber in den Funden von Munzingen bei Freiburg i. B. vor. Schmidt deutet diese als „zweifelloses Hoch-Magdalénien", und zwar auf Grund des archäologischen, fauniſtiſchen und ſtratigraphiſchen Befundes. Mit Rücksicht auf die große Bedeutung, welche dieser Entscheidung des Verfassers für sein Urteil über den Alterszusammenhang der archäologischen, geologischen und paläontologischen Erscheinungen des Quartärs zukommt, ist es wohl am Platz, sich mit dieser Altersbestimmung etwas eingehender zu befassen.

Die archäologischen Funde aus dem jüngeren Löß von Munzingen zeigen, wie ich schon mehrmals betont, gar keine Formen, welche aus dem Typenkreis des Jung-Aurignacien herausfallen; dies gilt sowohl von den Stein- als auch von den Beingegenständen. Man dürfte da höchstens sagen, diese Funde könnten Magdalénien sein, müßte aber beifügen, daß für diese Stufe typische Geräte hier gänzlich fehlen. Wenn der Verfasser aber hier sogar eine bestimmte Phase des Magdalénien erkennt und auf Hoch-Magdalénien einstellt, so kommt dies offenbar daher, daß er einer der wenigen vom Schicksal auserwählten Diluvialprähistoriker ist, die mit den west- und mitteleuropäischen Lößfundplätzen vertraut sind und daher allein imstande sind, das Magdalénien im jüngeren Löß zu erkennen (vgl. S. 108). Da muß ich freilich offen gestehen, daß mir eine solche feine Unterscheidungsfähigkeit, eine so intime Vertrautheit mit der Typologie der paläolithischen Industrien völlig mangelt. Sehen wir uns indes die übrigen Stützen des „Hoch-Magdalénien" von Munzingen an.

Bezüglich der Fauna habe ich schon 1909 darauf verwiesen, daß die Armut der Fauna von Munzingen (nur Ren) lediglich auf die Armut des vorhandenen Knochenmateriales zurückzuführen ist, aber keinen Rückschluß auf die gleichzeitige Fauna überhaupt gestattet, welche Ansicht in vorliegendem Werke auch Koken ausspricht (S. 201). Daher erscheint auch Schmidts Hinweis auf einen Altersunterschied zwischen den Faunen von Rhens-Metternich und Munzingen unangebracht. Daß aber der stratigraphische Befund die Kulturschichte Munzingens in völliger Übereinstimmung mit den zahlreichen österreichischen Lößfundschichten erscheinen läßt, die ausnahmslos dem Aurignacien und frühesten Solutréen (Font Robert-Kultur) angehören, habe ich unlängst in meiner Abhandlung „Die Chronologie des jüngeren Quartärs" dargelegt. Bei der je nach der Örtlichkeit verschiedenen Mächtigkeit der oberen Abteilung des jüngeren Lösses versteht es sich von selbst, daß an und für sich gleichalte Kulturschichten je nach örtlichen Umständen innerhalb des gegebenen Spielraumes verschieden hoch lagern können. Mithin gibt uns auch die Stratigraphie kein Recht, Munzingen als Magdalénien zu bezeichnen. Dazu kommt noch etwas, was dieses Magdalénien sehr bloßstellt: Wenn man nämlich mit Schmidt die Bildung des oberen Abschnittes des jüngeren Löß dem Magdalénien zeitlich gleichstellt, an der Basis aber das Jung-Aurignacien liegt, so muß man sich doch vor allem fragen, wo dann eigentlich das Solutréen liegen soll, dessen Dasein in Deutschland durch die Sirgenstein- und Ofnet-Funde verbürgt ist. Dazu kommt weiters, daß, wie Schmidt jetzt selbst zugeben muß, im östlichen Europa nur Aurignacienstationen vorliegen und gerade ihre Schichten den jüngeren Löß bis in seine obersten Teile durchziehen. Denn in Österreich liegt das Jung-Aurignacien oft nur

Digitized by Google

1—2 m unter der Oberfläche des jüngeren Lösses, genau so wie in Munzingen. Das sagt doch, daß im östlichen Europa die Lößbildung während des jüngeren Aurignacien und ältesten Solutréen geendet hat. Berücksichtigt man nun meinen jüngst erbrachten Nachweis der vollständigen Übereinstimmung des Lößaufbaues in Österreich mit dem in Westdeutschland, so muß man unter der durchaus berechtigten Voraussetzung einer jeweilig einheitlichen Kulturbedeckung Europas auch vom oberen Teil des jüngeren Lösses am Rhein eine in das Jung-Aurignacien fallende Bildungszeit annehmen. Hätte Schmidt Recht, müßte aber die Lößbildung in Österreich beträchtlich früher (schon im Jung-Aurignacien) aufgehört haben als am Rhein, wo sie sogar noch nach dem Hochmagdalénien andauern soll. Bei der geographischen Lage der beiden Gebiete würde man das Gegenteil noch eher begreifen: Eine längere Dauer der Lößbildung in Österreich entsprechend der mehr festländischen Lage dieses Landes. Indessen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Lößbildung in Europa überall gleichzeitig stattfand und endigte. Da Schmidt doch auch nicht annehmen kann, daß zu gleicher Zeit in Munzingen die Magdalénienkultur und z. B. in Willendorf die Aurignacienkultur herrschte, so muß, da das Aurignacien im obersten Löß Österreichs unbestritten ist, Munzingen ebenfalls Aurignacien sein. Ich möchte an diese Bemerkungen über Munzingen die Bitte an die rühmlich bekannte und erfolgreiche naturforschende Gesellschaft in Freiburg i. B. knüpfen, eine systematische Ausgrabung der Kulturschichte von Munzingen zu veranstalten, um eine dauernde Heilung der heute so stark um sich greifenden Lößmagdalénien-Manie herbeizuführen.

Innerhalb der Rheinisch-westfälischen Fundgruppe kommt größere Bedeutung lediglich den beiden Höhlen des Kartsteins, dann der Wildscheuer und der freien Station Andernach zu. Was den letzteren Fundplatz betrifft, ist es unrichtig, ihn als Lößstation zu bezeichnen. Seite 89 muß der Verfasser selbst gestehen, daß die Kulturschichte im verlehmten jüngeren Löß lagerte; „die genaue Tiefenlage der Andernacher Funde im Lößlehm wissen wir nicht". Da der Verfasser Munzingen und Andernach ins Hoch-Magdalénien stellt, so ergibt sich ein Unterschied der vertikalen Lagerung von ein paar Meter für dieselbe Stufe des Magdalénien, welchen Unterschied der Verfasser durch die schnelle Lößbildung erklären will. Tatsächlich ist, wie ich gezeigt, Munzingen überhaupt kein Magdalénien und die Lagerung des Magdalénien von Andernach beweist, daß diese Kultur jünger ist als die jüngste Lößabteilung. Nach der von Schmidt in bezug auf Andernach angewendeten Methode ließe sich die Lößbildung bis in die Neuzeit hinein nachweisen, da in der verlehmten oberflächlichen Partie oder im umgelagerten Löß — oft mehrere Meter tief, Funde sämtlicher Kulturstufen seit dem Magdalénien anzutreffen sind. Es ist somit Andernach aus der Reihe der Lößstationen auszuschalten. In Schmidts Erklärung des Alters des Lösses liegt eine der Fehlerquellen für seine Quartär-Chronologie. Welche Tragweite der Verfasser seinem typischen Hoch- und Spät-Magdalénien in der oberen Abteilung des jüngeren Löß beimißt (Munzingen wäre, selbst wenn es Magdalénien wäre, alles eher als typisch!), geht aus der Folgerung des Verfassers S. 92 hervor: „Damit ist zugleich bewiesen, daß die gesamten jungpaläolithischen Kulturen der Ablagerungszeit des jüngeren Löß angehören. . . . Das Spätmagdalénien fällt an das Ende der Ablagerungszeit des jüngeren, postglazialen Lösses. Mit dem Ausgang der Lößzeit verlassen die arktischen Tiere die mitteleuropäischen Gebiete; mit diesem bedeutsamen geologischen Wendepunkt erlischt auch allmählich die Kultur der älteren Steinzeit. Mit dem Abschlusse der Lößzeit schließt für uns die Geschichte der diluvialen Vorzeit; im Azilien betreten wir bereits die Schwelle zu unserer gegenwärtigen erdgeschichtlichen Ära." Wie die Begründung, so sind auch diese Folgerungen des Verfassers vollständig unzutreffend. Die ältere Steinzeit ragt gewiß mehrere Jahrtausende über das Ende der Lößbildung hinaus. Die arktische Tierwelt verläßt nicht mit dem Ausgang der Lößzeit die mitteleuropäischen

Digitized by Google

Gebiete, sondern die Mikrofauna bricht in ihrer großen Menge erst nach beendeter Lößablagerung ein, daher liegt sie nicht im Löß, sondern ebenso wie das Magdalénien auf dem Löß. Lediglich die ersten Vorboten der Eiszeit finden sich im obersten Löß, wie z. B. myodes torquatus in Předmost. Das stimmt sehr gut mit der Zeitstellung, die ich dem oberen jüngeren Löß am Ende des Riß-Würm-Interglaziales einräume, überein. Wenn für Schmidt mit dem Abschlusse der Lößzeit die Geschichte der diluvialen Vorzeit abschließt, so hätte er Solutréen und Magdalénien nicht mehr behandeln dürfen.

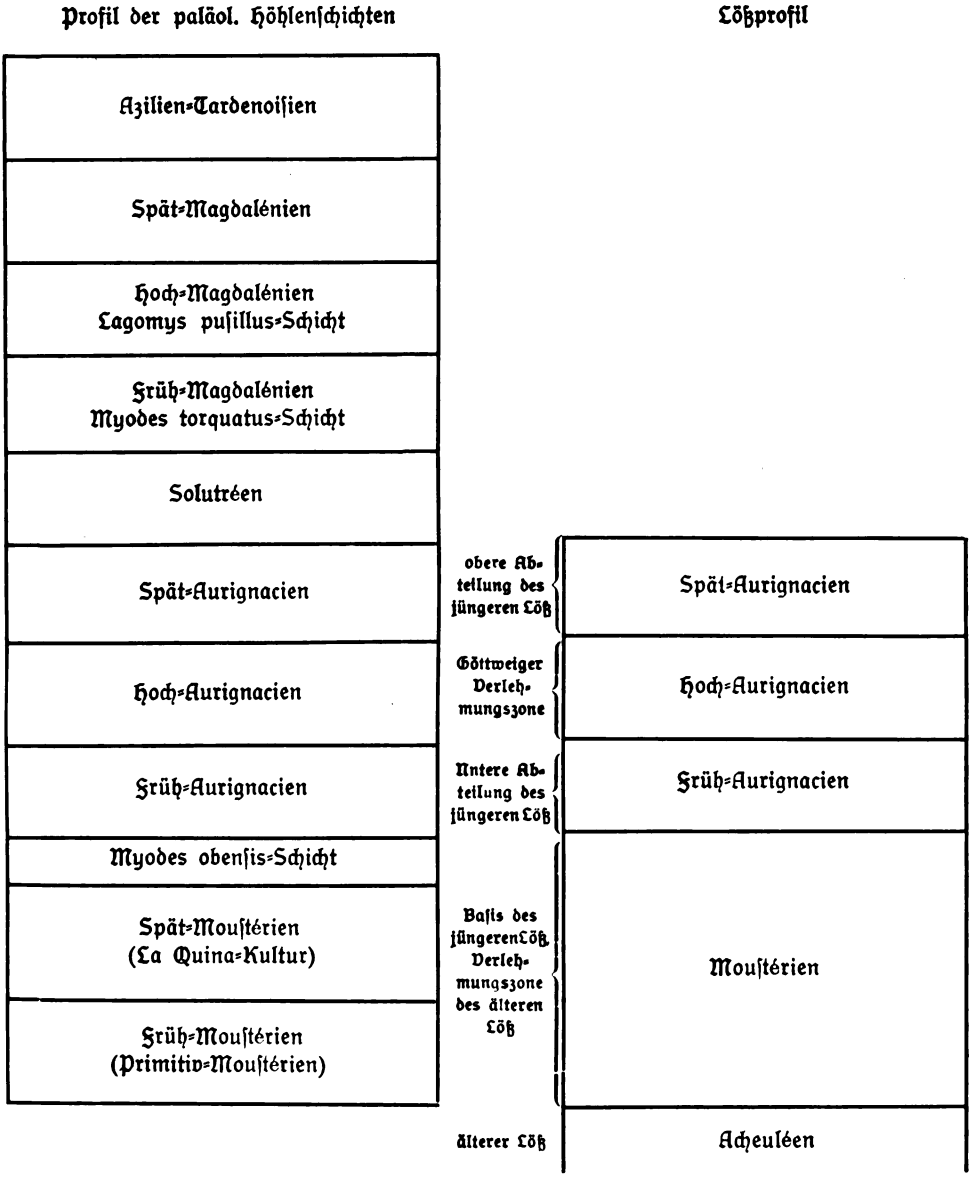
In der norddeutschen Fundgruppe kommt die weitaus größte Bedeutung den sehr altertümlichen Stationen des Ilmtales, Weimar, Taubach und Ehringsdorf zu. Der Verfasser stellt diese seit fast 40 Jahren bekannten und im Verlaufe dieser Zeit in fast alle paläolithischen Kulturstufen versetzt gewesenen Funde in Übereinstimmung mit mir in das Acheuléen. Unzutreffend ist aber wieder seine Parallelisierung dieser Kulturstufe mit dem Riß-Würm-Interglazial, an der man schon den Einfluß Schmidts unrichtiger Altersbestimmung des jüngeren Löß merkt. Das Acheuléen fällt, wie ich zu Weimar 1912 begründete, in das Mindel-Riß-Interglazial und nicht in das Riß-Würm-Interglazial. Die wichtigsten Ergebnisse seiner Untersuchungen in Deutschland faßt der Verfasser im Kapitel „Die stratigraphischen Grundlagen und die Entwicklung der älteren Steinzeit Deutschlands" zusammen. Wie die Darstellung der Schichtenfolge S. 107 zu verbessern ist, geht aus dem oben Gesagten hervor: Im jüngeren Löß Deutschlands ist kein Platz für das Solutréen und Magdalénien, demnach auch nicht für die obere Nagetierschichte; nirgends läßt sich im jüngeren Löß ein Kältehorizont nachweisen, wie ihn der Verfasser annimmt, und schon ein Blick auf die Lagerung der unteren Nagetierschichte muß nahelegen, auch die obere Nagetierschichte in eine lößfreie Zeit (Verlehmungszone) zu verlegen, was den Tatsachen entspricht.

In Anbetracht dieser Grundfehler Schmidts klingt es daher etwas eigentümlich, wenn er S. 108 bemerkt: „Daß das Magdalénien gleichfalls noch in die jüngere Lößphase zurückreicht, ist die Ansicht derjenigen Diluvialprähistoriker, die mit den west- und mitteleuropäischen Lößfundplätzen vertraut sind!" Jedenfalls muß man den Mut des Verfassers bewundern, der auf Grund eines so ärmlichen Fundes wie des Fundes von Munzingen so gewichtige Schlüsse ableitet. Es stößt ihm dabei dasselbe Unglück zu wie Herrn Hugo Obermaier in Paris bezüglich der nach seiner Meinung dem Magdalénien angehörigen Lößstationen Aggsbach und Gobelsburg in Nieder-Österreich, die, wie jetzt auch Schmidt eingestehen muß (vgl. S. 266), dem Jung-Aurignacien angehören. Auch Schmidts Bemerkungen über eine magdalénienzeitliche Fauna im jüngeren Löß sind ganz unzutreffend, da die Makrofauna des Aurignacien während der Bildung der obersten Lößlagen nicht ausgestorben war, wie auch Koken hervorhebt, sondern Knochenfunde nur deshalb hier selten sind, weil dieser Lößabschnitt verhältnismäßig sehr rasch zur Ablagerung kam. Das Verhältnis zwischen den Höhlenschichten und dem Lößprofil ist also gegenüber Schmidt (S. 109) folgendermaßen zu ändern:

In diesen Profilen bedeutet die arktische Mikrofauna des späten Solutréen und frühen Magdalénien die Würm-Eiszeit und nicht, wie der Verfasser meint, bloß den Bühlvorstoß. Diese strengeiszeitliche Fauna fällt nicht mehr in die Bildungszeit des jüngeren Löß, die in ihrer Gänze vor der Würmeiszeit liegt, mithin der Ablagerungszeit der Niederterrasse vorausgeht.

Um die innigen Zusammenhänge zwischen dem Paläolithikum West- und Mitteleuropas darzulegen, widmet der Verfasser der Entwicklung der paläolithischen Kultur Westeuropas einen eigenen Abschnitt mit besonderer Berücksichtigung der Stratigraphie; im Anschlusse daran gibt er einen Überblick über die Hauptentwicklungszüge der paläolithischen Kunst. Schließlich folgt eine kurze Zusammenfassung der vorausgehenden Dar-

Digitized by Google



legungen in dem Abschnitt: „Gemeinsame Entwicklungszüge der älteren Steinzeit Deutschlands und Westeuropas". Das in diesem Kapitel vom Verfasser vermerkte Fehlen des Spät-Solutréen in Mitteleuropa dürfte durch das zeitliche Zusammentreffen dieser Stufe mit der Würm-Eiszeit zu erklären sein. Der Vergleich des Kulturganges Westeuropas und Deutschlands zeigt die Übereinstimmung der beiden Gebiete.

„Die Geologie und Tierwelt der paläolithischen Kulturstätten Deutschlands" ist der von E. von Koken verfaßte Abschnitt des Werkes betitelt, der, wie ich zeigen will, die Berechtigung meiner Kritik der Schmidtschen Aufstellung hinlänglich erweist, wenn

Digitized by Google

auch Koken anscheinend schließlich zu demselben Ergebnis kommt wie Schmidt. In seiner Einleitung führt Koken neun Faunen des Diluviums an, deren Studium sofort klar macht, daß die Schmidtsche Auffassung mit der Kokens unvereinbar ist, aber auch, daß diese Faunenreihe Kokens an und für sich unrichtig ist. Koken nennt als 3. Fauna eine „Antiquusfauna ohne pliozäne Formen", die er in das Mindel-Riß-Interglazial stellt und dem Chelleen gleichsetzt, als 4. Fauna eine „ältere Primigeniusfauna" ohne Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii, die er mit der Riß-Eiszeit in Zusammenhang bringt, als 5. Fauna eine „jüngere Antiquusfauna", die dem Riß-Würm-Interglazial entsprechen soll, als 6. Fauna eine „jüngere Primigeniusfauna", die er dem Würmglazial gleichsetzt; postwürm sind somit die 7. „Equusfauna", 8. „Spätglaziale Fauna" und 9. „Postglaziale Fauna". Auf die Unrichtigkeit dieser Faunenreihe habe ich bereits in meiner „Chronologie des jüngeren Quartärs" hingewiesen. Sie läßt sich sehr leicht nachweisen: Übereinstimmend wird heute in den maßgebenden Fachkreisen folgende archäologisch-paläontologische Abfolge anerkannt.

Chelléen-Antiquusfauna,
Acheuléen-Mischfauna (Antiquus- und Primigenius-Fauna),
Moustérien-Primigeniusfauna mit arktischer Mikrofauna
Aurignacien- „ ohne arktischer Mikrofauna,
Solutréen- „ ohne und mit arktischer Mikrofauna,
Magdalénien- „ mit arktischer Mikrofauna.
Azilien-Tardenoisien-Übergang zur Waldfauna.

Diese Reihenfolge hat sich bei allen Untersuchungen immer wieder bestätigt und ich befinde mich in voller Übereinstimmung mit Obermaier, Breuil, R. R. Schmidt u. a., wenn ich sie für unzweifelhaft erwiesen erachte. Das ist deshalb sehr wichtig, weil damit alle Chronologiesysteme ausscheiden, welche nach dem Chelléen noch eine Wiederkehr der Antiquusfauna vertreten, wie z. B. das System Penks oder Wiegers. Bei der Parallelisierung der obigen beiden Reihen mit der geologischen Reihe können also überhaupt nur die zwei Möglichkeiten in Betracht kommen, welche nur eine Antiquusfauna im Chelléen (und Acheuléen) kennen. Das sind das System M. Boule-H. Obermaier und R. R. Schmidt einerseits und meine Aufstellung andererseits. In ersterem erscheint bekanntlich das Chelléen im letzten Interglazial, so daß die milde Phase des Aurignacien in Penks Achenschwankung fällt; ich stelle das Chelléen wie Penk, Wiegers und auch Koken in das Mindel-Riß-Interglazial, aber es kehrt in meinem Chronologieschema entsprechend der obigen gesicherten archäologisch-paläontologischen Abfolge keine Antiquusfauna im letzten Interglazial wieder, sondern seine Fauna ist die Primigeniusfauna des Aurignacien, die auf ein kühles letztes Interglazial schließen läßt. Ich betone mit Genugtuung, daß Koken selbst das Chelléen in das Mindel-Riß-Interglazial gestellt hat, womit er selbst im selben Werke die Unrichtigkeit der am Schlusse des Werkes gebrachten Chronologie seines archäologischen Mitarbeiters Schmidt beweist. Auf sie möchte ich hier mit Übergehung einer Kritik der Einzelausführungen Kokens über die verschiedenen Fundstätten Deutschlands, deren richtige Deutung ja aus den obigen allgemeinen Ausführungen hervorgeht, zu sprechen kommen. Nur bezüglich S. 181 „Das Diluvium des Neckartales" muß ich schon hier bemerken, daß das dort angegebene kombinierte (!) Gesamtbild der Ablagerungen und Faunen unmöglich richtig sein kann. Daß hier ebensowenig wie an irgendeiner Stelle von einer Unterlagerung einer warmen Fauna durch eine kalte Fauna gesprochen werden kann, darüber belehrt uns der Mammutlehm von Cannstatt, wie ich weiter unten zeigen werde. In dem Abschnitt „Die diluvialen Menschenreste Deutschlands" behandelt A. Schliz eingehend die nicht sehr zahlreichen fossilen Menschenreste, unter welchen die dem Azilien angehörige Schädelreihe aus der Ofnet eine besonders genaue Untersuchung erfahren hat.

Digitized by Google

Das letzte Kapitel des Werkes betitelt Schmidt „Die diluvialchronologischen Grundlagen für das relative Alter des Menschengeschlechtes".

Die Lektüre dieses Kapitels offenbart am deutlichsten die vollständige Ratlosigkeit des Verfassers bezüglich der Hauptfragen des Quartärs. Der Fleiß, mit welchem der Verfasser die zum Teil von ihm selbst mit größter Gewissenhaftigkeit untersuchten Fundstellen beschrieben und ihre Literatur vermerkt hat, ist über jedes Lob erhaben, aber das große Ziel der ganzen Arbeit, das in der Erkenntnis des Zusammenhanges der Erscheinungen der beteiligten Wissenszweige besteht, mit einem Worte die Quartärchronologie, ist gänzlich verfehlt. Ich verweise z. B. nur darauf, daß Koken auf S. 160 das Chelléen vor den Mammutlehm von Cannstatt stellt, während Schmidt S. 260 schreibt: „Die Stufe von Mauer und das Chelléen sind noch durch eine ganze Eiszeit, die Rißeiszeit, voneinander geschieden. Die letztere wird faunistisch u. a. repräsentiert durch den Cannstatter Mammutlehm mit der älteren Primigeniusfauna .... Auch einige Silexsplitter lieferte der Mammutlehm, die aber leider nicht typisch genug sind, um durch sie den Nachweis für eine rißeiszeitliche Kultur erbringen zu können." Nach Schmidt ist also das Chelléen jünger als der Mammutlehm von Cannstatt und der Leser des Werkes soll bezüglich des Widerspruches in der Altersansetzung des Chelléen, der sich da zwischen Koken und Schmidt ergab, durch die Anmerkung Schmidts beruhigt werden, in der er Kokens Satz S. 212 anführt: „In die letzte große interglaziale Periode rechnen wir die archäologischen Funde von St. Acheul." Das ist nun ein sehr zweideutiger Ausspruch, den man keineswegs so auffassen muß wie Schmidt; denn hätte Koken damit das Riß-Würm-Interglazial gemeint, so wäre da gerade die von Koken gebrauchte Bezeichnung „große" nicht glücklich, da das Riß-Würm-Interglazial nach allen Auffassungen ein relativ kurzes Interglazial war, besonders gegenüber dem Mindel-Riß-Interglazial. Wenn also Koken das Riß-Würm-Interglazial gemeint hätte, hätte er nicht die Bezeichnung „große" gebrauchen dürfen, sondern hätte einfach vom letzten Interglazial gesprochen, das ja auf alle Fälle das Riß-Würm-Interglazial ist. Man kann nur von einem letzten „großen Interglazial" sprechen, wenn man auch an ein letztes kleines Interglazial denkt. Daher bin ich überzeugt, daß unser leider so früh dahingegangener Koken seine Ansicht von S. 160 bis S. 212 nicht geändert hat. Außerdem muß man den Verfasser Schmidt fragen: Wenn der Mammutlehm von Cannstatt vor dem Chelléen liegen soll, dann ist ja seine Silexsplitter und Kohlen enthaltende Breccie die weitaus älteste sichere Kulturschichte, die noch weit vor dem Prächelléen liegen muß, da dieses schon mit der reinen Antiquusfauna vergesellschaftet erscheint! Das verdiente dann doch ganz besonders hervorgehoben zu werden, was Schmidt aber unterlassen hat. Er findet nur, daß die Silexsplitter des Mammutlehms „leider nicht typisch genug sind, um durch sie den Nachweis für eine rißeiszeitliche Kultur erbringen zu können". Auch ich sage „leider"; denn wären sie typisch, so würde man eine wahrscheinlich jungpaläolithische Kultur erkennen, jedenfalls eine Kultur, die nicht älter ist als das Acheuléen, und könnte daraus zweierlei ersehen: Daß das Chelléen der Bildung des Mammutlehms vorausgeht, wie Koken angenommen hat, daß aber der Fauna des Mammutlehms keine Antiquusfauna mehr folgt. Denn die Travertine mit Elephas antiquus und der ältere Löß sind älter als der Mammutlehm von Cannstatt. Dahin deuten auch die Ergebnisse der Untersuchungen Bräuhäusers.

Eine Eingliederung der Wildkirchli-Funde in die Laufenschwankung, wie sie von Schmidt und Koken als wahrscheinlich hingestellt wird, muß als ganz ausgeschlossen gelten, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Schneegrenze damals rund 1000 m tiefer

Digitized by Google

verlief als heute. Unter solchen Umständen wäre vielleicht noch die Anwesenheit des Menschen denkbar, das Dasein der zahlreichen Bären, für die alle Lebensbedingungen fehlten, jedesfalls unmöglich. Wildkirchli kann nur dem vorletzten oder letzten Interglazial angehören.

Bezüglich der Lagerung des Solutréen im jüngeren Löß Österreichs bemerkt der Verfasser S. 262: „Haben wir aus Deutschland selbst keine einwandsfreien Solutréenfunde aus dem jüngeren Löß, so ist doch aus Österreich die stratigraphische Lage bekannt. Das Frühsolutréen liegt dort oberhalb der mittleren Verlehmungszone, die den jüngeren Löß durchzieht." Diesbezüglich wiederhole ich, daß in Österreich Jung-Aurignacien und Alt-Solutréen über der von mir „Göttweiger Verlehmungszone" genannten Zone im jüngeren Löß liegen, von Magdalénien aber bis hinauf in die jüngsten Lagen des dortigen Lösses keine Spur zu finden ist. Es findet sich vielmehr bis hinauf nur die an Pferden, Mammuten und Renntieren reiche Fauna des Aurignacien. Wir lassen daher Sätze des Verfassers, wie S. 263 „Die Gleichaltrigkeit der magdalénienzeitlichen Lößstation Munzingen mit der Schussenquelle usw. ist nach unseren Untersuchungen außer Frage gestellt" ebensowenig gelten, wie seine Behauptung, daß mit seinen Untersuchungen „die Lößfrage ihre Klärung gefunden hat und dahin entschieden wird, daß die Hauptbildung des jüngeren Lösses postwürm ist". Das gerade Gegenteil ist richtig. Man darf hoffen, daß der Verfasser den eingeschlagenen Irrweg nicht weiter verfolgt und daß seine wissenschaftliche Auffassung in Zukunft nicht hinter seinem unermüdlichen Fleiß im Gelände zurückstehen wird. Zu beglückwünschen ist die Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung zu ihrem großen Erfolg, den sie durch die reiche Ausstattung des Buches errungen hat.

Wien. Josef Bayer.

Hugo Obermaier, Der Mensch der Vorzeit. Mit 39 Tafeln, 12 Karten und 395 Textabb. Berlin-München-Wien, Allgemeine Verlagsgesellschaft, 1912. 592 S. gr. Oktav.

Der Mensch aller Zeiten. Natur und Kultur der Völker der Erde. Seit 1911 erscheint unter diesem weit ausgreifenden Titel in der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft Berlin-München ein Lieferungswerk in drei Bänden.

Der erste Band behandelt die Urgeschichte des Menschen unter dem Titel: „Der Mensch der Vorzeit" und ist von Hugo Obermaier verfaßt.

Der zweite Band „Die Rassen und Völker der Menschheit" ist aus der Feder von Ferdinand Birkner und P. Wilhelm Schmidt hervorgegangen. Der dritte Band „Die Völker der Erde" wird die P. P. J. Hestermann und Th. Stratmann zu Verfassern haben.

Der erste Band, der die uns vorwiegend interessierende Arbeit von H. Obermaier enthält, liegt abgeschlossen vor.

In einer geologischen Darstellung des Eiszeitalters geht der Verfasser von den modernen Gletschern aus, die den unentbehrlichen Schlüssel zum Verständnis des Eiszeitphänomens liefern. In klarer Weise werden die Kriterien, die Wirkungen und die Ausbreitung der eiszeitlichen Gletschervorstöße geschildert und durch Karten und Illustrationen veranschaulicht.

Bei der geologischen Einteilung der Eiszeit schließt sich der Verfasser im wesentlichen den Folgerungen von Penck und Brückner an. Vier Eiszeiten glaubt Obermaier auch aus seinen Untersuchungen in den Pyrenäen folgern zu dürfen und eine viermalige Vereisung betrachtet er als ein — wenn auch noch nicht genügend begründetes — Ergebnis der Untersuchungen der nordeuropäischen Glazialablagerungen. Die gleiche Gliederung für das englische Quartär annehmend, kommt er zu folgender Parallelisierung zwischen diesem und der norddeutschen Glazialablagerung:

Digitized by Google

Norddeutschland	England (nach Geikie)
I. Eiszeit. 1. Zwischeneiszeit.	I. Schonische Stufe. 1. Norfolk Stufe.
II. Eiszeit. 2. Zwischeneiszeit.	II. Sächsische Stufe. 2. Helvetische Stufe.
III. Eiszeit. 3. Zwischeneiszeit.	III. Polnische Stufe. 3. Neudecker Stufe.
IV. Eiszeit. (Baltischer Endmoränenzug.)	IV. Mecklenburgische Stufe.
Nacheiszeitliche Rückzugsstadien in Skandinavien und Finnland.	Untere Waldstufe. Untere Torfstufe. Obere Waldstufe. Obere Torfstufe.

Von weiterem Interesse ist die Stellung des Verfassers zum Lößproblem, da dieses bekanntlich eine entscheidende Rolle im quartärchronologischen Aufbau einnimmt. Er erkennt in dem Löß eine hauptsächlich äolische Bildung, die in ihrer Hauptmasse aus verwehtem Gletscherstaub hervorging, der während der zwischeneiszeitlichen und spätglazialen Steppenphasen abgesetzt wurde. Hier vertritt der Verfasser eine andere Auffassung als Penck, welcher annimmt, daß die Lößbildung mit dem Maximum der Würmeiszeit ihren Abschluß erreicht habe.

Bei der Besprechung der Ursachen der Glazialerscheinungen schließt sich Obermaier der Theorie P. Kreichgauers als derjenigen an, die für ihn die wahrscheinlichste Lösung bietet.

Einen breiten Raum nimmt die Betrachtung der Pflanzen- und Tierwelt des Eiszeitalters ein, in der Obermaier von vornherein eine scharfe — vielleicht allzuscharfe — Trennung zwischen kalter Flora und Fauna der Eiszeiten und warmer der Zwischeneiszeiten vornimmt. Die Übergänge bilden eine Steppenfauna. Diesen Wechsel sieht er für die III. und IV. Eiszeit als nachweisbar an. Die Einteilung wird durch die folgende Tabelle vergegenwärtigt:

Zeit	Flora	Charakteristische Fauna
III. Eiszeit.	Tundra.	Nordisch-alpine Tierwelt.
a) Beginn der dritten Zwischeneiszeit.	Löß-Steppe.	Steppenfauna.
b) Mitte der dritten Zwischeneiszeit.	Wärmeres Waldklima als heute.	Warme, südliche Tierwelt.
c) Ende der dritten Zwischeneiszeit.	Löß-Steppe.	Steppenfauna.

Digitized by Google

Zeit	Flora	Charakteristische Fauna
IV. Eiszeit. Postglazialzeit.	Tundra, bzw. insularer Wald.	Nordisch-alpine Tierwelt.
α) Achenschwankung.	Löß-Steppe mit insularem Wald.	Steppenfauna.
β) Bühlvorstoß.	Insularer Wald.	Nordisch-alpine Tierwelt.
γ) Gschnitzstadium.	Vorherrschend Wald.	
δ) Daunstadium.	Wald.	Waldfauna.
Geologische Gegenwart	Wald.	Gemäßigte Waldfauna der Gegenwart.

Unsere bisherigen Funde bieten noch kein hinreichendes Material, um diesen Wechsel für die älteren Eiszeiten nachweisen zu können. Andererseits aber ließe sich auf breiterer stratigraphischer Grundlage wohl eine genauere Folge der einzelnen Faunengruppen im Zusammenhang mit den einzelnen Eiszeiten und Zwischeneiszeiten aufstellen und zwar — bei genauerer Berücksichtigung der deutschen Funde — auch für die früheren Stufen des Quartärs. Im ganzen erhalten wir aber auch hier einen sehr lehrreichen Einblick in die Gesamtlebewelt des Quartärs, wie sie meines Erachtens noch in keiner Populärdarstellung uns geboten wurde. Auch dem Fachmanne wird sie zur Orientierung dienlich sein können.

Der weitaus beste Teil, der Kern des Buches, bildet die ausgezeichnete und für den Laien recht übersichtliche Darstellung: „Der Mensch der älteren Steinzeit". Es wird so leicht kein zweiter den Überblick über die Fülle des westeuropäischen Fundmaterials haben, um das wesentliche herausholen zu können. Was hier aus eigener Anschauung geschildert wird, vermag auch den Laien zu fesseln. Die Schrift ist ein wertvoller, zuverlässiger Führer durch die bestverschlossenen Fundstätten des westeuropäischen Paläolithikums, wobei wir die Grundlagen für die Klassifikation, die Stratigraphie, erschöpfend kennen lernen. Auf die feinen Unterstufen der einzelnen Kulturepochen des Paläolithikums ist der Verfasser nicht eingegangen; auch das gereicht dem Buche, das sich an einen größeren Leserkreis wendet, nur zum Vorteil. Dafür tritt das Handwerk, das Leben und Treiben und der Daseinskampf des diluvialen Jägers, der mitunter treffend gestaltet ist, um so lebendiger hervor.

Wo der Verfasser, wie bei der Besprechung der osteuropäischen Funde, nur zum geringen Teil aus eigener Anschauung schöpft und auf die oft sehr ungenauen Angaben der Finder oder anderer Autoren angewiesen war, können die Angaben weniger Anspruch auf Genauigkeit machen. Das gilt vor allem für die Funde aus Russisch-Polen. — Für den Fachmann sehr wertvoll ist eine Zusammenstellung der wichtigsten außereuropäischen Paläolithfundstätten. Dankbar wären wir dem Verfasser für Quellenangaben gewesen, ein Anspruch, den wir allerdings nicht gewohnt sind an volkstümliche Werke zu stellen, der aber doch mehr und mehr zur Forderung werden sollte, zumal wenn andere Verfasser seitenlang zitiert werden.

Ein ebenso trefflicher Führer ist der Verfasser auf dem Gebiete der paläolithischen Kunst; davon zeugt das reich illustrierte Kapitel :„Die Kunst der jüngeren Paläolithzeit Westeuropas." Die Durchwanderung einiger bedeutender Kunststätten des Eiszeitalters gehört zu dem eindrucksvollsten, das die Vorgeschichte dem Laien darbietet. Aber auch dem Kunsthistoriker wird sie eine Quelle von Anregungen bieten, und es wäre zu wünschen, daß der so leicht dargebotene Stoff in den Handbüchern der Kunstgeschichte genügende Würdigung fände. Die entwicklungsgeschichtlichen Züge ausgiebig darzustellen, würde

Digitized by Google

freilich noch einen breiteren Raum erfordern. Wer die mehrfarbigen Bildwerke aus eigener Anschauung kennt, weiß, daß die aus dem Altamira- und Font-de-Gaumewerke entnommenen Tafeln peinlich genaue Wiedergaben sind, die polychromen Reproduktionen aber dadurch eine wesentlich andere Wirkung erhalten, daß die Abbildungen auf weißem Hintergrunde, anstatt auf schmutzig-grauem, der Felswand entsprechendem Grundton gestellt sind. Die Ergebnisse der Ethnologie sind bei der Beurteilung der paläolithischen Kunstwerke verwertet worden und zwar nicht nur zu einer bloßen Ausschmückung des „toten Stoffs". Wir erhalten dadurch auf unsere Frage nach dem Zweck und Ursprung der Kunst zwar keine bestimmte, aber immerhin eine wahrscheinliche, von spekulativen Deutungen freie, und damit befriedigende Antwort.

Die chronologischen Ergebnisse, die sich aus der Untersuchung der Diluvialgeologie, Fauna und Kultur ergeben, faßt Obermaier in dem Kapitel „Urchronologie und Alter des Menschengeschlechts" zusammen. Da es das zurzeit aktionellste Thema aus dem Gebiete der Urgeschichte ist, so möchte ich mit einigen Worten darauf eingehen. Der Verfasser geht von den paläolithischen Funden aus, die innerhalb der Vereisungsgrenzen liegen. Durch diese ergibt sich einerseits das postwürme Alter des Magdalénien, das Penck dem Bühlvorstoß zuschreibt, andererseits das letztinterglaziale Alter des Acheuléen. Ferner „gehört ebendahin das Chelléen, aus dem sich das Acheuléen organisch entwickelte." Eine weitere Stütze gewinnt diese Annahme durch die faunistischen Verhältnisse in Deutschland, durch die von dem Referenten erschlossenen Profile. Danach klärt sich die Stellung des Moustérien, das der letzten Eiszeit entspricht, während das Magdalénien sich mit dem Bühlvorstoß Pencks deckt. Aurignacien und Solutréen als älteres Jungpaläolithikum sind dann gleichfalls postwürm. Das Vorkommen der jungpaläolithischen Kulturen und spätglazialen Fauna im jüngeren Löß berechtigen zu dem Schlusse, daß der jüngere Löß in seiner Hauptmasse eine spätglaziale Bildung ist. Die österreichischen Fundplätze Aggsbach und Gobelsburg können allerdings nicht — wie Obermaier meint — für das magdalénienzeitliche Alter des jüngeren Lösses ins Feld geführt werden, da neuere Funde, wenigstens für Aggsbach, durch typische Aurignacienreihen die Zugehörigkeit zum älteren Jungpaläolithikum klar erwiesen haben. Auch die Funde von Liboc in Böhmen, die der Referent neuerlich durcharbeitete, gehören nicht dem Magdalénien an. Die angeblichen Funde der „Acheuléenhalde" am Smardzewitzer Berge in Russisch-Polen sind gänzlich auszuscheiden. Andererseits hätte sich bei genauerer Berücksichtigung der deutschen Fundplätze noch manche weitere Begründung für die dargelegte Einteilung des Quartärs, die auch der Referent, — von anderen Untersuchungen ausgehend — in ihren Hauptzügen vertritt, anführen lassen, wobei aber wohl der Rahmen dieser Arbeit hätte überschritten werden müssen. Für die Annahme, daß das Azylien in das Gschnitzstadium, das Protoneolithikum in das Daunstadium fällt, wäre eine nähere Begründung erwünscht gewesen. Die quartärchronologische Einteilung geht aus nachstehender Tabelle hervor, wobei die schon erwähnte faunistische Einteilung an dieser Stelle (Referat) nicht nochmals angeführt wird.

Zeitstufe	Kulturstufe
I. Eiszeit. (Günz-Zeit.) 1. Zwischeneiszeit. II. Eiszeit. (Mindel-Zeit.)	Ohne menschliche Spuren.

Digitized by Google

Zeitstufe	Kulturstufe
2. Zwischeneiszeit.	Menschliche Unterkiefer von Mauer. Vorpaläolithische, noch nicht näher bekannte Primitiv-Industrie.
III. Eiszeit. (Riß-Zeit.) 3. a) Beginn der dritten Zwischeneiszeit.	Desgleichen.
b) Mitte der dritten Zwischeneiszeit.	Chelléen.
c) Ende der dritten Zwischeneiszeit.	Acheuléen und älteres Moustérien.
IV. Eiszeit. (Würm-Zeit.)	Moustérien.
Postglazialzeit:	
α) Achenschwankung.	Aurignacien und Solutréen.
β) Bühlvorstoß.	Magdalénien.
γ) Gschnitzstadium	Azylien.
δ) Daunstadium.*	Proto-Neolithikum.
Geologische Gegenwart.	Voll-Neolithikum.

Gewiß für den Laien ein höchst anziehendes Thema entfaltet der Verfasser in seinem Versuch, das absolute Alter des Menschengeschlechtes festzulegen. Es kann meines Erachtens nicht genug betont werden, daß selbst alle Beobachtungen, die sich „auf einer besonnenen Gesamtabschätzung aller einschlägigen Vorkommnisse" aufbauen, nicht entfernt in der Lage sind, annähernd wirkliche Zeitangaben darzubieten, denn die Methode ist bisher noch zu unzulänglich, um überhaupt einige annehmbare Mittelwerte zu geben für Zeiträume, in denen andere, vielfältige, geologische Verhältnisse walteten, deren jeweiliges Kraftmaß wir nicht abschätzen können. Obermaier glaubt dem Zeitraum seit dem ersten Auftreten des Menschen in Europa (Mauer) wenigstens 100 000 Jahre (oder 3000 Generationen) einräumen zu müssen. An die leicht hingeworfenen vielstelligen Zahlen klammert sich am ehesten die Vorstellung des Laien. So sind sie bereits zum unausrottbaren Bestandteil der naturwissenschaftlichen Unterhaltungslektüre geworden, die den Urmenschen und die Affenabstammung zum Gegenstand haben. Das sollte Autoritäten auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung zur Vorsicht mahnen.

Das Kapitel „Der Diluvialmensch nach seiner körperlichen Beschaffenheit" bietet eine übersichtliche Darstellung über die fossilen Menschenreste und deren chronologische Stellung und berücksichtigt auch kurz die außereuropäischen Vorkommnisse. Im Anschluß hieran werden die Hauptkriterien der Neandertalrasse dargestellt und auf die Perspektiven hingewiesen, die sich durch Erforschung des Homo primigenius der Abstammungslehre erschlossen haben.

Manchem werden die religions-philosophischen Folgerungen von Interesse sein, die Obermaier an die Abstammungslehre knüpft. Die dualistische Weltanschauung — die Annahme eines persönlichen Schöpfers und einer von ihm abhängigen Schöpfung — ist „für das Verständnis des Universums ein notwendiges Postulat der reinen Vernunft". „Wir müssen auch beim Menschen eine dualistische Scheidung zwischen Körper und Geist vornehmen." „Es wäre hohe Zeit, auch hier alle gegenseitigen Ein- und Übergriffe zu beseitigen und eine scharfe, sachliche Trennung zwischen Naturwissenschaft und Philosophie vorzunehmen. Rein der ersteren obliegt das Studium des menschlichen Körpers, das

Digitized by Google

reine Geistesleben hat die Domäne der reinen Philosophie zu bilden." Für den Körper erkennt der Verfasser die lange, aus der naturwissenschaftlichen Untersuchung zweifellos erwiesene Entwicklung an. „Zweckmäßige Entwicklung des Leibes ist mittelbare Schöpfung." Er kommt zu der Überzeugung, daß „unser Körper jedenfalls lange Entwicklungsstadien durchgemacht haben dürfte, bevor er reif ward, Gefäß und Sitz des Geistes" zu werden. „Die große Geburtsstunde der Menschheit hatte erst geschlagen, als diese durch den Geist zur Weltherrschaft gelangte; — ihr siegreicher Entwicklungsgang, ihre heutige Größe und Höhe sind einzig das Werk der in uns schaffenden, höheren seelischen Kraft!" An anderer Stelle lesen wir: „Wir sehen uns — ohne den Boden der Evolutionstheorie zu verlassen — in vorurteilsfreier Wertung der ethnologischen Parallelen gezwungen, die eolithischen Altneandertaler (gemeint ist der Mensch von Mauer) auch psychisch als vollwertige, echte Menschen anzusprechen."

Der Verfasser, als Eolithengegner bekannt, widmet in dem Kapitel „Der Tertiärmensch und die Eolithenfrage" dieser Angelegenheit einen breiten Raum, der zum Teil von polemischen Erörterungen eingenommen wird. Obermaier betont in starkem Maße die äußerste Ähnlichkeit der künstlich hergestellten Eolithen mit den vermeintlichen sedimentären Manufakten. Da wir hier keinen Maßstab für Ähnlichkeiten anwenden können, so wird bei allem Forscherernste niemals eine einmütige Meinung darüber erzielt werden können, wie weit die vermutete Ähnlichkeit zutrifft. Seine Schlußfolgerung teilen wir durchaus. „Es geht hervor, daß heute die rein mechanisch-natürliche Entstehung der Eolithen mit aller wünschenswerten Klarheit erwiesen ist; damit hat aber die Hypothese, daß dieselben ob ihrer Gestalt und Formengebung nur künstliche Erzeugnisse sein könnten, ihre Stützen und ihren Boden verloren." „Wir halten trotzdem", sagt der Verfasser an anderer Stelle, „an der Existenz echter Eolithstufen fest, und das derzeit zum mindesten für die zweite Zwischeneiszeit und die dritte Eiszeit, bis herab zum echten Chelléen des dritten Interglazials."

In dem Kapitel „Der Diluvialmensch nach seiner psychischen Beschaffenheit" zieht der Verfasser für die einzelnen paläolithischen Kulturstufen die primitive Geisteskultur einiger Naturvölker heran, um durch sie zu zeigen, welche geistige Höhe, religiöse Vorstellungen und Gebräuche wir für die Paläolithiker berechtigt sind anzunehmen. Wertvoll für den Prähistoriker ist die Darstellung der paläolithischen Grabriten, die durch ethnographische Parallelen (R. Andree) gedeutet werden.

Entspricht der erste, 28 Bogen umfassende Teil allen Anforderungen, die wir an eine tiefgründige Arbeit stellen, so erfährt der II. Teil „Die vor- und frühgeschichtlichen Perioden der erdgeschichtlichen Gegenwart"" eine gedrängtere, dementsprechend ungleichwertigere Darstellung, der 8 Bogen, die jüngere Steinzeit bis zur Latènezeit umfassend, eingeräumt sind. Wir vermissen hier zuweilen die Berücksichtigung der jüngeren grundlegenden Arbeiten. Nichtsdestoweniger bietet auch diese Arbeit, die von guten Abbildungen begleitet wird, dem Laien einen vortrefflichen Überblick.

Die schwierige Aufgabe, eine Urgeschichte des Menschen auch für breitere Kreise zu verfassen, ist hier durchaus glücklich gelöst worden. Das Buch ist bei aller Gründlichkeit anziehend geschrieben und der Verlag konnte für seine Zwecke und seinen Leserkreis kaum einen geeigneteren Verfasser finden. Das Werk ist — was wir von wenigen gleicher Art behaupten können — klar aufgebaut, das wesentliche stets im Vordergrunde. Das Buch ist aus einem Guß. Die Abstammungslehre und das hohe Alter des Menschengeschlechts auch von Forschern geistlichen Standes anerkannt zu sehen, wird als ein wichtiges Zeugnis über den Fortschritt unserer Wissenschaft aufgenommen werden, um so mehr, da diese Forscher durch das von dem Fürsten von Monaco gegründete Institut de paléontologie humaine in der Lage sind, zurzeit in Westeuropa eine führende Rolle in der Urgeschichtsforschung zu spielen.

Tübingen. R. R. Schmidt.

Digitized by Google

Eduard Halter. „Indogermanen." Sprache, Ursitz, Ausbreitung auf geologischer und linguistischer Grundlage. Jena, Costenoble, 1913. 78 S. 8.

Halter hat sich, wie schon aus dem Titel seines Werkes ersichtlich ist, die Lösung einer gegenwärtig allgemein interessierenden Frage zum Vorwurf genommen. Leider entspricht weder die Durchführung noch das Ergebnis wissenschaftlichen Anforderungen. Nimmt auch der ernste wissenschaftliche Ton, der Reichtum an Kenntnissen und eine gewisse Großzügigkeit den Beurteiler ein, zeigen sich doch gerade in den eigenen positiven Aufstellungen charakteristische Merkmale des Dilettanten: so daß Zurseitestellen der bisherigen wissenschaftlichen Methode, vollständigen Mangel an Eigenkritik und vieles ähnliches. Selbst der beliebte Hinweis auf ein handschriftlich vorhandenes, vielbändiges Werk, welches die hier angeführten Hypothesen stützen soll, fehlt nicht (S. 7). Näher auf den etwas verworrenen Inhalt einzugehen, lohnt kaum die Mühe. Es sei nur erwähnt, daß der Verfasser im ersten Teil seines Büchleins eine Art Sprachphilosophie gibt, im 2. Teil die Urheimat der Indogermanen und der benachbarten Menschenrassen in den Inseln und Festländern des Tertiärmeeres zu finden glaubt, um endlich im 3. Teil die Beziehungen der Sprachen des indogermanischen Westflügels besonders des Keltischen und Germanischen zueinander zu behandeln. Dieser Teil zeichnet sich besonders durch Ungeheuerlichkeiten aus z. B. die Ableitung des germanischen Hagol aus einem christlich keltischen Schulspruch (S. 77) u. v. ähnl. Das Büchlein wäre wohl am besten ungeschrieben geblieben, da es uns um keinen Schritt der Lösung des behandelten Problems entgegenbringt, in Laienkreisen nur verwirrend wirken kann.

Wien. Dr. Viktor Waschnitius.

Nils Åberg, Studier over den yngre Stenåldern i Norden och Västeuropa; Akademisk Afhandling. Avec un Résumé en français. Norrköping 1912. 69, XVIII, 34 S. u. 7 Taf.

Verfasser geht bei seiner Arbeit von der Chronologie von Montelius aus und unterscheidet also: 1. Kjökkenmöddingerzeit = franz. Campignien, 2. Megalithzeit mit den Perioden I—IV. Da in Periode I der 2. Stufe Dolmen noch fehlen, so trifft diese Gliederung streng genommen nicht zu.

Die führenden Formen der Kjökkenmöddingerkultur, die im Gegensatz zum franz. Campignien auf das Küstengebiet beschränkt bleibt, sind einmal der Pickel (Kernbeil) und zweitens der Spalter. Der Pickel setzt sich durch verschiedene Übergangsformen fort in das spitznackige Beil der Periode I der Megalithzeit, das dann nochmals, allerdings in etwas abweichender Form, in dem Dievitzbeil der Periode III wiederkehrt[1]).

Ein anderer Abkömmling des spitznackigen ist das dünnnackige Beil der Periode II, aus dem sich dann weiter das ausschließlich auf den Norden beschränkte dicknackige Beil der Periode III entwickelt.

Die Megalithgräber gehören im Norden der reinen Steinzeit an und auch in den nord- und westfranzösischen Megalithbauten sind Metalle selten. Dagegen findet sich Kupfer und zum Teil auch schon Bronze regelmäßig in den südfranzösischen, spanischen und afrikanischen Steingräbern, die übrigens noch Nachbestattungen bis in die römische Zeit aufweisen. Schon aus diesen Tatsachen glaubt Verfasser den nordischen Ursprung des Steingräbergedankens erschließen zu dürfen, noch mehr aber daraus, daß, wie er meint, die stufenweise Entwickelung der verschiedenen Typen der Megalithbauten nur im Norden nachweisbar sei. Damit befindet sich allerdings der Verfasser, dem meine Arbeit über die südwesteuropäische Megalithkultur nicht bekannt geworden ist, in einem großen Irrtum.

[1]) Vgl. jetzt die Abbildung des Dievitzfundes: Mannus V, Taf. XIX.

Digitized by Google

Denn mindestens ebenso deutlich wie im Norden, liegt die typologische Entwickelung der Steingräber vom primitiven dreiwandigen und polygonalen Dolmen über die Gräber mit einfachem Plattenpaar am Toreingang und die großen Ganggräber bis zu den zusammengesetzten Grabformen mit Innenpfeilern, Nebenkammern und Kuppelgewölbe in Portugal vor uns, eine Tatsache, die um so wichtiger ist, weil hier der Ausbildung der einzelnen Grabtypen auch eine fortschreitende Entwickelung des Grabinventars parallel geht. Daraus folgt, daß man mindestens mit dem gleichen Rechte wie den Norden auch Portugal als Ausgangspunkt der Megalithgräber ansehen könnte, zumal, da hier auch noch zahlreiche Fäden zum nord- und südpyrenäischen Spätpaläolithikum hinüber leiten. Indes halte ich, wie ich dies schon in meiner Arbeit ausgesprochen habe, auch die portugiesische Herkunft noch keineswegs für erweisbar. Nur Südfrankreich ist bestimmt auszuschließen (ebenso natürlich der Orient).

Verfasser wendet sich nunmehr der neolithischen Kultur Westeuropas (d. h. Frankreichs) zu und zwar unterscheidet er dort zwei große Kulturgruppen: 1. eine Silexkultur, 2. eine Gruppe mit Steinbeilen (d. h. mit nicht aus Feuerstein hergestellten Beilen; der Kürze halber behalte ich jedoch den Ausdruck bei).

Die französische Silex- oder Campignienkultur deckt sich — einige Punkte, wie ihre Verbreitung in das Innere und das Auftreten verzierter Gefäße abgerechnet — im wesentlichen mit der nordischen Kjökkenmöddingerkultur, und die wichtigste Leitform bildet auch hier neben dem Spalter der Pickel, aus dem sich gleichfalls das spitznackige Beil der in Frankreich ziemlich reich vertretenen Periode I entwickelt. Auch in Periode II besteht mit dem Norden noch insofern eine gewisse Übereinstimmung, als sich gleichfalls aus dem spitznackigen ein dünnnackiges Beil entwickelt, doch kommt es hier nicht zur Ausbildung von Schmalseiten, die nur im Norden auftreten, sondern es entstehen unbestimmte Typen und Entartungsformen.

Aus diesem Verhalten beider Kulturgebiete zueinander folgert Verfasser, daß die Campignienkultur von Norden ausgegangen sei. Dafür sprechen nach ihm vor allem auch noch ihre Ausbreitung bis weit ins Innere Frankreichs (Mittelpunkt Dordogne), das Auftreten des Ackerbaues und die Anfänge einer Gefäßverzierung in Campigny selbst. Zwingend ist indes auch dieser Schluß nicht, und es erscheint ebensowohl denkbar, daß diese Kultur in Nordfrankreich entstanden sei und sich von hier aus einmal längs der Küsten bis Skandinavien, anderseits bis in die Dordogne ausgebreitet habe. Spuren von Ackerbau finden sich auch, wie Verfasser selbst richtig anführt (S. 6), in den dänischen Kjökkenmöddingern, und verzierte Gefäße treten eben nur im Innern Frankreichs auf. Auch die abweichende Entwickelung der Beiltypen in Periode II bildet noch keinen Beweis. Zwar ergibt sich hieraus, daß in dieser Periode eine Lockerung der Beziehungen zwischen der französischen und skandinavischen Silexkultur eingetreten war, aber keineswegs ein Schluß darüber, in welcher Richtung die Verbindungen früher gegangen waren. Endlich findet Verfasser einen Beweis auch noch darin, daß die Entartung der französischen Silexkultur jedenfalls durch das Auftreten der Metalle bedingt worden sei; dies weise auf eine Minderwertigkeit der französischen Silexkultur gegenüber der nordischen hin, die kräftig genug war, auch nach Ankunft der Metalle noch weiter zu blühen. Allein auch dieser Folgerung kann ich nicht beistimmen. Denn nicht nur im Norden, sondern auch in anderen Gebieten, besonders auf der Pyrenäenhalbinsel, fällt die eigentliche Blütezeit der Silexbearbeitung gerade mit der Frühmetallzeit zusammen (die prächtigen dünnen, außerordentlich fein retouchierten Lanzenblätter und die Pfeilspitzen mit den zarten, zierlich geschweiften langen Widerhaken).

Erscheint also die Auffassung des Verfassers über die Herkunft der Kjökkenmöddinger-Campignien-Kultur keineswegs hinreichend begründet, so fallen damit auch die daran geknüpften Schlüsse über die Herkunft der Indogermanen, die er zwar von der Cro-Magnonrasse ableitet, deren Ausbildung er aber erst in die Kjökkenmödding-Zeit setzt, während vorher von einer „Indogermanen-Kultur" noch keine Rede sein könne.

Digitized by Google

Diesem letzten Satz kann man wohl kaum zustimmen. Denn nicht nur finden wir im ausgehenden Paläolithikum bereits eine Reihe entwickelter, später wiederkehrender Geräteformen (Harpunen, Mikrolithen usw.), sondern auch die beiden wichtigsten Erscheinungen der gemeinindogermanischen Kultur, die die eigentliche Grundlage zur Entwickelung eines wirklichen Kulturlebens bildeten, der Ackerbau und die Viehzucht, gehen höchst wahrscheinlich, wenigstens mit ihren ersten Anfängen, bis ins endende Paläolithikum zurück. Und das gleiche gilt für gewisse gemeinindogermanische mythische und religiöse Vorstellungen und die ersten Anfänge einer primitiven Schrift, aus denen einerseits die iberischen und sekundär die orientalischen Schriftsysteme, andererseits die nordischen Runen hervorgingen.

Nach Abschluß des Diluviums sollten dann die überall in Europa aufschießenden mächtigen Urwälder und Sümpfe den Menschen in die Küstengebiete der Nordsee und des Ozeans gebannt haben, wo er allein eine Lebensmöglichkeit fand. Auch dies trifft nicht zu. Denn lange vor der hier behandelten Kjökkenmödding-Zeit (= Litorinaperiode) erscheint eine starke Besiedelung gerade in den binnenländischen Gebieten (Ancylusperiode), und wenn diese Bevölkerung wohl auch, wie Kossinna gezeigt hat, nicht indogermanischer, sondern urfinnischer Abstammung war, so ergibt sich daraus doch die Unhaltbarkeit der Anschauungen des Verfassers hinsichtlich der Besiedelungsfähigkeit des Landes.

Die Ausbildung des indogermanischen Urvolkes setzt nun Verfasser in die Kjökkenmödding-Periode, und da, wie er Kossinna folgend richtig erklärt, als eigentliche Heimat nicht das ganze, weit ausgedehnte Verbreitungsgebiet dieser Kultur in Betracht kommen kann, so verlegt er entsprechend seiner Auffassung über die Herkunft der Kjökkenmödding-Campignien-Kultur die Wiege der Indogermanen nach den skandinavischen Ländern. Dieser Schluß wäre zutreffend, wenn die Voraussetzung, d. h. der nordische Ursprung der Kjökkenmödding-Campignien-Kultur wirklich sicher erwiesen wäre, was indessen, wie oben gezeigt, keineswegs der Fall ist.

Es folgt nun eine Besprechung der der Schweizer Pfahlbaukultur verwandten, der französischen Silexkultur dagegen ziemlich fernstehenden südfranzösischen Steinkultur, wobei sich Verfasser wiederum hauptsächlich an die Beiltypen hält. Sie ist nach Åberg durchweg jünger als die französische Silexkultur und wir würden daraus wohl schließen müssen — was allerdings Verfasser nicht ausspricht —, daß während der eigentlichen Campignien-Periode und wohl auch noch der Periode I der Megalithstufe diese Gebiete unbesiedelt waren.

Eine besondere Entwickelung nimmt Verfasser für die bretonische Steinkultur an, die er für älter hält, als die südfranzösische Kultur, die indes nach ihm weder mit der nordfranzösischen noch mit der skandinavischen Megalith-Kultur trotz des Vorkommens von Trichterrandbechern und Kragenflaschen nähere Berührung zeigt, dagegen der Glockenbecher-Kultur Spaniens wie Irlands verwandt erscheint. Hierzu möchte ich bemerken, daß auch die bretonische Megalith-Kultur zeitlich zu gliedern ist, und da die Glockenbecherkultur einer sehr späten Zeit angehört, so bedarf der Satz, die bretonische Kultur sei älter als die südfranzösische, einer gewissen Einschränkung.

In den Niederlanden ist das Campignien nur schwach vertreten, doch liegen heute große Küstenteile, die gerade damals besiedelt gewesen sein müssen, unter Wasser. In den Megalithformen und im Grabinhalt (Silexgeräte, Trichterrandbecher, Kragenflaschen u. s. f.) gliedert sich die Kultur dem Norden an, doch bestehen auch, namentlich vom Auftreten der Glockenbecher ab, zahlreiche Analogien zum Südwesten.

Ziemlich eingehend wird endlich die Steinzeitkultur der britischen Inseln behandelt, wo das Campignien ebensowohl im SO. wie in Dorset und Wiltshire erscheint und — trotz Fehlens des Spalters — sich eng an die nordischen Formen anlehnt und bis Beginn der Periode III auch ähnlich weiter entwickelt. Hier bricht die Verbindung mit Skandinavien ab, um erst mit dem Auftreten der kurzköpfigen Glockenbecherbevölkerung (Rund-

Digitized by Google

Barrows) wieder stärker hervorzutreten, diesmal aber nach Verfassers Ansicht nicht als Folge einer neuen (germanischen) Einwanderung, sondern bedingt durch eine starke Ausbildung des Handels, der den britischen Inseln gegen englisches Kupfer und später auch Zinn, nordischen Bernstein und zahlreiche zweischneidige Streitäxte zuführt. Den Beweis hierfür erblickt Verfasser darin, daß sich das Verbreitungsgebiet der Glockenbecher im wesentlichen mit dem der doppelschneidigen Äxte und des Bernsteins deckt (Pl. VII). Diesem Schlusse würde man unbedenklich beistimmen können, wenn es sich hierbei wirklich überall um echte Glockenbecher handelte. Dies ist indes keineswegs der Fall. Denn wenn auch die Glockenbecherkultur, wie auch die häufigen Armschutzplatten und Knöpfe mit Winkelbohrung lehren, in England ziemlich gut vertreten ist, so erweisen sich doch nach meiner persönlichen Kenntnis der englischen Museen die meisten der als Glockenbecher aufgefaßten Gefäße nicht als Angehörige dieser durch die Technik, das Material und vor allem die Verzierungsart scharf gekennzeichneten Keramik, sondern als nahe Verwandte der schlanken spätneolithischen Becher Skandinaviens, die zwar Zonenornament (aber ohne die für die Glockenbecher charakteristische vertikale Gliederung) führen und in dieser Hinsicht vielleicht bis zu einem gewissen Grade von der Glockenbecherkeramik beeinflußt sind, im übrigen aber vollständig selbständige, aus älteren Megalithtypen hervorgegangene Gefäßformen darstellen. Ich halte es daher für nötig, daß man erst einmal eine reinliche Scheidung zwischen beiden einander ähnelnden, aber doch prinzipiell verschiedenen Gefäßgattungen vornimmt, ehe man weitere Schlüsse ziehen kann. Vorläufig scheint mir das Auftreten der zahlreichen nordischen Beile und Bernsteinperlen in Verbindung mit den den nordischen Spätmegalithbechern verwandten Gefäßtypen viel mehr auf eine Zuwanderung einer skandinavischen Bevölkerung hinzudeuten.

Zum Schluß bringt Verfasser unter Berufung auf Kossinna noch einige spärliche Bemerkungen über die Ausbreitung der nordischen Megalithkultur nach Südosten, die indessen viel zu allgemein sind, als daß sich ein Eingehen darauf lohnte.

Trotz meinen in mancher Hinsicht abweichenden Anschauungen — bei derartigen schwierigen Fragen werden ja immer verschiedene Meinungen nebeneinander bestehen können — halte ich die reich illustrierte und mit mehreren Karten ausgestattete Arbeit doch für eine sehr wertvolle Bereicherung unserer Literatur über die Siedelungsarchäologie des nördlichen Mittel- und Westeuropas, und jeder, der sich mit diesem Kapitel und besonders mit dem Indogermanenproblem beschäftigt, wird hier ein wertvolles Material und manche Anregung finden.

Leipzig. Georg Wilke.

Christian Frank, Die Hochäcker. Sonderheft zu den „Deutschen Gauen." Kaufbeuren (Bayern) 1912.

In einem Sonderheft zu den „Deutschen Gauen" „Die Hochäcker", das die Hochäcker in Bayern behandelt, gibt Frank eine gute Übersicht über das, was wir bisher von diesen wissen — wobei namentlich der Abschnitt über die Gründe zur Anlage der Hochäcker sehr lesenswert ist — und welche Streitfragen sich an sie knüpfen. Die wichtigste von diesen ist immer die nach dem Alter der Hochäcker gewesen und ihr wendet Frank auch in dieser Schrift die größte Bemühung zu. Namentlich will er die Angriffe, die Ohlenschlager und Weber in der „Altbayrischen Monatsschrift" 1911, Bd. 10, S. 117 ff. mit den Artikeln „Die Hochäckerfrage" und „Können die südbayrischen Hochäcker von Alemannen oder Bajuwaren herrühren?" (vgl. Mannus IV, 344) gegen seine „Forschungen zur Frage der alten Hochäcker in den „Deutschen Gauen" 1907—1911" gemacht haben, zurückweisen. Frank schreibt die Anlegung der Hochäcker den im frühen Mittelalter eingewanderten Bajuwaren und Alemannen zu, während Ohlenschlager und Weber

Digitized by Google

nur eine vorgermanische Entstehung für möglich halten, für das Wahrscheinlichste ihre Anlegung durch die keltoromanische Bevölkerung nach dem Verfall der römischen Herrschaft.

Frank zeigt, daß der Hochäckerbau auch heute noch vorkommt oder im vorigen Jahrhundert noch vorgekommen ist, daß er für das Mittelalter aus Urkunden und aus der Lage von jetzt verödeten Hochäckern im Gelände zu erschließen ist, so daß schon dadurch die Anlage von Hochäckern durch Germanen bestätigt ist. Andererseits weist Frank nach, daß das, was Ohlenschlager und Weber gegen die germanische Anlage anführen, nicht beweisend ist. So zeigt zunächst Frank, daß die große Ausdehnung der Hochäcker und ihre regelmäßigen Grenzen, von denen Ohlenschlager spricht, in vielen Fällen nicht zutreffen, sondern daß die Grenzen der Hochäcker eine typisch germanische Gemenglage beweisen und daß daher ihre Anlegung durch Germanen wahrscheinlich ist. Unter anderem hatte auch die große Menge der verödeten, jetzt überwaldeten Hochäcker Ohlenschlager zu ihrer Erklärung als Reste eines ungermanischen Anbaus mit Großgrundbetrieb geführt. Frank zeigt indessen, daß sich diese große Menge aus äußeren und inneren politischen — Krieg und Krankheit, Bauernlegen — und wirtschaftlichen — Egartenbetrieb — Gründen sehr wohl als germanisch erklären läßt. Den sogenannten Grünwalder-Forst-Beweis, mit dem Ohlenschlager ein Bestehen des Waldes über Hochäckern seit der Römerherrschaft zeigen wollte, weist Frank ausführlich an Hand einer klaren Skizze zurück.

Einen besonders schwerwiegenden Beweis gegen Frank hatte Ohlenschlager in dem Verhältnis der Rodungsdörfer (z. B. in der Südostecke des Blattes der Karte d. D. R. 1:100 000 Nr. 638 München) zu den Hochäckern zu erblicken geglaubt. Daraus, daß die heutigen Fluren von überwaldeten Hochäckern begrenzt sind, schloß er, daß auch die Stelle, wo jetzt das Dorf mit seinen Fluren liegt, zur Zeit seiner Anlage von Wald bedeckte Hochäcker einnahmen. Er hat aber nicht die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß zu irgend einer Zeit, die später als die Rodung fällt, im Egartenbetrieb rings um das Dorf herum Hochäcker angelegt wurden, die nachher brach liegen blieben und sich mit Wald bedeckten. Daß diese Möglichkeit für das Dorf Hohenbrunn die allein wahrscheinliche ist, zeigt die Skizze auf S. 84, und wenn wir finden, daß, wie Frank sagt, auch die anderen Rodungsdörfer mit einem solchen „Hochäckerkranz" umgeben sind, so bietet wohl gerade das Kartenbild den deutlichsten Beweis für Franks Anschauung. Auf S. 107 ff. zeigt Frank, daß auch die Karte der Verbreitung der Hochäcker im Kreis Oberbayern, auf die Weber großen Wert legt, für die Anschauung, daß die Hochäcker vorgermanisch seien, nicht beweisend ist. Da die — ing-Orte, auf deren Verhalten Weber sich dann stützt, nur auf gutem Getreideboden vorkommen, so darf es uns nicht wundern, daß hier die Hochäcker fehlen, da, wie Frank ausführlich gezeigt hat, hauptsächlich ungünstige Bodenbeschaffenheit zur Anlage der Hochäcker führte. Das Verhalten der Hochäcker zu den Römerstraßen spielte bisher in dem Streit um das Alter der Hochäcker eine ziemlich große Rolle. Doch kommt dies m. E. für die Zeit vor Einwanderung der Bajuwaren und Alemannen kaum in Betracht, da bis dahin die beiden Möglichkeiten, die Überackerung einer Römerstraße zu erklären, gleich wahrscheinlich sind, nämlich die eine, daß diese Hochäcker noch in vorgermanischer Zeit angelegt wurden, namentlich wenn, wie Ohlenschlager richtig bemerkt, die Hochäcker schon früher die Straße begleiteten und nach ihrem Verfall dann auch auf sie übergriffen; die andere, daß die Straßen erst von den Germanen, vielleicht erst ein halbes Jahrtausend oder noch länger nach ihrem Verfall, überackert wurden. Wichtig wird aber das Verhalten der Hochäcker zu Straßen dann, wenn, wie Frank zeigt, Römerstraßen, die noch bis ins Mittelalter hinein benutzt wurden, von Hochäckern überdeckt werden. Hier bietet dieses Verhalten einen sicheren Beweis für die Anlage von Hochäckern durch Germanen.

So zeigt also Frank, daß die Anschauung Ohlenschlagers und Webers, die Hochäcker seien nicht von Germanen angelegt, falsch ist. Es befremdet aber, daß er

Digitized by Google

in seinem Schlußwort für die bayerischen Hochäcker ganz allgemein eine germanische Entstehung in Anspruch nimmt, obwohl er S. 5 sagt: „Die reine Möglichkeit eines Hochäckerbaues in diesen Perioden" (Latènezeit und Zeit der Keltoromanen) „wird nicht bestritten" und auch S. 81 Ackerung in Hochbeeten durch die Walchen für möglich hält; und obwohl er ausdrücklich feststellt, daß die Anlage von Hochäckern nicht eine Stammeseigentümlichkeit, sondern ein Ergebnis der Bodenbeschaffenheit ist. Daß man bisher noch nicht weiß, ob der Pflug der Keltoromanen ein zur Anlage der Hochäcker geeignetes Streichbrett hatte, beweist gegen eine vorgermanische Entstehung der Hochäcker gar nichts, namentlich bei unserer geringen Kenntnis über die Pflüge jener Zeit — trotz Richard Braungart, die Urheimat der Landwirtschaft, der die Ergebnisse der neueren germanischen Archäologie nicht kennt oder nicht kennen will. Es ist daher wohl sehr übereilt, wenn Frank S. 128 sagt: „Damit ist die „Hochäckerfrage" für uns erledigt."

Es sei noch lobend hervorgehoben, daß Frank einige interessante Anregungen zu weiteren Forschungen über die Hochäcker bietet, z. B. in dem Abschnitt: „Der Name Hochacker als Bezeichnung eines bestimmten Feldmaßes?" Namentlich aber sollten Karten über die Lage und Verteilung der Hochäcker in bezug auf die die Bodenbeschaffenheit bedingenden geologischen Verhältnisse, wie Frank dies S. 109 in bezug auf die Grenzen der Jungmoränen und Schotterebenen fordert, zur genaueren Kenntnis der Hochäcker geschaffen werden.

Berlin. Hans Gummel.

Heinz Hungerland, Deutsche Stamm-, Sprach- und Literaturgeschichte in den Grundzügen. Stockholm 1913.

Der Germanist und beliebte niedersächsische Heimatdichter, dessen kulturelle Arbeit auf eine geistige Verbindung von Skandinaviern und Deutschen hinzielt und getragen ist von dem Glauben an eine kommende „nordisch-germanische Renaissance", veröffentlicht einen kurzen Grundriß der deutschen Sprache und Literatur. Das Buch soll „auf ethnologischer Grundlage in diese Fächer einführen und die Erscheinungen mehr als es bisher geschehen ist unter dem Gesichtswinkel der völkischen Zusammenhänge betrachten lehren". Zu dem Arbeitsplan, der mit diesen Worten verkündet ist, wird man den Verfasser nur beglückwünschen. Und wenn auch im Rahmen des vorliegenden Grundrisses dieses Streben erst wenig zur Geltung kommen kann, so ist doch damit der Weg gewiesen für sich in dieser Richtung bewegende und sie vertiefende Einzeluntersuchungen.

Der eine Teil des Buches bringt die Übersicht der Sprach- und Literaturgeschichte, der zweite führt nach einer kurzen Beschreibung der deutschen Landschaft und einer Charakteristik der Deutschen nach ihrer Herkunft — dadurch wird der Leser mit den natürlichen Grundlagen des Volkstums vertraut — „der deutschen Stämme Wohnsitze und Wesensart, Sprache und Kultur" vor Augen. Hier werden die literarisch bedeutsamen Persönlichkeiten eines jeden Stammes zusammen mit den bildenden Künstlern, Gelehrten und Erfindern genannt, welche er aufzuweisen hat; sie werden also in den Rahmen eingefügt, welchem sie entsprossen sind, und die Schilderungen der verschiedenen Stammeseigentümlichkeiten unterstützen dieses Bestreben.

Wer denkt hierbei nicht an die Anregung, eine Expedition deutscher Forscher auszusenden nach — Deutschland zur Erforschung der Natur der deutschen Bevölkerung? (Man vgl. hierzu diese Zeitschrift, Jahrgang 1912, 172). Hungerland bewegt sich in ganz derselben Richtung, wenn er zu erfassen versucht, wie die Größen der Wissenschaft und Kunst in ihrem Stamme und ihrer Heimat wurzeln. Diese Gedanken verleihen seinem Buche einen eigenen Reiz. Hoffentlich finden sich Kräfte, welche gewillt sind, an ihrem Ausbau mitzuarbeiten.

Digitized by Google

Wenn die Schrift Hungerlands an dieser Stelle Erwähnung findet, so geschieht dies noch aus einem besonderen Grunde. Der Verfasser stützt sich in seinen Darlegungen nicht allein auf die Ergebnisse der sprachwissenschaftlich-historischen Forschung. Das Buch dürfte das erste seiner Art sein, welches die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Wissenschaft, in der Hauptsache der Arbeiten Kossinna's, für die Germanistik nutzbar macht. Die deutsche Stammesgeschichte beginnt hier nicht mit den ältesten schriftlichen Denkmälern, sondern dem indogermanischen Urvolk; Erscheinungen, wie z. B. die „germanische Lautverschiebung", welche den Ursprung der germanischen Grundsprache bedeutet, werden im Rahmen der vorgeschichtlichen Kulturentwicklung und der Völkerbewegungen betrachtet. Wenn man auch im 1. Kapitel (Die Herkunft der Deutschen und die Vorgeschichte ihrer Sprache) in der Anordnung des Stoffes manches gerne anders sähe — die Verflechtung von Sprachgeschichte und Stammesgeschichte könnte vielleicht noch enger sein, sodaß man erstere noch mehr als Folgeerscheinung letzterer erkennen würde —, so ist doch schon jetzt ein bedeutsamer Fortschritt gegen frühere Schriften dieser Art vorhanden, und es ist nur zu wünschen, daß die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Stammesforschung weiter vertieft und von der germanistischen Wissenschaft gefördert und verwertet werden. — Aus der beigegebenen „Zeittafel für Germanisten" ist die germanische und — soweit nötig — indogermanische Vorzeit als Grundlage der volklichen und sprachlichen Entwicklung im Überblick abzulesen. Und ebenso kommt in dem Verzeichnis der empfehlenswerten Literatur die Vorgeschichte zu ihrem Recht.

Das Buch ist bestimmt für Studierende, insbesondere für schwedische Examenkandidaten. Aber auch jeder andere Gebildete wird gerne zu ihm greifen, um sich kurz über bestimmte Fragen oder Erscheinungen zu unterrichten. Möge es aber neben diesem wissenschaftlichen Zweck nach des Verfassers Wunsch „auch ein Mahnwort an die studierende Jugend der germanischen Völker sein, mehr und mehr rassenbewußt ihre ganze geistige Welt auf germanischem Grundwall aufzubauen".

Delitzsch. Ernst Wahle.

A. Mertens, Führer durch das städtische Museum für Natur- und Heimatkunde zu Magdeburg. Ohne Ort und Jahr. 103 Seiten. Darin: **H. Hahne, Vorgeschichtliche Abteilung.** S. 71—85.

Magdeburg besitzt seit den achtziger Jahren eine vorgeschichtliche Sammlung, deren Grundstock die Hinterlassenschaft des Gymnasialdirektors Wiggert und des Sanitätsrats Schultheiß-Wolmirstedt bildet. Durch die jahrelange Arbeit des Geh. Baurats Bauer wurde diese Sammlung eifrig vermehrt und wuchs durch verschiedene Ausgrabungen, Ankäufe und Schenkungen bes. in den letzten Jahren, seit sie 1908 eine Abteilung des städtischen Museums für Natur- und Heimatkunde wurde, heran. Seit 1904 hat H. Hahne die Sammlungen wissenschaftlich bearbeitet und in einer Zweiteilung, Studiensammlung und Lehr- und Schausammlung, aufgestellt. In dem Abschnitt über die vorgeschichtliche Abteilung des vorliegenden Führers erhalten wir einen Überblick darüber.

Es mag vielleicht verwundern, wenn wir hier 15 Seiten eines „Führers" besprechen, wo doch eigentlich wichtigere Arbeiten zu besprechen wären. Wir tun es jedoch mit gutem Gewissen; Hahne's Führer ist nämlich in mehr als einer Beziehung mustergültig: Wir kennen keine ähnliche Arbeit, die auf gleich beschränktem Raum in derartig leicht verständlicher Form und in frischem, lebendigen Ton all das bietet, was für einen unserer Forschung Fernerstehenden überhaupt wissenswert ist. Kein Gebiet ist dabei zu kurz gekommen, und nirgends finden wir, wie das bei einer ähnlichen, vor kurzem er-

Digitized by Google

schienenen Arbeit der Fall ist, die Spezialforschungen des Verfassers in den Vordergrund gerückt. Eine derartige Arbeit vermag eben nur jemand zu liefern, der mit der Forschung völlig verwachsen ist, der auf allen Gebieten zu Hause ist und überall aus dem Vollen schöpft.

Wir können deshalb nicht umhin, dringlichst auf das Büchlein, das uns selber sehr erfreut hat, aufmerksam zu machen und es besonders auch allen denen, die einmal in die Lage kommen, eine ähnliche Arbeit zu liefern, auf das Wärmste zur Nachahmung zu empfehlen.

Wernigerode a. H. Hugo Mötefindt.

VI. Nachrichten.

Wegen Verstoß gegen die Satzung mußten aus der Liste der Mitglieder folgende Namen gestrichen werden: Bordes (Berlin), Ey (Hannover), Hansen (Berlin), Holtmeyer (Dortmund), v. Miske (Günz), v. Mülmann (Charlottenburg), Solger (Peking), Stolzing-Cerny (Berlin), Tallgren (Helsingfors), Waase (Rheinsberg), Wiegand (Leipzig).

Todesfälle.

Am 23. Januar 1914 starb zu Berlin, wo er sich zu Besuch aufhielt, der Königsberger Universitätsprofessor Dr. med. Paul Bartels, unser Mitglied. Ausgezeichnet durch Begabung, Wissen und Forschungseifer hat er auf unserem Gebiete durch seine vortreffliche Untersuchung der Wormser neolithischen und frühbronzezeitlichen Schädel einen Namen sich gemacht. Der Tod dieses jungen Gelehrten trifft unsere Wissenschaft um so schwerer, als er auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Anthropologie nachpaläolithischer Zeiten neben Schliz leider der einzige tätige Forscher war.

Am 4. Februar starb zu Kassel unser Mitglied der Dr. der Rechte Oberst z. D. Karl August Hellwig (geb. 27. XI. 1855), ein Mann von unvergänglichen Verdiensten auf dem Gebiete deutsch-völkischer Betätigung.

Am 5. April feierte unser Mitglied Geheimrat Prof. Dr. Hugo Lemcke in Stettin das seltene Fest der goldenen Hochzeit in ungeschwächter Körper- und Geisteskraft. Ihm und seiner Gemahlin sandte der Vorstand telegraphisch die Glückwünsche unserer Gesellschaft.

Unser Vorstand, Universitätsprofessor Dr. Kossinna wurde bei der Feier des hundertjährigen Geburtstages Math. Alex. Castréns, des Begründers der finnischen Sprach- und Altertumsforschung, von der Finnischen Altertumsgesellschaft in Helsingfors zum Auswärtigen Mitgliede gewählt.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Die Ausgrabungen beim Schweizersbild.

Von Dr. Rudolf Häusler, Kaiwaka, North Auckland, New Zealand.

Nach den von Herrn Dr. Nüesch über die prähistorische Station beim Schweizersbild veröffentlichten Berichten wurde unter seiner Leitung diese Fundstätte mit einer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgegraben, wie sie bei ähnlichen Unternehmen kaum beobachtet worden waren.

Ganz einläßliche Beschreibungen der dabei befolgten Methoden finden sich besonders in seinem Werke „Das Schweizersbild, eine Niederlassung aus paläolithischer und neolithischer Zeit" (Denkschriften der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft, Band XXXV).

Herr Dr. Nüesch geht so weit, daß er dieses Werk mit folgender Bemerkung einleitet:

„Mein Bestreben war von Anfang an darauf gerichtet, sowohl durch die Art und Weise der Ausgrabungen, als auch durch die wissenschaftliche Verwertung des Materials ein Werk zutage zu fördern, welches maßgebend für künftige, ähnliche Ausgrabungen sein könnte!"

In ähnlicher Weise sprachen sich auch Sachmänner und andere, denen Herr Dr. Nüesch im mündlichen und brieflichen Verkehr nähere Mitteilungen über seine Methoden gemacht hatte, über letztere aus.

Schon in dem im Jahr 1893 veröffentlichten Katalog der Fundgegenstände gibt Herr Dr. Nüesch in einem besonderen Abschnitt, betitelt: „Urteile der Presse und von Sachleuten über die Ausgrabungen und über die Schweizersbildfunde," eine ganze Reihe Auszüge, in denen seine Sachkenntnis, wissenschaftliche Methodik, Umsicht, Sorgfalt, Genauigkeit, Hingabe usw. in lobender Weise hervorgehoben werden.

Trotzdem wurden aber schon während der Ausgrabungen und mehr noch nach deren Abschluß Stimmen laut, daß die Dinge beim Schweizersbild nicht ganz so waren, wie sie von Herrn Dr. Nüesch dargestellt wurden.

Digitized by Google

Diese Zweifel an der Zuverlässigkeit seiner Angaben machten sich mehr und mehr geltend, als von Fachleuten festgestellt wurde, daß Vermischungen von Einschlüssen aus ganz verschiedenen Schichten vielfach stattgefunden hatten, daß bei verschiedenen Grabstätten Verwechslungen des Inhaltes vorgekommen waren, daß in vielen Fällen das vorliegende Material auffallend unvollständig war, daß der Erhaltungszustand der Fundgegenstände viel zu wünschen übrig ließ, daß die die Fundstücke begleitenden Angaben ganz ungenügend waren, und überdies Widersprüche enthielten usw.

Der erste Jahresbericht der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte enthält u. a. folgende bezügliche Stelle (S. 16): Besonders bekannt ist infolge großer Reklame die Untersuchung des Schweizersbildes bei Schaffhausen geworden, indessen muß gesagt werden, daß gerade dieser Fundort nicht zu den gut ausgegrabenen Stellen gehört, wie man sich in wissenschaftlichen Kreisen mehr und mehr überzeugt hat."

Als zeitweise bei den Ausgrabungen Mitbeteiligten sei es mir nun gestattet, in dieser Sache einen kleinen Beitrag zu liefern.

Über die Zeit der Ausgrabungen berichtet Herr Dr. Nüesch in seinem im Jahr 1893 veröffentlichten Katalog der Fundgegenstände:

„Die Ausgrabungen wurden im Jahr 1891 begonnen, im Sommer 1892 fortgesetzt und im Oktober 1893 vollendet."

Später (Neue Züricher Zeitung 28. Juni 1908) gibt er an:

„Die prähistorische Station Schweizersbild bei Schaffhausen wurde von mir in den Jahren 1891 bis 1894 ausgegraben. Der Zeitraum zusammenhängender Arbeit betrug etwa 2½ Jahre."

Nun wurde aber im Jahr 1891 nur vom 15. bis 31 Oktober, im folgenden Jahr vom 25. Juli bis 28. Oktober gegraben. Wann im Jahr 1893 die Arbeiten wieder aufgenommen wurden, geht aus Herrn Dr. Nüeschs Berichten nicht hervor. Bei meinem letzten Besuche in Schaffhausen fand ich sie im Juli bereits abgeschlossen.

Die Zeit zusammenhängender Arbeit konnte also unmöglich 2½ Jahre betragen. Vielmehr betrug sie etwa ½ Jahr.

In seinem Berichte „Une station préhistorique à Schweizerbild près de Schaffhouse" (Archives des sciences physiques et naturelles, t. XXVIII, S. 2) gibt Herr Dr. Nüesch an, daß sofort nach der Entdeckung zu einer systematischen Ausbeutung der Niederlassung geschritten wurde. Als erste Arbeit nennt er die Einteilung der ganzen Fundstätte.

„On divisa le terrain en carrés d'un mètre de longueur."

Digitized by Google

Eine solche Einteilung fand aber damals nicht statt. Es wurden vielmehr zwei Felder, das eine 13,5 m lang und 1,2 m breit, das andere 2,8 m lang und 2,4 m breit, abgesteckt und ausgegraben. Im folgenden Jahre wurde die östliche Hälfte der Fundstätte in ganz unregelmäßige, der Form des Geländes am besten entsprechenden Felder eingeteilt. Eines derselben, das ich als Feld III bezeichnete, war beispielsweise etwa 10 m lang. Dieses teilte ich in Meterfelder ein, um die wichtigeren Fundgegenstände leichter eintragen zu können. Ein Plan der ganzen Stätte wurde erst einige Zeit nachher aufgenommen.

Nach diesem Plane bedeckte die Niederlassung einen Flächenraum von 240—250 m^2.

Nach einer Angabe von Herrn Dr. Nüesch (Das Schweizersbild, S. 228) ist ihr Areal nur 207 m^2, nach einer andern Angabe (Basler Nachrichten 16. Jan. 1893) dagegen ist es „etwa 500 m^2 groß, wovon erst 300 m^2 aufgedeckt sind."

Es wurden demnach in den Jahren 1891 und 1892 etwa 50 m^2 mehr ausgegraben, als die ganze Niederlassung einnahm.

Über die Methode der Grabungen berichtet Herr Dr. Nüesch (Korr.-Bl. der Deutschen Anthrop. Ges. 1892, Nr. 10, S. 109):

„Bei den Grabungen wurde das Material schichtenweise von 20 zu 20 cm abgehoben."

Auch später (Das Schweizersbild .... S. 230) führt Herr Dr. Nüesch unter den Grundsätzen, die vom Anfang an befolgt wurden, an:

„Die Erdschichten wurden von 20 zu 20 cm abgehoben."

Doch fügt er (S. 233) bei, daß in den Jahren 1892 und 1893 die Ausgrabungen mit noch größerer Sorgfalt ausgeführt wurden als im ersten Jahre und gibt hierfür folgenden Beweis:

„Einzelne Schichten wurden sogar von 10 zu 10 cm Tiefe abgehoben."

In seinem ersten Bericht von 1891 „Über die Funde beim Schweizersbild" erklärt Herr Dr. Nüesch umgekehrt, daß im ersten Jahre alle Schichten „von 10 zu 10 cm sorgfältig getrennt abgehoben" wurden.

Tatsächlich wurde während meiner Mitbeteiligung zu keiner Zeit in solchen Lagen von 20 cm ausgegraben. Beim Beginn der Arbeiten im Jahr 1891 wurde ein Teil der Humusschicht und der neolithischen Kulturschicht in Lagen von 10 cm abgedeckt. Doch zeigte es sich bald, daß die Schichten zu ungleichmäßig entwickelt waren, um ein solches Vorgehen möglich zu machen, ohne beständig Gefahr zu laufen, die Einschlüsse verschiedener Schichten zu verwischen. Das Material wurde in der Folge in größeren oder kleineren Partien, entsprechend der Mächtigkeit und Beschaffenheit der Schichten gelöst und entfernt.

Digitized by Google

Nach den Etiketten und der Vermischung von Fundgegenständen aus verschiedenen Schichten in der Sammlung im Rüdensaal zu schließen, ließ Herr Dr. Nüesch später stellenweise von den Arbeitern in der von ihm beschriebenen Weise ohne Rücksicht auf die bestehenden Lagerungsverhältnisse ausgraben.

Herr Dr. Nüesch berichtet (Das Schweizersbild, S. 233):

„Beim Abheben der unteren Schichten wurden weder Pickel noch Schaufel, weder Hacke noch Spaten angewendet."

Eine andere bezügliche Mitteilung (Basler Nachrichten, 16. Januar 1893) lautet:

„Weder Pickel noch Schaufel wurden beim Lösen der Gegenstände in den Kulturschichten verwendet."

Nun wurden aber Pickel und Schaufel sehr häufig verwendet. Herr Dr. Nüesch selbst bediente sich derselben oft und gab den Arbeitern besondere Anleitung, wie sie zu gebrauchen waren. Durch Pickelhiebe wurden u. a. zwei neolithische Schädel zertrümmert.

In der eben zitierten Korrespondenz in den Basler Nachrichten wird erwähnt, daß die Gegenstände „mit ganz kleinen, eigens zu diesem Zwecke gefertigten Hacken oder mit den Händen allein losgelöst" wurden.

An anderer Stelle (Das Schweizersbild, S. 233) wird aber versichert, daß „keine Hacken" angewendet wurden, sondern daß „jeder Stein, jedes Steinchen, jeder Knochen, jeder Feuersteinsplitter und jedes Messer, jedes sonstige Artefakt.... mit der Hand oder mit einem spitzen, großen, etwas gekrümmten Nagel losgelöst" wurden.

Trotzdem ich während der ganzen Zeit meiner Beteiligung auf der Stätte selbst betätigt war, kam mir weder eine dieser Hacken noch einer der großen etwas gekrümmten Nägel zu Gesicht. Zum Lösen der Gegenstände dienten damals Taschenmesser oder andere zufällig erhältliche Werkzeuge verschiedener Art.

Über die weitere Behandlung des ausgegrabenen Materials berichtet Herr Dr. Nüesch (Das Schweizersbild, S. 234) u. a. folgendes:

„Um die außerordentlich kleinen, häufig mit bloßem Auge kaum sichtbaren Kieferchen und Zähnchen von Nagern zu erhalten, mußte der Inhalt der Kulturschicht zuerst auf die größeren Fundgegenstände untersucht werden; dann wurde das von den großen Knochen, Zähnen, Steinen und Feuersteininstrumenten befreite Material durch 5 Siebe mit verschieden großen, immer enger werdenden Löchern hindurchgelassen. Erst das im letzten, mit den allerfeinsten Öffnungen versehene Sieb zurück gebliebene Material wurde dann in einem Zuber voll Wasser geschlemmt."

Digitized by Google

Daß das Material aus den Kulturschichten nicht in dieser Weise behandelt wurde, beweist schon der Umstand, daß zu jeder Zeit größere und kleinere Knochensplitter, Feuersteine im Abraum gefunden wurden. Nach Abschluß der Grabungen füllte ich selbst bei einem Besuch auf der alten Fundstätte im Jahr 1893 in wenigen Minuten alle Taschen mit Fundgegenständen aller Art, darunter fast faustgroße Feuersteinknollen mit Sprengflächen. Noch 20 Jahre später fanden Schulknaben im Abraum eine Menge Gegenstände.

Unter meiner Leitung wurde das von mir selbst im Graben gelöste Material zuerst an Ort und Stelle durchsucht, darauf durch zwei Siebe unter Wasser gesiebt und gewaschen und auf den Auslegetischen ausgebreitet. An Einschlüssen sehr armes Schichtenmaterial wurde nicht gesiebt oder gewaschen.

Herr Dr. Nüesch behauptet ferner (Korr.-Blatt der Deutschen Anthrop. Ges. 1892, S. 109):

„Bei den Grabungen wurde....die Lage und die Tiefe, in welcher die Gegenstände waren, von jedem Fundstück eingetragen."

Ich kann dazu nur bemerken, daß im Jahr 1893 im Rüdensaal, in welchem die Sammlung aufgestellt war, zentnerweise Fundgegenstände angehäuft waren, über welche im Protokoll keinerlei Angaben gemacht worden waren.

Herr Dr. Nüesch gibt ferner (Arch. des sciences physiques et naturelles, tome XXVIII, S. 2) an:

„on eut soin en triant les objets d'indiquer la profondeur et le carré dans lequel ils avaient été trouvés."

Die erste Einteilung in Meterfelder nahm ich im Sommer 1892 vor. Nur die wichtigsten Funde wurden in diese Pläne eingezeichnet. In das 10 m lange Feld III trug ich beispielsweise aus der großen Masse Funde nur 40 Nummern ein.

Während der ganzen Zeit meiner Beteiligung machte Herr Dr. Nüesch selbst keine Eintragungen in Tagebücher und Pläne, auch keinerlei Notizen über Schichten oder Funde. Später verfaßte er allerdings einen Plan der Gräber, den er für Herrn Prof. Kollmann, den Bearbeiter der menschlichen Reste vom Schweizersbild, bestimmte. Dieser Plan kam mir bei einem Besuch in Schaffhausen zufällig zu Gesicht und erwies sich als so fehlerhaft, indem mehr Meterfelder verzeichnet waren, als auf der Fundstätte Platz gefunden hätten, Skelette eingezeichnet waren, die in Wirklichkeit nicht existiert hatten, andere Skelette in die unrichtigen Felder eingetragen waren usw., so daß ich den ganzen Plan umarbeiten mußte.

In der Folge machte nun Herr Dr. Nüesch einen neuen Plan (Das Schweizersbild, S. 227), in welchem eigentümlicherweise ganz ähnliche Felder vor-

Digitized by Google

kommen wie im ersten Plan. So enthält Grabstätte Nr. 3 auch nach Text (S. 289) die Reste von 3 Menschen. Tatsächlich fanden sich dort nur zwei Unterkieferfragmente. Nach dem Plan enthielt Grabstätte Nr. 16 nur einen Schädel, in Wirklichkeit enthielt sie das Skelett einer Pygmäenfrau und die Reste eines neugeborenen Kindes. Laut Verzeichnis der Gräber (S. 290) und nach Prof. Kollmanns Bericht (Der Mensch, Schweizersbild, S. 86) enthielt Grab Nr. 5 die Reste zweier Menschen, laut Plan nur die zwei Tibien eines Individuums. Diese Grabstätte und Grab Nr. 1 lagen nahe beisammen. Im Plan beträgt ihre Entfernung 3 Meter. Die Reste eines großen Mannes, die sich nach Inhaltsverzeichnis in Grab 5 vorfanden, lagen in einem Grabe neben dieser Grabstätte, das aber im Plane nicht verzeichnet ist. Verschiedene Gräber sind in die unrichtigen Felder eingezeichnet. So lag Grab 4 etwa 4,5 m vom Felsen entfernt. Im Plan beträgt die Entfernung etwa 7 m.

Als einen bei den Grabungen von Anfang an bis zum Schluß befolgten Grundsatz gibt Herr Dr. Nüesch (Das Schweizersbild, S. 230) an:

„Die Gegenstände erhielten fortlaufende Nummern."

Nun versah ich im ersten Jahr nur einige der wichtigeren Fundgegenstände mit solchen Nummern. Eine etwas größere Zahl numerierte ich im zweiten Jahre. Weitaus die meisten aber wurden erst nach Abschluß der Ausgrabungen mit solchen Nummern versehen.

Über die Etikettierung der Fundgegenstände berichtet Herr Dr. Nüesch (Das Schweizersbild, S. 230):

„Die Gegenstände wurden mit verschiedenfarbigen Etiquetten versehen, und zwar so, daß die Gegenstände aus der gleichen Tiefe im Fundgebiet, aus der gleichen Schichtenlage auch dieselbe farbige Etiquette trugen, um einer etwaigen späteren Verwechslung von vornherein vorzubeugen."

Besuchern gegenüber äußerte sich Herr Dr. Nüesch in ähnlicher Weise. So schreibt ein Besucher (Schweiz. Rundschau, 1893, S. 475):

„Von jedem Gegenstand wurden die Tiefe und die Lagerungsverhältnisse notiert und überdies erhält der Gegenstand noch eine Etikette."

In Wirklichkeit wurden aber während der Ausgrabungen nur wenige Stücke mit solchen Etiketten versehen. In der Regel mußte eine einzige Etikette mit Angabe der Schicht für große Haufen von Gegenständen dienen. Einer dieser Haufen enthielt mehr als 12 000 Gegenstände. Nach Abschluß der Grabungen wurden beim letzten Ordnen der Sammlung eine größere Anzahl Gegenstände mit besonderen Etiketten versehen.

Digitized by Google

Während der Zeit meiner Beteiligung wurden die Fundgegenstände jeweilen so bald es die Umstände erlaubten, in der Regel jeden Abend, nach Schaffhausen geschafft und sobald es möglich war in der Sammlung im Rüdensaal nach Schichten geordnet aufgestellt.

Unter Herrn Dr. Nüeschs späterer alleiniger Leitung wurden sie dagegen nicht mehr in dieser Weise behandelt.

Als ich mich im Jahre 1893 nach Abschluß der Grabungen nach Schaffhausen begab, fand ich in Kisten und Säcken, meistens ohne Etiketten und überhaupt ohne irgendwelche Angaben über Herkunft große Massen Feuersteine, Knochen u. a. unter den Tischen und den Wänden entlang angehäuft. An mehreren Stellen auf den Tischen waren auch die älteren Funde zusammengeschoben worden, um Platz für Haufen neuer Funde zu machen. Auch bei diesen fehlten alle Etiketten und es zeigte sich ferner, daß in einigen Fällen sie mit bezug auf Alter an unrichtiger Stelle eingeschaltet worden waren, wodurch teilweise die in Herrn Dr. Nüeschs späteren Berichten gemachten ganz irrigen Angaben über die Verbreitung gewisser Tierarten erklärt werden können.

Leider wurden auch besonders wichtige Funde in dieser Weise behandelt. So fand ich zwischen die Schachteln mit Feuersteinwerkzeugen, die ich im Jahr 1892 zusammengestellt hatte, zwei Mineralienschächtelchen mit kleinen, feinen Feuersteinmesserchen und Schabern — ohne Etiketten — eingeschoben. Auf mein Befragen nach deren Herkunft teilte mir Herr Dr. Nüesch mit, daß sie im östlichen Teil der Niederlassung bei einer Werkstätte gefunden wurden und nach Virchows Ansicht chirurgische Instrumente darstellten dürften. Nach einer späteren Angabe (Das Schweizersbild, S. 265) waren sie in einem mit einem Deckel versehenen Steinkistchen eingeschlossen.

Alles was nun aber Herr Dr. Nüesch über dieses mutmaßliche „Instrumentarium eines Medizinmannes" zu berichten weiß, ist an eben genannter Stelle ein Geschichtlein, nach welchem er einem Baumeister, der sich in verächtlicher Weise über diese Feuersteinwerkzeuge ausgesprochen und sie sogar als unbedeutende Dingerchen bezeichnet hatte, mit einem solchen den Rock- und Hemdärmel durchschnitt, worauf sich der „in wenigen Sekunden gründlich belehrte Baumeister" mit dem Ausruf: „Donnerwetter, das ist ja mein neuer Sonntagsrock; was wird meine Frau dazu sagen!" entfernte. Welcher Empfang ihm zu Hause zuteil wurde, ist nicht angegeben. Hoffentlich hielt die gute Frau dem bösen Mann eine gepfefferte Predigt.

Durch obige Umstände war die ganze Sammlung in einen solchen Zustand von Chaos geraten, daß ich mehrere Tage genug zu tun hatte, die alte Ordnung wieder einigermaßen herzustellen.

Den in den Glaskästen ausgestellten Teil der Sammlung, bestehend aus den Artefakten aus Knochen und Horn, neolithischen Steinwerkzeugen, Schmuckgegenständen, Mineralien u. a. ordnete Herr Dr. Nüesch allein nach

Digitized by Google

seiner eigenen Methode. Über diese gibt die Art und Weise, wie die Gegenstände in seinem „Katalog der Fundgegenstände" angeordnet sind, die beste Auskunft.

In der Abteilung „Schmuckgegenstände" (S. 2) finden wir:
Zungenbein vom Rentier, durchlöchert.
Durchlöcherte Zähne vom Eisfuchs.
Durchlöcherte kleine schwarze Ammoniten.
Durchlöcherter Zahn.
Dentalium.
Turritella, durchlöchert.
Melania.
Auster, Gryphaea, doppelt durchlöchert.
Bohnungkügelchen.
Holzstücke.
Belemniten, darunter bearbeitete.
Bergkrystall.
Ammoniten, einer durchlöchert.
Terebrateln.
Eigentümlich geformter Stein.
Spongien.
Eneriniden.

In der Übersicht der Fundgegenstände, S. 13, sind aus der grauen Kulturschicht 270 Artefakte in Knochen und Horn angegeben. Als aus Knochen und Horn bestehende Gegenstände sind aber S. 29 auch angeführt:
Rote Glasperle, durchlöchert.
Tonperle.
Nadel aus Bronze.
Eine Steinaxt aus Jadeit.
Angeschliffenes Quarzstück.
Kieselstein mit zwei Kreuzen.
Schleifstein.

In der Abteilung: „Zeichnungen und verzierte Stücke", S. 22, finden wir:
Harpune.
Pfeil.
Knochen, von Tieren angenagt.
Knochen mit Wurzeleindrücken.
Schädelfragmente mit Kritzen und Linien.
Feuerherd.
Werkstätte.
Sitzplatten.

In der Abteilung „Lanzenspitzen und Pfeile" finden wir auch Meißel aus Knochen, Bruchstück eines Pfriemens, Geweihspitze (Aushäuter).

Digitized by Google

Pfeilspitzen finden sich in folgenden 5 Abteilungen: Pfriemen; Lanzenspitzen und Pfeile; Kommandostäbe, Geweihstücke und Pfeile; bearbeitete Knochenstücke, Pfriemen usw.; Zeichnungen und verzierte Stücke.

In der Abteilung: „Knochen und Zähne" finden wir: „Eine große Anzahl Schnecken."

Nach Herrn Dr. Nüeschs Angaben (Das Schweizersbild, S. 283) fanden sich Schnecken nur in der neolithischen Schichte. Tatsächlich fanden sie sich in allen Schichten, ausgenommen der gelben Lehmschicht (Schotterschicht).

In einem Artikel in der Neuen Züricherzeitung, 23.—25. März 1909, führte ich einige der obigen Beispiele an. In seiner Entgegnung vom 16. April 1909 rechtfertigt sich Herr Dr. Nüesch damit, daß der Katalog eben „auch für ein Laien- und Liebhaberpublikum verständlich sein mußte." Er verweist den Leser dabei auf sein „wissenschaftliches Werk". Aber auch in diesem finden wir ganz ähnliche Verhältnisse.

Im Abschnitt: „Die kulturhistorischen Einschlüsse aus der paläolithischen Schicht" (Das Schweizersbild, S. 258) sind beispielsweise 1304 Artefakte aus Knochen und Geweihen erwähnt, darunter unbearbeitete Braunkohlenstücke, durchlöcherte Muscheln, Versteinerungen, mehrere Herdstellen, Werkstätten, sorgfältig gepflasterte Stellen usw.

In Erwartung des Besuches einer Gesellschaft machte Herr Dr. Nüesch einen Versuch, einen Teil der großen Sammlung nach seiner Methode aufzustellen. Zu diesem Zwecke schob er eine Masse der geordneten Funde bei Seite, breitete große Bogen Papier aus, und gab einem der Arbeiter Anleitung, wie die Sammlung zusammengestellt werden mußte. Es durften dabei nur „schön weiße" Knochen und namentlich lange, schlanke Splitter von Röhrenknochen benutzt werden. Diese wurden in „schön geraden" Reihen, wie Soldaten in Reih und Glied, nur nach Größe geordnet, ohne irgendwelche Rücksicht auf Spezies aufgestellt. Hier handelte es sich aber nicht etwa um ein Laienpublikum sondern um den Besuch einer Gesellschaft von Gelehrten.

Schon in den ersten Tagen der Ausgrabungen hatte Herr Dr. Nüesch, der im Aufstellen einer Sammlung keinerlei Erfahrung hatte, — denn seine ganze Sammlung bestand nach 20 jährigen „unermüdlichen Forschungen" aus einem Raubtierzahn aus dem Keßlerloch, — darauf bestanden, die Schweizersbildfunde in solcher Weise anzuordnen und wirklich einen Teil der Funde aus der Humusschicht, wie Knochen, Ziegelstücke, Glasscherben, Topfscherben, eiserne Nägel u. a. genau nach Größe und Schönheit in langen Reihen aufgestellt.

Es kann unter solchen Umständen kaum überraschen, daß Herr Dr. Nüesch auch später an seiner Methode festhielt. Ein bekannter Fachmann berichtet (Neue Züricher Zeitung, 20. Juni 1908):

Digitized by Google

„Nun wurde die Schweizersbild-Sammlung im Landesmuseum aufgestellt und zwar von Herrn Dr. Nüesch selbst. Auf roten Samtkartons prangten da nun die Feuersteine und Knochensplitter, das war für den Laien vielleicht ganz schön, weniger für den Fachmann, der die Objekte, die sich teilweise in den Samt verkrochen, nicht so recht sehen konnte. In der Tat sah die ganze Ausstellung aus, als hätte eine junge Dame mit ebenso viel Liebe als geringer Sachkenntnis die Stücke zusammengestellt. Als dann die prähistorische Abteilung des Landesmuseums umgestellt wurde, nahm man sich vor, die Sammlung Nüesch in der im Museum sonst gebräuchlichen Art einzurichten. Dazu kamen aber noch andere Gründe. Den Fachleuten — und das schweizerische Landesmuseum ist doch auch für Fachleute da — war es nicht entgangen, daß auf den protzig aussehenden Kartons der Nüeschschen Sammlung neben guten Stücken ganz wertlose, neben wirklichen Instrumenten auch einfache Abfälle ausgelegt waren. Sie wünschten daher eine wissenschaftliche Aufstellung.

Diese Neuaufstellung wurde in der Folge von Herrn Abbé Breuil besorgt.

Herr Dr. Nüesch war mit dessen Behandlung der „schönen, systematisch geordneten Sammlung", für deren Aufstellung er und Frau Dr. Nüesch „die in hervorragender Weise im Landesmuseum in Zürich ihrem Gemahl behülflich war und ihn unterstützte" (Das Schweizersbild) seinerzeit nebst besonderen Dankesschreiben auch die silberne und bronzene Medaille erhalten hatten, nicht recht zufrieden, denn er schreibt (Neue Züricher Zeitung, 28. Juni 1908):

„Um zum Schlusse zu meiner Eingabe an die Landesmuseumskommission wegen der Umstellung der Sammlung im Landesmuseum zu kommen, muß ich gestehen, daß ich sehr zornig wurde, als ich vernahm, daß ein Ausländer, Herr Abbé Breuil, die Umstellung vorgenommen hatte, und als ich sah, wie dies geschehen war."

Nähere Mitteilungen über die Schweizersbildfunde und die hierauf bezüglichen Angaben in Herrn Dr. Nüeschs Berichten werden demnächst in einem besonderen Beitrag gemacht werden.

Über die Methode, nach welcher bei den Grabungen die Profile aufgenommen wurden, berichtet Herr Dr. Nüesch (Das Schweizersbild, S. 236):

„Zum Verständnis des Profils auf Tafel II längs der östlichen Felswand mag folgendes dienen. Es wurde, um den Verlauf der Schichten in horizontaler Richtung genau angeben zu können, zuerst oberhalb der Niederlassung längs des Felsens in 50 cm Entfernung eine Schnur horizontal gespannt, und dann von Meter zu Meter der vertikale Abstand der Oberfläche der ganzen Niederlassung, sowie der einzelnen Schichten von der Schnur abwärts gemessen;

Digitized by Google

bei den Querprofilen Nr. 13 auf Tafel II und Nr. 14 und Nr. 15 auf Tafel III, ... gab man die jeweiligen Abstände der Schichten ebenso an."

Tatsächlich verhält es sich nun aber freilich in dieser Sache etwas anders. Die Geschichte des Querprofils Nr. 13 ist in kurzen Zügen folgende:

Um die ganz ungleichförmige Entwicklung der Schichten, die allmählichen Veränderungen in ihrem Charakter, die verschiedenen Störungen der ursprünglichen Lagerungsverhältnisse, die Grabstätten, den Pflasterboden, die Steinplatten und anderen Funde an Ort und Stelle eintragen zu können und auf diese Weise ein durchaus getreues Bild der Verhältnisse zu erhalten, machte ich im Herbst 1891 Vorbereitungen, von der östlichen Wand ein Profil in natürlicher Größe aufzunehmen. Herr Dr. Nüesch widersetzte sich diesem Gedanken und ordnete das Aufnehmen eines Profils nach seiner eigenen Methode an.

Es wurde dabei keine Schnur gespannt. Die Abstände der Schichten konnten also nicht, wie er nun behauptet, von oben nach unten gemessen werden. Sie wurden vom Grunde des Grabens also von unten nach oben gemessen. Dabei wurden die Unregelmäßigkeiten in der vertikalen Entwicklung der Schichten und Änderungen in deren Zusammensetzung fast gar nicht beachtet. Größere und kleinere Störungen wurden, ausgenommen bei Grabstätte Nr. 1, nicht berücksichtigt. Wo die Grenzen der einzelnen Schichten nicht deutlich sichtbar waren, setzte sie Herr Dr. Nüesch ganz willkürlich fest.

Es wurden keine Fundgegenstände eingezeichnet.

Das ganze Profil wurde in so kleinem Maßstabe gezeichnet, daß auch aus diesem Grunde die Lagerungsverhältnisse ganz ungenau angegeben wurden. Außerdem rundete Herr Dr. Nüesch die Grenzlinien noch recht schön ab.

Dabei handelte es sich nicht etwa um eine bloße schematische Darstellung oder eine flüchtige Skizze, sondern um eine, mit Herrn Dr. Nüeschs „ganz außergewöhnlichen Sorgfalt und Genauigkeit" ausgeführte Wiedergabe der Verhältnisse. Wie „peinlich genau" verfahren wurde, beweist schon der Umstand, daß für diese Arbeit nicht weniger als 3 Mann erforderlich waren.

Herr Dr. Nüesch war denn auch nicht wenig stolz auf sein „prachtvolles" Profil und schrieb mir später über dasselbe: „Als Sie das Profil des ersten Grabens machen wollten, da haben Sie einen dreizehn Meter langen Streifen graues Papier hingehalten und wollten so dasselbe abzeichnen. Erst ich habe Ihnen gezeigt, wie ein Profil zu zeichnen ist."

Dieses Profil der östlichen Wand des Grabens teilte Herr Dr. Nüesch im folgenden Jahre Herrn Prof. Boule (La Station Quaternaire du Schweizersbild, S. 8) als solches der westlichen Wand mit. Es liegt auch dem von Herrn Dr. Nüesch später (Das Schweizersbild, Taf. II, Abb. 13) veröffentlichten Profil zugrunde.

Digitized by Google

Es ist nicht möglich, dieses letztere hier eingehend zu behandeln, ohne vorher die Schichtungsverhältnisse, über welche Herr Dr. Nüesch durchweg ganz irrige Angaben macht, einläßlich zu besprechen. Ich behalte mir vor, dieses in einer späteren besonderen Arbeit zu tun, muß mich also hier mit folgenden Bemerkungen begnügen:

Es fehlt zunächst die gelbe Lehmschicht (Schotterschicht). Die untere Nagetierschicht, die sich nach außen allmählich auskeilte und in einer Entfernung von etwa 7 m vom Felsen aufhörte, bleibt sich im Profil bis in eine Entfernung von 12 m gleichmäßig und erstreckt sich noch weit ins Tal hinaus. Diese Nagetierschicht war in ihrer ganzen Breite von der schwarzen Kulturschicht bedeckt, welche sich etwa 10 m vom Felsen auskeilte. Auf ihr ruhte in gleicher Ausdehnung die gelbe Kulturschicht. Im Profil 13 fehlt im inneren Teil die schwarze Kulturschicht und liegt daher bis in eine Entfernung von etwa 4 m vom Felsen die gelbe Kulturschicht auf der Nagetierschicht, obschon sich diese beiden Schichten im ganzen im Jahr 1891 abgedeckten Teil nirgends berührten. Außerhalb der gelben Kulturschicht findet sich im Profil eine schwarze Kulturschicht, während die gelbe Kulturschicht, die bis 0,30 m mächtig war, fehlt.

Auf der gelben Kulturschicht lag in ihrer ganzen Ausdehnung die dritte paläolithische Kulturschicht, die ich damals als graue Kulturschicht bezeichnete.

Im Profil wird die gelbe und im äußeren Teil auch die schwarze Kulturschicht von einer bis 0,30 m dicken und 6 m breiten Breccie bedeckt, die aber in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Auf der paläolithischen grauen Kulturschicht lag in ihrer ganzen Breite die neolithische Aschen- und Hirschschicht, die sich bis an den äußeren Rand der Niederlassung also etwa 12 m vom Felsen gegen das Tal hinaus erstreckte. Im Jahre 1892 faßte Herr Dr. Nüesch die paläolithische graue Schicht und die neolithische Aschen- und Hirschschicht in eine einzige Schicht zusammen, die er nun als neolithische graue Kulturschicht bezeichnet. Dem entsprechend liegt im Profil auf der Breccie eine bis 0,60 m mächtige neolithische Schicht auf, während in Wirklichkeit die neolithische Ablagerung nur etwa 0,25 m maß. Den äußeren Teil der neolithischen Schicht, etwa 3 m breit, vereinigt im Profil Herr Dr. Nüesch mit der Humusschicht, während er am Felsen eine etwa 3 m breite Schicht Asche einschaltet.

Der einzige in dieses Profil eingezeichnete Fund ist eine Grabstätte. Diese besaß flache, steile Wände und einen sorgfältig verebneten Boden, war trocken gemauert und mit einem großen Steinblock bedeckt. Im Profil bildet sie eine schüsselförmige Grube mit allseitig abgerundeten Wänden und convexem Boden, ohne Mauerung und ohne Decke. Sie reichte bis an die obere Grenze der gelben Kulturschicht. Im Profil reicht sie nur bis an die obere Grenze der Breccie.

Wie außerordentlich widersprechend Herrn Dr. Nüeschs Angaben über die Schichtenfolge sind, zeigt folgende Zusammenstellung.

Digitized by Google

Im Abschnitt über die Ausgrabungen des Jahres 1891 (Das Schweizersbild, S. 231) gibt Herr Dr. Nüesch folgende Schichten, zwei Meter vom Felsen entfernt, an:

Humus	50 cm
Aschenschicht und Hirschschicht	25 „
Graue Kulturschicht und Ofenschicht	45 „
Gelbe Kulturschicht	30 „
Schwarze Kulturschicht	35 „
Nagetierschicht	20 „
Gelber Lehm	?

In Profil 13 an genau derselben Stelle gibt Herr Dr. Nüesch dagegen folgende Verhältnisse an:

Humus	45 cm
Asche	25 „
Grau-rötliche Kulturschicht	40 „
Breccie	30 „
Gelb-rötliche Kulturschicht	40 „
Untere Nagetierschicht	20 „

Mit Bezug auf die horizontale Entwickelung der Schichten verhält sich die Sache wie folgt:

Humusschicht mehr als	12 m
Aschen- und Hirschschicht	12 „
Graue Kulturschicht	11 „
Gelbe Kulturschicht	10 „
Schwarze Kulturschicht	10 „
Untere Nagetierschicht	7 „
Gelbe Lehmschicht mehr als	12 „

Die gelbe Lehmschicht und die Humusschicht erstrecken sich über die Grenzen der Niederlassung ins Tal hinaus.

Nach Profil 13 erreichen an derselben Stelle die Schichten folgende Breite:

Humus mehr als	12 m
Asche	3 „
Graue Kulturschicht	9 „
Breccie	6 „
Gelbe Kulturschicht	4 „
Schwarze Kulturschicht	6 „
Untere Nagetierschicht mehr als	12 „
Gelbe Lehmschicht fehlt.	

Die übrigen Querprofile auf Taf. II und III sind ebenso fehlerhaft wie Profil 13, wie in der bereits angekündigten Abhandlung gezeigt werden soll.

Digitized by Google

Über die bei den Grabungen angewendeten Vorsichtsmaßregeln berichtet Herr Dr. Nüesch unter anderem (Das Schweizersbild, S. 226) folgendes:

„Während den Ausgrabungen wurde die Stätte sowohl bei Tag als auch bei Nacht stets bewacht."

Nun wurde aber im ersten Jahr die Stätte bei Nacht nicht bewacht, auch bei Tag nur bei zwei Gelegenheiten einige Stunden.

Im zweiten Jahre schlug ich, um die Methode der Grabungen vereinfachen zu können und zur besseren Überwachung mein neuseeländisches Reisezelt auf der Fundstätte auf. Dieses gab Herrn Dr. Nüesch den Gedanken ein, mit den kantonalen militärischen Behörden in Verbindung zu treten, infolge dessen dann auch von letzteren ein geräumiges Militärzelt aufgerichtet wurde.

In der bereits mehrfach angeführten Korrespondenz in den Basler Nachrichten vom 16. Januar 1903, in welcher sich Herr Dr. Nüesch als alleiniger Leiter der Ausgrabungen darstellt, findet sich folgende bezügliche Stelle:

„Häufig schlief der Leiter der Ausgrabungen mit den Arbeitern des Nachts in den Zelten, welche zu diesem Zwecke das Schaffhauser Kriegskommissariat mit Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt hatte."

Dem gegenüber ist zu bemerken, daß in der Zeit, während welcher die beiden Zelte, von denen aber, wie bereits angegeben wurde, das eine mein Eigentum war, aufgestellt waren, Herr Dr. Nüesch keine Nacht mit uns auf der Fundstätte zubrachte. Er sprach allerdings öfters die Absicht aus, dieses zu tun, kehrte aber jeweilen gegen Abend in sein bequemeres Quartier in Schaffhausen zurück. Trotzdem führte er aber Besucher, denen er seine außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln schilderte, mit den Worten zu den Zelten: „Hier schlafen wir sogar".

Herr Dr. Nüesch berichtet ferner (Das Schweizersbild, S. 231):

„Die Ausgrabungsstelle wurde umzäunt und die Überwachung derselben militärisch organisiert."

Tatsächlich war sie stellenweise mit einem Strick umspannt. Eine militärisch organisierte Überwachung fand zu keiner Zeit statt.

Nach Herrn Dr. Nüeschs Angaben (Das Schweizersbild, S. 231) wurden „nur zuverlässige, anerkannt vertrauenswürdige Arbeiter angestellt."

Nun stellte aber Herr Dr. Nüesch auch eine Anzahl kleiner Schulknaben zum Erlesen von Material an. Gleichzeitig waren auch mehrere Schüler des Schaffhauser Gymnasiums auf der Fundstätte tätig, infolge dessen damals mehr Material ausgehoben wurde, als mit der nötigen Sorgfalt behandelt werden konnte.

Nach Herrn Dr. Nüeschs Angabe (Das Schweizersbild, S. 231) wurden die Arbeiter „fortwährend überwacht". Eine spätere Angabe von Herrn Dr. Nüesch (Neue Züricher Zeitung, 28. Juni 1908) lautet sogar:

Digitized by Google

„Der Zeitraum zusammenhängender Arbeit betrug etwa 2½ Jahre, während welcher unter meiner Aufsicht und Beihilfe ständig mehrere Arbeiter beschäftigt waren."

Ich habe schon weiter oben gezeigt, daß dieser Zeitraum nicht 2½ Jahre sondern nur wenig mehr als ½ Jahr betrug. Während dieser Zeit waren aber die Arbeiter nicht beständig von Herrn Dr. Nüesch beaufsichtigt. Zur Zeit unserer gemeinschaftlichen Leitung war Herr Dr. Nüesch vielmehr oft stunden- und ganze Tage lang von der Fundstätte abwesend. Wenn er gegenwärtig war, unterhielt er sich in der Regel mit den Besuchern. Aber auch wenn dieses nicht der Fall war, nahm er nur selten, und je nur wenige Minuten an den Grabungen selbst teil. Gewöhnlich war er so weit von der Stelle entfernt, daß er unmöglich wissen konnte, was unten im Graben vorging und sogar in welcher Schicht gearbeitet wurde. Noch im Sommer 1892 erklärte er die Arbeit im Graben, also das Lösen und Durchsuchen des Materials, das Feststellen der Grenzen der einzelnen Schichten und die bezüglichen Beobachtungen sei Sache der Arbeiter.

Nach eigenen Beobachtungen ist also Herr Dr. Nüesch nicht imstande, über die in jener Zeit gemachten Funde und die Lagerungsverhältnisse genauere Auskunft zu erteilen, wie dieses übrigens schon aus hunderten von Beispielen aus seinen Berichten hervorgeht.

Unter seiner späteren alleinigen Leitung der Ausgrabungen waren die Arbeiter sehr viel sich selbst überlassen und über zahlreiche in dieser Zeit gemachten Funde ist daher nichts Sicheres bekannt.

In seiner Abwesenheit wurde unter anderen auch die bekannte Kalksteinplatte mit den Zeichnungen von sieben Tieren entdeckt. Der italienische Arbeiter fand sie beim Waschen von Abraum und teilte den Fund den auf der Stätte Anwesenden mit dem Ausruf: „Ein Roß, ein Roß!" mit.

Über die ursprüngliche Lage dieses wichtigen Fundstückes konnte mir bei einem späteren Besuche in Schaffhausen Herr Dr. Nüesch nichts Genaueres angeben. Später freilich macht er (Das Schweizersbild, S. 308) hierüber genaue Angaben, die aber mit den mir früher mündlich gemachten Mitteilungen nicht übereinstimmen. Fachleuten teilte Herr Dr. Nüesch mit, daß er diese Platte gefunden habe (Boule, La Station Quaternaire du Schweizersbild, S. 22).

Herr Dr. Nüesch gibt des weitern an (Das Schweizersbild, S. 226):

„Um sich den Ausgrabungen, dem Ordnen und Sichten der Funde ganz widmen zu können, stellte er .... auf seine Kosten einen Stellvertreter an und gab überdies während mehrerer Jahre seine seit bereits 20 Jahren bestehende kleine Knabenpension auf. So war alles geschehen, um die Grabungen mit Erfolg durchführen zu können."

Nun ist dazu aber zu bemerken, daß schon im Sommer 1891, also 3 Monate vor Entdeckung der Niederlassung am Schweizersbild, seine Knabenpension

Digitized by Google

nicht mehr bestand. Herr Dr. Nüesch teilte mir damals mit, daß er einst eine solche geleitet habe, sie aber aus Gesundheitsrücksichten seiner Frau aufzugeben genötigt wurde.

Ähnlich wie mit den eben besprochenen Auszügen aus Herrn Dr. Nüeschs Berichten verhält es sich mit den meisten seiner anderen Angaben über die Ausgrabungen. Die wenigen angeführten Beispiele dürften aber einstweilen genügen, um zu zeigen, daß die von verschiedener Seite erhobenen Bedenken gegen die Zuverlässigkeit seiner Mitteilungen keineswegs unbegründet sind und daß meine Behauptung („Das Schweizersbild und der Fall Nüesch", Neue Züricher Zeitung, 23.—25. März 1909), daß „ein sehr beträchtlicher Teil alles dessen, was Herr Dr. Nüesch über das Schweizersbild berichtet, reine Erfindung ist und als nichts anderes als schwindelhafte Reklamemacherei bezeichnet werden kann", vollauf begründet ist.

Digitized by Google

Der Götterwagen[1].

Von Dr. Just Bing, Bergen (Norwegen).

Mit 15 Textabbildungen.

Auf einer Felsenzeichnung von Kyrkoryk in Bohuslän sehen wir zwischen zwei Schiffen einen Wagen, mit einem Bock links und einem Pferde rechts bespannt. Er wird gelenkt von einer sehr verkrüppelten Gestalt; doch vor dem Wagen steht eine gut entwickelte Gestalt, der nur der eine Arm fehlt (Baltzer I 47 Nr. 11, Almgren Nr. 214).

Dieser Vorspann ist zu ungereimt, um ein wirklicher Vorspann zu sein. Unwillkürlich sucht man nach einer symbolischen Bedeutung dafür. Und man braucht nicht lange zu suchen. Man kann auf den Felsenzeichnungen einen Pferdegott und einen Bockgott feststellen.

Abb. 1. Aspeberget, Tanum, Bohuslän: Gott mit Pferdekopf auf dem Phallos und mit großen Händen vor der Schiffsreihe.

Pferde finden wir in Menge auf den Felsenzeichnungen; daß in diesen Pferden Götter stecken können, ersehen wir aus der Aspebergzeichnung (Abb. 1), wo vor der Schiffsreihe ein Gott mit einem Pferdekopf auf dem Phallos steht. Ebenso finden wir auf einer Felsenzeichnung von Backa in Brastad eine Gestalt, deren Arme in Pferde auslaufen (Abb. 2). Auf der Aspebergzeichnung ist diese Gestalt mit zwei großen Händen ausgestattet, und man kann hier zeigen, daß der große Ring, der um das Rad, das Sonnenzeichen, gelegt ist, das Zeichen dieser Gottheit ist.

[1]) Während ich die erste Abhandlung des Verfassers über die „Germanische Religion der älteren Bronzezeit" (Mannus VI, S. 149ff.) vielfach selbständig erweitert und umgearbeitet habe, konnte ich mich bei dieser zweiten ebenso wichtigen Abhandlung in der Hauptsache auf stilistische Besserungen beschränken. G. Kossinna.

Digitized by Google

Den Bocksgott finden wir in Menschengestalt mit Bocskopf auf der Felsenzeichnung von Löfåsen, unweit Kyrkoryk (Abb. 3). Der Bocskopf als (göttliches) Zeichen findet sich, wie ich zu sehen glaube, auf der Felsenzeichnung von Hvitlycke mit dem großen Ring zusammen (Baltzer I, 18—21), über einem Manne mit ungeheuer langen Armen.

Wir haben also einen Pferdegott und einen Bocksgott gefunden und setzen den Vorspann der Felsenzeichnung von Kyrkoryk mit ihnen in Verbindung. Es ist ein Götterwagen, den wir hier vor uns haben; hier ist der göttliche Wagen von den Göttern gezogen. Dagegen stehen bei dem Trundholmer Wagen die Götter auf dem Wagen und werden gezogen. Das ist für uns die natürliche Auffassung, doch wirkt es befremdend, daß das Sonnenpferd, oder wie ich glaube: die der Sonne gleichgestellte Pferdegottheit, auch auf dem

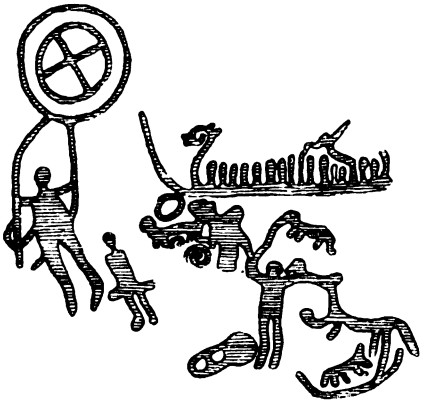


Abb. 2. Backa, Brastad, Bohuslän: Links Sonnengott und sein Begleiter, rechts Pferdegott.

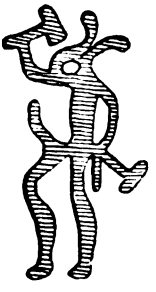


Abb. 3. Löfåsen, Tanum, Bohuslän: Bocksgott mit Hämmern.

Wagen gezogen wird. Dieser Fall ist auch einzig; sonst zieht das Sonnenpferd den Sonnenwagen. — Dagegen ist die Auffassung, daß die Götter den Wagen ziehen, uns fremd; wenn das Sonnenpferd den Sonnenwagen zieht, wird es mehr als Diener der Sonne, weniger als wirkliche Gottheit betrachtet. Wir können indes hier die Sitte vergleichen, daß beim ersten Pflügen Frauen den Pflug ziehen, wofür Mannhardt in seinen „Wald- und Feldkulten" I, 554 ff. eine Menge Beispiele gibt. Freilich ist der Pflug ursprünglich von Menschen gezogen worden, und vielleicht fiel diese Arbeit als Arbeit des Ackerbaues ursprünglich den Frauen zu. Doch erklärt man die Sitte natürlicher und leichter, wenn man annimmt, das beim ersten Pflügen Frauen den Pflug ziehen, weil sie in diesem Falle Fruchtbarkeitsgottheiten darstellen, als wenn man glaubt, daß die Männer das Pflugziehen als atavistische Frauenpflicht behaupten wollten. Wenn dies Stich hält, haben wir hier ein Seitenstück zu den vorgespannten Göttern von Kyrkoryk.

Digitized by Google

II.

Sowohl der Trundholmer, wie der Kyrkoryker Wagen erscheinen sinnwidrig. Es ist ungereimt, Bock und Pferd zusammen vor den Wagen zu spannen; es ist ungereimt, das Pferd mit der Sonne auf den Wagen zu stellen. Diese Ungereimtheit finde ich nicht genügend erklärt durch die Annahme, daß der Wagen als Zauberzeichen für die Sonne dienen soll, um schneller den Sonnenschein herbei zu führen. Ich glaube, daß man die Arten der Gottesverehrung, die sich in diesen Wagenbildern offenbaren, als von anderen Götterkulten entlehnt ansehen muß. Denn wenn man Pferd und Bock als Götter verehrte, hat man kaum eine heilige Handlung geschaffen, wo sie zusammen vor den Wagen gespannt wurden. Und wenn man die Sonne und ihr Pferd verehrte, erfand man doch kaum einen gottesdienstlichen Brauch, wo sie auf einen Wagen gestellt wurden. Ich halte die Annahme einer Entlehnung in beiden Fällen für nötig. Und bei dem Gottesvorspann des Wagens ist es nicht schwer, zu finden, wo dieser Brauch hingehört.

In der nordischen Religion und in anderen indogermanischen Religionen gibt es eine Doppelgottheit von zwei Reitern, die Açvinen in Indien, die Dioskuren in Hellas. Nach der Meinung der Mythologen ist die Menschengestalt eine spätere Form; ursprünglich sind die beiden Reiter zwei Pferde gewesen. Tacitus (Germ. c. 43) erwähnt diesen Götterdienst bei den ostgermanischen Nahanarvalen, wo sie in einem Hain verehrt werden. „Vorsteher ist ein Preister in Frauentracht (oder Frauenschmuck), die Götter werden in römischer Auslegung als Castor und Pollux bezeichnet und so ist der Inhalt der Gottheit, der Name ist Alcis. Hier gibt es keine Bilder, keine Spur ausländischen Aberglaubens, doch werden sie als Brüder, als Jünglinge verehrt." Spuren dieses Kults hat Müllenhoff in den Namen der wandalischen Königsfamilie Asdingi und eines nach Dacien übergesiedelten wandalischen Stammes Astingoi gefunden. Weil dieser Gottesdienst bei Tacitus einem wandalischen Stamm angehört, glaubt Müllenhoff [1]), daß der Name Asdingi hieratisch und aus diesem Kulte herzuleiten sei. Er erklärt ihn aus gotisch hazds, altnord. haddr = Frauenhaar und bringt ihn mit der Frauentracht oder dem Frauenschmuck des taciteischen Alcispriesters in Verbindung. Müllenhoff findet den Mythus dieses Kults weiter in einer Erzählung der Thidrekssaga, die in altnorwegisch nach dem Bericht deutscher Männer geschrieben worden ist. Müllenhoff zeigt, daß dies göttliche Brüderpaar Hartungen — was got. hazdingos altn. haddingjar entspricht — genannt wird und daß der Mythus darauf ausgeht, daß der ältere Bruder von einem Ungeheuer verschlungen und vom

[1]) Schück: Studier i nordisk Litteratur- od. Religionshistoria II, S. 163ff. Müllenhoff: Zeugnisse und Exkurse zur deutschen Heldensage. Ztschr. f. deutsches Alterthum Bd. XII, bes. S. 317ff. Vgl. ebda. Bd. X, S. 556. Vgl. auch Müllenhoffs Aufsatz Frija und der Halsbandmythus, Ztschr. f. deutsches Alterthum, Bd. XXX, S. 217ff.

Digitized by Google

jüngeren gerächt wird. Schück macht darauf aufmerksam, daß diese Erzählung in Rußland örtlich festgelegt worden ist und hier wahrscheinlich auf schwedischer Überlieferung beruht. Dieser Kult tritt uns also als eine ostgermanisch-schwedische Erscheinung entgegen.

Dieser Kultus ist von der Verehrung eines Pferdegottes verschieden, der sich bei Nordländern und anderen indogermanischen Völkern findet. Doch mögen sie, obwohl ursprünglich verschieden, später verschmolzen sein.

Die Dioskuren erscheinen zuweilen zusammen, doch gewöhnlich sind sie Wechselgötter; der eine weilt über, der andere unter der Erde, der eine ist Sonnengott, der andere Wintergott. Bisweilen kämpfen sie miteinander, so „der Maigraf" und „der Wintergraf", zuweilen fällt der eine und ersteht wieder. In späterer Sage ist dies so wiedergegeben, daß der eine Bruder fällt, der andere seine Witwe heiratet, und einen Sohn bekommt, der des Bruders Namen trägt und so der wiedergeborene Bruder wird, oder der — nach späterer Abwandlung — sein Rächer wird.

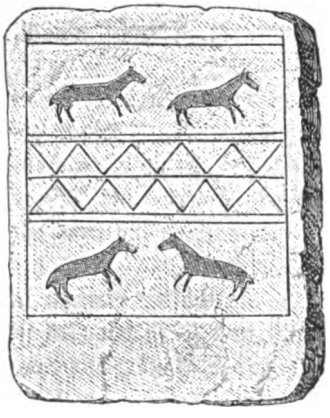


Abb. 4. Kivik, Schonen, Nr. 3 Nilsson: Das Pferdepaar.

Dies Reiterpaar, in der älteren Form ein Pferdepaar, glaube ich auf der Felsenzeichnung des berühmten Kivikgrabes bei Cimbrishamn im östlichen Schonen wiederfinden zu können. Das Grab hat 8 Platten in zwei Reihen (Nilsson Bronsåldern S. 5)[1]. Die eine Reihe hat eine Platte, auf der ein bemanntes Schiff dargestellt ist und darüber einige verwitterte Gestalten; sonst aber zeigen die Platten dieser Reihe nur göttliche Zeichen, die in der Regel zweimal wiederholt sind, auf Nr. 4 zwei Sonnen, auf Nr. 1 zwei Beile und einige andere Zeichen, auf Nr. 3 zwei Pferdepaare, das oberste folgt nacheinander, das unterste ist gegeneinander gekehrt (Abb. 4). In diesen Pferdepaaren glaube ich die ursprünglichen Alcis-Gottheiten zu sehen, und in ihrer Stellung zueinander, daß sie oben nacheinander folgen und unten sich begegnen, sehe ich eine Angabe ihres Verhältnisses zueinander, daß sie gewöhnlich als aufeinander folgend gedacht werden, doch zuweilen sich treffen. Dies wird dem Verhältnis des Maigrafen und des Wintergrafen entsprechen, die beim Maifest sich treffen und kämpfen. Die gegeneinander gekehrten Pferde finden wir auf dem Mittelfelde von Nr. 7 wieder, eine Platte, die nicht wie die Reihe 1—4 nur göttliche Zeichen zeigt, sondern Vorgänge und

[1]) Nilsson, Bronsåldern (Skandinaviska Nordens Urinvånare II) passim. Montelius, Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift, Bd. X, S. 193ff.

Digitized by Google

dann wohl heilige Handlungen abbildet (Abb. 5). Wenn das Pferdepaar auf dem Mittelfelde von Nr. 7 allein ſteht, ſind die Vorgänge, die wir oben und unten ſehen, ſicherlich die Handlungen, die ihr Kultus gebraucht, wenn ſie ſich treffen. Unten ſteht zuerſt links ein Mann, der einen viereckigen Gegenſtand hoch hält. Eine entſprechende Geſtalt mit hochgehaltenem Viereck finden wir in der oberſten Reihe von Nr. 8, wo er neben zwei Männern ſteht, die auf Luren blaſen. Daher iſt das Viereck wahrſcheinlich irgend ein Schallinſtrument oder eine Trommel. Unten auf Nr. 7 iſt der Mann gegen 8 merkwürdige

Abb. 5. Kivik, Schonen, Nr. 7 Nilsſon: Oben: Vier Männer und Wagen mit zwei Pferden. Mitte: Pferdepaar, gegeneinander gekehrt. Unten: Mann mit Viereck und acht mantelgekleidete Geſtalten.

Abb. 6. Kivik, Schonen, Nr. 8 Nilsſon: Mitte: Acht mantelgekleidete Geſtalten um den Altar.

Geſtalten gekehrt, die ſchmalen Schiffsſteuern ähnlich ſehen, von denen oben und in der Mitte Spitzen nach links, dem Manne entgegen, hervorſpringen (Abb. 6). Ganz entſprechende Geſtalten finden wir auf dem Mittelfeld von Nr. 8, wo ſie, vier auf jede Seite, ſich um etwas gruppieren, das ein Altar ſein mag, — Nilsſon hält es für einen Opferkeſſel. Weil dieſe Geſtalten mannshoch ſind, hält Nilsſon ſie — und zwar mit Recht — für menſchliche Geſtalten. Ich ſtimme Nilsſon auch darin bei, daß die Seite mit den Spitzen, die ſie auf dem Mittelfelde von Nr. 8 dem Altar (Keſſel), unten auf Nr. 7 dem Manne zukehren, ihre Vorderſeite (Geſichtsſeite) ſein ſoll. Dann müſſen ſie aber verhüllt ſein, einen Schleier über den Kopf gezogen, den Mantel zum Boden

Digitized by Google

hinabreichend. Es liegt nahe, dieſe Geſtalten in langen Mänteln mit der Nachricht des Tacitus in Verbindung zu bringen, daß der Alcispriester in Frauentracht gekleidet iſt, doch beweiſen können wir dieſe Übereinſtimmung nicht[1]).

Oben auf Nr. 7 ſehen wir einen feierlichen Aufzug; zuerſt kommen vier Männer, der letzte mit erhobenem Schwerte oder Stabe, dann kommt ein Wagen mit Zwiegeſpann. Der Lenker ſteht auf dem Wagen, eine lange Peitſche in der Hand. Unwillkürlich ſagen wir uns, daß die beiden Pferde mit denen

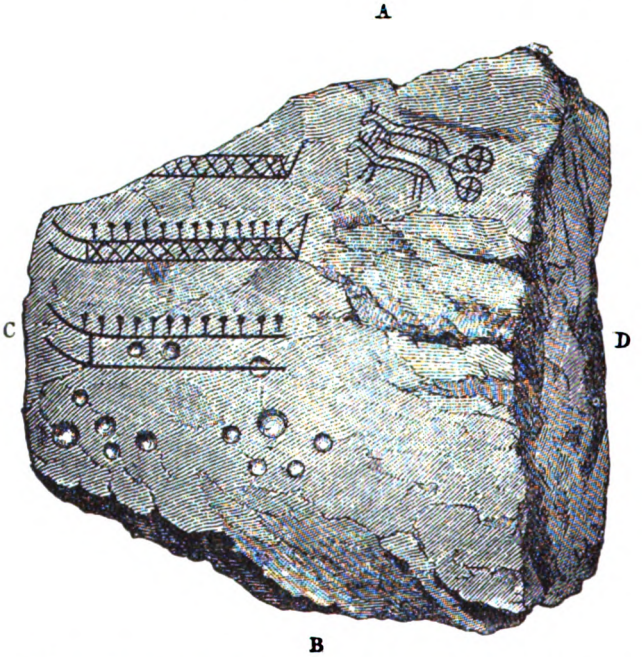


Abb. 7. Villfarahögen, Schonen: Schiffe und Zwiegeſpann.

im Mittelfelde gleich ſeien, und wir ziehen heraus den Schluß, daß die Handlung, die wir ſuchten, — daß Götter in Geſtalt von Pferden, oder auch von anderen Tieren wie auf der Felſenzeichnung von Kyrkoryk, den göttlichen Wagen ziehen — auch hier in dem Zwei-Pferde-Kult vorliegt, und hier paßt ſie freilich vollkommen. Auf einer anderen Felſenzeichnung aus der Nähe Cimbrishamns, von Villfarahögen (Nilsſon Bronſåldern S. 130; Montelius, a. a. O. S. 198) ſehen wir einen Wagen mit zwei Pferden beſpannt. Doch hier

[1]) Ich darf hier wohl bemerken, daß ich für die Tracht der Prieſterinnen bei der Sonnwendfeier der älteren Bronzezeit in dem von mir eingerichteten erſten Bilde zu Oskar Fleiſchers „Muſikaliſchen Bildern aus Deutſchlands Vergangenheit“ (1912) dieſe Geſtalten des Kivikgrabes ſ. Z. als Vorbild benutzt habe. G. K.

Digitized by Google

findet ſich kein Lenker; um ſo leichter können wir die beiden Pferde als Götter auffaſſen (Abb. 7).

Wir dürfen alſo mit einem gewiſſen Grad von Sicherheit ſchließen, daß die Handlung der wagenziehenden Tiergötter im Zwei-Pferd-Kult vorkommt und von da auf die bohusländſchen Bocks- und Pferdereligion übergegangen iſt. Wir ſehen weiter, daß dieſe zwei Pferdegötter auf Nr. 3 oben einander folgen und unten ſich begegnen, daraus ſchließen wir, daß ſie Wechſelgötter ſind, ſo wie der Maigraf und der Wintergraf (Abb. 8 und 9). Wir ſehen, daß neben ihnen die Sonne verehrt wurde, deren Radkreuz in der gewöhnlichen

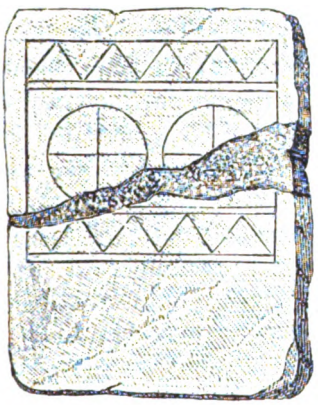


Abb. 8. Kivik, Schonen, Nr. 4 Nilsſon: Zwei Sonnen.

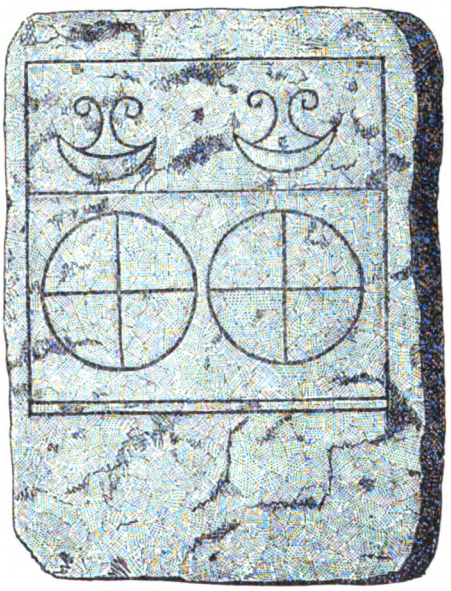


Abb. 9. Kivik, Schonen, Nr. 6 Nilsſon: Zwei Sonnen mit Monden.

Verdoppelung auf Nr. 4 und ebenſo auf Nr. 6 vorkommt; an letzterer Stelle jedoch haben beide Sonnen jede einen Mond über ſich. Der Mond iſt alſo hier ein Anhängſel zur Sonne, ſo wie in Bohuslän der Mondgott nach meinem Dafürhalten der Begleiter des Sonnengottes iſt. Auf Nr. 1 ſehen wir zwei Beile und einige andere Zeichen: einen großen Kegel oder eine Pyramide, unter ihr ein leeres Schiff, neben ihr vielleicht zwei Lanzenſpitzen. Es ſind ſicherlich göttliche Beigaben, ob ſie aber den Pferdgöttern oder einer beſonderen Gottheit gehören, iſt nicht zu entſcheiden. In Bohuslän haben wir einen Beilgott, der, wie man es nachweiſen kann, Fruchtbarkeitsgott iſt, und der im Laufe der Zeit mit dem Pferdegott und namentlich mit ſeinem anderen Ich, dem Gotte mit den großen Händen, zuſammengeſchloſſen worden iſt.

Digitized by Google

Diesen Beilgott finden wir in dem lappischen Fruchtbarkeitsgott Waralden Olmay wieder, dessen lappischer Name nordisch „veraldar goð" wiedergibt, wie nach Snorre Freys Name bei den Svear lautet. Das Beil ist nach Wilke: „Kulturbeziehungen zwischen dem Orient, Indien und Europa" ein uraltes Fruchtbarkeitssymbol. Näher kann ich das Verhältnis zwischen diesen Zeichen bis jetzt nicht aufklären (Abb. 10).

III.

Kossinna hat in seiner Schrift „Die Herkunft der Germanen" (S. 18 ff.) nachgewiesen, daß die ersten Germanen Norddeutschlands, die später zu den Westgermanen werden, schon am Ausgang der ersten Bronzealterperiode an der Elbe auftreten, die Ostgermanen aber erst in der früheſten Eisenzeitperiode nach der Weichselmündung kommen und daß sie beide aus dem Norden stammen. Es ist dann vielleicht nicht unrichtig, das Kivikgrab, das aus der zweiten, vielleicht sogar aus der Schlußzeit der ersten Bronzealterperiode stammt, als ostgermanisch oder von den Ostgermanen beeinflußt zu bestimmen. Teils ist seine Lage so östlich, daß man denken kann, die Völker, die am Ende der Bronzezeit an der Weichsel auftreten, hier am Anfang der Bronzezeit gewohnt haben oder daß ihr Einfluß bis hierhin gereicht hat. Teils zeigt es eine so typisch ostgermanische Gottheit wie das Pferdepaar, das den ostgermanischen Alcis bei Tacitus und den hieratischen Namen der ostgermanischen Wandalen entspricht. Wir können auch sehen, daß diese Gottheiten dem ursprünglichen bohuslänschen Götterkreise fremd sind. Wir werden aber in der Folge beobachten wie sie auf den bohuslänschen Felsenzeichnungen eindringen. Wenn die Ostgermanen gleich nach dem Ende der Bronzezeit nach Deutschland herüber gekommen sind, dürfen wir erwarten, daß im Laufe der Bronzezeit auf nordischem Boden eine ostgermanische Ausbreitung vorgeht, und daß das Verhältnis sich so gestaltet, wie es so oft tut: daß die Götter des Volkes dem Volke, und daß die heiligen Handlungen des Götterkultes

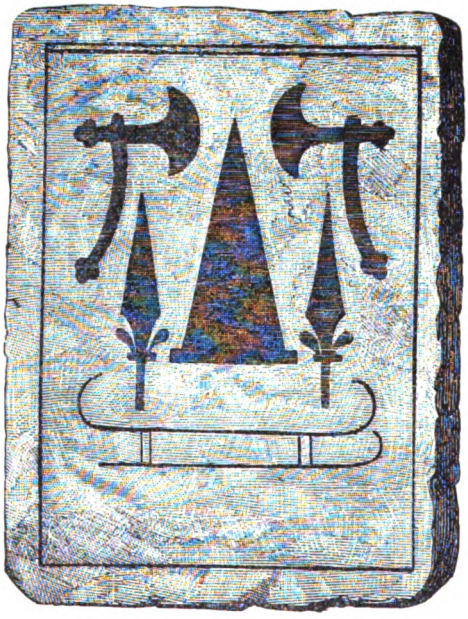


Abb. 10. Kivik, Schonen, Nr. 1 Nilson: Pyramide, Beile, Speerspitzen, Schiff.

Digitized by Google

den Göttern vorangehen. Freilich ist das Problem Ostgermanisch-Westgermanisch in der nordischen Archäologie nicht aufgestellt worden. Dennoch können wir nachspüren, wie das ostgermanische göttliche Pferdepaar als Götter auf den Felsenzeichnungen von Bohuslän eindringt und sich mit dem älteren Götterkreise verbindet.

Die hier in Betracht kommenden älteren Götter bilden — wie ich es nachzuweisen versucht habe — eine Dreiheit mit zwei Polen. Zwei Mächte und drei Götter. 1. Den einen Pol bildet der Sonnengott mit seinem Begleiter. Sie haben als Zeichen zusammen das Sonnenrad; der Begleiter hat also kein besonderes Zeichen. Der Sonnendienst ist allen Germanen gemeinsam, und es ist dabei von Bedeutung, daß auf dem Kivikgrab das Sonnenrad an einer Stelle mit einem Monde und an anderer allein auftritt. Der Mond ist hier also ein Anhängsel zur Sonne, und zwar kein festes. Dadurch wird die Wahrscheinlichkeit, daß der Sonnenbegleiter Mondgott ist, wie ich geraten habe, größer als zuvor. Wahrscheinlich ist der Sonnengott eins mit dem Bockgott und also eine Vorstufe zu Thor. Der Begleiter ist auf einigen Felsenzeichnungen nachweisbar einarmig; ich halte ihn für eine Vorstufe zu Tyr, dem Gotte mit der einen Hand, wobei ich auf den Widerstand der Mythologen zu rechnen habe, die Tyr als den ursprünglich allmächtigen Himmelsgott ansehen und die Sage von dem Einhändigen Tyr als einen von den Kelten übernommenen Mythus betrachten. Diese beiden bilden den einen Pol der Dreiheit. 2. Der zweite Pol ist ein Gott mit vielen Beigaben. Als Gott der Dreiheit wird er zuerst durch einen großen Ring bezeichnet, der um das Sonnenrad gelegt wird, so daß das Radkreuz vom Ring umgeben ein Zeichen der ganzen Dreiheit wird. Allein er wird auch durch ein Pferd bezeichnet. Außerdem wird er mit großen erhobenen Händen dargestellt. Zuweilen ist er mit einem Speer, zuweilen mit einem Beil ausgestattet; letzteres jedenfalls ist späterer Zusatz. Diesen Gott halte ich für eine Vorstufe teils zu Odin, teils zu Frey.

Die erste Begegnung zwischen diesen Göttern und dem göttlichen Pferdepaar glaube ich auf der obengenannten Felsenzeichnung von Kyrkoryk zu sehen (Abb. 11). Da ist nur der Zwiegespannwagen aufgenommen, die vorgespannten Götter sind die alten, der Bockgott und der Pferdegott. Dagegen hat dieser Wagen keinen Platz für den dritten Gott der Dreiheit, den Sonnenbegleiter. Doch scheint es nicht, als ob er ganz vergessen worden wäre; denn vor dem Wagen und den Zugtieren steht ein einarmiger Mann, der — wie ich glaube — den Sonnenbegleiter vorstellt. Es ist der erste Fall, den ich wahrgenommen habe, wo er für sich allein auftritt, sonst ist er immer nur der Begleiter des Sonnengottes. Hier geht er als Herold voran, er ist also in die heilige Handlung mit aufgenommen, doch nicht als Hauptperson. Und er hat nicht wie die beiden anderen eine festliche Tiergestalt anlegen können, er muß

Digitized by Google

sich mit der gewöhnlichen Menschengestalt begnügen. Wäre er nicht einarmig, hätten wir ihn nicht wiedererkannt. So wie das Bild ist, zeigt es die neue Handlung unter den alten Göttern eingeführt. Der Wagen wird von den zwei alten Hauptgöttern gezogen, die hier in Tiergestalt auftreten, der ein-

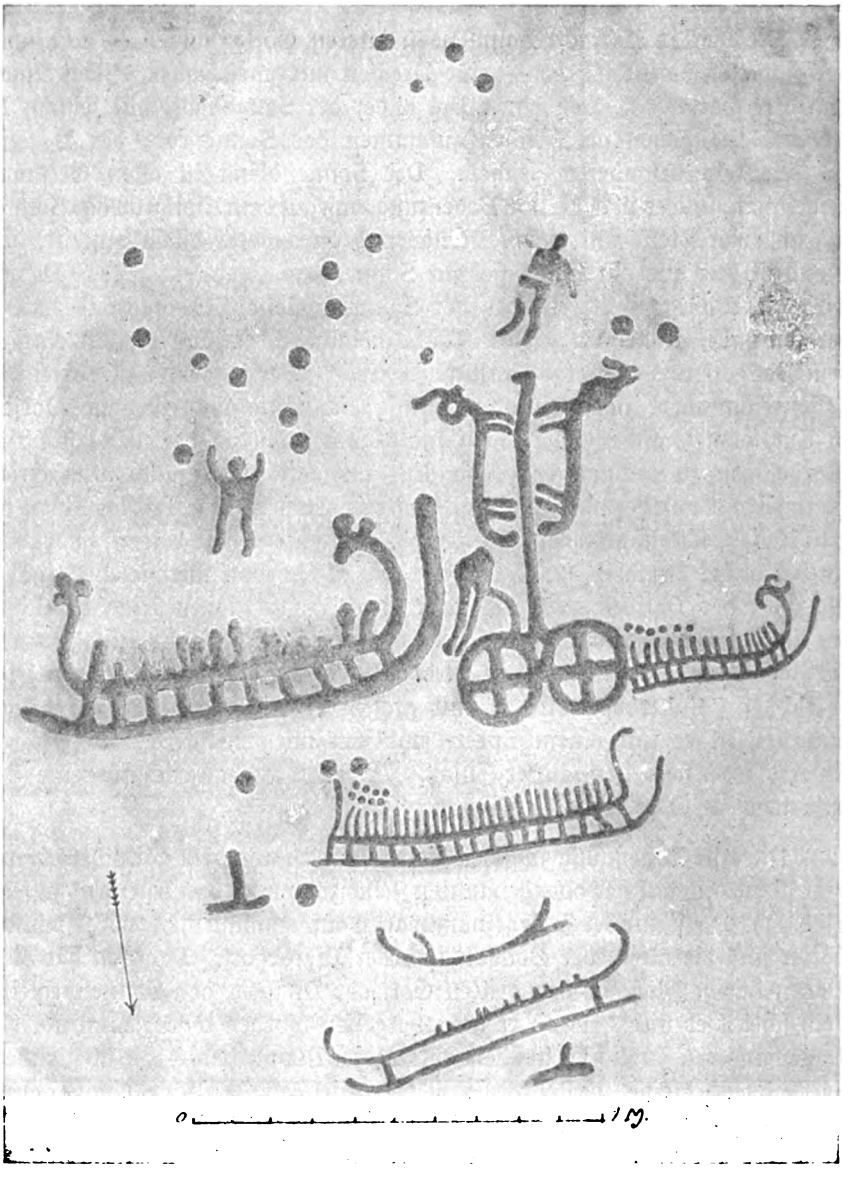


Abb. 11. Kyrkoryk, Tanum, Bohuslän: Wagen mit Bock und Pferd bespannt zwischen Schiffen.

Digitized by Google

armige, Tyr einhendr, geht als Herold in Menschengestalt voran. Doch der sonderbare Vorspann des Wagens zeigt, daß dies neuer Wein in alten Schläuchen ist.

IV.

Weiter fortgeschrittene Stufen der Übernahme des ostgermanischen göttlichen Pferdepaares finde ich auf zwei Felsenzeichnungen (Baltzer I, 5—6 und 9—10 Nr. 1), die nahe beieinander auf dem Hofe Backa südlicher in Bohuslän sich finden.

Eine Gruppe der großen Felsenzeichnung Baltzer I, 5—6 — oben rechts — zeigt mehrere Zwiegespannwagen. Neben einen von ihnen stehen zwei Männer in langen Kitteln, was auf den Felsenzeichnungen selten zu sehen ist; man denkt unwillkürlich an die Frauentracht des taciteischen Alcispriesters. Hier hat man sich näher an die ostgermanische Vorstellung angeschlossen, denn hier ist der Wagen von Pferden gezogen, während der Kyrkoryker Wagen mit Pferd und Bock bespannt ist. Man hat also nicht nur die fremde Handlung, den göttergezogenen Wagen, sondern auch das göttliche Pferdepaar selbst aufgenommen. Doch hat man dabei nicht die alten Götter vergessen. Verschiedene Einrichtungen beim Vorspann der Wagen zeigen, daß wir hier eine Vermittlung zwischen der alten Gottesdreiheit und dem neuen göttlichen Pferdepaar vor uns haben. Vor einem Wagen sehen wir nämlich nicht zwei, sondern drei Pferde. Allerdings ein Dreigespann kennt man nicht, das dritte Pferd steht lose neben den beiden zwischen den Deichseln. Der Vollzug einer Vermittlung zwischen den drei und den zwei Gottheiten war nicht leicht; doch diese Aufgabe lag vor. Die zwei Pferde sollten aufgenommen und in die alte Dreiheit eingefügt werden. Bei einem andern Zwiegespann, dem obersten, steht Etwas mit drei Fingern. Ich glaube, es soll eine Hand bedeuten, obwohl sie nur drei Finger hat. Nun haben wir einen Gott mit großen erhobenen Händen; ich glaube, daß die Hand hier den Händegott bezeichnen soll. Doch dann kann man diese Gruppe auf zwei Weisen erklären. Entweder steht diese Hand außerhalb des Zwiegespanns, dann bezeichnet sie den Gott, der nicht mitgenommen und dafür besonders hinzugefügt worden ist. Oder die Hand kann eine Bestimmung des Zwiegespanns sein, so deutet sie an, daß das ganze Zwiegespann zu dieser Gottheit gehört, was nicht sinnlos ist, denn der Gott mit den großen Händen ist mit dem Pferdegott eins; er ist das Pferd vor dem Wagen von Kyrkoryk. Allerdings geht die endliche Lösung der Aufgabe, wie wir später sehen werden, in der Richtung, daß die beiden neuen Pferde als Ausfluß des alten Pferdegottes aufgefaßt werden. Doch finde ich es natürlicher, die Gruppe auf die erste Weise zu erklären. An sich ist es schon eine dreiste Deutung, die Hand als bestimmende Zufügung zu betrachten. Und die endliche Versöhnung zwischen diesen Gottheiten ist — wie wir sehen werden —

Digitized by Google

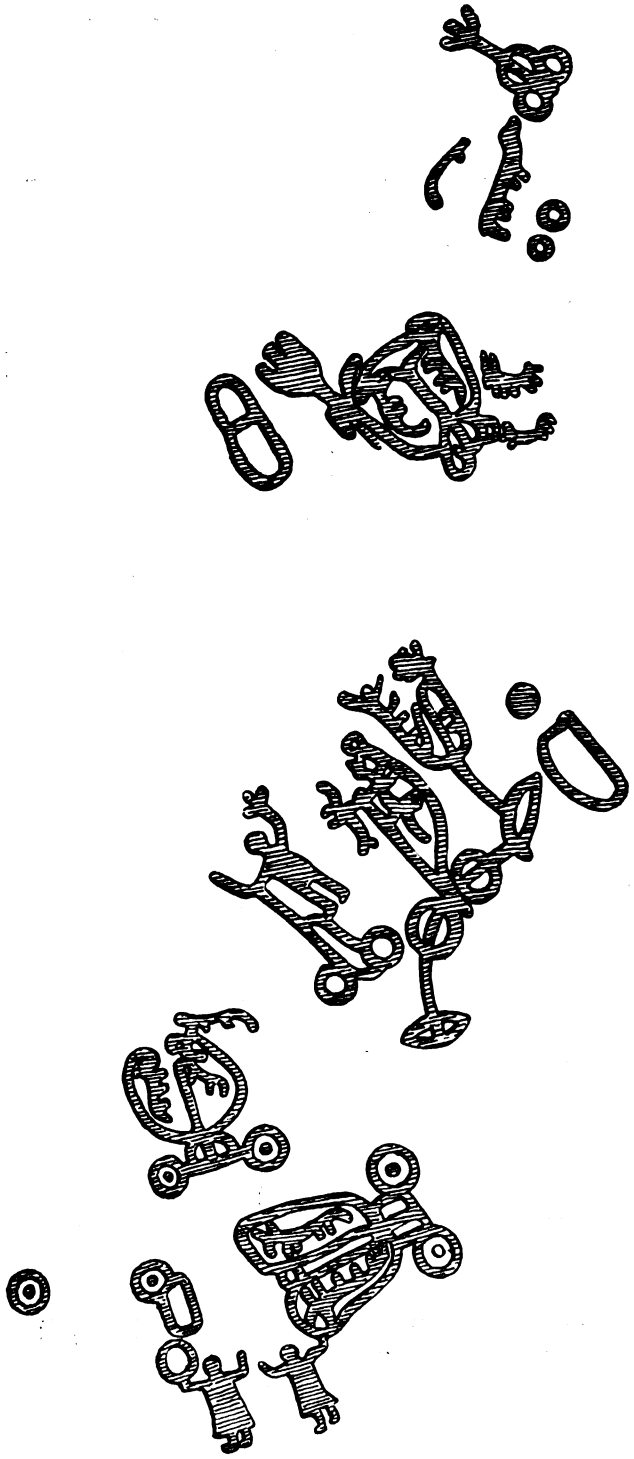


Abb. 12. Backa, Brastad, Bohuslän. Wagen mit Zwiegespann. Neben dem Zwiegespann unten ein Pferd, neben dem oben eine dreifingrige Hand.

Digitized by Google

auf eine geradezu feinsinnige Deutung ihres Wesens gebaut, während dieser Versuch der Lösung einen naiven Eindruck machen würde. Fassen wir es aber so auf, daß die Hand der dritte, im Vorspann nicht mitgenommene Gott ist, so sehen wir, daß man bei dieser Gelegenheit zu seinen alten Göttern sich anders gestellt hat als auf der Kyrkoryker Zeichnung. Hier hat man gefühlt, der Sonnengott und sein Begleiter seien die Götter, die zusammen gehören. Wenn man zur Gleichsetzung des Pferdepaares mit den alten Göttern schritt, müßten diese beiden die werden, die den Wagen zögen. Den Gott mit den großen Händen, den Pferdegott, der ja den anderen Pol der Dreiheit darstellt, konnte man in der Form einer Hand oder — wie bei der Wagengruppe unten — in der Form eines Pferdes neben den Wagen stellen (Abb. 12). Wir verstehen, daß innerhalb der Dreiheit der Mondgott, der Sonnenbegleiter, an Bedeutung zugenommen hat. Wenn er jetzt gelegentlich in Pferdegestalt auftritt, mag er, seinem Herrn gleichgestellt, mit ihm zusammen dem Wagen vorgespannt werden. Auf der Kyrkoryker Zeichnung mußte er dagegen sich damit begnügen, als Herold dem Wagen voranzugehen. Hier kann man natürlich nicht dem Gott mit dem großen Händen, dem Pferdegott, eine solche Heroldsrolle geben, das hieße ihn herabwürdigen. Man nimmt ihn mit; doch muß man ihn außerhalb des Vorspanns stellen, und dadurch wird die Gruppe widersinnig. Diese Lösung war nicht eine Lösung, bei der man stehen bleiben konnte.

V.

So stehen wir zuletzt vor der Felsenzeichnung, wo die endgiltige Lösung der Aufgabe gefunden worden ist. Sie befindet sich auf einem offnen Platze am Waldrande, von der man das Tal mit der Kirche übersieht. Da steht fest in der Erde ein großer Stein, dessen Oberfläche sanft abfällt; er ist für eine Felsenzeichnung wie geschaffen. Und hier steht die Felsenzeichnung, die uns wie neue Aussichten in die Geistesentwicklung des nordischen Götterglaubens eröffnet. Sie ist im Tafelwerk Baltzers als Tafel 9—10 Nr. 1 abgebildet; nach der Mitteilung des Herrn Amanuensis Hallström stammt sie aus der späteren Bronzezeit.

In den Bildern dieser Felsenzeichnung, glaube ich, können wir die endgiltige Aussöhnung zwischen der Dreiheitverehrung Bohusläns und dem ostgermanischen Dioskurenkult sehen (Abb. 13). Ich glaube auch, daß man eine Andeutung des Ereignisses finden kann, bei dem diese Aussöhnung zustande gekommen ist. Im obersten Teil haben wir ein großes Schiff und zwei kleinere. Sie beherrschen die Zeichnung, so daß sie das Hauptinteresse haben. Sie sind mit anderen Worten das Unternehmen, um das es sich dreht. Über ihnen sehen wir drei Gestalten, die größer als die anderen sind und deshalb als Götter gelten mögen. Den Einen kennen wir, es ist der Gott mit den großen Händen; seine Hände stützen ein verschlungenes Seil. Rechts von der Gruppe steht eine Gestalt mit erhobenen Händen, sie hat kein besonderes Gepräge, allein

Digitized by Google

Abb. 13. Bada, Brahad, Bohuslän. Oben: die drei bohuslänischen Götter mit dem heiligen Seile des Dinges, Schiffe und rechts Pferde, die sich küssen. Darunter: links der Sonnengott mit Begleiter und der Pferdegott, rechts antipodisch gestellte Pferde, über dem unteren Schiff ein liegender Mann, aus dessen Brust sich Etwas erhebt.

Digitized by Google

sie entspricht glücklicherweise in ihrer Stellung einer Gestalt auf einer Felsenzeichnung vom selben Hofe, wo wir wegen der Doppelspirale über ihrem Kopfe und seines einarmigen Begleiters sie als den Sonnengott bestimmen konnten (Baltzer 7—8 Nr. 1): hält dies Stich, dann finden wir hier den Begleiter wieder. Er steht oben an der Seilschlingung, die vor — links von — derjenigen Schlinge steht, die der Händegott unterstützt. Er ist hier allein für sich wie auf der Kyrkoryker Zeichnung, doch spielt er keine untergeordnete Heroldrolle. Er erhebt im Gegenteil gebietend den einen Arm; man sollte meinen, er trete in besonderer Tätigkeit auf.

Was ist denn die Tätigkeit des Mondgottes? Ich habe nachzuweisen versucht, daß der Mondgott sich zu Tyr entwickelt, weil seine ursprüngliche Aufgabe die ist, der Gott des Dinges zu sein; denn die Germanen hielten nach Tacitus ihr Ding bei Vollmond und Neumond. Als Dinggott kommt Tyr schon in dem Wochentagsnamen „Dingstag" vor, als solcher ist er im Norden verehrt worden, wie die Ausdrücke „týhrauſtr" und „týspakr" beweisen, und auf einer Inschrift aus der Zeit des Kaisers Alexander Severus, die dem Mars Thingsus geweiht ist, haben sich von ihm schon zwei Untergottheiten Beda und Fimmilena — entsprechend den friſischen Bedelthing und Femelthing — entwickelt. Es ist dies also eine uralte Tätigkeit — meiner Meinung nach seine ursprüngliche —. Wir dürfen hier erwarten Tyr in seiner Tätigkeit als Dinggott zu finden, wenn wir eine Andeutung dafür entdecken, daß man hier Ding gehalten hat.

Nun ist es in urzeitlicher Kunst gewöhnlich der Fall und so auch bei den Felsenzeichnungen, so weit wir sie verstehen können, — eine Ausnahme macht hier das Kivikgrab —, daß wir nicht Ereignisse und Auftritte, sondern nur die Gegenstände abgebildet finden, um die sich die Ereignisse drehen, oder an die sich die heiligen Handlungen knüpfen. So findet man die Zeichen der Götter und die Dinge, die unter ihren Schutz gestellt werden. So haben wir hier die Schiffe, um die es hier gilt, für die man die Gnade der Götter wünscht. Man darf also nicht erwarten die Dingversammlung, aber wohl den heiligen Gegenstand des Dinges abgebildet zu finden. Der heilige Gegenstand des Dinges — was ist das? Man wird sich erinnern, daß man beim Ding, so wie es in nordischen Sagas und Gesetzen geschildert wird, etwas hat, das „vebönd" (die heiligen Bande) heißt. Sie bedeuteten in nordischen Gesetzen nur die Bande, die den Platz der Richter umzäunten. Wenden wir uns aber zur taciteischen Dingversammlung im Semnonenwalde (Germ. 39), dann bedeuten diese Bande etwas ganz anderes. Zu diesem Ding im Walde kommt niemand als in Banden, wodurch er zeigt, daß er sich dem Gott (des Dinges) unterwirft. Wenn er fällt, darf er sich nicht erheben, er muß sich hinauswälzen. Man sieht wie heilig die Bande sind, sie dürfen wohl der heilige Gegenstand des Dings genannt werden. An der Seite der Götter können sie wohl das Ding selbst bedeuten. Und hier finden wir zwei hervortretende

Digitized by Google

Seilverschlingungen. Wenn wir den Dinggott, den einarmigen Begleiter des Sonnengottes, für sich gesondert und mit gebietender Gebärde auftreten sehen und neben ihm die Seilverschlingungen haben, liegt es nah, zu vermuten, dies solle bedeuten, daß hier Ding gehalten werde. Es ist dann ein Dingfest unter dem Vorsitz der alten bohuslänschen Götter.

Allein wir dürfen vielleicht auch schließen, daß es für den neuen Dioskurenkult ein wichtiger Augenblick sei. Denn rechts vom größten Schiffe sehen wir zwei Pferde, die gegeneinander gekehrt sind und „sich küssen". Wenn wir die beiden für unser göttliches Pferdepaar halten, dürfen wir annehmen, daß es nicht nur ein Ding der alten Götter sei, es sei auch die Begegnung des „Maigrafen" und des „Wintergrafen", die wir vor uns haben. Dies ist die feierlichste Gelegenheit zur Auseinandersetzung und Aussöhnung zwischen den beiden Götterkulten, und diese finden wir unten abgebildet.

Links treten hier die alten Götter auf. Zuerst der Sonnengott und sein Begleiter, der hier armlos ist. Der Sonnengott trägt auf zwei Stangen das Sonnenrad vom Ring umgeben, also das Zeichen der ganzen Dreiheit, und zwar so hoch, daß es zur Dinggruppe hinaufreicht. Dann folgen ein paar Zeichen — Schiffsanker, Schuhsohle (?) —, die ich nicht erklären kann und die hier nicht in Betracht kommen. Jenseits dieser sehen wir den Pferdegott, aber so daß seine beiden Arme in Pferde auslaufen. Das ist eine neue Form von ihm (allerdings haben wir zuerst durch dies Bild den Pferdegott erkennen können). Er ist nicht das eine Pferd, wie auf einer anderen Zeichnung von Backa (Baltzer 7—8 Nr. 1) — die rechtgläubige bohuslänsche Auffassung. Er ist nicht eine Menschengestalt mit einem Pferde dahinter, wie auf der Zeichnung von Södra Tegneby, wo er mitten in der Speergruppe steht. Auch nicht eine Menschengestalt durch einen Pferdekopf auf dem Phallos gekennzeichnet, wie auf Aspeberget. Er ist *eine* Gestalt, von der mehrere, wenigstens zwei, Pferde ausgehen. Man kann das Verhältnis verstehen: der alte Götterglaube hat durch diese Deutung seinen Pferdegott gedehnt, damit er in sich das ostgermanische göttliche Pferdepaar aufnehmen könne. So wie immer bei einer religiösen Erweiterung fällt hier das Gewicht auf den Geistesinhalt der Gottheit, auf die Kraft des Gottes, während die Rechtgläubigkeit die äußere Form des Symbols aufrecht hält. Der Gott läßt sich hier nicht durch das eine Pferd begrenzen, allein seine Gotteskraft ist von der Art, daß seine Erscheinungen Pferdeform annehmen. Wahrlich, die alte Religion hat an Geisteskraft zugenommen, als sie den neuen Glauben in sich aufnimmt.

Doch auch der neue Glaube fügt sich den Forderungen, die an ihn gestellt werden. Das göttliche Pferdepaar soll als Glieder *einer* Gottheit eintreten. Das können sie, weil sie Wechselgötter sind. Schon auf dem Kivikgrab sahen wir dies angedeutet. Auf der Platte Nilsson Nr. 3 sahen wir sie oben einander folgen und unten sich treffen. Das erklären wir so, daß sie im allgemeinen einander folgen und gelegentlich sich treffen, so wie

Digitized by Google

ihre Nachfolger der „Maigraf" und der „Wintergraf" es tun. Doch der Gedanke des Wechsels erhält in dem Mythenkreise, der sich an sie knüpft, eine schärfere Form: der eine ist oberhalb der Erde, der andere unterhalb; der eine stirbt und ersteht gleich wieder. Ich glaube, daß wir diese schärfere Wechselauffassung in der Gruppe wiederfinden, die von rechts her hier der Gruppe der alten Dreiheit begegnet. Hier sehen wir zwei Pferde antipodisch gestellt, das eine von oben, das andere von unten; ich sehe in ihnen den unterirdischen Pferdegott und den auf der Erde. Unter ihnen sieht man über einem Schiffe einen liegenden Mann, aus dessen Brust sich etwas erhebt. Soll es den toten Gott bezeichnen, aus dem ein neuer ersteht? Bestimmt läßt das sich nicht sagen; doch sollte die nahe Verbindung mit dem ober- und dem unterirdischen Pferde eine solche Deutung wahrscheinlich machen. Wenn wir diese Deutung annehmen, dann müssen wir sagen, daß auch der neue Glaube bei der Aussöhnung mit dem alten gewonnen hat; denn hier drückt er weit tiefer als auf der Kivikzeichnung den Gedanken der ewigen Erneuerung des Lebens aus, der im Glauben an das Pferdepaar verborgen liegt. Es ist das einzige Mal, daß ich bei einer Felsenzeichnung gefühlt habe, daß etwas von Geistestiefen an mich heran wehe.

Der hier erreichte Ausgleich ist wohl endgiltig geworden. Schück (a. a. O. II, S. 186) faßt Odin und Ull als Wechselgötter auf, vielleicht darf man, auf nordische Ortsnamen gestützt, in Ull und Frey ein Dioskurenpaar sehen. In beiden Fällen befindet man sich auf dem Felde des alten Pferdegotts, denn er zeigt vorwärts teils auf Odin, teils auf Frey.

VI.

Kehren wir mit den gewonnenen Erfahrungen zu dem Trundholmer Wagen zurück! Seine Erklärung ist gewissermaßen verwickelter geworden. Doch ist es mir ein Trost dabei, daß man auch jetzt den Schwierigkeiten oft unschlüssig gegenüber steht, und dabei sind nicht alle Schwierigkeiten genügend hervorgehoben worden. Es gibt hier verschiedene Meinungen, und es scheint mir, daß keine von ihnen volle Befriedigung gewähre.

Man hat zwar und mit Recht die volkstümliche Auffassung, daß die Gruppe ein Sonnenwagen sei, als wissenschaftliche Erklärung aufgegeben. Dagegen hält man daran fest, daß die runde Scheibe die Sonne, und das Pferd davor das Sonnenpferd ist (Abb. 14). Axel Olrik hat das Sonnenpferd Etaça in der Rigveda verglichen, von dem es heißt, daß es die helle Scheibe der Sonne oder das Sonnenrad ziehe oder führe. Sophus Müller hält in seiner sorgfältigen Fund-Veröffentlichung daran fest; sonst gibt er mehr eine Übersicht über die verschiedenen Möglichkeiten als eine bestimmte Erklärung. Er betont das Auffällige daran, daß sowohl Pferd als Sonnenscheibe auf dem Wagen stehen. Er denkt sich, dies könne bedeuten, daß der Wagen an sich

Digitized by Google

die Bewegung andeute, doch denkt er auch an die Möglichkeit, daß der Wagen derjenige ſein könne, auf dem die Gottheiten herumgeführt werden. Die

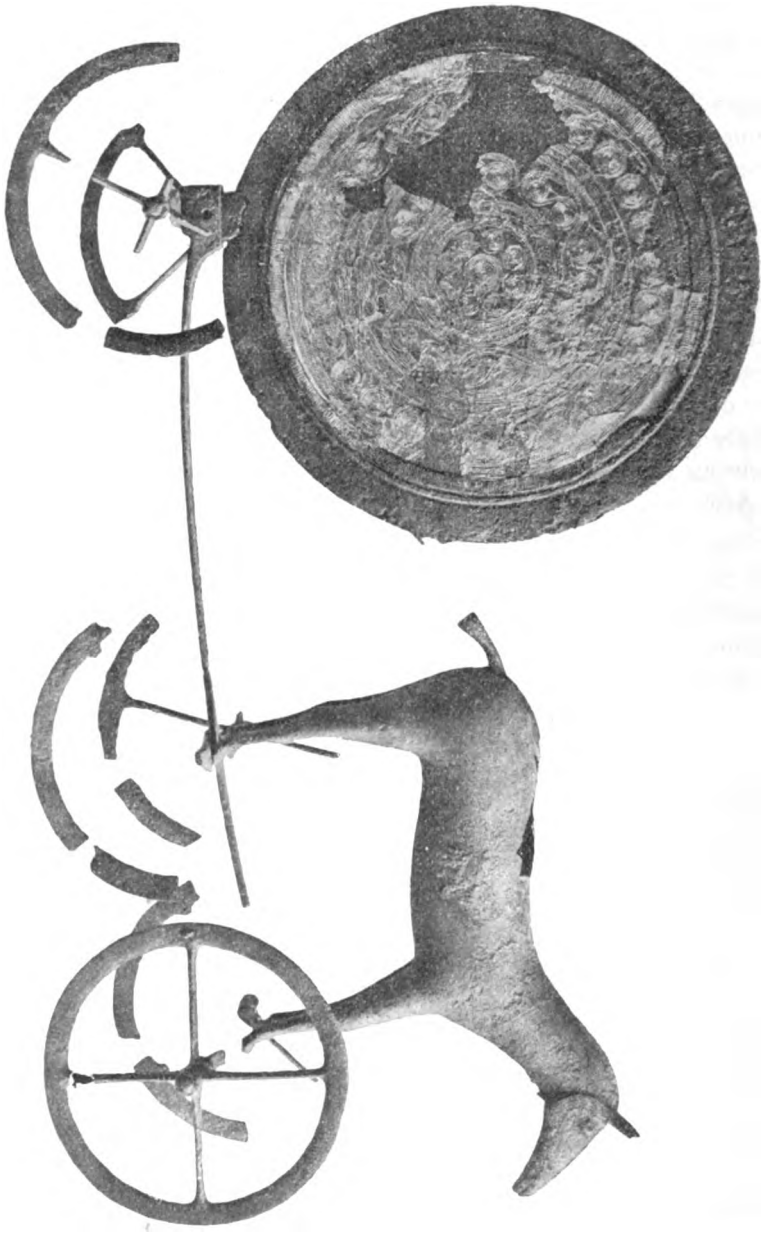


Abb. 14. Trundholm, Seeland: Der Sonnenwagen.

Kleinheit des Bildes erklärt er in dieſem Falle als eine Miniaturwiedergabe von einem Prozeſſionswagen (Nordiſke Fortidsminder I, 303 ff.)

Digitized by Google

Ganz anders bestimmt spricht sich Edv. Lehmann hierüber aus in seinem Aufsatz in „Danske Studier" 1904, S. 72ff. Er betont das Miniaturformat des Bildes und daß es wahrscheinlich vor der Niederlegung zerbrochen worden sei. Daraus schließt er, daß es eine Weihegabe ist. Es ist nämlich Sitte, daß Weihegaben bei der Niederlegung zerbrochen werden. Daß das ganze auf Räder gestellt ist, erklärt er nach den Oxforder Gelehrten Evans und Percy Gardener so, daß die Räder die bewegende Kraft ist, die die Gabe zu den Göttern führen soll. So macht Hephaistos in der Ilias (18, 368ff.) Dreifüße und legt Räder darunter „damit sie von selbst (αὐτόματοι) zur Versammlung der Götter hinfahren sollten". Diese Vorstellung hat sich so gefestigt, daß man Räder findet, die fest und flachgedrückt worden sind und als Fußgestell zu den Gegenständen verwendet werden.

Die Weihegabe bedeutet ein Zeichen an die Götter von dem, was man wünscht. Ein Sonnenbild als Weihegabe bedeutet: „Gib uns Sonne!" Man braucht das Bild nicht als Götterbild zu erklären. Es kann die Sonne sein, doch „nach den Begriffen der damaligen Zeit in wissenschaftlich vollständiger Form dargestellt: nicht nur die Sonne, sondern auch ihre Bewegung, nämlich das Pferd, das die Sonnenscheibe hinweg führt", wobei das Sonnenpferd Etaça in der Rigveda zu vergleichen ist. Lehmann denkt sich auf diese Weise den ganzen Vorgang: Eine große Landplage hat einen Opferherrn oder eine Priesterschaft dazu veranlaßt, der Sonne zur Hilfe zu kommen oder ihr eine leise Erinnerung zu geben. Man will sich ihren Beistand verschaffen, vielleicht geradezu Sonne machen. Man verfertigt dann eine kleine, doch kunstfertige Sonne mit Vorgespann. Man zerstört sie zum Besten der Sonne oder ihrer Gottheit, legt die zerbrochene Gabe auf flachem Felde unter offenem Himmel nieder, damit die Sonne den Vorgang sehen und die dem Bilde innewohnend gedachte Wirklichkeit sich aneignen könne.

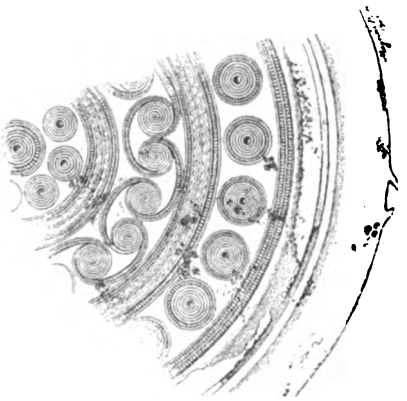


Abb. 15. Trundholm, Seeland. Sonnenscheibe, nicht vergoldete Seite.

Zu diesen beiden Erklärungen ist zu bemerken, daß die Trundholmer Scheibe nur auf der einen Seite vergoldet ist; auf der anderen, die jedoch auch verziert und also keine verborgene Rückseite ist, hat sie nie Vergoldung gehabt (Abb. 15). Wenn die Scheibe die Sonne allein darstellen soll, muß man sich denken, daß die Verfertiger es sich nicht leisten konnten, die Sonne auf beiden Seiten zu vergolden. Und dabei ist der Trundholmer Wagen vielleicht das

Digitized by Google

hervorragendste Kunstwerk der nordischen Bronzezeit. Dieser Umstand wird von entscheidendem Gewicht gegenüber der Auffassung Lehmanns, daß der Wagen eine Weihegabe sein sollte. Eine Sonne, die nur auf der einen Seite golden scheine, kann kaum die erwünschte sein. Und daß das Sonnenbedürfnis so groß gewesen wäre, daß es die Ausführung eines der ersten Kunstwerke der nordischen Bronzezeit veranlaßt hätte, und daß man dabei die Sonne nur auf der einen Seite zu vergolden vermocht hätte, das ist freilich möglich, doch kaum wahrscheinlich.

Ich habe auf den Felsenzeichnungen gefunden, daß der Sonnengott einen kleineren Begleiter hat, den ich durch Vergleich mit einer Gußform aus Kreta als Mondgott zu bestimmen versucht habe. Sie haben beide ein gemeinsames Sinnbild — Rad oder Spirale, und der Kleine findet sich immer als Begleiter des Großen; die einzigen Ausnahmen, die ich davon gefunden habe, sind in diesem Aufsatz besprochen. Diese beiden glaube ich in den beiden verschiedenen Seiten der Trundholmer Scheibe wiederzufinden. Die vergoldete Scheibe stellt die Sonne, die bronzene den Mond dar. Dann wird aber das Pferd voran der Pferdegott, das dritte Glied der Götterdreiheit der Felsenzeichnungen, und kein Sonnenpferd. Die ganze Gruppe stellt also die bohuslänsche Götterdreiheit dar.

Auf eine Felsenzeichnung hat Almgren ein Pferd gefunden, das mit einem Band an ein Rad gebunden ist, und hat es mit Recht mit dem Trundholmer Bilde zusammengestellt [1]). Doch dies Rad kann man in diesem Zusammenhange als das gemeinsame Symbol des Sonnengottes und des Mondgottes auffassen; das Pferd wird dann der Pferdegott der Felsenzeichnungen und kein Sonnenpferd, für das man es hätte halten sollen.

Somit glaube ich, daß die Lehmannsche Erklärung aufgegeben werden muß. Von der besonderen Weihegabe kommen wir auf das allgemeine Götterbild zurück. Dann wird es kaum wahrscheinlich, daß der Wagen das Bild der Götter zu den Göttern heraufführen soll. Wir werden auf die zweite Möglichkeit zurückgeführt, die Sophus Müller aufstellt, daß das Ganze eine Miniaturwiedergabe von einem Prozessionswagen sein soll. Die Felsenzeichnungen von Kivik und von Kyrkoryk zeigten das Bild ähnlicher heiliger Handlungen. Es ist glaublich, daß man durch die Gabe eines solchen Bildes die Götter daran erinnern wollte, daß man seine Verpflichtungen gegen sie erfüllt hätte. Dies ist im höchsten Maße hier geschehen, indem man den Göttern dies prachtvolle Bild opferte und als Gabe an die Götter zerbrach, wenn es überhaupt vor der Niederlegung zerbrochen worden ist.

Indessen hat die Felsenzeichnung von Kyrkoryk gezeigt, daß heilige Gebräuche von einem Götterkult auf einen andern, zu dem sie nicht gehören und nicht ganz passen, übertragen werden können. Und indem wir dies als

[1]) Almgren: Tanum härad — in Göteborg och Bohusläns Fornminnen VIII, 565.

Digitized by Google

einen solchen Fall betrachten, gelangen wir zu einer bestimmteren Erklärung. Dieser Prozessionswagen kann unmöglich dem bohuslänschen Dreiheitskult ursprünglich angehört haben. Das beweist uns deutlich die widersinnige Einrichtung, daß das Pferd oben auf dem Wagen steht. Auf den Dreiheitskult muß sie zweifellos von einem anderen Götterkult her übertragen worden sein.

Fragen wir nun woher — aus welcher Religion — dieser Wagen hergekommen sei, dann begegnet uns die taciteische Schilderung vom Nerthuskult bei den sieben Völkern im heiligen Walde auf einer Insel im Ozean, d. h. in der Ostsee. R. Much in seinen „Deutschen Stammsitzen" (Beiträge z. Gesch. d. dtsch. Sprache u. Lit. Bd. 17, 1892) und ihm folgend neuerdings Chadwick in seinem Buche „Origin of the English Nation" meinte, daß diese Insel Seeland sei. Allein weil eins der sieben Völker die Anglii sind, meinten andere, daß die Insel an der Schleswig-Holsteinschen Küste zu suchen sei; man hat auf Alsen geraten.

Man glaubt, sagt Tacitus, daß Nerthus d. i. Terra Mater am Schicksal der Menschen teilnehme und unter den Völkern herumfahre. Im heiligen Walde der Ozeaninsel steht ihr geweihter Wagen, mit einem Teppich bedeckt. Nur der Priester darf ihn anrühren. Er erkennt es, wenn die Göttin in diesem Versteck gegenwärtig ist, und führt sie mit großer Feierlichkeit, von Kühen gezogen, umher . Dann herrscht Fest und Freude, jeder Fremde wird ein Gast, — keine Waffen finden sich, jedes Schwert ist verborgen. Dann herrscht tiefer Friede und ist sogar geliebt, bis der Priester die Göttin, wenn sie des Verkehrs mit den Menschen überdrüssig ist, in den Tempel zurückführt. Dann wird Wagen und Decke und — wenn man es glauben will — die Göttin selbst in einem einsamen See gewaschen. Sie wird von Sklaven bedient, die der See sogleich verschlingt. Es herrscht Furcht und Scheu vor dem Unbekannten, das nur diejenigen sehen, die dem Tode geweiht sind (Germania 40).

Hier ist der Wagen vollständig am Platze. Diese Fruchtbarkeitsgöttin, die durch das Bad im See erneut wird und in den glückseligen Tagen herumfährt, sie kann wohl auf dem Wagen sitzen. Der Kult ist sicher uralt, und der Name findet sich in der nordischen Mythologie wieder. Zwar ist da die Göttin Nerthus zum Gotte Njörd geworden, doch hat bei dieser Verwandlung, wie Axel Kock gezeigt, die Wortform des Namens den wesentlichsten Einfluß geübt.

Ich glaube, daß der Wagen aus diesem Kulte herstammt. Doch findet sich kein archäologisches Überbleibsel vom Nerthuskult[1]), und ich kann also

[1]) Als ich dies schon geschrieben hatte, habe ich durch die Güte des Herrn Professor G. Gustafson Gelegenheit gehabt, die von ihm abgezeichneten, noch nicht veröffentlichten Felsenzeichnungen von Smaalenene in Norwegen durchzugehen. Ich habe daselbst einen von zwei Kühen gezogenen Wagen gefunden, zwischen Schiffen gestellt, wie der Bocks- und Pferde-Wagen auf Kyrkoryt es ist. Vielleicht ist er dem Nerthuswagen gleichzusetzen.

Digitized by Google

keinen äußeren Beweis bringen. Allein im Nerthuskult hat die Umfahrt der Göttin auf dem Wagen das volle Gepräge der Ursprünglichkeit, während auf dem Trundholmer Bilde der Wagen zu den darauf stehenden Gottheiten in kein vernünftiges Verhältnis zu bringen ist, und deshalb sicher aus einem anderen Kulte entlehnt worden ist. Der Nerthus-Kult findet sich bei Tacitus in demselben Lande wie der Trundholmer Wagen oder doch nicht viel weiter davon entfernt, als es Kivik von Kyrkoryk ist. Diese Gründe führen mich zu dem Wahrscheinlichkeitsschlusse: Der Trundholmer Wagen ist das archäologische Zeugnis dafür, daß die Umfahrtshandlung des Nerthuskults — die Umfahrt der Gottheit auf einem Wagen — in den Dreiheitskult der Felsenzeichnungen aufgenommen worden ist.

* * *

Man sieht die Religionen der Bronzezeit als ursprünglich an. Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß in der Bronzezeit Kultgebräuche von der einen Religion auf die andere übertragen werden, daß die eine Religion in die andere hineindrängt, in die andere aufgenommen wird. Wir kommen zu dem Ergebnis, daß in dieser Zeit die Religionsmischung im Norden angefangen hat. Die Bronzezeit bedeutet im Norden zum Teil eine Stufe, wo die Götterkulte der Stämme ihre Gebräuche auswechseln und ineinander verschmelzen, um sich in höhere Einheiten zu vereinigen.

Digitized by Google

Die Basaltlava-Industrie bei Mayen (Rheinland) in vorrömischer und römischer Zeit.

Von Peter Hörter, Mayen.

Mit 10 Abbildungen im Text und auf 4 Tafeln (XII—XV).

Fährt man von Andernach a. Rh. mit der Eifelbahn nach Mayen, eine Strecke von etwa 20 km, so kommt man auf stark der Hälfte der Strecke an den Ort Niedermendig in das eigentliche Gebiet der Basaltlava-Industrie. Dort am Bahnhof stehen viele Werksteine zum Verladen bereit. Dasselbe Bild wiederholt sich am Bahnhof Kottenheim, der letzten Station vor Mayen. Von hier führt uns der Zug durch den Kottenheimer Wald an vielen und großen, heute mit starken Bäumen bewachsenen Schutthalden vorbei. Hier, wo die Lava stellenweise heute noch zutage tritt, wurde schon in vorrömischer und römischer Zeit die Lava gebrochen und zu Reib- und Mahlsteinen verarbeitet. Aber auch bis zum Ostbahnhof Mayen, wo dies auch der Fall war, finden sich dieselben Zeugen uralter Werktätigkeit.

Gleich nachdem der Zug den Kottenheimer Wald verlassen hat, hören wir von rechts her den hellen Klang von hunderten von Hämmern der Steinarbeiter, welche die Basaltlavasteine bearbeiten. Die Steinbrüche reichen hier bis dicht an den Bahndamm heran.

Altersgraue Göpelwerke aus knorrigen Eichenstämmen zusammengezimmert und moderne elektrische Kranen fördern das Gestein zutage und geben tausenden von Arbeitern lohnende Beschäftigung. Im Norden und Nordosten strecken die Krater des Hochsimmers und der Bellerberge ihre zerrissenen schwarzbraunen Gipfel in die Luft. Die noch deutlich erkennbaren Krater ergossen ihre Lavaströme nach Mayen und dem Kottenheimer Wald zu. Die Laacherseegruppe, wozu beide Berge zählen, ist das jüngste Vulkangebiet der Süd- und Hocheifel. Ihre Tätigkeit begann im Tertiär und endigte mit dem Beginn des Alluviums[1]). Daß der Mensch schon Zeuge

[1]) Wanderungen und Streifzüge durch die Laacher Vulkane von Joh. Jakobs, Burgbrohl.

Digitized by Google

ihrer Tätigkeit war, beweisen die Funde unter unberührten vulkanischen Sandschichten bei Metternich[1]), und am Martinsberg bei Andernach[2]). Waren diese Ausbrüche den damals lebenden Menschen ein Schrecken, so sind diese ihren Nachkommen schon bald zum Segen geworden. Ist es richtig, wie hervorragende Sachgelehrte (Prof. Schumacher, Lehner, Reinecke u. a.), annehmen, daß die Pfahlbauzeit zu den ältesten Perioden der jüngeren Steinzeit zu rechnen sei, dann hat der Mensch schon bald erkannt, wie vorzüglich das für ihn leicht zu gewinnende Material sich zum Zerreiben des Getreides eignete. Denn beim Aufdecken des Erdwerks aus der Pfahlbauzeit bei Mayen im Jahre 1907—09 seitens des Bonner Provinzialmuseums und des Mayener Altertumsvereins[3]) wurde in den dort gefundenen Wohngruben und im Umfassungsgraben ganze und auch Bruchstücke von bearbeiteten länglich-flachen Reibsteinen mit deutlichen Gebrauchsspuren aus Basaltlava gefunden (Abb. 1, Nr. 2 und 3). In dieser frühen Zeit scheinen diese, wenn auch vereinzelt, schon von hier aus verhandelt worden zu sein, denn nach freundlicher Mitteilung von Günther hatte er in dem Pfahlbauerdwerk Urmitz in den von ihm aufgedeckten Wohngruben dieser Zeit öfter auf einer Seite abgenutzte Basaltsteine (sog. Läufer) und einmal auch ein größeres zerbrochenes Stück gefunden (Abb. 2, Nr. 1, 2 und 3). Andere gefundene Reibsteine (Unterlagen) bestehen dort aus Buntsandstein und Quarzit. Die hier genannten Fundstücke befinden sich im Koblenzer Museum. Ebenso auch ein durchlochter Hammer aus Basaltlava, der im Rhein an der Lahnmündung ausgebaggert wurde. Das Neuwieder Museum besitzt einen ebenfalls im Gebiete des Urmitzer Erdwerks gehobenen Reibstein aus Basaltlava von 30 cm Länge, 16 cm größter Breite und 10 cm Dicke und von derselben Form wie das bei Mayen gefundene Stück, nur ein paar cm länger (Abb. 2, Nr. 5). Zwei ähnliche Steine befinden sich im Andernacher Museum. Assistent Hagen teilte mir mit, daß in den vom Bonner Provinzial-Museum aufgedeckten bandkeramischen Ansiedlungen in Polch und Gering häufig Reibsteine aus Basaltlava gefunden worden seien.

Aber den besten Beweis für die frühe Ausführung von hier ist mir, daß nach einer Mitteilung und Zeichnung von Rademacher in Wahn bei Köln in einer Wohngrube mit Pfahlbaukeramik ein stark abgenutzter Reibstein aus Basaltlava gefunden wurde (Abb. 2, Nr. 4).

Daß die genannten flachen Reibsteine hier bei Mayen angefertigt wurden, beweist ein in einer Schutthalde gefundenes ungebrauchtes Stück (Abb. 1, Nr. 1).

Nun klafft aber eine große Lücke zwischen der Stein- und Hallstattzeit,

[1]) Günther, Zur Entstehungs- und Besiedlungsgeschichte des Neuwieder Beckens. Mannus II und III.

[2]) Koenen, Gefäßkunde.

[3]) Lehner, Bonner Jahrbücher, Heft 119.

Digitized by Google

wo andere Formen, die ſogenannten Napoleonshüte, auftreten, denn geſicherte Funde von Reibſteinen aus Baſaltlava in irgend einer Form ſind mir aus der Bronzezeit nicht bekannt.

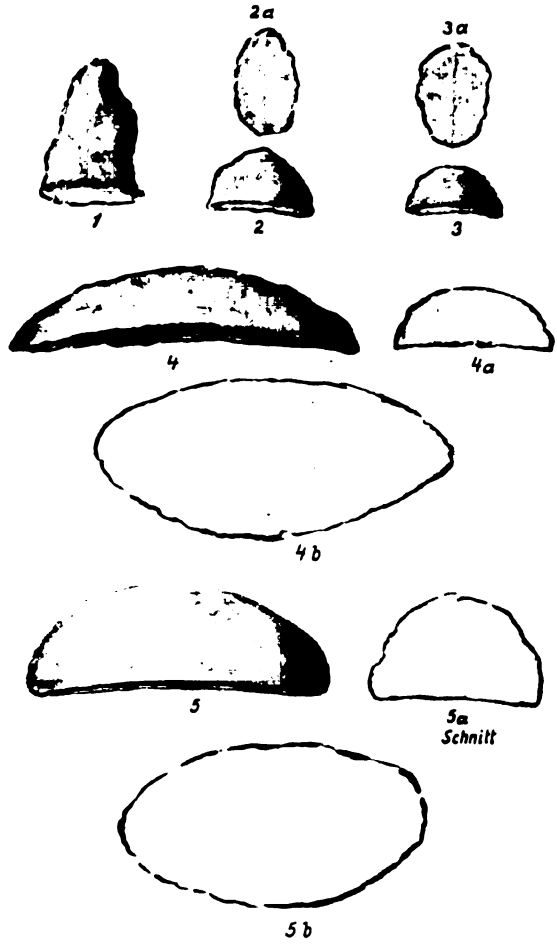


Abb. 2. Etwa 1/7 natürlicher Größe.
Neolithiſche Reibſteine.
Nr. 1, 2, 3, 5 aus Urmitz, Nr. 4 aus Wahn bei Köln.

Bei einer Auseinanderſetzung über Napoleonshüte zwiſchen Sanitätsrat Dr. Koehl und Reinecke[1]) ſetzt Reinecke das Vorkommen der Napoleonshüte ſchon in die Steinzeit, während Koehl dieſer Annahme widerſpricht und deren Vorkommen erſt für die Bronzezeit annehmen zu dürfen glaubt.

[1]) Weſtdeutſche Zeitſchrift, Jahrg. XIX, Nr. 5—6 und Nr. 11—12, 1900 und Jahrg. XX, Nr. 3—4.

Digitized by Google

Auf eine Anfrage bei Koehl teilte dieser mir mit, daß ihm auch noch für diese Zeit kein gesicherter Fund bekannt sei.

Auch aus unserer Gegend, wo diese Mahlsteine doch angefertigt und demnach auch am frühesten vorkommen sollten, ist mir kein einziger solcher Fund bekannt. Auch in der früheren Hallstattzeit sind allem Anscheine nach die Napoleonshüte in der bekannten Form und für den Handel noch nicht angefertigt worden.

Das Gräberfeld von Gering[1]), wo 61 Gräber der ersten Hallstattzeit gehoben wurden, hat kein einziges bearbeitetes Basaltlavastück geliefert. Auch die Funde im Steinbruchgebiet sprechen gegen eine größere Tätigkeit daselbst während der Bronzezeit. Obschon dort sehr oft Werkzeuge von Eisen zutage kommen, ist mir kein einziges Bronzewerkzeug bekannt aus dem Gebiet der Steinbrüche. Danach scheint der Betrieb in dieser Zeit ein sehr schwacher gewesen zu sein. Denn sonst müßten bei der ständigen Bodenbewegung unbedingt schon Bronzewerkzeuge gefunden worden sein. Die im Jahre 1911 bei Kottenheim gefundene 41 cm lange Kupfer-Doppelaxt spricht hier nicht mit, da diese nicht zu den Werkzeugen gerechnet werden kann. Allerdings sind Wohngruben der Bronze- und auch der ersten Hallstattzeit im Rheinland noch wenig aufgedeckt worden. Es ist aber auch zu berücksichtigen, daß die weiche Bronze sich zur Bearbeitung der harten Basaltlava in verhältnismäßig großen Stücken und in Massen für den Handel schlecht eignete. Diese wird heute nur mit gut gestählten und geschliffenen schweren Hämmern bearbeitet und für die hier in den Schutthalden oft gefundenen unfertigen Stücken (Abb. 3, Nr. 3—5—6), die ich allerdings für die jüngeren Formen halte, wird mir von Sachverständigen gesagt, daß diese mit schweren eisernen Hämmern bearbeitet worden seien.

Allerdings wurden, wie oben nachgewiesen, schon in neolithischer Zeit Reibsteine hier angefertigt und vereinzelt auch verschickt, aber es werden handliche leicht zu bearbeitende Stücke gewesen sein, die man dazu benützte.

Es ist aber möglich und sogar sehr wahrscheinlich, daß sich während der Bronze- und ersten Hallstattzeit die ursprünglich flachen Reibsteine allmählich zu den eigentlichen Napoleonshüten ausgebildet haben; denn es werden hier, wenn auch vereinzelt, große Reibsteine von nur etwa 10—12 cm Höhe aber mit scharfem Grat auf der Unterseite gefunden, die aussehen, als hätte sich der Napoleonshut aus ihnen entwickelt. Auf Abb. 4 habe ich versucht, eine solche Entwickelung darzustellen. Im Museum Andernach sah ich einen Reibstein aus Basaltlava (Abb. 4, Nr. 1) mit einem abgebrochenen Ende, noch ungefähr 30 cm lang, welcher noch die Form der neolithischen Reibsteine hat, aber schon auf der Unterseite einen leichten Grat zeigt. Dort befindet sich noch ein zweiter, ebenfalls ungefähr 30 cm langer Reibstein, Abb. 4, Nr. 2,

[1]) Mannus, B. IV und V.

Digitized by Google

der zwar dieſen Grat nicht hat, aber den gerade gearbeiteten Rand zeigt, wie die nachfolgende unter Nr. 3 und 4 abgebildeten mutmaßlichen älteſten Formen des Napoleonshutes. Nr. 3 wurde bei Kottenheim gefunden. Es iſt nur

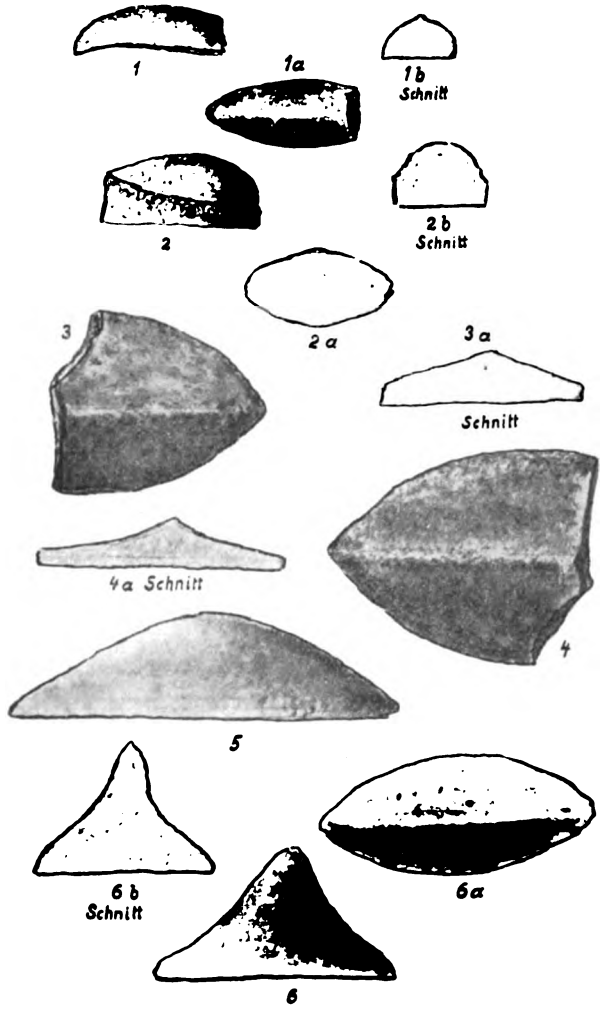


Abb. 4. Etwa 1/7 natürlicher Größe.
Verſuch einer Entwickelung.
Nr. 1 und 2 aus Andernach, Nr. 3 aus Kottenheim, Nr. 4—5—6 aus Mayener Schutthalden.

mehr die Hälfte vorhanden und mag derſelbe etwa 80 cm lang geweſen ſein, 40 cm breit und 11 cm hoch. In der Nähe der Fundſtelle wurde eine große Wohngrube der erſten Hallſtattzeit angeſchnitten. Nr. 4 wurde in einer Schutthalde auf den Mayener Steingruben gefunden, iſt ebenfalls nur ſtark

Digitized by Google

zur Hälfte erhalten und hat bei ungefähr derselben Länge und Breite nur eine Höhe von 10 cm. Zum Vergleich sind zwei hiesige Fundstücke unter Nr. 5 und 6 abgebildet. Nr. 5 hat ebenfalls eine Länge von 84 cm bei einer Höhe von 22 cm. Daß die Formen Nr. 3 und 4 die älteren sind, schließe ich daraus, daß diese sich den neolithischen oder vielleicht bronzezeitlichen Formen Nr. 1 und 2 sehr nähern. Aber eine völlige Sicherheit haben wir noch nicht. Leider ist bei Nr. 1 und 2 nichts gefunden worden, was deren Alter bestimmen könnte.

Die aus der späteren Hallstatt- und Latène-Zeit stammenden Napoleonshüte haben bei einer Länge von etwa 45 bis 60 cm eine Höhe von 20 bis 40 cm. Die niedrigen Stücke kommen auch sehr selten in den hiesigen Schutthalden vor. Unter etwa einem halben hundert Stück, die ich als hiesige Funde zu Gesicht bekommen habe, hat nur einer diese niedere Form. Für die Ausfuhr scheinen diese noch nicht angefertigt zu sein, denn von den vielen auswärtigen Funden ist mir kein einziges Stück in dieser Form bekannt. Zur Aufstellung einer ganz sicheren Chronologie können nur gut beobachtete Wohngrubenfunde helfen. Was nun die eigentlichen Napoleonshüte angeht, glaube ich auf Grund meines gesammelten Materials und meiner hiesigen Beobachtungen annehmen zu können, daß die Massenherstellung für die Ausfuhr erst in der mittleren Hallstattzeit einsetzt. Damit würde auch die Besiedelung des Steinbruchgebietes übereinstimmen. Aus der Bronzezeit wurden in der Nähe von Mayen bisher nur drei Gräber gefunden, aus der ersten Hallstattzeit nur zwei Gräber und einige Wohngruben angeschnitten. (Das Gräberfeld von Gering liegt 6 km von Mayen entfernt.) Aber aus der mittleren und jüngeren Hallstattzeit hat der Mayener Altertumsverein schon viele Funde und zwar gerade auf und um die Steinbrüche gehoben. Ein Besuch im Mayener Museum wird dies bestätigen. Nach Versicherung von alten Steingrubenbesitzern und auch nach meiner eigenen Erfahrung wurden früher, ehe der Mayener Verein gegründet war, hunderte von Gräbern beim Anlegen von Steinbrüchen zerstört und die Funde achtlos beiseite geworfen. Das Grabinventar besteht aus graphitierten Gefäßen in echter Hallstattform (Abb. 5).

Trotzdem nun in vielen Museen Napoleonshüte sich befinden, sind gut beobachtete und zu einer chronologischen Aufstellung brauchbare Funde selten.

Aus der mittleren Hallstattzeit kann ich als gesicherte Funde angeben, laut Mitteilung und Zeichnung von Günther, ein Stück, gefunden in einer Wohngrube bei Urmitz; ein Stück aus Dienheim und eines aus Nierstein, beide mit Hallstattscherben, nach Mitteilung von Prof. Schumacher. Zwei weitere wurden im Koblenzer Stadtwalde gefunden. Diese können zwar den dort zutage getretenen Hallstattgruben, aber auch der dortigen Latènesiedlung zugehören. Nach gefl. Mitteilung von Prof. Keune in Metz wurden Napoleonshüte aus Niedermendiger Basaltlava zutage gefördert mit Gefäßscherben

Digitized by Google

der Hallstatt- und Latène-Zeit im oberen Tal der Seille aus den Industrieresten des sogenannten Briquetage[1]).

Beim Aufdecken der Ansiedlung aus der mittleren und jüngeren Hallstattzeit bei Neuheusel auf dem Westerwald[2]) wurden zwei große Reibsteine aus Niedermendiger Basaltlava gefunden. Ob Napoleonshüte konnte ich nicht erfahren. Bei der Auffindung eines Napoleonshutes in einer hiesigen Schutthalde fand ich dicht dabei Scherben von Gefäßen aus der mittleren Hallstattzeit. Aus der Latènezeit sind mir noch weniger ganz gesicherte Funde bekannt. Wie mir Dr. Brenner in Wiesbaden freundlichst mitteilte, sind die im dortigen Museum befindlichen Napoleonshüte meist in Latène-Ansiedlungen und Wällen oder in ihrer Nähe gefunden worden. Wir müssen also annehmen, daß diese dazu gehören. Es sind folgende Funde:

Zwei Stück aus Simmern-Unterwesterwald. Einer vom Hausberg bei Butzbach, gefunden in einem späteren Latènewall. Dann je einer aus Neuhof bei Wiesbaden und aus Arborn in Dillkreis. 2 Stück zusammen aus Miehlen, Kreis St. Goarshausen. Für letztere 4 Stück liegt kein Anhalt vor. Dann noch 3 Stück aus Schierstein a. Rhein. Zu den letzteren bemerkt Dr. Brenner, daß sie nicht zu den dortigen neolithischen Siedlung des Michelsbergtypus gehörten. In diesen genau untersuchten Wohngruben sind nur kleine, runde Mahlsteine aus Mainsandstein zutage gekommen, aber kein Stück Basaltlava, das den flachen Reibsteinen oder den Napoleonshüten in der Form sich näherte. Diese werden also zu den in Schierstein gemachten früheren Latène-Funden gehören.

Außer den schon genannten sind mir Funde von Napoleonshüten noch bekannt und zwar: bei Sayn wurde ein 5 cm tief abgeriebenes Stück in einem angeblichen Latène-Gräberfeld gefunden. Dieses Stück befindet sich jetzt im Neuwieder Museum.

Ferner Urmitz, Andernach, Vallendar (2 Stück), Bobenheim bei Worms, Oberleuken Kr. Saarburg (2 Stück), Roisdorf bei Bonn, Longerich bei Köln (2 Stück). Letztere 4 Stück befinden sich im Prähistorischen Museum zu Köln. Dann besitzt das Provinzialmuseum zu Bonn sowie das städtische Museum zu Mainz mehrere Napoleonshüte.

Aber sicher befinden sich noch mehrere mir nicht bekannte in den verschiedenen Museen. Nach dem Mayener Geschichtsbuch von Justizrat Dr. Brink soll sogar einer aus Niedermendiger Basaltlava in Schottland im sogenannten Picktenwall gefunden worden sein. Näheres hierüber ist mir nicht bekannt. Wenn nun auch im Verhältnis zu den vielen schon gefundenen Napoleonshüten gesicherte Funde wenig vorliegen, so genügt es doch, um sagen zu können, daß diese von der mittleren Hallstattzeit (9. und 8. Jahrh. v. Chr.) an und

[1]) Westdeutsche Zeitschrift, Jahrg. XX, 1901.
[2]) Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde, B. 22, 1901.

Digitized by Google

fast durch die ganze Latène-Zeit als Mahlsteine benutzt wurden. Dagegen ist für die ganze Stein- und Bronzezeit noch kein Beweis ihres Vorkommens erbracht worden. Dann steht fest, daß diese auf dem Basaltlavafelde zwischen Mayen und Kottenheim angefertigt und von hier aus verschickt wurden. Denn in den dortigen Schutthalden wurden und werden immer noch viele ungebrauchte Stücke gefunden. Darunter viele fehlerhafte und halbfertige. Abb. 3, Nr. 3—5—6. In Niedermendig wurden keine angefertigt; denn von dort ist noch kein Fund bekannt.

Dies ist aber auch leicht begreiflich, denn hier bei Mayen stand die Lava an vielen Stellen zutage und dadurch wurde der Mensch viel früher auf das vorzügliche Material zum Mahlen aufmerksam, als bei Niedermendig, wo die Lava mit einer 10 bis 14 m tiefen Erd- und Sandschicht bedeckt ist.

Bei Mayen wurde, wie dies die Funde lehren, zur Römerzeit und noch viel später, Tagebau betrieben, während bei Niedermendig von jeher Schachtbau betrieben wurde.

Wie bei Hallstatt und Metz (Briquetage) die Hallstattvölker es verstanden, durch Salzgewinnung sich einen Handelsartikel zu schaffen, so hier bei Mayen durch Bearbeiten der Lava zu Mahlsteinen. Die Lage der Steinbrüche an dem Treffpunkt zweier Hauptverkehrsstraßen war dazu auch sehr geeignet.

Es sind dies die Straßen Andernach-Trier und Neuwieder Becken-Lüttich, die durch Wohngruben- und Grabfunde von der neolithischen bis zur römischen Zeit längst als uralte Straßen festgestellt worden sind, bei Mayen besonders durch viele Hallstatt- und Latène-Gräber längst der Straße.

Nun die Frage, wie wurde auf den Napoleonshüten das Getreide gemahlen? Es ist sicher, daß die Ober- d. h. die Reibfläche vollständig gerade angefertigt wurde. Dies lehren die hiesigen noch ungebrauchten Fundstücke (Abb. 3). Diese wurden also nicht, wie Reinecke annimmt[1]), mit zapfenförmigen Vorsprüngen an den beiden Enden angefertigt zum Verhindern des Hinausgleitens des Läufers. Diese Vorsprünge sind erst entstanden durch allmähliche Abnutzung, wie dies Koehl in seiner schon angeführten Erwiderung richtig erkannt hat[2]). Den deutlichsten Beweis dafür liefern die schon gebrauchten Stücke aus Vallendar und besonders aus Sayn (Abb. 6, Nr. 3). Dort ist auch zum Vergleich ein Napoleonshut abgebildet, der in einer Schutthalde, also ungebraucht (Abb. 6, Nr. 4), gefunden wurde. Daß auf der oberen Seite mit einem handlichen Stein (Läufer) gerieben wurde, beweist, daß diese hohl ausgeschliffen ist. Wären die Napoleonshüte zum Reiben auf einem größeren Stein benutzt worden, dann müßten diese gerade abgenutzt sein. Die Mahlsteine müssen also mit der Spitze nach unten gestanden haben und ein kleiner Stein wurde als Läufer benutzt. Über die Art der Aufstellung

[1]) Westdeutsche Zeitschrift, Jahrg. XIX, Nr. 5—6, 1900.
[2]) Westdeutsche Zeitschrift, Jahrg. XIX, Nr. 11—12.

Digitized by Google

wurde nun ſchon vieles vermutet. Der eine hält dafür, daß man den Stein ſchräg auf den Boden geſtellt und dann gerieben hätte. Aber auf der vollſtändig ebenen Fläche hätte das zu mahlende Getreide keinen Halt gehabt und wäre ungemahlen heruntergefallen. Andere nehmen an, weil einzelne Stücke mit hohl gearbeiteten Seiten (Abb. 3, Nr. 2 und 3) vorkommen, dieſe ſeien von einer ſitzenden Perſon zwiſchen den Beinen feſtgehalten worden.

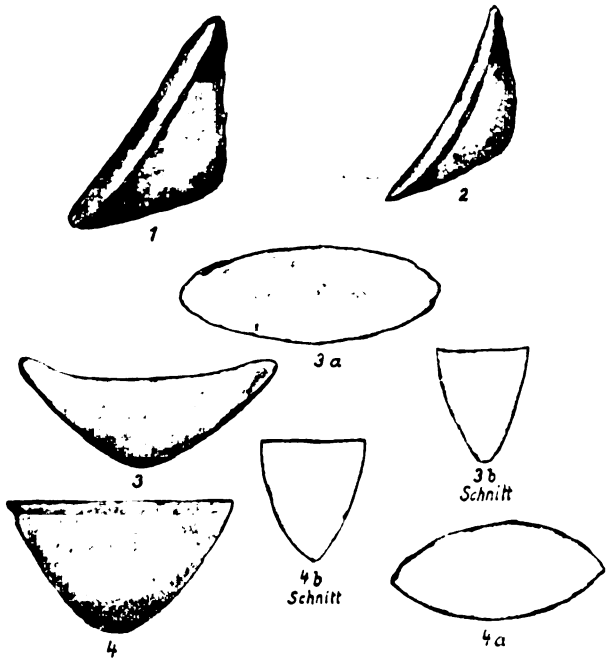


Abb. 6. Etwa 1/14 natürlicher Größe.
Nr. 1—2 und 3 gebrauchte, Nr. 4 ungebrauchte Napoleonshut.
Nr. 1 aus dem Coblenzer Stadtwalde, Nr. 2 aus Vallendar (rechte Scheinſeite),
Nr. 3 aus Sayn a. Rh., Nr. 4 aus Mayen.

Dagegen muß ich einwenden, daß viele wegen ihrer Form dazu ſich gar nicht eignen. Andere ſind dazu zu groß und ſchwer (Abb. 4, Nr. 4—5). Auch wenn dieſe auf dem Boden geſtanden hätten, wäre der Druck auf die Beine zu ſtark geweſen. Nr. 5 wiegt ungefähr 85 Pfd. und ſeine Länge beträgt 85 cm. In der angezogenen Abhandlung von Reinecke iſt eine ägyptiſche Holzſtatuette abgebildet, einen kornmahlenden Sklaven darſtellend, welcher aus einer Maſtaba des alten Reiches zu Dahſchur gehoben wurde. Obſchon nun die beiden Steine, ſowohl der untere wie auch der obere (Läufer) einem Napoleonshute ſehr ähnlich ſehen, iſt es doch ausgeſchloſſen, daß es ſich hier bei einem Fundſtück aus dem 3. Jahrtauſend v. Chr. um einen der hier beſprochenen Mahlſteine aus Baſaltlava handeln kann. Aber wie Reinecke richtig bemerkt,

Digitized by Google

kann die Statuette uns lehren, wie diese Mahlsteine gehandhabt wurden. Da es sich um eine täglich gebrauchte Mahlvorrichtung handelt, wird diese immer zum Gebrauch fertig zur Hand gestanden haben und so denke ich mir, wenigstens für die häufigste Form: man hat in einem Holzklotz ein Loch gehauen und den Stein mit der Spitze hineingestellt. So stand der Stein fest, man hatte ihn immer zur Hand und das beim Mahlen herunterfallende Mehl und die Körner blieben rein und konnten leicht aufgehoben werden. Spuren ihrer Tätigkeit haben uns die vorrömischen Völker in den Steinbrüchen nicht hinterlassen, da diese die Lava jedenfalls nur dort gebrochen haben, wo sie zutage stand, und so wurden ihre Spuren durch die nachfolgenden Völker hinweggefegt.

Die Römer brachten eine andere Mahlvorrichtung her. Es sind dies die kleinen runden Handmühlen mit Mahlgang und Mahlplatten (Abb. 7), deren Bau genugsam bekannt ist. Wie mir Dr. Brenner mitteilte, wurde aber schon in einem Spät-Latène-Wall auf dem Dünsberg, doch wahrscheinlich schon unter römischem Einfluß, durchbohrte Mühlsteinchen gefunden. Auch im Museum Speier befindet sich ein drehbarer Mühlstein aus der Latènezeit. Ein Napoleonshut ist m. W. noch niemals, wenigstens in unserer Gegend, in einem römischen Bauwerk gefunden worden.

Wie stark die Ausfuhr dieser runden Mühlsteine in römischer Zeit von hier war, beweisen die vielen derartigen Funde in allen Gegenden Deutschlands und den angrenzenden Ländern.

Nach dem Katalog von H. Jakobi 1911 befinden sich im Saalburgmuseum als dortige Fundstücke mehr als hundert runde Mühlsteine aus Basaltlava. Auch in Haltern und Xanten wurden viele gefunden. Museumsdirektor Knorr meldete mir aus Kiel Funde dieser kleinen Mühlsteine. Ganze Schiffsladungen gingen von hier aus den Rhein hinauf. Das beweist eine Veröffentlichung von Dr. Forrer in Straßburg[1]), die mir dieser freundlichst zur Verfügung stellte.

Schon in frührömischer Zeit setzt nun auch die Ausbeute der Basaltlavabrüche bei Niedermendig ein. Denn aus dieser Zeit wurden dort, wie auch bei Mayen, öfter römische Münzen (schon von Augustus), Gefäße und Werkzeuge gefunden. Wie schon gesagt, trieb man hier bei Mayen Tagebau, denn oft werden die Arbeitsstellen der Alten noch getroffen. Diese haben ihre Gruben gewöhnlich nicht mehr als 7—8 m tief angelegt, so daß die Steine leicht nach oben getragen oder gefahren werden konnten. Das tiefer liegende, noch sehr gute Material wurde stehen gelassen, weil ja genug vorhanden war. Wie man an den alten Arbeitsstellen sehen kann, wurden, um das Heben aus der Grube zu erleichtern, die Mühlsteine in der Grube, noch an dem Gestein festsitzend, roh ausgehauen, und dann erst von dem großen noch festsitzenden

[1]) Ein versunkener spätrömischer Mühlsteintransport in Wanzenau bei Straßburg. Anzeiger für Elsässische Altertumskunde, II. Jahrg., Nr. 3—4, 1911.

Digitized by Google

Steinblock gelöst und nach oben zum Fertigarbeiten herausgeschafft. In der römischen Zeit wurden aber nicht nur Mühl-, sondern auch Werksteine in großer Zahl angefertigt. Beweis dafür sind die vielen derartigen Funde in römischen Bauwerken. Auch der Unterbau der Moselbrücke bei Trier besteht aus hiesigem Basaltlava. Es muß deshalb der Betrieb in dieser Zeit ein sehr reger gewesen sein.

Was nun die eisernen Werkzeuge, die hier in den alten Schutthalden und Gruben gefunden werden, anbelangt (Abb. 8), so läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, welche der vorrömischen, römischen oder mittelalterlichen Zeit angehören. Einige eiserne Werkzeuge glaube ich doch als römische bezeichnen zu können. Wie schon oben gesagt, werden die Arbeitsstellen der Alten öfter in den Steingruben getroffen. Diese zeichnen sich durch eine andere Arbeitsmethode, als später üblich, beim Lossprengen der Steine aus, so daß schon die Steinarbeiter sofort erkennen, hier haben die Alten gearbeitet.

Während man jetzt, um den Stein zu spalten, eine fortlaufende Rille einschlägt, haben die Alten in einem Abstand von 5 bis 6 cm Löcher in den Stein gehauen, dann eiserne Keile in diese Löcher gesetzt und mit einem schweren Hammer eingetrieben. Ich glaube diese Arbeitsmethode der römischen Zeit zuschreiben zu können, denn gerade bei diesen Stellen werden sehr oft römische Münzen, Gefäße und die kleinen Mühlsteine gefunden, gewöhnlich noch an den Schienen[1]) festsitzend. An einer solchen Stelle wurden zusammenliegend der schwere Hammer, der Spitzhammer, die eiserne Keile (Abb. 8, Nr. 1, 2, 3, 4), einige römische Scherben und unfertige Mühlsteinchen gefunden. Man kann die Fundstücke demnach als römisch ansehen.

Es müssen starke Menschen gewesen sein, die mit einem so schweren Hammer arbeiteten; denn derselbe wiegt, obschon stark abgenutzt, noch 22½ Pfd.[2]) (Abb. 8, Nr. 3). Auf der Abb. 9 sind 4 schwere roh behauene Steine dargestellt mit 2 oder 4 Handhaben und oben eingehauener runder Vertiefung, die ich für Mörser halte. Aus welcher Zeit diese stammen, kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden. Alle wurden in dem alten Steinbruchgebiet gehoben. In der Nähe des kleinsten wurde eine Augustusmünze und in derselben Grube, wo der zweitkleinste gefunden wurde, ein römischer Faltenbecher entdeckt, aber auch ein fränkisches Gefäß, übrigens das einzige fränkische, das mir von den Steingruben bekannt geworden ist.

In fränkischer Zeit scheint der Betrieb überhaupt gering gewesen zu sein. Die Franken mit ihren Holzhäusern brauchten wenig Werksteine. Man wird sich nur auf die Anfertigung von jetzt etwas größer und dicker werdenden Mühlsteinen verlegt haben, denn diese wurden das ganze Mittelalter hindurch

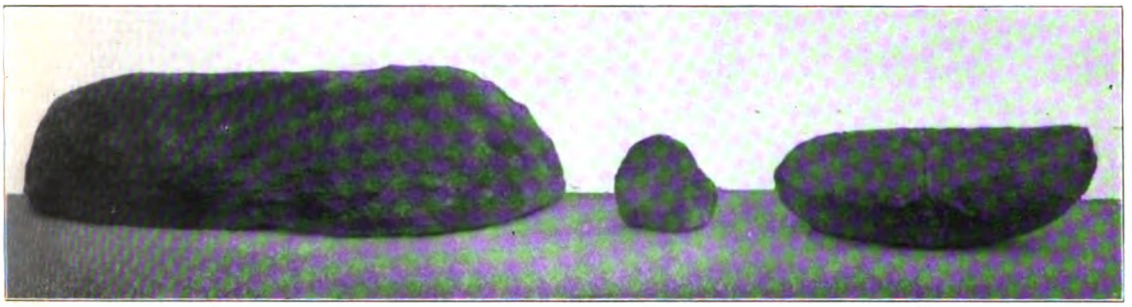
[1]) Schienen, fachmännischer Ausdruck für die säulenartig aufrecht stehenden Lavablöcke.

[2]) Die schwersten Hämmer wiegen heute nur mehr 14—15 Pfd.

Digitized by Google

allmählich immer größer. Dazwischen wurden auch immer noch die kleinen, zum Zerreiben von Farbstoffen usw. hergestellt, bis vor etwa 50 Jahren die Champagner-Steine und später die Walzenmühlen die Mühlsteine aus Basaltlava ganz verdrängten, so daß jetzt fast keine Mühlsteine mehr angefertigt werden. Nur zu Papiermühlen werden diese noch gebraucht. Dagegen hat in der Neuzeit etwa von Anfang des 19. Jahrhunderts an sich die Anfertigung von Werksteinen für Bauten und Brücken bedeutend gehoben, so daß heute an 4000 Menschen im Basaltlavagebiet ihren Verdienst finden. Täglich wird das vorzügliche Material durch die Bahn nach allen Richtungen in die Welt gesandt.

Digitized by Google



Nr. 1 Nr. 2 Nr. 3

Abb. 1. Neolithische Reibsteine. Museum Mayen.

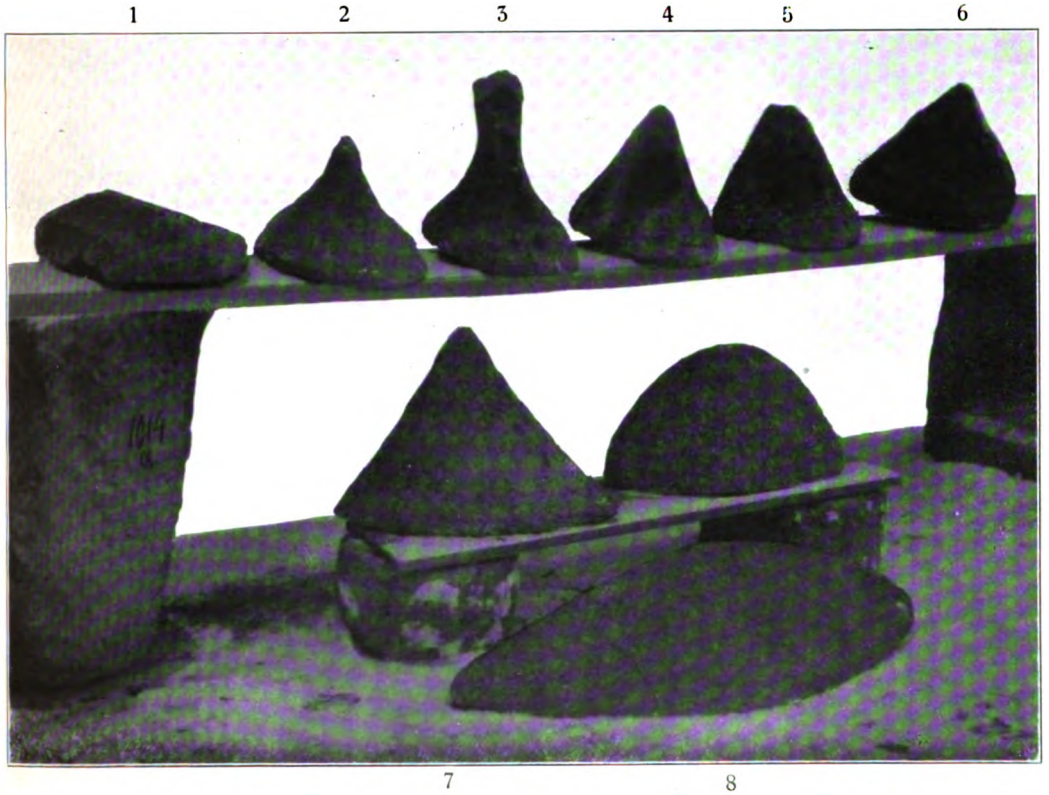


Abb. 3. Vorgeschichtliche Reibsteine, sog. Napoleonshüte, aus dem Museum Mayen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 5. Grabfund der mittleren Hallstattzeit von den Mayener Steingruben.

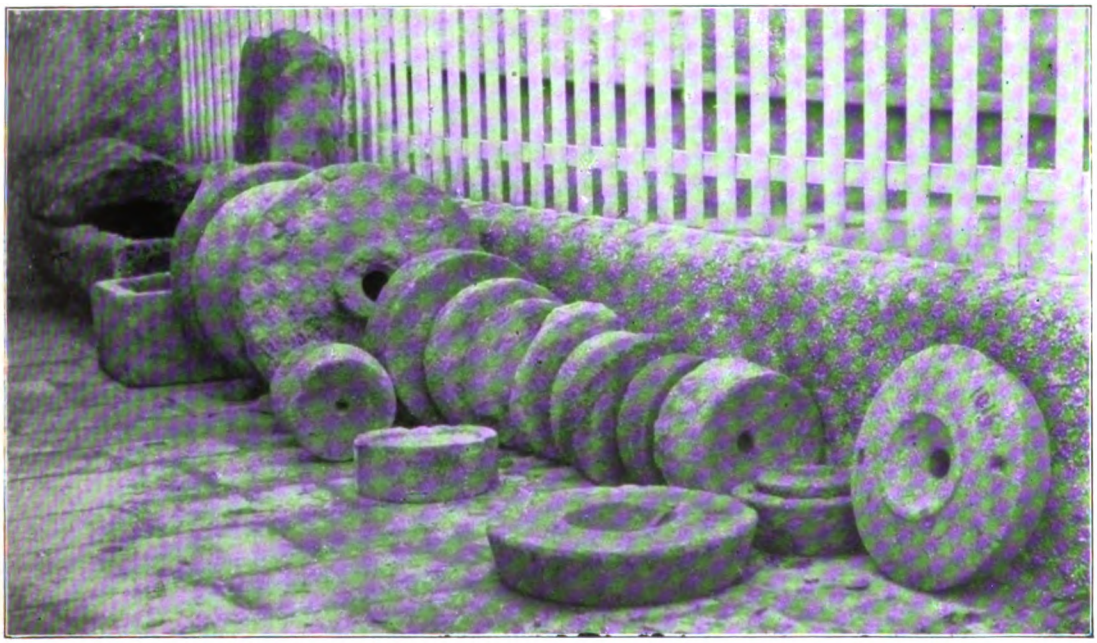


Abb. 7. Römische und mittelalterliche Mühlsteine aus dem Museum Mayen.

Digitized by Google

Digitized by Google

1 2 3 4

Abb. 8. Römische und mittelalterliche Eisen-Werkzeuge aus dem Museum Mayen.

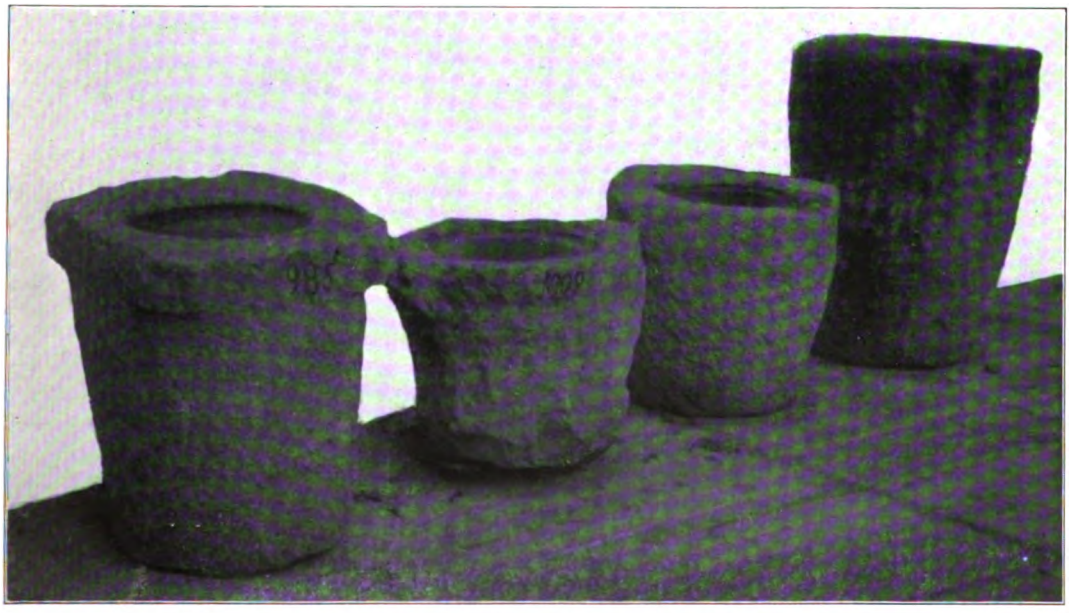


Abb. 9. Mörser? Museum Mayen.

Digitized by Google

Digitized by Google

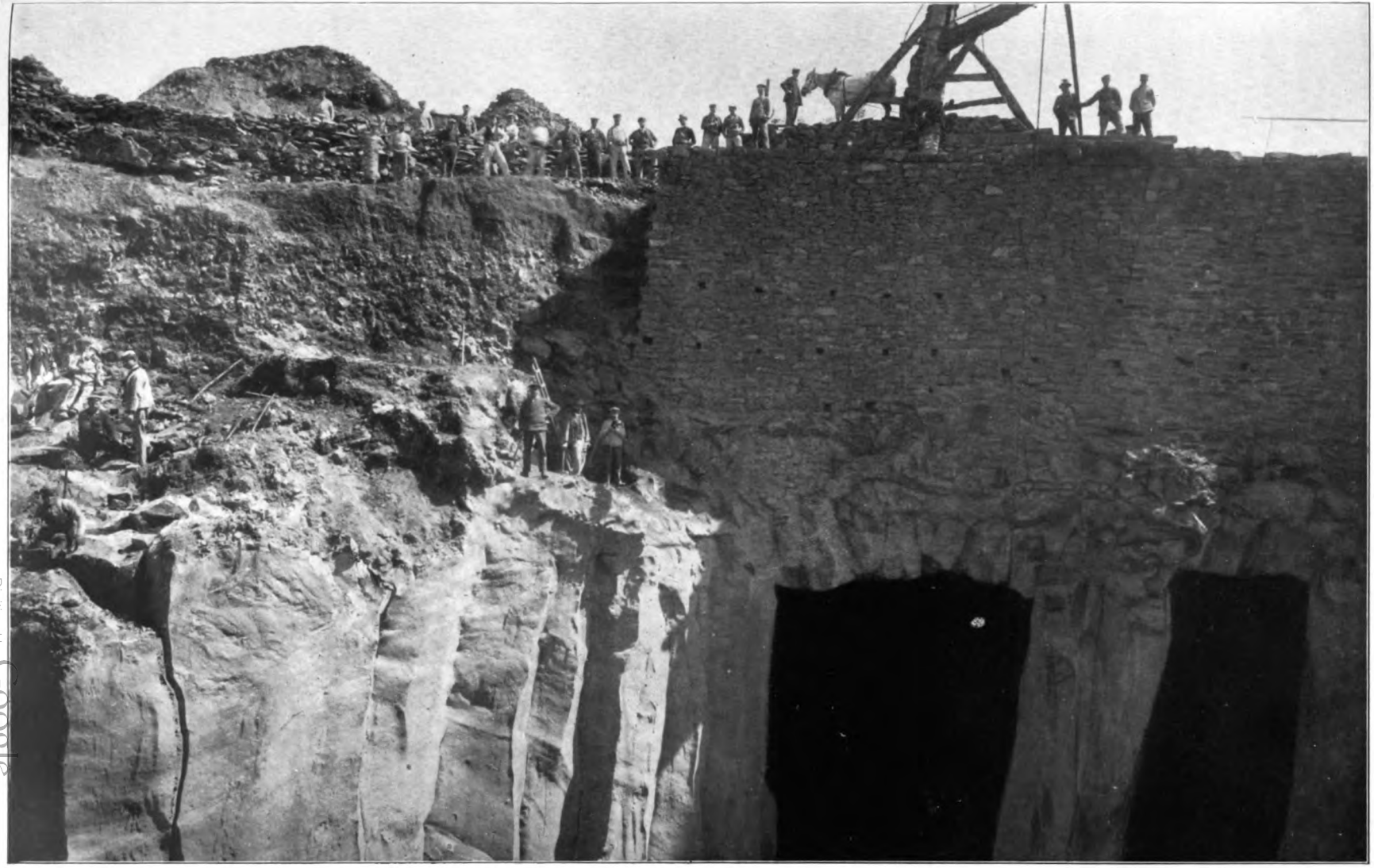


Abb. 10. Basaltlava-Steinbruch mit Göpelbetrieb. Nach einer Aufnahme von Rud. Böhm, Mayen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue Goldgefäße aus Frankreich

mit einem Anhang: Herr Schuchhardt und die Wahrheit.

Von Gustaf Kossinna.

Mit 15 Abbildungen im Text und auf Taf. XVI, XVII, sowie einer Karte (Taf. XVIII).

Es war ein eigener Zufall, daß, als ich im Spätsommer 1913 im ersten Hefte meines Buches über den germanischen Goldreichtum in der Bronzezeit eine Behandlung sämtlicher Goldgefäße germanischer Herkunft gegeben hatte, fast zu gleicher Zeit eine Veröffentlichung zweier neuer einschlägiger Funde aus Frankreich erschien, die ich natürlich noch nicht hatte berücksichtigen können, wie jene Veröffentlichung die durch mein Buch gebotenen Fortschritte der Erkenntnis noch nicht kennen konnte. Bisher waren innerhalb des germanischen Kulturbereiches 55 solcher Goldgefäße, außerhalb desselben 4, und zwar in Bayern 2, in der Schweiz 1 und in Irland 1 von mir festgestellt worden. Frankreich fehlte bei dieser Aufzählung ganz, tritt aber nun sogleich mit drei Stücken aus zwei Funden in die Reihe der Länder, wohin jene Goldgefäße ausgeführt worden sind.

Diese neue Tatsache schien mir wichtig genug, um sie in Deutschland sogleich ausführlich durch Wort und Bild bekannt zu machen. Es geschah dies bereits am 2. März 1914 in einer Sitzung unserer Berliner Zweiggesellschaft. Eine Veröffentlichung der dort gemachten Ausführungen dachte ich dem zweiten Hefte meines Buches über den germanischen Goldreichtum in der Bronzezeit einzuverleiben. Indes ist es recht unsicher geworden, ob ich mir demnächst die Zeit abgewinnen kann, dieses Heft zu vollenden, und so will ich der großen Zahl unserer Mitglieder, die den durch das erste Heft angeregten und entschiedenen Fragen weiterhin Teilnahme schenken, jetzt in unserer Zeitschrift dasjenige kurz mitteilen, was ich den Berliner Mitgliedern bereits in jener Sitzung vorgetragen habe. Es wird das um so erwünschter sein, als die französische Veröffentlichung der beiden Funde in den Monuments Piot erfolgt ist, einem Sammelwerk, das in Deutschland nur auf den großen Bibliotheken anzutreffen sein dürfte[1]).

---

[1]) Julien Chappée, Objets d'or découverts à Villeneuve-Saint-Vistre. — Joseph Déchelette, Les trésors de Rongères et de Villeneuve-Saint-Vistre (Monuments et Mémoires publiés par l'académie des inscriptions et belles-lettres. T. XIX, 2). 21 S. u. Taf. XVI.

Digitized by Google

1. Zu Villeneuve-St. Vistre bei Sézanne, südlich von Epernay, Dep. Marne, wollte im Frühjahr 1910 ein Grundbesitzer einen 2 m langen, ebenso breiten und hohen Sandsteinblock aus seinem Acker entfernen. Er zerkleinerte ihn zu dem Zwecke an den Kanten nach Möglichkeit und stürzte ihn dann um. Auf der Unterseite zeigte der Block eine halbkugelige Aushöhlung. Zu seiner Überraschung entdeckte der Besitzer in dem von dieser Aushöhlung überdeckten Hohlraum auf dem gewachsenen Boden liegend einen Goldschatz, bestehend aus zwei Gefäßen, zwei ganz einfachen glatten Armbändern aus zusammengebogenen, an den Enden etwas übergreifenden Blechstreifen, je 37 g schwer, drei kleinen Fingerringen und einem Knäuel von Spiralen aus Doppeldraht mit Endösen, 71 g schwer.

Die beiden Goldgefäße (Taf. XVI, Abb. 1, 2) sind 48,925 und 49,180 g schwer, 12 cm hoch, flaschenförmig und am ganzen Körper bedeckt mit horizontal umlaufenden glatten Wulstlinien, sowie mit schräg gekerbten Wulsten, dazwischen mit umlaufenden Bändern konzentrischer Kreise (je zwei Kreiswulste um ein Mittelbuckelchen). Der hohe Hals verengt sich nach oben hin etwas; der schräg ausladende, scharf auslaufende Rand ist in der unteren Hälfte mit glatten Wulstlinien und einem Bande von Punktbuckelchen geziert. Der Hals des einen Gefäßes ist am Oberende abweichend mit abwärts gerichteten, durch Wulstlinien begrenzten Dreiecken geziert, die mit Punktbuckelchen gefüllt sind, während die Zwickel glatt gelassen sind (Abb. 2).

2. Zu Rongères bei Varennes am Allier, Dep. Allier, nordwestlich von Roanne, stieß der Besitzer eines Landstückes im Januar 1911 bei Anlage eines Abzugsgrabens auf einen kugelförmigen Metallklumpen, den er zunächst nicht beachtete. Als er am folgenden Tage den Abraum seiner Grabung untersuchte, entdeckte er darin ein Gefäßchen, das ein Armband, einen Fingerring und zwei Spiralen enthielt, und erst nach einer Reihe weiterer Tage wurden alle diese Gegenstände, die ein Gesamtgewicht von 193,5 g besitzen, von einem Juwelier untersucht und für Gold erklärt.

Das Goldgefäß (Taf. XVI, Abb. 3) gehört zu der weitaus am zahlreichsten vertretenen Gattung der halbkugeligen Schälchen, ist 5,2 cm hoch, hat einen Durchmesser von 9 cm und ein Gewicht von 63,5 g. Der Boden zeigt in der Mitte eine Anzahl konzentrischer Kreise um einen größeren Buckel, dann zwei umlaufende Reihen kleiner Buckel, darüber ein umlaufendes Band konzentrischer Kreise (je drei Kreiswulste um einen größeren Mittelbuckel), endlich zwei glatte Wulstlinien; die aufsteigende Wand zeigt ein Band senkrechter Leisten („Strahlen"), darüber glatte Wulstlinien, ein Band kleinerer Buckel, wiederum glatte Wulstlinien und ein Strahlenband, endlich glatte Wulstlinien. Der glatte Rand ist schräg ausladend und scharf auslaufend.

Das an der Innenfläche glatte, an der Außenfläche mit Längsrippen und Längsfurchen bedeckte Armband (Taf. XVI, Abb. 4) endigt beiderseits

Digitized by Google

in doppelte Spiralscheibchen; die Mittelrippe ist beiderseits von einer Reihe eingeschlagener Grübchen begleitet; Durchmesser 6 cm; Gewicht 77 g.

Die beiden zylindrischen Spiralen aus Doppeldraht von je 22 g Schwere, 2 und 2½ cm Durchmesser, also Fingerspiralen, scheinen nach der allerdings recht unklaren Abbildung an dem einen Ende eine Öse zu haben, am anderen zusammengedreht zu sein.

Der einfache, aus schmalem Blech zusammengebogene Fingerring (Taf. XVI, Abb. 5) greift an den Enden etwas über, hat 8 mm Durchmesser und 9 g Schwere.

Während Chappée bei dem ersten Depotfunde sich auf einen ganz knappen Fundbericht nebst kurzer Beschreibung beschränkt, gibt Déchelette zu dem Fundbericht über das Depot von Rongères eine ausführlichere vergleichende Würdigung beider Funde.

Wir erfahren darin von neuem die uns schon genügend bekannte Feststellung, daß getriebene Goldgefäße, wie die drei beschriebenen, aus Frankreich bisher unbekannt waren; sie müßten aus Mitteleuropa eingeführt sein. Das Gleiche gelte von den Spiralen aus Doppeldraht, die in der Hauptsache nur im östlichen Mitteleuropa und Nordeuropa vorkommen; endlich auch von dem Armband mit doppelten Endspiralscheibchen, die nur aus dem östlichen Mitteleuropa und aus Nordeuropa bekannt seien, besonders aber in Österreich-Ungarn erscheinen.

Die von Déchelette angezogenen Parallelen sind im großen Ganzen richtig, im Einzelnen aber mehrfach unzutreffend. Daß er noch der früheren, von mir widerlegten Ansicht huldigt, die germanischen Goldgefäße seien in der Mehrzahl aus dem südlichen Mitteleuropa nach dem Ostseegebiete eingeführt worden, ist nicht weiter zu verwundern. Jetzt wird er wohl meiner Ansicht sich angeschlossen haben, daß diese Goldgefäße nur germanischer Herkunft sein können. Die verschiedenen Ziermuster der Goldschale aus Rongères kommen insgesamt auch auf zahlreichen der germanischen Goldschalen vor, aber in der Auswahl und Zusammensetzung dieser Muster, die das französische Gefäß bietet, kommt ihm kein anderes so nahe, als das Gefäß Nr. 4 des Schatzes vom Messingwerk bei Eberswalde (Taf. XVII, Abb. 6).

Für die beiden flaschenförmigen Gefäße aus dem Marnegebiet weiß Déchelette kein Seitenstück zu nennen. Und doch hätten ihm die beiden Goldfläschchen von Kohave auf Seeland (Taf. XVII, Abb. 7) nicht entgehen dürfen. Noch viel näher steht dem französischen Gefäß allerdings das Goldgefäß aus dem Depotfund von Werder a. Havel (Taf. XVII, Abb. 8). Auf diesem finden sich vor allem auch dieselben abwechselnd hängenden und stehenden Dreiecke mit Punktbuckelfüllung als Halsverzierung; nur haben in Werder die stehenden Dreiecke, in Villeneuve dagegen die hängenden Dreiecke die Füllung mit Punktbuckeln.

Digitized by Google

Wir werden also mit Fug und Recht sagen können, die französischen Goldgefäße stammen aus Norddeutschland, vielleicht aus dem Westgebiet des germanischen Bereiches (Prov. Hannover), das Frankreich am nächsten liegt, wahrscheinlicher aber aus der Provinz Brandenburg. Da nun auch die Goldspiralen in der Art derer der beiden französischen Depots, ganz ab-

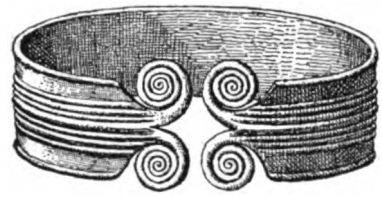


Abb. 9. 2/3. Germanisches Goldarmband; Periode II der Bronzezeit.

gesehen davon, wo dieser Typus zuerst aufgekommen ist, in Norddeutschland und Dänemark weitaus am häufigsten vertreten sind, so wird man — ganz abgesehen von der Frage des Ortes ihrer Herstellung — auch diese als aus

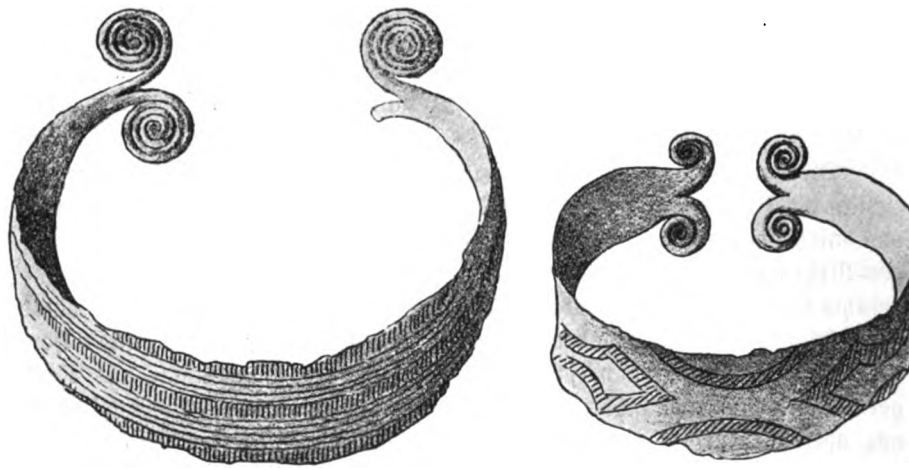


Abb. 10. 11. 1/1. Bronzearmbänder aus Böhmen; Periode II der Bronzezeit.

Norddeutschland, höchstwahrscheinlich aus Brandenburg stammend und gleichzeitig mit den Goldgefäßen nach dem östlichen Nordfrankreich und dem östlichen Mittelfrankreich eingeführt ansehen können.

Etwas anders denke ich über das Armband mit den Endspiralscheibchen. Déchelette ist in seinen Vergleichen hier viel zu weitherzig und unterscheidet die verschiedenartigen, zwar ähnlichen, aber durchaus nicht gleichen und auch nicht denselben Zeiten angehörigen Typen nur recht unzureichend. Die von ihm angezogenen nordischen, längsgerippten Goldarmbänder (Abb. 9), sowie die böhmischen, niemals gerippten, sondern stets ganz flachen und nur

Digitized by Google

durch Punzierung verzierten Bronzearmbänder mit Doppelendspiralen (Abb. 10, 11) sind weit älter als das französische Exemplar, denn sie gehören der Periode II der Bronzezeit an, nach meiner Zeiteinteilung IIb und IIc, können hier also nicht verglichen werden. Übrigens erscheint dieser böhmische Typus, wie es zahlreiche andere böhmische Typen der Periode II ebenfalls tun, auch in der Oberpfalz, selten auch einmal in Oberbayern, weiter westlich aber nicht mehr. Wiederum anders ist das von Déchelette unter den alten nordischen Goldarmbändern mit aufgezählte Stück aus Lettnin, Kr. Pyritz in Pommern, das Hörnes kürzlich noch, Lindenschmits vor einem halben Jahrhundert begangenen Fehler weiter tragend, nach Kyritz in der Provinz Brandenburg verlegte. Dieses Armband ist, wie einige andere norddeutsche Goldarmbänder (ein uckermärkisches, zwei in dem Depotfund von Werder a. Havel: diese drei im Museum für Völkerkunde Berlin, ein hannoversches: Abb. 12) im Durchschnitt dreikantig und gehörte somit in die Perioden III und IV der Bronzezeit. Es vertritt also einen eigenen Typus, der mit dem französischen Stücke nicht übereinstimmt. Es gibt einen Typus solcher Goldarmbänder mit Doppelendspiralen, der sogar noch jünger ist, nämlich in die Periode V fällt: das sind jene südschwedischen, die, wie die sog. Eidringe und andere, an den Enden einfach gerade abgeschnittene Ringe, aus Goldblech bestehen, das an den Kanten umgebogen ist und einen Hohlring bildet (Abb. 13).

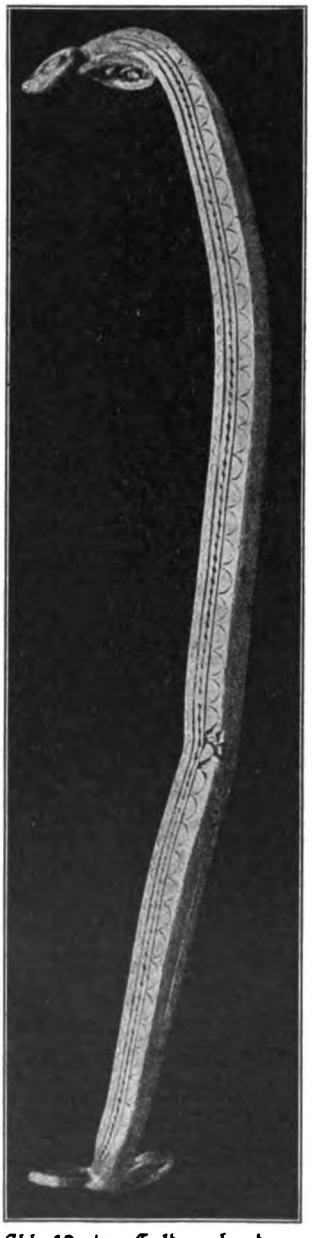


Abb. 12. 1/1. Goldarmband aus Woltersdorf, Kr. Lüchow.

Déchelette erwähnt weiter als Parallelen zwei Goldarmbänder aus Libčeves in Böhmen, die er im Prager Museum gesehen hat. Es handelt sich hier um den Ort Liebshausen, Bezirk Bilin, im deutschen Nordböhmen. Jedoch auch diese sind dem Armband von Rongères nur annähernd ähnlich, wovon sich Déchelette sogleich überzeugt haben würde, hätte er gewußt, daß sie im 21. Bande des Památky 1905, S. 331/332 abgebildet sind. Immerhin stehen sie, insonderheit das schmälere der beiden Stücke (Abb. rechts),

Digitized by Google

von allen bekannten Typen dem französischen Stücke weitaus am nächsten. Ich bringe hier eine Wiedergabe der beiden Armbänder (Abb. 14, 15). Auch im Museum von Pest will Déchelette unter den etwa 20 dort vorhandenen,

Abb. 13. 1/1. Goldarmring, Schweden (nach Montelius).

aber fast durchweg völlig anders gearteten Goldarmbändern mit Doppelendspiralen — ihr Körper hat teils stabrunden, teils vierkantigen Durchschnitt — zwei Stück gesehen haben, die dem Exemplar von Rongères ähnlich seien.

Abb. 14. 15. Goldarmbänder von Liebshausen, Kr. Bilin, Nordböhmen.

Hierüber vermag ich mich aus Mangel näherer Kenntnis weder zustimmend noch ablehnend zu äußern. Immerhin kann man sagen: aus Norddeutschland stammt das Goldarmband von Rongères kaum; wahrscheinlich also aus dem mittleren Donaugebiet.

Alles in allem bestätigen die beiden französischen Goldfunde von neuem meinen Erweis, daß Goldgefäße der Art, wie sie in ihnen enthalten sind, germanische Arbeit sind und in Frankreich, wie auch Déchelette anerkennt, als eingeführte Ware gelten müssen.

Digitized by Google

Um den Lesern des Mannus ein anschauliches Bild von der Verbreitung der germanischen Goldgefäße der Bronzezeit zu geben, füge ich die Karte aus meinem Buche mit Eintragung der beiden Ergänzungen als Tafel XVIII hier bei. Über die nunmehr dort auch eingezeichnete Verbreitung der goldenen „Eidringe" der Periode V werde ich in einem späteren Mannushefte die nötigen Erläuterungen geben.

Wie alle übrigen Funde dieser Goldgefäße mit Ausnahme des ältesten, das von Gönnebek, der ein Grabfund der Periode III ist, sind auch die beiden französischen Funde Depotfunde aus der jüngeren Bronzezeit. Und wie alle übrigen Forscher, die sich mit diesen Dingen befaßt haben, erkennt auch Déchelette ohne weiteres an, daß diese Gefäße Kulturzwecken dienten, und zwar dem Dienste des Sonnengottes geweiht waren. Dabei war ihm die erdrückende Fülle beweisender Beobachtungen noch unbekannt, die ich nach dieser Richtung gemacht und in meinem Buche mitgeteilt habe.

In chronologischer Beziehung endlich zeigt namentlich der Fund von Rongères mit dem charakteristischen Armband, das derselben Zeit angehört, wie die ähnlichen Armbänder des Goldfundes von Werder, daß ich die Mehrzahl der germanischen Goldgefäße mit Recht in die Periode IV der nordischen Bronzezeit gesetzt habe; denn auch er gehört aufs bestimmteste in dieselbe Zeit.

* * *

Herr Schuchhardt und die Wahrheit.

Leider kann ich bei diesen letzten Punkten mich der unerquicklichen Pflicht nicht entziehen, die Einreden Schuchhardts hiergegen zu beleuchten, die er in seiner Anzeige meines Buches und später vorgebracht hat[1]). Unerquicklich ist ja jede Auseinandersetzung mit Schuchhardt, weil es sehr lästig ist, einen wissenschaftlichen Gegner (mit dieser Bezeichnung ist Schuchhardt freilich schon zu viel Ehre angetan) immer erst über die wissenschaftlichen Anfangsgründe, die bei einer Streitfrage als bekannt vorausgesetzt werden, aufklären zu müssen. Zumal wenn dieser Gegner, der erst seit ein paar Jahren sich in einem ihm neuen Sache umsieht, in völliger Verkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung aus bloßer Eitelkeit seine voreilig gefaßten laienhaften Meinungen hartnäckig zu verteidigen liebt. Besonders unerquicklich aber, wenn man stets zeigen muß, wie wenig lautere Mittel er hierbei anwendet. Schuchhardts Anzeige meiner Schrift strotzt geradezu von Verdrehungen, von Entstellungen der Tatsachen und meiner Meinungen, von Lügen. Jeder nur halbwegs kundige Fachmann, der mein Buch kennt, sieht das natürlich sofort, darum kann Schuchhardt für solche nicht geschrieben haben, sondern er will damit offenbar nur seine guten Freunde, die klassischen

[1]) Prähist. Zeitschr. 1913, S. 585 ff.; 1914, S. 199 f.

Digitized by Google

Archäologen, hinter das Licht führen — und bei diesen, denen ja die Wissenschaft der Vorgeschichte ein Buch mit sieben Siegeln ist, wird er auf vollen Erfolg rechnen können, zumal er einer der ihrigen ist und das Parteigefühl bei diesen Herren besonders stark ausgebildet ist.

In meiner „Berichtigung" (Präh. Zeitschr. 1914, S. 198f.) habe ich, ohne mich irgendwie auf die wissenschaftlichen Fragen einzulassen, nur eine Anzahl von Entstellungen der Wahrheit bloßgelegt, die Schuchhardt mit besonders dreister Stirn vorgenommen hat. Mir kam es also bloß darauf an, die sittliche Schwäche in Schuchhardts Anzeige aufzudecken. Bar jedes Feingefühls merkt er dies gar nicht oder will es in spiegelfechterischer Weise nicht bemerken: denn statt den von mir erbrachten Nachweis seiner Unwahrhaftigkeit zu entkräften, erörtert er die Streitsache selbst. Offenbar kann er also seine Wahrheitsentstellungen gar nicht rechtfertigen.

Für die Leser des Mannus gebe ich zunächst einen Abdruck meiner nur für die Prähistorische Zeitschrift bestimmten und dort abgedruckten

„Berichtigung".

In der Prähistorischen Zeitschrift Bd. V, S. 585ff. findet sich eine mit der Unterschrift „Schuchhardt" versehene Besprechung meines Buches „Der germanische Goldreichtum der Bronzezeit. I. Der Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen, Würzburg 1913", die so viele Behauptungen enthält, die gegen die Wahrheit verstoßen, daß ich einige davon hier zurückweisen muß.

1. Nach Schuchhardt (S. 586) soll ich geschrieben haben: die Becher (nämlich die Goldschälchen) könnten nicht Trinkbecher sein, weil sie keine Henkel haben (S. 10). Und Schuchhardt setzt dann in Klammern hinzu: „dafür wird aber später seitenlang nachgewiesen, daß fast jeder einen angenieteten Henkel gehabt hat!"

Diese Darstellung entspricht nach mehreren Richtungen hin nicht der Wahrheit; denn ich habe gerade (S. 10) hervorgehoben, daß eine Anzahl der flachen Goldschälchen mit sehr langem und steil emporsteigendem Henkel versehen ist, um als Schöpfgefäße zu dienen. Solche Schöpfgefäße mit Henkel erscheinen aber, wie ich gezeigt habe, nur an vier dänischen Fundorten und in Hadersleben, während sämtliche Goldgefäße aus den 16 weiteren Fundorten keinen Henkel aufweisen. Es entspricht also nicht den Tatsachen, wenn Schuchhardt behauptet, ich hätte später nachgewiesen, daß fast jeder (Becher) einen angenieteten Henkel gehabt habe.

2. Schuchhardt schreibt (S. 586): „Er (Kossinna) mokiert sich zwar darüber, daß ich die Gefäße nicht gleich in die richtige Reihenfolge gebracht hätte; aber er gibt selber nachher eine sehr mangelhafte Zusammenordnung (S. 6) und hat nicht erkannt, daß z. B. die Nummern 1, 2, 8 mit den gleichen Stanzen verziert, aus ein und derselben Werkstatt stammen und ebenso wieder

Digitized by Google

3, 7 und 4, 5." — Was sage ich nun auf S. 6?: „Man sieht ohne weiteres, daß die Gefäße 1 und 2 zusammengehören und ihnen 4 und 8 trotz des hier schrägen Randes sehr nahestehen; ebenso, daß 3 und 7 zusammengehören; auch 5 und 6 sind einander näher verwandt." Selbstverständlich hatten diese meine Bemerkungen — wie noch deutlicher aus der darauffolgenden Beschreibung der Gefäße hervorgeht, — gerade die Verwandtschaft der Muster im Auge. Schuchhardt wirft mir also vor, ich hätte etwas nicht gesehen, was ich tatsächlich nicht nur als erster gesehen, sondern auch im Druck ausgesprochen habe, und was Schuchhardt erst durch mich sehen gelernt hat, wie seine erste fehlerhafte Anordnung der Gefäße deutlich beweist.

3. Schuchhardt schreibt weiter (S. 586): „Er (Kossinna) hat nicht gesehen, daß die wohl ältesten Goldgefäße, die wir im Norden haben, das Gönnebeker in Kiel und das kleinere der Ladendorfer in Stralsund, trotz ihrer weit auseinander liegenden Fundorte Zwillingsgefäße sind." — Dagegen sage ich S. 17, nachdem ich vorher das Gönnebeker Goldgefäß als das älteste erwiesen habe, über jenes kleinere der beiden Langendorfer (nicht Ladendorfer, wie Schuchhardt schreibt): „Man erkennt leicht die große Übereinstimmung in der Wahl und Anordnung der Verzierungsmuster mit der unter Nr. 11 behandelten Schale aus dem Grab von Gönnebek. Das spricht dafür, daß der Fund von Langendorf auch in die dritte Periode der Bronzezeit zu setzen sei." Schuchhardt stellt sich also auch hier so, als habe er eine Entdeckung gemacht, zu der ich nicht imstande gewesen wäre, während er tatsächlich seine angebliche Entdeckung erst meinem Buche entnommen hat.

4. Schuchhardt führt endlich (S. 587) als einen, er nennt ihn den fünften, meiner Gründe dafür an, daß die Goldschalen Kultgefäße gewesen seien: „5. Am Fuße des Boeslunde-Hügels, aus dem sechs der Kopenhagener Goldgefäße gefunden wurden, steht eine Kirche (S. 23)." — Tatsächlich führe ich dort nicht einen meiner eigenen Gründe an, sondern gebe nur „beiläufig" lediglich dasjenige an, was Montelius über die Fundstätte und ihren etwaigen religiösen Charakter ausgesprochen hat, und bezeichne diese Äußerung noch ganz besonders als bloße „Vermutung". Jedermann wird danach erkennen, daß die Art und Weise, wie Schuchhardt meinen angeblichen 5. Grund für den Kultcharakter der Goldgefäße seinen Lesern vorführt, der Wahrheit ebensowenig entspricht, wie seine oben unter 1—3 angeführten Äußerungen. Gustaf Kossinna.

Ich hätte leicht noch weitere Beweise für Schuchhardts geringe Wahrheitsliebe beibringen können. So bemängelt er, daß ich nichts davon sage, ob ich die Erlaubnis zur Veröffentlichung von dem Besitzer erwirkt habe. Nun, darüber bin ich Schuchhardt gewiß keine Rechenschaft schuldig. Dennoch will ich hier bemerken, daß ich, als der Fund noch in den Händen seines ersten Besitzers war, von diesem nicht nur das Recht, den Fund zu photo-

Digitized by Google

graphieren, sondern auch diese Photographien zu veröffentlichen, erhalten habe und nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich. Schuchhardt hätte im Laufe des vorigen Jahres und dieses ganzen Jahres wohl Gelegenheit genug gehabt, über diese Angelegenheit bei dem Besitzer völlig ins Klare zu kommen. Aber er hat das entweder absichtlich nicht getan oder stellt sich, als ob er darüber nichts ermittelt habe. Während er nun zu Beginn der Besprechung es nur in Zweifel zieht, ob ich die Erlaubnis des Besitzers erhalten hätte, verdreht er am Schluß der Besprechung den Zweifel zu einer vollkommenen Ableugnung meiner Berechtigung, indem er von einem „Mein und Dein" und von „gerechten und ungerechten" redet. Mein Buch, das ich in zwei Monaten niedergeschrieben habe, niederschreiben konnte, weil ich eben das archäologische Material für die hier sich aufdrängenden Fragen ebenso beherrsche wie für die meisten anderen Stoffe der deutschen Vorgeschichte, — mein Buch war so gut wie fertig, als es unverbürgt verlautete, Schuchhardt habe eine Sonderveröffentlichung des Goldfundes von Messingwerk vor. Sollte etwa diese Verlautbarung oder die Tatsache, daß der Goldfund mittlerweile in anderen Besitz übergegangen war, mich davon abhalten, mein fertiges Buch der Veröffentlichung zu übergeben?

Es erscheint hier notwendig, einige Bemerkungen zu geben über den allgemeinen Charakter und die Absicht meines Buches, die von Schuchhardt, sei es absichtlich, sei es aus Mangel an ruhigem, folgerichtigem Denken, ganz falsch aufgefaßt oder wenigstens dargestellt werden. Eine bloße Veröffentlichung eines einzelnen Fundes, auch eines Goldfundes, hätte mich nicht sonderlich reizen können. Einen einzelnen Fund zu veröffentlichen, das bringt jeder bessere Museumsbeamte fertig. Warum sollte nicht selbst Schuchhardt, obwohl anscheinend der ewige Anfänger in der eigentlichen Wissenschaft der Vorgeschichte, die Veröffentlichung vornehmen? Die Hauptsache dabei war ja der ungestört lange freie Zutritt zu dem Funde und dann die Verfügung über genügende Geldmittel, um Prachtphotographien herstellen lassen zu können. Dazu reichte immerhin Schuchhardts prähistorische Vorbildung hin. Ich aber wollte ja ganz etwas anderes liefern, eine Darstellung des bronzezeitlichen Goldreichtums der Germanen und der damit zusammenhängenden bedeutungsvollen Kulturfragen. So wichtig der Goldfund von Messingwerk hierbei auch im allgemeinen war, wie im besonderen durch seine Anregung zu meinem Buche, so spielt er darin doch keineswegs die Hauptrolle, sondern ist nur der Ausgangspunkt meiner weittragenden Betrachtungen. Und diese sollten in der Versenkung verschwinden, nur um Schuchhardts vielleicht einmal kommende „Ausgabe" des Fundes von Messingwerk zu beeinträchtigen? Freilich wie wenig Schuchhardt in seiner Nervosität über die von ihm fälschlich geargwöhnte Konkurrenz die Sachlage richtig zu beurteilen verstanden hat — oder stellt er sich auch hier wieder nur als der naive? —, zeigt der Umstand, daß er es „auffallend" findet, daß

Digitized by Google

ich den Fund von Meſſingwerk ſo „dürftig“ behandele — „auf nur 4 Seiten“, wie er allerdings unwahr behauptet, denn es ſind 10 Seiten — „gegenüber der ſehr breiten Behandlung des Vergleichsmateriales“. Wäre er unbefangen an mein Buch herangegangen, ſo hätte er eben nichts anderes darin vermutet und geſucht, als was der Titel des Buches verſpricht, nicht aber darin eine bloße armſelige „Ausgabe“ des Goldfundes, wie er ſie beabſichtigt, eine Konkurrenzarbeit, gewittert.

Nach den Proben, die Schuchhardt in Zeitungen und ſelbſt Zeitungen von ſeiner Auffaſſung des Fundes gab, einer Auffaſſung ſo ſchülerhaft, daß ſie unſere Wiſſenſchaft, wie leider alles Geſchriebene von Schuchhardt, zu dauernder Unehre gereichen wird — da war es ſogar doppelt meine unabweisliche Pflicht, die Pflicht gegen meine Wiſſenſchaft, mit meinem Buche keinen Augenblick mehr zu zögern. Nervös iſt Schuchhardt nicht bloß durch meinen angeblichen Wettbewerb geworden, ſondern beſonders auch dadurch, daß mein Buch ſo ſchnell herauskam, während er in ſeiner unbeholfenen Anfängerſchaft trotz meines Buches als Führer nun ſeit Jahr und Tag über dem Stoffe brütet, ohne das Buch fertigſtellen zu können.

Übrigens glaube ich, daß Schuchhardt bei aller zur Schau getragenen Gereiztheit im Grunde ſeines Herzens ſich über das Erſcheinen meines Buches ſehr gefreut hat. Dieſes Ereignis war offenbar eine wahre Erleichterung für ſeine ſchwerbedrückte Seele. Denn was hätte dieſer arme Mann wohl ſonſt gemacht? wer hätte ihm das ganze Vergleichsmaterial aufſtöbern helfen, wo er ſelbſt doch von den Dingen ſo wenig kennt und noch weniger verſteht? Wer hätte ihn auf die wiſſenſchaftlichen Fragen hingewieſen, deren Beantwortung hier unerläßlich iſt? Alles das findet er in maßgebender Weiſe in meinem Buche abgehandelt, ſo daß er es für ſeine kommende „Ausgabe“ nur abzuſchreiben oder in die Schuchhardtſche Sprech- und Denkweiſe umzuſchreiben braucht. So hat er nicht nötig, wie er es ſonſt getan hat, z. B. bei den fatalen Scherben der „Räuberſchanze“, die zu veröffentlichen er immer noch ſich ängſtigt, in händeringender Verzweiflung von Pontius zu Pilatus zu laufen und die Leute, vornehmlich meine Schüler, auszuforſchen, wie wohl ihre Meinung über die Dinge ſei, um ſo womöglich auch hinter Koſſinnas Meinung über die Sache zu kommen. Ich habe alſo durch mein Buch in hervorragender Weiſe auch den Dank Schuchhardts verdient und ich finde es nicht edel von dieſem ſonſt ſo braven und biederen Manne, mir dieſen Dank vorzuenthalten.

So habe ich in meinem Buche ihn erſt darauf hingewieſen, welche Bedeutung die verſchiedenen Abarten der Drehung oder Kerbung vor den Endöſen der Goldſpiralen aus Doppeldraht haben. Meine Notizen über die einzelnen Stücke des Eberswalder Fundes waren ſo genau, wie es mir in der kurzen Zeit meines einmaligen Beſuches des Meſſingwerkes möglich war. Auch konnte ich mich ja im allgemeinen auf meinen Photographen verlaſſen.

Digitized by Google

Sehr bald darauf ist dann der Goldschatz nach Berlin ins Königliche Schloß gekommen und damit für mich unzugänglich geblieben. Später sah ich dann, daß ich bei drei von den 33 Goldspiralen die Art der Endverzierung, Drehung oder Kerbung, nicht mehr feststellen konnte. Bei der Unzugänglichkeit des Schatzes war nachträglich nichts mehr zu machen. Es ist mir sehr fraglich, ob Schuchhardt ohne meinen Hinweis den Unterschied der Drehung und Kerbung überhaupt gesehen hätte; jedenfalls hätte er von der Bedeutung dieses Unterschiedes nichts gewußt. Und auf keinen Fall hätte er den Mut und die Gewissenhaftigkeit gehabt, über die drei Spiralen das offen zu bekennen, wovon ich soeben gesprochen habe, wenn er in meiner Lage gekommen wäre. Nun ist es doch eine mehr als unvornehme Kampfesweise, ohne jede Bemerkung von der zwingenden Art der veranlassenden Umstände mir das als bösen Mangel der Erkenntnis vorzuwerfen, worauf ich Schuchhardt selbst erst aufmerksam gemacht habe. Ja, wenn Schuchhardt einfach nur sagt: „er (Kossinna) hat nicht gesehen, daß ihrer drei (nämlich Spiralringe) an dem einen Ende durch Kerbung oder feine Gravierung verziert sind", so will er offenbar in wahrheitentstellender Absicht den Leser glauben machen, ich hätte hier überhaupt nichts bemerkt und gewußt, und er mich zuerst darüber belehrt, während in Wahrheit das Umgekehrte der Fall ist. Mit solchen Mitteln und Mittelchen kämpft nur jener, dem es unmöglich ist, durch eigene wissenschaftliche Leistungen sich höher zu heben.

Ich muß nun noch eine böse Entstellung berühren, die sich Schuchhardt in seiner Antwort auf meine oben wieder abgedruckte „Berichtigung" hat zuschulden kommen lassen.

Er sucht nämlich auf Grund des Punktes 4 meiner „Berichtigung" den Spieß umzudrehen und mich selber einer halben Unaufrichtigkeit zu zeihen. Zwar kann er das, was ich dort „beiläufig" als die Meinung von Montelius angeführt habe, dem nun aufgeklärten Leser gegenüber nicht mehr mir in die Schuhe schieben. Aber er behauptet, mit dem Satze: „jedenfalls zeigt bei diesem Funde sogar die Fundstelle die Bestimmung der Goldgefäße für die Gottesverehrung", den ich in der „Berichtigung" ausgelassen hätte, hätte ich selber „Stellung genommen". Das kann also nach dem Sinn der ganzen Stelle nichts anders heißen, als der Leser soll glauben, ich hätte Montelius beigepflichtet. Freilich ganz direkt sagt es Schuchhardt nicht, aber sehr deutlich indirekt. Also kann er in einer künftigen Entgegnung, wenn es ihm vorteilhaft erscheint, wieder einmal den unschuldsvollen Naiven spielen. Wie der richtige geriebene Advokat! Und mit so etwas muß man sich, soweit man mit Schuchhardt zu tun hat, immer von neuem herumschlagen, wo man alle Hände voll zu tun hat, neuen Aufgaben der Wissenschaft nachzugehen. Selbstverständlich mußte ich den von Schuchhardt vermißten Satz auslassen, da er mit der Ansicht von Montelius nicht den geringsten Zusammenhang hat; vielmehr bedeutet das Wort 'jedenfalls' am Eingang

Digitized by Google

meines Satzes eine Einschränkung gegen Montelius, eine Ablehnung seiner Vermutung. Lediglich auf die „Fundstelle" weise ich hin, die ein sog. Stufenberg oder Wunderberg ist; es hat aber bisher noch niemand gegeben, der solche Berge nicht für alte heidnische Heiligtümer angesehen hat. Der Pfeil, den Schuchhardt auf mich angelegt hat, hat also in voller Kraft und Stärke zurückschnellend ihn selbst getroffen. Seine Verdrehungen helfen ihm nichts.

Nun noch zwei sachliche Dinge im Streite, die Frage der Henkel der Goldgefäße und die der Zeitbestimmung.

Schuchhardt legt es mir als besondere Tücke aus, daß ich bei Trennung der henkellosen Goldschalen und der mit dem hohen dicken Henkel versehenen Schöpfschalen nur die Zahl der Funde, nicht die der einzelnen Gefäße berücksichtigt habe. Ich muß den Vorwurf zurückweisen, denn ob ein Fund zwei oder elf solcher Schöpfgefäße enthält, ebenso ob er eine oder acht henkellose Schalen enthält, ist für die Frage der Bedeutung der germanischen Goldschalen lange nicht so wichtig, als daß die Funde der gehenkelten Schöpfgefäße einem engeren Verbreitungsgebiete innerhalb des germanischen Gebietes angehören, in dem weitaus größten Teile desselben aber unbekannt sind, während die henkellosen Schalen das ganze Gebiet erfüllen. Bei unserer Streitfrage, ob die germanischen Goldgefäße Kultgefäße sind, wie ich und auch die nordischen Forscher glauben, oder „Trinkbecher", wie Schuchhardt wähnt, spielt aber die fragliche Henkelart gar nicht mit. Denn so ungeschickt es von Schuchhardt war, die henkellosen dünnen Schälchen mit scharfem Rande als Trinkbecher auszugeben, fast noch ungeschickter ist es, die langen, dicken Stabhenkel mit dem großen Pferdekopfende, die nur Griffe für Schöpfschalen sein können, die man mit dem ganzen Arme bewegt, für Griffe von Trinkbechern auszugeben, die man in den Fingern der Hand leicht bewegen soll. Die ganze Bemühung Schuchhardts in der Henkelfrage ist also nach seinem Ausdruck „ein Schlag ins Wasser, ja schlimmer ein Schlag in sein eigenes Gesicht".

Und nun zum Schluß komme ich auf die Zeitbestimmung. Es ist eigentlich eine Lächerlichkeit, mit einem Anfänger wie Schuchhardt sich über chronologische Dinge in der Vorgeschichte zu streiten, zumal in der Bronzezeit, und zumal für mich. Denn in der Chronologie der europäischen Bronzezeit haben doch nur drei Forscher tiefgehende Kenntnisse und ein maßgebendes Urteil, außer Montelius nur ich selbst und Paul Reinecke. Und nun kommt Schuchhardt und erklärt, der Goldfund von Messingwerk gehöre ins 7. oder 8. Jahrh. vor Chr., weil der italische Bronzeeimer von Lavindsgaard nach seiner Meinung ins 8. Jahrh. oder um 800 falle. Wie aber denkt Montelius darüber? Nach ihm gehören Bronzegefäße wie Lavindsgaard in Italien ins 11. Jahrhundert. Doch die absolute Chronologie, die Montelius für Italien aufstellt, ist nicht allgemein anerkannt. Jedenfalls aber setzt er den Fund von Lavindsgaard und alle ähnlichen in das Ende der nordischen Periode IV und den Anfang der Periode V. Diese Zeit fällt aber nach meiner Chrono-

Digitized by Google

logie — und in diesem Falle weiß ich mich in Übereinstimmung mit Reinecke — ins 11. und 10. Jahrhundert vor Chr. Freilich beruft sich aber Schuchhardt gerade auf Reinecke als Schwurzeugen für seine Ansicht: Reinecke habe gesagt, daß die hannöverschen Goldschalen und ihre Verwandten durchaus „Hallstattcharakter" zeigen.

Da zeigt sich wiederum eine echt Schuchhardtsche Anfängerstümperei, genau so wie bei den Goldspiralen, die er zu den Noppenringen rechnete — merkwürdigerweise übergeht Schuchhardt diesen wunden Punkt bei seiner Besprechung völlig mit Stillschweigen — und genau ebenso, wie bei der Frage der einheimischen Arbeit der germanischen Goldgefäße, wo er, gestützt lediglich auf die beiden bekannten volkstümlichen Darstellungen von S. Müller und Montelius und in voller Unkenntnis aller einschlägigen Literatur, die Rollen geradezu vertauscht, die Müller und Montelius in dieser Frage gespielt haben. So hat er jetzt auch keine Ahnung, was für eine Bedeutung dem Namen „Hallstattzeit" bei Reinecke zukommt. Dieser Begriff ist ihm überhaupt sehr dunkel. Meinen Schülern geht das in den ersten Semestern auch so; aber sehr bald haben sie die Sache weg. Reinecke unterscheidet bekanntlich vier Hallstattperioden und die erste und zweite davon entsprechen dem, was wir Norddeutschen und die Skandinavier Periode IV und Periode V der Bronzezeit nennen. Reinecke setzt nun die Goldgefäße in der Hauptsache in die Periode IV der Bronzezeit, in seine „alte Hallstattzeit", die er der Zeit von 1200—1000 vor Chr. zuteilt. Ich befinde mich also mit meiner Zeitbestimmung durchaus nicht in Widerspruch zu Reinecke, höchstens soweit als ich auch seine 2. Hallstattperiode, die er von 1000—850 vor Chr. ansetzt, für einen Teil der Goldgefäße mit in Betracht ziehe. Das hängt aber zum Teil mit der anderen Marotte Reineckes zusammen, zwischen den Perioden IV und V der germanischen Bronzezeit keinen scharfen Unterschied anerkennen zu wollen, sondern sie als ein Ganzes zu nehmen. Doch ich fürchte, durch weiteres Eingehen auf diese Feinheiten Schuchhardts Fassungsvermögen für das erste gleich eine zu starke Anstrengung zuzumuten. Ich halte es daher für angebracht, meine Auseinandersetzung mit Schuchhardt hier zu schließen.

Er ist nun einmal ohne irgendwelche Vorkenntnisse in der Prähistorie sogleich in eine leitende Stellung hineingeraten und möchte dementsprechend gern das große Wort mit führen. Infolgedessen findet er keine Zeit, die von ihm unberechtigterweise übersprungenen Stufen des beginnenden Lernens und des immer tieferen Vertrautwerdens mit der ihm neuen Wissenschaft nachträglich in stillem, jahrelangem, entsagungsvollem Fleiße zu erklimmen. Vielmehr fehlen ihm andauernd alle die Grundkenntnisse, die der Anfänger in der Vorgeschichte sich zu erwerben hat. Und so bleibt er anscheinend für immer in der Anfängerschaft stecken und bringt mit seinen Veröffentlichungen unserer schönen Wissenschaft immer nur neue, beschämende Niederlagen bei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 7. 1/2. Kohave, Seeland: Goldgefäß.

Abb. 8. Werder a. d. Havel, Kr. Zauch-Belzig, Brandenburg: Goldgefäß.

Abb. 6. Messingwerk bei Eberswalde, Goldgefäß Nr. 4.
(Nach Kossinna, Der Goldreichtum usw. Taf. IV, XV, XVI.)

Curt Kabitzsch, kgl. Univ.-Verlagsbuchh., Würzburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Die Urheimat der Indogermanen.

Von Karl Felix Wolff (Bozen).

„Die früher herrschende Ansicht, die Indogermanen Europas seien sämtlich aus Asien, „der Wiege des Menschengeschlechts", eingewandert — man dachte sich das etwa in der Art, wie später die Hunnen in Europa einbrachen —, ist heute fast allgemein aufgegeben . . . . . Andererseits darf aber auch nicht, wie es geschehen ist, gegen die europäische und für die asiatische Urheimat der europäische Charakter der tocharischen Sprache geltend gemacht werden."

(Paul Kretschmer in der „Einleitung in die Altertumswissenschaft", Leipzig, Teubner, 1912, 1. Band, Seite 521.)

Durch die Gebildeten der deutschen Lande geht eine Kluft, die sich immer mehr erweitert und vertieft: auf der einen Seite stehen die völkisch Gesinnten, die freudig der kommenden großen Zeit entgegenstreben und an die weltbeherrschende Zukunft der Germanen glauben, auf der anderen Seite die Weltbürger der goldenen oder roten Internationale, die vom Materialismus erschlafft, sich nach ewigem Frieden und allgemeiner Gleichheit sehnen und nichts so sehr verabscheuen, wie den stammesbewußten, von den Idealen altgermanischer Heroenzeit erfüllten Deutschen.

Am schroffsten kennzeichnen sich diese Gegensätze im Hinblick auf die Rassenfrage. Die völkisch Gesinnten bekennen sich zur rassentheoretischen Weltanschauung, sie begeistern sich an dem kriegerischen Herrenideal der Indogermanen, sie betrachten Nordeuropa als die einzig mögliche Heimat dieser Rasse blonder Edelinge, sie erblicken in den Germanen stammesechte und vollwertige Nachfahren der alten Indogermanen und sie hoffen mit jubelnden und kampfesfrohen Herzen, daß dem Deutschtum die Rolle des Germanentums und des alten Indogermanentums zufallen werde, wenn einst von den übervölkerten Gestaden, die das Nordmeer bespült, der zweitausendjährige Völkerpulsschlag wieder durch Europa flutet.

Den Weltbürgerlichen hingegen jagt die bloße Erwähnung des Wortes „Rasse" schon einen gelinden Schauer ein, sie wissen nicht, ob sie hassen oder fürchten, höhnen oder schimpfen sollen. Für sie gibt es keine Rasse, ja selbst

Digitized by Google

kein Volk, sondern nur Menschen, von denen die Einen Koupons abschneiden, die anderen in Fabriksälen ihre Tage verbringen, alle aber Kleider von demselben Schnitt tragen, dieselbe materialistische Gesinnung hegen und durch Ausübung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts ihre Menschenwürde bekunden.

Diesen Zivilisationsmenschen ist neuerdings in Herrn Dr. Geist ein wissenschaftlicher Herold erstanden, der sich natürlich zum orientalischen oder wenigstens südeuropäischen Ursprung aller Kultur bekennt und aus dem Indogermanentum einen rein sprachlichen, von irgend einem Winkel Asiens herübergefallenen Schatten macht[1]). Weit davon entfernt, uns hierüber zu entrüsten, sind wir Herrn Dr. Geist vielmehr dankbar dafür, daß er zu einer reinlichen Scheidung der Ansichten beiträgt, denn wir aus wissenschaftlicher, rassentheoretischer Überzeugung völkisch Gesinnten können von jenem Haufen rasseloser Zivilisationsmenschen nicht streng genug abrücken. Jede Verständigung, jede Versöhnung ist hier von vornherein ausgeschlossen: man kann nur hüben oder drüben sein; so ist es in politischer und so auch in wissenschaftlicher Hinsicht. Nun werden sich zwar die Herren dort drüben sehr erstaunt stellen und fragen, was denn politische Anschauungen mit wissenschaftlichen zu tun hätten. Aber dieses geheuchelte Erstaunen ficht uns nicht an, denn bei denkenden Menschen muß die politische Überzeugung auf wissenschaftlicher Grundlage ruhen, also vor allem auf kulturgeschichtlicher und rassentheoretischer Erkenntnis; da spielen nun wieder bei allen völkisch gesinnten Deutschen die nordeuropäische Herkunft der Indogermanen, das bevorzugte Indogermanentum der Germanen und die selbständige Entwickelung der nordeuropäischen Kultur eine überragende Rolle.

Diese wissenschaftliche Grundlage unserer völkischen Weltanschauung zu zerstören, ist Herr Dr. Geist ausgezogen. Er wird dafür von einer gewissen Presse sicherlich als großer Mann gepriesen werden. Man bedurfte ja eines solchen Herolds, um die aufsehenerregenden Entdeckungen der nordeuropäischen Vorgeschichtsforschung möglichst zurücktreten zu lassen und das Umsichgreifen der daraus entspringenden Überzeugung aufzuhalten. Bei uns wird Herr Dr. Geist natürlich kein Glück haben, damit man uns aber nicht vorwerfe, daß wir blinde Dogmatiker seien, wollen wir uns mit seinen Ausführungen näher beschäftigen.

Zunächst sei offen zugestanden, daß es sich um ein recht handliches und gefälliges Buch handelt, das vermöge seiner zweckentsprechenden Einteilung, geschickten Anordnung und knappen, übersichtlichen Form, sowie seiner klaren Ausdrucksweise und seiner guten Register wirklich geeignet gewesen wäre,

---

[1]) Sigmund Geist: „Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen" (mit 36 Textabbildungen u. 5 Tafeln); Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1913, 13 Mark.

Digitized by Google

ein vortreffliches Lehrbuch der Indogermanenkunde abzugeben, wenn es nicht ganz unhaltbare, teils längst überholte, teils phantastische Theorien enthielte. Dadurch hat der Verfasser alles verdorben, was sonst an dem Buche gut gewesen wäre. Den fleißig zusammengesuchten und trefflich bearbeiteten Stoff hat er, im Sinne seiner der Rassentheorie feindlichen Weltanschauung, mit einer Lauge übergossen, die ihn vollkommen ungenießbar macht. Lernende müssen vor dem Buche gewarnt werden, da es sie gänzlich irreführen würde; ihnen sei hier das schöne Werk von Herman Hirt „Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur", obwohl es die neuesten Errungenschaften nicht mehr behandelt, doch zum Studium warm empfohlen. Für Eingeführte aber, welche die Theorien Feists richtig zu bewerten wissen, ist sein Buch als Nachschlagewerk zu kurz gehalten.

Die Fehler, die Feist macht, drängen sich namentlich in den Schlußabschnitten zusammen. Man gewinnt den Eindruck, als habe Feist anfangs nur als ehrlicher Sammler gearbeitet und erst später seinem theoretischen Wahn die Zügel schießen lassen.

Betrachten wir zunächst die Urheimat- und Rassenfrage. Die Urheimat der Indogermanen sucht Feist irgendwo in Zentralasien, überläßt es aber der Phantasie des Lesers, sich die entsprechendste Gegend auszuwählen" (S. 527). Die von dort in Europa einwandernden Indogermanen denkt sich Feist hellfarbig und kurzköpfig (S. 498). „Die Herkunft dieses hellfarbigen, brachykephalen Elements aus dem Osten unseres Erdteils und weiterhin aus Asien erscheint unzweifelhaft, denn während es in Osteuropa als breite Masse auftritt, spitzt es sich nach Westen hin immer mehr zu." So zu lesen auf S. 499. Die Herkunft blonder Menschen aus Asien ist aber nichts weniger als „unzweifelhaft" und noch verfehlter ist Feists Behauptung, daß sich die Menge der blonden Kurzköpfe nach Westen hin immer mehr verringere. Die blonde Brachykephalie finden wir am ausgesprochensten in Nordtirol, im westlichen Süddeutschland, im angrenzenden Osten und Südosten Frankreichs und in der Bretagne. Die blonden Kurzköpfe ziehen sich dann durch Norddeutschland ostwärts, haben im russischen Waldaigebiet ein „Konservationszentrum" und reichen nach Finnland hinein. Ferner erscheinen sie in Norwegen. Während aber das russische Waldaigebiet nur einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 85 aufweist, findet sich in den französischen Gebieten mit blonder Brachykephalie ein Durchschnitts-Index von 88 und darüber. Man kann also mit mehr Recht behaupten, daß die blonden Brachykephalen aus Westeuropa gekommen seien. Im östlichen Europa, von Böhmen bis zum ägäischen Meere, stoßen wir freilich auf zahlreiche Kurzköpfe, aber diese sind nicht blond, sondern dunkel.

Allein die Annahme, daß die Indogermanen brachykephal gewesen sein könnten, ist mit Rücksicht auf das geographische Rassenbild Europas überhaupt unmöglich. Wir finden die Brachykephalen hauptsächlich in den

Digitized by Google

Gebirgen, in den Sudeten, Karpaten, im Balkan, in Albanien, in den Alpen. Diese geographische Verteilung deutet auf vorgeschichtliches Zurückweichen vor Mächtigeren. Die Indogermanen aber, die ihre Sprache über ungeheure Landstrecken verbreiteten, müssen ein sieggewohntes Kriegervolk gewesen sein, das gerade die fruchtbarsten und volkreichsten Landstriche besetzte und behauptete. Tatsächlich sind die Bewohner der europäischen Ebenen überall langköpfiger als die Bewohner der diese Ebenen umschließenden Gebirge. Wo aber die Indogermanen erwiesenermaßen im Gebirge sitzen blieben, z. B. in Kurdistan, finden wir auch heute noch den blonden Langkopf, im Gegensatze zu dem dunklen Kurzkopf der nur sprachlich indogermanisierten Armenier. Wir können uns die Indogermanen — eben weil wir wissen, daß sie ihre Sprache so weit und so schnell verbreiteten — nicht anders vorstellen, denn als ein kriegerisches Herrenvolk und dieses Herrenvolk hat sich gewiß nur ausnahmsweise in die Berge geworfen, denn das tun im allgemeinen nur die Reste besiegter und zersprengter Völker. Da nun Feist die Blondheit der Indogermanen zugibt, so bleibt wirklich nichts anderes übrig, als die Indogermanen für Nordeuropäer zu halten[1]).

Feist legt jedoch andererseits großen Wert auf die Betonung, daß „der Begriff des Indogermanentums ein rein sprachlicher" sei (S. 97). Nun wird aber dieser sprachliche Begriff den nicht indogermanischen Völkern wohl mit dem Schwerte beigebracht worden sein und das Schwert müssen tüchtige Fäuste geschwungen haben, so daß hinter dem sprachlichen ein sehr greifbarer physischer Begriff steckt. Doch da stehen wir im Hinblick auf die oben gestreifte Hypothese von den blonden und kurzköpfigen Indogermanen vor einem der zahlreichen Widersprüche des Feistschen Werkes. Auf S. 120 wird zugegeben, daß „Volk" nichts anderes bedeute, als „die um den König geschaften Krieger" — also waren die Urindogermanen ausgesprochene Eroberer. Das sind sie auch bei Feist wieder, wenn er auf S. 482 annimmt, die indogermanischen Kelten hätten die Ureinwohner Nordeuropas, die späteren Germanen, beherrscht und sprachlich indogermanisiert. Da Feist zugibt, daß die nordeuropäische Rasse seit der neueren Steinzeit ihre jetzigen Wohnsitze innehat und da er ferner wohl nicht leugnen dürfte, daß die nordeuropäische Rasse zu den kriegstüchtigsten der Erde gehört, so wird er sich vorstellen müssen, daß es zwischen Kelten und Germanen jahrhundertelange Kriege gegeben habe, bis die Kelten endlich siegten. In diesem Falle wäre mit großer Bestimmtheit zu erwarten, daß irgendwo im Norden Skandinaviens, besonders in dem dortigen Hochgebirge, ein Teil der Germanen seine Unabhängigkeit behauptet

[1]) Gegen Feists Anschauung spricht auch das zahlreiche Vorkommen blonder Kurzköpfe an der norwegischen Küste. Wären die in Skandinavien einwandernden Indogermanen blond und kurzköpfig gewesen, so müßte dieser Typus in Dänemark und Schonen am häufigsten sein. Die norwegischen Kurzköpfe aber deuten auf eine ureinheimische Fischerbevölkerung hin, die schon vor den Indogermanen Skandinavien besetzt hatte.

Digitized by Google

und seine alte vorindogermanische Sprache bewahrt hätte. Davon ist aber keine Spur und Finnland kommt nicht in Betracht, da Feist auch den finnisch-ugrischen Sprachstamm aus Asien herleitet (S. 512). Feist nimmt also eine völlige Beherrschung des gesamten germanischen Gebietes durch die Kelten an.

Die Keltenherrschaft über die Germanen, zu der sich Feist bekennt, ist schon oft behauptet worden. Man stützt diese Ansicht vorzüglich durch den Hinweis auf einige im Germanischen enthaltene keltische Wörter. Dabei bedenkt man nicht, daß das Germanische später noch viel mehr romanische Wörter entlehnte, ohne daß von einer Römerherrschaft über die Germanen die Rede sein kann. Die Römer besetzten nur einige germanische Randgebiete und wurden bald wieder hinausgeschlagen. Trotzdem sehen wir eine Fülle romanischen Lehngutes im Germanischen. Da man nun stets aus dem Bekannten auf das Unbekannte schließen, keinesfalls aber — wie es Feist und Genossen tun — bei Erörterung des Unbekannten das analoge Bekannte außer Acht lassen darf, so wird man mit großer Bestimmtheit annehmen können, daß die Germanen auch keltische Wörter entlehnt haben, ohne von den Kelten beherrscht worden zu sein. Als die La-Tène-Kelten ihren Rückstoß nach Osten unternahmen, werden sie wohl mit den Germanen heftig gekämpft und vielleicht auch einige germanische Landstriche erobert haben, aber sicher nicht auf lange Zeit, denn so weit unsere archäologischen und geschichtlichen Kenntnisse sich erstrecken, sehen wir die Kelten in beständigem Zurückweichen vor der unwiderstehlichen germanischen Flut.

Daß die im Germanischen vorkommenden keltischen Wörter aber auch an sich nicht als Beweis für eine Keltenherrschaft in Germanien gelten können, hat Rudolf Much überzeugend dargetan. Man lese hierüber seine kurze, aber nur um so schlagendere Ausführung in der „Deutschen Literaturzeitung" (Jahrgang 1902, Nr. 8, Spalte 483ff.); da findet sich der Passus: „Die Herrschaft der Kelten über die Germanen zerfließt, näher besehen, in eitel Rauch und Dunst."

Feist verschweigt aber außerdem noch, daß die germanischen Wörter für die Begriffe „Hemd", „Hose" und „Seife", die ins Gallo-Romanische übergingen, geradezu auf eine Beeinflussung der keltischen Kultur durch die germanische schließen lassen.

Und nun zur germanischen Lautverschiebung, die ohne Zweifel das beste der von Feist ins Feld geführten Argumente bildet, denn Feist hat sicher recht, wenn er annimmt, daß jene tiefgreifende Veränderung des Indogermanischen in Nordeuropa, welche man die germanische Lautverschiebung nennt, nur durch eine Vermischung von Indogermanen und Nichtindogermanen zu erklären sei (S. 450, 451, 484, 485, 510, 511). Dieses hochwichtige Thema soll hier näher erörtert werden, und zwar möchte ich mir erlauben, an dieser Stelle für die Frage der germanischen Lautverschiebung eine hypothetische Lösung anzugeben, die sich zwar mit der bekannten Finnenhypothese be-

Digitized by Google

rührt, aber doch neue Gesichtspunkte bietet. Ich stütze mich dabei nicht auf die heutigen, ein besonderes Mischvolk bildenden Finnen, sondern ganz allgemein auf die skandinavischen Kurzköpfe. Kossinna hat bereits in anthropologisch-ethnologischer Hinsicht aufgezeigt, daß diese Kurzköpfe schon vor der nordeuropäischen Rasse die Küsten Skandinaviens besiedelt hatten. Dazu kommt eine andere höchst bemerkenswerte Erscheinung: in den nordischen Gräbern der jüngeren Steinzeit sind die Kurzköpfe bedeutend häufiger, als in jenen der Bronzezeit.

Den ganzen Vorgang der anthropologischen und sprachgeschichtlichen Entwickelung des Germanentums denke ich mir nun wie folgt. Es wanderten in Skandinavien zunächst die Kurzköpfe ein, die auf der niedrigsten Stufe menschlicher Kultur standen und reine Fischer waren. Sie setzten sich an den Küsten fest und werden deshalb noch heute am häufigsten in den Küstenstrichen angetroffen. Erst später kamen die der nordeuropäischen Rasse angehörigen und Indogermanisch redenden Prägermanen; sie waren Jäger, folgten dem Rentier und besetzten hauptsächlich die ebenen Landgebiete Dänemarks und Schwedens. Aber schon in der Muschelhaufenzeit fingen sie an, sich mit den Ureinwohnern zu vermischen. Während der neueren Steinzeit wurde diese Vermischung durch allgemeinen Übergang zum Ackerbau immer inniger, die Lautverschiebung bereitete sich durch den Betonungswechsel vor und aus dem Gemenge der beiden Rassen erwuchs das urgermanische Volk. Die Gräberfunde beweisen, daß damals auch in den obersten Schichten der Bevölkerung die Kurzköpfe genau so vorkamen wie heute, daß also die Durchdringung eine vollkommene war; ich halte nämlich daran fest, daß wir es in den vorgeschichtlichen Gräbern aller Länder bis auf einen geringen Bruchteil mit Leuten zu tun haben, die der obersten oder zum mindesten der angesehneren Bevölkerungsschichte angehörten. Am Ende der neueren Steinzeit denke ich mir die Germanen in kleine Gauverbände geteilt, die volkreich und wohlbestellt waren und miteinander um die politische Vorherrschaft rangen. Die Sprache ermangelte noch der Einheitlichkeit; in manchen Gegenden sprach man statt der Spiranten noch Affrikaten; aber überall hatte bereits das Indogermanische gesiegt und überall war es in der Umwandlung zum Germanischen begriffen, indem es die freie indogermanische Betonung mit der zur Lautverschiebung führenden exspiratorischen Anfangsbetonung vertauscht hatte; wo indessen das sog. Vernersche Gesetz die Regelmäßigkeit der Lautverschiebung durchbricht, muß ein Übergangszustand angenommen werden.

Das Klima war, wie geologische und botanische Untersuchungen erwiesen haben, bedeutend milder als heute, so daß bis weit nach Norden Hirse gebaut wurde; gerade die Hirse ist aber eine den Indogermanen seit ältester Zeit wohlbekannte Nutzpflanze.

Und nun erscheint plötzlich die Bronze. Mit ihr beginnt ein neuer kulturgeschichtlicher Abschnitt und ein allgemeiner Aufschwung, der notwen-

Digitized by Google

digerweise auch auf die politischen Verhältnisse zurückwirken und den Kampf um die Vorherrschaft heftiger gestalten mußte. Aus diesem Kampfe geht endlich jene Gegend siegreich hervor, in deren Bevölkerung die nordeuropäische Rasse am zahlreichsten vertreten ist. Die Bewohner dieser Gegend breiten ihre Herrschaft über das ganze germanische Gebiet aus; sie bedienen sich, ihrer höheren geistigen Veranlagung entsprechend, der neuen Bronzewaffen und Bronzewerkzeuge mit mehr Geschick und größerer Folgerichtigkeit als ihre Nachbarn und erringen dadurch den Sieg. Im ganzen germanischen Gebiete bilden sie nun die Oberschichte, den Kriegeradel, und so erklärt es sich, daß man in den nordischen Gräbern der Bronzezeit mehr Langköpfe findet, als in jenen der Steinzeit. Die vereinfachten politischen Verhältnisse und die allgemeine Herrschaft desselben Kriegeradels führen zur Ausgleichung der Mundarten und zur Entstehung einer einheitlichen germanischen Sprache. Wohlstand und Volkszahl heben sich noch mehr, die Seeschiffahrt erreicht eine hohe Entwickelung und in dieser großen Zeit (bei Anbruch des 2. vorchristlichen Jahrtausends) beginnen die Germanen ihre Kriegszüge nach Deutschland. Die Lautverschiebung aber wirkt noch längere Zeit fort: alle inzwischen von den Bewohnern des Festlandes übernommenen Lehnwörter, Orts- oder Volksnamen (wie Hanf, Harfoda [Karpaten] und Walchen) werden dem germanischen Lautstande angepaßt. Dann kommt die Lautverschiebung zum Abschluß; griechische und lateinische Lehnwörter werden nicht mehr verschoben.

Das ist meine Auffassung der germanischen Lautverschiebung, die sich nicht nur sehr gut in den Rahmen der Rassenlehre einfügt, sondern auch allen bekannten Tatsachen Rechnung trägt und keine ethnologisch unwahrscheinlichen Annahmen enthält. Zum mindesten ist sie nicht unglaubhafter als die von Dr. Feist vertretene Anschauung von der Indogermanisierung der Germanen durch ein brachykephales Ostvolk. In der „Frankfurter Ztg." aber, die sich Herrn Dr. Feist als indogermanistischen Fachmann verschrieben hat, tischt er den Laien diese gänzlich in der Luft hängende Hypothese als gesichertes Ergebnis der Forschung auf. Beiläufig bemerkt ist diesem Indogermanisten in Nr. 206 der genannten Zeitung vom 27. Juli 1913 das Versehen unterlaufen, die Messapier für Nichtindogermanen auszugeben.

Große Sorgen macht Herrn Dr. Feist nach berühmten Mustern die Tocharerfrage. Die Zugehörigkeit des Tocharischen zu den Kentumsprachen verwirrt ihn dermaßen, daß er an die uralte Spaltung des Indogermanischen in eine Kentum- und Satemgruppe (für die Kossinna doch eine so schöne archäologische Grundlage geschaffen hat) nicht mehr glauben will, obwohl er uns auf Seite 29 und 50 seines eigenen Buches vorher belehrt hat, diese Spaltung sei sehr alt und habe vermutlich schon in der Grundsprache vorgelegen. Das Tocharische, meint er nun, habe eine „entscheidende Wendung" gebracht (S. 464), es werfe die Ansicht von der ursprünglichen Seßhaftigkeit der Indo-

Digitized by Google

germanen in Europa über den Haufen (S. 493) und lasse erkennen, daß man den Ausgangspunkt der Indogermanen in Russisch-Turkestan suchen müsse (S. 520). „Wie und wo sollen wir" — so frägt Feist — „das Tocharische in Schmidts Wellenkreisen unterbringen? Nach den sprachlichen Tatsachen am ehesten zwischen Griechen und Armeniern; doch das stimmt nicht zu seiner geographischen Lagerung. Wir müßten also annehmen, daß es später eine Verschiebung erlitten hat, die es aus seinem alten Zusammenhang herausriß. Wie soll man ferner das Auftreten der deponentialen Endung r, die sonst nur im Italischen und Keltischen belegt ist und dem Griechischen fehlt, mit der Theorie von den kontinuierlichen Übergängen vereinbaren?" (S. 464.) Feist wundert sich dann darüber, daß Meillet an dieser Theorie, die wegen des Tocharischen nicht mehr bestehen könne, noch festhalte (S. 464, 465). Aber wenn Feist die Forschungen von Kossinna in Betracht gezogen hätte, so wäre er wohl unschwer in der Tocharerfrage zu einer Kastvorstellung gelangt, ohne die Theorie von den kontinuierlichen Übergängen und von der Spaltung der indogermanischen Ursprache in eine Kentum- und Satemgruppe anzweifeln zu müssen. Das Tocharische muß dort entstanden sein, wo sich das Ursprungsgebiet des Italischen und Keltischen mit jenem des Griechischen berührte und zugleich der Einfluß einer Satemsprache hereinreichte. Eine solche Gegend können wir in Schlesien suchen, nämlich am Nordostrande der Aunetitzerheimat. Gehören die Tocharer zu den Aunetitzern, so sind die Beziehungen zum Italischen und Keltischen erklärlich; an das Gebiet der Aunetitzer grenzte aber im Nordosten die Urheimat der Griechen und im Südosten die der Thrako-Phryger. So erklären sich die Berührungen mit dem Griechischen und Armenischen. Etwa um 2000 v. Chr. löste sich die Aunetitzergruppe auf; die Tocharer wurden von den Nordillyriern nach Osten gedrängt und traten ihre Wanderung nach Asien an; in Südrußland berührten sie sich noch mit indo-iranischen Stämmen, die — von der unteren Donau kommend — teils nach Kleinasien übergesetzt (Boghazköi!), teils um das Schwarze Meer herum zwischen Kaukasus und Kaspisee auf dem Zuge nach Iran begriffen waren. Der tocharische Zweig der Aunetitzer ist dann in Hochasien verkümmert, während seine in Europa verbliebenen Brüder, die Illyrier, Italiker und Kelten eine herrliche Entwickelung nahmen.

In ganz analoger Weise spricht es gegen Feist und für Kossinna, wenn Feist auf S. 463, 464 und 511 konstatiert, daß sich zwischen dem Germanischen einerseits und dem Baltisch-Slawischen andererseits eine tiefe Kluft auftue. Dabei leistet sich Dr. Feist eine Behauptung, die festgenagelt zu werden verdient. Er sagt nämlich (S. 464): „hier kann auch kein Zwischenglied in vorgeschichtlicher Zeit ausgefallen sein". Herr Dr. Feist wird höflichst gebeten, anzugeben, woher er denn das wisse. In geradezu lustige Verlegenheit gerät er aber dort (S. 464 und 511), wo er mit Staunen die Tatsache erörtert, daß das Germanische im Kreise der indo-

Digitized by Google

germanischen Sprachen eigentlich ganz isoliert dastehe, ja — wenn man vom Wortschatz absehe — sich kaum mit dem Keltischen berühre. Und dabei will Feist glauben machen, die Germanen seien durch die Kelten indogermanisiert worden!!! Für uns hat diese Sonderstellung des Germanischen freilich nichts Unbegreifliches an sich, im Gegenteil — sie gilt uns als eine jener Tatsachen, welche die asiatische Hypothese ad absurdum führen.

Übrigens hat Feist an den Germanen auch eine ganz eigentümliche Schwäche entdeckt. Er belehrt uns nämlich auf S. 516: „Wäre die indogermanische Völkerwelle vom germanischen Norden ausgegangen, so hätte sie kaum die sprachlichen Wirkungen erzielt, deren Ergebnisse in den späteren indogermanischen Sprachen vorliegen. Denn die Germanen sind in historischer Zeit, auf den Boden einer höheren Kultur verpflanzt und fern von ihrer Heimat, keine Sprachverbreiter gewesen." Hier begeht Feist gleich drei Verstöße. Erstens übersieht er den Erfahrungssatz, daß Sieger die Sprache der Besiegten annehmen, wenn diese im Besitze einer höheren Kultur oder auch nur Ziwilisation sind; so büßten die Goten, Langobarden und Franken ihre Sprache ein. Zweitens läßt Feist den Umstand außer acht, daß es bei den Siegern nicht zum Sprachwechsel kommt, wenn ihre Einwanderung in einer langen Reihe zusammenhängender Schwärme und Nachschübe erfolgt; das war z. B. bei den Griechen der Fall. Drittens verschweigt Feist, daß in manchen Gebieten Südeuropas, z. B. in Italien, von einer höheren Kultur der vorindogermanischen Ureinwohnerschaft nicht gesprochen werden kann.

„Gegen die nordeuropäische Heimat der indogermanischen Grundsprache" (S. 511) macht Feist ferner geltend, daß sie „keinerlei Beziehungen zu den freilich zum Teil nur sehr unvollkommen bekannten Ursprachen Europas, dem Iberischen, dem ihm doch wohl verwandten Baskischen, dem Etruskisch-Rätischen oder dem Ligurischen" aufweise. Dadurch, daß Feist selbst zugibt, diese Sprachen seien nur sehr unvollkommen bekannt, entwertet er von vornherein sein eigenes Argument; es ist aber auch gar nicht wahr, daß keinerlei Beziehungen vorliegen. So ist der indogermanische Charakter des Ligurischen mit guten und bis heute nicht entkräfteten Argumenten behauptet worden; wenn andererseits das Urkeltische anlautendes p abgeworfen und kein f entwickelt hat (außer in der Verbindung fr), so scheinen hier Einwirkungen des iberischen Lautstandes vorzuliegen. Das „Etruskisch-Rätische" aber ist eine Konstruktion, die kaum den Beifall der Sprachforscher finden dürfte, zumal es Feist damit sehr ernst nimmt und „eine starke Beeinflussung des Altlateinischen wie des Urgermanischen durch das Etruskische, bzw. eine diesem verwandte kontinentaleuropäische Sprache (rätisch oder eine nordeuropäische Ursprache)" voraussetzt (S. 375). Weiter unten heißt es: „auch die Ortsnamen des rätoromanischen Gebiets, soweit sie vorrömischen Alters sind, zeigen in ihrer Konsonantenhäufung Ähnlichkeit mit etruskischen Namensformen". Das

Digitized by Google

letzte ist glatthin falsch und Feist sollte sich daran erinnern, daß er schon einmal mit seiner Zusammenstellung rätoromanischer und kleinasiatischer Namen laute Verwahrungen der Sprachkundigen herausgefordert hat. Außer Delthurns und Larsenn erinnert kein Ortsname der mittleren Südalpen an etruskische Formen und Konsonantenhäufung ist nur dort zu bemerken, wo rätoromanische Namen germanisiert worden sind (z. B. Gstrein aus Campestrin, Gstalt aus Costa alta, Gstatsch aus Costazza, Pradlputz aus Pra del poz „Brunnenwiese" u. a.). Jene alpinen Namen aber, die uns aus dem Altertum überliefert werden, tragen durchaus indogermanisches Gepräge. Gewiß hat einst etruskischer Einfluß aus Italien in die Alpen hineingereicht — und darauf beziehen sich die Angaben römischer Autoren über das Tuskertum der Räter —, aber schon in voretruskischer Zeit war das Alpenland, gleich der oberitalischen Tiefebene, indogermanisiert. Als Ludwig Steub sein bekanntes Buch „Über die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern" veröffentlichte, im Jahre 1843, war die darin entwickelte Etruskerhypothese ein großer Fortschritt, heute muß sie auf das rechte Maß beschränkt werden. Wer aber heute wieder die Anschauung von einem mitteleuropäischen Etruskertum oder Räto-Etruskertum vertritt, hat die Pflicht, einen umfassenden Beweis dafür zu erbringen. Und diesen Beweis bleibt Herr Dr. Feist uns schuldig.

So nebenher bringt Feist einem arglosen Laien auf S. 286 auch die Meinung bei, der Codex Hammurabi sei ursemitisch. Hierzu vergleiche man, was Eduard Meyer in seiner „Geschichte des Altertums" schreibt: „Es kann nicht zweifelhaft sein, daß dem abschließenden Gesetzbuche Chammurapis vielfache Aufzeichnungen von Rechtssätzen vorangegangen sind bis in die Zeiten der alten sumerischen Fürsten hinauf, von denen Urukagima von Lagasch bereits davon spricht, daß er die alten Ordnungen und das Wort des göttlichen Stadtkönigs Ningirsu, d. h. die auf diesen zurückgeführten Rechtssätze wiederhergestellt habe". Feist beruft sich an derselben Stelle auch auf das Bundesgesetz der Bibel. Nun — wie sehr die ganze Kultur Vorderasiens, mit Einschluß Palästinas, auf babylonisch-sumerischer Grundlage ruhte, braucht hier wohl nicht näher erörtert zu werden. Und noch einmal finden wir das sumerische Thema auf S. 415 angeschnitten, wo es heißt: „Die Sumerer mit eigner Sprache und Kultur, die der semitisch-babylonischen vielleicht vorausging". Was dieses „vielleicht" bedeuten soll, enthüllt uns Herr Dr. Feist wohl in seinem nächsten Werke. Einstweilen versichert er uns an der obengenannten Stelle mit besonderem Nachdruck, daß irgend eine Beziehung des Sumerischen zum indogermanischen Sprachstamm „ganz ausgeschlossen" sei. Das kommt davon, daß Feist die Indogermanen im 3. vorchristlichen Jahrtausend so plötzlich aus dem Nichts auftauchen läßt, als ob sie vorher noch gar nicht auf der Welt gewesen wären. Er hat sich so in den Gedanken verrannt, die Indogermanen bloß als einen sprachlichen Begriff

Digitized by Google

aufzufassen (S. 97), daß er mit Redensarten herumwirft wie „unendlich lange, bevor von Indogermanen die Rede sein kann" (S. 31 u. 88), während sie doch schon viele Tausende von Jahren früher gelebt haben müssen. Und so können die Vorfahren der Indogermanen und Sumerer einst wohl Beziehungen zu einander gehabt haben, die später nachwirkten. Jedenfalls führt eine Brücke von Indogermanen und Uralaltaiern zu den Sumerern, während zwischen diesen und den Semiten jede Verbindung fehlt. Denn die zahlreichen sumerischen Bezeichnungen von Kulturbegriffen, die als Lehnwörter in die semitischen Sprachen eingedrungen sind (z. B. die Wörter für „Ackersmann", „Hirte", „Schafzüchter", „Stadt", „Straße", „Palast", „Ofen" usw.), beweisen nur, daß die ursumerische Kultur ungleich höher stand, als die ursemitische.

Der letzte Abschnitt des Geistschen Buches ist der Frage nach der Urheimat der Indogermanen gewidmet. Da wird das beliebte Argument von der englischen Sprache aufgefrischt, deren Ursprungsgebiet man in Nordamerika suchen müßte, wenn man die große Zahl der Indogermanisch Sprechenden in Europa für die europäische Urheimat der Indogermanen geltend machen wolle. Dieses Argument bildet erfreulicherweise eine Stütze für uns, denn wüßte man auch gar nichts über die Entdeckungs- und Besiedlungsgeschichte Nordamerikas, so würde man doch bald erkennen, daß das Englische mit den anderen germanischen Sprachen verwandt ist und daß diese eine Gliederung zeigen, die in Nordamerika fehlt. Man würde die Tatsache der germanischen Lautverschiebung erkennen und würde feststellen, daß es im Finnischen unverschobene germanische Lehnwörter gibt, während solche in den Sprachen der Indianer und der spanischen Mittelamerikaner fehlen. Schließlich würde man klar erkennen, daß das Englische von Europa ausgegangen sein müsse. Genau so ist es mit dem Indogermanischen, das in Europa eine reiche, in Asien aber nur eine kümmerliche Gliederung aufweist.

Aber Geist beruft sich auch auf die romanischen Sprachen und meint, man müßte, wenn ihre Geschichte nicht bekannt wäre, den Mittelpunkt ihrer Ausbreitung auf dem europäischen Festlande statt in Mittelitalien annehmen. Auch das bestreite ich; denn, ganz abgesehen von allen Inschriften, können doch die Römer ohne ihren archäologischen Nachlaß, d. h. ohne ihre Bau- und Kunstdenkmäler, nicht gedacht werden. Dieser archäologische Nachlaß ist eben mit ihrem geistigen Wesen, mit ihrer ganzen völkischen Macht- und Prunkentfaltung unzertrennlich verbunden. Er gehört zu ihnen, wie zu den Indogermanen der bunte Teppich von vorgeschichtlichen europäischen Kulturkreisen, dem gegenüber selbst die hochkultivierten Stromgebiete des alten Orients zwar nicht arm, aber doch einförmig erscheinen, und dem auch die alten Kulturländer Ostasiens und Amerikas nichts Gleichwertiges zur Seite stellen können. Hier zeigt sich die Überlegenheit des europäischen Geistes und der europäischen Schaffenskraft, d. h. letzten Endes der europäischen

Digitized by Google

Rassenwertigkeit in ihrem herrlichsten Lichte. Nirgends gewahren wir schon in der Steinzeit ein so klares, mannigfaltiges und vollentwickeltes Kulturbild, wie im mittleren und nördlichen Europa. Eine derartige Kulturtätigkeit erfordert aber auch geistig und körperlich hochstehende Menschen. Und solche Menschen hätten sich von einem asiatischen „Reitervolk, das wir die Indogermanen nennen" (S. 516), plötzlich überwältigen und, was noch unwahrscheinlicher ist, bis hinauf in die Berge Skandinaviens sprachlich indogermanisieren lassen sollen — nein, Herr Dr. Feist und Genossen, das glauben wir nimmermehr!

Was aber die romanischen Sprachen anbelangt, so würde man bald erkennen, daß ihr Verbreitungsgebiet in jenes der von den Römern hergestellten Baudenkmäler fällt und der Schluß müßte sich aufdrängen, daß diese Baudenkmäler auf das romanische Urvolk zurückzuführen seien. Man würde weiter auf Grund der romanischen Lehnwörter im Germanischen feststellen, daß die Germanen durch die Kultur jenes großen, unbekannten Volkes mächtig beeinflußt worden seien, daß sie aber doch ihre politische Unabhängigkeit zu bewahren vermochten, denn römische Baudenkmäler gibt es nur im Süden und Westen Deutschlands. Man würde die Grenzen römischer Machtentfaltung ziemlich genau bis nach Afrika hinein ermitteln und könnte schließlich an die Lösung der Frage herantreten, wo der Ausgangspunkt dieser Machtentfaltung zu suchen sei. Da würde es sich dann zeigen, daß gegen Frankreich und Spanien die große Entfernung Rumäniens und die Mannigfaltigkeit der italienischen Mundarten spräche. Ferner würden die altertümlichen Sprachen und Mundarten, die sich um Italien gruppieren, das Sardinische, das Rätoromanische und das Veglia-Romanische, in verschiedener Hinsicht Bedenken erregen. Was aber schließlich unbedingt dazu führen müßte, Italien als das Stammland des romanischen Urvolkes zu betrachten, das wäre die Häufigkeit und Großartigkeit der bezüglichen Baudenkmäler in Italien. Mitteleuropa, d. h. das Donauland, käme wegen der Spärlichkeit solcher Baudenkmäler gar nicht einmal in Betracht.

Damit erweist sich auch dieser ernsthaft aussehende Einwurf gegen die Lehre von der europäischen Herkunft der Indogermanen als hinfällig und nichtig.

Feist erinnert schließlich an das Christentum und frägt, wer denn „seinen Ausgangspunkt in dem kleinen Erdenwinkel Judäas suchen würde, wenn die geschichtliche Überlieferung davon schwiege?" (S. 528). Hierzu muß bemerkt werden, daß das Christentum keine Rasse, kein Volk und keine Sprache ist, sondern eine geistige Bewegung, die, gleich dem Buddhismus, nur von einer Stätte uralter Kultur ihren Ausgang nehmen konnte. Eine solche Stätte aber war im sumerisch-ägäisch-hellenistischen Kulturkreise gegeben. Der Islam hingegen, der aus dem von der Kultur wenig berührten Arabien hervorbrach, zeigt deutlich jüdische und christliche, also fremde, nordische Ein-

Digitized by Google

flüsse, ohne die sein Hauptfortschritt, der Monotheismus, gar nicht denkbar wäre.

Feist hat umsonst so ziemlich alles zusammengetragen, was sich gegen die nordeuropäische Herkunft der Indogermanen sagen läßt, und dabei insbesondere Schraders Rüstkammer fleißig benützt; er hat sich auch nicht gescheut, den unwürdigen und bei der ganzen Veranlagung des deutschen Volkes sinnlosen Vorwurf zu wiederholen, daß die hohe Begeisterung, mit der uns die Erkenntnis von der nordischen Herkunft der Indogermanen erfüllt, nationaler Eitelkeit entspringe (S. 487). Nein, Herr Dr. Feist und Genossen! Die Begeisterung, mit der wir den Kampf um diese mühsam errungene Erkenntnis führen, entspringt nicht nationaler Eitelkeit, sondern dem Sehnen nach einer neuen Weltanschauung. Diese Lehre bedeutet uns viel mehr, als materialistische Zivilisationsmenschen vielleicht zu ahnen vermögen. Sie bedeutet uns völkisch fühlenden Deutschen, uns Erben der Germanen und der alten Indogermanen, die Erlösung aus lähmender Schwarzseherei. Sie läßt uns erkennen, daß wir Blut vom Blute jener sind, über welchen, wie Alexander v. Peez gesagt hat, die Taufrische des Paradieses lag. Sie gibt uns angesichts der unermeßlichen Heerhaufen, mit denen die Dunkelrassen haßerfüllt und schlagbereit von allen Seiten heranziehen, die Freude am Kampf und die Gewißheit des Sieges. Sie verheißt uns an der Schwelle des nächsten Doppeljahrtausends eine hinter dem Dunkel schwerer Kriegsgewitter heraufdämmernde neue Zeit:

Die Zeit der Deutschen!

* * *

Nachschrift. Es sei hier bemerkt, daß die uns mächtig bewegenden Schlußworte des Aufsatzes, die heute allen Deutschen aus dem Herzen gesprochen sind, vom Verfasser in bewundernswert feinfühligem politischen Ahnungsvermögen bereits vor einem Jahre niedergeschrieben wurden. G. K. 12. 10. 1914.

Digitized by Google

Eine steinerne Armschutzplatte aus der Flur Gosek, Kr. Querfurt.

Von kgl. Kreisschulinspektor Dr. Wilcke, Zeitz.

Mit 3 Textabbildungen.

Die neben abgebildete Unterarmschutzplatte aus Kieselschiefer wurde um das Jahr 1904 von einem Bauern aus Gosek bei Feldarbeiten auf seiner

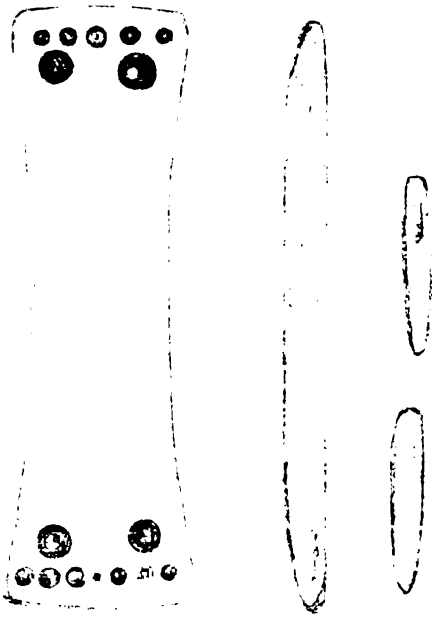


Abb. 1. Abb. 2. Abb. 3.

Natürliche Größe.

Heimatflur gefunden. Sie ging durch Vermittlung des dortigen Lehrers im Jahre 1908 in meinen Besitz über. Sie ist bereits von Größler, in seiner Abhandlung über „Die Tongefäße der Glockenbecherkultur" auf S. 39 unter 19b kurz angezeigt und auf Tafel II Fig. 19b auch abgebildet. Besprechung

Digitized by Google

wie Abbildung sind aber mangelhaft, infolgedessen eine erneute Beschreibung vielleicht von Interesse sein dürfte.

Die Länge der Platte beträgt 8 cm, ihre Breite an dem einen Ende 2,4 cm, am anderen 2,5 cm, in der Mitte dagegen nur 1,9 cm. Ihre größte Dicke, die sie in der Mitte erreicht — während sie nach den Querseiten hin erheblich dünner wird —, mißt 0,6 cm. Die obere und die entgegengesetzte untere Grenzfläche ähnelt einem schmalen Parallelogramm; nur sind dessen Längsseiten etwas nach innen zu, seine Querseiten etwas nach außen hin geschweift, also nicht jeweilig parallel zueinander (vgl. Abb. 1). Die langen seitlichen Begrenzungsflächen haben die Gestalt eines schmalen Segments (vgl. Abb. 2), die kurzen nähern sich einem Parallelogramm (Abb. 3). Während die untere Fläche, mit der die Platte aufliegt, vollständig eben ist, zeigt die obere eine von den Schmalseiten her bis fast nach der Mitte beständig zunehmende, mäßige Wölbung.

An den vier Ecken ist der Stein durchbohrt. Und zwar sind die beiden Löcher an dem einen, schmäleren, Ende (vgl. Abb.) zwar parallel zueinander, aber etwas schräg von oben nach unten hin gebohrt, während die beiden anderen, an dem entgegengesetzten, breiteren, Ende senkrecht zur Unterstützungsfläche laufen. Zur Verzierung sind aber außerdem noch zwischen den Bohrlöchern und der dahinter liegenden Kante je eine Reihe von kreisrunden, parallel zur Kante laufenden, Grübchen angebracht. An dem schmäleren Ende der Platte befinden sich deren fünf, an dem breiteren aber sechs. Die letzteren sind zu je drei derartig gruppiert, daß beide Gruppen durch einen Punkt in der Mitte getrennt oder verbunden werden. Die Löcher sind von beiden Seiten her gebohrt.

Die vorliegende Schutzplatte, die bekanntlich dem Kulturkreise der Glockenbecher zugehört und sich z. B. auch auf dem nahen Zaschendorfer Gräberfeld gefunden hat (vgl. „Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens" S. 367), unterscheidet sich von den anderen ihrer Art aus hiesiger Gegend zunächst dadurch, daß sie aus Kieselschiefer hergestellt ist, während sonst die meisten aus einem roten Tonschiefer geschnitten sind, dann aber durch ihre schlanke, weiche Form und endlich vor allem durch die beiden Grübchen-Reihen an den Kanten. Besonders letztere Verzierungen tragen neben der schönen Form der Platte wesentlich mit zur Erhöhung ihrer Eigenart bei, so daß sie mit alledem wohl den Anspruch erheben darf, unter ihren Thüringer Schwestern eine der anmutigsten zu sein.

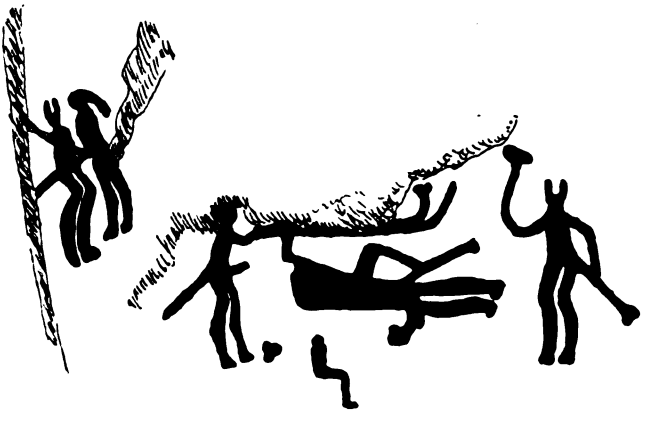
Digitized by Google

Deutungsverſuch einer Felſenzeichnung.

Von Dr. Walther Schulz, Halle a. S.

Mit 1 Textabbildung.

Eine Reihe von Sagen hat als Grundlage den Mythus von der Befreiung der Sonnenjungfrau oder der Erdgöttin aus der Gewalt des Winterrieſen durch den Himmelsgott und von dem Bunde des Gottes mit der Göttin.



Tufvene, Tanum sn, Tanum hd, Bohuslän

Sagen von Thor und von Freyr, von Sigfrid, von Ritter S. Georg gehen auf ihn zurück, um nur einige zu nennen[1]).

Von Bedeutung iſt es, daß eine derartige Sage, wie mir ſcheint, auf einer Felſenzeichnung von Tufvene, Kſp. Tanum, in Bohuslän dargeſtellt iſt (vgl. Abb.)[2]). Wir ſehen hier ganz rechts eine gehörnte, axtſchwingende

[1]) Vgl. E. Krauſe: Die Trojaburgen Nordeuropas. 1893.

[2]) Abb. nach Baltzer: Hällriſtningar från Bohuslän. Taf. 41.

Digitized by Google

Gestalt, den Helden, vor ihm den gefällten, enthaupteten Riesen, neben dem Riesen wohl einen Begleiter des Helden, zu Füßen des Begleiters vielleicht das Haupt des Riesen und unter dem Riesen eine sitzende Gestalt, die man als die gefangene Jungfrau deuten könnte. Das Schiff über dem Riesen zeigt an, daß der Held und sein Begleiter über See gekommen sind. Weiter erscheint in einer zweiten Gruppe, ganz links, wieder der gehörnte Held, der sich mit der Jungfrau vereinigt.

Daß die gehörnte, axtschwingende Gestalt, die öfter auf Felsenzeichnungen wiederkehrt, den Gott Thor darstellt, hat bereits Bing gezeigt[1]). Und gerade Thor ist der Gott des oben erwähnten Frühlingsmythus. Die Eddasage von Thor und dem Riesenbaumeister hat, wie E. Krause mit Recht annimmt, als Sagengrund die Gefangennahme der Göttin Freya durch die Winterriesen und ihre Befreiung durch den im Frühjahr zurückkehrenden Thor[2]).

Ist die Deutung der Felsenzeichnung richtig, so geht daraus hervor, daß sich die Sage bereits in der Bronzezeit nachweisen läßt. Weiter dürften dann aber auch andere Felsenzeichnungen, ähnlich wie es von jüngeren nordischen Darstellungen bekannt ist, Sagen wiedergeben.

---

[1]) Mannus VI, 1914. S. 163.
[2]) A. a. O. S. 116.

Digitized by Google

Ein Hügelgrab von Schedbojewitz bei Hohensalza.

Von Hilmar Kalliefe, Berlin.

Mit 6 Textabbildungen.

Im Herbst 1911 teilte mir Herr Rittergutsbesitzer Erdmann-Schedbojewitz mit, daß sich auf seinen Feldern ein Hügel befände, aus dem wiederholt Steine und Knochen ausgepflügt worden wären. Ich kam jedoch nicht früher dazu, ihn zu untersuchen, als am 2. Mai 1912.

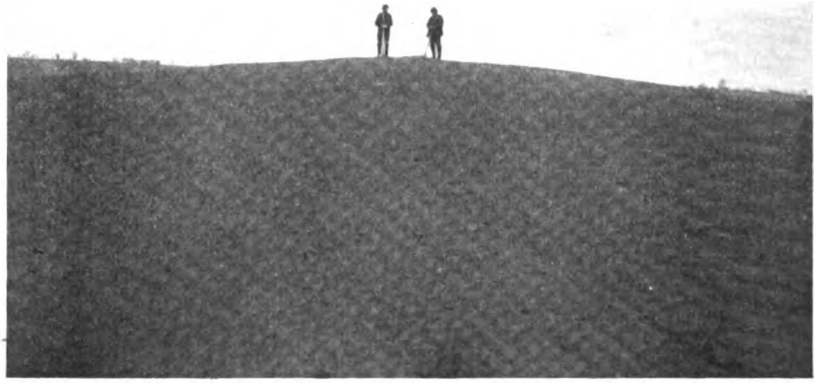


Abb. 1. Grab Schedbojewitz.

Einige Tage vorher hatte ich mir die Gegend angesehen und die Vermutung bestätigt gefunden, ein Hügelgrab aus vorgeschichtlicher Zeit vor mir zu haben.

Das Gelände, etwa 1½ Meilen südlich von Hohensalza, 300 m westlich von Schedbojewitz auf dem südwestlichen Ufer der Montwy, 900 m von dieser entfernt gelegen, größtenteils leichterer Boden, erreicht an diesem

Digitized by Google

Punkte seine höchste Höhe der weiteren Umgebung mit 92 m über NN und ist wohl absichtlich als hervorragender Punkt zur Errichtung eines weithin sichtbaren Grabhügels ausersehen worden. Dieser mißt heute 20—25 m im Durchmesser und 1,25 m in der Höhe (Abb. 1). Er muß aber viel höher gewesen sein, denn nach Angabe des Herrn Erdmann sind verschiedentlich größere Steine herausgeschafft worden und beim Pflügen vielfach Knochen und Holzteile zutage gekommen. Bevor ich zu graben begann, sammelte ich von der Oberfläche einige menschliche Schädelstücke und Gefäßscherben auf, bemerkte auch vermoderte Holzstückchen und hoffte beim Graben mehr

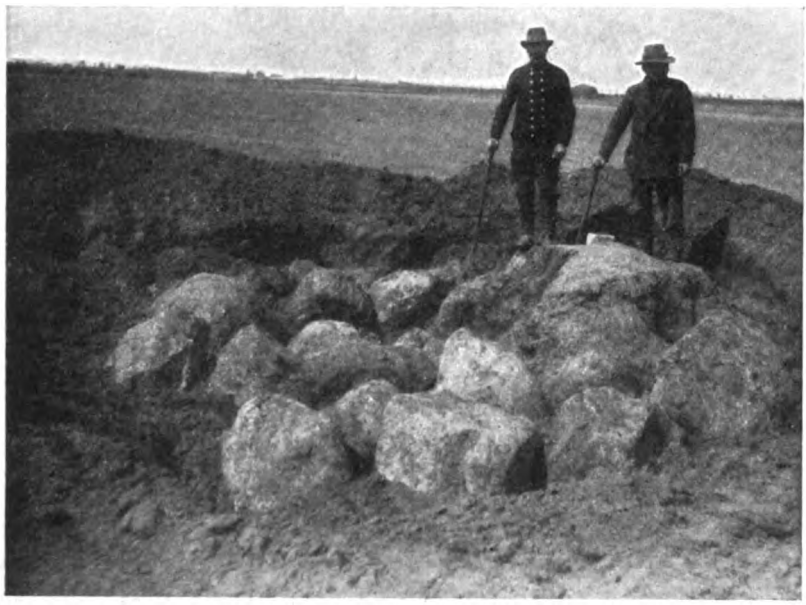


Abb. 2. Grab von Schedbojewitz. Ansicht von SO.

davon zu finden. Leider sah ich mich sehr getäuscht: an menschlichen Knochen fand sich nichts, während die Scherbenausbeute sich nur auf zwei Stückchen bezifferte. Dicht unter der Oberfläche kamen sofort die Steine der eigentlichen Grabanlage, so daß die darüber gefundenen Knochen und Scherben zweifellos von Nachbestattungen herrühren, worauf ich am Schluß noch zurückkomme.

Herr Erdmann stellte in liebenswürdigster Weise das schon bestellte Land und die Arbeiter zur Verfügung und kam in jeder Hinsicht den Ausgrabungen entgegen.

Durch die Beackerung war der ehemals höhere Hügel bis auf die Steine des eigentlichen Grabmales abgepflügt, auch sind verschiedene Steine entfernt worden.

Digitized by Google

Nachdem die oberste Erdschicht abgehoben worden war, zeigten sich bald in einer Kreisfläche von ungefähr 4½ m Durchmesser größere Steine. Darauf wurde der ganze Umfang durch Ausheben eines Grabens freigelegt, so daß ein kreisförmiger Block von 80 cm Höhe stehen blieb, dessen östliche Kreishälfte etwa 4 m, die westliche 5 m Durchmesser hatte (Abb. 2 u. 3).

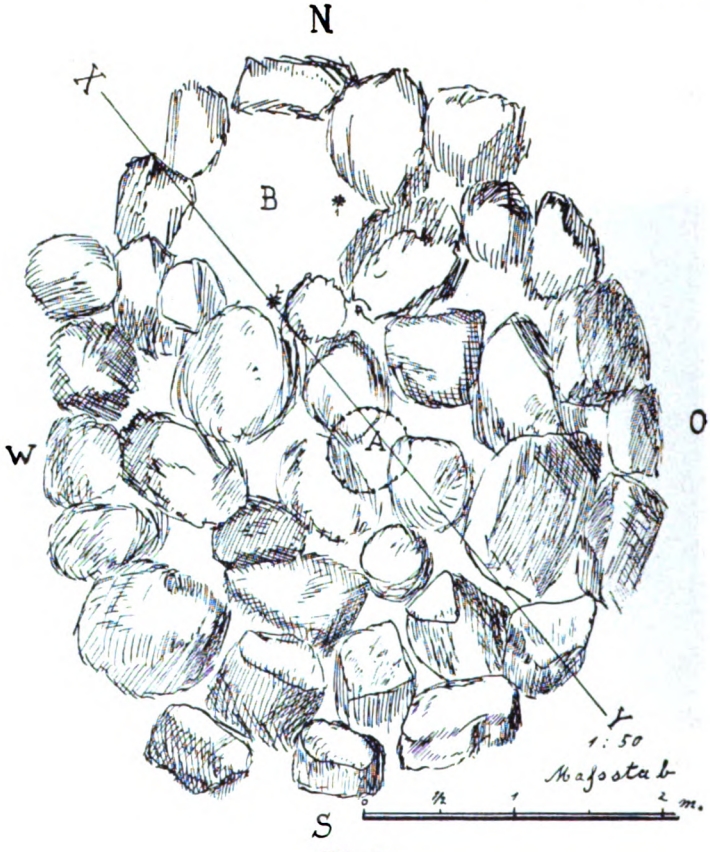


Abb. 3.

Die Steine der Ostseite standen in einem regelrechten Halbkreise; die der Westseite, zum Teil durchschnittlich kleiner als die der Ostseite, waren nachlässiger gesetzt und traten verschiedentlich aus dem Kreisbogen heraus. Es sind durchweg mehrere Zentner schwere Granitfindlinge ohne jede Spur von Bearbeitung mit einem größten Durchmesser bis über einen Meter, nach Möglichkeit auf die hohe Kante gestellt und gegen die Mitte gelehnt. Das Erdreich wurde so gut wie möglich aus den Zwischenräumen entfernt, wobei man auf eine Stelle am Nordwestrande der Kreisfläche traf, wo kein Stein dem Tiefergehen Widerstand entgegensetzte. Die Erde wurde vorsichtig

Digitized by Google

herausgenommen und es zeigte sich sozusagen eine Kammer, die in dem Gefüge der Steine ausgespart war (Abb. 3 B). Der Inhalt wurde aufs sorgfältigste untersucht, und es wurde dabei festgestellt, daß die Kammer zum Teil mit Flußsand und Wiesenboden der nahen Montwy ausgefüllt war, worauf der zahlreiche Einschluß von Schneckenhäusern (Abb. 3, *1) hinweist. In einer Fuge der die Kammer umschließenden Steine (Abb. 3, *2) fand sich eine viereckige Steinperle (Abb. 4), 2½ cm im Quadrat und ½—¾ cm dick, mit einem von beiden Seiten gebohrten doppelkonischem Loch von 2—3 mm lichter Öffnung. Dies ist der einzige bedeutsame gegenständliche Fund der ganzen Grabanlage.

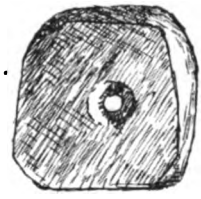


Abb. 4. 1/1 nat. Gr.

Sonst enthielt die Grube auch nicht die geringste Spur etwa eines Tongefäßes oder eines sonstigen Gegenstandes, nicht einmal unverbrannte oder

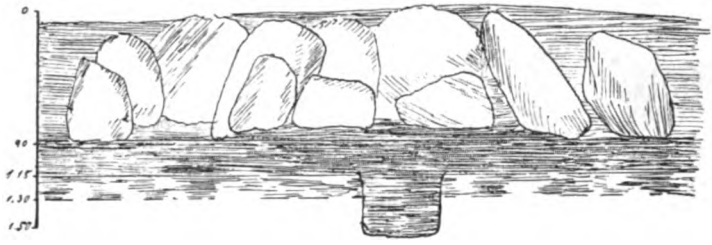


Abb. 5. Durchschnitt X—Y.

verbrannte Knochenreste. Nach Untersuchung der Grube wurden die einzelnen Steine vorsichtig auseinander genommen, was bei ihrem Gewicht von zum größten Teil mehreren Zentnern mit mancher Mühe verknüpft war. Die Zwischenräume waren mit humosem Sande angefüllt. In der Mitte lagen drei kleinere Steine. Um diese herum, an dieselben sowie gegenseitig angelehnt, waren zwei Reihen Steine gelegt, ein innerer und ein äußerer Kreis. Die Steine lagen an der Süd-Ostseite in regelrechtem Halbkreis, im Nordwesten dagegen unregelmäßig. Diese wenig sorgfältige Anordnung der Nordwestseite erklärt sich durch den Einbau der Grabkammer, wobei man die ursprüngliche Lage der Steine zerstörte und sie nicht wieder mit derselben Sorgfalt herumlegte. Auf diese Steine scheint man kleinere bis 1 Zentner schwere und mehr gelegt zu haben, von denen aber nur noch zwei oder drei vorhanden waren. Die anderen sind wohl als Hindernis bei der Beackerung entfernt worden.

Unter der ganzen Steinpackung lag eine Schicht gleichmäßig mit Erde vermischter Sand von 25 cm Dicke (Abb. 5). Darunter eine Schicht erdiger Sand, ungleichmäßiger vermengt; sie ging teilweise in den darunter liegenden reinen etwas lehmhaltigen Sand über. In diesen beiden Schichten lagen

Digitized by Google

im Westen und Südwesten unter den großen Steinen solche von 30 cm durchschnittlichem Durchmesser. Jedoch ist es zweifelhaft, ob sie absichtlich dorthin gelegt worden sind. Ungefähr in der Mitte des Grabmales unter den obenerwähnten drei kleineren Steinen lag die Grabgrube (Abb. 3 A) in die ungleich erdigsandige Schicht und 20 cm tief in den gewachsenen Sand eingesenkt, etwa 50 cm im Durchmesser, angefüllt mit demselben gleichmäßig mit Erde vermischtem Sand wie die Schicht unter den großen Steinen. Sie barg leider ebenfalls nichts, außer zwei winzigen verbrannten Knochenresten. Keine Spur von Gegenständen oder Gefäßresten. Eine frühere Beraubung des Grabes ist wohl ausgeschlossen, da sich die mittleren Steine nicht herausnehmen lassen, ohne einen großen Teil der Anlage vollständig zu zerstören, was nicht der Fall gewesen ist.

Ob der Einbau der Grabkammer in derselben oder einer späteren Zeit veranlaßt worden ist, läßt sich bei dem vollständigen Fehlen von Beigaben nicht feststellen. Jedoch spricht gerade dieses Fehlen von Gegenständen an beiden Stellen für denselben Zeitabschnitt und es liegt die Vermutung nahe, daß es sich bei dieser pompösen Anlage und dem hervorragenden weithin sichtbaren Punkt im Gelände um das Grab eines Fürsten oder Häuptlings und dessen Ehegemahls handelt.

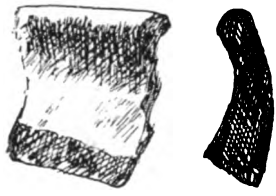


Abb. 6. 1/1 nat. Gr.

Ein zweiter, kleinerer Hügel befindet sich in der Nähe in einer Entfernung von 1500 m nach WNW an der Wegkreuzung Lindenthal-Tupadly, Zernitz-Sagenfeld, bei dem man vor einigen Jahren zwei Gräben im Kreuz durchgezogen haben soll. Demnach scheinen darin keine Steine zu liegen. Ob sonst etwas gefunden wurde, ist mir nicht bekannt geworden.

An Resten von Nachbestattungen fanden sich einige in der Nähe herumliegende Schädelstücke vom Menschen, an denen sich aber nichts weiter feststellen läßt. Etwa 1 m nördlich vom Mittelpunkt lagen in OW-Richtung ganz vermorschte, anscheinend kieferne Holzreste; ob dieselben von einem Brett oder sonstigen Langholz herrührten, ist nicht zu sagen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es die Überreste eines Sarges sind. Nach Aussage des Vogtes von Schedbojewitz soll es ein Sarg gewesen sein, es lag noch mehr Holz dort und ist schon oft ausgepflügt worden. An derselben Stelle hätte auch ein Skelett gelegen, von dem die erwähnten Schädelstücke herrühren sollen. Vor Zeiten wäre auch eine Lanzenspitze gefunden worden. Von alledem ließ sich leider nichts mehr feststellen.

Endlich sind noch fünf Scherben aufgelesen worden, von denen drei des grauen festen Tonmaterials wegen slawisch sein dürften, was ein leicht nach außen gebogener Randscherben zu bestätigen scheint (Abb. 6). Die

Digitized by Google

beiden anderen sind rötlich braun und könnten auch slawisch sein. Die Töpferscheibe ist noch nicht bekannt.

Das Grab bietet ethnologisch und chronologisch ein vollständiges Rätsel. Im ganzen Osten ist ein Grab dieser Anlage nicht bekannt[1]), jedoch ist anzunehmen, daß unser Grab eine verwandte Form der Gräber mit Steinpackung ist. In erster Linie ist diese pompöse Anlage von großen Steinen auffallend, wie letztere in der Nähe sehr selten durchschnittlich faust- bis kindskopfgroß gefunden werden und außer einer winzigen Steinperle auch nicht eine Spur von Inhalt oder Beigaben, ohne daß eine spätere Ausraubung zu erkennen wäre.

Folgt man der Annahme einiger Forscher der Provinz, die Hügelgräber seien sehr wahrscheinlich schon slawisch oder slawisch beeinflußt, so würde die Nachlässigkeit der Bestattung ohne Gefäß und Beigaben wohl zutreffen, jedoch steht dem das sorgfältige Gefüge der Steine entgegen und die bezweifelte slawische Leichenverbrennung. Ferner sprechen für slawische und kurz vorslawische Herkunft das Scherbenmaterial der Nachbestattungen. Den Familienmitgliedern sowie der Gefolgschaft des Verstorbenen war es vielleicht erwünscht, wie im Leben auch im Tode um ihren Herrn versammelt zu sein, so daß sie sich entweder im Grabhügel selbst oder in nächster Nähe desselben beisetzen ließen. Da nun Nachbestattungen in alten Grabanlagen schon in der Bronzezeit üblich waren, an dieser Stelle aber keine bronzezeitlichen Spuren gefunden wurden, obgleich Bronzezeitleute in der Nähe gelebt haben, so ist anzunehmen, daß damals das Grab noch nicht vorhanden und auch diese Stelle als Begräbnisplatz nicht bekannt war. Für eine frühere wie kurzvorslawische Datierung schwinden die Anhaltspunkte vollständig. Die Herkunft dieses Grabes bleibt in tiefes Dunkel gehüllt.

[1]) Selbst Kohn und Mehlis beschreiben keine Anlage dieser Art.

Digitized by Google

Ein Ornament der späten Bronzezeit.

Von Adalbert Bezzenberger, Königsberg i. Pr.

Mit 4 Textabbildungen.

In der Ausschnittzeichnung Abb. 1 sieht man die drei Ringe des durchbrochenen Ringhalskragens von Schönebeck (Berliner Phot. Album II Taf. 14) und zwischen ihnen Verbindungsglieder, die annähernd einem Dreieck entsprechen, von dessen Spitze ein Perpendikel gefällt ist. Solche Verbindungsglieder, nur etwas schärfer ausgeführt, enthält auch ein durchbrochener Ringhalskragen von Schwachenwalde (Bastian u. Voß Bronzeschwerter Taf. III, 26), und ferner begegnen sie an je einem derartigen Halskragen von Mandelkow (Berlin. Album III Taf. 6) und von Kallies (Voß Archiv f. Anthropologie XV, Supplement Taf. XIII, 1), die aber von den vorher genannten sich dadurch unterscheiden, daß sie im Wechsel mit jenen dreiteiligen Verbindungsgliedern einfache Verbindungsstäbe aufweisen, welche den perpendikulären Mittelstäben der dreiteiligen entsprechen.

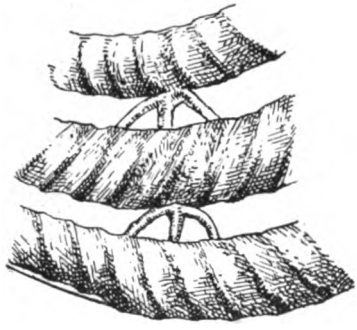


Abb. 1.

Da von diesen beiden Verbindungsarten die durch glatte Stege nicht nur die einfachere war, sondern auch dem etwaigen praktischen Zweck genügte — sie begegnet denn auch wiederholt ausschließlich — so scheinen mir jene mehrteiligen Verbindungen auf diesen einfachen zu beruhen und aus ihnen nur entwickelt zu sein, um die Durchbrechungen mehr zu beleben.

Ihre Herkunft ist dann aber vergessen. Sie wurden als bloßes Ornament empfunden, und zwar zunächst als Ornament, welches Halskragen besonders eignete. Aus den Zwischenräumen der durchbrochenen wurden sie in linearer Ausführung auf die Ringe oder ringartigen Flächen anderer übertragen, wurden in der Folge Gegenstand des Spiels und der Kombination und im

Digitized by Google

Verlauf dieser Entwicklung der Beziehung zu den Halskragen entkleidet und ganz frei verwendet.

Zur Begründung dieser Sätze verweise ich auf die Halskragen Lissauer Altertümer der Bronzezeit Taf. VI, 8 (daher der Ausschnitt Abb. 2), XIV, 1, 5, 7 (Posener Album I Taf. XII), den Halskragenrest Abb. 3 (= Fig. 51 meiner Bronze-Analysen) und die dritte Windung der Armspirale Abb. 4 (= Fig. 64 ebenda).

Abb. 2.

Wer diesen Hinweisen nähertritt, wird mehrmals (Abb. 3, Lissauer XIV 1, 5) neben dem oben behandelten Dreiecksornament alternierende Schrägstrichgruppen sehen. Da diese Verzierung — deren Hervorgehen aus der wechselnden Torsion der „Wendelringe" längst vermutet ist — in der späten Bronzezeit und weit darüber hinaus gang und

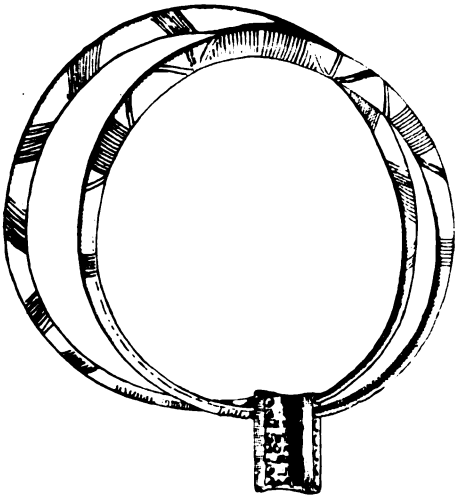


Abb. 3.

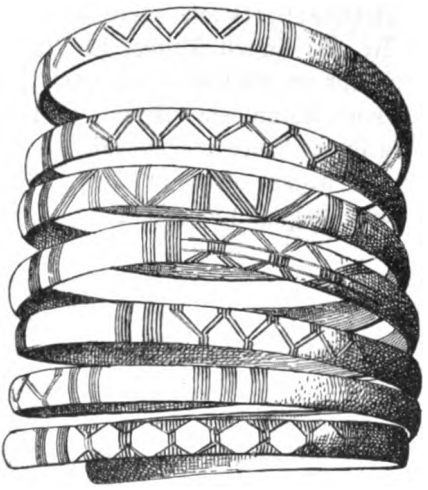


Abb. 4.

gäbe war, kann ihr Auftreten an den erwähnten Stücken zwar ein Spiel des Zufalls sein, ist es aber schwerlich. Ihr Vorkommen an Halskragen neben dem Dreiecksornament macht es vielmehr annehmbar, daß sie gleich diesem und mit diesem von durchbrochenen Ringhalskragen, wie z. B. Abb. 1 übernommen ist, die beide Motive vereinigten, und wenn man nach den Wegen fragt, auf welchen die lineare Nachbildung der wechselnden Torsion sich verbreitet hat, so dürfte hiermit ein sehr wesentlicher gefunden sein.

Digitized by Google

Zum Miltenberger Toutonen-Stein.

Von Dr. F. Quilling, Bad Homburg.

Im röm.-germ. Korresp.-Bl. IV (1911) S. 75 Nr. 41 hat v. Domaszewski eine neue Erklärung des Grenzsteines aus Miltenberg gegeben. Ihr stand von vornherein entgegen, daß hier im Gegensatz zu dem als Analogon angeführten Terminal-Cippus die Buchstaben C(aput) A(gri) usw. untereinander stehen, ohne daß ein Zweck dieser Anordnung einzusehen wäre. Ferner hatte kurz vorher Drexel auf Grund einer Beobachtung Winterhelts die mehr als wahrscheinliche Vermutung aufgestellt (ORL, Nr. 38: Kastell Altstadt bei Miltenberg) die Inschrift des Steines sei überhaupt unvollendet geblieben. Danach sind also die Buchstaben C, A, H, F keine Notae, sondern nur Zeilenanfänge. Wie die Zeilen-Ausschreibungen gelautet haben mögen, läßt sich natürlich mit Sicherheit nicht mehr feststellen, alle Ergänzungen in dieser Hinsicht müssen Hypothesen bleiben; dies soll auch für die folgende Deutung Geltung behalten. Ich möchte vorschlagen:

INTER
TOVTONOS
C[IMBROS]
A[MBRONES]
H[OC TERMINO]
F[INITVM]

Wie die beiden letzten Zeilen geheißen haben, ist, da es sich zweifellos um einen Grenzstein handelt, ziemlich gleichgültig. Das Hauptgewicht ruht auf der Ergänzung der zwei auf Toutonos folgenden Reihen. Sie zu stützen, bedarf es nur des Hinweises auf die beiden ganz in der Nähe des Toutonensteines gefundenen Weih-Inschriften an den Mercurius Cimbrianus, die schon längst die Annahme nahelegten, daß außer den Teutonen[1]) auch versprengte Reste der Kimbern am Maine bei Miltenberg sich niedergelassen hatten. Sollte die Möglichkeit ganz undenkbar sein, daß die Ambronen, die sich den Kimbern und Teutonen angeschlossen hatten und stets mit ihnen zusammen genannt werden, hier ebenfalls eine Zuflucht gefunden hatten?

[1]) Vgl. Kossinna, Westd. Zeitschr. IX (1890), S. 213.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Bericht über die wissenschaftliche Ordnung und Vermehrung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums für das Fürstentum Lüneburg in den Jahren 1908/13

durch Michael Martin Lienau.

Mit einem Plan der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums in Lüneburg.

Schrank 1. **Steinzeit.**
Dieser Schrank enthält fast ausschließlich Grabungsfunde des Berichterstatters, und zwar aus Gräbern.

Schrank 2. **Steinzeit.**
Steinzeitliche Einzelfunde, hauptsächlich undurchlochte Feuersteinäxte. (Nach „Typen" chronologisch geordnet.)

Schaukasten I. **Steinzeit.**
Meist Einzelfunde (Nach „Typen" geordnet).

Schrank 3. **Bronzezeit.**
Grabungsfunde des Berichterstatters aus Gräbern (Grabhügeln).

Regale über den Schränken 1/3. **Bronzezeit.**
Einzeln gefundene (eingelieferte) Urnen. (Versuch einer „chronologischen" Ordnung.)

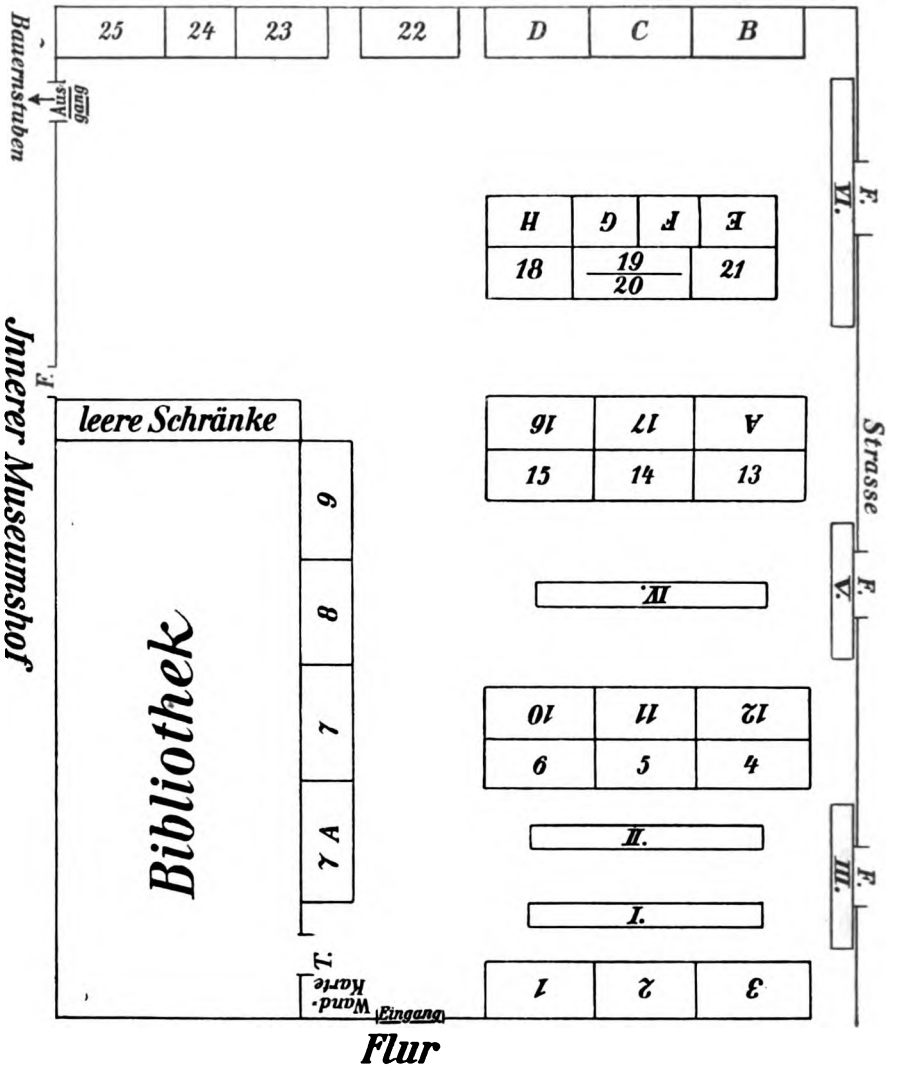
Schaukasten II. **Bronzezeit.**
Teils Einzelfunde, teils ältere Grabungen. (Nach „Montelius-Perioden" geordnet.)

Schaukasten III. **Bronzezeit.**
Grabungsfunde des Berichterstatters aus Gräbern (Grabhügeln). Außerdem ein älterer Sichel-Werkstattfund aus der angekauften „Sammlung Dr. Heintzell, Lüneburg".

Digitized by Google

Schrank 4. **Späteste Bronzezeit** (Montelius V).

Grabungsfunde des Berichterstatters aus Grabhügeln [Melbeck] u. Steinpflastern [Ohlendorf bei Ramelsloh].



Schrank 5. **Vorrömische Eisenzeit** (Schwantes I bis IIb).

Grabungsfunde des Berichterstatters aus Grabhügeln [Deutsch-Evern], Steinpflastern [Bruchtorf] und Urnenfeld [Weste].

Schrank 6. **Vorrömische Eisenzeit** (Schwantes IIa/b).

Grabungsfunde des Berichterstatters aus Gräbern (Urnenfeld Harmstorf).

Digitized by Google

Regale über den Schränken 4/6. **Vorrömische Eisenzeit** (Schwantes I bis IIb).

Einzeln gefundene (eingelieferte) Urnen.

Schrank 7A. **Vorrömische Eisenzeit.** (Schwantes IIa/b/c.)

„Grabungsfunde aus Gräbern" der Herren Dr. Reinecke und Architekt Krüger und des Berichterstatters, wie auch ältere Funde (Urnenfelder: Stubben, Wendhausen, Brackel, Dahlenburg).

Schrank 7. **Vorrömische Eisenzeit.** (Schwantes IIc. und auch später.)

Ältere Grabung und Geschenk des Herrn Kantor Mente, Rebenstorf-Lüchow (Urnenfeld Thurau).

Schrank 8. **Vorrömische Eisenzeit.** (Schwantes II bis IV.)

Grabungsfunde des Berichterstatters aus Gräbern (Urnenfelder: Katemin a. Elbe und Glienitz a. Elbe). Außerdem einige ältere Funde.

Schrank 9. **Römische Eisenzeit.**

1. Urnenfeld Bahrendorf (Kr. Dannenberg). 50 vor bis 250 nach Chr.

   (Ältere Grabung des Herrn Keetz, welcher einen anderen Teil dieses Urnenfeldes ins „Naturhistorische Museum in Hamburg" verkaufte.)

2. Urnenfeld Boltersen (siehe auch Schrank 16). Chr. Geb. bis 300 nach Chr. (und mit einigen Gräbern 2 Jahrhunderte darüber hinaus). Ältere Grabung des Herrn Professors Th. Meyer, Lüneburg.

Schränke 10 bis 15. Regale über den Schränken 10 bis 12 und Schaukasten IV. **Römische Eisenzeit.**

Urnenfeld Rebenstorf. Chr. Geb. bis 300 nach Chr.
Ältere Grabung und Geschenk des Herrn Kantor Mente, Rebenstorf-Lüchow.

Regale über den Schränken 13, 14, 15. **Vorrömische Eisenzeit** (Schwantes III/IV) und **Römische Eisenzeit.**

Einzeln gefundene (eingelieferte) Urnen.

Schaukasten V. Einzelfunde, hauptsächlich **Römische Eisenzeit.**

Schrank 16. **Römische Eisenzeit.**

Urnenfeld Boltersen (siehe Schrank 9). Chr. Geb. bis 300 nach Chr.

Schrank 17. **Spätere Römische Eisenzeit.**

1. Heiligenthal, ältere Funde aus 3 (vielleicht natürlichen) größeren Hügeln. 200 nach bis 350 nach Chr.
2. Zeltberg bei Lüneburg, sehr kleine Hügel. 200 nach bis 300 nach Chr. Grabung des Berichterstatters.
3. Nahrendorf (nur Zeichnungen; die Urnen stehen bei einem Kaufmann in Nahrendorf). 200 nach bis 300 nach Chr.

Außerdem einige ältere Funde, darunter die „Terrasigillata-Schale von Barskamp" und „der Bronzekessel von Stolzenau". (Dieser Fund von „Stolzenau" ist **der einzige** der Lüneburger vorgeschichtlichen Museumsabteilung, der nicht aus dem Regierungsbezirke [Fürstentume] Lüneburg stammt. Alle anderen, anderswoher stammenden Funde sind vom Berichterstatter magaziniert worden.)

Digitized by Google

Schaukasten VI. **Römische Eisenzeit.**

Urnenfeld Westerfunderberg (Grabung des Berichterstatters). Chr. Geb. bis 200 nach Chr.

Schrank 18. Die wenigen **Funde der Völkerwanderungszeiten.**

Zeit: etwa 300 nach bis 700 nach Chr. (Man lese die Grabungsberichte des Berichterstatters über *1912* [in diesem Mannus-Band VI] unter **2.** Zeltberg und **3.** Stelle.)

Schrank 19. Sammlung des Ortsvorstehers Wilkens in Stelle. Bronzezeit und **Karolingerzeit** (und zwar 9./10. Jahrh.).

Schrank 20. **Etwa 8. Jahrh. nach Chr.** Grabungsfunde des Berichterstatters aus Grabhügeln. **Außerdem Spätkarolingisches und Slawisches.**

Schrank 21. **Mittelalter.**

Schränke A bis H. **Sammlung der Frau Emmi Meyer, geb. Neidhardt, Haarstorf.**

1. Schränke A bis E. (Reihenfolge A, E, B, C, D.) **Römische Eisenzeit.** Urnenfeld Rieste, 100 (50) vor Chr. bis 200 nach Chr.

Ältere, aber ausgezeichnete Grabung des Herrn Gutsbesitzers Meyer-Haarstorf.

Die Aufstellung „nach Gräbern" hat Berichterstatter ausgeführt.

2. Schränke F bis H.

Schrank F.

Teile des Urnenfeldes Nienbüttel (Zeit wie vorstehend Rieste) und Einzelfunde verschiedener Zeiten.

Schrank G.

Kleine Grabhügel Wessenstedt (Schwantes I).

Schrank H. Funde aus bronzezeitlichen und steinzeitlichen Grabhügeln.

Die Funde in den Schränken G./H. rühren gleichfalls von älteren, aber ausgezeichneten Grabungen des Herrn Gutsbesitzers Meyer-Haarstorf her.

Schrank 22. **Vorrömische Eisenzeit.**

Einzelfunde (darunter ein rot bemalter Scherben).

Schränke 23/24. Oben **Vorgeschichtliche u. Mittelalterliche Eisengewinnung.** Unten **Mittelalter.** Grabungen des Berichterstatters.

Grabung des Berichterstatters auf dem „Kneterberge" in Dahlenburg. (Man vergleiche die Lüneburger Grabungsberichte in dem nächsten Mannus-Hefte unter „Kneterberg, Dahlenburg".)

Schrank 25. **Verschiedene Zeiten.**

Letzte Grabungen des Berichterstatters. (Man vergleiche die Lüneburger Grabungsberichte [in dem nächsten Mannus-Hefte] unter **1913,** 1, 2, 4.)

* * *

Digitized by Google

Noch ist darauf aufmerksam zu machen, daß auf dem inneren Museumshofe zu Lüneburg verschiedene Gräber vom Berichterstatter oder auf dessen Veranlassung wie in situ aufgestellt worden sind, nämlich:

1. Ein ovaler Steinsarkophag aus der III. Bronzeperiode, Melbeck.
2. Eine kleine Megalith-Grabkammer, Molbath (wird noch aufgestellt).
3./4. Zwei Knochenlager vom Urnenfelde Harmstorf (frühe Eisenzeit, Schwantes II a,b).
5. Eine Opferstätte aus einem kleinen früheisenzeitlichen (Schwantes I.) Hügel, Deutsch-Evern.
6. Eine Urne mit Steinpodium aus einem früheisenzeitlichen Steinpflaster (Schwantes II a, b), Bruchtorf.
   Die Urne ist nachgebildet, das Original steht in der Abteilung, Schrank 5.
7. Eine Urne mit Steinmantel aus dem früheisenzeitlichen Urnenfeld Harmstorf (vgl. vorstehend 3/4). Das Original der Urne steht in der Abteilung, Schrank 6.
   Der Steinmantel ist so weit entfernt, daß die Urne sichtbar wird. (Man vergleiche die Photographie eines dicht schließenden Steinmantels in Schrank 6.)
8. Ein Sonnenstein (Menhir) oder Grabstele. Grabhügel Riedlingen, wahrscheinlich steinzeitlich (man vergleiche „Mannus V, 3, S. 206/207).
9. Ein Stein, den Berichterstatter als astronomischen Richtstein anspricht (man vergleiche „Mannus“ V, 3, S. 208/9), Deutsch-Evern.
10. Ein Stein aus einem wahrscheinlich spätsteinzeitlichen Grabhügel bei Oldendorf, Ldkr. Lüneburg: mit „Näpfchen“, die aber in diesem Falle natürliche, durch Erosion entstandene sind.

Zum Schlusse empfiehlt der Berichterstatter den Besuchern des Lüneburger Museums dringend folgende, mit der Bahn leicht zu machende Ausflüge behufs Besichtigung von herrlichen Megalith-Gräbern:

1. Im Forste „Schieringen“ (Haltestelle der Klein-Bahn: Dahlenburg [Staatsbahnhof] Bleckede—Lüneburg).
   Herr Förster Güntherodt, Forsthaus Schieringen (20 Minuten von der Haltestelle), wird, bei Überbringung eines Grußes vom Berichterstatter, gern jede Auskunft erteilen. Ein „Hünenbett“ liegt unmittelbar neben der Haltestelle.
2. Mit diesem Ausfluge läßt sich verbinden die Besichtigung der Steinzeitgräber bei Tosterglope (dies ist die Station vor Schieringen), nämlich des langen Erdhünenbettes auf dem Krähenberge (Hofbes. Tiedemann wird gewiß gern Führung mitgeben) (vgl. Lüneb. Mus.-Blätter Heft 8 S. 316/17 u. S. 309) und zweier Steinzeitgräber (einer Kammer mit nicht aufliegenden Quersteinen und eines kleinen Hünenbettes ohne Kammer), zu welchen letzteren Herr Ortsvorsteher Sauke gewiß auf Bitte führen wird.
3. Auch das wundervolle „Hünenbett“ im Kleckerwalde bei Harburg (vgl. die Lüneburger Grabungsberichte in dem nächsten Mannus-Hefte unter 1913 hinter 5) ist von Lüneburg aus gut zu besichtigen (Lüneburg—Buchholz—Station Klecken). Wer Zeit hat, den Herrn Förster (Forsthaus nicht weit vom „Hünenbette“) aufzusuchen, kann unter dessen freundlichem Geleite auch einen Grabhügel besuchen, dessen Fuß noch mit großen Steinen umstellt ist.
4. Leicht zu erreichen sind zwei bei Lüneburg gelegene Hügelgruppen:
   A. Die von Deutsch-Evern, Bronzezeit und frühe Eisenzeit (L. Mus.-Bl., Heft 5 u. Urnenfriedhöfe v. Niedersachsen I, 1/2). Meldung bei Herrn

Digitized by Google

Plantagenbesitzer Soltwedel, Deutsch-Evern, mit Gruß vom Berichterstatter. (Der „Königshügel"! in der Heide des Herrn Baumschulenbesitzers Harms.) In der Nähe „der Petersberg": schöner Aussichtspunkt!

B. Die steinzeitliche Hügel-Gruppe bei Melbeck in der Heide des Herrn Gutsbesitzers Hagelberg.

Einer von den 3 Hügeln ist der größeste (dem Berichterstatter bekannte) Rundhügel der Lüneburger Heide.

Die Zugehörigkeit dieser Hügelgruppe, jedenfalls des „großen" Hügels, zur Steinzeit hat Berichterstatter zwar ermittelt, aber eine Untersuchung der Hügel hält Berichterstatter „im Interesse der Grabhügel-Kunde" nicht für angebracht. Es wird hohe Zeit, daß einige Grabhügel- (Rundhügel-) Gruppen in der Lüneburger Heide staatlich geschützt werden, wie dies mit Megalith-Gräbern bereits — leider erst in letzter Stunde — geschehen ist.

Der Kölner Vortrag des Berichterstatters über „Megalith-Gräber und sonstige Grabformen der Lüneburger Gegend" ist als Nr. 13 der Mannusbibliothek erschienen.

Digitized by Google

IV. Bücherbesprechungen.

Friedrich Henkel, Die römischen Fingerringe der Rheinlande und der benachbarten Gebiete. 1. Textband von XXVIII u. 387 Seiten mit 262 Textabbildungen. 2. Tafelband mit 80 Lichtdrucktafeln. Verlag Georg Reimer in Berlin. Preis 100 Mk.

Einst pflegte eine aufs Antiquarische gerichtete Archäologie mit Vorliebe den kleinsten Erzeugnissen der Tektonik, der endlosen Reihe der Geräte, ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Dann aber kam seit Winckelmann die Richtung der vornehmen Archäologie der Kunst auf, die dem Kleingerät nur zuweilen einen Seitenblick gönnt, und auch nur dann, wenn es etwa bezeugen soll, daß auch auf dem unscheinbarsten Gebrauchsgegenstande der Alten noch ein Schimmer griechischer Formenschönheit ruhte. Seit dem Aufkommen dieser Richtung traten die sog. Kleinaltertümer völlig in den Hintergrund; um die große Reihe der Geräte und Schmucksachen hat sich eingehend seitdem eigentlich niemand bekümmert.

Ganz anders hat sich die vorgeschichtliche Archäologie entwickelt. In ihrem Arbeitsgebiete hat es nie einen Unterschied zwischen „Großkunst" und „Kleinkunst" wie in der klassischen Archäologie gegeben. Wohl hat es auch hier Zeiten gegeben, in denen man z. B. das unscheinbare und verrostete Eisengerät nicht gesammelt und beachtet hat. Im allgemeinen hat man aber auf diesem Gebiete sehr früh begriffen, daß ein jeder Gegenstand des Aufhebens wert ist, und daß gerade der unscheinbarste Gegenstand wissenschaftlich oft der wichtigste ist. Und deshalb hat sich gerade auf diesem Gebiete das oft angeführte Wort des Altmeisters der klassischen Archäologie E. Gerhard „Monumentum artis qui unum vidit nullum vidit, qui mille vidit, unum vidit" in seiner wahren Bedeutung gezeigt. Hier auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Archäologie erkannte man es als die erste Aufgabe der Forschung, möglichst viel Vergleichsmaterial zusammenzutragen; dann erst wird man das für den Gegenstand Wesentliche von dem Zufälligen scheiden können. Und so wurde hier auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Archäologie die sog. typologische Methode gefunden, eine Methode, deren Ausbau wir bekanntlich unserem Altmeister Oscar Montelius verdanken.

Wenn jetzt in den letzten Jahren die klassischen Archäologen sich mehr und mehr dem Studium der Kleinaltertümer wieder zuwenden, so kann man darin wohl einen beginnenden Einfluß der sog. Prähistorie sehen; alle diese klassischen Archäologen haben einfach die Methode der Prähistorie übernommen. Nur sträuben sich die meisten dieser Forscher in der Öffentlichkeit dies zu bekennen und die junge Wissenschaft der Vorgeschichte als solche anzuerkennen.

Wieder einen Schritt vorwärts auf dem Wege der Annäherung und des Ausgleiches zwischen beiden Schwesterwissenschaften bedeutet ein vor kurzem erschienenes Prachtwerk, das wir mit Freuden hier begrüßen können. Nach jahrzehntelangen Vorbereitungen ist endlich mit Unterstützung der römisch-germanischen Kommission des kaiserlich archäologischen

Digitized by Google

Institutes das große Prachtwerk von Friedrich Henkel über die römischen Fingerringe der Rheinlande erschienen.

Die hier gegebene erstmalige systematische Behandlung einer teils typologisch, teils chronologisch geordneten Masse von römischen Fingerringen erstreckt sich auf fast 2300, zum weitaus größten Teil bisher unveröffentlichte Stücke. Alles, was an römischen Fingerringen in Deutschland, in der Schweiz und in den Niederlanden gefunden worden ist und noch erreichbar war, hat man zusammenzubringen sich redlich bemüht [1]). Die verschollenen Ringe sind im Anhange beigefügt und die Abbildungen nach früheren Veröffentlichungen wiederholt. Infolge der amtlichen Förderung der Arbeiten durch das kaiserlich archäologische Institut konnte auch zahlreicher fürstlicher Privatbesitz, der sonst dem Forscher nicht zugänglich zu sein pflegt — wir Prähistoriker können darüber oft recht bitter klagen — ausgenutzt werden, ebenso sämtliche bekannte Privatsammlungen. Jedenfalls ist nichts unversucht gelassen, um die Sammlung möglichst vollständig zu machen.

Das Hauptgewicht des Werkes ist, wie bei einer Materialpublikation großen Stiles erforderlich, auf eine gute Beschreibung und Abbildung gelegt. Die Beschreibung der Ringe geschah im Anschluß an die Tafeln, auf welchen sie nach dem Material getrennt meist in mehreren Stellungen in genauer natürlicher Größe abgebildet worden sind. Infolge der Anwendung eines von dem Verfasser selbst erfundenen Verfahrens war es ihm möglich, die Ringe ohne irgend welches störendes Beiwerk aufzunehmen, so daß sie im Lichtdruck nicht ausgedeckt zu werden brauchten und daher ihre natürlichen Schatten behalten konnten. Gerade auf dieses Verfahren möchte ich unsere Forscher auf das dringendste hinweisen. Die Lichtdrucke sind braun getönt und enthalten je zwischen 60—70 Einzelbilder.

Der Verfasser hat sich nun aber nicht damit begnügt, das nach neuen Grundsätzen geordnete Material nur beschreibend darzubieten, sondern er hat auch eine tunlichst vollständige wissenschaftliche Verarbeitung nach Formenentwicklung und Zeit, nach der Technik, den Inschriften und mannigfaltigen kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten geboten. Die hierzu gemachten, vor 22 Jahren begonnenen Vorarbeiten, wissenschaftlicher und technischer Art, waren außerordentlich eingehend und umfangreich; die vorhandene Literatur wie auch die bisher zum weitaus größten Teil unveröffentlichten Fundstücke anderer Gegenden des ehemaligen römischen Reiches sind ausgiebig zum Vergleich herangezogen worden.

So hat denn das Werk infolge einer besonders glücklichen Verbindung der notwendigen Voraussetzungen den Charakter eines Handbuches der römischen Fingerringe erhalten, der es vielen schätzenswert machen wird. Kein Forscher, der überhaupt über Ringe arbeitet, darf an ihm vorübergehen, und so können wir das Buch den Prähistorikern zum Studium nur angelegentlichst empfehlen.

Wernigerode a. H. Hugo Mötefindt.

A. Götze, Die altthüringischen Funde von Weimar (5.—7. Jahrhundert nach Chr.). Germanische Funde aus der Völkerwanderungszeit. Verlegt bei Ernst Wasmuth A. G. Berlin 1912. 73 Seiten, 19 Tafeln, 2 Pläne u. Textabbildungen.

An des gleichen Verfassers „Gotische Schnallen" schließt sich ebenbürtig die Veröffentlichung des einzigen großen thüringischen Gräberfeldes aus der Merowingerzeit an.

Nicht weniger als acht Fundstellen aus dieser Periode hat Weimar aufzuweisen: das große Gräberfeld mit 88 Gräbern, zu denen noch 43 Einzelfunde aus zerstörten Gräbern

[1]) Es liegt in der Natur der Sache, daß eine derartige Statistik trotz aller Mühe und allen Fleißes nicht vollständig sein kann; ich bitte deshalb alle Forscher und Sammler, alles ihnen bekannte in dem vorliegenden Werke nicht berücksichtigte Material mir mitzuteilen, da Herr Prof. Henkel gemeinsam mit mir dieses Material in einem in den Bonner Jahrbüchern zu veröffentlichenden „Nachtrage" bekannt zu geben beabsichtigt.

Digitized by Google

kommen, die sich z. T. in den Friedhof einordnen lassen (zur Hälfte im Städtischen Museum in Weimar, zur Hälfte im Museum für Völkerkunde in Berlin), 3 Gräber in der Kohlstraße (in Privatbesitz), ungefähr 6 Gräber in der Lassenstraße, 1 Grab in der Cranachstraße (Weimar); Funde vom Horn (Berlin, Museum f. Völkerk.), Gräber am Bahnhof Oberweimar (Privatbesitz). Ferner fanden sich hier Wohnstätten in der Brunnenstraße und der Marstallstraße (Museum Weimar). Der letztgenannte Fund enthält freilich meist slawische und spätmittelalterliche Scherben, wodurch die Zeitstellung zweifelhaft wird.

Die Veröffentlichung behandelt alle diese Funde mit Ausnahme der in Berlin befindlichen Gräber des großen Friedhofs, für die eine Sonderveröffentlichung in der Prähistorischen Zeitschrift geplant ist. Doch ist auch aus diesen Gräbern eine Anzahl wichtiger Stücke im Text abgebildet.

Der Text zerfällt in einen allgemeinen Teil, der die Ergebnisse unter Mitheranziehung der nicht veröffentlichten Funde gibt, ferner technische und chronologische Fragen behandelt, und in eine Aufzählung der Fundstücke Grab für Grab. Ein Plan verzeichnet die einzelnen Fundstellen in Weimar und seiner Umgebung, ein anderer gibt die Lage der Gräber auf dem großen Friedhof an. Die Fundstücke, auch einige Gräberansichten, finden sich im Text als Autotypien verteilt, zumeist aber auf mustergültig scharfen Lichtdrucktafeln (darunter einer farbigen), die sogar die Zeichnung der Goldfolien unter den Almandinen erkennen lassen. Diese Folien sind im Text noch einmal zusammengestellt, ebenso wie die Punzen. Vielleicht hätte sich eine solche Zusammenfassung auch für die Formen und Farben der Perlen empfohlen.

Der Friedhof ist ein Reihengräberfeld mit großen, z. T. vielleicht ursprünglichen Lücken. Männer-, Frauen- und Kindergräber sind örtlich nicht getrennt. Auch drei Pferdegräber kommen vor. Die Richtung der Gräber ist im allgemeinen Ostnordost-Westsüdwest, Kopf nach Westsüdwest. Ihre Tiefe beträgt 1,50—3 m. Spuren von Särgen haben sich mehrfach gefunden. Daneben zeigen Kohlenreste, daß man vor oder nach der Beisetzung Feuer in der Grube angezündet hat. Die Skelette liegen zumeist gestreckt auf dem Rücken. Einige liegende Hocker scheinen in eine andere Zeit zu gehören.

Der östliche Teil des Gräberfeldes enthält Formen, die noch in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts weisen (die reichliche Verwendung von Almandinen, die Vorliebe für massiv goldnen Schmuck, Schwalbenschwanzenden an den Fibeln usw.). Dagegen finden sich am westlichen Ende eine Schnalle und eine Scheibenfibel mit Tierköpfen des Zweiten Stils. Diese sowie andere Stücke setzen das Ende des Friedhofes ins 7. Jahrhundert.

Die Bestattung in fester Reihenfolge hat eine Datierung von drei Spinnwirteltypen ermöglicht: eine älteste Form, eine dicke Kalksteinscheibe, reicht noch in das Gräberfeld hinein; im östlichen Teil herrscht ein polyedrischer Kristallwirtel, der im westlichen Teil einem großen grünen Glaswirtel mit weißen Einlagen gewichen ist.

Die Formen weisen mehr nach dem gotischen Osten und Süden, als nach dem fränkischen Westen. Die reichen goldenen Kastenfibeln kommen nicht vor, wie auch die tauschierten Eisenschnallen des 7. Jahrhunderts fehlen. Dagegen tritt in Weimar die Tauschierung in Gestalt einfacher Silberstriche auf kleinen eisernen Schnallen in den frühesten Gräbern auf, um später zu verschwinden.

Berlin. S. Lissauer.

Dr. **Peter Thomsen,** Kompendium der palästinischen Altertumskunde, mit 42 Abbildungen nach eigenen Aufnahmen des Verfassers; Tübingen. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1913.

Das Buch faßt die Ergebnisse der Grabungen und der sonstigen Denkmälerforschung im Heiligen Lande von der älteren Steinzeit bis zu den Tagen der byzantinischen Herrschaft, an einigen Stellen bis zur Araber- und Kreuzfahrerzeit, in einem kurzen, von zahlreichen

Digitized by Google

Literaturnachweisen begleiteten Text zusammen. Die Anordnung ist sachlich, nicht zeitlich, wodurch die Zeitstellung der verschiedenen Formen öfters im Unklaren bleibt.

Freilich scheint eine genaue Scheidung der Fundgruppen noch nicht in allem durchführbar zu sein, vielleicht wegen des Vorherrschens der Siedlungsfunde und der Sitte, die Toten bei ihren Vätern zu bestatten. Auch sind ganze Gruppen wie die Megalithdenkmäler und die Grabhügel wenig oder gar nicht erforscht.

Wie in Europa scheidet man auch hier ältere und jüngere Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Das Ende der älteren Steinzeit wird auf 10000 vor Chr. angesetzt; das Chelléen und Acheuléen kommt auf den Hochebenen des Ost- und Westjordanlandes vor, das Moustérien in Syrien und Phönikien. Im Solutréen und Magdalénien beginnt die Besiedlung ins Jordantal hinabzusteigen.

Das frühe Neolithikum ist durch das mikrolithische Tardenoisien, das makrolithische Flénusien und durch das Campignien mit Steinbeilen, Meißeln und Spaltern vertreten. Das Campignien findet sich schon an der Meeresküste. Im jüngeren Neolithikum, dessen Ende um 2500 angesetzt wird, erscheinen dann geschliffene Steinbeile, Meißel, feine Messerklingen, Schaber, Sägen, gelegentlich von bedeutender Länge. Doch geht der Gebrauch von Steinwerkzeugen bis in die Königszeit (also in das 1. Jahrtausend) fort. In den Beginn der Bronzezeit fällt wahrscheinlich die Einwanderung der ersten Semiten. Doch macht diese sich so wenig wie die späteren in den Funden bemerkbar. In der seit der jüngeren Steinzeit nachweisbaren Keramik läßt sich erst in der Mitte des 2. Jahrtausends ein tieferer Einschnitt machen: Um diese Zeit setzt bei ihr ein starker ägäischer Einfluß ein. Mit dem 12. Jahrhundert gehen diese Formen durch Abwandlung in neue über. Um 1200 wird auch der Beginn der Eisenzeit anzusetzen sein, der vielleicht im Zusammenhang mit der Einwanderung der Philister steht. Diesem Volke gehören offenbar einige rechteckige Gräber in Geser aus Mauerwerk mit Beigaben aus Silber, Bronze und Alabaster an.

Von den Grabformen gehören die verschiedenen Arten der Dolmen und die zum Teil mit falschem Gewölbe gedeckten Ganggräber wohl der jüngeren Steinzeit an. Die Dolmen scheinen zum Teil wenigstens der Beisetzung von Leichenbrand gedient zu haben. Eine Verbrennungsstelle für Leichen aus der Steinzeit fand sich in einer Höhle bei Geser, die in der Bronzezeit in ein Schachtgrab umgewandelt worden war. Diese Schacht- oder Brunnengräber werden gekennzeichnet durch einen senkrechten, nach unten sich verjüngenden, runden Schacht, der durch eine Öffnung in der Wandung mit der eigentlichen Grabhöhle in Verbindung steht. Im Norden, in der Ebene, sind sie aus Mauerwerk aufgeführt und mit falschem oder echtem Gewölbe gedeckt In der frühen Eisenzeit wird der Schacht in die Grabkammer selbst geführt. Alle diese Gräber sind, wie auch die späteren, Massengräber für Skelettbestattung.

Ich habe hier nur einige Punkte aus dem reichen Inhalt herausgegriffen, der die wichtigen wissenschaftlichen Fragen und Meinungen zum mindesten erwähnt.

Berlin. S. Lissauer.

V. Nachrichten.

Am 20. Juli hat unser Mitglied cand. phil. Joseph Kostrzewski mit einer außerordentlich fleißigen, erschöpfenden Dissertation über die „Latène-Kultur der Ostgermanen", ebenso am 30. Juli unser Mitglied cand. phil. Alfred Plettke mit einer ausgezeichneten Dissertation über „Heimat und Ausbreitung der Angeln und Sachsen" bei der philosophischen Fakultät der Berliner Universität die Doktorprüfung bestanden.

Digitized by Google

Paul Höfer †.

Am 8. Oktober verschied nach schwerem Leiden im 70. Lebensjahre Professor Dr. Paul Höfer in Blankenburg a. Harz, Mitgründer und in den ersten Jahren ihres Bestehens auch Ausschußmitglied unserer Gesellschaft.

Geboren am 3. März 1845 zu Craja in der Provinz Sachsen, hat er sein ganzes Leben im Harzlande zugebracht, teils im anhaltischen, teils im hannoverschen Anteile, meist aber in seiner Heimatsprovinz. Von Hause aus Geschichtsforscher, wurde er durch seine Forschungen über die Römerkriege in Nordwestdeutschland und die thüringisch-fränkischen Kriege der Merowingerzeit frühzeitig der heimischen Archäologie zugeführt, in die er sich mit Liebe und Fleiß immer tiefer hineinarbeitete, so daß er nicht nur als der genaueste Kenner der Vorgeschichte des Harzgebietes galt, sondern unstreitig auch mehr als die meisten Provinzialarchäologen der älteren Generation in allgemein deutscher Vorgeschichte mitzureden befugt war. Als ihn im Jahre 1889 ein schweres Nervenleiden, von dem er sich nie mehr ganz erholt hat, sein Schulamt aufzugeben zwang, widmete er seine ganze noch vorhandene Arbeitskraft der Sache der vor- und frühgeschichtlichen Archäologie. Die sächsisch-thüringische Steinzeit und früheste Bronzezeit, die Hausurnen und die Zeit der Sachsenkaiser waren Lieblingsgebiete seiner archäologischen Arbeit.

Unvergängliche Verdienste hat er sich durch die Ordnung, Einrichtung und Vermehrung des Fürst-Otto-Museums in Wernigerode erworben, eine der bedeutendsten Sammlungen für Vor- und Frühgeschichte der Provinz Sachsen, die er 1897 der Öffentlichkeit zugänglich machte. Von wichtigen Ausgrabungen, die er leitete, seien genannt: der mittelalterliche Königshof zu Bodfeld im Harz 1898—1901, der große Hügel (Schneiderberg) bei Baalberge 1901 und der Pohlsberg bei Latdorf 1904, letztere beide in der Nähe von Bernburg, wo Höfer in den 80er Jahren als Gymnasiallehrer gewirkt hatte und zeitlebens einen entscheidenden sehr günstigen Einfluß zugunsten unserer Wissenschaft ausübte. Das zeigte sich auch an seiner Mitwirkung bei der Einrichtung des Altertumsmuseum der Stadt Bernburg 1909 und des Merkelschen Kataloges dazu (1911); vgl. Mannus III, S. 299 f. Höfer gehörte zum Vorstande des Harz-Geschichtsvereins und seit 1905 zur Redaktionskommission der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder.

Seine Hauptschriften zur Vorgeschichte sind: Das erste Auftreten des Eisens im Nordharzgebiete, 1896 (Korresp. Blatt d. Ges. Ver.); Steinkisten und Hausurnen von Hoym, 1898 (Zeitschr. d. Harzvereins Bd. 31); die Ausgrabung des Königshofes Bodfeld, 1902 (ebd. Bd. 35); Archäologische Probleme in der Prov. Sachsen, Halle 1904; Baalberge, 1902 (Jahresschrift f. Vorgeschichte Bd. 1); der Pohlsberg bei Latdorf, Kr. Bernburg, 1905 (ebd. Bd. 4); der Leubinger Hügel, 1906 (ebd. Bd. 5); die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, Würzburg 1909 (mit Götze und Zschiesche). — Unter seinen Schriften zur Frühgeschichte seien genannt: der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 nach Chr., Bernburg 1884, 1885[2]; die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz, Leipzig 1888; die sächsische Legende zum thüringisch-fränkischen Kriege 531, 1906; die Frankenherrschaft in der Harzlandschaft, 1907.

Für unsere Gesellschaft zeigte Höfer von Beginn an die größte Begeisterung und trotz seines damals gerade wieder stärker auftretenden Leidens brachte er ihr das für ihn große Opfer, zur Gründungsversammlung persönlich in Berlin zu erscheinen. Auch in dem Abriß meines Lebens, den er 1909 in der „Deutschen Erde" (S. 66 f.) veröffentlichte, zeigte er, welch hohen Wert er dem Bestehen unserer Gesellschaft beimaß. In die vorgeschichtliche Forschung im Harzgebiet wird sein Tod zunächst eine schmerzliche Lücke reißen.

Ein Bild der äußeren Erscheinung Höfers geben die beiden Aufnahmen des Großen und des Kleinen Hünensteins (Menhirs) von Benzingerode am Harz, die ich der Abhandlung Devoirs über „urzeitliche Astronomie" einverleibt habe: Mannus I, 1909, Taf. XIV, Abb. 2 und 3. G. K.

Digitized by Google

Kriegsnachrichten.

Am 23. September starb den Heldentod für das Vaterland der Vorstand der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen und der Bibliothek in Donaueschingen, Professor Otto Heinrich als Oberleutnant der Reserve und Kompagnieführer im Inf.-Rgt. Nr. 169, im Alter von 38 Jahren. Er stammte aus Pforzheim, war im badischen Schuldienst tätig, wurde später Lehrer des Erbprinzen von Fürstenberg, erhielt Ostern 1910 den Titel Professor und kam 1911 an das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, um die Technik des Museumsdienstes kennen zu lernen. Da zu den Donaueschinger Sammlungen, zu deren Leiter er vorausbestimmt war, auch eine vorgeschichtliche Abteilung gehört, so nahm er damals zugleich die Gelegenheit wahr, 2 Semester lang (1911—12) an meinen Übungen teilzunehmen, um in die Methode und den Stoff vorgeschichtlicher Forschung eingeführt zu werden. Wie alle, die unserer Wissenschaft sich ernstlich zuwenden, fand er an ihr großen Geschmack und so begrüßte er es auch mit Freude und Dank, als ich ihn einlud, die Fahrt der Fachleute unserer Gesellschaft zum 1. baltischen Archäologen-Kongreß nach Stockholm im August 1912 mitzumachen. Das Stockholmer Kongreßbild zeigt seine und seiner ihm damals jung angetrauten Gemahlin Persönlichkeit (Mannus 1912, Tafel LIII). Im Winter darauf verschaffte er sich an der herzoglichen Bibliothek zu Gotha Einblick in die Diensttechnik großer wissenschaftlicher Bibliotheken und trat 1913 seine Ämter in Donaueschingen an. Schon 1912 hatte er den Beitritt der Fürstl. Fürstenbergischen Sammlungen zu unserer Gesellschaft veranlaßt. Wir betrauern in Prof. Heinrich den ersten Kollegen, der ein Opfer dieser großen Zeit geworden ist.

Außer den aktiven Offizieren Graf v. d. Recke v. Volmerstein (Berlin), Schirmer (Müllheim in Baden), v. Thaer (Berlin), Dr. Telle (Leipzig), Dr. Wilke (Leipzig), Witz (Ingolstadt) stehen, soweit ich unterrichtet bin, folgende unserer Mitglieder vor dem Feinde: Fritz Graf zu Eulenburg (Prassen), Dr. W. Gärte (Königsberg i. Pr.), Regierungsrat Felix Genzmer (Posen), Chemiker Heinrich Kirchhoff (Bremen), Walter Lung (Köln), Fabrikbesitzer Mundt (Zülpich), Dr. Alfred Plettke (Geestemünde), sowie die Berliner Studiosen Paul Dräger, Eberhard Faden (als Vizefeldwebel), Hans Gummel (als Leutnant), Georg Krüger, Hugo Mente. In der Heimat sind bei der Waffe: Prof. Dr. Lehmann-Haupt (Berlin), Schriftsteller Müller-Brandenburg (Berlin), Dr. Walther Schulz (Halle a. S.). In der Sanitätskolonne hat eine Zeit lang, bis zu seiner Erkrankung, als freiwilliger Pfleger gedient cand. phil. Fritz Lissauer (Berlin). Gute briefliche Nachrichten von der Front her (im Westen) erhielt ich wiederholt von unserem dritten Vorsitzenden Generalarzt Dr. Wilke, von unserem Ausschußmitgliede Professor Dr. Paape und von stud. phil. Paul Dräger. — Nach neuesten Nachrichten soll Herr Gummel nicht nur schwer verwundet, sondern auch in französische Gefangenschaft geraten, ferner die Herren Krüger und Dräger leicht verwundet sein. Wir sprechen den tapferen Kämpfern unser inniges Mitgefühl aus.

Bis vor kurzem war m. W. keines dieser Mitglieder den Heldentod gestorben. Dagegen ist auf feindlicher Seite eines unserer Mitglieder gefallen: der ausgezeichnete Prähistoriker

Joseph Déchelette

Direktor des Museums zu Roanne, Dep. Loire, in Südfrankreich, der als Hauptmann des französischen Territorialheeres Kriegsdienst leistete. Seit langem stand er unstreitig an der Spitze der französischen Vorgeschichtsforschung, obwohl er von dem Kreise amtlicher Vertreter dieser Wissenschaft in Paris, wie sie in der Académie des inscriptions vereinigt sind, sich fern hielt. Neben zahllosen kleineren Arbeiten, unter denen nur

Digitized by Google

genannt seien einige wichtigere aus der Revue archéologique: le bélier consacré aux divinités domestiques (1898), Montefortino et Ornavasso (1902), sur la chronologie préhistorique de la péninsule ibérique (1909), le culte du soleil aux temps préhistoriques (1909), aus der Revue de synthèse historique: l' archéologie celtique en Europe (1901), aus dem Congrès Mâcon: le Hradischt de Stradonic et les fouilles du Mont-Beuvray (1901), sind als selbständige Werke von ihm erschienen: Oppidum de Bibracte (1903), Fouilles du Mont-Beuvray de 1897 à 1901 (1904), les vases céramiques ornés de la Gaule romaine, 2 Bände (1904), La collection Millon (1914). Mit dem ebengenannten Werke über die Sigillata-Keramik in Südostfrankreich in gallorömischer Zeit griff er epochemachend in die Forschung dieser Zeit ein, indem er für das 1. Jahrh. nach Chr. Graufesenque (Tarn) und Umgebung, für die 2. Hälfte des 1. Jahrh., das 2. und 3. Jahrh. aber Lezoux (Dep. Allier) als Mittelpunkte der Fabrikation und und des Handels nachwies. Den Höhepunkt seiner Leistung bedeutet jedoch sein von wunderbarer Sammel-, Verarbeitungs- und Darstellungsfähigkeit zeugendes Manuel de l' archéologue préhistorique, celtique et gallo-romaine, dessen 1. Band die Steinzeit (1908), 2. die Bronzezeit (1910), 3. die Hallstattzeit (1913) und 4. die Latène-Zeit (1914) behandelt. Ob von dem dritten Teil, der seinem Hauptforschungsgebiet, der gallorömischen Zeit gewidmet sein sollte, nennenswerte Vorarbeiten von ihm hinterlassen worden sind, ist noch unbekannt. Dieses sein letztes und Hauptwerk ist in Ermangelung eines ähnlich eingehenden Werkes über die gesamte deutsche Vorgeschichte auch für uns ein unentbehrliches Rüstzeug geworden.

Alfred Plettke †.

Gerade als ich die Druckerlaubnis für dieses Mannusheft gebe, trifft mich eine erschütternde Kunde in folgender Anzeige:

Am 11. November starb im Kriegslazarett zu Noyon in Frankreich an den Folgen einer am Tage vorher in dem Gefecht bei Bailly erlittenen Verwundung den Tod fürs Vaterland unser einziger guter Sohn, mein lieber Bruder, mein innigstgeliebter Bräutigam, der Kriegsfreiwillige im Inf.-Reg. Nr. 75 Alfred Plettke, Dr. phil., in seinem 25. Lebensjahre.

Geestemünde, 21. 11. 1914.

In tiefer Trauer

Fr. Plettke und Frau, Allmuth Plettke, Gretchen Schaunhorst.

So ist denn wiederum einer meiner liebsten Schüler so bald nach seinem wissenschaftlichen Flüggewerden von uns geschieden, einer, der wie einst Dr. Blume, mein langjähriger Assistent gewesen war, Ausgezeichnetes bereits geleistet hatte und noch Größeres für die Zukunft versprach. Am Tage vor Erklärung des Kriegszustandes erst hatte er eine vortreffliche Doktorprüfung abgelegt und nun litt es ihn keinen Tag länger in Berlin; er eilte in die Heimat, um dort sofort unter die Kriegsfreiwilligen zu treten. Auf dem Felde der Ehre ist ihm durch seinen Heldentod der Nachruhm bei unserem Volke gesichert und auf dem Felde der Wissenschaft wird ihm ein gleicher Nachruhm blühen, sobald sein treffliches Werk über anglische und sächsische Siedlungen im ersten Halbjahrtausend nach Chr. das Licht der Öffentlichkeit erblickt haben wird. Von Hause aus Naturforscher und Erdkundiger ging er von Semester zu Semester mit immer tieferer Liebe und immer glühenderem Eifer zur Vorgeschichte über. Die Beantwortung der völkischen Fragen, die ich der frühgeschichtlichen Archäologie Nordwestdeutschlands in meinen Übungen vorlegte, erfüllten bald sein ganzes Denken. Und so erstand seine Dissertation, eine Frucht unermüdlichen Fleißes, ebenso wie sorgsamster

Digitized by Google

kritischer Umsicht und Scheidung. Mit Begeisterung hing er an seinem Westerwanna, dem riesenhaften Gräberfelde im Lande Hadeln, wo er selbst mitgegraben und über das er im Verein mit seinem Vater eine große Veröffentlichung in Arbeit hatte. Von 1910—1913 hatte er meine Vorlesungen gehört und an meinen Übungen aufs regste teilgenommen. Im Herbst 1913 ging er als Hilfsassistent nach Breslau und hat dort zuerst als Vertreter Dr. Jahns, dann gemeinschaftlich mit diesem fleißig gegraben und im Museum gearbeitet. Erwähnen will ich noch seine Aufsätze über meine letzten Bücher in der Zeitschrift „Niedersachsen" (1. März 1914).

Unvergeßlich wird er mir sein, der liebe Jünger mit seinem graden, grundzuverlässigen Sinne, seinem heiteren Gemüt, seiner kraftvollen Gesinnung bei stets gleicher Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit: ein echter Niedersachse. G. Kossinna.

Neue Mitglieder.

449. Auerswald, A. von, Stiftsdame, Heiligengrabe Post Techow (Prignitz).
450. Eulenburg, Fritz Graf zu, Prassen, Kr. Rastenburg (Ostpr.)
451. Georgi, Walter, Dr. Reg.-Assessor, Berlin-Wilmersdorf, Eisenzahnstr. 64.
452. Kirchhoff, Heinrich, Nahrungsmittelchemiker, Bremen, Vor dem Stephanitor 6.
453. Lehmann, J. F., Verlagsbuchhändler, München.
454. Lehmann, Otto, Dr. Sanitätsrat, Charlottenburg, Kantstr. 129a.
455. Mundt, Fabrikbesitzer, Zülpich, Römerallee 32.
456. Pohl, Heinrich, Dr., Verleger, Berlin NW, Dessauer Str. 6.
457. Sammlung, Anthropologisch-prähistorische, der kgl. Universität, Erlangen.
458. Schniwing, Berlin NW, Tile-Wardenbergstr. 21/22.
459. Schultze, Alexander, Berlin-Friedenau, Feuerbachstr. 13.
460. Megay, Julius, Dr. Zahnarzt, Kronstadt-Brassо (Siebenbürgen).
461. Nuese, Volkswirt, Berlin-Zehlend.-West, Kleiststr. 24.

Digitized by Google

Kritische Anmerkungen

zu R. Henning, „der Name der Germanen"

(Z. f. d. A. LIV, 2)

von

E. Steffen,
Schwerin i. Meckl.

Würzburg
Verlag von Curt Kabitzsch
Kgl. Univ.-Verlagsbuchhändler
1914

Digitized by Google

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Digitized by Google

Dem Gedächtnis meines Lehrers

Moriz Heyne

in dankbarer Erinnerung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Wille zur Wahrheit ist
der Urgrund der Wissenschaft.

Die vorliegenden Anmerkungen waren berechnet, in der „Zeitschrift für deutsches Altertum" dem dort Heft LIV, 2 erschienenen vorgenannten Aufsatz in seiner unzureichenden Methodik und seinem wissenschaftswidrigen Ergebnis entgegenzutreten.

Die „Zeitschrift für deutsches Altertum" hat es nicht als ihre Ehrenpflicht angesehen, einer freien kritischen Meinungsäußerung in ihrem Blatte Raum zu gewähren.

Da jedoch die Wissenschaft nicht zünftigen Charakters ist, so hoffen die nachstehenden Anmerkungen ihr zu dienen, wenn sie in vorliegendem Heft gesondert erscheinen.

Februar 1914. **E. Steffen.**

Herrn Professor Kossinna fühle ich mich zu aufrichtigem Dank verpflichtet, daß er der Herausgabe meiner Ausführungen als Beilage des „Mannus" zugestimmt hat.

Schwerin i. M., 25. Mai 1914. **E. Steffen.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Kritische Anmerkungen

zu R. Henning, „der Name der Germanen"

(Ztschr. f. d. A. LIV, 2 S. 210—30).

Der Verfasser wirft Much S. 219 „künstlichkeit des ganzen gebäudes" vor; wer aber im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen, am allerwenigsten, wenn er nicht einmal Veranlassung hat: eine kühnere Hypothese als Hennings Märchen von den römischen Sklavenhändlern und den bäderanwohnenden Germanen keltischen Stammes kann nicht leicht vorgebracht werden.

Die von Henning konstruierten Voraussetzungen arbeiten zwar mit wissenschaftlichem Apparat, treten jedoch meist mit mehr Sicherheit als Richtigkeit auf[1]). Wenn der erste Teil seiner Untersuchung in dem Satze gipfelt, daß eine für die Jahrhunderte vor Cäsar auf der linken Rheinseite angenommene „Mischbevölkerung" aus alten linksrheinischen und rechtsrheinischen Belgen bestand, so ist diese, germanische Bestandteile ablehnende Vermutung[2]) vom Verfasser nicht ausreichend gestützt.

---

[1]) Ein gallisches germanos (lat. germanus) ist z. B. nicht so einfach abzutun, wie Henning S. 219/20 möchte: Holder, Alt-Celtischer Sprachschatz I Sp. 2001 bringt mit γ/gen Eigennamen wie Ad-genno-rix usw. zusammen und führt Sp. 2002 cy. geni nasci auf u. a. Da nun Waldes lat. etym. Wbch. 2. Aufl. S. 341 gens, genus germen u. a. als Verwandtschaftsworte nebeneinandergestellt, so ist nicht, wie Henning betont, im Keltischen „keine spur" von dem Worte vorhanden. Außerdem stimmt auch sein Argument nicht, ‚germanus' könne wegen des von Walde angegebenen Lautwandels im Lateinischen (germen, dissimiliert aus ĝen-men) in dieser Form nicht für das Urkeltische in Anspruch genommen werden. Die Sprachgeschichte zeigt, daß Lautwandel nächstverwandten Sprachästen gemeinsam sein kann; vgl. altsl. bebru Biber, wofür idg. bhebhrús anzusetzen ist; der Verlust des Hauchlauts beim Aspiraten in der gemeingermanischen Lautverschiebung erstreckte sich hier auch auf slavisches Gebiet.

[2]) Daß Ambiorix die germanisch-keltischen Mischvölker Belgiens als Gallier bezeichnet (Henning S. 212; b. g. V 27) bietet nichts Auffälliges, da die Germanen sich hier mit den gallischen Belgen verschmolzen hatten und als Bewohner Groß-Galliens (b. g. I 1) in den großen gallischen Gegensatz gegen Cäsar eingetreten waren. Auch mag Ambiorix selbst aus gallischem Geschlecht gewesen sein. Daß sich „alle" „zur großen familie der Gallier" rechneten, ist nicht mit Sicherheit aus des Ambiorix Worten zu folgern, kann überdies nach Voraufgehendem auch nichts gegen eine teils germanische, teils keltische Herkunft beweisen.

Digitized by Google

Die Verbesserung zunächst, welche Henning S. 212 an Much's Cäsarzitat b. g. VI, 32[3]) vornimmt, muß als verunglückt bezeichnet werden. Im vorliegenden syntaktischen Sprachgefüge ist der qui sunt-Nebensatz nicht von Germanorum abhängig, es regieren ihn vielmehr die Segni Condrusique. Nicht anders als Much begrenzt übrigens auch Bremer dies Zitat (Pauls Grundriß 2. Aufl. Bd. III, S. 739, zu dem Verfasser im ganzen mehr Vertrauen zu haben scheint.

Der Widerspruch zwischen der von Cäsar b. g. II 29 erzählten sagenhaften Cimbernabstammung der Atuatuker gegenüber b. g. II 4 (die Belgen allein hätten die Cimbern und Teutonen von ihren Grenzen abgewehrt) ist erst durch Henning selbst (S. 214) in Cäsar hineininterpretiert: die römische „Provinz" (etwa Languedoc und Provence) identifiziert er seinen Worten nach mit Gallia Celtica und verlegt in Konsequenz dieses Mißverständnisses der Cimbern Lager und Weg nach der römischen Provinz ins Belgische. Ist dies die Weise, wie man „in die eigenart des autors eindringen" (S. 211) soll?

Müllenhoffs und Much's Erklärung cimbrischer Atuatuker verdient gegenüber der ihr von Henning entgegengestellten Hypothese den Vorzug. Ich darf mich beschränken und will nur zu Anm. 2 S. 215 bemerken, daß Hennings Behauptung: „etymologisch läßt er (der Name Cimbern als „räuber") sich nicht stützen", in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, befremden muß gegenüber den Ausführungen des bekannten Keltologen d'Arbois de Jubainville (Les Celtes usw. Paris 1904, S. 207/8). Dieser deutet Cimbri als Ableitung des alten ir. „cimb, «monnaie de compte»", „d'où cimbid, «prisonnier de guerre», c'est à dire homme réduit à l'état de marchandise." „Cimbid = * cimbito-s est le participe passé passif d'un verbe dénominatif tiré de cimb." „Passons au sens actif par l'emploi du suffixe —ro—: „cimbros est celui qui fait des prisonniers" et „les transforme en monnaie de compte, cimb." Auch Müllenhoff gibt D. Ak. II S. 117 Hinweise nach dieser Richtung, an denen Henning jedoch stumm vorübergeht, obwohl er die Ausführungen Müllenhoffs zur Sache benutzt hat. Das von jenem übernommene ‚cimbidi custodias' erscheint bei Henning ohne Klarstellung der Beziehung als Beleg der Grundbedeutung „gerundet" für die Sippe „kamb-kimb." Es wäre hier auch am Platze gewesen, gegen Much (Pauls Beitr. XVII S 214) den Beweis zu führen, daß die jütländische Herkunft der Cimbern einer Ausdeutung ihres Namens als keltisch nicht widerspricht. (vgl. d'Arbois de Jubainville a. a. O. Première leçon: L'étendue la plus grande du domaine celtique, auch Much's eigene Ausführungen a. a. O. S. 219.)

Die Hauptstellung, welche Henning zu werfen wünscht, ist der bekannte Remerbericht über die Abstammung der Belgen (b. g. II 4). Dieser

[3]) „Segni Condrusique, ex gente et numero Germanorum (qui sunt inter Eburones Treverosque)."

Digitized by Google

Wunsch mag der Vater des Gedankens sein, die Unfruchtbarkeit der Eifel (S. 216) zu betonen, welche das Gebiet der Belgen — mit diesen allein haben wir es hier zu tun — wenn überhaupt, nur zu ganz geringem Teil berührte, so daß keine Notwendigkeit vorliegt, eine größere Zahl der belgischen Germanen in „unwirtlichem" Berglande (S. 212) derzeit als ansässig vorzustellen. Henning hat anscheinend aus Müllenhoff (D. Ak. II S. 196 f.) etwas mehr herausgelesen als dort steht: Müllenhoff belegt nicht für Cäsars Zeit Eifelbewohner und bezeichnet jene kleineren Stämme a. a. O. als südliche „anwohner" (nicht bewohner) der Arduenna, an deren Nordseite die Eburonen sich ausgebreitet; so gruppiert sie auch die seinem Buche beigegebene Tafel I. Zwar sagt auch Müllenhoff, daß die belgischen Germanen „auf und an der Arduenna" gesessen; seine Karte zeigt, wie dies aufzufassen: jedenfalls nicht so, daß man mit Henning dem damaligen Gebiete der „meisten" linksrheinischen Germanen die „fertilitas" absprechen müßte. Außerdem kam der Ardennenlandschaft schon etwaigen Bergbaus wegen ein gewisses Ansehen zu. Möchte sie aber auch minderwertiger gewesen sein als sie ist, so widerlegt dies nicht, daß die Germanen ins linksrheinische belgische Gebiet seiner Fruchtbarkeit wegen übersiedelt und sich bei Vermehrung auch in weniger vorteilhafter Gegend angebaut[4]), am allerwenigsten widerlegt es, daß sie — gleichviel aus welchem Grunde — vor langer Zeit schon den Rhein überschritten. Henning fordert S. 211 Abwägen der Quellenaussagen „im verhältnis zur gesamtüberlieferung". Die von ihm ausgehobene Stelle des Remerberichtes b. g. II 4 zeigt keinen Widerspruch zu derselben, noch auch irgend innere Unwahrscheinlichkeit (vgl. auch S. 15 dieser Anmerkungen): es liegt deshalb kein Grund vor „den meisten modernen forschern" (S. 215) gewissermaßen einen Mangel an Kritik vorzuhalten, weil sie nicht des Verfassers Zweifel teilen, der in der genannten Stelle lediglich Ausschmückung Cäsars sieht, um auf seine Kriegführung „ein so interessantes licht" (S. 216) zu werfen.

Nachdem Henning sich S. 214/15 bemüht die Abwehr der Cimbern von den belgischen Grenzen als schlecht verbürgte Nachricht in ihrem Wert herabzudrücken, bringt er sie S. 217 als Beweismittel gegen ein herrschendes germanisches Element im Lande der Belgen (vgl. Much, Die Germanen am Niederrhein. Pauls Beiträge XVII). Nicht besser wird diese Ablehnung durch den von Henning zur Unterstützung herangezogenen Zug „wehrhafter" belgischer Völkerschaften nach Britannien motiviert. Jener Zug über das Meer machte gerade die zurückgebliebenen Stammesgenossen um so weniger

[4]) Daß ein ähnlicher Vorgang an anderer Stelle mit ähnlichen Worten ausgedrückt, hat meines Erachtens nicht die mindeste Beweiskraft gegen Cäsars Angabe. — Ich möchte bemerken, daß ich aus räumlichen Gründen weder für noch gegen eine keltisch-germanische Mischbevölkerung zu Cäsars Zeit hier Stellung nehme, sondern mich beschränke, Hennings fehlerhafte Beweisführung anzufechten.

Digitized by Google

widerstandsfähig[5]) gegen nachrückende Germanenvölker, mit denen sie dann gemeinsam der drohenden Cimbernivasion widerstanden. — Jedenfalls war es unmethodisch, dasselbe Faktum (jene Cimbernabwehr) an zwei verschiedenen Stellen in sich ausschließender Weise zu interpretieren.

Henning rühmt (S. 217) dem Tacitus eine vorsichtige „bewußte kritik" nach gegenüber Cäsar b. g. II 4; es ist jedoch nicht einzusehen, daß es Tacitus für seinen Zusammenhang „gut gepaßt hätte", ein Wort über die plerosque Belgas zu verlieren. Eine kritische Absicht war kaum die Ursache dieser Unterlassung: Tacitus wollte G. 2 an der betreffenden Stelle vom Namen der Germanen und nicht von der Herkunft der Belgen sprechen. Auch „polemisiert" er nicht G. 28 gegen Strabos Auffassung der Nervier und Treverer als Germanen[6]), sondern Henning deutet es so (S. 218). Er übersetzt — Müllenhoff (D. Ak. II 201) darin folgend — ultro „ohne grund", bezieht es aber nicht wie dieser auf ambitiosi sunt (zu dem es gehört), sondern findet unverständlicherweise die Germanica origo dadurch abgelehnt. Außer diesem Übersetzungsfehler — Hennings Lesart würde circa affectationem vanam usw. erfordern — ist als Grundsatz wissenschaftlicher Methode noch zu bemerken, daß wir als Hilfsmittel unserer Untersuchungen in erster Linie einschlägige Spezialwerke heranzuziehen haben. Statt aber Müllenhoffs umfassenden Germaniakommentar = D. Ak. IV zu benutzen, zog Henning nur D. Ak. II heran, wo Müllenhoff zur Erörterung der bezüglichen Stammesverhältnisse seiner Auffassung allerdings auch schon kaum mißverständlichen Ausdruck gegeben hat. Eingehend erklärt er Bd. IV S. 393 die Stelle: „Tacitus sagt also, daß die Treverer und Nervier in betreff des anspruches auf germanische abkunft ohne grund ehrgeizig, eifersüchtig seien." Tacitus selbst entscheidet sich weder für noch gegen germanische Abstammung der beiden Völkerschaften; er berichtet einfach.

S. 219 ruft Henning für eine Angabe Zeuß' und Müllenhoffs Holder als Eideshelfer an, von dem ihm bekannt sein müßte, daß derselbe in Sachen

[5]) Es ist aber auch sehr wohl möglich, daß jene Belgen nicht freiwillig, sondern zurückweichend ihre Heimat verließen und sich doch an ihrem neuen Niederlassungsorte dann kräftig ausbreiteten. Bekannt ist, daß die Goten vor den Hunnen zurückwichen, aber alsbald die Bedränger des einst als weltüberwindend gefürchteten Roms wurden.

[6]) „Treveri et Nervii circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt" etc. — Fr. Cramer, „Die Abstammung der Treverer" (Nr. 6 seiner Römisch-germ. Studien, Breslau 1914) gibt an, daß neuere Untersuchungen auf ein ursprünglich keltisches Volk mit frühzeitiger germanischer Einwanderung deuten. So erklärte schon Kossinna zusammenfassend in seiner (Henning unbekannten?) Abhandlung „Die Herkunft der Germanen", Würzburg 1911, S. 20, daß starke „germanische Bestandteile der ursprünglich rein keltischen Treverer zwischen Mosel und Rhein für die beiden letzten Jahrhunderte vor Chr." durch die archäologische Forschung aufgedeckt. Henning aber geht auf die Zeugnisse der Archäologie nicht ein und begnügt sich mit einfacher Negierung der Tatsache durch die rhetorische Frage: wie hätten die Treverer selbst so etwas zur Zeit des Tacitus behaupten können? —

Digitized by Google

der Eburonen-Namen — auf welche es im gegebenen Zusammenhange zumeist ankommt — nicht für, sondern gegen sein Beweismittel aussagt; denn es ist bei Catuvolcus (Holder a. a. O. I Sp. 865[7]) unentschieden, ob dieser Name nicht für das Germanische in Anspruch zu nehmen ist. Henning darf sich also mindestens nicht auf Holder beziehen, wenn er — ohne seine Stellungnahme bezüglich „Catuvolcus" zu begründen — behaupten will, daß „alle" von jenen Stämmen überlieferten Namen „keltisch seien, keiner aber deutsch"[8]). Henning behandelt die Überlieferung in einer Weise, die Bismarck den Tatsachen Gewalt antun nannte. Er zwängt sie, bis sie das aussagt, was er für seine Zwecke gerade braucht.

Nicht eben geschickt wird ein keltisch-germanischer Assimilationsprozeß durch Parallelstellung des Elsasses mit den Keltenstämmen (S. 219) zu illustrieren gesucht. Das sind völlig ungleichartige Verhältnisse: die Elsässer Stammbevölkerung ist deutsch. Von einer stammfremden Oberschicht kann im Elsaß heute nicht die Rede sein, am wenigsten in einer germanistischen Abhandlung.

Henning schließt seine philologische Beweisführung gegen halb germanische Völkerschaften Belgiens mit den zuversichtlichen Worten: „Kurz der deutsche[9]) ursprung der Belgen oder ihre germanische oberschicht, in welcher dosis man sie auch hinnehmen will, läßt sich bei einigermaßen kritischer quellenbetrachtung nicht aufrecht erhalten." Einen stichhaltigen Beweis hat er nicht erbracht.

Etwas kürzer geht der Verfasser gegen die Archäologie vor, ein Gebiet, auf dem er nach seinen Ausführungen wohl nicht selbständige Fachstudien vorgenommen. — Wie man sich nun auch zu dem Satze der Identität von Kulturen und Völkern stellen mag: eine fruchtbare Arbeitshypothese bietet derselbe jedenfalls, und Henning hat durch Ablehnung jenes Prinzipes (S. 222) für seine Theorie, daß die Belgen rein keltischer Abstammung, positiv nichts gewonnen; denn keinesfalls macht Verschiedenheit der Kultur ethnologische Einheit etwa wahrscheinlich.

Henning beruft sich hier allgemein auf Müllenhoff, welcher 1884 gestorben ist und die Resultate der späteren archäologischen Forschung also überhaupt nicht hat benutzen können. Warum setzt er sich nicht mit dem aus

---

[7]) „Catu-volcus = *Catu-uolco-s, von catu-kampf und volco-celer, alacer? cf. Volcae; könnte auch germ. *Hapu-walhaz sein." Vgl. auch Much a. a. O. S. 165—172.

[8]) Von einer „deutschen" Sprache kann man — auch wenn man den Begriff so weit wie Bremer a. a. O. § 2 faßt — bei jenen sich keltisierenden und romanisierenden Germanen selbstverständlich nicht sprechen.

[9]) Verfasser verwirrt wieder zwischen „germanisch" und „deutsch"; fast scheint es, daß beide Begriffe ihm kongruent sind. So spricht er sich auch S. 221 dagegen aus, daß etwa „deutsche stämme" die in geräumtes belgisches Gebiet nachrückenden Besiedler waren. Eine solche Ausdrucksweise ist mindestens unpräzise. —

Digitized by Google

Müllenhoffs Schule hervorgegangenen Archäologen Kossinna auseinander? Nach Anmerkung 2 S. 221 weicht er ihm scheinbar absichtlich aus: „auf die ethnographischen constructionen Kossinnas — sagt er — kann ich hier nicht eingehen. ich bemerke nur, daß meine ansichten über die älteste ausbreitung der Germanen sich in geradem gegensatz dazu bewegen." In einer Spezialforschung hat man doch aber mit seinem wissenschaftlichen Antipoden abzurechnen. Die einfache Erklärung: ich bin anderer Ansicht, ist eine Behauptung ohne jeden wissenschaftlichen Wert.

Hennings Angabe, schon die alten Germanen hätten die Kelten nach deren verschiedener Kulturstellung unterschieden, will er mit der Entstehung des Namens der „Welschen" belegen, welchen sie „von der südlichen gruppe allein" entnommen hätten. Merkwürdig nur, daß sie nach solcher Veranlassung die Kelten schlechthin mit diesem Namen dann belegten, denn das ahd. walah bezeichnete wie das altenglische wealh den Kelten überhaupt. Bremer (Pauls Grundriß 2. Aufl. III S. 762) bietet weitere Belege, daß „Walhōz" „die gemeingermanische Bezeichnung für die Kelten" überhaupt.

Hennings Argument wird auch formal schon dadurch hinfällig, daß sich Völker untereinander im eigenen Bewußtsein nicht nur durch Kulturverhältnisse abheben: ihre Sprache unterschied die Germanen von den keltischen „nordweststämmen" ebenso entscheidend, wie von deren südlichen Stammesbrüdern. Auch bezüglich der chronologischen Verhältnisse wäre hier in Hennings Beweisführung eine vorsichtigere Haltung zu wünschen gewesen: als die Germanen ihre keltischen Nachbarn zuerst mit dem Namen der „Welschen" belegten, war nach Auffassung der Sprachwissenschaft die germanische Lautverschiebung noch nicht durchgedrungen. Für die Zeit jener Namengebung vor ihrem Eintritt kann hiernach von einem scharf ausgeprägten Gegensatz der keltischen Hallstatt- und Latène-Kultur nicht mit des Verfassers Zuversicht die Rede sein.

Der zweite Teil der Abhandlung bringt Hennings neue Erklärung des Germanennamens.

Daß Verfasser durch seine Bezugnahme auf Tac. G. 2 der „Nachbar"-Interpretation — für die ich mich übrigens nicht etwa einsetzen will — und der „βοὴν ἀγαθοί"-Deutung Boden entzogen, ist nicht zuzugeben; denn er hat S. 223 diesbezüglich nur den Entwicklungsgang des Namens angedeutet: von einer kleineren Völkergruppe zu allgemeiner Nationalbezeichnung. Wäre sein Einwurf gegen jene aber beweiskräftig, so würde er seine eigene These damit getroffen haben, die einen noch viel weniger umfangreichen Ausgang für den Germanennamen ansetzt (S. 229/30).

Zu der von Much (Pauls Beiträge XVII S. 163) gegebenen Annahme, daß möglicherweise „die hispanischen Germanen[10]) auf eine verschlagene

[10]) Plin. n. h. III 25 Oretani, qui et Germani cognominantur, (zitiert nach Holder II Sp. 872; ebenso Bremer S. 739. Henning liest „vocantur").

Digitized by Google

abteilung wirklicher[11]) Germanen zurückzuführen seien", äußert Henning, „keinen anhalt" dafür zu wissen (S. 223). Genügt ihm für Setzung einer Möglichkeit nicht die Tatsache, daß die siegreichen Germanenscharen in den Zeiten des Cimbernschreckens auch nach Spanien gezogen? — Ein gewisser Umfang historischer Kenntnisse ist für den Germanisten unerläßlich. —

Im Anschluß an die Wortgruppe griech. θερμός, lat. formus, phryg.-thrak. germo (vgl. Walde) usw. weist Henning darauf hin, daß wir hier ein „eminentes und über die ganze ‚civilisierte' welt sich verbreitendes culturwort" haben. Besonders kommt das galatische *Γέρμα=Θέρμα* in Betracht wegen seiner sachlichen Bedeutung und seiner lautlichen Form. Dergleichen Orte festgestellt, sind Ableitungen wie Germenorum und *Γερμάνιοι* unter jenen Kulturverhältnissen das zu Erwartende. Im Westkeltischen ist der gleiche Sprachstamm belegt, aber weder die gleiche Form, noch — worauf es am meisten hier ankommt — die gleiche Anwendung. Etwaige spätere Verbreitung jenes eminenten Kulturwortes zur Römerzeit könnten wir auch nicht mehr rein keltischer Entwicklung zuschreiben. Einer mangelnden Überlieferung nachhelfen und für frühere Zeiten das ansetzen, was spätere unter ganz andersartigen Verhältnissen und unter fremdem Einfluß stehend geschaffen, widerspricht den Forderungen wissenschaftlicher Methode.

So sagen die zahlreichen geographischen Namen Germanasca, Germignaga, Germigny, les Germes u. a. wenig aus: die Einflüsse der römischen Kultur und der lateinischen Sprache durchkreuzen jedes Bemühen, altkeltisches Sprachgut hier zu sichern und festzustellen. Henning selbst mahnt S. 227 bezüglich später Überlieferung zur Vorsicht, ohne doch für sich die Konsequenz zu ziehen. Zu Germigny gibt Holder I 2012 altes Germani-ācus-āca als vom gentilicium Germanius abgeleitet. Henning schweigt darüber.

Die Nachrichten über Belisars Geburtsort, die als eine Hauptstütze der Hypothese verwertet werden, lauten einigermaßen unbestimmt. Über das Verhältnis von *Γερμαὶ : Γερμανία* wäre Vorlage des Quellenzeugnisses am Platze gewesen, wogegen S. 224 leicht eine Kürzung vertragen hätte. Warum *Γερμανία* mit dem Badeort Banja zusammenfallen soll, hat man bei Tomaschek nachzusehen, Verfasser scheint nicht voll überzeugt. Mit diesem unklaren Beleg aus dem sechsten Jahrhundert (nachdem ungezählte Germanen ins römische Reich und darüber hinaus gezogen) läßt sich nichts in der vom Verfasser gewünschten Richtung beweisen.

Was hat am Ende diese ganze *Γέρμα = Θέρμα*-Erörterung mit dem Germanennamen unserer Altvordern und ihrer linksrheinischen Stammesvettern zu tun? Nicht mehr als die Sing-Drossel mit der Drossel = Kehle. Es ist aufs neue zur Veranschaulichung gekommen, daß Lautähnlichkeit und

[11]) Henning zitiert „würklich". Es empfiehlt sich aber nicht, wenn man sich den Luxus einer Spezialorthographie gestattet, diese einem anderen Autor gegen dessen Schreibweise unterzuschieben. —

Digitized by Google

lautlicher Zusammenfall zweier Worte nicht ihre etymologische Verwandtschaft erhärten. Jene dem antiken Kulturzusammenhange angehörigen Namengebungen: die Colonia Germenorum und die *Γερμάνιοι* Herodots usw. könnten bei dem Mangel westkeltischer Ortsnamen gleicher Beziehung schon schwer dazu bestimmen, in überlieferungsfremden Gegenden Altgalliens ein Germa oder Germe anzusetzen: wer aber wird sich entschließen auf Grund sprachlicher Möglichkeiten und angenommener Kulturanalogien die Zeugnisse der Geschichte zu verwerfen? Zeugnisse, welche nachdrücklichst aussagen, daß uns hier ein Völkerschaftsname schon damals größeren Umfangs entgegentritt und zwar in einem Gebiete, in welchem die Völker ihren Orten, nicht aber die Orte den Völkern Namen und Bedeutung zu geben pflegten.

Selbst wenn aber auch schon zu Cäsars Zeiten umwohnte Heilquellen im Eburonenlande gewesen und dieselben schon damals mit dem Gotte Granus[12]) in Beziehung gebracht wären, auch für solche Quellen in jener Gegend sogar der Name Germa sich erweisen ließe: von allgemeiner Bedeutung könnten dieselben vor Cäsars bellum Gallicum doch schwerlich gewesen sein. Ein Ort, der nach Henning ganzen Völkerschaften ihren Namen gegeben und dem ausgedehnten rechtsrheinischen Gebiet obendrein: Cäsar sollte derselbe fremd geblieben sein? Cäsar sollte nichts von dem schwunghaften Sklavenhandel dort, dessen industrielles Großunternehmen Henning uns vormalt, erfahren, oder wenigstens nichts davon erzählt haben? obwohl er hier an daheim bekannte und interessierende Zustände hätte anknüpfen können. Nach Hennings Hypothese müßte das Wort Germanus als Name für Sklaven verschiedener Volksabstammung den Römern zuerst Bedeutung gewonnen haben. Die alte Überlieferung aber knüpfte an den Cimbernzug an (Poseidonios[??] = Athenäus IV S. 153; Cäsar b. g. I, 40 und 31), und die Römer bedienten sich im Bericht über die Sklavenkriege (vgl. Sallust u. a.) der neuen Volksbezeichnung allmählich zur ethnographischen Sonderung der Germanen von den Galliern. Es kommt in diesem Zusammenhange nicht darauf an, daß tatsächlich die Cimbern den Römern nicht unmittelbar als „Germani" bekannt wurden, sondern darauf, daß die alte Überlieferung in dem Namen eine Völkerschaftsbezeichnung sah: nicht aber einen technischen Ausdruck für die bunt zusammengewürfelte Sklavenware der nördlichen Barbarengebiete.

Henning allerdings sieht in Cäsars Hinweis auf die Cimbern gelegentlich der Bekämpfung Ariovists, b. g. I 40) — nach der Umgebung, in welcher er Gebrauch davon macht (S. 213/14) — anscheinend nur rhetorische Heranziehung eines wirkungsvollen Hintergrundes: die Hervorhebung aber, daß Ariovists Germanen mit den Cimbern gleichen Volksstammes waren, hatte

[12]) Dies wohl der keltische Name des Gottes, in welchem Cäsar den griechisch-römischen Apollo zu erkennen meinte. Hennings Erwähnung eines „gallischen heilgottes Apollo" S. 229 ist als Mißgriff im Ausdruck anzusehen; die naive, römische Götter mit den barbarischen identifizierende Vorstellung Cäsars und Tacitus' wird er nicht teilen.

Digitized by Google

für die römischen Soldaten ihren wohlberechneten sachlichen Wert. Nicht für den „effect seines berichtes" erst, sondern um den Mut seiner Krieger anzufeuern, wies Cäsar auf die Siege des Marius hin. Cäsar wußte jene ethnographische Tatsache aus eigener Erfahrung und ist hier ein beweiskräftiger Zeuge. — Auf b. g. I 40 kann Henning sich nicht stützen für sein „mistrauen" (S. 219) gegen das von Cäsar nach Mitteilung der Remer berichtete historische Faktum erfolgreichen Widerstandes der Belgen gegen die Cimbern (S. 213/14). Gewiß gibt Cäsar hier nicht seine „eigenen beobachtungen": ist also nur abgeleitete Quelle, aber darum doch nicht einfach unglaubwürdig. Es ist ein Verfahren unberechtigter Willkür, auf Cäsars Angabe: Ich weiß das von den Remern — (mögen sie es ihm auch vielleicht bei anderer Gelegenheit berichtet haben) — erst zu behaupten: das ist fingiert, er hat es irgendwo gelesen, und dann zu dem Schluß zu kommen: „die eigentliche herkunft" seiner Nachrichten über die Belgen und belgischen Germanen bleibt „meist verschleiert". Man weiß, daß Cäsar nicht frei von literarischen Anleihen, für die vorliegende Stelle aber liegt kein Grund vor, sie als eine solche anzusehen.

Mit dem Vergleich der Badener und Allemands zuletzt wird geschichtliches Urteil nicht zu blenden sein. Die Badener führen ihren Namen auch nicht etwa direkt vom Bad Baden[13]), sondern mit ihrem Lande vom Landesherrn, dem Herrn zugleich der beim Bad Baden gelegenen Burg Baden, nach welcher er seinerseits sich nannte. Der Name Alemannen dagegen ist ein Volksname, der nichts mit lokalen örtlichen Verhältnissen, auch selbstverständlich nichts mit denjenigen eines Landesherrn zu tun hat. Wenn Henning nun — durch Setzung der Möglichkeit gesteigerter geographischer und historischer Bedeutung Badens im Mittelalter, worauf er hinzudeuten scheint, und etwaiger Allgemeinbezeichnung aller Deutschen als Badois seitens unserer westlichen Nachbarn — jene komplizierten Verhältnisse für seine Theorie des Germanennamens heranzieht, so hat er sich vom Boden des germanischen Altertums so weit entfernt, daß er selbst nicht wieder dorthin zurückfindet und mitzuteilen vergißt, wie jene keltischen Bäderbewohner (Hennings ursprüngliche Germanen) dazu gekommen sein sollen, ihren eigenen

[13]) Bad Baden (Aurelia Aquensis) empfing wie Aachen u. a. Aquae seinen Namen von den Römern. Auch Baden in der Schweiz, der Alten Thermae oder Aquae Helvetiae, erhielt durch römische, nicht durch keltische Kultur (etwa auf vorrömischem „griechisch-orientalischem einfluß stehend" S. 228) seine Bedeutung.

„römische badeanlagen" (S. 229) beweisen selbstverständlich nichts für vorrömische Kultur, und die römisch-keltische Ortsbezeichnung Aquisgrani (Aachen) spiegelt einfach ein Stück Romanisierung des unterworfenen Keltengebietes: eine gegenseitige Anpassung der siegreich vordringenden römischen Kultur und keltischer mythologischer Vorstellung. — Was endlich will Henning damit belegen, daß Stimmen aus der Römerzeit das heutige Bath am Avon (der Alten Aquae Solis) „quibus fontibus praesul est Minervae (!) numen, (S. 229) bezeugen? Die „Aquae Solis" haben auch nicht einmal keltisches Sprachgut in ihrer Bezeichnung: sie sind römisch benannte römische Anlagen. —

Digitized by Google

Namen[14]), welchen die müßigen „großunternehmer" auf die rechtsrheinische Bevölkerung ausdehnten, auch ihrerseits auf diese Fremden anzuwenden und noch dazu *κατ' ἐξοχήν*. Das wenigstens würden die Franzosen nicht getan haben, wenn sie statt Allemands die Bezeichnung Badois gewählt.

Ich komme zur abschließenden Gesamtbetrachtung; dieselbe ist sehr ernst: So arbeitet ein Universitätslehrer, dessen Aufgabe es ist, die junge Generation in den Dienst der Wissenschaft einzuführen.

Ohne Gewissenhaftigkeit aber keine Wissenschaft.

---

[14]) Zwar läßt es Henning dahingestellt sein, „ob er ein ganz einheimischer war oder von fremden händlern und kaufleuten ausging." Die Frage bleibt dieselbe; denn immer mußten sie die von ihrem keltischen Germa (??) ausgehende Volksbenennung nur für sich, nicht aber für die Transrhenani, mit welchen sie nach Henning keine Stammesverwandtschaft verband, als zutreffend empfinden. —

Digitized by Google

I. Abhandlungen.

Die symbolische Verwendung des Schachbrettmusters im Altertum[1].

Von Dr. W. Gärte, Königsberg i. Pr.

Mit 33 Textabbildungen.

Im IV. Bande dieser Zeitschrift hat Macchioro dem Schachbrettmuster in der mittelländischen Kultur eine eingehende und umfangreiche Untersuchung gewidmet, deren Ergebnis in der Erkenntnis gipfelte, daß jenem Muster von hause aus ein religiöser Sinn zugrunde lag. Zu diesem Schluß, allerdings mit einiger Einschränkung, war auch ich bereits vor Erscheinen der verdienstvollen Zusammenstellung des auf dieses so häufige Ziermuster bezüglichen Stoffes anläßlich eines Studiums der Keramik des Altertums gelangt. Das Ergebnis Macchioros scheint mir jedoch nach einer Richtung hin der Ergänzung bedürftig. Man dürfte sich nämlich fragen, welche Gründe denn zur religiösen Verwendung des besagten Musters geführt haben. Ich glaube, daß der uns zu Gebote stehende Stoff auch auf diese Frage eine Antwort geben kann.

Ich muß nun leider gestehen, daß die von Macchioro angebrachten Beispiele, aus denen er den religiösen Charakter des Schachbrettmusters ableitet, zu einem großen Teile, besonders die aus späterer Zeit, für seine symbolische Verwendung nichts aussagen können. Der Gebrauch des Musters ist auf vielen vorgeführten Denkmälern, wie mir scheint, ein rein dekorativer. Im einzelnen eine Nachprüfung vorzunehmen, würde zu weit führen. Dagegen möchte ich die Aufmerksamkeit auf einige neue Denkmäler hinlenken, die von Macchioro noch nicht berücksichtigt worden sind, aus denen indessen m. E. der symbolische Sinn des Schachbrettmusters klar hervorgeht.

Das in Rede stehende Motiv ist seinem Wesen nach ein geometrisches Muster, d. h. es besteht aus Quadraten, Rechtecken oder Rauten, die in gleicher

[1]) Infolge plötzlicher Aussendung des Verfassers aus dem heimatlichen Kriegsdienstorte ins Feld mußte die unaufschiebbare Bearbeitung der bereits gesetzten Abhandlung für den Druck von dem Herausgeber übernommen werden. G. K.

Digitized by Google

Form sich reihenweis wiederholen. Für Erforschung des Grundgedankens, der im Altertum mit ihm öfters verbunden worden ist, scheint es mir von wenig Belang zu sein, ob seine Felder abwechselnd verschiedenfarbig ausgefüllt wurden oder nicht. Es ist möglich, daß man auch mit der hellen und dunklen Färbung eine bestimmte Symbolik verknüpfte; uns interessiert an dem Muster aber in erster Linie die rechteckige Linienkreuzung als solche.

Welchen symbolischen Sinn konnte man wohl hiermit verbunden haben? Wir wissen, daß viele Völker des Altertums in ihrer Bildersprache dem Begriff eines Landbezirkes, Erdstückes dadurch sinnfälligen Ausdruck verliehen, daß sie irgend eine geometrische Figur durch sich schneidende Linien in mehrere Felder teilten. Einige Belege hierfür seien angeführt. Das Wortbild für „Feld" stellt bei den Chinesen ein vierfach geteiltes Quadrat dar[1]) ⊞. Bei den alten Ägyptern finden wir zur Wiedergabe des Begriffes „Gau" ebenfalls ein Quadratmuster verwandt ▭. Aus der hethitischen Hieroglyphenschrift sind die Abbildungen 1—2 genommen, die Ideogramme für den Begriff „Land" vorstellen[2]). Und wie das einzelne Stück Feld, den einzelnen

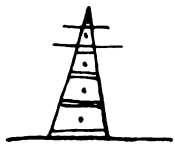


Abb. 1. Hethitisch.

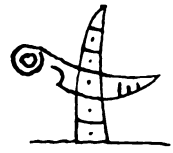


Abb. 2. Hethitisch.

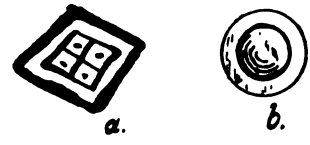


Abb. 3. Babylonisch.

Gau, so stellte man sich auch die Erde in Quadrate geteilt vor. Ein trefflicher Beleg hierfür ist die Weltquadratur der Babylonier[3]). Die einfachste und urtümlichste Verbildlichung der nach den vier Himmelsgegenden orientierten Erde dürfte in Abb. 3a[4]) vorliegen, welche die Erde und den Ozean zeigt; es ist augenscheinlich im Grunde dasselbe Muster wie das der Abb. 3b, welches als sumerisches Zeichen für kiš „Erde und Ozean" darstellen soll[5]).

Alle diese Zeugnisse der primitiven Bildersprache des Altertums könnten schon zu der Vermutung führen, daß auch das Schachmuster, wo es einen religiös-symbolischen Sinn zur Schau trägt, mit der Erde und ihrer Einteilung in Bezirke, Gaue im Zusammenhang steht.

---

[1]) Vgl. C. Nissen-Meyer, Schrift und Sprache, *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* (1913) S. 194.

[2]) Vgl. A. H. Sayce, The Hittite inscription discovered on the Kara Dagh, *Proceedings of the Society of Biblical Archaeology* 1909, S. 89, Taf. VII 3.

[3]) Vgl. Jeremias *Handbuch der altbabylonischen Geisteskultur*, Leipzig 1913, S. 50.

[4]) Von einer geometrischen Vasenscherbe aus Tiryns, Schliemann *Tiryns*. 1886, Taf. XVIa.

[5]) Jeremias *Handb.* S. 31; dazu Abb. 2, S. 1.

Digitized by Google

Bevor wir die Probe aufs Exempel machen, wollen wir vorher unseren Blick für kurze Zeit auf die Denkmäler Altmexikos hinwenden. Auch in diesem

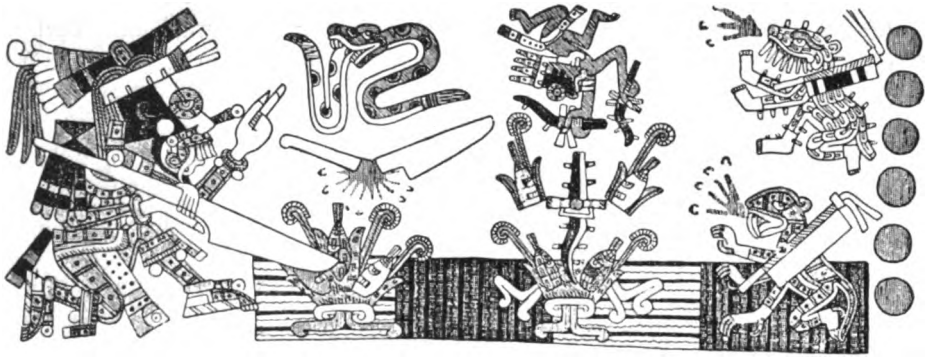


Abb. 4. Altmexikanisch.

Abb. 5. Altmexikanisch.

Lande findet sich nämlich das Schachmuster und zwar mit einer symbolischen Verwendung, die unverkennbar die Beziehung des Motivs zur Erde durchscheinen läßt. Eine nähere Betrachtung der hier veröffentlichten Darstellungen

Digitized by Google

aus mexikanischen Bilderhandschriften wird diesen Zusammenhang zwischen Erde und Quadratmuster, wie ich hoffe, bestätigen.

Abb. 4 [1]) zeigt einen durch Streifen in helle und dunkle Rechtecke geteilten Acker, mit dessen Bestellung der Regengott (links) sich beschäftigt, ihm gegenüber „zwei fragwürdige Tiere, Krieger repräsentierend" (Seler) [2]). In Abb. 5 [3])

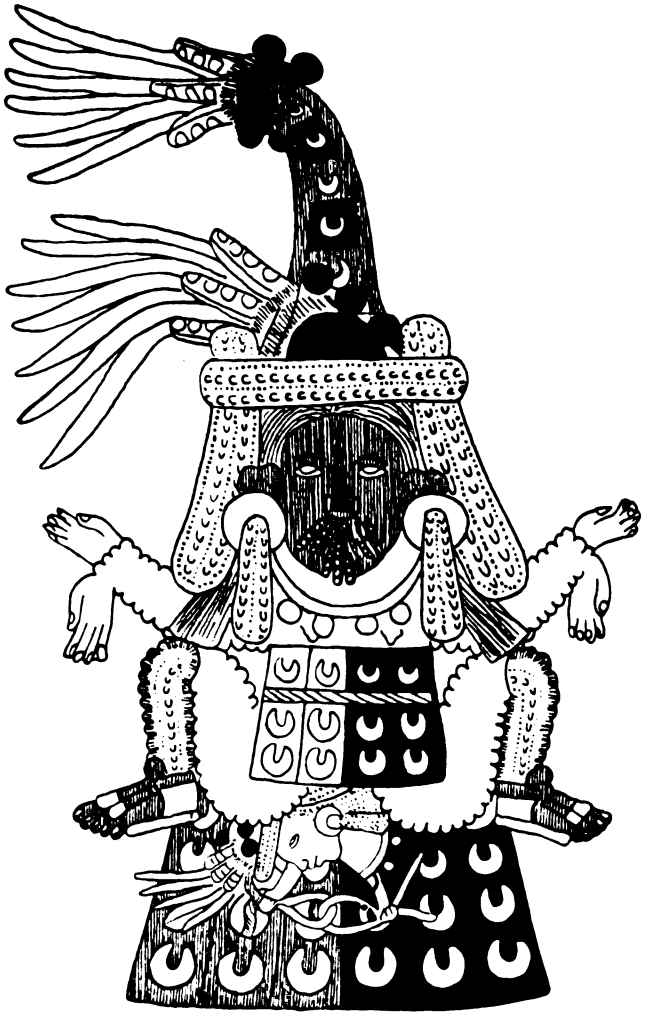


Abb. 6. Altmexikanisch.

[1]) Nach *Zeitschrift für Ethnologie* 42, 1910, S. 61, Abb. 776 (Seler).

[2]) Schon von K. Th. Preuß *Ztschr. f. Ethn.* 1901, S. 122 für „Repräsentanten der Dürre" erklärt.

[3]) Nach *Ztschr. f. Ethn.* 42, 1910, S. 244, Abb. 898 c (Seler).

Digitized by Google

sieht man zwei miteinander verschlungene Bänder, von denen das eine deutlich als Strom charakterisiert, das andere aber durch die Häkchen auf ihm sicher als „verbrannte Erde" bestimmt ist. In letzterem Streifen nehmen wir nun wiederum die Quadrateneinteilung wahr.

Abb. 6 führt die Göttermutter Teteoinnan im Akte der Geburt vor Augen[1]) Schurz und Decke auf diesem Bilde weisen wieder die für die Erddarstellungen der Mexikaner charakteristischen Mondbilder und die doppelfarbige rechteckige Teilung auf. Bei dieser Gottheit, die auch „Herz der Erde" genannt wird, ist die symbolische Verwendung jener Motive wohl verständlich.

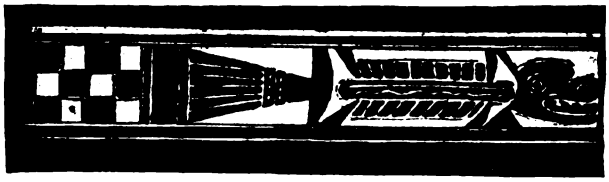


Abb. 7. Vera Cruz.

Das vollständige Schachbrettmuster tritt uns entgegen auf Darstellungen von Tongefäßen aus dem Staate Vera Cruz und zwar in Verbindung mit Fischbildern (Abb. 7)[2]). Auf diese Zusammenstellung von Fisch und Schachbrettmuster, die offenbar nicht ohne Absicht vorgenommen ist, sei besonders hingewiesen. Stellt nämlich, was nach den obigen Darstellungen wohl kaum einem Zweifel unterliegen kann, das Quadratmuster symbolisch die Erde dar, dann dürfte die Möglichkeit vorhanden sein, daß der Fisch das mit der Erde aufs engste verbundene zweite Element wiedergibt, nämlich das Wasser, das wir auch in Abb. 5 in inniger Vereinigung mit der Erde dargestellt finden.

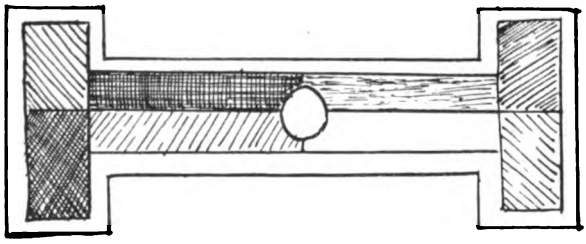


Abb. 8. Altmexikanisch.

Von großer Bedeutsamkeit für unsere Frage ist ferner die Abb. 8[3]), die sich öfters in mexikanischen Bilderhandschriften vorfindet und einen Spiel-

[1]) *Ztschr. f. Ethn.* 32, 1900, S. 123, Fig. 50 (K. Th. Preuß).
[2]) Ebenda 42, 1910, S. 91, Fig. 871, 113 (Seler).
[3]) Ebenda 43, 1911, S. 304, Abb. 5 (Preuß).

Digitized by Google

platz in kosmischer Auffassung wiedergibt; die Abbildung stellt die Erdfläche dar, die in mehrere verschiedenfarbige Felder eingeteilt der Ausübung eines Sonnenballspiels diente. Wichtig an ihr ist die Feldereinteilung, die uns die Vorstellung von einer in Bezirke eingeteilt gedachten Erde recht deutlich vor Augen führt[1]).

Nach dieser Voruntersuchung über die Bedeutung der mexikanischen geschachteten Muster ist es nunmehr an der Zeit einmal nachzuforschen, ob auch den europäischen und asiatischen Schachbrettmotiven dieselbe symbolische Verwendung eigen war. Wir erinnern uns, daß eine Beziehung des Musters zur Erde bereits an der Hand des Formenschatzes der orientalischen Hieroglyphensprachen als möglich bezeichnet werden konnte. Zur Bestätigung dieser Vermutung mögen die Denkmäler nunmehr selber sprechen.

Abb. 9. Cypern.

Abb. 10. Cypern.

In Abb. 9 sehen wir einen zweireihigen geschachteten Streifen den Vorderteil der Vase bedecken[2]); daß er nicht ein bloßes Ziermuster an der Vase vorstellt, sondern einen Gedankengehalt verkörpert, ergibt sich aus der ganzen Umgebung, in der er auftritt. Zu beiden Seiten des Streifens nehmen wir je zwei Sonnensymbole, die sogenannten Svastikas, wahr; außerdem deuten auf die Heiligkeit des Musters die beiderseits angebrachten Halbkreise hin, die aus der hethitischen Kultur bekannten Gotteszeichen[3]). Ein Zusammen-

[1]) Nicht ohne einiges Interesse dürfte es sein zu hören, daß eine der mexikanischen Spielplatzform fast genau entsprechende Schachbrettart sich bei den Babyloniern und Ägyptern vorfindet (Jeremias *Handb.* S. 303, Abb. 203).

[2]) Cesnola *A descriptive Atlas of Cesnola collection* Vol. 2 II, pl. CXXVI 950.

[3]) Vgl. z. B. Corpus Inscriptionum Hettit. in den *Mitteilungen der Vorderasiat. Gesellschaft* 1900 Taf. XXIX; 1906, Taf. L.

Digitized by Google

hang mit der Erde geht allerdings aus dieser Darstellung nicht mit Klarheit hervor.

Ein symbolischer Sinn darf wohl auch für die Darstellung auf der in Abb. 10 wiedergegebenen cyprischen Vase in Anspruch genommen werden [1]). Die Stelle der Svastikas, die Abb. 9 zeigte, nehmen hier Kreise ein, die wohl nichts anders darstellen sollen als die Sonnenscheibe. Eine Deutung des Schachmusters als Erddarstellung ist durch diese Umgebung sehr nahegelegt.

Das cyprische Vasenmaterial ist reich an belehrenden Schachbrettdarstellungen und Macchioro tut Unrecht, kein einziges Denkmal bildlich vorzuführen zur Bekräftigung seiner Behauptung, daß dem Schachbrettmuster ein religiöser Sinn zugrunde lag. Ein solcher geht m. E. auch klar aus der Abb. 11 hervor, die ebenfalls von einem cyprischen Denkmal genommen ist [2]). Der Mann, den wir im linken Abschnitt des Bildes wahrnehmen, erhebt, wie es

Abb. 11. Cypern.

Abb. 12. Phylakopi, Melos.

scheint, anbetend seine Hand. Ist die Gebärde aber auf Anbetung zu beziehen, dann kann dieselbe m. E. nur dem Schachbrettmuster gelten, das rechts auf dem Bilde erscheint. Es sei besonders noch darauf aufmerksam gemacht, daß hier das Muster in Verbindung mit Fischen auftritt, was auch auf amerikanischen Denkmälern festgestellt werden konnte. Versinnbildlicht aber der Fisch wirklich, wie oben vermutet wurde, das wässerige Element, dann liegt die Gleichsetzung des Schachbrettmusters auf diesem Bilde mit dem Elemente der Erde gewiß nahe.

Fisch und geschachtete Streifen treten in engster Verbindung auch auf anderen Denkmälern jenes Kulturkreises auf, so in Abb. 12 [3]). In diesem Zu-

[1]) Aus spätmyk. Zeit (etwa 1200 v. Chr.): Walters, *Catalogue of vases in British Museum* Vol. I, Part. II (1912) S. 81, Fig. 137.

[2]) Von einem tönernen Dreifußständer gräko-phönizischer Zeit (etwa 800—700), Ohnefalsch-Richter *Kyprus, Bibel und Homer, Berlin* 1893, Tafelband, Taf. XCVII 4.

[3]) Vasenscherbe minoischer Zeit (2. Jahrtsd. v. Chr.) aus Phylakopi, *Excavations in Phylakopi at Melos* (1904), Taf. IX 11.

Digitized by Google

ſammenhang verdient das Motiv einer cypriſchen Vaſe Erwähnung, das hier in Abb. 13 wiedergegeben iſt [1]). Rechts und links von dem Mittelbilde ſieht man je einen größeren Fiſch, von deſſen ſtark ſtiliſierter Schwanzfloſſe der untere Teil ſich in dreimaliger bandartiger Umſchlingung um eine geſchachtete Raute herumgelegt hat. Der Gedanke, der in dieſer Darſtellung bildlichen Ausdruck erhalten hat, ſcheint mir folgende zu ſein: Die Erde, ſymboliſiert durch die ſchraffierte Raute, wird umſtrömt vom Weltenozean, den der Fiſch verſinnbildlicht. Was die kreuzweiſe Strichelung der Raute anlangt, ſo könnte man dieſe hier allerdings für bloße Raumfüllung halten, ohne dabei

Abb. 13. Cypern.

an eine in Felder eingeteilte Erde denken zu müſſen. Immerhin behält die vorliegende Darſtellung ihre Berechtigung angeführt zu werden, da ſie die enge Verbindung von Fiſch und Erde trefflich zu belegen imſtande iſt.

Abb. 14. Cypern.

Dasſelbe Rautenmuſter mit verſchiedener Füllung erſcheint in Abb. 14 [2]) Außer der Geſtalt der Rauten deuten m. E. die abwechſelnd mit dieſen auftretenden Baummuſter auf den Erdcharakter der Vierecke hin, dieſer wird auch nahegelegt durch die dritte Raute von rechts, bei dem die ſchwarzen, mit den Spitzen zuſammenſtoßenden Eckenornamente, wie ich glaube, Oſt- und Weſtberg der Erde darſtellen [3]).

[1]) Nach Ohnefalſch-Richter a. a. O. Taf. XCVIII = Cesnola *A descriptive Atlas of the Cesnola collection*, Bd. 2, II, Taf. CXXIV 936.

[2]) Teil einer cypriſchen Vaſe älterer gräko-phöniziſcher Zeit, Walters *Catalogue of the vases in Brit. Museum* Vol. I, Part. II, S. 148, Fig. 277.

[3]) Dieſe Darſtellungsweiſe von zwei ſich gegenüberſtehenden Bergen iſt für jene Zeit nicht ungewöhnlich; vgl. weiter unten Abb. 17—18.

Digitized by Google

Auf die Erde ist m. E. auch die Abb. 15 zu beziehen [1]). Sie stellt, wie ich annehme, die Erdoberfläche mit den vier Weltwinkeln dar [2]). Die abgrenzenden Winkelzeichen oben und unten an der Figur sind bei der Deutung als rein dekorative Bestandteile auszuschalten, da sie sich bei den in Anmerkung [1]) angeführten weiteren Belegen für eine derartige Erdkarte nicht vorfinden. Mit dieser Erklärung der Figur gewinnen wir eine neue Bestätigung für die Verbindung des Schachbrettmusters mit der Erde.

Eine äußere Ähnlichkeit mit der soeben besprochenen Abbildung liegt in dem geschachteten Linienkreuz vor, das Abb. 16 zeigt [3]). Dieses einfache Muster, das sich im Wechsel mit Zickzacklinien mehrmals auf dem Bauche des Gefäßes wiederholt, spricht m. E. beredter für die symbolische Verwendung des Schachmusters als die schönsten Darstellungen späterer griechischer Zeit. Wer möchte nämlich in einer solchen Bemalung der Vase nur ein Ziermuster

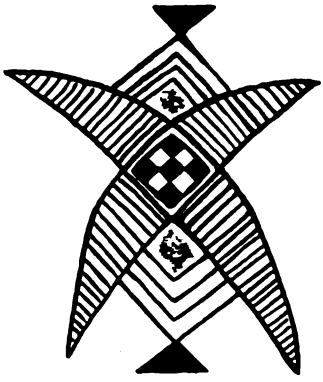


Abb. 15. Cypern.

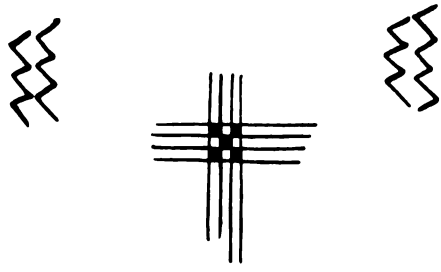


Abb. 16. Cypern.

erkennen wollen? Es scheinen auch hier wieder die beiden Elemente Wasser und Erde ihre sinnfällige, hieroglyphisch anmutende [4]) Darstellung erhalten zu haben.

Von der Insel Thera und zwar aus geometrischer Zeit rührt das kosmische Bild her, das Abb. 17 zur Anschauung bringt [5]). Die kosmische Ausdeutung

[1]) Von einer Vase aus Cyprus späterer gräko-phönizischer Zeit, Walters, *Catalogue of the vases in the Brit. Mus.* Vol. I, Part. II, S. 175, Fig. 311. Dasselbe Zeichen nur mit runder Mittelfläche findet sich auf einer anderen cypr. Vase, Ohnefalsch-Richter a. a. O. LXXX 6, und ferner in der gleichen Gestaltung auf einer Gemme derselben Insel, Ward *The seal cylinders of Western Asia*, Washington, 1910, S. 350 Nr. 1203.

[2]) Nach der geläufigeren babylon. Vorstellung gab es deren sieben; vgl. die babyl. Erdkarte des Britischen Museums bei Jeremias, *Hdb.* S. 31, Fig. 18.

[3]) Teil einer cypr. Vase, Walters a. a. O. S. 161, Fig. 294.

[4]) Man vgl. das ägyptische Wortzeichen für mw = Wasser .

[5]) Hiller von Gärtringen, *Thera* II, S. 140.

Digitized by Google

der Darstellung dürfte wohl zuerst auf Zweifel stoßen; doch heben sich m. E. die Bedenken bei näherer Betrachtung der einzelnen Teile. Um mit dem untersten zu beginnen, so ergibt sich dafür, wie mir scheint, ungezwungen die Deutung auf einen Strom; für die Häkchen rechts und links vermag ich allerdings keine schlagende Erklärung zu geben. Den mittleren Teil der Gesamtdarstellung darf man mit Abb. 18 zusammenstellen[1]), wo unzweideutig die beiden Ost- und Westberge dargestellt sind, zwischen denen die Sonne ihre Tageslaufbahn zurücklegt. Die auf den Kopf gestellten oberen Berge werden für einen, der mit urzeitlicher Zeichenperspektive vertraut ist, nicht befremdlich sein. Genau so, scheinbar auf der Spitze stehend, ist der Weltberg, das obere Dreieck, auf der theräischen Vase den zwei besprochenen Darstellungen angereiht. Bei seiner Wiedergabe gerade in dieser Lage können allerdings auch Gründe des

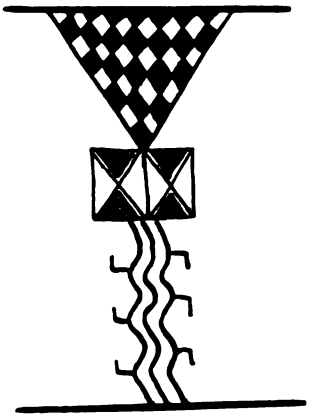


Abb. 17. Thera.

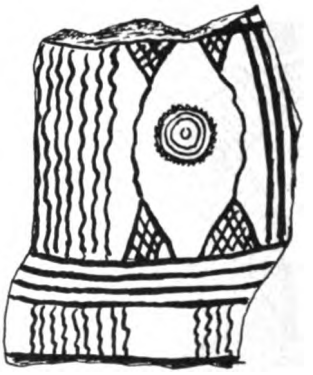


Abb. 18. Tiryns.

Geschmacks mitgesprochen haben. An der Deutung der Bildteile auf den Weltenstrom, Ost- und Westberge und Weltenberg[2]) kann indessen diese Vermutung nichts ändern. Das für uns wesentliche an dieser Darstellung ist, daß der „große Berg"[3]), also die Erde, in geschachtetem Muster wiedergegeben worden ist.

Aus mykenischer Kulturperiode stammt jene Totenlarnax, die Abb. 19 zur Anschauung bringt[4]). Auf dieser Darstellung ist es m. E. die rechts und

[1]) Schliemann, Tiryns, Taf. XX.

[2]) Bildliche Darstellungen des Weltenberges liegen für das Altertum in reichlicher Anzahl vor; freilich sind sie als solche fast sämtlich noch nicht erkannt. In meinem Buche „Erd- und Bergkult im Altertum" habe ich einzelne einer genauen Betrachtung unterzogen.

[3]) So von den Babyloniern genannt.

[4]) Aus Mouliana; *L' Anthropologie* 1904, S. 652, Fig. 10.

Digitized by Google

links vom Schachbrettmuster erscheinende Wellenlinie, die auf das wässerige Element hindeutet [1]), dem gegenüber das in der Mitte liegende Schachbrettmuster die Erde darstellen dürfte.

Ein dreireihiges Schachmuster erscheint in Abb. 20 auf dem Rücken eines Vogels. Das hier abgebildete Bruchstück [2]) stammt aus Palästina und ist von Benzinger, wie mir scheint, mit wenig Glück als Teil einer Lampe ange-

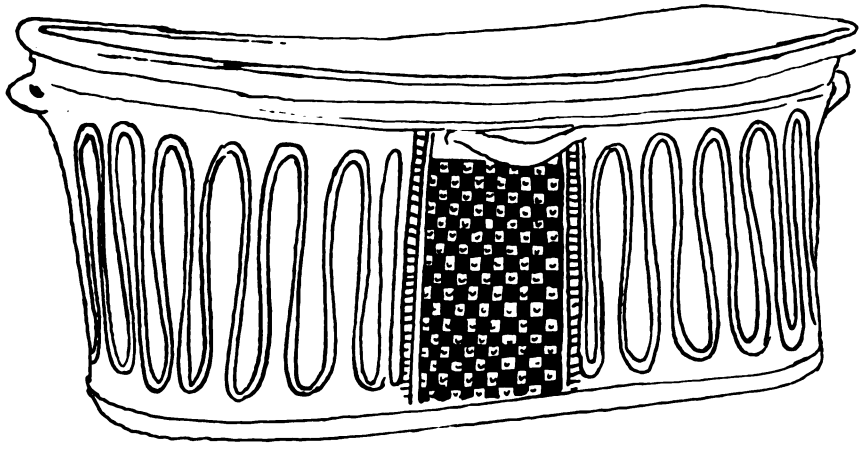


Abb. 19. Mouliana, Kreta.

Abb. 20. Palästina.

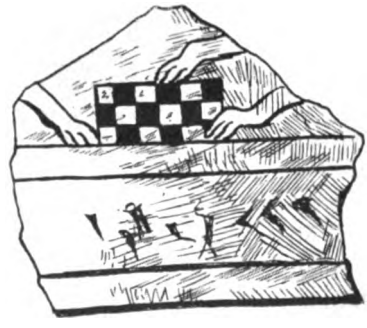


Abb. 21. Koujoundjik.

sprochen worden. Die wahre Bedeutung des Gegenstandes erhellt aus einer Vergleichung des Bruchstückes mit ganz erhaltenen cyprischen Exemplaren, von denen Ohnefalsch-Richter a. a. O., Tafelband, Taf. CLXX einige ver-

[1]) Vgl. zu diesen Wellenlinien, die besonders auf kret. Sarkophagen auftreten, Siret *Questions de chronologie et d' ethnographie Ibériques*. 1913, S. 256, der sie auch für *l' hiéroglyphe du principe aqueux* hält.

[2]) Benzinger *Hebräische Archäologie*, 2. Aufl., 1907, S. 223, Fig. 136.

Digitized by Google

öffentlicht hat; sie stellen ringförmige Röhren dar, an denen sich kleine Gefäße befinden, wahrscheinlich zur Aufnahme von Opfergaben bestimmt. Man belegt diese Gegenstände am besten mit der griechischen Bezeichnung *κερνοί*; als solche fanden diese Gefäße bei den Griechen seit kretisch-mykenischer Zeit im Erdkulte Verwendung. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir auch für das palästinische Gefäß einen mit dem griechischen übereinstimmenden Gebrauch ansetzen. Daraus ergibt sich dann aber wieder eine enge Beziehung des Schachmusters zur Erde. Bemerkt sei noch, daß hier das Muster seiner Breite nach in drei Felderreihen zerfällt, worin es mit einer für Ägypten reichlich belegten Schachbrettart übereinstimmt. Es ist mithin sehr gut möglich,

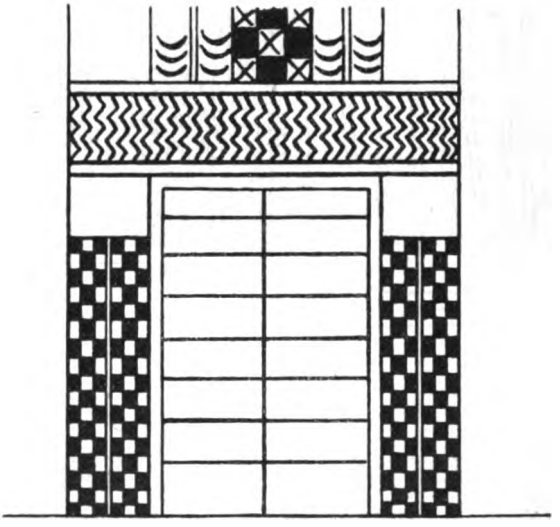


Abb. 22. Ägypten.

daß diese Rückenverzierung des Vogels ein solches Schachbrettspiel überhaupt darstellt. Dasselbe könnte von Abb. 21 gelten [1]), wo das Spielbrett hochgeklappt zu sein scheint, genau wie wir es auf ägyptischen Denkmälern sehen. Rechts und links von diesem geschachteten Rechteck gewahrt man Reste von Raubtierpranken.

Für Ägypten hat schon Macchioro a. a. O. S. 363 die hier wiederholte Abb. 22 [2]) angeführt, wo eine auf einem Sarkophag gemalte Grabtüre wiedergegeben ist. Aus dem sakralen Charakter des Grabes schloß M. auf eine religiöse Bedeutung des hier angebrachten Schachmusters, ohne indessen, wie auch

[1]) Vasenscherbe aus Koujoundjik (Anfang des 1. vorchr. Jt.); Perrot et Chipiez *L' Histoire de l'art dans antiquité* II, S. 715, Fig. 379.

[2]) Lepsius *Denkmäler aus Ägypten* IV, Taf. 98.

Digitized by Google

sonst, den Versuch zu machen zur Aufdeckung des Grundes für die religiöse Auffassung der Verzierung.

Man darf von vornherein annehmen, daß in Ägypten, wo auch immer eine symbolische Verwendung des Schachbrettmusters zu vermuten ist, hierzu dieselbe Anschauung geführt hat, die in den übrigen Kulturen der Mittelmeerländer wirksam gewesen ist. Ein Zusammenhang mit der Erde läßt sich denn auch aus Abb. 22 mit einiger Wahrscheinlichkeit erschließen. Das Streifenbild über der Tür nämlich, durch die Wellenlinien deutlich als Gewässer[1]) charakterisiert, wird wohl in einer inneren Beziehung zu den übrigen Ornamenten der Grabesfront stehen; dieser Gedanke führt darauf, in den einander gegenübergestellten Wellen- und Schachbrettzeichen die uns schon geläufigen symbolischen Ausdrucksformen von Wasser und Erde zu sehen[2]).

Abb. 23. 1/6. Portugal. (Wilke, Südwesteurop. Megalithkultur Abb. 23).

Nach dem äußersten Westen Europas, nach Spanien und in frühneolithische Zeit führen die Abbildungen 23—25; sie stellen Schiefertafeln dar, von denen sich in der Pyrenäenhalbinsel und in Frankreich eine reichliche Anzahl

[1]) Vgl. die Flußdarstellung unter dem Totenschiff bei Macchioro a. a. O. S. 363, Abb. 18 = Rosellini II Taf. 105, 2.

[2]) Die Schachbrettverzierungen auf den übrigen von Macchioro beigebrachten ägyptischen Denkmälern halte ich — das Totenschiff-Ornament möglicherweise ausgenommen — für rein dekorativ. Was das Schachbrettspiel der alten Ägypter anlangt, so ist dieses, wie mir scheint, seinem Ursprung nach als Erdspiel aufzufassen; für diese Herkunft zeugen m. E. besonders einige direkt sich an lokal-terrestrische Verhältnisse anlehnende Formen der Spielbretter, die ich an anderer Stelle behandelt habe. Erst später ist die Erdeinteilung zur Himmelseinteilung und damit das Spiel zu einem kalendarischen Himmelsspiel geworden. Letztere Bedeutung ist richtig erkannt und gewürdigt worden von A. Berny *Der astral-mythologische Inhalt der Brettspiele*. Memnon 1913, Bd. VI, S. 204 ff.

Digitized by Google

gefunden hat[1]). Die Mehrzahl dieser Platten zeigen als Hauptverzierung Reihen von Dreiecken; einmal findet sich das Schachbrettmuster (Abb. 24) vor, dessen obere Seite eine Dreiecksreihe abschließt. Man hält diese Schieferplatten gewöhnlich für religiöse Gegenstände, und wohl mit Recht. Ist es vielleicht möglich, auch die Gottheit näher zu bestimmen, der sie heilig waren? Ja, vielleicht darf man diese Gegenstände direkt als Idole ansprechen; eine solche Annahme empfiehlt z. B. Abb. 25, wo die Platte deutlich eine weibliche Gestalt zeigt. Was die Gegenstände auch immer dargestellt haben mögen, mir scheint jedenfalls die Verzierung auf ihnen nicht beziehungslos einfach aus der Luft gegriffen. So hat denn auch schon Siret a. a. O. für das Dreieckmuster eine Deutung vorgeschlagen, indem er die Dreiecke mit den heiligen Pinienzapfen der

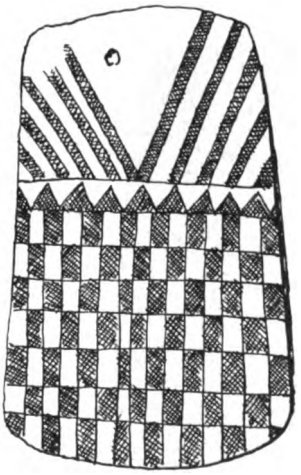


Abb. 24. Spanien.

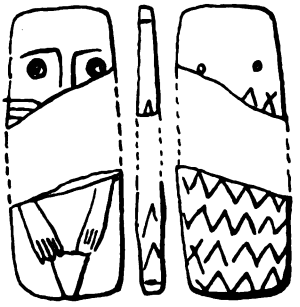


Abb. 25. Spanien.

Assyrer verglich. Diese Zusammenstellung scheint mir jedoch zu weit hergeholt und auch wenig einleuchtend. Viel näher liegt m. E. eine Gleichsetzung der Dreiecke mit Bergen; die Platte, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, könnte gut das Idol der Erdmutter vorstellen. Zu dieser Deutung würde einmal Abb. 25 außerordentlich trefflich passen, wo die Gestalt durch ihre Gebärde — sie hat beide Hände an die dreieckige Scham gelegt — ihren Charakter als fruchtbare, gebärende Natur- und Muttergöttin deutlich bekundet. In diesen Vorstellungskreis würde sich ferner auch das Schachbrettmuster gut einfügen, dessen Zusammenhang mit der Erde für den mittelländischen Kulturkreis, wie wir gesehen haben, durch die Denkmäler wahrscheinlich gemacht wird; und es wäre hier so ein Beweis dafür gewonnen, daß auch in diesem Teile

[1]) Vgl. über sie Siret *Questions de chronologie et d' ethnographie Ibériques*, 1913, S. 278, Fig. 102; S. 280, Fig. 103; danach unsere Abb. 24 und 25.

Digitized by Google

Europas das Schachmuster in der Symbolik dieselbe Rolle gespielt hat wie in dem östlichen Mittelmeergebiet.

Für das Vorkommen des Schachbrettmusters im nördlichen Europa[1]) sei als Zeugnis der in Abb. 26 wiedergegebene Gegenstand angeführt; es ist dies ein Knochengerät aus Travenort (Holstein)[2]), dessen Schachmuster zusammen mit der übrigen Verzierung bei genauerer Betrachtung zu denselben Ergebnissen gelangen läßt, zu denen wir bereits an Hand der oben besprochenen Denkmäler gekommen sind.

Es wird sofort auffallen, daß in der Zeichnung, die Abb. 26 bietet, wieder deutlich charakterisierte Wellenlinien erscheinen und zwar an einer Stelle, wo sie in mehrfacher Wiederholung bei dem unten in Abb. 29 wiedergegebenen susäischen Schalenbilde wiederkehren. Dieses Innenbild der Vase aus Susa stellt nun aber das Bild der Welt dar, wie es sich im Geiste der damaligen[3]) Bewohner Susas wiederspiegelte. Die mit Wellenlinien ausgefüllten seitlichen Einziehungen an diesem Schalenbilde können nichts

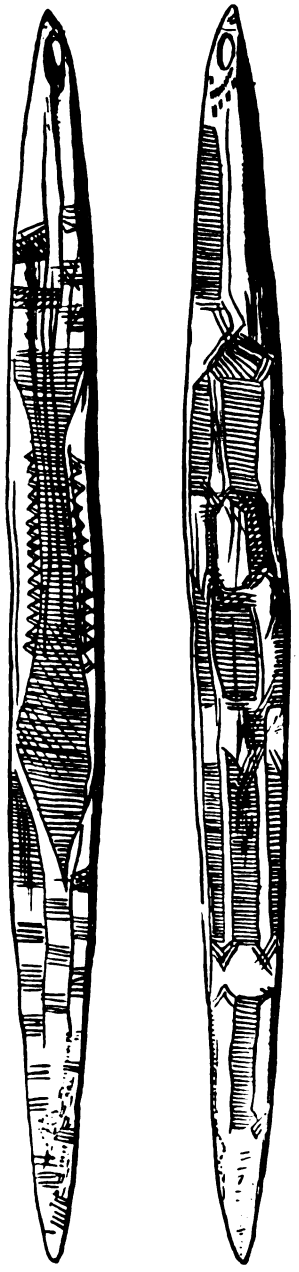


Abb. 26. Travenort, Holstein.

[1]) Macchioro a. a. O. hatte für West-, Mittel- und Nordeuropa kein einziges Denkmal mit Schachmuster anführen können. Daß dieses jedoch auch in jenen Gegenden und zwar bereits in der Steinzeit vorkam, dafür zeugt die Zusammenstellung einiger mit diesem Ornament versehener Denkmäler, die Kossinna in seiner Arbeit: Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft (*Mannusbibliothek* 9, S. 13 Anm. oder 2. Aufl. S. 241) gibt. Unter diesen Denkmälern verdient besondere Beachtung eine „Trommel" aus dem Spitzen Hoch bei Latdorf (O. Merkel, *Katalog des Altertumsmuseums der Stadt Bernburg* S. 24, Bd. 114), da dieses Gerät religiösen Charakter hatte und daraus der Schluß auf eine gleichfalls religiös-symbolische Natur des Schachbrettmusters, das sich am Unterteile der Trommel vorfindet, möglich ist. Den Hinweis auf die Zusammenstellung in der benannten Arbeit verdanke ich der Freundlichkeit Kossinnas.

[2]) Zuerst veröffentlicht in der *Zeitschrift für Ethnologie* 1892, alsdann von Kossinna im *Mannus* I Taf. VI 3; ferner von Wilke, *Mannusbibliothek* X, S. 147, Abb. 154.

[3]) Die Schale gehört etwa dem 4. vorchristl. Jahrtausend an.

Digitized by Google

anderes sein, als die beiden Gewässer, zwischen denen das alte Elam lag. Im Norden das Kaspische Meer, im Süden der Persische Meerbusen.

Eine ähnliche Wiedergabe kosmischer Verhältnisse liegt m. E. auch in der Zeichnung auf dem Knochengerät von Travenort vor. Der Fundort des Gegenstandes führt auf Schleswig-Holstein, das nach Jütland und dem Festlande zu sich verbreiternd die unserem Bilde eigentümlichen seitlichen Einziehungen in Wirklichkeit aufweist; und gerade diese Einschnürung ist auf der Zeichnung durch die Wellenlinien als vom Wasser bespült gekennzeichnet, was genau den Tatsachen entspricht. Man wird also wohl nicht fehlgehen, wenn man in dem vorliegenden Bilde eine geographische Karte der nördlichen Halbinsel Deutschlands sieht.

Mit dieser Deutung ist dann aber auch der Zusammenhang des Schachmusters, das an den beiden spitzen Enden des Gerätes zwar sehr flüchtig, doch

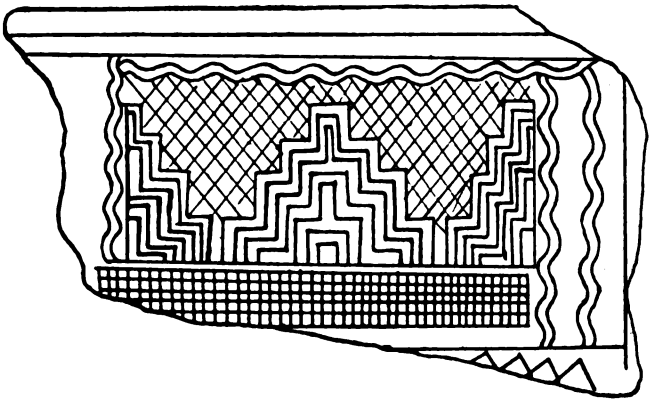


Abb. 27. Bismaya, Mesopotamien.

deutlich genug zur Anschauung gebracht ist, mit der Erde gesichert und seine Erdbedeutung auch durch dieses Bild, wie mir scheint, erwiesen.

Von Europa wenden wir nunmehr unsern Blick auf Asien und zwar auf den noch nicht berührten mesopotamischen Kulturkreis. Als ein Beispiel für die Verwendung des geschachteten Musters in jenem Lande sei zuerst das hier in Abb. 27 wiedergegebene altbabylonische Vasenbruchstück aus Bismaya[1]) vorgeführt und besprochen. Den Hauptteil des Bildes füllen drei abgestufte Dreiecke aus, von denen die beiden äußeren sich so darstellen, als ob sie als die Hälften des vollständigen mittleren Dreiecks aufzufassen seien. Jeremias a. a. O. erklärt diese Gebilde für Tempeltürme; diese Deutung entbehrt jedoch genügender Anhaltspunkte, um annehmbar zu erscheinen. Die drei Gebilde

[1]) Banks *Bismaya* (1912), S. 242; unsere Abb. nach Jeremias *Hdb. der altor. Geisteskultur* (1913), S. 343, Abb. 215.

Digitized by Google

machen vielmehr eher den Eindruck von bloßen Stufenbergen [1]), deren Nachbildungen allerdings, wie heute wohl allgemein angenommen wird, die babylonischen Stufentürme darstellten. Was nun die Dreizahl dieser Berge auf der vorliegenden Vasenscherbe betrifft, so könnte diese erinnern an den Ost-, West- und mittleren Erdberg der babylonischen Kosmologie [2]) und der Gedanke an eine kosmische-terrestrische Deutung der Darstellung dürfte damit nahe gelegt sein. Empfohlen wird diese auch durch die sich um das Bild herumziehenden Wellenlinien, die sehr gut den Weltenozean darstellen könnten [3]). Für das langgestreckte geschachtete Rechteck unterhalb der Berge bliebe in diesem Zusammenhange m. E. nur die Deutung auf das mesopotamische Flachland übrig, an dessen nördlichem Rande sich das hohe Gebirgsland hinzieht, wohin

Abb. 28. Susa, Persien.

Abb. 29. Susa, Persien.

der „Nordberg" verlegt wurde. Durch diese Deutung des Denkmals ist das Belegmaterial für die Vorstellung von einer in Quadrate eingeteilt gedachten Erdoberfläche um ein wichtiges Zeugnis reicher geworden.

Zum Schlusse dieser Denkmälerreihe seien noch einige Denkmäler angeführt, die teils aus Susa teils aus den nördlichen Bezirken Persiens bei den Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts der Nachwelt zurückgewonnen sind. Abb. 28 zeigt eine Schale [4]), die innerhalb der susäischen Kultur der ersten Periode angehört, also höchstwahrscheinlich noch dem vierten vorchristlichen

[1]) Vgl. unten Abb. 30.

[2]) Vgl. Jeremias *Hdb.*, S. 53 ff.

[3]) Vgl. den babyl. Siegelzylinder des Brit. Mus. bei Ward *The seal cylinders of Western Asia* Nr. 648, wo Ea, der Gott des wässerigen Elements, in gleicher Weise von Wellenlinien eingerahmt erscheint.

[4]) Von dem Tell von Susa; *Délégation en Perse* 1912, Taf. XLII 3.

Digitized by Google

Jahrtausend zuzuweisen ist. Die Darstellung der Innenseite dieser Vase deute ich folgendermaßen [1]): In der Mitte stellt die runde, geschachtete Figur die Erde dar, um sie herum zieht sich die (erste) Bergmauer. Darauf folgt der Weltenozean mit Brücken, die über ihn hinüberführen zum zweiten Wall. Den äußeren Abschluß bildet eine ringsherum laufende Bergreihe, dargestellt durch Dreiecke. Die einzelnen Teile dieses kosmischen Schalenbildes stehen im völligen Einklang mit dem, was wir über die Kosmologie der Babylonier aus der schriftlichen Überlieferung wissen. Das Wichtige für uns an diesem Bilde ist die Darstellungsart der Erde; während die Innenbilder der übrigen Vasen

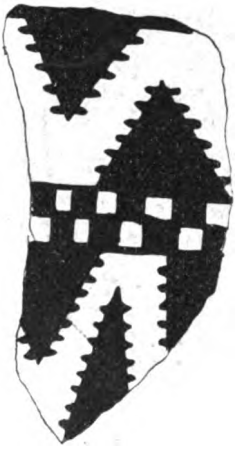


Abb. 30. Tepe-Mussian, Nordpersien.

Abb. 31. Khazineh.

fast sämtlich eine in vier Gegenden eingeteilte Erde aufweisen, ist die Erdscheibe hier mit dem Schachbrettmuster ausgefüllt. In gleicher Weise ist das Ost- und Westland auf dem Innenbild der in Abb. 29 wiedergegebene Schale dargestellt (*Délég. en Perse* XIII, Taf. XV 5). Diese Tatsachen führen zu dem Schluß, daß das in Rede stehende Motiv für die Kulturträger der damaligen Periode von Susa [2]) dieselbe Bedeutung gehabt hatte, wie in Mexiko und dem westlicheren Asien und Europa.

[1]) Eine ausführliche Begründung der hier vorgebrachten Deutung darf ich mir wohl ersparen, da ich sie mit Beziehung auf die Innenbilder der anderen susäischen Schalen derselben Gattung in einem besonderen Aufsatz gebe, der demnächst im Mannus erscheint.

[2]) Das Schachbrettmuster bildet für jene Kulturperiode eines der am häufigsten angewandten Dekorationsmotive, so daß man fast versucht sein könnte, anzunehmen, daß von

Digitized by Google

Aus dem nordpersischen Tepe-Mussian stammt die in Abb. 30 wiedergegebene Scherbe (frühe Bronzezeit) [1]), die in schwarzer Malerei auf hellgelbem Grunde das Motiv der „Stufenberge" vor Augen führt. Das Schachmuster, das sich zwischen diesen hinzieht, darf man im Hinblick auf die analoge oben S. 365 besprochene Darstellung der altbabylonischen Scherbe [2]) ohne Bedenken auf die ebene Erdfläche beziehen.

In Verbindung mit dem zweigipfligen Weltberg [3]) tritt das Schachbrettmuster auf einer Scheibe aus Khazineh auf (Abb. 31) [4]), welche die Reihe der asiatischen Denkmäler beschließen mag.

Ziehen wir nunmehr die Folgerungen aus den obigen Ausführungen, dann müssen wir gestehen, daß eine symbolische Verwendung des Schachmusters für die altmexikanischen, innerasiatischen und europäischen Kulturen schwerlich geleugnet werden kann. Aus den Denkmälern jener Länder ergibt sich

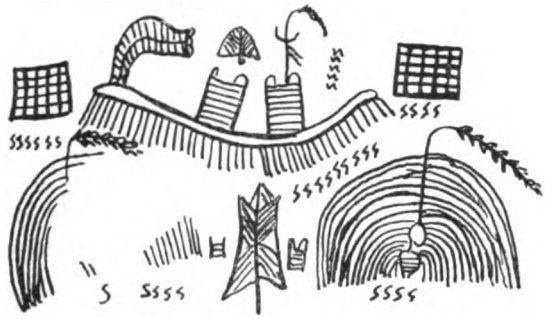


Abb. 32. Abydos, Ägypten.

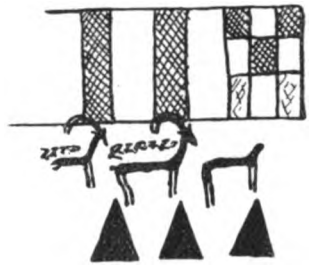


Abb. 33. Nagada, Ägypten.

mit größter Wahrscheinlichkeit, daß der sinnbildliche Gebrauch des Musters aus der Vorstellung von der in rechteckige Bezirke eingeteilt gedachten Erde zu erklären ist, eine Vorstellung, die ihrerseits den Ausgang genommen haben mag

---

hier aus eine teilweise Durchdringung der westlichen Länder mit diesem Muster ihren Ausgang genommen hat. Als das Ursprungsland des vorliegenden Motivs hat Macchioro Ägypten nachzuweisen versucht. Doch abgesehen davon, daß an anderen Orten eine von Ägypten unabhängige, selbständige Entwickelung des Schachbrettmusters sehr gut möglich ist, hat schon Wilke, Kulturbeziehungen zw. Indien, Orient und Europa 1913 S. 147, Anm. *) gegen Macchioro geltend gemacht, daß bereits in der Ancylusperiode in Europa das Schachbrettmuster auftritt.

[1]) *Délégation en Perse* VIII, S. 102, Fig. 158.

[2]) Einer Vereinigung von Bergen mit dem Schachbrettmuster begegneten wir auch an einer Schieferplatte der iberischen Halbinsel (oben Abb. 24).

[3]) *Délégation en Perse* VIII, S. 108, Fig. 172.

[4]) Die unteren Kegel bilden die nach echt orientalischer Anschauung geforderten Entsprechungen der oberen Teile; die zwei gewellten Streifen halte ich für zwei Weltströme.

Digitized by Google

von der Anschauung eines in viele einzelne Ackerflächen abgeteilten Landstückes (vgl. oben Abb. 4).

Daß diese Vermutung, die für die enge Beziehung des Schachbrettmusters zu der Erde den letzten Grund aufsucht, keineswegs der Wahrscheinlichkeit entbehrt, dafür mögen noch zwei Zeichnungen auf Vasen angeführt werden, die aus dem ägyptischen Abydos und Nagada vorgeschichtlicher Zeit (etwa 3000 v. Chr.) stammen. In Abb. 32[1]) sieht man im Vordergrunde zwei Berge — der linke hat etwas gelitten —. Die Barke in der Mitte und die um sie verstreuten Zickzackreihen weisen m. E. auf den Nilstrom hin. Dahinter erscheinen zwei in Quadrate geteilte Vierecke, die wohl als Andeutungen des bestellten Fruchtlandes aufzufassen sind. Letzter Gedanke mag auch der Feldereinteilung in Abb. 33[2]) zugrunde liegen.

---

[1]) Fl. Petrie, *Naqada and Ballas* (1896) Taf. LXVI 9.

[2]) Ebenda Taf. LXVII 15. Man vgl. hiermit die oben angeführte ägyptische Hieroglyphe für „Gau“ (S. 350).

Digitized by Google

II. Mitteilungen.

Die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig.

Gedanken eines Geologen über den gegenwärtigen Stand der paläolithischen Forschung.

Vom Kgl. Landesgeologen Prof. Dr. Curt Gagel, Berlin-Dahlem.

Toute la science humaine consiste seulement à voir distinctement.
René Descartes.

In diesen Tagen ist eine wie mir scheint sehr schöne, jedenfalls mit ausgezeichneten Abbildungen versehene Schrift von Jacob und Gaebert über „die altsteinzeitliche Fundstelle Markkleeberg bei Leipzig" erschienen [1]).

In dieser Arbeit wird im archäologischen Teil von Jacob auf Grund sorgfältigen Vergleichs mit den altfranzösischen Kulturen und unter Berufung auf das Urteil so ausgezeichneter Kenner des Paläolithikums wie Breuil, Obermaier und Commont die Ansicht vertreten, daß hier Moustérien-Geräte vorkommen, die sich nach dem Grad der Abrollung und Patinierung und nach der Kunst der Herstellung in 3 Stufen sondern lassen: Unter-, Mittel- und Oberstufe, deren Lage im geologischen Profil der Elster-Pleiße-Schotter allerdings nur in zwei Fällen mit Sicherheit erweisbar war: ein Stück der „Unterstufe" lag in 5 m Tiefe, eines der Oberstufe in etwa 2 m Tiefe.

Im großen und ganzen werden die Funde aber zusammengefaßt und es wird die Meinung vertreten, daß die Oberstufe dem Hochmoustérien der klassischen französischen Fundstellen entspricht; daß die Hauptmasse der Funde, „wären diese in Frankreich aufgetreten", dem Moustérien zuzurechnen sein würde; einzelne Stücke der Unterstufe erinnern an Acheuléen, eine ganze Anzahl der Oberstufe weisen schon auf Aurignacien hin.

In dem zweiten geologischen Teil wird von Gaebert, dem ehemaligen sächsischen Sektionsgeologen, auf Grund einer sehr gründlichen und ausführ-

[1]) Veröffentlichungen des Städtischen Museums für Völkerkunde Leipzig Heft 5, 1914 103 Seiten, 25 Tafeln, ein geologisches Profil.

Digitized by Google

lichen Erörterung des gesamten Diluviums von Leipzig und Umgegend z. T. unter Bezugnahme auf die Ergebnisse der Kartierung bei Halle-Weißenfels die geologisch-stratigraphische Stellung der Fundstelle festgestellt mit dem Ergebnis, daß die Elster-Pleißeschotter, in denen die Geräte liegen, altdiluvial sind und am Schluß einer sehr lange dauernden „Interglazialzeit" abgelagert sind, nach Ablagerung der gleichfalls interglazialen Muldeschotter, daß diese Schotter von der Grundmoräne der zweiten („Haupt")-Vereisung bedeckt sind, daß danach, während der zweiten Interglazialzeit, diese „Obere" Grundmoräne (des Leipziger Gebiets, die nicht dasselbe ist wie die Obere Grundmoräne Norddeutschlands) und die älteren Diluvialablagerungen großenteils zerstört sind und daß die letzte Vereisung (der Obere Geschiebemergel Norddeutschlands) das Leipziger Gebiet überhaupt nicht mehr erreicht hat.

Diese Ausführungen Gaeberts sind vom geologischen Standpunkt aus schlechthin einwandfrei begründet und durchaus überzeugend; sie decken sich mit dem, was bisher alle Geologen über die Fundstelle geurteilt haben und können als völlig sicher nach dem Standpunkt der jetzigen Diluvialforschung betrachtet werden; solange nicht unsere ganze Diluvialgliederung umgeworfen und als falsch erwiesen wird, bleibt Markkleeberg Schluß des vorletzten Interglazials!! Es gibt ganz wenige Stellen im Diluvium, deren Stratigraphie mit so völliger Sicherheit festgelegt wäre; es ist ein Fixpunkt, von dem alle weitere archäologische Datierung in Deutschland ausgehen muß.

Kaum ein Jahr vorher hat R. R. Schmidt in seinem großen Werk über die „Diluviale Vorzeit Deutschlands", das vorläufig die Bibel der deutschen Prähistoriker zu sein scheint[1]), Markkleeberg als Chelléen, (!) spätestens als Früh-Acheuléen und als letztes Interglazial erklärt. Daß diese letzte geologische Bestimmung sicher falsch und unmöglich sei, ist sofort von den prähistorisch interessierten Geologen z. B. von Wiegers und dem Verfasser[2]) behauptet worden, und sie ist jetzt von Gaebert mit aller Sicherheit als falsch erwiesen.

Wiegers hält Markkleeberg ebenfalls für Frühacheuléen! (A. a. O. und Z. f. E. 1914, S. 421 ff.). Wir haben also den merkwürdigen Fall, daß von einer reichen Fundstelle mit zahlreichen guten Geräten die Prähistoriker,

---

[1]) Anm. d. Herausg. Dieser Ansicht des Vf.s muß entschieden widersprochen werden. Ich selbst habe mich früher dem System Penks, in den letzten Jahren dem Bayers voll angeschlossen, niemals aber den Ansichten R. R. Schmidts, die, wie der Vf. richtig bemerkt, nur unter Anwendung einer wissenschaftlich unzulässigen Methode entstehen konnten. G. K.

[2]) Referat über R. R. Schmidt: Die diluviale Vorzeit Deutschlands, Geologisches Zentralblatt 1914, XX S. 449—451.

Wiegers: Über das Alter der diluvialen Menschen in Deutschland. Z. d. d. geol. Ges. 1913, Band 65 S. 544.

Digitized by Google

die augenblicklich die berufensten sind oder als solche angesehen werden, eine ganz verschiedene archäologische Auffassung haben und daß das einzig Sichere an der Fundstelle die Stratigraphie ist.

Eine weitere bisher nicht bestrittene und, soweit man nach dem jetzigen Stande der Diluvialgeologie urteilen kann, anscheinend ganz sichere Tatsache ist die stratigraphische Stellung der schwäbischen Höhlenfunde von Sirgenstein, Ofnet u. a., wo einwandfrei die lückenlose stratigraphische Überlagerung von Moustérien, Aurignacien, Solutréen und Magdalénien festgestellt ist und weiter festgestellt ist, daß diese Kulturen von der Höhe der letzten Vereisung ab lückenlos aufeinander folgen, daß in der Entwickelung der damit zusammenvorkommenden Diluvialfauna keinerlei Bruch, Knick oder Hiatus vorliegt, daß diese Diluvialfauna ganz allmählich in die Postglazialfauna übergeht und daß für ein Interglazial innerhalb dieser paläolithischen Kulturen vom Moustérien bis zum Magdalénien überhaupt kein Platz ist!! Mindestens seit dem Primitivmoustérien fällt alles Paläolithikum ins letzte Glazial!! Hier scheint der archäologische Befund in gleicher Weise einwandfrei zu sein, wie der geologische, durch die Bestimmungen von Koken festgestellte Befund — wenigstens hat sich gegen die archäologische Deutung der schwäbischen Höhlenfunde noch kein Widerspruch erhoben. Dies ist also als der zweite Fixpunkt für die geologische Datierung der Vorgeschichte anzunehmen.

Es liegt nun hier die merkwürdige Tatsache vor, daß von den reichhaltigsten und allseitig best untersuchten Fundpunkten Deutschlands die eine (schwäbische) Gruppe, gegen deren archäologische und geologische Bestimmung von keiner Seite Widerspruch erhoben ist, die Moustérienkultur auf der Höhe der letzten Eiszeit zeigt und zwar sowohl Primitiv-Moustérien wie Hoch-Moustérien (La Quina-Kultur), daß dagegen bei Markkleeberg zwar alle Geologen einig sind, daß es vorletztes Interglazial ist, daß aber der größere Teil der Archäologen behauptet, daß die dortige Kultur Moustérien und zwar wesentlich Hoch-Moustérien ist, während die andern Prähistoriker und Geologen diese Kultur für Frühachéuleen oder für noch älter halten. Dieselbe Moustérien-Kultur soll also einmal auf der Höhe der letzten Eiszeit, das andere Mal am Schluß der vorletzten Zwischeneiszeit, also durch eine ganze Eiszeit und eine ganze Zwischeneiszeit davon getrennt, vorkommen.

Das ist natürlich ein ganz unmögliches Ergebnis und das Rätsel läßt nur folgende Lösungen zu: Entweder ist eine oder sind beide geologischen Bestimmungen der Fundstellen falsch — das ist nach dem Gewicht der bei der Untersuchung beteiligten Geologen (Koken, Gaebert) und bei der allseitigen Zustimmung aller andern Geologen zu Markkleeberg zum mindesten nicht wahrscheinlich — für Markkleeberg ausgeschlossen —; oder eine (oder beide) archäologische Bestimmungen sind unzuverlässig — es stehen hier Obermaier, Breuil,

Digitized by Google

Commont, Jacob gegen R. R. Schmidt und Wiegers. Eine Partei muß sich hier also geirrt haben und das ist bei dem Gewicht der auf beiden Seiten stehenden Namen in jedem Fall ein schlechtes Anzeichen für die Zuverlässigkeit der Archäologie und ihrer Methode. Die Annahme der dritten Möglichkeit, daß die Ergebnisse der prähistorischen Forschung an sich schon feststehend und unerschütterlich sind und daß die damit unverträgliche geologische Gliederung deshalb an sich falsch sein müßte[1]) — nicht nur ihre Anwendung auf einen der vorliegenden Fälle — ist nur dem Selbstgefühl eines auch auf seinem eigenen und besonders auf paläolithischen Gebiet nur sehr mangelhaft bewanderten Prähistorikers vorbehalten geblieben und bedarf wohl keiner Erwiderung. Die Gliederung des norddeutschen Diluviums ist durch die nahezu 50jährige Arbeit einer großen Anzahl der angesehensten Geologen jetzt so einstimmig festgestellt, daß darüber wohl kein Wort weiter zu verlieren ist.

Wenn ich eben gesagt habe, daß sich gegen die geologischen Bestimmungen Kokens, besonders die der schwäbischen Höhlenfunde, bisher von keiner Seite Widerspruch erhoben habe, so sehe ich von der Kritik Bayers über das Schmidt-Kokensche Werk in Mannus, Bd. VI, 1914, S. 225—226 ab, da ich Bayer nicht als maßgebend in geologischen Fragen betrachten kann, über die er kein aus eigener Wissenschaft und Arbeit herrührendes, begründetes Urteil hat.

Gerade die gesperrt gedruckten Sätze Bayers: „Die arktische Tierwelt „verläßt nicht mit dem Ausgang der Lößzeit die mitteleuropäischen Gebiete, „sondern die Mikrofauna bricht in ihrer großen Menge erst nach beendeter „Lößablagerung ein." — — „Diese streng eiszeitliche Fauna fällt nicht mehr „in die Bildungszeit des jüngeren Löß, die in ihrer Gänze vor der Würm-„eiszeit liegt, mithin der Ablagerungszeit der Niederterrasse vorausgeht", sind erwiesenermaßen völlig falsch, wie sich schon aus den von Nehring festgestellten Verhältnissen von Thiede und Westeregeln ergibt, wo die kleinen arktischen Nager ganz zu unterst im Lößprofil liegen und von der Steppenfauna ganz allmählich abgelöst werden[2]), und wie ich ausführlich besonders in bezug auf den Löß in der unten erwähnten Arbeit nachgewiesen habe. Für die immer wiederkehrende Behauptung der Archäologen, daß der jüngere Löß vor die Würmeiszeit falle, fehlt jeder Beweis; alle stratigraphischen und sonstigen Beweise belegen das Gegenteil! Es ist ferner zum mindesten eine sehr unvorsichtige Behauptung des Prähistorikers Bayer,

[1]) Z. f. E. 1914 S. 435 vorletzter Abschnitt.

[2]) Nehring: Die quartäre Fauna von Thiede und Westeregeln. Arch. f. Anthr. XXI. 1878.

Nehring: Über den Charakter der Quartärfauna von Thiede bei Braunschweig. Neues Jahrb. f. Min. 1889.

C. Gagel: Probleme der Diluvialgeologie. Branca-Festschrift. Berlin 1914, S. 132.

Digitized by Google

daß die auf jahrzehntelanger Arbeit beruhenden Ergebnisse Kokens in bezug auf die Folge der Diluvialfaunen „an und für sich unrichtig sind" (a. a. O. S. 228) und mit Obermaier, Breuil, R. R. Schmidt widerlegt werden sollen, ferner, daß bezüglich des Diluviums des Neckartales das dort angegebene, erschlossene Gesamtbild der Ablagerungen und Faunen „unmöglich richtig sein kann" (S. 228), ferner „es kehrt in meinem Chronologieschema entsprechend der obigen gesicherten archäologisch-paläontologischen Abfolge keine Antiquusfauna im letzten Interglazial wieder" (S. 228). Letztere Behauptung wird einfach und glänzend durch die ganz unbestrittenen geologischen Verhältnisse von Rixdorf und Taubach-Ehringsdorf widerlegt; bei letzterem sind Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii die Charaktertiere des letzten (Riß-Würm) Interglazials, und Rhin. Merckii hält noch weit länger aus als Rhin. antiquitatis.

Der eine völlig sichere, stratigraphisch und faunistisch einwandfrei untersuchte Fixpunkt, von dem alle Diluvialgliederung Deutschlands ausgehen muß und von Anfang an ausgegangen ist, ist Rixdorf, das ganz zweifellos zwischen letzter (Würm-) und vorletzter (Riß-)Eiszeit und nahezu senkrecht über dem vorletzten (Mindel-Riß) Interglazial des Paludinenhorizonts liegt, unter den die Moräne der drittletzten Eiszeit folgt — erbohrt ist! In Rixdorf kommt völlig sicher Elephas antiquus und Rhinoceros Merckii vor, die „jüngere" Antiquusfauna, die nach Bayer nicht vorhanden sein soll, ist also eine erwiesene, völlig unbestreitbare Tatsache, mit der sich die Prähistorie ebenso abfinden muß, wie mit der jetzt auch von Penck schon zugegebenen Tatsache, daß der jüngere Löß von der Höhe der letzten Eiszeit ab erscheint und nicht interglazial ist.

Wenn die Ergebnisse der jahrzehntelangen Arbeit eines so maßgebenden, kritischen und allseitig anerkannten Geologen wie Koken nicht mit den fragwürdigen „Ergebnissen" der Archäologie übereinstimmen, so liegt es meines Erachtens für einen Archäologen doch am nächsten, nachzuprüfen, ob der Fehler nicht vielleicht auf Seite seiner Wissenschaft liegt, anstatt genaue stratigraphische Untersuchungen (Cannstadt) für „unmöglich" zu erklären, weil sie mit seinen vorgefaßten, gänzlich unbewiesenen Annahmen nicht zusammenpassen. Mit Vogelstraußpolitik kommt man in der Wissenschaft nicht weiter! — und Tatsachen muß man anerkennen, wenn sie auch noch so unbequem sind.

Die Ergebnisse der Geologie, soweit sie stratigraphisch belangbar sind, sind Tatsachen, von denen die Archäologie ausgehen muß; die bisherigen „Ergebnisse" der paläolithischen Archäologie sind großenteils Schlüsse, die auf ganz schwankendem Grunde ruhen und fast alle anfechtbar sind[1]).

[1]) Die Ausführungen Bayers über „große" und kleine Interglazialzeiten (S. 229) beruhen auf einem Mißverständnis der geologischen Terminologie. „Große" Interglazial-

Digitized by Google

Vor kurzem hat nun H. Menzel[1]) nachzuweisen gesucht, daß in den mächtigen Lößprofilen von Krems und Willendorf in Österreich sich durch mehrfache Verwitterungszonen und mehrfachem Faunenwechsel der Binnenmollusken- (Landschnecken-)fauna eine Gliederung in glaziale und interglaziale Zonen durchführen ließe und hat eine daneben stehende Tabelle von Bayer abgedruckt, nach welcher das jüngere Aurignacien in den letzten glazialen Löß, das ältere Aurignacien in einen älteren Löß oder in die ältere Abteilung des jüngeren glazialen Löß jedenfalls **unter** der letzten (Riß-Würm-Interglazialen) Verwitterungszone und das Acheuléen in den ältesten glazialen Löß unter der vorletzten interglazialen Verwitterungszone fallen soll.

Das ist ein Ergebnis, das wiederum völlig unverträglich ist mit den Ergebnissen der Schwäbischen Höhlenfunde, wo das ganze Aurignacien nach der Höhe der letzten Vereisung liegt oder liegen soll, wenigstens so lange unverträglich ist, als der aus der Bearbeitung der reichen Diluvialfauna durch Koken gezogene Schluß aufrecht erhalten bleibt, daß in den schwäbischen Höhlenlehmen, soweit sie Fauna und Paläolithikum führen, kein Platz für ein Interglazial ist! — Die glaziale Stratigraphie versagt ja bei diesen Höhlenfunden; es sind aber gut begründete Indizienschlüsse, die sich auf den gleichbleibenden Charakter von Fauna und Jungpaläolithikum in diesen Höhlenlehmen und im „jüngeren" Löß stützen. Eine Kritik, die sich gegen die geologische Datierung des schwäbischen Paläolithikums richten will, kann sich nur an diesen nicht durch eine einwandfreie glaziale Stratigraphie sondern durch diluvial fauniſtische Erwägungen gestützten Indizienschluß wenden, würde aber damit zugleich auch einen großen Teil der „jüngeren" Lößstationen am Rhein treffen.

Daß in der Frage der Parallelisierung der einzelnen Lösse mit der Stratigraphie des norddeutschen glazialen Diluviums noch ungeklärte Probleme stecken, habe ich an anderer Stelle nachgewiesen; hier wäre also noch eine Nachprüfung irgend eines Schlusses möglich, an der Stratigraphie von Markkleeberg dagegen ist m. E. überhaupt nicht zu rütteln! Das ist der völlig sichere Angelpunkt und deshalb wäre eine allseitig anerkannte, richtige Deutung der Typologie der Markkleeberger Geräte m. E. von höchster Bedeutung. Die ganze Wahrscheinlichkeit und die Geologie sprechen jedenfalls für die Wiegersche Deutung als Acheuléen oder einen damit zusammenhängenden Kulturkreis. Aber ich will nicht den Fehler der Prähistoriker machen und meine mangelhaft begründeten subjektiven Meinungen als Tatsachen ausgeben.

Die vorgeschichtliche Forschung im Gebiet des Paläolithikum arbeitet, wie

zeit ist bei uns nur eine Unterstreichung des Begriffs der „warmen" Interglacialzeit im engeren Sinne gegenüber den kurzen Interstadien mit glazialem Charakter!

[1]) Über die Fossilführung und Gliederung der Lößformation im Donautal bei Krems. Z. d. d. geol. Gesellsch. 1914, S. 192—197.

Digitized by Google

ich an anderer Stelle schon ausgeführt habe[1]) und wie neuerdings und gleichzeitig auch Wiegers betont hat[2]) m. E. mit einer ganz unzulässigen Voraussetzung und nimmt das, was bestenfalls als Ergebnis sehr langer und genauer Untersuchungen herauskommen könnte, von vornherein als Voraussetzung ihrer Untersuchungen und als Grundsatz, nämlich, daß die paläolithischen Kulturen in Frankreich und Deutschland gleichartig und gleichaltrig sind. Meines Erachtens sind die französischen paläolithischen Werkzeugreihen der Ausdruck und das Ergebnis ganz besonderer Rassenkulturen und wir haben bisher noch keinerlei Beweise dafür, daß die deutschen paläolithischen Reste, die den französischen so ähnlich — aber großen Teils nicht mit ihnen gleich — sind, nun auch wirklich von derselben Rasse herrühren und gleichalt sind wie die entsprechenden Kulturreste Frankreichs und ohne weiteres auf diese französischen Kulturen bezogen werden können. Es steckt in der archäologischen paläolithischen Methode ganz offenbar eine petitio principii! Wenn die deutschen und französischen Kulturen wirklich und zweifelsohne übereinstimmend wären und wenn die Methode und die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Forschung wirklich so zuverlässig und feststehend wären, wie behauptet wird, so könnten auch unter den berufensten Kennern nicht so endlose Streitigkeiten und so unversöhnliche Widersprüche vorkommen wie z. B. über Alter und Zugehörigkeit der Kulturen von Taubach und Markkleeberg. — Die „Leitfossilien" von uns Geologen sind jedenfalls im Gegensatz dazu zweifelsfrei und von Niemand bestritten!

Daß im Paläolithikum ganz verschiedene Rassen mit ganz verschiedenen Kulturen gelebt haben, beweisen mit unbezweifelbarer Deutlichkeit die Funde von Le Moustier (Homo mousteriensis und Homo aurignacensis) und Krapina.

Ich bin noch längst nicht überzeugt davon und sehe keinen wirklichen Beweis dafür, daß die paläolithischen Kulturen Chelléen, Acheuléen, Moustérien einerseits, Aurignacien, Solutréen, Magdalénien andererseits sich auseinander „entwickelt" haben, sondern sehe in ihnen den besonderen Niederschlag ganz verschiedener Rassen, die aufeinander stießen und aufeinander folgten — weshalb soll Rassen- und Kulturwechsel in Frankreich und Deutschland gleichzeitig und gleichmäßig erfolgt sein? Weshalb kann nicht in einem Lande die höhere Rasse mit ihrer fortgeschrittenen Kultur längst ansässig und beherrschend geworden sein, als im andern Lande noch eine andere Rasse mit niedrigerer, nur wenig oder gar nicht von jener beeinflußten Kultur weiterlebte?

[1]) E. Gagel: Probleme der Diluvialgeologie. Branca-Festschrift Berlin 1914, S. 139—140.

[2]) F. Wiegers: Über die prähistorische Untersuchung einiger deutscher Diluvialfundstätten. Z. f. E. 1914, S. 421.

Digitized by Google

Weshalb müssen die Ähnlichkeiten zwischen deutschem und französischem Paläolithikum als Zeichen gleicher Kultur und Rasse gedeutet werden und weshalb können es nicht nur teilweise Entlehnungen und Anpassungen sein, die durch Handel und sonstigem Verkehr langsam übertragen wurden und in einem Lande erheblich nachhinkten? Wenn man die Fülle der wundervollen altpaläolithischen Kulturreste Frankreichs betrachtet und die Höhe der dortigen coup de poing-Technik mit dem noch nicht ½ Dutzend z. B. nach recht kümmerlicher, mandelförmiger Faustkeile Deutschlands vergleicht, so ist das Ergebnis dieser Betrachtung nicht gerade sehr glänzend in bezug auf die Gleichsetzung der Kulturen beider Länder. M. E. würde es viel zweckmäßiger sein, in Deutschland einmal zuerst, unbeeinflußt durch ausländische Schemata, ruhig und sachlich den Sachverhalt festzustellen unter ganz ausschließlicher Berücksichtigung der sicheren Ergebnisse der Stratigraphie des norddeutschen **glazialen** Diluviums und wenn man hier sichere und einwandfreie Resultate erlangt hat, dann erst zu versuchen, wie sich diese Ergebnisse mit denen der französischen Prähistorie vereinigen lassen, wobei m. E. die französische Prähistorie in bezug auf Diluvialchronologie ganz erheblich wird umlernen müssen. Voraussetzung ist dabei vor allem aber, daß die stratigraphische und die typologische Seite dieser Forschungen ganz selbständig und unabhängig voneinander betrieben werden und einander nicht etwa in der Weise beeinflussen, wie es in dem großen Werke von R. R. Schmidt leider mehrfach geschehen ist, daß in Zweifelsfällen bei dem typologischen Befund nicht etwa ein non liquet ausgesprochen sondern eine bestimmte Entscheidung über Typologie und Kulturhöhe aus — obenein jedesmal falsch beurteilten — geologischen Momenten hergeleitet und festgestellt wird, so daß hier schon in den Anfängen der neuen Wissenschaft der verderblichste Circulus vitiosus steckt.

Sichere Fortschritte sind nur zu erwarten, wenn einwandfreie Typologie und einwandfreie Stratigraphie zusammentreffen! und wenn alle Fundpunkte, bei denen nicht dieses beides zutrifft, für alle Vergleichs- und Gliederungsversuche einfach ausfallen!

Was den Feststellungen Gaeberts über Markkleeberg m. E. noch ein besonderes Interesse verleiht, ist der Umstand, daß diese Kulturstätte nicht eigentlich in eine wirkliche Interglazialzeit im scharfen Sinne des Wortes — d. h. eine Zwischeneiszeit mit warmem Klima fällt, sondern ganz offenbar in ein Zwischenstadium nach Schluß der eigentlichen 1. Interglazialzeit am Beginn der Hauptvereisung. Gaebert stellt mehrfach fest und belegt es mit sehr genau aufgenommenen und gezeichneten Profilen, daß die Elster-Pleiße-Schotter in denen die Geräte liegen, von den unterliegenden interglazialen Muldeschottern durch dünne Geschiebelehm-Bänke oder -Setzen getrennt sind, als auch

Digitized by Google

selbst solche dünne Grundmoränenfetzen enthalten und erst zu oberst von der eigentlichen Moräne der Haupteiszeit bedeckt werden, daß sie mithin beim Herannahen der Hauptvereisung in einer Periode beständiger Schwankungen des Inlandeisrandes gebildet wurden, daß sie also eine interstadiale Bildung mit glazialem Charakter sind. Elephas primigenius und Rhinoceros antiquitatis, die beide darin gefunden worden, sind mit ihrem wollhaarigen Pelz auch sicher glaziale und nicht wärmeliebende Tiere gewesen. Das ist also ein neuer Beweis, daß der paläolithische Mensch in Deutschland unter sehr ungünstigen klimatischen Bedingungen gelebt hat, ähnlich wie die Eskimos in Grönland; die früheren Beweise waren die Funde von Geräten im Geschiebesand von Michaelisdonn in Holstein und in einem interstadialen Kies in der unteren Grundmoräne am Kaiser Wilhelmskanal bei Lüttgenbornholt [1]). Ein weiterer gleichartiger Fund ist schon vor vielen Jahren von Meyn in Schleswig-Holstein gemacht, aber in Vergessenheit geraten [2]). Meyn stellte damals fest, daß sicher bearbeitete Feuersteinlamellen in 2—3 m Tiefe in grobem scharfkantigen „Blachfeldgrand" auf sicher primärer Lagerstätte vorkämen. Der vor 40 Jahren als „altalluvial" angesehene Haidesand und Blachfeldsand Schleswig-Holsteins ist inzwischen längst als sichere jungdiluviale Bildung, als Abschmelzsand des letzten Inlandeises erkannt worden!

[1]) C. Gagel: Die Lagerstätte der Flintartefacte bei Michaelisdonn in Holstein. Z. d. d. geol. Ges. 1911, S. 620 und 250. — C. Gagel: Weitere Funde paläolithischer Artefacte im Diluvium Schleswig-Holsteins. Zentralbl. f. Mineralogie 1911, S. 218.

[2]) L. Meyn: Geognostische Bestimmung der Lagerstätte von Feuersteinsplittern bei Bramstedt in Holstein. Archiv für Anthropologie Band III, Heft 1 S. 31—35.

Digitized by Google

Funde aus provinzialrömischer Zeit vom Kämmereiholzchen bei Weißenfels.

Von Dr. Max Wilcke, Zeitz, und Hugo Mötefindt, Wernigerode.

Mit 13 Abbildungen.

Einer der reizvollsten thüringischen Fundorte aus provinzialrömischer Zeit ist Weißenfels. Die von hier stammenden Funde sind zahlreicher als sonst irgendwo. Die Funde haben auch deshalb einen besonderen Reiz, weil ihre Zugehörigkeit zu der Skelettgräbergruppe oder der Brandgräbergruppe zweifelhaft war. Die Masse der Funde ist in drei Museen — Museum für Völkerkunde in Berlin, Provinzialmuseum in Halle a. S. und städt. Museum in Weißenfels — und in die Privatsammlung des Kreisschulinspektors Dr. Max Wilcke in Zeitz gekommen. Es ist deshalb nicht leicht, einen Überblick über die Funde dieses Ortes zu gewinnen. Im folgenden soll es unternommen werden, wenigstens einen Teil des Materials einem weiteren Kreise zu unterbreiten; es war leider nicht möglich, die Erlaubnis zu einer Veröffentlichung des ganzen in Betracht kommenden Fundmaterials zu erhalten. Unsere Teilpublikation wird aber um so wichtiger sein, weil sie allein sichere Fundangaben bietet; da es sich um Funde aus einer Privatsammlung handelt, die trotz ihrer Größe nur wenigen bekannt ist, so wird unsere Veröffentlichung bisher meist unbekanntes Material bieten.

Das wichtigste Ergebnis ist zunächst die Feststellung, daß wir es in diesem Falle nicht mit Skelettgräbern zu tun haben, sondern daß Weißenfels zu der Gruppe gehört, deren Bestattungsform in unmittelbarer Fortsetzung des latènezeitlichen Brauches die Leichenverbrennung und Beisetzung der Brandreste in Urnen war[1]).

---

[1]) Wie auf Wilckes Veranlassung seinerzeit in Bezug auf die Mitteilung Götzes in den vor- und frühgeschichtlichen Altertümern Thüringens S. XXXVII auf S. 366 bereits gedruckt ist, liegt hier zweifellos eine Verwechselung mit anderen — stein- und vielleicht auch bronzezeitlichen — Skelettgräbern vor, die auf dem in unmittelbarer Nähe des Kämmereiholzes liegenden Beudefelde entdeckt wurden. Dort sind, vielleicht vor etwa 30 Jahren, viele,

Digitized by Google

Im Herbst und Winter 1907 auf 1908 wurde westlich vom Kämmereiholzchen bei Weißenfels hart am Rande desselben eine Kiesgrube angelegt. In der über dem Kies stehenden bis 1 m tiefen Humusschicht wurden dabei wiederholt provinzialrömische Funde gemacht, nachdem schon Jahre vorher viele (recht wertvolle) Gegenstände derselben Kultur in einer jetzt zugeschütteten Kiesgrube in nächster Nähe von jener neuen zutage gefördert waren. Die früheren Funde sind z. T. in die Museen zu Berlin und Halle gewandert, z. T. befinden sie sich im städtischen Museum in Weißenfels. Die betreffenden Gefäße standen nach Aussage von Arbeitern, die bei ihrer Auffindung zugegen und beteiligt waren, gewöhnlich ohne Steinpackung oder Steinsetzung in der bloßen Erde. Einmal — vor etwa 20 Jahren — wurde jedoch bestimmt auch eine Steinkiste gefunden; in dieser befand sich ein großer Bronzeeimer, außerdem eine Glasschale und mehrere Gefäße, darunter eine Urne mit Bronzefibeln. Ums Jahr 1905 wurden nochmals Urnen gefunden; in einer derselben soll eine „goldene" Fibel gelegen haben[1]). Einmal hat ein Arbeiter auch am Fuße des Abhanges eine Schale aus terra sigillata gefunden, die sich jetzt im Museum zu Weißenfels befindet. — Über die Funde aus den Jahren 1907/08 ist kurz folgendes zu berichten: Wilcke selbst hat, obwohl er wiederholt gegraben hat, abgesehen von Scherben nichts gefunden. Die Funde, die sich in seinem Besitz befinden, sind von Arbeitern gemacht, die allerdings genau von ihm belehrt waren und die er fast jede Woche mehrere Male an Ort und Stelle aufgesucht hat. Nach ihren Aussagen, deren Richtigkeit Wilcke meist noch nachprüfen konnte, fanden sich die Funde in der bloßen Erde vor, meist 1—2 m von einander getrennt. Die Urnen, deren Leichenbrand Wilcke selbst gesehen hat, standen in Löchern, die in den Kies hineingearbeitet und mit schwarze Brandspuren enthaltender Erde ausgefüllt waren. Eine der Urnen war mit zahlreichen — etwa 25 — Bronzeblechstücken sorgfältig zugedeckt, ein Umstand, dem ihre Erhaltung zu verdanken ist: der Arbeiter traf mit der Hacke von oben auf dieses Blech und wurde dadurch auf den Fund aufmerksam. Die Bronzen sollen immer neben den Gefäßen gelegen haben. In einem kleinen, leider zerbrochenen Gefäß, von dem eine Scherbe mit abgebildet ist (Abb. 2, Nr. 35), fanden sich mehrere Perlen (Abb. 1, Nr. 12. 2, 19). Auch fanden sich viele Stücke von grünem Glasfluß vor, einmal auch eine im Feuer gewesene und durch dieses entstellte

meist schnurkeramische Hocker ausgegraben; es sollen sich jedoch dort auch bronzezeitliche Skelettgräber befunden haben. Auf dem Beudefelde hat Wilcke noch 1909 ein Kinder-(Hocker-)Skelett aus dem Kulturkreis der Schnurkeramik ausgegraben. Am nördlichen Ende des ganzen Geländes nach der Saale zu fanden sich außerdem viele bandkeramische Herdgruben. Auf dem Beudefelde sind übrigens auch im Jahre 1879 latènezeitliche Brandgräberfunde mit Fibeln entdeckt (Mus. in Weißenfels).

[1]) Letzterer Fund ist in den Besitz des Dr. med. Wunderwald in Weißenfels übergegangen.

Digitized by Google

lange röhrenförmige Glasperle. Die in Wilckes Besitz gelangten Urnen sind nicht die einzigen, die damals gefunden wurden, wohl aber die größten. Einige kleinere brachte der Arbeiter ins städtische Museum zu Weißenfels.

Betrachten wir jetzt die in der Sammlung Wilckes befindlichen Funde einzeln.

I. Fibeln.

Es sind im ganzen 11 Stück in die Sammlung Wilcke gelangt; sämtliche Exemplare sind aus Bronze. Sie gehören alle mit einer Ausnahme den Fibelreihen an, die sich aus den Fibeln mit umgeschlagenem Fuß entwickelt haben.

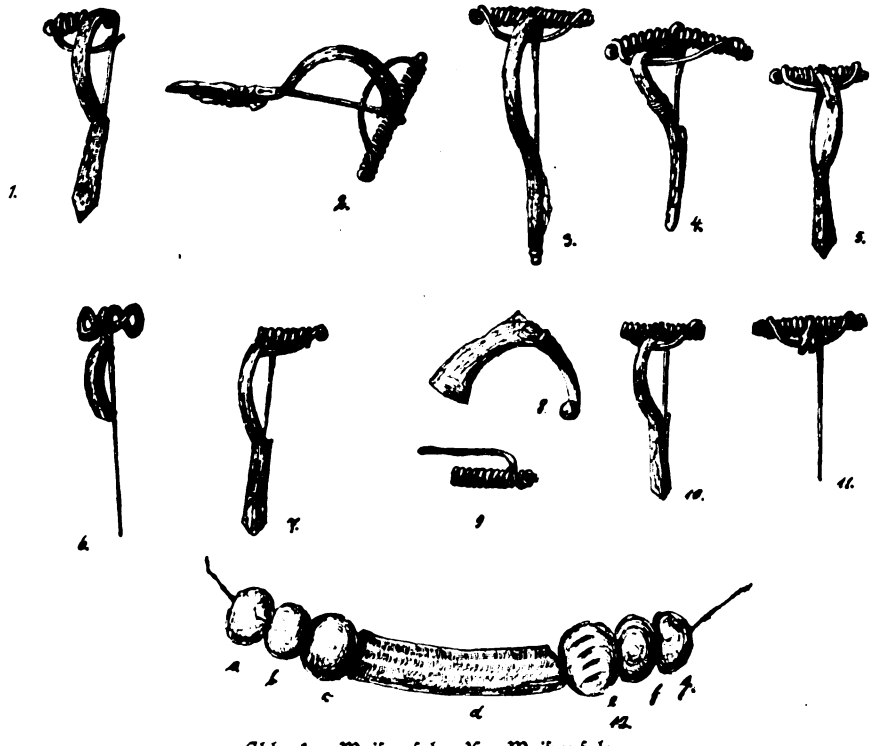


Abb. 1. Weißenfels, Kr. Weißenfels.
Sammlung des Kreisschulinspektors Dr. Wilcke-Zeitz. $^3/_4$ nat. Größe.

1. Armbrustfibel mit unterer Sehne, langem Nadelhalter mit drei Einkerbungen (am Ende und zwei in der Mitte) und Endknopf (Abb. 1, 3). Almgren 178. Länge $5^3/_4$ cm.

2. Desgleichen. Abbildung 1, 2. Länge 5 cm.

3. Desgleichen. Abb. 1, 5. Länge 4,5 cm.

4. Desgleichen. Abb. 1, 7. Länge 4,75 cm.

5. Desgleichen. Abb. 1, 10. Länge 4,12 cm.

Digitized by Google

6. Desgleichen. Abb. 1, 1. Länge 4,5 cm.

7. Fibelrest, Bügel nicht erhalten. Abb. 1,11. Länge über 4 cm.

8. Armbrustfibel. Bügel am Knick mit einem Aufsatz und drei Querlinien versehen. Fuß nach unten umgebogen und hülsenartig verbreitet. Abb. 1,4. Länge 4,5 cm.

9. Armbrustfibel, deren Übergangsteil vom Bügel zur Nadel schleifenartig gewunden ist. Bügel nur im oberen Teil erhalten. Abb. 1, 6. Länge über 6 cm.

10. Bügel einer zweigliederigen Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuß und hohem Nadelhalter. Etwa Almgren 207. Abb. 1, 8.

11. Eine Armbrustachse einer Fibel. Abb. 1, 9.

II. Tongefäße.

1. Eine große Urne von topfförmiger Gestalt; in der Mitte des Halses eine Einziehung. Farbe graubraun. Abb. 2, 38. Höhe 26,5 cm. Mündungsdurchmesser 29 cm. Größter Umfang 101 cm.

2. Eine große Urne von ähnlicher Gestalt wie die vorige. Sie war mit den Bronzeblechstücken bedeckt (s. S. 379); die neben ihr gefundenen Eisensachen lassen sich nicht mehr aussondern. Abb. 2, 39. Farbe grau. Höhe 20,5 cm. Mündungsdurchmesser 28 cm. Umfang am Bauchumbruch 98 cm.

3. Eine verzierte Scherbe von dem Gefäß, in dem die Perlen lagen (s. S. 385). Die Verzierung ist eingeschnitten; das Gefäß ist sehr dünnwandig. Farbe graubraun. Abb. 2, 35.

4. Ein kleines, graubraunes Tongefäß, in dem auch einige Perlen gelegen haben sollen. Höhe 4 cm. Mündungsdurchmesser 5,5 cm. Größter Umfang 16 cm. Abb. 2, 2.

III. Bronzegefäße.

1. Es sind an 30 Scherben von Bronzegefäßen erhalten, die z. T. gänzlich zusammengedrückt oder auch umgeschmolzen sind. Sie stammen von mehreren Gefäßen; einige der Scherben sind Randstücke und scheinen von großen Kesseln oder Eimern zu stammen. Abb. 2, 20 ist ein solches Randstück abgebildet, das in der Sehne gemessen etwa 6½ cm groß ist; ein Profil dieser Scherbe ist in Abb. 3 wiedergegeben. Ein zweites Randstück ist in Abb. 2, 33 dargestellt; unter dem verstärkten Rande laufen hier zwei eingeritzte Linien.

2. Ein kleines Bronzegefäß ist in Abb. 2, 4, als Zeichnung in größerem Maßstabe in Abb. 4 dargestellt. Es ist etwa 5 cm groß, Umfang am oberen Rande 16 cm. Das Gefäß ist mit mehreren Linien verziert. Es ist an einer Seite etwas eingedrückt. Der Rand ist nicht glatt, sondern bisweilen ausgebrochen. Der Boden ist abgerundet.

Digitized by Google

3. Ein Füßchen eines Bronzeeimers. Abb. 2, 23. Länge 7,1 cm. Derartige Füßchen kommen recht oft vor. Sie sind meist, wie auch in unserem Fall, Gußstücke. Pič hat im zweiten Bande seines Werkes „Urnengräber Böhmens"

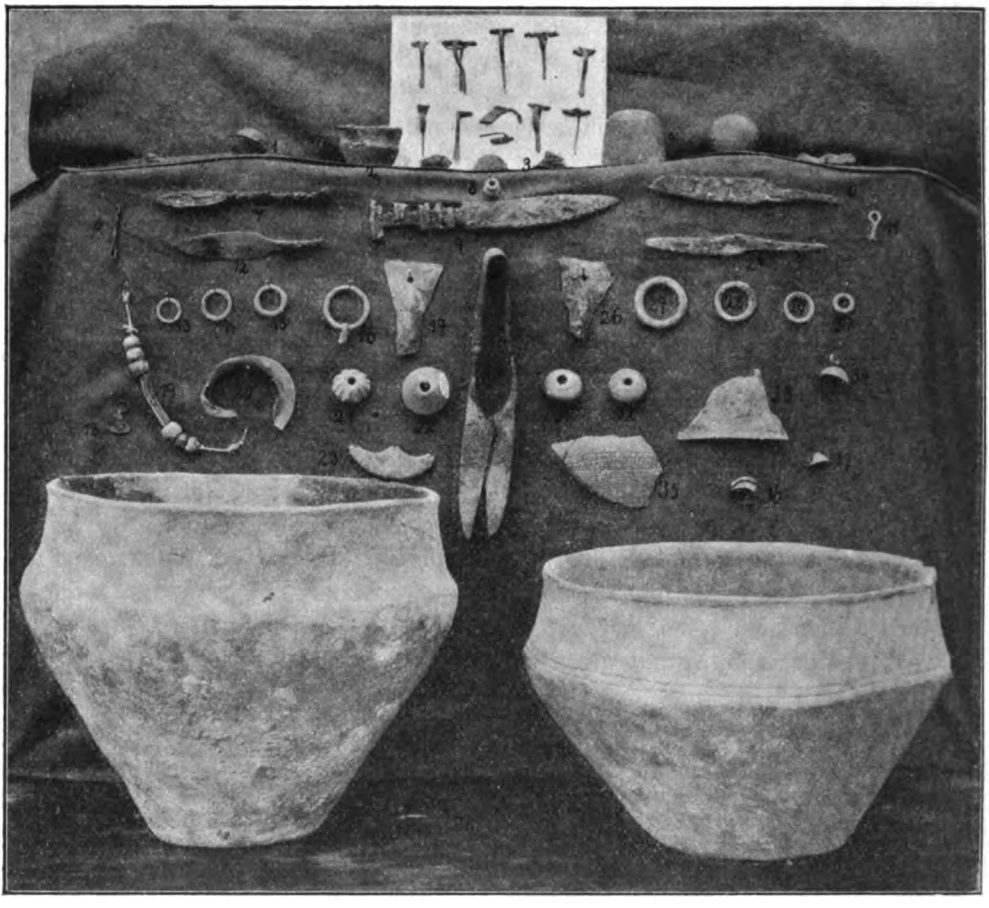


Abb. 2. Weißenfels, Kr. Weißenfels.
Sammlung des Kreisschulinspektors Dr. M. Wilcke, Zeitz. 1/6 nat. Größe.

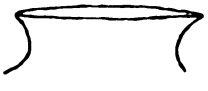


Abb. 3. Profil des Bronzegefäßes. Abb. 2, 20.

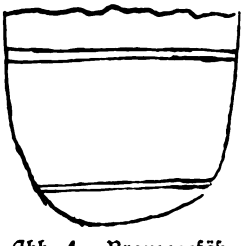


Abb. 4. Bronzegefäß.

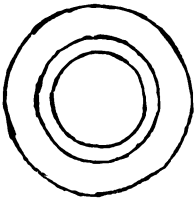


Abb. 4a. Unterfläche des Bronzegefäßes.

Digitized by Google

(Leipzig 1908) zwei Stücke veröffentlicht (S. 96 Abb. 9 und Taf. 55, Nr. 32). In dem bekannten schlesischen Funde von Wichulla liegt ein solches vor[1]).

IV. Messer.

1. Ein einschneidiges Messer mit Endknauf, an dessen Griff sich noch Holzreste befinden. Abb. 2, 9. Die Spitze des Messers befindet sich nicht vollkommen in der Mitte der geraden Klinge, sondern die Schneide ist etwas rückwärts gekrümmt. Länge 20 cm.

2. Ein einschneidiges Messer von 15,6 cm Länge, dessen Spitze leider abgebrochen ist. Abb. 2, 10.

3. Ein einschneidiges Messer von 11,5 cm Länge. Abb. 5.

4. Ein kleines einschneidiges Messer von 14,4 cm Länge. Der Rücken biegt sich nach vorn, die Spitze ist abgebrochen. Abb. 2, 25.

Abb. 5. Messer.

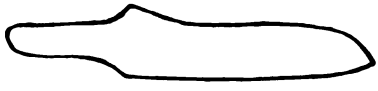


Abb. 6. Messer.

Abb. 7. Lanzenspitze.

Abb. 8. Verzierung des Griffrandes der Eisenschere.

5. Ein kleines Messer von 9,5 cm Länge mit fein geschweifter Schneide. Abb. 6.

6. Zu den Messern ist auch ein kleines Schneideinstrument zu zählen, das auf den ersten Blick einer Lanzenspitze ähnlich sieht. Abb. 2, 7. Der lange Schaft ist gedreht und unten kreisförmig umgebogen. Länge des Geräts etwa 15 cm. Ein genaues Seitenstück ist auf den Hünenknäppen bei Dolberg gefunden und von Ritterling in den Mitteilungen der westfälischen Altertumskommission II, 1901. S. 48 besprochen und S. 46, 3 in Abb. dargestellt worden.

V. Lanzenspitzen.

1. Eine Lanzenspitze mit großem Blatt und gedrehtem Schaft, von dem leider nur ein kleiner Teil erhalten ist. Abb. 2, 12. Länge 12 cm.

2. Eine Lanzenspitze mit hohler Tülle. Länge 8 cm. Abb. 7.

[1]) Schlesiens Vorzeit 7 (1899) S. 417. Abbildung S. 420 Fig. 2.

Digitized by Google

Während letztere Form in Thüringen vorherrschend ist (11 Exemplare), war erstere mit gewundenem Schaft aus dieser Zeit noch nicht vertreten.

VI. Schere.

Es liegt nur eine Eisenschere der gewöhnlichen Form vor. Länge 24 cm. Abb. 2, 24. Bisher war diese Form in Thüringen nur dreimal vertreten: Arnstadt (Götze-Höfer-Zschiesche, die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens S. 254), Utenbach (ebendort S. 325) und Goldbach (ebendort S. 236). Bei dem vorliegenden Stück ist der Griff gekerbt und mit Linien verziert (Abb. 8).

VII. Pinzette.

Unter den Funden befindet sich auch eine bronzene Pinzette der in dieser Zeit vorherrschenden Form ohne Schieber. Abb. 2, 6. Länge 4 cm. Diese Pinzetten, ebenso wie die Scheere ein Toilettengerät, kommen wie überall so auch in Thüringen zuerst in der Bronzezeit auf (Thüringen 8 Funde), halten sich dann durch die Latènezeit ((Langendorf, Götze-Höfer-Zschiesche S. 356) bis in die römische Kaiserzeit, in der sie in unserem Gebiet verhältnismäßig selten sind[1]); erst in der fränkischen Zeit werden die Pinzetten in Thüringen wieder häufiger (Thüringen 7 Funde).

VIII. Bronzeringe.

In den Funden befinden sich ferner acht Bronzeringe der verschiedensten Größe und Gewichte:

Abb.	Äußerer Durchmesser	Dicke des Metalls	Gewicht
2, 13	2,1 cm	0,3 cm	2 g
2, 14	2,6 „	0,3 „	4 „
2, 15	2,6 „	0,5 „	5 „
2, 16	3,8 „	0,5 „	20 „
2, 17	4,4 „	0,8 „	44 „
2, 28 u. 9	3,4 „	0,6 „	16 „
2, 29	2,6 „	0,5 „	9 „
2, 30	1,8 „	0,5 „	2,5 „

Weiter liegt ein spiralförmiger Ring mit Knöpfen an den Enden, eine spezifisch ostgermanische Form, vor. Abb. 2, 36. Durchmesser 2,3 cm. Dicke der Knopfscheiben 0,8 cm. Nur der dicke gerippte Mittelstreifen ist mit zwei

[1]) Außer diesem Exemplare liegt mir noch eine verzierte Schieberpinzette von Leuna, Kr. Merseburg (Götze, Höfer, Zschiesche, S. 13) vor.

Digitized by Google

Reihen punktförmiger Einstiche verziert. Es ist einer jener ostdeutschen Fingerringe, zu dem sich im skandinavischen und ostbaltischen Gebiet Parallelen finden. Er ist eng verwandt mit dem in Götze, Höfer, Zschiesche Taf. XX Abb. 302 abgebildeten Ringe von Flurstedt bei Apolda, Verwaltungsbezirk Weimar, den zuletzt der so früh verstorbene Erich Blume in seinem Werke „Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit" (1912) behandelt und abgebildet hat (S. 80, Abb. 99)[1].

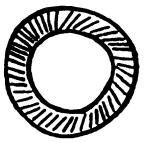


Abb. 9. Verzierter Bronzering.

IX. Eisenringe.

Es liegen zwei Ringe verschiedener Größe vor:

	Äußerer Durchmesser	Dicke des Metalls	Gewicht
1	4,5 cm	0,8 cm	18 g
2	3,5 „	0,5 „	0,4 „

X. „Perlen".

Abb. 2, 19 und Abb. 1, 12.

a) Kugel aus gebranntem Ton. Farbe rosa.
b) Desgleichen. Farbe hellbraun.
c) Glaskugel. Farbe grün.
d) Röhrenförmige Glasperle. Farbe grün.
e) Kugel aus gebranntem Ton. Farbe grau. Verziert durch Kerbungen.
f) Glaskugel. Farbe schwarz.
g) Abgeplattete Tonkugel. Farbe gelb.

XI. Anhänger.

Ein kleiner silberner Anhänger in Gestalt einer Axt, an einem bronzenen Drahtringelchen befestigt. Abb. 2, 18. Größe 2 cm. Wir werden diesen Anhänger als Amulett auffassen müssen.

Ein kleines Klapperglöckchen aus Bronze. Abb. 2, 34. Die Glocke ist halbkugelförmig. Größe im Durchmesser 2,3 cm. In der Glocke hängt ein Eisenring zum Klingeln.

Ein bronzenes Amulett, als Anhänger, Bulla getragen. Öhr ist abgebrochen. Römische Vergleichsstücke sind mir unbekannt, werden aber wohl nicht fehlen. Durchmesser des kugelförmigen, in zwei Halbkugeln auseinanderklappbaren Anhängers 3 cm. Abb. 2, 1.

[1]) Vergl. jetzt auch Kossinna, die deutsche Vorgeschichte. Zweite Auflage. Würzburg 1914. Taf. XXV, Abb. 327.

Digitized by Google

XII. Spinnwirtel aus Ton.

1. Abb. 2, 21. Größe 2 cm.
2. Abb. 2, 22. Größe 2,1 cm.
3. Abb. 2, 31. Größe 2,3 cm.
4. Abb. 2, 32. Größe 2 cm.

XIII. Bronzezwinge.

Länge 2,4 cm. Abb. 2, 11.

XIV. Bronzene Henkelbeschläge.

Zwei bronzene Beschläge für Holzgefäße; in den Löchern muß ein Bronzedraht, bei dem einen vermutlich ein Eisendraht als Henkel gesteckt haben. Abb. 2, 17 und 26. Länge 7 cm.

XV. Kinderklapper.

Unter den Fundstücken befindet sich eine tönerne graubraune Kinderklapper. Den Inhalt bilden einige Steinchen. Die Klapper ist von eiförmiger Gestalt. Größe 4 cm.

XVI. Knochennadel.

Eine 13 cm lange, dünne, bogenförmige Knochennadel; an dem einen Ende zwei Einkerbungen.

XVII. Eisengerät.

Ein unerklärbares Eisengerät Abb. 10, rekonstruiert Abb. 10 a. Es sieht zunächst wie ein Latènegürtelhaken aus; an den Enden fehlt jedoch jede Umbiegung.

Abb. 10. Eisengerät.

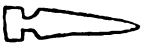


Abb. 10 a. 1/1.
Rekonstruktion von Abb. 10.

XVIII. Ein Bronzestück von irgend einem Gerät, das der Länge nach durchbohrt ist. Abb. 11.

XIX. Ein Bronzegriff, innen Eisenkern, von irgend einem Gerät oder Möbel. Abb. 12. Länge 5,5 cm. Da er unvollständig ist, läßt sich über seine Bedeutung nichts aussagen.

Digitized by Google

XX. Ein Bronzeanhänger von 3 cm Länge und 13 g Gewicht. Er ist zweimal unten durchbohrt, einmal quer und dann von unten nach oben; letztere Bohrung endet aber blind. Abb. 13. Nach Ansicht Reineckes[1]), dem wir dies Stück vorgelegt haben, ist es wohl ein neuzeitlicher Gegenstand. „Wenn es aber alt ist, ist es sicherlich nicht ein Halsschmuckstück. Die Durchbohrung ist sehr sonderbar, sieht aus, als wenn sie ganz neu, jüngeren Datums wäre" (Reinecke). Da wir keine Vergleichsstücke zu ermitteln vermochten, heben wir das Stück als zweifelhaft besonders hervor.

Abb. 11. Bronzestück.

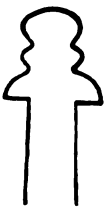


Abb. 12. Bronzegriff.

Abb. 13. Zweifelhafter Bronzegegenstand.

Sämtliche in der Sammlung Wilcke befindlichen Funde vom Kämmereiholzchen gehören der sog. „römischen Kaiserzeit", und zwar etwa dem 2.—3. Jahrhundert n. Chr. an. Die aus den Fibeln mit umgeschlagenem Fuß entstandenen Fibelformen sind für diese Zeit besonders charakteristisch. Die Funde vom Kämmereiholzchen sind etwa gleichzeitig mit denen von Großneuhausen (Sachs.-Weimar), die Götze untersucht und veröffentlicht hat[2]). Derselben Zeit gehören vielleicht noch die Funde von Schönburg, Kr. Weißenfels an[3]). — Die Beigaben stammen m. A. nach aus Frauen- und Männergräbern. Für Männergräber sind die Lanzenspitzen, die größeren Messer, die drei Toilettengeräte Schere, Pinzette, Rasiermesser charakteristisch, für Frauengräber sprechen die Spinnwirtel.

Gerade das dritte Jahrhundert hat in Thüringen außerordentlich reiche Spuren hinterlassen. Es ist dieselbe Zeit, der auch die Hauptmasse der Skelettgräber angehören. Einige dieser Skelettgräbergruppe angehörige späte Funde unseres Gebiets sind in der letzten Zeit veröffentlicht worden[4]). Aus der Brandgräbergruppe jedoch ist in unserem Gebiet seit Götzes Der-

[1]) Herrn Landeskonservator Dr. Reinecke sind wir überhaupt für mehrfache Unterstützung bei unserer Arbeit zu großem Dank verpflichtet.

[2]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1900, S. 33—46.

[3]) Götze, Höfer, Zschiesche, Altertümer Thüringens S. 352.

[4]) Florschütz, Skelettgrab der spätrömischen Kaiserzeit von Haßleben im unteren Geratal. Mitteilungen der Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumskunde 1911, S. 15—18. — Mötefindt, Ein Grabfund von Köstitz, Kr. Saalfeld (Sachs.-Meiningen). Jahresschrift f. d. Vorgesch. der sächs.-thür. Länder X, 1911. S. 71 ff.

Digitized by Google

öffentlichung der Großneuhausener Funde keine weitere Veröffentlichung erschienen. Durch das Thüringer Inventarwerk ist unsere Kenntnis der Verbreitung der Skelettgräbergruppe wesentlich erweitert worden. Aufgabe der ferneren Forschung ist es, das Verhältnis der beiden Gruppen zueinander auf der von G. Kossinna gegebenen Grundlage[1]) weiter zu untersuchen. Eine solche Untersuchung wird aber nur möglich sein, wenn möglichst viel Material aus beiden Gruppen veröffentlicht vorliegt. Möchte darum die vorliegende Veröffentlichung eine Anregung zu einer reichen Publikationstätigkeit auf diesem Gebiete sein!

[1]) Zeitschr. f. Ethn. 1905. S. 369 ff. Indogermanische Forschungen VII, 1896. S. 276 ff. Korrespondenzblatt der Deutschen anthrop. Gesellschaft 1907, S. 165.

Digitized by Google

III. Aus Museen und Vereinen.

Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte.
Zweiggesellschaft Berlin.

1. Sitzungsberichte 1914.

Die Sitzungen des sechsten Vereinsjahres fanden sämtlich im Großen Hörsaale des Königl. Instituts für Meereskunde statt. Sämtliche Vorträge und Mitteilungen waren reichlich mit Lichtbildern ausgestattet.

Die **erste Sitzung,** Montag den 2. März, wurde eröffnet durch eine Mitteilung des Rentier Busse-Woltersdorf „über einen bronzenen Frauenschmuck aus den bronzezeitlichen Gräbern bei Diensdorf-Radlow am Scharmützelsee, Kr. Beeskow-Storkow".

Es folgten zwei Vorträge von Paul Quente-Heiligengrabe über die Ostprignitz, deren erster sämtliche geschlossenen „Funde aus der Bronzezeit der Ostprignitz" vorführte, während der andere unter dem Titel „Die letzten vorwendischen Germanen östlich der Elbe" die Prignitzer Urnengräber des 4.—6. (?) nachchristlichen Jahrhunderts behandelte.

Den Beschluß der Sitzung machte ein Vortrag von Professor Kossinna über „zwei neue Gold-Depotfunde aus Frankreich", deren jeder unter anderem auch Goldgefäße germanischer Art enthielt, wie sie bisher dort noch nicht festgestellt worden waren und daher auch in dem Buche des Vortragenden über den „Goldreichtum der Germanen in der Bronzezeit" (1913) für Frankreich noch als unbelegt hingestellt werden mußten. Der Vortrag ist mittlerweile, versehen mit der bereicherten Fundkarte, im Mannus erschienen („Neue Goldgefäße aus Frankreich" oben S. 295—308 nebst Taf. XVI—XVIII).

Die **zweite Sitzung,** Mittwoch den 25. März, wurde ganz eingenommen von einem Vortrag des hochverehrten zweiten Vorsitzenden der Hauptgesellschaft Generalarzt Dr. Georg Wilke-Leipzig. Der Vortragende behandelte „mythische Vorstellungen und symbolische Zeichen aus indoeuropäischer Vorzeit" und fand, wie stets, aufmerksamste Zuhörerschaft und lebhaftesten Beifall. Der Vortrag wird im ersten Hefte des Mannus von 1915 abgedruckt werden.

In der **dritten Sitzung,** Donnerstag den 18. Juni, sprach Paul Quente-Heiligengrabe über „die Ausgrabung eines germanischen Dorfes aus der vorrömischen Eisenzeit bei Dehlow in der Ostprignitz". Obwohl die Ausgrabung noch längst nicht beendet ist, konnten doch schon sichere Ergebnisse mannigfacher Art mitgeteilt werden. Bis in alle Einzelheiten hinein wurde die Ausgrabung eines einzigen Gehöftes dieses Pfostenhausdorfes vorgeführt, dessen Anlage in das 2. vorchristliche Jahrhundert hinaufreicht, dessen Anbauten aber sich bis ins 2. Jahrhundert nach Chr. erstreckt haben dürften, wie die Reste der allen diesen Jahrhunderten angehörigen Tongefäße, die in den einzelnen Anbauten vorgefunden wurden, genau erweisen. Unter den Tonscherben der späteren Anbauten finden sich auch solche mit Verzierungen, die in Rädchentechnik ausgeführt worden sind.

Digitized by Google

Den Hauptvortrag des Abends hielt Professor Kossinna, der „über die Sonnengötterdreiheit und das Bruderpaar des Sommer- und Wintergottes in der germanischen Vorzeit" sprach. Der Vortragende gab eine eingehende Darstellung der neuen Auffassungen des religiösen Inhalts der skandinavischen Felsenzeichnungen der älteren Bronzezeit, wie sie zuerst von dem jungen norwegischen Gelehrten Dr. Just Bing gefunden und dann von ihm unter weitgehender Mithilfe des Vortragenden in zwei Aufsätzen des Mannus (oben S. 159 bis 180 und S. 261—282) dargestellt worden sind. Eine gedrängte Fassung dieses Vortrages findet sich in der neuen Bearbeitung des Buches des Vortragenden „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" S. 75—98. — In der anschließenden Erörterung gab Dr. Walther Schulz-Minden aus Halle a. S. einen hübschen kleinen Beitrag zur religiösen Erklärung der Felsenzeichnungen, indem er eine solche vorzeigte, auf der die Sage von der Befreiung einer Jungfrau aus den Händen des Winterriesen durch den axtschwingenden gehörnten Sonnengott (Thor) wiedergegeben ist (vgl. die Mitteilung: Mannus VI, 324 f.).

Sonnabend den 28. November fand die **erste Kriegssitzung** der Berliner Zweiggesellschaft statt.

Eingeleitet wurde die Sitzung durch eine Ansprache des Vorsitzenden, Professor Kossinna, in der etwa folgendes ausgeführt wurde:

„Unter den Waffen schweigen die Gesetze, schweigen die Musen. Das sind Sprüche, die uns schon aus dem Altertum bekannt sind. Und wie vielmehr haben sie heute Geltung. Damals kämpfte, wenigstens in Griechenland, wie in Italien, stets nur ein kleiner Teil des Volkes die Kriege durch. Heute aber steht in Europa z. T. die ganze männliche Vollkraft der Völker in Waffen, soweit sie überhaupt waffenfähig ist. Und im höchsten Maße ist dies bei uns der Fall, im Geburtslande der allgemeinen Wehrpflicht. Alles drängt sich danach, für das Vaterland zu kämpfen; wer aber nicht selbst gegen den Feind gehen kann, arbeitet daheim für das Wohlergehen der Krieger, die im Felde stehen.

Unsere größte Kulturleistung, unser gewaltiger, einzig dastehender Militarismus, die unvergleichliche Ordnung und Organisation aller unserer Kulturarbeit überhaupt, im Verein mit der Größe unseres Volkes, bringen es aber mit sich, daß auch bei der heimischen Kriegsarbeit immer noch unzählige Volksgenossen untätig beiseite stehen müssen; leider: sie können nur von weitem den Großtaten unserer Heere und Flotten bewundernd folgen und dürfen jetzt noch mehr als je zuvor von dem stolzen Hochgefühl, Deutsche zu sein, sich tragen lassen. Damit ist es aber nicht genug. Gerade diesen am Kriege nicht Beteiligten liegt die strenge Pflicht ob, das große, überreiche Kulturleben unseres Volkes nach allen Richtungen hin, jeder in seinem Berufe, in kleinerem Maßstab tätig fortzuführen, damit es nirgend wo einen vollkommenen Abbruch erleide. So schwer es uns wird, das Denken von den gewaltigen Ereignissen jenseit unserer Grenzen auch nur eine Stunde lang abzulenken, es muß geschehen. Wenn wir in treuer Berufsarbeit unsere Gedanken sammeln, stärken wir nicht nur unsere nun schon so lange in steten Erwartungen hochgespannten Nerven, sondern dienen auch am besten unserem Vaterlande.

Solche Erwägungen waren der Anlaß, daß auch unsere Gesellschaft, ähnlich wie andere wissenschaftliche Gesellschaften, sich entschloß, angesichts des gewaltigen Ernstes unserer Zeit dennoch eine Sitzung, eine Kriegssitzung, eintreten zu lassen.

Welcher Art eine solche sein müßte, darüber konnte keine Unklarheit herrschen. Unsere Gesellschaft hat von jeher eine in hohem Maße nationale, völkische Richtung innegehalten. Sie setzte, weil die Dinge ohne weiteres dies nahelegen, ja zwingend verlangen, die Ergebnisse vorgeschichtlicher Forschung in Kultur-, Volks- und Rassenfragen in unmittelbare oder möglichst nahe Beziehung zur Gegenwart.

Auch heute soll Gegenwart und Vorzeit unseres Volkes und des gesamten Germanentums in enge Verknüpfung gebracht werden: das kriegerische Heldentum, das sich in den letzten

Digitized by Google

vier Monaten bei unserem Volke in nie dagewesenem Maße offenbart hat, bildet hierbei das Schwergewicht, das alles übrige aufhebt. Von ihm ausgehend lenken wir die Blicke hinüber auf die großen Kämpfe der Vergangenheit in frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit, in denen unsere Ahnen ihr Volkstum gleichfalls gegen eine Welt von Feinden durchzusetzen hatten.

Daß dies zu allen Zeiten gelungen ist, verdankt unser Volk an erster Stelle den von unseren Vorfahren seit Urzeit her vererbten großen Eigenschaften. „Wer diese früheste und eigenste Art unverfälscht kennen lernen will, muß bei der Vorgeschichte anfragen. Gerade dadurch besitzt diese unsere Wissenschaft ihren hervorragenden Gegenwartswert, ihre hohe, nationale Bedeutung". Diese letzten Worte kennen Sie bereits aus der Vorrede meines Buches „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft". Ich darf wohl bei dieser Gelegenheit mitteilen, daß vor kurzem die zweite Auflage dieses Buches erschienen ist, das ich mir als Weihegabe an das zum ersten Male geeinigte deutsche Gesamtvolk gedacht habe. Das Buch ist jetzt auf das Dreifache angewachsen in Text wie in Abbildungen und kostet doch nur eine Mark mehr als die erste Auflage, nämlich 6 Mk. Wenn auch der buchhändlerische Vertrieb wissenschaftlicher Werke im allgemeinen jetzt vollständig zu ruhen scheint, so hoffe ich doch, daß dies Buch gerade zur rechten Zeit kommt.

Es zeigt nicht nur die äußere Zivilisation unserer Ahnen, ihr Leben, ihre Kleidung, ihren Schmuck, ihre Waffen, sondern auch, wie ihr Gottesglaube war, ihre Sinnes- und Denkweise, ihr Charakter. Sie finden dort auf anderthalb Druckbogen auch eine eingehende Darstellung der germanischen Waffen der römischen Kaiserzeit. Trotzdem werden Sie heute von dem besten Kenner dieses Sondergebiets soviel Neues, besonders auch an bildlichen Vorführungen sehen und hören, daß mein Buch und der heutige Vortrag keinen gegenseitigen Wettbewerb, sondern nur eine gegenseitige Ergänzung bedeuten.

Bevor ich an den Redner das Wort abgebe, ist es unsere Pflicht, in dankbarer Verehrung derjenigen Mitglieder zu gedenken, die draußen im Felde ihr Leben in die Schanze schlagen, um Deutschtum und deutsche Kultur gegen rohes Barbarentum und unsinnige Ländergier im Osten, brutalen Brotneid und eitele, giftige Rachsucht im Westen zu schützen".

Prof. Kossinna schloß hieran Mitteilungen über die Beteiligung von Mitgliedern der Gesellschaft am Kriegsdienste vor der Feinde oder im Lande, ehrte die Verwundeten, widmete einen warmen Nachruf den Gefallenen, wie Prof. Heinrich in Donaueschingen und besonders seinem langjährigen Assistenten Dr. Alfred Plettke aus Geestemünde, endlich auch dem seinem alten Leiden erlegenen Museumsdirektor Prof. Dr. Paul Höfer in Blankenburg a. H. (siehe hierüber oben S. 345 und die Kriegsnachrichten S. 346 f.).

Es erfolgte nunmehr der eigentliche Vortrag des Abends, indem Dr. Martin Jahn aus Breslau über „die Kriegführung der Germanen zur Römerzeit" sprach.

Die Germanen entwickelten in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in dem Kampfe mit dem größten Militärstaate der damaligen Zeit, mit den Römern, eine ungeheure kriegerische Kraft. Die Bewaffnung der Germanen, über die uns am besten die Funde von Kriegergräbern aus dieser Zeit aufklären, bestand in der Hauptsache aus Wurfspeer, Stoßlanze, Schwert und Schild. Die Form dieser Waffen erläuterte der Vortragende durch Vorführung von Lichtbildern. Während die Angriffswaffen der Germanen den römischen an Brauchbarkeit und Kampfeswert gleichkamen, fehlten ihnen Schutzwaffen fast völlig. Nur einen kleinen dünnen, leichten Holzschild führten sie, der unmöglich einen Lanzenstoß oder Schwerthieb aufhalten konnte, den sie vielmehr durch geschickte Handhabung nur zum Parieren und Ablenken des feindlichen Stoßes benutzten. Die Germanen legten nicht, wie die Römer, den Hauptwert auf eine möglichst feste Schutzrüstung, sondern auf völlige Unbehindertheit und Bewegungsfreiheit. Ihre beste Verteidigung war der Hieb.

Digitized by Google

Im Kampfe blieben die Sippen und Geschlechter beisammen, so daß jeder Kämpfer um sich herum Kameraden hatte, mit denen er auch in Friedenszeiten zusammen lebte. Dadurch erreichten die Germanen einen festen Zusammenhalt in ihren Truppenkörpern. Der geborene Führer jeder dieser Abteilungen oder Hundertschaften war der Geschlechtsälteste, der auch im Frieden seinem Geschlecht vorstand. Auf diese natürliche Art erhielten die Germanen gut zusammengeschweißte Truppeneinheiten, die sich die Römer künstlich durch den Drill schaffen mußten. In der Schlacht gingen die Germanen in geschlossenen Gevierthaufen mit eingelegten Lanzen vor. Die Hauptstärke dieser Aufstellung lag in der großen Wucht des Massenstoßes, mit dem sie auf die feindliche Schlachtlinie aufprallten und diese nur zu oft durchbrachen. Besonders geeignet waren die Germanen für Kämpfe in Wäldern und Bergen, für plötzliche Überfälle und jede Art des Kleinkrieges. Das bekannteste Beispiel für diese Kampfesart ist die Varusschlacht, die durch andauernde Überfälle auf das im Marsch befindliche Römerheer eingeleitet wurde und in der die Germanen durch geschickte Ausnutzung des Geländes im Teutoburger Walde die römischen Legionen völlig vernichteten.

G. Kossinna.

---

2. Ausflug der Berliner Zweiggesellschaft für deutsche Vorgeschichte nach dem Scharmützelsee, am 28. Juni 1914.

Mit 5 Textabbildungen.

Bei Beteiligung von 38 Personen, worunter einige Damen, fuhren wir von Berlin mit der Eisenbahn südöstlich über Königswusterhausen zwischen saftigen Wiesen und an mehreren großen Seen vorbei nach Buckow bei Beeskow. In diesem freundlichen Dorfe wurde der zum großen Teil noch gut erhaltene Ringwall besichtigt, an dessen äußerem Abhange in einem Einschnitt es noch gelang, einige Tierknochen und slawische Tonscherben zu finden. In der alten Dorfkirche, die mit dem Friedhof mitten im Wallkessel steht[1]), begrüßte uns der Prediger Herr Werder aus Buckow. Er hatte einige Urnen, einen Armring, eine Nadel und ein Rasiermesser aus Bronze ausgestellt, welche Gegenstände kürzlich im nahen Walde bei Buckow gefunden worden sind (Abb. 1—3). Nach herzlicher Verabschiedung fuhren wir mit der Bahn zurück bis zur Haltestelle Scharmützelsee, wo auf der Seeterrasse gefrühstückt wurde. Um 1 Uhr Aufbruch und mit dem Dampfschiff über den malerischen Scharmützelsee nach dem am östlichen Ufer des Sees gelegenen Diensdorf. Von hier ging es zu Fuß, nachdem sich noch mehrere Herren aus Fürstenwalde und Umgegend uns angeschlossen hatten, durch den Wald, in welchem meine vorjährigen Grabungen stattgefunden haben, in einer halben Stunde zum Hauptziel des Ausfluges, zur Besichtigung meiner diesjährigen Grabungsarbeiten bei Radlow. Hier fand dann eine mehrstündige höchst interessante belehrende Ausgrabung statt, deren Einzelheiten mehrfache kritische Bemerkungen bei den anwesenden Fachleuten herausforderten. So fand sich in einem Grabe, von dem die Steinwölbung sorgfältig abgehoben wurde und dann mehrere Tongefäße, worunter eine große Buckelurne zum Vorschein kamen, eine schwarze Erdschicht, die von einigen Herren als von einer vermoderten Holzsteele herrührend angesehen wurde, die vielleicht früher zur Kennzeichnung des Grabes gedient hat. Ebenso gab noch eine in einer Urne gefundene größere durchlochte Steinkugel Anlaß zur lebhaften Besprechung. Man war sich nicht einig, ob die Kugel zum schleudern, zum reiben oder als Waffe gebraucht worden ist. In einem zweiten Grabe, von dem die Steinwölbung schon vorher entfernt war, wurde 1,20 m tief eine große doppelkegelige

[1]) Von Buckow 12 km westlich liegt am Dolgensee das Dorf Damsdorf; dessen Kirche, die eine der ältesten der Mark Brandenburg und noch am Giebel mit Schießscharten versehen ist, steht ebenfalls in einer vorgeschichtlichen Umwallung. Am inneren Walle stieß man ebenso auch wie in Buckow bei Anlage neuer Gräber auf fundamentähnliche Steinpackungen.

Digitized by Google

Urne [1]) mit noch einigen Beigefäßen zum Teil freigelegt. Nachdem ich zuletzt noch auf einen Gräberhügel von 9 m Durchmesser aufmerksam gemacht hatte, mußten leider unter allgemeinem Bedauern die Untersuchungen abgebrochen und die Gräber wieder zugeschüttet werden. Der Rückweg erfolgte durch den Radlower Gutspark, in dem besonders die herr-

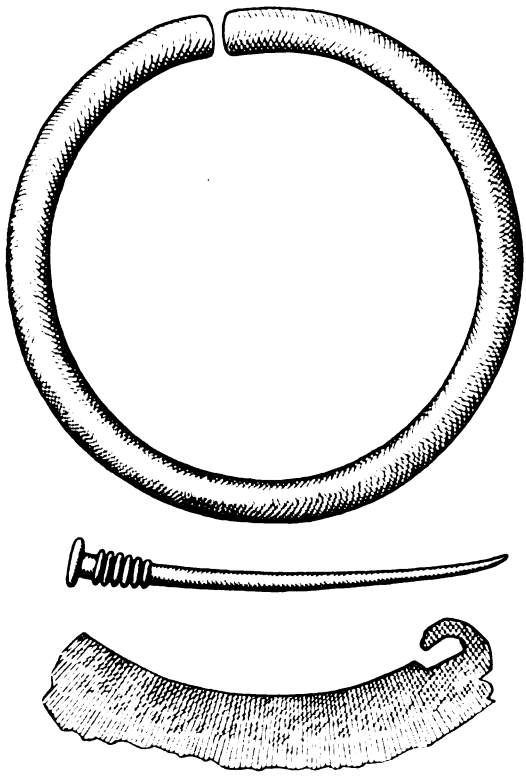


Abb. 1—3. 2/3.
Armring, Nadel und Rasiermesser von Bronze aus Buckow, Kreis Beeskow-Storkow, Provinz Brandenburg.

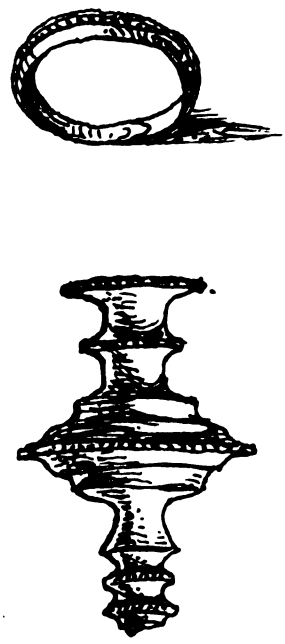


Abb. 4. 5. 1/1.
Nadelkopf und Fingerring von Bronze aus Radlow, Kreis Beeskow-Storkow, Provinz Brandenburg.

lichen großen Eichen bewundert wurden. Hier erwartete uns ein Motorboot, mit dem wir nach Kurhaus Saarow fuhren, wo das verspätete Mittagsmahl prächtig mundete und wir bis zum späten Abend in bester Laune verweilten. Die Heimreise erfolgte mit dem letzten Zuge über Fürstenwalde.

Der bei günstigstem Wetter so vorzüglich gelungene Ausflug wird jedem Teilnehmer in angenehmer Erinnerung bleiben.

Woltersdorf. Hermann Busse.

[1]) Die Teilnehmer des Ausfluges wird es interessieren, daß im Leichenbrand dieser Urne, bei der späteren Aushebung des Grabes, ein mit dreifacher Scheibe versehener Kopf einer sehr großen Nadel aus Bronze, auch ein Bronze-Ring gefunden wurde. Die Mittelkante des Ringes sowohl als auch die Kanten der Kopfscheiben sind senkrecht gerippt (Abb. 4. 5).

Digitized by Google

IV. Bücherbesprechungen.

Robert Gradmann, Siedlungsgeographie des Königreichs Württemberg. Stuttgart 1914. 1. Das ländliche Siedlungswesen. 2. Die städtischen Siedlungen. (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Band 21, Hefte 1 und 2.)

Der Tübinger Geograph, dem die vorgeschichtliche Forschung schon so manche wertvolle Arbeit verdankt, veröffentlicht einen umfangreichen Beitrag zur geographischen Kenntnis seines Heimatlandes. Sein Inhalt ist in der Hauptsache folgender:

Zunächst wird Württemberg als Siedlungsgebiet betrachtet. Durch die Schilderung der Oberflächengestalt und des Gewässernetzes, des Klimas und des natürlichen Pflanzenkleides wird der Leser mit den Grundlagen des menschlichen Daseins vertraut. Der zweite Abschnitt bringt die wichtigsten Erscheinungstatsachen der ländlichen Siedlungen, namentlich eine Darstellung ihrer Haupttypen und deren Verbreitung. Die Unterscheidung dieser Typen gründet sich auf das wesentlichste unter den verschiedenen Merkmalen der ländlichen Siedlungen, d. h. auf die Flurform; und so werden Gewanndörfer, Weilersiedlungen, Waldhufendörfer und Einödsiedlungen gesondert betrachtet. Die Erklärung der eigentümlichen Verbreitungsverhältnisse dieser Siedlungstypen aus den physisch-geographischen Bedingungen allein stößt auf große Schwierigkeiten und führt nicht zu befriedigenden Ergebnissen. Diese und noch eine Reihe anderer Erscheinungen des heutigen Siedlungsbildes können vielmehr nur dann verstanden werden, wenn die geschichtliche Entwickelung zurate gezogen wird; und dies geschieht in dem 3. Kapitel: „Die historische Geographie des ländlichen Siedlungswesens in ihrer Bedeutung für das Siedlungswesen der Gegenwart". Die räumliche Verteilung der vorrömischen Siedlungen von der jüngeren Steinzeit an läßt einen Gegensatz von bewohnten und unbewohnten Flächen und eine Kontinuität der besiedelten Fläche erkennen. Diese Erscheinungen haben ihren Grund in der damaligen Physiognomie der Landschaft: der Urwald als Feind des primitiven Menschen wurde gemieden; man besiedelte in neolithischer Zeit die infolge eines im Vergleiche mit dem heutigen etwas trockeneren Klimas von Natur offenen, von der Formation der „Steppenheide" eingenommenen Teile des Landes, und die nachfolgenden Geschlechter behaupteten diese gegenüber dem infolge der Wandlung des Klimas zu dem heutigen langsam vordringenden Walde. Die Römer sind von diesen von ihnen offen vorgefundenen Landstrichen nur stellenweise in die Waldgebiete rodend eingedrungen: „Die ursprünglich klimatisch bedingte natürliche Pflanzendecke ist auch jetzt noch von gewichtiger Bedeutung für die Gestaltung der Siedlungsflächen." Nach Ausweis der Reihengräberfunde geht auch die alemannisch-fränkische Besiedlung räumlich nicht hinaus über die Grenzen jener altbewohnten Flächen, und diese decken sich im ganzen mit dem Gebiet der in den geschriebenen Quellen vor dem Jahre 800 erscheinenden Ortschaften des Landes und der Ortsnamen auf -ingen und -heim, welche meist einen recht altertümlichen Klang besitzen. Nach dem Aufhören der römischen Herrschaft haben also die Ale-

Digitized by Google

mannen zunächst von dem offen daliegenden Kulturland ihrer Vorgänger Besitz genommen. Dieser Vorgang prägt sich noch heute in dem Siedlungsbilde Württembergs deutlich aus: das Gebiet dieser alemannischen Besiedlung deckt sich vollständig mit der Verbreitung der Gewanndörfer. Bei der Besitznahme des offenen ehemaligen Kulturlandes konnte das alte, offenbar gemeingermanische Gewannflursystem zur Anwendung gebracht werden. Die Lage der einzelnen Gewanndörfer im Gelände spiegelt die topographische Lage der römischen Ortschaften nicht wieder; letztere hat also lediglich antiquarisches Interesse, und erstere ist also nur aus den Bedürfnissen der Völkerwanderungszeit heraus zu verstehen. Noch ein anderer geschichtlicher Vorgang kommt in dem Siedlungsbilde Württembergs deutlich zum Ausdruck (und muß deshalb auch von dem Geographen zur Erklärung der gegenwärtigen Verhältnisse herangezogen werden), nämlich die größte deutsche Leistung des Mittelalters: die unter dem Zwange der Notwendigkeit erfolgte Rodung des damals noch vorhandenen Waldlandes, welche aus Ortsnamen und Urkunden sich ergibt. In dem heutigen Siedelungsbilde treten uns diese damals der Bebauung erschlossenen Landstriche als Gebiete der Einödhöfe, Weileranlagen und Waldhufendörfer entgegen, deren von dem Gewannflursystem so grundverschiedene Flurformen sich aus dem Vorgange der Rodung sehr gut erklären lassen, und deren Ortsnamen ja nur aus dieser geschichtlichen Entwickelung heraus zu verstehen sind. Diese Großtat des Mittelalters ist um 1300 beendet. Immerhin sind dem Siedlungsbilde auch noch in späterer Zeit manche wesentlichen Züge — wie z. B. die Vereinödung in Oberschwaben — eingefügt worden, welche nur mit Benutzung schriftlicher Nachrichten verstanden werden können.

Ebenso wie in diesem dem ländlichen Siedlungswesen gewidmeten Teile des Werkes ist der Gedankengang bei Behandlung der städtischen Siedelungen. Die Übersicht über die Verteilung dieser letzteren und ihrer Typen bietet eine Fülle von Fragen, deren Beantwortung teilweise nicht schwer ist, teilweise aber nur auf Grund eines verständnisvollen Eindringens in den geschichtlichen Werdegang erfolgen kann. So muß die Entstehung der Städte und ihre mannigfach beeinflußte Entwickelung eingehend dargestellt werden, um ein Verständnis der heute uns vor Augen tretenden Erscheinungen zu ermöglichen.

Das Schlußkapitel bietet synthetisch eine Übersicht über die Siedlungsgeographie Württembergs an der Hand der beigegebenen Karte. —

Die Geschichte ist „Veränderungslehre", welche das zeitliche Nacheinander ermittelt, die Geographie dagegen „Zustandslehre", die auf die Auffassung des räumlichen Nebeneinanders hinzielt. Der Geograph bedarf der geschichtlichen Entwickelung nur soweit, als sie zur Erklärung von heute uns vor Augen tretenden Erscheinungen dienen kann. So sehen wir denn auch Gradmann in seiner neuen Arbeit den Werdegang der Verhältnisse eingehend berücksichtigen; ein Verfahren, welches zur Klärung gerade der wichtigsten siedlungsgeographischen Erscheinungen in diesem Falle nicht nur wesentlich beiträgt, sondern sie überhaupt erst ermöglicht. Die Mannigfaltigkeit der Siedlungsformen und Siedlungslagen „ist bei weitem nicht in dem Grade, wie es auf den ersten Anblick erscheint, ein Ergebnis der Anpassung an die Bodenformen, die Klima- und Bewässerungsverhältnisse, wie wir sie heute vor uns sehen; die wichtigsten Gegensätze des heutigen Siedlungswesens entpuppen sich vielmehr als Nachwirkungen einer Anordnung der Vegetationsdecke und zum Teil auch wohl eines Klimas, wie sie heute längst nicht mehr bestehen". Gradmann kommt, wie die oben gegebene Inhaltsübersicht erkennen läßt, lediglich dadurch zu diesem Schluß, daß er die ganze Zeit der vorgeschichtlichen Entwickelung heranzieht und sich in umfassender Weise auf die Ergebnisse der archäologischen Durchforschung Württembergs stützt. Diese Tatsache rechtfertigt die Würdigung des neuen geographischen Werkes, welches übrigens in jeder Weise die Anerkennung des Fachgeographen finden wird, in einer der vorgeschichtlichen Wissenschaft dienenden Zeitschrift; die darin zu gebende Kritik desselben muß sich natürlich auf die Teile beschränken, in welchen vorgeschichtliches Material herangezogen ist.

Digitized by Google

Schon die dem Buche beigegebene „Archäologische Fundstatistik", welche eine Nachprüfung der Ausführungen des Verfassers über die Verbreitung der vor- und frühgeschichtlichen Siedlungen in den einzelnen Perioden ermöglichen soll, läßt erkennen, mit welcher Gewissenhaftigkeit Gradmann an seine Aufgabe herantritt, und wie er — wozu er ja auch durch den Mangel geeigneter archäologischer Vorarbeiten gezwungen ist — danach strebt, selbständig zu einem Urteil über diese ihm im Grunde genommen fern liegenden Dinge zu gelangen. So erweist er sich auch (s. S. 72 f.) als ein verständnisvoller Beurteiler dessen, wie weit die vorgeschichtlichen Denkmäler bei der Umschreibung der einstigen Wohngebiete als Zeugen längerer Besiedlung herangezogen werden dürfen oder als Kennzeichen nur vorübergehender Streifen auszuschalten sind.

Sehr beachtenswert ist es, wie Gradmann an einer anderen Stelle seines Buches zeigt, daß auf württembergischen Boden das Gebiet der Reihengräber aus alemannisch-fränkischer Zeit, die Verbreitung der urkundlich vor dem Jahre 800 erwähnten Ortschaften, der Ortsnamen auf -ingen und -heim und endlich auch das Gebiet des Gewannflursystems sich vollständig decken, und welche Folgerungen er daraus zieht. Eine derartig vielseitige und enge Verbindung der Ergebnisse von Vorgeschichts-, Sprach- und Geschichtsforschung, welche ein Einarbeiten in diese verschiedenen Gebiete erfordert und für den Geographen doch nur Mittel zum Zweck ist, macht diesem alle Ehre. Gradmann muß sich — wiederum aus Mangel an geeigneten Vorarbeiten — selbständig in den Stoff vertiefen, und kommt dabei zu Schlüssen, welche dem Geschichts- und Vorgeschichtsforscher manches Neue bieten. So stellt er u. a. (S. 207) fest: „Vom festen Grund der archäologischen Fundstatistik aus können unter Umständen auch Schlüsse auf das Alter (nicht die Stammeszugehörigkeit) gewisser Ortsnamengruppen gezogen werden". Gradmann ist hier gezwungen, mit einem Stoffgebiet sich zu befassen, welches — wohl infolge des Ineinandergreifens verschiedener Wissensgebiete — noch wenig Pflege erfahren hat. Der Vorgeschichtsforschung kann kein Vorwurf gemacht werden, daß sie dieses bisher kaum gefördert; sie ist noch jetzt von dringenderen Aufgaben zu stark in Anspruch genommen. Aber es ist im Grunde genommen bedauernswert, daß dem Sprach- und Geschichtsforscher unserer Tage, welcher die Bedeutung der Bodenfunde in der Regel nicht würdigt, erst von einem Geographen gezeigt werden muß, wie auf dem Gebiete der frühgeschichtlichen Forschung am meisten erreicht wird, wenn die verschiedenen Wissenschaften in verständiger Weise einander in die Hände arbeiten. —

Es sei nach dieser allgemeinen Würdigung hier nur noch auf zwei Punkte des Buches eingegangen, wo ich Bedenken trage, den Ausführungen des Verfassers zu folgen.

Nach Gradmann gehört die Alb zu den Teilen des Landes, welche in der jüngeren Steinzeit offen lagen und somit zur Besiedlung einluden; aber erst von der Bronzezeit an beobachten wir auf ihr zahlreiche Siedlungsspuren. „Daraus den Schluß zu ziehen, daß die Alb im ganzen erst später besiedelt worden sei als die tiefergelegenen Landesteile, dürfte kaum angehen" (S. 76). Wenn wir heute auf ihr so wenig Siedlungen aus neolithischer Zeit finden, so liegt dies daran, daß die dortigen Verhältnisse ihrer Erhaltung nicht besonders günstig sind; denn gleichaltrige Einzelfunde werden auf der Alb zahlreich beobachtet. Soweit Gradmann.

Der Unterschied hinsichtlich der Menge der gehobenen Siedelungsfunde der jüngeren Steinzeit zwischen dem dicht bewohnten Muschelkalk- und Lößland des Neckars einerseits und der Alb andererseits ist auffallend, und es hat nicht den Anschein, daß dieser Gegensatz in Zukunft ausgeglichen werden wird. Ich möchte jedoch diese Erscheinung anders deuten als Gradmann.

Zunächst sei festgestellt, daß die von ihm genannten Fundstellen Untermarchtal a. D. und Schwörzkirch-Niederhofen auf dem Hochsträß (beide im O.-A. Ehingen) nicht mehr im Bereiche des Jura liegen, sondern schon auf dem Oberschwäbischen Tertiär. Sie sind hier also ebenso auszuschalten wie die Funde vom Goldberge (O.-A. Neresheim), welche zusammen

Digitized by Google

mit einer Reihe schon auf bayerischem Boden gehobener neolithischer Siedlungsreste der Gegend von Nördlingen aus den vom Jura so verschiedenen natürlichen Grundlagen des Rieses heraus verstanden werden müssen. Neben den von Gradmann aufgeführten Siedelungsresten von Kösingen (O.-A. Neresheim) sind als im Gebiete des Jura gefunden noch zu nennen die „neolithischen Gefäßscherben" aus der Bocksteinhöhle im Lonetal (O.-A. Ulm; vergl. K. K. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands 1912, 44), und der bekannte Grabfund mit Glockenbecherkeramik von Stetten bei Mühlheim a. D. (O.-A. Tuttlingen; vgl. Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, 2, Nr. 10—11). Gradmann meint, daß der Juraboden der Erhaltung von Wohnungsresten nicht gerade günstig sei, namentlich im Gegensatz zum Löß des Neckarlandes. Das ist zuzugeben; aber irgendwelche Zeugen steinzeitlicher Besiedelung, wie z. B. örtlich gehäufte Gerät- und Scherbenfunde, müßten dann doch auf dem Jura zutage treten. Und warum verrät sich uns diese Bevölkerung nicht durch Grabfunde? So viele bronzezeitliche Gräber sind hier erhalten, warum nicht auch häufiger steinzeitliche? Und wenn die Gegend im Neolithikum besiedelt gewesen wäre, dann müßten auch Einzelfunde von Steingeräten häufiger beobachtet werden; denn daß diese, wie Gradmann annimmt, auf dem Jura zahlreich sind, darf m. E. nicht behauptet werden. Goeßler kann (Die Altertümer des O.-A. Blaubeuren 1911, 11) aus dem O.-A. Blaubeuren nur ein Steinbeil nennen, und Hertlein erwähnt aus dem O.-A. Heidenheim nur deren sechs (Die Altertümer des O.-A. Heidenheim 1912, 5). Aus dem O.-A. Urach nennt Goeßler (Beschreibung des O.-A. Urach 1909, 125) nicht mehr als vier Steinbeile. Daß Einzelfunde von Steingeräten auf der Alb immerhin häufiger sind als in den Württembergischen Gebieten, die in der jüngeren Steinzeit vom Wald bedeckt und darum sicher unbesiedelt waren — Schwarzwald, Keuperbergland, Algäu — spricht noch nicht für eine Dichte der Besiedlung, die derjenigen des Neckarlandes gleichgesetzt werden könnte. Der Unterschied zwischen dem Jura und den genannten Gebieten bestand eben darin, daß letztere wegen der Urwaldbedeckung von Natur durchaus siedlungsfeindlich waren, während ersterer von einer offenen Vegetationsformation bedeckt wurde und damit ohne weiteres zugänglich war. Die Funde lehren uns also, daß die Alb in der jüngeren Steinzeit nur von wenigen Trupps besiedelt gewesen ist, wenn sie auch (nach den Steinbeilfunden zu schließen) nicht selten durchstreift worden sein mag. Damit steht sie aber in einem ausgesprochenen Gegensatz zu dem Löß- und Lehmgebiet des Neckarlandes, den ich folgendermaßen deuten möchte. Wenn wir absehen von einem kleineren Bruchteil der neolithischen Bevölkerung Württembergs, so finden wir, daß diese aus den Donautiefländern und aus Mitteldeutschland hier eingewandert ist. In den ersteren Gebieten sehen wir sie die weiten Lößflächen bebauen; und die aus Mitteldeutschland gekommenen bewohnen nach ihrem Fortgang aus dem sächsisch-thüringischen Lößgebiet erst die Lößflächen des Mittelrhein-Gebietes, ehe sie auf württembergischen Boden gelangen. Diese Leute sind also an den Lößboden und seine hervorragenden Eigenschaften gewöhnt, als sie infolge hier nicht näher zu erörternder Umstände sich eine neue Heimat suchen. Man wird wohl auch sagen können: der Löß hat sie verwöhnt; und so ist es durchaus erklärlich, daß sie auf württembergischem Boden, wo sie die Wahl haben zwischen den offenen Lößflächen des Neckarlandes und dem ebenfalls offenen Jura, ersteren durchaus den Vorzug geben. Aber auch jener kleinere Bruchteil der in Württemberg einwandernden neolithischen Bevölkerung, welcher den Löß vorher nicht schätzen gelernt hat, wird auf seine Vorzüge recht bald aufmerksam geworden sein und sich bei der Wahl seiner Wohnsitze danach gerichtet haben.

Daß die Lößflächen in weit höherem Maße als die anderen damals ebenfalls von Natur offenen Gebiete die Einwandernden an sich gezogen haben, läßt sich auch noch für andere Landstriche zeigen. Nach der von Gradmann gegebenen Fundliste hat Württemberg rechts der Donau, soweit es damals nicht dicht bestockt gewesen ist, bisher Funde aus nur 5 Siedelungen geliefert, der Muschelkalk des Neckargebietes oberhalb Horb, wo kein Löß mehr auftritt, nur eine (Rottweil), und ebenso das Muschelkalkgebiet der Hohenloher Ebene nur

Digitized by Google

eine. Dagegen sind aus dem löß- und lehmbedeckten Neckarland unterhalb Horb deren 30 bis heute bekannt. Es ist dies ein Gegensatz, dessen Ursache nicht darin gesucht werden darf, daß die verschiedenen Gebiete etwa nicht gleichmäßig durchforscht sind. Ein gleicher Gegensatz beherrscht die Verteilung der jüngersteinzeitlichen Grab- und Siedlungsfunde, welche aus dem an das hier behandelte Gebiet unmittelbar nördlich anschließenden Teile Badens bekannt sind, der vom Rande der Mittelrheinebene bis zum Main sich erstreckt. Hier werden ganz entsprechend den württembergischen Verhältnissen damals die lößbedeckten Hügel des Kraichgaues links vom Neckar und die weiten Flächen des Hauptmuschelkalkes zwischen Neckar und Main von der offenen Vegetationsformation der Steppenheide eingenommen gewesen sein. Aus diesem Gebiet sind (nach der Karte I in: E. Wagner, Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden II, 1911) bis jetzt 20 Fundstellen genannter Art bekannt geworden; von diesen entfallen 16 auf das Lößgebiet und nur 4 auf den Bereich des Muschelkalkes. Dieser Unterschied ist ebensowenig wie derjenige in Württemberg (siehe oben) auf etwa nicht gleichmäßige archäologische Durchforschung zurückzuführen. Wäre der Muschelkalk dichter besiedelt gewesen, dann müßten auf ihm häufiger Einzelfunde von Steingeräten gemacht werden als bisher; bis heute sind deren aus dem ganzen badischen Gebiet rechts des Neckars nur 18 bekannt.

Es ist übrigens durchaus nicht ausgeschlossen, daß auch das im Vergleiche mit dem durchgängig milden Klima der Lößgebiete etwas rauhere Klima der süddeutschen Kalkflächen die Neolithiker zu der Bevorzugung ersterer veranlaßt hat. In der Bronzezeit sind dann aber auch die Kalkgebiete dichter besiedelt worden; die Ursache dieser Erscheinung scheint in Landhunger gesucht werden zu müssen.

Als weiteres Beispiel offenkundiger Bevorzugung des Lößes vor anderen ebenfalls grasbestandenen oder licht bestockten Böden sei hier Schlesien genannt. In meiner Dissertation (Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, ein prähistorisch-geographischer Versuch 1914, 158) habe ich zeigen können, wie die von Norden kommenden Abkömmlinge der Megalithgräberkultur, welchen auf ihrer Wanderung (wie offenbar auch vorher in ihrer Heimat) bis dahin fast nur sandige Böden zum Säen und Ernten zur Verfügung standen, von dem Augenblick an, wo sie sich dem offenen mittelschlesischen Lößgebiet nähern, dieses besetzen, während die ihm benachbarten offenen und halboffenen Sandflächen gemieden werden. Und ganz ebenso haben vorher die dort seßhaften Vertreter der Donaukultur nur die Lößgebiete bewohnt und nicht jene längs der Oderniederung befindlichen und von Natur ebenso leicht zugänglichen Sandflächen (ebenda 143 f.).

Dieser Nachweis wird sich, soweit ich die Verteilung des Fundmaterials bis jetzt überschaue, auch noch in einer Reihe anderer Gebiete führen lassen. —

Gradmann geht an einer Stelle seiner Arbeit (S. 81) darauf ein, wie man früher die Auffassung als nahezu selbstverständlich ansah, „daß die vorgeschichtliche Bevölkerung in bewußter Auswahl diejenigen Landschaften, die dem Landbau den meisten Erfolg versprachen, für die Siedlung bevorzugte". Je mehr man aber die Siedlungsfeindlichkeit des Urwaldes primitiveren Kulturen gegenüber kennen lernte, trat man dafür ein, daß die Offenheit der Landschaft maßgebend sei für die Verteilung der Bevölkerung, welche auf niederer Kulturstufe steht. Gradmann hat als einer der Verfechter dieser Ansicht ihrer Anwendung auch auf die vorgeschichtlichen Zeiten Mitteleuropas Geltung verschafft. Wenn, so führt er aus, bei uns die Gebiete der neolithischen (also der ersten seßhaften) Besiedlung zum Teil mit der Verbreitung des Lößes übereinstimmen, so hat dies darin seinen Grund, daß der letztere seiner Verbreitung und seiner Eigenschaften wegen, sowie offenbar auch infolge des damaligen Klimas von einer offenen Vegetationsformation bedeckt war. Aber auch noch andere Landstriche sind von der gleichen Pflanzenwelt eingenommen gewesen, und auch diese wurden von jenen ersten Ackerbauern Mitteleuropas besiedelt. Die Güte des Bodens war also nicht dafür maßgebend. Soweit Gradmann. Ich selbst möchte auf Grund der oben dargelegten

Digitized by Google

Beobachtungen über die Verteilung der neolithischen Bevölkerung auf den damals von Natur offenen Landstrichen jener in ihrer ursprünglichen Fassung heute allerdings veralteten Ansicht von der bewußten Auswahl der geeignetsten Ackerbaugegenden durch die ersten Landwirte bis zu einem gewissen Grade wieder Geltung verschaffen durch den Nachweis, daß die Neolithiker unter den von Natur offenen Böden auf Grund ihrer Erfahrungen eine Auswahl trafen, indem sie hauptsächlich die Lößböden aufsuchten und sie offensichtlich vor den ebenso leicht zugänglichen Kalk- und stellenweise auch Sandflächen bevorzugten. (Dies natürlich nur unter der Voraussetzung, daß nicht, wie oben angedeutet, klimatische Unterschiede die Verteilung der Bevölkerung über die offenen Landstriche bedingten.)

Von irgendwelcher Bedeutung für die geographischen Verhältnisse der Gegenwart ist diese damals vollzogene Auswahl der Böden dagegen nicht; sie wird schon in der Bronzezeit verwischt und hat also lediglich prähistorisch-geographisches Interesse. Es werden somit auch die von Gradmann in seiner Arbeit aus der allgemeinen Verteilung der vorgeschichtlichen Wohnstätten gezogenen Folgerungen von der Bedeutung dieser Verteilung für das württembergische Siedlungsbild der Gegenwart dadurch nicht berührt. —

Auf S. 112 seines Buches schreibt Gradmann: „Die Tatsache, daß an der Schwelle des Mittelalters die hohenlohische Ebene östlich vom Limes mit Wald überzogen war und erst gerodet werden mußte, steht durch das Zeugnis der archäologischen Fundstatistik [gemeint ist das Fehlen von Reihengräberfunden] und der Ortsnamen vollkommen fest.“ Und in der synthetischen Darstellung wird über dasselbe Gebiet gesagt (S. 198): „Die Hochflächen haben sich [während der Völkerwanderungszeit] mit Wald überzogen und wurden erst im Mittelalter wieder gerodet, worauf die Ortsnamen ebenso bestimmt hinweisen wie das Fehlen der Reihengräber, die späte urkundliche Erwähnung und auch einzelne direkte Nachrichten über Wald und Rodung“. Gegen das in diesen beiden Sätzen ausgesprochene Ergebnis der Studien Gradmanns und die darauf sich stützende Erklärung der heutigen Form der ländlichen Siedlungen der Hohenlohischen Ebene ist nichts einzuwenden; wohl aber muß betont werden, daß einer der vom Verfasser dafür erbrachten Beweise gar kein solcher ist. Gradmann schließt nämlich u. a. aus dem Fehlen von Reihengräberfunden auf eine Bewaldung der Landschaft in dieser Zeit. Das heißt also ganz allgemein für die vor- und frühgeschichtlichen Jahrtausende: Das Vorhandensein von Funden spricht für von Natur offenes Land, ihr Fehlen dagegen für Waldbedeckung. Diese Voraussetzung kommt noch an einer anderen Stelle des Buches zum Ausdruck. Auf S. 102 spricht Gradmann von der Rodung der Gebiete, die „bis an die Schwelle des Mittelalters im Urwaldzustand verblieben sind“ (gemeint ist: Schwarzwald, Algäu, Keuperbergland). Zum Beweise dieser Physiognomie jener Gebiete „konnten wir uns nur auf ein argumentum e silentio berufen, das völlige Fehlen aller vorgeschichtlichen, römischen und alemannischen Siedlungsspuren“. In den anderen Gegenden sind jene in großer Zahl vorhanden, und es spricht gar nichts dafür, daß die Erklärung dieses Unterschiedes in einer Lücke unserer Kenntnis gesucht werden muß. „Unter diesen Umständen kann man einem negativen Befund die Beweiskraft unmöglich absprechen.“

Gradmann berücksichtigt hierbei nicht, daß der vorgeschichtliche Mensch bei der Besetzung des Landes nicht alle vorhandenen offenen Gegenden zu besiedeln brauchte, sondern daß er eine Auswahl unter diesen treffen konnte. Sodann hat er in einer früheren Arbeit (Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwickelung, in: Geographische Zeitschrift 7, 1901, 372 f.) den Standpunkt vertreten, daß in vorrömischer Zeit auf deutschem Boden gar nicht oder allenfalls nur in ganz geringem Maße Wald gerodet worden ist; er spricht also dem Menschen jener Zeiten auch einen Einfluß auf die Verbreitung des Waldes ab. Gegenüber dieser Ansicht muß darauf hingewiesen werden, daß für einige Gegenden Deutschlands, so das norddeutsche Siedlungsgebiet der Germanen und die daran unmittelbar sich anschließenden Teile Skandinaviens, Anzeichen dafür vorliegen,

Digitized by Google

daß die vorgeschichtliche Bevölkerung hier infolge Landhungers vielfach einen großen Kampf gegen den Wald geführt hat und in diesem trotz mehrfacher Abwanderung der überschüssigen Bevölkerung Sieger geblieben ist. Für bestimmte Gebiete hoffe ich den bestimmten Beweis der in vorgeschichtlicher Zeit stattgefundenen Rodung erbringen zu können. So schwer, wie Gradmann a. a. O. ausführt, fällt nämlich dem auf niedriger Kulturstufe stehenden Menschen die Rodung des Urwaldes doch nicht, vorausgesetzt natürlich, daß sie von einer sicheren wirtschaftlichen Grundlage aus vor sich geht. Wie dem auch sei, jedenfalls ist die Möglichkeit einer in vorgeschichtlicher Zeit auf deutschem Boden stattgehabten künstlichen Vergrößerung der Siedlungsfläche durchaus nicht von der Hand zu weisen. Aus diesen Darlegungen folgt, daß durch die Anwendung obiger Voraussetzung Gradmanns bei dem Bestreben, aus der Verteilung der Funde die natürliche Bestockung erschließen zu wollen, zwei Fehler unterlaufen können: aus dem Fehlen vorgeschichtlicher Funde wird auf das Vorhandensein von Wald geschlossen, während in Wirklichkeit das von Natur offene Gebiet aus irgendwelchen Gründen nicht besiedelt worden ist; und andererseits wird aus dem Auftreten vorgeschichtlicher Funde natürliche Offenheit der Landschaft gefolgert, während vielleicht erst die Hand des Menschen diese geschaffen hat. Es dürfen also die vorgeschichtlichen Funde nicht zu einer derartigen Beweisführung herangezogen werden. Vielmehr ist das natürliche Pflanzenkleid einer Landschaft für bestimmte vorgeschichtliche Zeiten lediglich aus quartärgeologischen Beobachtungen und gewissen Verhältnissen der Gegenwart zu erschließen. —

Diese wenigen Ausstellungen ändern aber nichts daran, daß das Buch Gradmanns wegen der weitgehenden und gewissenhaften Heranziehung der vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler für die Zwecke der geographischen Betrachtung der Gegenwart den ungeteilten Beifall der vorgeschichtlichen Forschung finden wird. Kommen doch die Ergebnisse der geschichtlichen Siedlungsgeographie auch der Auffassung des vorgeschichtlichen Materials zugute. Es ist zu wünschen, daß das Beispiel des Verfassers Nachahmung findet. Wenn so dem Archäologen gezeigt wird, wie sich vorgeschichtliche Verhältnisse noch in geographischen Erscheinungen der Gegenwart wiederspiegeln, dann sollte er danach streben, durch geeignete Vorarbeiten (also namentlich durch Fundkarten) die Ausführung weiterer Forschungen dieser Art zu fördern. Damit würde er der Hebung des Ansehens seiner jungen Wissenschaft nur dienen.

Delitzsch, Frühjahr 1914. Ernst Wahle.

Dr. **Richard Braungart**: Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewiesen. Mit 266 Abbildungen und 1 Tafel. Heidelberg 1912.

Braungart legt in der Einleitung seine Ansichten über die Indogermanen dar. Wer nicht ganz unkundig ist, wird diesen Ausführungen mit Kopfschütteln folgen. Abgesehen davon, daß ihm die neueren Forschungen, die ihm eine große Stütze bieten würden, unbekannt sind, fehlt ihm die Gabe, kritisch zu sichten. Noch schlimmer macht sich dies bei den Hauptabschnitten des Buches, die von den Ackerbaugeräten 1. der europäischen, 2. der asiatischen Indogermanen handeln, fühlbar. Verfehlt sind viele seiner Behauptungen über die einzelnen germanischen Völker. Sie zu widerlegen, würde einen zu großen Raum erfordern. Die Untersuchung erstreckt sich daher auf die Folgerungen, die er aus den Funden vorgeschichtlicher Pflüge in Mittel- und Nordeuropa zieht. In Abb. 50 ist der Pflug aus Dostrup in Jütland abgebildet. Nach Braungart hätte Sophus Müller ihn dem letzten Teil der Eisenzeit, also der Latènezeit zugeschrieben. Schon dies stimmt nicht. Sophus Müller sagt zwar in der Einleitung des Aufsatzes, in dem er diesen Dostruper Pflug zum ersten Mal bespricht, nachdem er 20 Jahre unbeachtet im Kopenhagener Museum gestanden hatte: „la charrue fut classée dans la dernière section de l'âge du fer", er selbst kommt aber im Laufe der Unter-

Digitized by Google

suchung nur zu der Schlußfolgerung, der Pflug gehöre tatsächlich der vorgeschichtlichen Zeit an. Da es ein Einzelfund ist, ist eine genauere Zeitbestimmung unmöglich. Braungart fährt dann fort: „Diese Zeitangabe — nämlich die fälschlich Sophus Müller zugeschriebene letzte Eisenzeit — langt gewiß nicht, das Geräte ist sicher weit älter, gehört dem Ende der neolithischen Zeit an, war ohne Zweifel schon da, ehevor die von Norden kommenden Achäer in Griechenland einwanderten". Dieser Satz zeigt mit voller Deutlichkeit die immer wiederkehrende Schwäche Braungartscher Beweisführungen. Stets ist er geneigt anzunehmen, ein Ackergerät sei schon lange vor der Zeit seines nachweisbaren Vorhandenseins da gewesen. Von dem Gewicht, daß von der Altertumswissenschaft auf scharfe und genaue Zeitbestimmungen gelegt wird, hat er keine Ahnung. Auch der Keilpflug von Papau bei Thorn (Abb. 54) ist Einzelfund. Selbst beim Pflug von Dabergotz (Abb. 37) ist der aus dem Jahre 1822 stammende Fundbericht, der von 3 steinernen Streitäxten spricht, zu ungenau, um ihn mit voller Gewißheit der Steinzeit zuzuschreiben.

Geradezu unbegreiflich ist, daß er als voll bewiesen annimmt der „sächsische Vorstellpflug" (Fig. 81) gehöre in die Zeit des Tiberius, 14—37 n. Chr., und der „angelsächsische Pflug" (Fig. 82) in die Zeit des Kaisers Claudius, 41—52 n. Chr. Diese beiden Pflüge, deren Bezeichnung als sächsisch und angelsächsisch von Braungart selbst gebraucht wird, sind nicht Bilder aus der Zeit des Tiberius und Claudius, sondern die Bemerkung Cottonian Manuscripts Tib. bezw. Claudius, auf die er diese Behauptung aufbaut, gibt nur den ursprünglichen Standort der betreffenden angelsächsischen Handschrift im Bibliotheksraum des Engländers Cotton bei den Büsten des Tiberius und Claudius an. Dies besagt auch deutlich die Erklärung des Professors Schick, die Braungart selbst S. 119 abdruckt. Also ist die Frage, wann der deutsche Beetpflug, wie ihn Braungart nennt, erfunden ist, noch ungelöst. Wenn dies auch die schlimmste Entgleisung ist, so stehen nur zu häufig seine Behauptungen und zweifellosen Schlüsse auf gleicher Höhe. Seine Beweisführung, daß der Pflug in Nordeuropa erfunden ist, versagt. Den einzigen sicheren Anhalt gibt das Pflugbild auf dem Aspeberg bei Tegneby in Bohuslän, das der Bronzezeit angehört. Von ihm ist in Abb. 48 ein gutes Abbild gegeben.

Ist nun das Buch für den Altertumsforscher wertlos? Wer die Schlüsse und Folgerungen richtig und vorsichtig einschätzt und sich durch die endlosen Wiederholungen und Weitschweifigkeiten nicht abschrecken läßt, für den bietet es eine reiche Fundquelle wertvollsten Materials. Staunenswert ist der unermüdliche Fleiß, mit dem die 266 Abbildungen zusammengebracht sind. Namentlich auch dem Vorgeschichtsforscher werden die im Werke gegebenen Abbildungen der vorgeschichtlichen Funde von Pflügen willkommen sein, da sie sich sonst nur verstreut in Zeitschriften finden. Da das Fehlen eines Sachregisters die Benutzung sehr erschwert, sind hier die Seitenzahlen angeführt: Seite 68 Abb. 37 der Pflug von Dabergotz bei Neuruppin; Seite 71 Abb. 48 die Bohusläner Felsenzeichnung; Seite 72 Abb. 50 der Pflug von Dostrup in Jütland; Seite 104 Abb. 54 der Pflug von Papau bei Thorn.

So wenig kritisch oft die Schlußfolgerungen sind, so scharfsichtig ist Braungart in seinen Beobachtungen. Besonders sei auf seine Wahrnehmungen über die Abänderungen des Weizens und der Gerste im Alpengebiet hingewiesen (Seite 372 ff.).

Berlin. E. Snethlage.

Digitized by Google

V. Nachrichten.

J. Reimers †.

Am 26. Dezember 1914 verschied zu Berlin nach kurzer Krankheit an plötzlich eingetretenem Herzschlag unser Mitglied und einer der Mitbegründer unserer Gesellschaft, der Museumsdirektor a. D. Dr. Jakobus Reimers. Er war von Hause aus Kunstgeschichtler, wurde Assistent an den Berliner Museen und schließlich Direktor des Provinzialmuseums und Provinzialkonservator zu Hannover. Er hat auf seinem Gebiete eine Reihe von Schriften verfaßt: Zur Entwicklungsgeschichte des dorischen Tempels (1884); Peter Flötner nach seinen Handzeichnungen und Holzschnitten (1890); Hans Raphon (Jahrbuch des Prov.-Mus. Hannover 1909); Das Adlerwappen bei den Friesen (1914). Weitere Verbreitung fand sein „Handbuch der Denkmalpflege" (1899, 2. Aufl. 1912), worin auch die Vorgeschichte ihren Platz fand. Ganz in unser Fach gehört seine Veröffentlichung der „Vorgeschichtlichen Wandtafel für die Provinz Hannover" und die Herausgabe des nachgelassenen Werkes von J. H. Müller, „Vor- und frühgeschichtliche Altertümer der Provinz Hannover" (Hannover 1893), dessen Text (von Müller) heute kaum noch gelesen werden dürfte, während die von Reimers veranlaßten Abbildungen bei der leider so geringen Literatur zur Vorgeschichte der Provinz Hannover vorläufig noch ihren Wert behalten.

Das unstreitige größte Verdienst um die Vorgeschichte erwarb sich Reimers dadurch, daß er, sobald die ersten wissenschaftlich durchgebildeten Jünger dieses Faches aus meiner Schule zur Verfügung standen, nicht zögerte, für die Leitung der vorgeschichtlichen Abteilung des hannoverschen Provinzialmuseums sich eine solche Kraft zu sichern: in der Anstellung Dr. Hahnes als Direktorialassistent traf Reimers die denkbar glücklichste Wahl und nicht geringer war das Verdienst, das er sich dadurch erwarb, daß er dem unermüdlichen Fleiße Hahnes nicht nur in der wissenschaftlichen Ordnung der durch uralte Sünden in geradezu verzweifelte Verwahrlosung gelangten Sammlung vollste Bewegungsfreiheit gab, sondern auch neuen Ausgrabungen, neuer Erforschung des Bodens nach allen Richtungen hin, überhaupt einer umfassenden Organisation der vorgeschichtlichen Forschung und Erweckung der allgemeinen Teilnahme dafür in der gesamten Provinz (worin sich Hahne als Meister erweisen sollte) jegliche behördliche Unterstützung zuteil werden ließ.

So trat er sofort auch aufs wärmste für die Gründung und Fortentwicklung unserer Gesellschaft ein, bei der er in den ersten Jahren das Amt des dritten Vorsitzenden bekleidete. Dankbar müssen wir uns auch der großen Förderung erinnern, die unsere Sache bei Reimers dadurch gewann, daß seine Unterstützung und Mitwirkung eine so glänzende Gestaltung der ersten Tagung zu Hannover (1909) ermöglichte.

Leider zwang ihn sein Gesundheitszustand bereits im Jahre 1911 seine Ämter niederzulegen, was um so tiefer zu bedauern war, als 1912 auch Dr. Hahne aus der Verwaltung des Provinzialmuseums ausschied und die Pflege der Vorgeschichte in der Provinz Hannover nach kurzer Blüte wiederum dem Dilettantismus preisgegeben wurde.

Karl Hadaczek †.

Nach einer mir aus dritter Hand zugehenden Nachricht soll der Konservator und Universitätsprofessor Dr. Hadaczek in Lemberg kürzlich verstorben sein. Sein Lehrfach war klassische Archäologie, die er in Wien studiert hatte. In Lemberg wurde er zugleich Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung des großartigen Dzieduszycki-Museums. Als solcher hat er den berühmten Goldschatz von Michalkow veröffentlicht: Zlote skarby Michalkowskie

Digitized by Google

(Krakau 1904); ferner das neolithische Hockergräberfeld von Zlota, Kr. Lamborzec, Bez. Sandomir, Polen (Materyaly antropol.-archeol. i etnogr. IX Krakau 1906; vgl. Mannus II, S. 70, 74 ff., 93, 104); endlich das Urnengräberfeld der frühen Kaiserzeit von Przeworsk (Cmentarzysko cialopalne kolo Przeworska: Lemberg 1909, nebst Tafelalbum, aus Teka konserwatorskija, Bd. III, Heft 2). Bei meinem mehrtägigen Studium in den Lemberger vorgeschichtlichen Museen im Jahre 1909 war er mir ein liebenswürdiger und unermüdlicher Begleiter und Helfer; zugleich hatte ich dabei die Freude, in ihm einen überzeugten Bekenner meiner Lehre von der Gleichheit der Kulturprovinzen mit Stämmen und insonderheit auch meiner Ergebnisse über die vorgeschichtliche Stammeskunde Mitteleuropas kennen zu lernen.

Kriegsnachrichten.

Zu den 24 von mir namhaft gemachten Mitgliedern unserer Gesellschaft, die teils im Felde stehen, teils in der Heimat Kriegsdienste leisten (oben S. 346 f.) und von denen drei bereits den Heldentod gestorben sind, kann ich jetzt eine Reihe neuer Namen fügen:

1. Dr. med. Karl Boseck (Stolp): jetzt Marinestabsarzt d. R. in Kiel.
2. Dr. Walter Bremer (Rostock): im Felde (Westen).
3. Oberlehrer Friedemann (Zehlendorf): im Felde.
4. Prof. Dr. Fuhse (Braunschweig): Hauptmann d. L. zu Hildesheim.
5. Dr. Georgi (Berlin): im Felde.
6. Schriftsteller Engelh. Graf (Lorsch): im Felde.
7. Dr. Tassilo Hoffmann (Stettin): im Felde.
8. Max Näbe (Leipzig): Offiz.-Stellvertreter im Ers.-Bat. d. L. J. Reg. 106 (Leipzig).
9. Cand. med. Paschen (Berlin): im Felde (Westen).
10. Kunstmaler Quente (Berlin): Kriegsfreiwilliger in Ausbildung zu Lichterfelde.
11. Cand. phil. Roth (Spandau): im Felde.
12. Lehrer Scheffler (Freienwalde): im Felde.
13. Oberst Schneider (Leipzig): Heimatsdienst.
14. Dr. Schulz-Minden (Halle): im Felde (Osten).
15. Reg.-Landmesser Stephan (Posen): im Felde (Osten).
16. Prakt. Arzt Stimming (Groß-Wusterwitz): Chefarzt des Mannschaftsgefangenenlagers in Merseburg.
17. Rittmeister v. Strantz (Berlin): Führer des Vereinslazarettzuges der Kaiserin nach dem Osten.
18. Dr. Vogelweid (Berlin): freiw. Sanitätsoffizier beim Vereinslazarettzug B (Ostpreußen).
19. Schriftsteller Westerich (Woltersdorf): im Felde.

Gute Nachrichten aus dem Felde erhielt ich fortgesetzt von Generalarzt Dr. Wilke, Prof. Dr. Paape, Dr. Schulz-Minden, Dr. Walter Bremer, Landmesser Stephan, den Studiosen Dräger, Saden und Lissauer. — Prof. Dr. Paape hat das Eiserne Kreuz und den bayerischen Militär-Verdienstorden mit Schwertern, Studiosus Leutnant Saden das Eiserne Kreuz erhalten: wir freuen uns mit über die Ehrung unserer beiden Mitglieder und beglückwünschen sie dazu.

Die Nachricht von der Verwundung des Studiosus Dräger hat sich erfreulicherweise nicht bestätigt, leider aber die von der Verwundung und dadurch veranlaßten Gefangennahme des Studiosus Leutnant Gummel in Frankreich. Er hat am 6. September 1914 bei Varette je einen Schuß in den linken Ober- und Unterschenkel erhalten, so daß er seinen Kameraden vom 42. Inf.-Reg. nicht folgen konnte. Schon nach 10 Tagen waren seine Fleischwunden geheilt, worauf man ihn mit einigen Leidensgenossen nach Montauban

Digitized by Google

(Tarn et Garonne) gebracht hat, wo er, da der Kommandant von anständiger Gesinnung ist, angemessen behandelt wird.

Mit Betrübnis erfülle ich nunmehr die Pflicht von den weiteren Opfern zu melden, die der Krieg aus unserer Mitte gerissen hat:

Alfred Plettke †.

Mit Tafel XIX.

Schon im vorigen Hefte (S. 347 f.) habe ich Mitteilung gemacht von dem am 14. November 1914 (nicht am 11., wie ein Druckfehler es besagte) erfolgten Tode meines lieben langjährigen Assistenten Plettke, der gleich schmerzlich war für mich von rein menschlicher Seite aus, wie für die Wissenschaft vom sachlichen Standpunkte aus. Indem ich jetzt das wohlgelungene Abbild seines frischen Äußeren bringen kann (Taf. XIX), füge ich als Ergänzung seines Lebenslaufes hier dasjenige hinzu, was er selbst in seiner Dissertation darüber aufgezeichnet hat:

„Am 10. März 1890 wurde ich, Friedrich Alfred Plettke, evangelischer Konfession, als Sohn des Volksschullehrers Friedrich Plettke zu Geestemünde geboren. Von Ostern 1896 besuchte ich die Volksschule zu Geestemünde, von Ostern 1899 ab das Gymnasium zu Bremerhaven, welches ich Ostern 1909 mit dem Zeugnis der Reife verließ. In den Jahren 1909 bis 1914 widmete ich mich in Jena, Heidelberg, Berlin und Breslau vorgeschichtlichen, naturwissenschaftlichen und geographischen Studien und hörte Vorlesungen der Dozenten: Ambronn, Ascherson, Bartels, Branca, Bütschli, Cantor, Detmer, Eucken, E. Fischer, H. Fischer, Gabriel, Glück, Groll, Hettner, Heymons, Kautzsch, Königsberger, Kossinna, Krabbo, Krafft, Lauterborn, Link, Lubosch, Penck, Philippi, Plate, Rauther, Riehl, Salomon, Seger, H. Schmidt, E. H. Schulze, Stahl, Stremme, Stumpf, Wahnschaffe, Zahn, Ziegler. Ich durfte an den Übungen und den praktischen Kursen der Herren E. Fischer, Kossinna, Penck, Plate, H. E. Schulze, Stahl teilnehmen. Allen meinen Lehrern bin ich zu großem Dank verpflichtet, besonders aber Herrn Professor Kossinna, dem ich auch reiche fördernde Anteilnahme bei der Ausführung meiner Doktorarbeit zu danken habe."

Hierzu füge ich noch Einiges über die beiden Kriegsmonate, die letzten seines Lebens, wobei ich die Mitteilungen seines Vaters verwerte.

Als Plettke, nachdem er am 30. Juli die Doktorprüfung gut bestanden hatte, von Berlin sogleich zur Heimat sich begab, meldete er sich bereits unterwegs in Bremen als Kriegsfreiwilliger. Sobald er die rückhaltlose Zustimmung seiner Eltern zu diesem bedeutungsvollen Schritt erfuhr, überkam ihn eine so freudige und zuversichtliche Stimmung, wie sie an ihm bisher nie bemerkt worden ist. Nun war er nur noch und ganz Soldat und seiner hohen Aufgabe vollbewußt, bis zu seiner letzten Feldpostkarte, die er am Tage seiner tödlichen Verwundung an die Eltern schrieb und die ihnen zugleich mit der Todesnachricht zuging. Der Dienstantritt verzögerte sich von Tag zu Tag noch bis zum 14. August. Am 24. Oktober rückte er von Bremen ab; vom 28. Oktober bis 13. November hat er ununterbrochen im Schützengraben westlich von Noyon gelegen. Am Abend dieses 13. ist er bei Schanzarbeiten unmittelbar hinter dem Schützengraben während eines Gefechts durch einen Halsschuß getroffen worden, der die Vene verletzte und Verblutung herbeiführte. Am andern Morgen ist er im Lazarett zu Noyon, wo er die Nacht ohne Bewußtsein gelegen hatte, 8^{20} Uhr in den Armen einer Schwester schmerzlos hinübergeschlummert. Bestattet wurde er am 15. November auf dem deutschen Friedhof zu Noyon.

Was endlich seine Dissertation anlangt, so habe ich ihren Druck mit vollständiger Beigabe einer Überfülle von Abbildungen, die etwa 80 Tafeln ausmachen werden, sichergestellt. Die Herausgabe des Werkes, das als Dissertation hinterlassen in allem Äußeren naturgemäß einen unfertigen Zustand bietet — so sind, um nur eines zu erwähnen, für

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

das annähernd halbe Tausend der Zeichnungen und Photographien die Urstücke erst noch festzustellen! —, habe ich trotz meines seit lange recht schlechten Gesundheitszustandes unter Zurückstellung meiner eigenen Arbeiten selbst übernommen. Treue um Treue!

Hans Roggenkamp †.

Derselbe böse Novembermonat raffte noch andere unserer Mitglieder dahin, so den Gymnasiallehrer Roggenkamp in Eschwege, der am 2. November in Belgien den Tod fürs Vaterland starb. Geboren 26. Juli 1880 in Horsdorf bei Schwartau, 1902 Lehrer, mußte er wegen seiner freien religiösen Anschauungen 1906 seinen Abschied nehmen; später wurde er Turnlehrer in Eschwege. Wir betrauern in ihm den Verlust eines hochsinnig-völkischen Mannes und eines treuen Mitgliedes.

Hugo Mente †.

Bei einem Sturmangriff auf Ypern, gleich in dem ersten Gefecht, an dem er teilnahm, fiel am 17. November cand. archaeol. Mente aus Lüchow, Prov. Hannover, der wie Plettke am Abschluß seiner Studienzeit stand und seine Dissertation bei der Berliner Fakultät bereits eingereicht hatte. Ich gebe im folgenden einen Abdruck seines jener Dissertation beigefügten „Lebenslaufes“:

„Ich wurde als Sohn des Volksschullehrers Karl Mente am 14. März 1890 geboren. Durch die vielfachen Ausgrabungen, die auf dem großen Brandgräberfelde der römischen Kaiserzeit bei meinem Geburtsorte Rebenstorf im hannöverschen Wendlande von verschiedenen Museen gemacht wurden und durch die heimatlichen Bestrebungen meines Vaters auf vorgeschichtlichem und volkskundlichem Gebiete wurde ich schon von der frühesten Jugend an mit dem Stoffe, der später mein Studium werden sollte, bekannt, und es war für mich selbstverständlich, als ich Ostern 1910 das Gymnasium zu Salzwedel verließ, wo ich auch noch manche Anregung in derselben Richtung erhalten hatte, daß ich Vorgeschichte studierte. Aber mich zog nicht so sehr das klassische Altertum an, wie unsere heimische Vorgeschichte. Mein Rebenstorf wollte ich vor allem von Grund aus verstehen lernen, und außerdem wies mich auch die enge Beziehung zur Volkskunde auf unsere heimische Vorgeschichte. In Herrn Professor Kossinna in Berlin fand ich meinen Lehrmeister. Außerdem hörte ich bei Herrn Professor Hubert Schmidt. Geschichte hörte ich besonders bei Herrn Geheimrat Delbrück. Während meines Studiums habe ich es nicht versäumt, auch für meine praktische Ausbildung Sorge zu tragen. Eigentlich sollte das Gräberfeld von Rebenstorf mit dem zugehörigen Kulturgebiete den Gegenstand meiner Dissertation bilden. Da jedoch der Stoff noch nicht so gesichtet ist, daß er sich dazu schon verwenden ließe, ich aber doch noch gern einen Abschluß meines Studiums herbeiführen möchte, bevor ich für des Vaterlandes Ehre und für die Erhaltung und Festigung der deutschen Kultur die Waffen ergreife, reiche ich diese Arbeit als Dissertation ein.“

Seine Dissertation führte den Titel „Beiträge zur Vorgeschichte, Geschichte, Siedlungs- und Sagenkunde des Werbellin“; sie war die Frucht von Ausgrabungen, die Mente in Gemeinschaft mit dem Berliner Museumskonservator E. Krause an den bedeutsamen mittelalterlichen Stätten in der Umgebung des Werbellinsees, Kr. Angermünde (Uckermark) veranstaltete. Doch wurden darin mehr die Geschichtsquellen bevorzugt, als daß die archäologischen Ergebnisse eingehend behandelt worden wären. Die Arbeit wurde von mir als „genügend“ beurteilt und damit die Zulassung zur mündlichen Prüfung ausgesprochen. Dennoch hat Mente, dessen Einstellung ins Heer infolge Erkrankung sich bis zum 31. Oktober hinauszog, seine Anmeldung zur Notprüfung schließlich zurückgezogen.

Digitized by Google

Mente war mit Ausnahme einer einjährigen Unterbrechung im Jahre 1911, als er zu München im Kgl. Leibregiment als Einjährig-Freiwilliger diente, von Ostern 1910 bis 1914 zu Berlin mein Schüler gewesen. Im Sommer 1914 veröffentlichte er unter meiner Beihilfe den Bronzendepotfund von Tüschau, Kr. Lüchow (oben S. 192 ff.). Er war von hoher, schlanker, dabei kräftiger Gestalt, blond, blauäugig und trug auch sonst das Gepräge einer echt germanischen Erscheinung. Er war lebenslustig und tatkräftig, ein offener Charakter, im Worte nicht allzu gewandt.

Nur mit tiefstem Bedauern kann man es betrachten, wie die Provinz Hannover, wo im ganzen vorigen Jahrhundert die Pflege der Vorgeschichte tief darniederlag, wie nirgends sonst in dem verschwenderisch reichen Fundboden des norddeutschen Tieflandes, nach den wenigen Jahren der Blüte, als Dr. Hahne in Hannover und Lienau in Lüneburg wirkten, nun gleichzeitig zweier junger, arbeitsfroher und durchgebildeter Kräfte (Plettke und Mente) beraubt worden ist, die ein baldigstes Aufblühen vorgeschichtlicher Heimatsforschung für dieses Land zu verbürgen schienen, das nun wiederum bar jeglicher geschulten Kraft neuer Vernachlässigung überantwortet zu sein scheint.

Ludwig Müller †.

Am 21. November starb in einem Kriegslazarett des Westens infolge seiner schweren Verwundungen im 32. Lebensjahre Dr. Ludwig Müller-Charlottenburg, zuletzt Gymnasiallehrer in Steglitz, als Vizefeldwebel d. R. und Bataillonsadjutant in einem Ref.-J.-Reg., Ritter des Eisernen Kreuzes.

Dr. Müller war infolge der Mitgliedschaft seines Vaters bei unserer Gesellschaft in unseren Berliner Sitzungen und bei unseren Ausflügen ein ständiger und zugleich sehr gern gesehener Gast. Er war nicht eigentlich Prähistoriker, sondern Naturwissenschaftler, dabei auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und Politik von bedeutenden Kenntnissen. Sein Bestes war seine auf tiefem Wissen gegründete streng völkische Denkart und die glänzende gereifte Art, wie er dies gesunde Deutschbewußtsein schriftstellerisch zur Geltung brachte. In der nationalen Presse und auch in den Zeitschriften dieser Richtung — ich nenne besonders die Politisch-anthropologische Monatsschrift unseres Mitgliedes Dr. Schmidt-Gibichenfels — erschienen seine stets geistvollen und gern gelesenen Aufsätze in so stattlicher Anzahl, daß man sich über die Arbeitskraft dieses jungen Gelehrten wundern mußte. Persönlich war er von einer bestrickenden, mit Bescheidenheit gepaarten Liebenswürdigkeit. Seit Begründung unserer Gesellschaft hat er sich mit Liebe auch der deutschen Vorgeschichte zugewandt und in zahlreichsten Aufsätzen und in Vorträgen für weitere Kreise die hohe völkische Bedeutung unserer Wissenschaft so unermüdlich und mit solcher Begeisterung dargelegt, daß ich ihn hierin als meinen Schüler ansehen konnte. Er ist für das gesamte deutschvölkische Schrifttum, wie auch für unsere Wissenschaft, insonderheit für unsere Berliner Zweiggesellschaft einer der schmerzlichsten Schläge, die der Weltkrieg uns angetan hat, daß wir diese junge Kraft, die noch so Schönes für die Zukunft versprach, verlieren mußten.

Georg Krüger †.

Mit 1 Textabbildung.

„Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß fiel am 28. Januar d. Js. in hoher Begeisterung für sein Vaterland und sein Germanentum auf dem Kriegsschauplatz in Flandern im 24. Lebensjahr unser inniggeliebter jüngster Sohn, Bruder und Neffe, der Kriegsfreiwillige-Gefreite im Ref.-J.-Reg. 204 Georg Krüger, cand. archaeol., wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Provinzialmuseum in Halle a. S."

Digitized by Google

Diese Todesanzeige von seiten der Eltern, des Herrn Kaufmanns Albert Krüger und seiner Frau Elise geb. Hohe in Friedrichshagen bei Berlin, versetzte mich in ähnlich starke und anhaltende Erschütterung wie seinerzeit die Nachricht vom Tode Plettkes. Schon die Fassung der Anzeige läßt ahnen, von welcher Art der Gefallene war. Es hat wenige meiner Schüler gegeben, die mir so lieb geworden waren wie Krüger: das machte nicht nur sein Fleiß, seine Begabung, sein hohes Streben, sondern seine ganze Richtung, die aufging im Nachleben alt- und neugermanischer Hochziele, seine ernste Lebensauffassung, die verbunden war mit heiterster Gemütsanlage, seine aufrichtige, große Treue. Von seinem zweiten Semester an (1910/11) hat er zwei Jahre lang meine Übungen und Vorlesungen mitgemacht. Er gehörte zu den wenigen meiner Studenten, die mir 1912 nach Stockholm zum I. baltischen Kongreß gefolgt waren. Auf dem Bilde dieses Kongresses (Mannus IV, Taf. LIII) ist er zwischen Montelius (links) und Hahne (rechts) zu sehen. Dann hat er mit mehreren andern meiner älteren Schüler die Berliner Universität verlassen, weil die durch die gehässigen Intrigen einer kleinen Gruppe herbeigeführte Feindseligkeit der Berliner philosophischen Fakultät gegen unsere Wissenschaft die Wahl der Vorgeschichte als Hauptfach bei der Doktorprüfung meinen Schülern unmöglich gemacht hatte. Er wandte sich nach Halle a. S. und tat dies um so lieber, als er dort am Prov.-Museum unter Dr. Hahnes Leitung Gelegenheit fand, in eine reiche Ausgrabungstätigkeit, wie in die vielgestaltige Museumsverwaltung eingeführt zu werden, da ja der großartige Neubau des dortigen Museums, der Umzug aus dem alten in das neue Haus und die gesamte neue Einrichtung im Werke war. Den größten Wert legte er bei alledem, wie er mir bei seinen Ferienbesuchen wiederholt versicherte, auf die Berechtigung, sich weiterhin Kossinna-Schüler nennen zu dürfen.

Georg Krüger
gefallen 28. 1. 1915 bei Westende
in Belgien.

Als Hilfsarbeiter des Provinzialmuseums hielt er in der Provinz mehrfach Vorträge über die provinzielle und örtliche Vorgeschichte (z. B. zu Wittenberg). War sein Wissen auf dem Gebiete der Vorgeschichte auch ein vielseitiges, wie u. a. seine Abhandlung über die Hausurne von Zwintschöna zeigt (Mannus V, 325 ff.), so hatte er doch sein Hauptstudium, schon in Berlin, der wendischen Kultur des Mittelalters zugewandt und er wählte diese auch zum Thema seiner Doktorarbeit. In der Berliner Sitzung vom 1. März 1913 konnte er schon einige schöne Ergebnisse seiner eindringenden Forschung mitteilen (oben S. 216). Nachdem er im Frühjahr 1914 noch die Vorgeschichtliche Abteilung des Hildesheimer Museums geordnet und eingerichtet hatte, machte er im Sommer eine (auch durch meine Ratschläge unterstützte) große Museumsstudienreise durch Nordösterreich, Ungarn, Ostdeutschland, um das Material für seine wendische Forschung abschließend zu sammeln. Es war mir eine Freude, als er mich nach dieser Reise aufsuchte, aus seinem eingehenden Berichte zu sehen, wie gereift er von dieser Studienfahrt zurückgekehrt war.

Ich füge nun einige Auszüge aus dem sehr eingehenden „Lebenslauf" hinzu, der mir von seinem Vater freundlichst übersandt worden ist: Georg Krüger ist am 21. Mai

Digitized by Google

1891 zu Berlin geboren, wo er das Andreas-Realgymnasium von 1897—1910 durchlief. Von frühauf war er ein still für sich lebender, sehr fleißiger Knabe, begabt mit Sammeleifer und peinlichstem Ordnungssinn, führte mit seinen genau gebuchten Bleisoldaten den Krieg 1870/71 nach dem Generalstabswerk aus und zeigte schon mit 12 Jahren Teilnahme für die germanischen Altertümer des Völkermuseums. Als er mit 13 Jahren auf Bornholm die Felsenzeichnungen kennen lernte, warf er sich mit glühender Begeisterung auf die vorgeschichtliche skandinavische Kunst, auf Edda, deutsches Mittelalter, Rich. Wagner usw. Daneben gab er sich damit ab, kleine Tongefäße zu formen und zu brennen. Am Reformationsfest 1909 hielt er als primus omnium des Realgymnasiums die öffentliche Festrede über „Luther und Walther v. d. Vogelweide" und erhielt dafür die Luthermedaille der Stadt Berlin. Auf der Universität schälte sich ihm schon mit dem zweiten Semester deutlich heraus, was sein Lebens- und Strebensziel werden sollte: die deutsche Vorgeschichte. „Seine liebsten Stunden waren ihm die Übungen im Prähistorischen Seminar, zu denen sich bald, mit näherem Bekanntwerden und dem Eintritt in die Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte, auch die Ausflüge und Arbeiten bei den Ausgrabungen der Gesellschaft gesellten." „Mit tiefer, inniger Freude erlebte er an sich alle diese Stunden als einen Aufschwung zum Allerheiligsten." In den letzten beiden Hallischen Jahren fand er neben Studium und Museumsarbeit noch Zeit, die Gymnasialprüfung in Griechisch nachträglich abzulegen. Als nach seiner Rückkehr von der Museumsreise im Juli 1914 der Krieg ausbrach, eilte er sofort nach Berlin und wurde am 14. August beim 3. Garderegiment eingestellt. „Seine helle Begeisterung ließ ihn hier sofort hervortreten, als bei einem Appell gefragt wurde: Wer will bald freiwillig nach Frankreich ausrücken? Ja, gegen die Engländer wollte er kämpfen, die er, wie wir alle, für den Verrat am Germanentum verantwortlich machte." Er kam nun ins Reserve-Infanterie-Regiment 204. Kurz vor seinem Abmarsch an die Front bat er seinen Vater, falls er fallen sollte, seinem „geliebten" Lehrer sein Bild zu übersenden (dessen Abdruck ich diesem Nachruf beifüge. G. K.). Er rückte mit seinem Bataillon am 14. Oktober von Staaken bei Spandau nach Belgien aus, wo er schon am 19. Oktober bei Dixmuyden ins Gefecht kam. „Unter großen Entbehrungen und fürchterlichen körperlichen Anstrengungen bei den Märschen in dieser versumpften Gegend, dabei unter stetem Granatfeuer, vergingen die ersten acht Wochen; dann kamen zehn Ruhetage in Lichtervelde bei Thourout (dort lenkten sich seine Gedanken an das Berliner Lichterfelde zurück, sicher ein altes flämisches Kolonialdorf: und er schrieb mir von dort eine herzliche, letzte Grußkarte. G. K.). Gegen Weihnachten rückten sie nach Ostende und bezogen in Middelkerke endlich ein richtiges Quartier, wo drei Tage Schützengrabendienst vor Westende in den Dünen und drei Tage Ruhe ständig wechselten. Hier fand er wieder Zeit an seine Laufbahn anzuknüpfen, indem er dem ihn feiernden und besonders liebenden Kameradenkreise im Schützengraben kleine Vorträge über seine geliebte deutsche Vorgeschichte und über das Germanentum, wofür sie da draußen ja bluteten, hielt." „Am 28. Januar traf ihn eine Granate und die Kameraden trugen in dichtem Kugelregen den tödlich Verwundeten aus der Gefechtslinie; sein Leben war dahin. Er ist sich selbst, seiner Wissenschaft und dem Vaterlande getreu geblieben bis in den Tod."

Furchtbar sind die Opfer, die dieser Krieg unserem Volke und auch unserer so kleinen Gemeinde deutscher Vorgeschichtsforscher auferlegt. Ungebeugt müssen wir sie über uns ergehen lassen, in dem stolzen Bewußtsein, daß unsere Toten ihr Höchstes dem Vaterlande, unserem deutschen Volke dargebracht haben. Wir Zurückgebliebenen wollen eingedenk bleiben der Worte Theodor Körners:

Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz.

G. Kossinna.

Digitized by Google

Sachregister.

Aachen, Campignien 48.
Aamöi bei Stavanger (Norwegen), Felsenzeichnung 171.
Aas, germanischer Gott 170.
Abydos (Ägypten), Zeichnung mit Schachbrettmuster 368.
Achenheim (Lkr. Straßburg i. Elsaß), Acheuléen und Moustérien 45.
Acheuléen in Achenheim 45.
— in der Buchenlochhöhle 45.
— in der Kartsteinhöhle 45.
— in Markkleeberg 369, 370, 371, 374.
— im Neandertal 45.
— Unterschied der Funde in Deutschland und Frankreich 375.
— Jagdwaffen 113.
Acvinen 263.
Ägypten, Darstellung des Sonnenbootes 175.
— Fußvolk, dessen Anführer mit Dreizack 34.
— Herzdarstellungen 217.
— Hieroglyphe für Gau 350.
— Holzstatuette eines kornmahlenden Sklaven 291.
— Leiterdarstellungen 37.
— Schachbrettmuster 360, 361, 368.
— Vogeljagd 121.
Aischylos, griechische Auffassung vom Sonnenboot 174.
Alaisiagen 173.
Alcis 263, 264 f., 271 f., 276.
Alignements, Deutung 24 Anm. 1.
Almgren, über skandinavische Felsenzeichnungen 149, 150, 153, 166.
— über Deutung der Fuß- und Schuhsohlen 153.
Alpruten, Zaubermittel 22 Anm. 3.
Alsen, Sitz des Nerthuskults 281.
Altamira, Handfiguren 16.
Altgaul (Kr. Oberbarnim), Funde illyrischer Kultur 219.
Altglütze (Kr. Königsberg i. Nm.), Funde illyrischer Kultur 219.
Althüttendorf (Kr. Angermünde), Funde illyrischer Kultur 219.
d'Alton, Rekonstruktion ausgestorbener Tiere 90.
Altranft (Kr. Oberbarnim), Urnenfeld der Latènezeit 219.
Altrüdnitz (Kr. Königsberg i. N.-M.), Depotfund der V. Bronzeperiode 219.
Ambronen, Niederlassung bei Miltenberg 334.
Ambrosiani, Sune, über Odinskult 164 f.
Ammianus Marcellinus, Bericht über hölzerne Lanzen der Germanen 134.
Ammonshörner, als Amulette 26.
Ancyluszeit, Schachbrettmuster 43, 367.
Anderlingen (Kr. Bremervörde), Bildstein 180.
Andernach a. Rh., Magdalénien 47.
— Zonenbandkeramik 52.
— sog. Napoleonshut 289.
— am Martinsberg, Funde unter vulkanischen Sandschichten 284.
Angelhaken, aus Bronze, von Wilhelmshöhe 208.
Anglii, Nerthuskult 281.
Anhänger, durchbohrte Kiesel- und Schiefersteinchen in der Spiralmäanderkeramik 81, 83.
— der römischen Kaiserzeit von Weißenfels 385.
— — goldener von Selnowo 212.
Arborn (Dillkreis), sog. Napoleonshut 289.
Apollo, als Maus dargestellt 217.
Armbrustfibeln der röm. Kaiserzeit von Weißenfels 380.
Armbänder, goldene, mit Endspiralen 9, 298 ff.
— — von Rongères 296 ff.
— — von Liebshausen 299.
— bronzene, mit Endspiralen, der zweiten Bronzeperiode, aus Böhmen 298.
— silberne, der römischen Kaiserzeit von Selnowo 213.
Armenier, dunkle Kurzköpfe 312.
Armringe, goldene, einfacher Art von Lorup 8.
— — mit Endspiralen, gedrehte 9.
— — mit Endspiralen, dreikantige 9, 299.

Digitized by Google

Armringe, goldene, einfacher Art von Wolfersdorf 9, 299.
— — sog. Eidringe 13, 219, 299, 301.
— bronzene von Tüschau 197.
Armschmuck, goldener, des germanischen Kriegers 9.
Armschutzplatte aus Kieselschiefer von Gosek 322.
Armspiralen, goldene, aus Doppeldraht 3, 5, 9.
Årup (Seeland), Stabdolch mit goldplattierter Klinge 8 dazu Abb. 11.
Asdinge 263.
Asen 164.
Aspeberg bei Tegneby (Ksp. Tanum in Bohuslän), Felsenzeichnungen 151, 171 dazu Abb. 3, 174 dazu Abb. 23, 177 ff., 261, 276.
Assyrer, Jagdbilder 128 f.
— Deutung der heiligen Pinienzapfen 362.
Astingoi 263.
Auerochs, Jagd 110, 125, 132.
Augendarstellungen, als Zaubermittel 22, 28.
Aunetitzer, aus ihnen hervorgegangene indogermanische Volksstämme 316.
— goldene Noppenringe 2.
Aurignacien, in Markkleeberg 369.
— in Sirgenstein und Ofnet 371, 374.
— Unterschied der Funde in Deutschland und Frankreich 375.
— Jagdwaffen 113.
— Tuben aus Renntiergeweih mit Ocker 41 Anm. 2.
Aurora, als Gottheit weiblich 158.
Ausschüsse 1, 135.
Auvernier, Ergänzung der Weichteile an einem dort gefundenen weiblichen Schädel (sog. Frau von A.) 93.
Axt s. Beil.
Axtgott s. Beilgott.

Babylonien, leiterartiges Musikinstrument 39.
— Schachbrettmuster 364.
— Kosmologie 37 Anm. 3, 350, 365.
Backa (Ksp. Brastad, Bohuslän), Felsenzeichnungen 151, 152 u. 171 dazu Abb. 5, 167, 261, 271, 273 ff.
Bahrendorf (Kr. Dannenberg), Funde im Lüneburger Museum 337.
Balkåtra (Schonen), Sonnenbild 175.
Baltzer, Herausgeber der Felsenzeichnungen Bohusläns 149.
Bandkeramik 54.
— Herdgruben bei Weißenfels 378 Anm. 1.
Bapst, M., Forschungen im Kaukasus 157.
Bär s. Höhlenbär.
Barskamp (Kr. Bleckede), Terrasigillataschale 337.
Bartels, Paul, †, Nachruf 243.
Bärwalde, Depotfund illyrischer Kultur 219.
Basaltlava-Industrie bei Mayen 283 ff.
Baskische Sprache 317.
Bätylien, Deutung 24 Anm. 1.
Baudouin, Deutung der Schuh- und Fußsohlen 153.
Bayer, Josef, über Diluvialgeologie und -fauna 46, 52, 372, 373.
Beda, friesischer Gott 173, 275.
Bedelding 173, 275.
Behlen, Rheinischer Forscher 45.
Beil, als Fruchtbarkeitssymbol 268.
Beile auf skandinavischen Felsenzeichnungen 165, 167, 267.
Beilgott 167, 169, 267, 269.
Beltz, Robert, über Latènefibeln 184.
Benzinger, bestrittene Deutung einer röhrenförmigen Scherbe aus Palästina 359.
Bernsteinhandel während der II. und III. Bronzeperiode 10.
Berserker, auf Felsenzeichnungen 169, 177, 179.
Beudefeld s. Weißenfels.
Biall-Wurchow (Kr. Neustettin), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Biber, Jagd 115.
Bilstein, Wortdeutung 134.
Bimssand im Eifelgebiet, Grenzscheide zwischen Neolithikum und Paläolithikum 48.
Bismaya (Mesopotamien), Scherbe mit Schachbrettmuster 364.
Bison, Jagd 109, 110, 115, 120, 123, 126.
Blinkenberg, Chr., über Thors Waffen 163.
Blondheit bei Kurzköpfen, Verbreitung in Europa 311.
Blüthgen, Viktor, Empfang in Freienwalde 219.
Bobenheim bei Worms, sog. Napoleonshut 289.
Bochow (Kr. Zauch-Belzig), Mittellatènefibel 189.
Bockgott 163 f., 261, 262, 267, 269.
Bodewig, Rheinischer Forscher 51.
Boeslunde (Seeland), Goldgefäße 12, 303.
Bogen, Jagdwaffe 123, 128.
— s. auch Pfeilbogen.
Bogenschütze, auf skandinavischer Felsenzeichnung 151.
Böhmen, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
— Armbänder mit Endspiralen der II. Bronzeperiode, bronzene 298.
— — goldene 299.
Bohuslän, Felsenzeichnungen 149 ff., 261 ff.
Böke (Kr. Jerichow I.), Mittellatènefibel 189.
Bölsche, über Jagd 112.
Boltersen (Kr. Lüneburg), Funde im Lüneburger Museum 337.
Bonnet, über Jagd 116.
— über Hirschgeweihe 131.
Boote, goldbekleidete, von Nors 11, 176.

Digitized by Google

Bornholm, längsgerippte Halskragen der III. Bronzeperiode 201.
Boseck, Karl, Kriegsnachricht 403.
Böser Blick 17, 21.
Boucher de Perthes, Entdecker des Eiszeit-Menschen 107.
Boule, über Nahrung des paläolithischen Menschen 134.
Brachykephalie, jetzige Verbreitung in Europa 311 ff.
Bracket (Kr. Winsen a. d. Luhe), Funde im Lüneburger Museum 337.
Brakteat mit Runen, von Vadstena 103.
— — von Grumpan 103 ff.
— s. auch Goldbrakteat.
Bramstedt (Holstein), Feuersteinsplitter 377.
Brandenburg (Provinz), goldene Noppenringe 4.
— Fibeln der Bronze- und Eisenzeit 184 ff.
Brandenburg (Stadtfeld), gewölbte Plattenfibel 186.
Brandgräber, neolithische, Deutung der Ketten aus durchbohrten Steinchen 39 Anm. 3.
— bei Weißenfels, aus der Latènezeit 378 Anm. 1.
— — aus provinzialrömischer Zeit 378 ff.
Brandstetter, Wortdeutung von Bilstein 134.
Braunschweig, Schrein mit Runen 104.
Brede (Kp. Bratstad, Bohuslän), Felsenzeichnung 155.
Brehm, über Jagd 117, 118.
Bremer, Walter, Kriegsnachricht 403.
Brenner, Bericht über sog. Napoleonshüte 289.
— über Mühlsteinchen aus der Latènezeit 292.
Bretagne, blonde Kurzköpfe 311.
Breuil, Ordner der Funde beim Schweizersbild 254.
— über Diluvium 371, 373.
Brillenfibel, germanische der jüngeren Bronzezeit s. Plattenfibel.
Brink, Bericht über den Fund eines sog. Napoleonshutes in Schottland 289.
Brohltal, Lava im Löß 47.
— Rössener Keramik 51.
Bronzegefäße aus provinzialrömischer Zeit von Weißenfels 381.
Bronzen vom Gräberfelde von Wilhelmshöhe 203, 208.
Bronzezeit, germanischer Goldreichtum 1 ff.
— Goldfunde aus Frankreich 296 ff.
— germanische Religion 149 ff., 261 ff.
— Fibelfunde in der Mark Brandenburg 184 ff.
— Ein Ornament der späten Bronzezeit 332 f.
— Wohngruben in Plaidt 82.
— Bevölkerung in Nordeuropa 315.
Bruchtorf (Kr. Ülzen), Funde im Lüneburger Museum 336, 339.
Bruckdorf (Saalkreis), slawische Skelettgräber 216.
Buchenlochhöhle bei Gerolstein (Eifel), Acheuléen 45.
Buckelurne von Wilhelmshöhe 205.
Buckow (Kr. Beeskow-Storkow), Kirche im slawischen Ringwall 392.
— Funde 392, 393.
Büknitz (Kr. Jerichow I.), Mittellatènefibeln 189, 190.
Burgund, Runenfund 103.
Burgunder, Holzbaukunst 87.
Buschmänner, Straußenjagd 125.
Busse, Hermann, Bericht über die Ausgrabung in Diensdorf 220.
— — über den Ausflug nach dem Scharmützelsee 392.
— Vorträge in der Zweiggesellschaft Berlin 217, 389.
— Schriftführer der Zweiggesellschaft Berlin 215.
Butzbach, sog. Napoleonshut 289.
Butzow (Kr. Westhavelland), Plattenfibeln 186.
— Latènefibeln 187, 189.

Cade (Kr. Jerichow II), Spiralplattenfibel 185.
— Bogenbügelfibel 186.
Caligula, Münze in Urmitz gefunden 210.
Canena (Saalkreis), Ansiedlung der jüngeren Bronzezeit 216.
Cannstadt, stratigraphische Untersuchungen 373.
Cäsar, Bericht über germanische Religion 161 f., 170, 171.
Castillo, Handfiguren 16.
Celsus, Bericht über Mithraskult 40 Anm. 1.
Chadwick, über den Odinskult 164, 165.
— über den Nerthuskult 281.
Chaffaud, Tierzeichnungen des Magdalénien 125.
Chapella-aux-Saints, Untersuchungen Boules 134.
Chappée, Bericht über den Goldfund von Rongères 297.
Charnay (Burgund), Spange mit Runen 103, 104.
Chelléen, in Markkleeberg 370.
— Unterschied der Funde in Deutschland und Frankreich 375.
— Jagd 108, 110, 112, 113, 114, 115, 119.
Chirurgie, vorgeschichtliche 142.
Chwarznau (Kr. Berent), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Coccinella s. Marienkäfer.
Cohausen, Untersuchungen in der Wildscheuerhöhle 46.
Combarelles, Tierzeichnungen des Magdalénien 125.
Commont, über Diluvium 372.

Digitized by Google

Concise (am Neuenburger See in der Schweiz), Hirschgeweih 133.
Cordel (Lkr. Trier), Steinwaffen, aber keine neolithischen Scherben 52.
Cottés s. St. Pierre.
Cueva de la Vieja, Darstellung des Pfeilbogens 39.
Cuvier, über Paläontologie 90.
Cypern, Leiterdarstellungen 38.
— Skarabäus mit Sonnenboot 174, 176.
— Schachbrettmuster 354 ff.
Cypräen (Muschelart), als Amulette 26, 40.

Dahlenburg (Kr. Bleckede), Funde im Lüneburger Museum 337.
— s. auch Kneterberg.
Damsdorf (am Dolgensee), Kirche in vorgeschichtlicher Umwallung 392 Anm. 1.
Dänemark, goldene Noppenringe 4.
— Runenfunde 104.
— längsgerippte Halskragen fehlen in der IV. Bronzeperiode 201.
Danzig, Sitz der nächsten Hauptversammlung 135.
Déchelette, Joseph, Fundbericht von Rongères 297 ff.
— Deutung des Sonnenbootes 174.
— — der Figuren auf einer kretischen Gußform 152.
— †, Nachruf 346.
Derwitz (Kr. Zauch-Belzig), Mittellatènefibeln 189, 190.
Deutsch-Evern (Lkr. Lüneburg), Funde im Lüneburger Museum 336, 339.
— Ausflug dorthin 339.
Deutschland, Vergleich geologischer und vorgeschichtlicher Ergebnisse im Diluvium 370 ff.
Dienheim (Rheinhessen), sog. Napoleonshut 288.
Diensdorf (Kr. Beeskow-Storkow), Gräberfeld der jüngeren Bronzezeit 220, 389.
Dienstag, Deutung des Namens 172, 275.
Diluvium in Deutschland, Vergleich geologischer und vorgeschichtlicher Ergebnisse 370 ff.
— Unterschied der Funde in Deutschland und Frankreich 375, 376.
— Funde in der Rheingegend 45 f.
— Jagd 108 ff.
Ding 172 ff., 275 f.
Dingelstedt am Huy, Gefäß der Spiralmäanderkeramik mit Furchenstich 70 Anm. 1.
Dinggott 172 ff., 275 f.
— s. auch Mars Thingsus.
Dingstag, Wortdeutung 172, 275.
Dioskuren 156, 263 ff.
— s. auch Alcis.
Dipylonstil 23.
Diskussionen nach den Vorträgen auf der Tagung zu Köln, Redner:
Kossinna 84, 134.
Nörrenberg 134.
Schick 134.
Dolberg (Kr. Beckum), Schneideinstrument aus römischer Kaiserzeit, Parallelstück zu dem in Weißenfels 383.
v. Domaszewski, Religion des römischen Heeres 164.
— Deutung des Grenzsteins von Miltenberg 334.
Doppeldrahtspiralen, goldene 3, 5, 9.
Dorf, germanisches, Ausgrabung bei Kyritz 97.
— — bei Dehlow 389.
Dormagen, Teilnahme an der Tagung in Köln 136.
Dörmte (Kr. Ülzen), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Dräger, Paul, Kriegsnachrichten 346, 403.
Draupnir, Ring Odins 179.
Dreieckmuster, Deutungsversuche 362.
Dreizack, als Zaubermittel 27, 33 f.
Drexel, Deutung des Miltenberger Teutonensteins 334.
Dünsberg, Mühlsteine aus der Latènezeit 292.
Durowko bei Wongrowitz, illyrisches Gräberfeld 202.

Eberstadter Stil 84.
Eberswalde s. Messingwerk.
Edhoff, Veröffentlichung von Felsenzeichnungen 167.
Edda 168, 172, 325.
Ehringsdorf (Sachsen-Weimar), Diluvialfauna 373.
Eidringe, goldene Armringe der V. Bronzeperiode 13, 219, 299, 301.
— Verbreitungsgebiet 301, Taf. XVIII.
Eifel, Ausflug dorthin 145 f.
Einhorn, assyrisches Bild 128.
Eiserne Werkzeuge, Funde in den Gruben der Basaltlava 293.
Eiszeit s. Diluvium.
Elch, Jagd 120.
Elefant, ausgestorbene Arten, Jagd 109 ff.
— Ursache des Aussterbens 119.
— Funde in Rixdorf 373, 377.
Emanistische Vorstellungen 16, 30, 36.
England, Runenfunde 103.
Englische Sprache 319.
Ensley (Amt Randers, Jütland), goldener Noppenring 2, 3.
Eolithen, als Jagdwaffen 108, 112, 113, 118.
Eos, als Gottheit weiblich 158.
Erde, Deutung des Schachbrettmusters als symbolisches Zeichen für die Erde 357 ff.
Eruler, Tötung der Greise 165.

Digitized by Google

Esselborn-Kettenheim (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 60 dazu Abb. 9.
Este, Vogelwagen 206.
Etaça, Sonnenpferd in der Rigveda 277, 279.
Etrurien, Amulettkette 18.
Etruskische Sprache 317.
Eulenburg, Fritz Graf zu, Kriegsnachricht 346.
Evans, über den Trundholmer Sonnenwagen 279.
Ewe-Neger, Seelengefäß 207.
Eyzerac (Dordogne), Ockersteinbruch 41 Anm. 2.

Faden, Eberhard, Kriegsnachrichten 346, 403.
Fallgruben zur Jagd 83, 117 ff., 134.
Farben, als Zaubermittel 40.
Fauerbach (Oberhessen), Spiralmäanderkeramik 64 dazu Abb. 16.
Faust, als symbolisches Zeichen und Amulett 18.
Feist, über Indogermanen 310 ff.
Felsenzeichnungen, skandinavische 149 ff., 261 ff., 324.
Femelthing 173, 275.
Fenriswolf 171.
Feuergott 156, 160, 161, 163, 177.
Fibeln, der Bronzezeit, Funde in der Mark Brandenburg 184 ff.
— — im hannoverschen Wendland 198, 201.
— der Latènezeit, Funde in der Mark Brandenburg 187 ff.
— der römischen Kaiserzeit, Funde bei Weißenfels 380.
— der Völkerwanderungszeit, Fund von Hol 179.
— — Holzmodelle für den Guß 87.
Fiddicke, Empfang und Vortrag in Eberswalde 219.
Fimelding 173, 275.
Fimmilena 173, 275.
Finger s. Handfiguren
Fingernageleindrücke in der Spiralmäanderkeramik 70 Anm. 1, 71.
Fingerring, goldener, von Rongères 297.
Fingerspiralen aus goldenem Doppeldraht 3, 5, 9, 297.
Finnen, heutige, ein Mischvolk 314.
Finnische Sprache 319.
Finnland, blonde Kurzköpfe 311.
Fischdarstellungen in Verbindung mit Schachbrettmuster 353, 355 f.
Fleischer, Oskar, über die Zeichen der ältesten Tonleiter 180.
Fliegenberg bei Troisdorf, Campignien 48.
Flomborn (Rheinhessen), Hockerfriedhof und Wohnplatz mit Spiralmäanderkeramik 54, 60, 70, 76, 80, 81 dazu Abb. 1 bis 5, 21.
Flomborner Stil 54 ff.
— Altersverhältnis zum Wormser Stil 76 ff., 81, 84.
Flother Typus, Fibeln und Mantelschließen 201.
Fohrde (Kr. Westhavelland), Mittellatènefibel 189.
Forrer, über Jagd 110.
— über römische Mühlsteine 292.
Franken, Holzbaukunst 87.
Frankfurt a. M., jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Fränkisches Gefäß in den Basaltlavagruben 293.
Frankreich, Goldfunde der Bronzezeit 295 ff., 389.
— blonde Kurzköpfe 311.
— Unterschied der paläolithischen Funde im Gegensatz zu Deutschland 375, 376.
Frauentracht der Alcispriester 263, 271.
Freienwalde a. d. Oder (Kr. Oberbarnim), Funde illyrischer Kultur 219.
— Ausflug dorthin 219.
Frey 169, 170, 269, 277, 324.
Freya 162, 325.
Friedberger Stil 84.
Friedemann, Traugott, Kriegsnachricht 403.
Frigg 162, 174, 177.
Frigga, Marienkäfer ihr heilig 32.
Frija 162, 174.
Fruchtbarkeitsgottheiten, germanische 169, 267, 281.
Fuencaliente (Spanien), gemalte Menschenfigur 29 Abb. 22.
Fuhse, Franz, Kriegsnachricht 403.
Füße, hölzerne, der Merowinger- und Karolingerzeit 155.
Fußsohlen, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 153 f.
Futhark 103 ff.

Gaebert, über Marktleeberg 369, 370, 376.
Gardener, Percy, über den Trundholmer Sonnenwagen 279.
Gargas (Pyrenäen), Handfiguren 16, 22.
Garm 171.
Gärte, W., Kriegsnachricht 346.
Genzmer, Felix, Kriegsnachricht 346.
Georgi, Walter, Kriegsnachricht 403.
Gering (Kr. Mayen), Reibsteine von Basaltlava aus der Steinzeit 284.
— — Fehlen aus der Hallstattzeit 286.
— Rössener Keramik 51.
Germanen, Einwanderung in Norddeutschland 8, 268.
— Verhältnis zu den Kelten nach Feists Auffassung 312 f., 317.
— Kriegführung zur Römerzeit 391.
— Religion zur Bronzezeit 149 ff., 261 ff.
— Bronzestatuette von Urmitz 210.
Germanische Sprache 315 ff.
— Lautverschiebung 319.

Digitized by Google

Gielsdorfer Mühle (Kr. Oberbarnim), Gräberhügel der Bronzezeit 217.
Gift, an Pfeilen des Magdalénien 123.
Glasinac (Bosnien), eherner Vogelwagen 207.
Glieneđe (Kr. Jerichow I), Latènefibeln 189, 190.
Glienitz a. d. Elbe, Funde im Lüneburger Museum 337.
Glockenbecherkultur 323.
Gockstadt, Schiffsfund 87.
Gold, germanischer Goldreichtum in der Bronzezeit 1 ff., 298 ff.
— Funde aus Frankreich 296 ff.
— Bratteaten 103 ff.
— Belag an Bronzesachen 6, 10, 12, 160, 279.
Gollwitz (Kr. Jerichow II), Frühlatènefibel 188.
Gönnebek, Goldgefäß 301, 303.
v. Görschen, Begrüßungsrede in Köln 139.
Gosek (Kr. Querfurt), Unterarmschutzplatte aus Kieselschiefer 322.
Goten, Holzbaukunst 87.
— Zellen-Goldschmiedewerke 88.
Gott mit den großen Händen s. Händegott.
Götterdreiheiten, germanische 155, 158 ff., 166, 169 ff., 179 f., 269, 271, 273, 276, 280, 390.
Göttergestalten auf den skandinavischen Felsenzeichnungen 150 ff., 261 ff.
Göttingen, Umgegend, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
— durchbohrte Kiesel- und Schieferanhänger 83.
Gourdan (Haute Garonne), Zeichnung einer Saiga-Antilope 125.
Graf, Engelhard, Kriegsnachricht 403.
Gratian, Münze von Pesch 146.
Grebs (Kr. Zauch-Belzig), Latènefibeln 189, 190.
Grevinge (Seeland), goldener Halskragen, irische Arbeit 6 dazu Abb. 7.
Griechen, Urheimat 316.
Griechenland, Fingerabschneiden als Sühneopfer 17 Anm. 2.
Gronau, Ergänzung der Weichteile an einem dort gefundenen Schädel 95.
Großgartacher Stil 79, 80, 82, 84.
Großneuhausen (Sachsen-Weimar), Funde der römischen Kaiserzeit 387, 388.
Großwusterwitz (Kr. Jerichow II), Latènefibeln 187, 189, 190.
Grumpan (Ksp. Säfvare in Västergötland), Goldbratteat mit Runen 103 ff.
Gummel, Hans, Kriegsnachrichten 346, 403.
Gungnir, Speer Odins 165.
Günther, A., Bericht über sog. Napoleonshut 288.
— Vortrag in Köln 142.
Gustafson, Gabriel, Ausgräber des Osebergschiffes 87.
Gutenberg (Saalkreis), vorgeschichtliche Kultstätte auf dem Kirchberge 215.
Hadaczek, Karl, †, Nachruf 402.
Hadersleben, goldenes Schöpfgefäß mit Henkel 302.
Hadrianswall (Großbritannien), Inschrift des Mars Thincsus 172 f., 275.
Hahn, Deutung einer Vogelgestalt auf skandinavischer Felsenzeichnung 176.
Hahne, Hans 402, 406.
— Untersuchungen in Krosigk 215.
Hakenkreuz s. Svastika.
Halle a. S., Umgegend, Kultstätten 215.
Hallstattzeit, Skelettgrab zu Plaidt 82.
— sog. Napoleonshüte 288, 289.
Hallström, über skandinavische Felsenzeichnungen 179, 273.
Halskragen, goldene, irische Arbeit, Funde in Dänemark und Hannover 6.
— bronzene, mit Längsrippen, der jüngeren Bronzezeit 199 ff.
— durchbrochene Ringshalskragen der jüngeren Bronzezeit 332.
Halsschmuck, goldener, von Lorup 8.
Haltern, Mühlsteine aus Basaltlava 292.
Hammer des Thor 162 f., 166, 168.
Hammurabi, Codex 318.
Händegott 156, 158, 161, 167, 169, 177, 267, 271, 273.
Handfiguren, als Zaubermittel 16 ff.
Handpauke mit Tonzeichen 180.
Hängegefäße der jüngeren Bronzezeit von Dörmte 201.
Hanstedt (A. Oldenstadt, Hannover), Gefäß mit Handabdruck 18 dazu Abb. 2
Harmstorf, Funde im Lüneburger Museum 336, 339.
Hartungensage 263.
Hasen, Jagd 121.
Haupt, Albrecht, Vortrag in Köln 142.
— — in der Zweiggesellschaft Berlin 218.
Hechtwirbel, durchbohrte, als Amulette 31, 218.
Heegermühle (Kr. Oberbarnim), Depotfund der III. Bronzeperiode 219.
Heidelberg, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
— durchbohrte Kiesel- und Schieferanhänger 83.
Heiligenberg s. Heidelberg.
Heiligenthal (Lkr. Lüneburg), Funde im Lüneburger Museum 337.
Heilbronn, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Heimann, Begrüßungsrede in der Kartsteinhöhle 145.
Heinrich, Otto, † im Kriege, Nachruf 346, 391.
Heinrichshagen (Mecklenburg-Strelitz), goldener Noppenring 2 dazu Abb. 3.
Heintzel, Sammlung im Lüneburger Museum 335.
Helenendorf (Kaukasus), Deutung der kleinen Steinpyramiden 24 Anm. 1.
Helios 158.

Digitized by Google

Hellwig, Karl August, †, 243.
Helm, Karl, über altgermanische Religion 161, 164.
Helmsdorf (Mansfelder Seekreis), Hügelgräber des Aunjetitzer Typus mit reichem Goldschmuck 3.
Herkules = Thor 161, 162.
Hetbiter, Blitzgott 156.
— Halbkreise als Gotteszeichen 354.
— Ideogramme für Land 350.
Himmelsgott 171, 172.
Hinkelsteinstil 80, 84.
Hirsch, Jagdtier 115, 120, 130, 131.
— auf skandinavischen Felsenzeichnungen 177.
— s. auch Riesenhirsch.
Hirse, Nordgrenze 314.
Hirt, Hermann, über Indogermanen 311.
Hoernes, über Jagd 110.
Höfer, Paul, †, Nachruf 345, 391.
Hoffmann, Tassilo, Kriegsnachricht 403.
Hohenferchesar (Kr. Westhavelland), Spätestlatènefibel 190.
Hohenwutzen (Kr. Königsberg i. N.-M.), Kriegergrab der römischen Kaiserzeit 219.
Höhlenbär, Jagd 109, 110, 112, 116, 119, 120, 123.
Höhlenhyäne, Jagd 119.
Höhlenlöwe, Jagd 110, 116, 119.
Hol (Inderöen im Drontheimsfjord), Bronzefibel der Völkerwanderungszeit 179.
Holl, über Ergänzung der Weichteile eines Skeletts 90.
Holz, in der germanischen Kunst 85 ff., 218.
Homer, Rosenfinger der Eos 157.
Höner 170.
Horagalles, lappischer Name Thors 168.
Hugin, Rabe Odins 179.
Hunsrück, Rössener Keramik 51.
Hvidegård (Schweden), Zaubermittel in einem Funde der III. Bronzeperiode 30.
Hvitlycke (Ksp. Tanum in Bohuslän), Felsenzeichnung 169, 262.

Iberische Sprache 317.
Idole der Erdmutter 362.
Illyrier, Urheimat 316.
Illyrische Kultur, Gräberfelder in der Provinz Posen 202.
— Funde im Oberbarnim und angrenzenden Kreisen 219.
— Funde am Scharmützelsee 220, 392.
Indien, Aqvinenkult 263.
— Fuß- und Schuhsohlen 153.
Indogermanenfrage, Schlüsse aus der Verbreitung symbolischer Zeichen 44.
— Urheimat 309 ff.
Indra, Marienkäfer ihm heilig 32.
Irland, Goldgewinnung 2, 5.
— Ausfuhr von Goldsachen 5, 6.
— goldene Sonnenscheiben 11.
Irland, Fuß- und Schuhsohlen 153.
Isis, Gleichsetzung mit einer germanischen Göttin 161, 162, 174.
Italer, Urheimat 316.

Jackowica (Kr. Lipowec, Ukraine), durchbohrte Hunde- und Wolfszähne 31.
Jacob, über Markkleeberg 369, 372.
Jagd, vorgeschichtliche 107 ff.
Jägelitz (Bach bei Kyritz), germanisches Dorf 97.
Jäger, Zeichnung des Magdalénien 125.
Jägerhaus bei Mülheim, Rössener Keramik 50.
— Spiralmäanderkeramik 51.
— Zonenbandkeramik 52.
Jägersborg bei Kopenhagen, goldene Sonnenscheibe 11.
Jahn, Martin, Vortrag in Köln 143.
— — in der Zweiggesellschaft Berlin 391.
Jerusalem, Fuß- und Schuhsohlen 153.
Josefstal bei Wongrowitz, illyrisches Gräberfeld 202, 208.
Jupiter = Thor 161, 162.
Jütland, reich an Funden goldener Doppeldrahtspiralen 9.

Kade s. Cade.
Käferfiguren, als Amulette 32.
Kalleby (Ksp. Tanum in Bohuslän), Felsenzeichnungen 166, 169.
Kallies (Kr. Dramburg), Ringhalskragen 332.
Kämmereihölzchen s. Weißenfels.
Kanena s. Canena.
Kannstadt s. Cannstadt.
Kaphan, über Gefäße von Wilhelmshöhe 204 Anm. 1.
Kärlich (Lkr. Koblenz), Aurignacien 46.
— Lößbildung 47.
— Zonenbandkeramik 52.
Kartsteinhöhle bei Eiserfey (Eifel), Ausflug dorthin 145.
Kassel, Umgegend, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Kassenbericht 136.
Katemin a. d. Elbe, Funde im Lüneburger Museum 337.
Kaufmann, Begrüßungsrede in der Kartsteinhöhle 145.
Keetz, Sammlung im Lüneburger Museum 337.
Kelten, Ursprungsgebiet 316.
— Verhältnis zu den Germanen 171, 172, 269, 312 f., 317.
— Religion 171, 172, 269.
Keltiberer, Mondkult 172.
Keltische Sprache 317.
Kerbschnitt, bei den Germanen 87.
— aus ihm die Technik der gegossenen Fibeln und Zellen-Goldschmiedwerke

Digitized by Google

der Völkerwanderungszeit herzuleiten 87, 88.
Keune, Bericht über Napoleonshüte 288.
Khazineh (Asien), Schachbrettmuster 367.
Kieselanhänger, durchbohrte 83.
Kimbern, Niederlassung bei Miltenberg 334.
Kinnekulle (Schweden), Felsenzeichnung 167, 168.
Kirchhoff, Heinrich, Kriegsnachricht 346.
Kivik (Schonen), Grab der Bronzezeit mit Felsenzeichnungen 264 ff., 268, 269, 275, 280, 282.
Klapperbleche, Deutung des Zweckes 39 Anm. 3.
Klappern aus Ton, Deutung des Zweckes 39 Anm. 3.
— von Weißenfels 386.
— von Wilhelmhöhe 206.
Kleckerwald bei Harburg, Ausflug dorthin 339.
Kleinhesebeck (Kr. Ülzen), Plattenfibel und Knöpfe 200.
Kleinkreutz (Kr. Westhavelland), Latènefibeln 189, 190.
Klimawechsel in Skandinavien 170, 314.
Kneterberg in Dahlenburg, Funde im Lüneburger Museum 338.
Knöpfe, goldene 13.
— bronzene von Tüschau 195, 199.
— — von Kleinhesebeck 200.
Knossos (Kreta), Hechtwirbel als Amulette 31.
Koblenz, Stadtwald, Napoleonshüte 288 dazu Abb. 6 Nr. 1.
Kock, Axel, über den Gott Njörd 281.
Kodja-Dermen bei Schumen (Bulgarien), Configur 28 dazu Abb. 20.
Koehl, Karl, Vortrag in Köln 142.
— über Napoleonshüte, Zeitstellung 285.
— — Benutzungsweise 290.
Koenen, C., Untersuchungen im Rheinland 47, 48.
Kohave (Seeland), Goldfläschchen 297.
Koken, E., über Diluvium in Deutschland 371, 372, 373.
Kollmann, Ergänzung der Weichteile am Schädel 93, 95.
Konzentrische Kreise, an den germanischen Goldschalen 12.
— am Sonnenboot zu Nors 176.
Kopenhagen, Museum, Thorsbild aus Bronze 150, 163.
— Goldspiralen 10.
Kordel s. Cordel.
Kossinna, Wiederwahl als Vorsitzender der Zweiggesellschaft Berlin 215.
— auswärtiges Mitglied der Finnischen Altertumsgesellschaft 243.
— Dankreden auf der Tagung in Köln 137, 140, 144.
— Glückwunschrede in der Kartsteinhöhle 145.
Kossinna, Vortrag in Köln 142.
— Vorträge in der Zweiggesellschaft Berlin 218, 389, 390.
— über Kurzköpfe in Skandinavien 314.
— über die Tocharerfrage 316.
— über die Herkunft der Ostgermanen 268.
— über sprachliche Unterschiede zwischen nord- und mitteldeutschen Slawen 217.
— über Spiralmäanderkeramik 84.
— über den Goldfund in Messingwerk 2, 12, 219, 302.
— über Skelett- und Brandgräber in Thüringen 388.
— über Wortdeutung von Bilstein 134.
Kostrzewski, J., Doktordissertation 344.
Kottenheim (Kr. Mayen), Basaltlava-Industrie 283, 290.
— Napoleonshut 287.
— Kupfer-Doppelaxt 286.
Koujoundjik, Schachbrettmuster 360 dazu Abb. 21.
Krapina, Skelettfunde verschiedener Rassen 375.
Krems (Österreich), Lößprofile 374.
Kreta, Gußform mit Sonnenscheibe und anderen Figuren 152, 171, 175 dazu Abb. 6.
— Schachbrettmuster 359.
Kretz im Nettetal, Spiralmäanderkeramik 51, 53.
Kreuzberg, Begrüßungsrede in der Kartsteinhöhle 145.
Kriegführung der Germanen zur Römerzeit 391.
Kriegsheim (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 71 dazu Abb. 25, 73 dazu Abb. 35.
Kriegsnachrichten 346, 403.
Kriegssitzung, erste, der Zweiggesellschaft Berlin 390.
Krielow (Kr. Zauch-Belzig), Mittellatènefibeln 189, 190.
Kriz, Veröffentlichung über Predmost 118.
Krosigk (Saalkreis), Lößhöhle, Kultstätte des Mittelalters 215.
Krüger, Georg, Vortrag in der Zweiggesellschaft Berlin 216.
— Kriegsnachrichten 346, 406.
— † im Kriege, Nachruf 406.
Kühe, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 151, 177.
Kumm, Einladung zur Tagung in Danzig 135.
Kurdistan, blonde Kurzköpfe 312.
Kurzköpfe, frühere und jetzige Verbreitung 311 f.
Kylfver (auf Gotland), Runen-Felsinschrift 103, 105.
Kyritz (Prignitz), Ausgrabung eines germanischen Dorfes 97.
Kyrkoryt (Ksp. Tanum in Bohuslän), Felsenzeichnung 261, 262, 263, 266, 269, 271, 273, 280, 282 dazu Abb. 11.

Digitized by Google

Laacherſee-Krater, Bimsſandauswurf 48.
Labyrinthgänge, in der Umgegend von Halle a. S. 215.
Langendorf, Goldgefäße 303.
Langobarden, Holzbaukunſt 87.
Lanzen, Jagdwaffe im Magdalénien 128.
— hölzerne bei Germanen 134.
Lanzenſpitzen, aus provinzialrömiſcher Zeit von Weißenfels 383.
La Madeleine, Mammutzeichnung 125.
— Wurfſtöcke 130.
Lappen, Götter 167 f., 268.
La Quina, Neandertalſchädel aus dem Mouſtérien 92.
La Quina-Kultur in Deutſchland 371.
Latdorf ſ. Spitzes Hoch.
Latènezeit, Fibelfunde in der Mark Brandenburg 187 ff.
— Brandgräberfunde bei Weißenfels 378 Anm. 1.
— Napoleonshüte 290.
— Mühlſteine 292.
Laugerie-Baſſe, Tierzeichnungen 125.
— Zeichnung eines Jägers 125, 126.
— Figur eines Marienkäfers 32.
Lautverſchiebung, germaniſche 313, 319.
Lavinsgaard, italiſcher Bronzeeimer 307.
Lehmann, Edv., über den Trundholmer Wagen 279, 280.
Lehmann-Haupt, Carl Fr., Kriegsnachricht 346.
Lehner, Forſchungen im Rheinland 48, 49, 50, 51, 284.
Leichenverbrennung, bei den Weißenfelſer Gräbern aus provinzialrömiſcher Zeit 378.
— Urſache ihrer Entſtehung 218.
Leiter, Darſtellungen als Zaubermittel 36 ff.
— Zeit der Erfindung 40.
Lemcke, Hugo, Feſt der goldenen Hochzeit 243.
Le Mouſtier, Skelettfunde verſchiedener Raſſen 375.
Lengyel (Ungarn), Feſtungsanlage der Michelsberger Kultur 49.
Les Eyzies, Biſonzeichnung 126.
Leſſenich (Kr. Euskirchen), Weiheſteine der Matronae Vacallinehae 146.
Lettnin (Kr. Pyritz), Goldarmband mit Endſpiralen der III.–IV. Bronzeperiode 299.
Leubingen (Kr. Eckartsberga), Hügelgräber des Aunjetitzer Typus 3.
— goldener Noppenring daraus 2, 3 Abb. 1.
v. Lichtenberg, Wiederwahl als Vorſitzender der Zweiggeſellſchaft Berlin 215.
Liebshauſen (Bz. Bilin, Böhmen), Goldarmbänder mit Endſpiralen 299 f.
Lienau M. M., Vortrag in Köln 142.
— — in der Zweiggeſellſchaft Berlin 218.
— Grabungsfunde im Lüneburger Muſeum 335 ff., 406.
Liguriſche Sprache 317.
Limburg a. d. Lahn, Röſſener Keramik 51.
Lindenſchmit, über Herſtellung der gegoſſenen Fibeln der römiſchen Kaiſerzeit 87.
Lindentaler Hyänenhöhle, Tierfunde 116.
Lisleby (Kſp. Tanum, Bohuslän), Felſenzeichnung 165, 179 dazu Abb. 15.
Liſſauer, Fritz, Kriegsnachrichten 346, 403.
Literaturnachweiſe der Schriften von Déchelette 347.
— von Hadaczek 402.
— von Höfer 345.
— von Reimers 402.
— über Geſichtsrekonſtruktionen nach Schädeln 91, 92, 94, 95, 96.
Löfäſen (Kſp. Tanum, Bohuslän), Felſenzeichnung 163 dazu Abb. 13, 262.
Lohmar bei Siegburg, Schnurbecher 51.
Loke 170, 171.
Longerich (Stadtteil von Köln), Napoleonshüte 289.
Lord, Begrüßungsrede in Köln 139.
Lorthes (Hautes Pyr.), Augendarſtellung 23.
— Leiterdarſtellung 38 dazu Abb. 36.
Lorup (Kr. Hümling), Goldſchatz 8.
Los Millares (Spanien), Deutung der kleinen Steinpyramiden 24 Anm. 1.
Lößbildung in Deutſchland 46, 47, 372, 374.
Lotosblume, als Zeichen des Nils 175.
Löwen, Jagd auf aſſyriſchen Bildern 128.
— ſ. auch Höhlenlöwe.
Lüchow, Muſeum, Ankauf der Bronzen aus Tüſchau 192.
Lüneburg (Herzogtum), Megalithgräber 219.
Lüneburg, Muſeum 335 ff.
Lung, Walter, Kriegsnachricht 346.
Luren, auf ſkandinaviſcher Felſenzeichnung 265.
Lüttgenbornholt (Holſtein), paläolithiſche Feuerſteingeräte 377.
Lüttich, Umgegend, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Lyſe (Lyſe), Felſenzeichnung 179 dazu Abb. 29.

Magdalénien, in Andernach 47.
— in Ofnet 371.
— in Sirgenſtein 371.
— in Wildſcheuerhöhle 47.
— Unterſchied zwiſchen Deutſchland und Frankreich 375.
— Jagd 119, 122, 123 ff.
Maglehöi (Schweden), Zaubermittel in einem Funde der III. Bronzeperiode 30.
Maigraf 264, 267, 276, 277.
Mammut, Jagd 110 ff., 116, 118, 123.
Mandelkow, bronzener Ringhalskragen 332.
Mannhardt, über Pflugziehen durch Frauen 262.

Digitized by Google

Mannheim, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Mano cornuta 21.
Mano pantea 19.
Manschettenarmband, goldenes, von Stokkerup 6 Abb. 10.
Mantelschließen vom Slother Typus 201.
Marienkäfer, als Amulett 32.
— Figur von Laugerie-Basse 32.
Markkleeberg bei Leipzig, altsteinzeitliche Fundstelle 369 ff.
Marnheim-Weiherhof, Spiralmäanderkeramik 72 dazu Abb. 33.
Mars, Gleichstellung mit germanischer Gottheit 161 f.
Mars Thingsus 172, 275.
Marsoulas, Handfiguren 16.
Martin, H., Ergänzung der Weichteile an einem Neandertalschädel 92, 95.
Maruschken (Kr. Graudenz), Schlangenarmband 213.
Mas d'Azil, bemalte Kiesel 21, 25, 35, 41, 42.
— Leiterzeichnung 38 dazu Abb. 37.
— durchbohrte Cypräe 26 Abb. 17.
Massat, Grotte, Zeichnung eines Bären auf Kiesel 125.
Matronae Vacallinehae 146.
Mauer, Statistik der Tierfunde 116 ff., 132.
Mäuse, bereits im Altertum als Pestträger angesehen 217.
Mayen, Basaltlava-Industrie 283 ff.
— Napoleonshüte 286 f., 291.
— römische Mühlsteine 292.
— Festungsanlage der Michelsberger Kultur 49.
Mecklenburg, goldene Noppenringe 4.
Medizin, vorgeschichtliche 217.
Meillet, über die Wellentheorie 316.
Melbeck (Lkr. Lüneburg), Funde im Lüneburger Museum 336, 339.
— Ausflug dorthin 340.
Menhirs, Deutung 24 Anm. 1.
Menschenopfer 218.
Menschliche Darstellungen im Magdalénien 125, 128.
Mente, Sammlung im Lüneburger Museum 337.
Mente, Hugo, Kriegsnachrichten 346, 405.
— † im Kriege, Nachruf 405.
Menzel, H., über Diluvium 374.
Merkel, über Ergänzung der Weichteile an Schädeln 95.
— über Jagdwaffen 116.
Mercurius Cimbrianus 334.
Merkur, Gleichsetzung mit germanischer Gottheit 161 f., 164.
Merowingerzeit, Fund aus der Umgegend von Halle a. S. 216.
Merseburg, Goldschatzfund 4.
Mesenich, Steinbeilfunde des Michelsberger Stils 48.
Mesopotamien, Schachbrettmuster 364 f.
Messer aus provinzialrömischer Zeit von Weißenfels 383.
Messingwerk bei Eberswalde, Goldfund 2, 12, 218, 219, 297, 302.
Metternich, Aurignacien 46.
Metternich, Funde unter vulkanischen Sandschichten 284.
Meyer, Eduard, über Codex Hammurabi 318.
Meyer, El. Hugo, über germanische Mythologie 172.
Meyer, Emmi, Sammlung im Lüneburger Museum 338.
Meyer, Th., Grabungsfunde im Lüneburger Museum 337.
Meyn, Bericht über paläolithische Feuersteinlamellen in Schleswig-Holstein 377.
Mexiko, Schachbrettmuster 351 f., 366.
Michaelisdonn (Holstein), paläolithische Feuersteingeräte 377.
Michelsberg, Festungsanlagen der Michelsberger Kultur 49.
Michelsberger Kultur im Rheinland 48, 49.
Miehlen (Kr. St. Goarshausen), Napoleonshüte 289.
Miesenheim im Nettetal, Zonenbandkeramik 52.
Miltenberg, Teutonenstein 334.
Mimnermos, griechische Auffassung vom Sonnenboote 174.
Mitglieder VII, 135, 348.
Mithraskult 38 Anm., 40 Anm. 1.
Molbath (Kr. Ülzen), Funde im Lüneburger Museum 339.
Mölsheim (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 70, 71, 73, dazu Abb. 11, 31, 35.
Mondgott 152, 153, 158, 160, 163, 171, 172 f., 177, 267, 269, 273, 275, 276, 280.
Mondsichel, emanistisches Zeichen 21.
Monsheim (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 60, 71, 72, 73, 74, 75, 76, dazu Abb. 6, 8, 10, 12, 22, 23, 26, 27, 33, 35, 40, 41, 44, 53.
Montelius, Rücktritt als Reichsantiquar 135.
— über germanische Religion 163, 164, 166, 174, 175.
— Zeitbestimmungen für die Bronzezeit 149, 199, 307.
Morakowo bei Wongrowitz, illyrisches Gräberfeld 202.
Mordziol, Forschungen im Rheinland 49, 50.
Morgenröte, als Gottheit 158, 160.
Mörser aus Basaltlava 293.
Mortillet, über Jagd 110, 115.
Mosbach, Statistik der Tierfunde 116, 117.
Moschkau, über Leiterdarstellungen 38.
Moschusrind, Jagd 110, 113.
Möser (Kr. Jerichow II), Latènefibeln 189, 190.

Digitized by Google

Mötefindt, Hugo, Vortrag in Köln 143.
— in der Zweiggesellschaft Berlin 218.
Mötzow (Kr. Westhavelland), Latènefibeln 187, 191.
Mouliana (Kreta), Totenlarnax mit Schachbrettmuster 358 dazu Abb. 19.
Moustérien in Achenheim 45.
— in der Kartsteinhöhle 45.
— in La Quina 92.
— in Markkleeberg 369, 371.
— im Neandertal 45.
— in Ofnet 371.
— in Sirgenstein 371.
— Unterschied in Deutschland und in Frankreich 375.
— Jagd 108, 109, 112 ff., 119.
Much, Rudolf, über den germanischen Himmelsgott 171, 172, 173.
— über Germanen unter Keltenherrschaft 313.
Muffendorf bei Bonn, Quarzit, verwendet zu Geräten des Magdalénien 47.
Muffet, Campignien-Kultur 48.
Mühlsteine aus Basaltlava 292.
Müllenhoff, über germanische Religion 161, 162, 163, 164, 171, 173, 263.
Müller, Ludwig, † im Kriege, Nachruf 406.
Müller, Sophus, über den Trundholmer Wagen 149, 277, 280.
Müller-Brandenburg, H., Kriegsnachricht 346.
Mundin, Rabe Odins 179.
Mundt, Kriegsnachricht 346.
Münstereifel, Ausflug dorthin 147.
Münzfunde, in Urmitz 210.
— in den Basaltlavagruben 293.
Muscheln, als Amulette 26.
Museum in Berlin (für Völkerkunde) 378.
— in Freienwalde a. d. Oder 220.
— in Halle a. d. S. 378.
— in Kopenhagen 10, 150, 163.
— in Lüchow 192.
— in Lüneburg 335 ff.
— in Mayen 286, 292.
— in der Saalburg 292.
— in Weißenfels 378.
— in Wiesbaden 289.
Musikinstrumente, leiterartige 39.
— s. auch Luren.
Mykenä, Jaspis mit Zeichen 158.
Mykenische Kultur, Schachbrettmuster 358.

Näbe, Max, Kriegsnachricht 403.
Nadeln, aus Gold 13.
— aus Bronze, von Wilhelmshöhe 205, 208.
Nagada (Ägypten), Schachbrettmuster 368.
Nahanarvalen, Götterdienst 263.
Nahrendorf (Kr. Bleckede), Zeichnungen von dortigen Funden im Lüneburger Museum 337.
Näpfchenvertiefungen, Deutung 154.
Napoleonshüte 285 ff.
— Zeitbestimmung 289.
— Art der Benutzung 290.
Nashorn s. Rhinoceros.
Neapel, Amulettafel 34 Abb. 28.
Neandertal, Acheuléen und Moustérien 45.
Neandertalrasse, Ergänzung der Weichteile des Schädels 92.
Neckartal, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Nehring, über die Fauna in Thiede und Westeregeln 372.
Nerthus, Kult 281 f.
Neuendorf (Kr. Westhavelland), Spiralplattenfibel 185.
Neuheusel auf dem Westerwald, Reibsteine aus Basaltlava 289.
Neuhof bei Wiesbaden, Napoleonshut 289.
Neven-Dumont, Teilnahme an der Tagung in Köln 136.
Niedermendig (Kr. Mayen), Basaltlava-Industrie 290, 292.
Nienbüttel (Kr. Ülzen), Funde im Lüneburger Museum 338.
Nierenringe 201.
Nierstein (Rheinhessen) 288.
Njörd 170, 281.
Noack, über Jagd 118 Anm. 1.
Noppenringe, goldene 2, 4.
Norddeutschland, blonde Kurzköpfe 311.
Norra Trättelanda (Kisp. Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnungen 150, 151, 171.
Nörrenberg, C., über Bilstein 134.
Nors (Jütland), goldbekleidete Bronzeboote 11, 176.
Norwegen, Runenfunde 104.
— blonde Kurzköpfe 312.
Nowen bei Wongrowitz, illyrisches Gräberfeld 202.
Nuadu, König in keltischer Sage 171.
Nüesch, Berichte über die Ausgrabungen beim Schweizersbild 181 ff., 245 ff.
Nydam, Schiffsfund 87.

Oberbarnim (Kreis), Funde 219.
Oberbayern, bronzene Armbänder mit Endspiralen von böhmischem Typus 299.
Ober-Koban (Kaukasus), Bronzehand 22 Abb. 10.
Oberlahnstein, Spiralmäanderkeramik 51.
Oberleuken (Kr. Saarburg), Napoleonshüte 289.
Obermaier, Hugo, über Diluvium 371, 373.
Oberpfalz, bronzene Armbänder mit Endspiralen von böhmischem Typus 299.
Ocker, Funde in Gräbern, Deutung 41.
Odin 162—172, 179, 269, 277.
Ofnet, lückenlose Aufeinanderfolge paläolithischer Schichten 371.
Ohlendorf bei Ramelsloh (Kr. Winsen

Digitized by Google

a. d. Luhe), Funde im Lüneburger Museum 336.
Ohrring, goldener, irische Arbeit, von Monsosch 5.
Oldendorf (Lkr. Lüneburg), Funde im Lüneburger Museum 339.
Oldesloe (Holstein), Moorfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 200.
Olrik, Axel, über nordischen und lappischen Götterglauben 167, 169, 171, 277.
Olshausen, Otto, zugleich Chemiker und Prähistoriker 141.
Oseberg, Schiffsfund 87, 88.
Osthofen (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 69, 75, dazu Abb. 7, 19, 45.

Paape, Konrad, Wiederwahl als Schriftführer der Zweiggesellschaft Berlin 215.
— Kriegsnachrichten 346, 403.
Paläolithikum, im Rheinland 46 ff.
— Vergleiche der Funde in Deutschland 369 ff.
— Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich 375.
— Jagd 108 ff.
— menschliche Nahrung 134.
— Zeittafel 109.
Palästina, Schachbrettmuster 359, 360.
Pander, über Ergänzung der Weichteile an Skeletten 90.
Päonier, Bisonjagd 122.
Paschen, Ernst Heinrich, Kriegsnachricht 403.
Pausanias, Bericht über Bisonjagd 122.
Penck, über Lößbildung 373.
Perlen, aus provinzialrömischer Zeit von Weißenfels 385.
Persien, Leiterdarstellungen 38.
— Schachbrettmuster 365 f.
Pesch (Kr. Schleiden), keltisches Heiligtum der Matronae Vacallinehae 146.
Peters, Forschungen im Rheinland 50.
Petersen, Henry, über Odinskult 164.
Petreny, Leiterdarstellungen 38, 40.
Pfeil, Jagdwaffe des Solutréen 123.
— — des Magdalénien 123, 128, 129.
Pfeilbogen, Erfindung 39.
Pfeilspitze, bronzene, von Wilhelmshöhe 208.
Pferd, Schädel aus der Bronzezeit von Canena 216.
— Darstellungen auf den skandinavischen Felsenzeichnungen 151 ff., 261 ff.
— — auf dem Band von Syros 160.
— aus Bronze auf dem Trundholmer Sonnenwagen 11, 159, 262, 263, 277 f.
— an der Bronzefibel aus der Völkerwanderungszeit von Hol 179.
— als Jagdtier s. Wildpferd.
Pferdegeschirr, Platten und Knöpfe, von Tüschau 199.
Pferdegott 155—169, 177, 261—267, 269 bis 280.
Pflug, auf skandinavischer Felsenzeichnung 151, 177.
— Ziehen durch Frauen 262.
Pfostenhäuser 97, 389.
Phaistos (Kreta), durchbohrter Hechtwirbel 31.
Phallus, als atropäisches Zeichen 18, 24.
Phylakopi (Melos), Scherbe mit Schachbrettmustern und Fischen 355.
Pinzette, aus provinzialrömischer Zeit, von Weißenfels 384.
Placard, Grotte, Mousteriengeräte 114.
Plaidt a. d. Nette (Kr. Mayen), Spiralmäanderkeramik 51, 53 ff.
Platten, bronzene von Oldesloe 200.
— von Scharnhorst 201.
— von Stegers 201.
— von Tüschau 193, 199.
Plattenfibeln der jüngeren Bronzezeit 186, 198, 200, 201.
Plettke, Alfred, Doktordissertation 344.
— Kriegsnachrichten 346, 347, 391, 404.
— † im Kriege, Nachruf 347, 404.
Polch (Kr. Mayen), Rössener Keramik 51.
— Spiralmäanderkeramik 51.
— Reibstein aus Basaltlava 284.
Portis, Alessandro, über Jagd 116.
Portugal, Steine mit buchstabenähnlichen Zeichen 42.
— Schieferplatten mit Dreieckmustern 361.
Präanimismus 15.
Predmost, Tierfunde 117, 118, 119.
Preysing, H., Begrüßungsrede auf der Tagung in Köln 139.
Prignitz, Funde und Grabungen 97, 389.
Profé, O., Vortrag in Köln 143.
Prokop, Bericht über die Tötung der Greise bei den Erulern 165.

Quarzit, verwendet zu Geräten, von Urmitz 50.
Quente, Paul, Vortrag in Köln 143.
— Vorträge in der Zweiggesellschaft Berlin 389.
— Kriegsnachricht 403.

Raben, Deutung von Vögeln auf skandinavischen Felsenzeichnungen 179.
Radkreuz, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 150, 151, 154, 177, 261, 267, 269, 280.
Rädchentechnik in der Spiralmäanderkeramik 79.
Rademacher, Forschungen im Rheinland 45, 48.
Radewege (Kr. Westhavelland), Spiralplattenfibeln 185.
Radlow (Kr. Beeskow-Storkow), Gräberfeld der jüngeren Bronzezeit 220, 389, 392.

Digitized by Google

Ragösen (Kr. Zauch-Belzig), Latènefibeln 187, 189.
Ranke, J., über Jagd 109.
Rassen, im Paläolithikum 375.
— Indogermanenfrage 309 ff.
Rath, Emil vom, Teilnahme an der Tagung in Köln 136.
Rätische Sprache 317, 318.
Ratsdorf (Kr. Oberbarnim), Funde illyrischer Kultur 219.
Rauff, Forschungen im Rheinland 49, 50.
Rebenstorf (Kr. Dannenberg), Funde im Lüneburger Museum 337.
Recke v. Volmerstein, Graf v. d., Kriegsnachricht 346.
Redentin (Mecklenburg), Armringe der jüngeren Bronzezeit 199.
Reh, Jagd 121.
Reibsteine aus Basaltlava 284 ff.
— s. auch Napoleonshüte.
Reidartyr 172.
Reimers, Jakobus, †, Nachruf 402.
Reinecke, Paul, Michelsberger- oder Pfahlbaukeramik 48, 284.
— Chronologie der Bronzezeit 307, 308.
— Napoleonshüte 285, 290, 291.
Religion, germanische, in der Bronzezeit 149 ff., 261 ff.
Rethwisch (Grh. Oldenburg), Platten- oder Brillenfibel 199.
Renntier, Jagd 110, 122, 123, 127.
Renntierstäbe mit Zeichen 21, 23, 42, 43.
Rheindorf (Kr. Solingen), germanische Gräber der römischen Kaiserzeit, Ausflug dorthin 143 f.
Rheingewann bei Worms, Spiralmäanderkeramik 55, 64 ff., dazu Abb. 13, 14, 15, 18, 20, 24, 28, 29, 30, 32, 34, 36, 37, 38, 42, 43, 46—52.
Rhens (Lkr. Koblenz), Aurignacien 46.
Rhinoceros, Jagd 109, 110, 112, 115, 116, 117, 118.
— Funde in Deutschland 373, 377.
Riedlingen (Kr. Bleckede), Funde im Lüneburger Museum 339.
Riesenhirsch, Jagd 110.
Rieste, Funde im Lüneburger Museum 338.
Rietz (Kr. Zauch-Belzig), Spiralplattenfibel der Bronzezeit 185.
— Frühlatènefibel 187.
Rigveda 277, 279.
Riß-Eiszeit 373.
Rittel (Kr. Konitz), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Rixdorf bei Berlin, Diluvialfauna 373.
Roggenkamp, Hans, † im Kriege, Nachruf 405.
Roisdorf bei Bonn, Napoleonshut 289.
Rollstempel, in der Spiralmäanderkeramik 79.
Romanische Sprachen 319, 320.
Römische Kaiserzeit, Funde bei Weißenfels 378 ff.
— Funde im Lüneburger Museum 337, 338.
— römische Handmühlen 292.
— Germanen-Statuette von Urmitz 210.
— Skelettgrab in Selnowo 212.
— Kriegführung der Germanen 391.
Rongères (Dep. Allier), Goldschatz der Bronzezeit 296 ff.
— Zeitbestimmung 301.
Rondsen (Kr. Graudenz), Schlangenarmband 213.
Rosdorf (Lkr. Göttingen), Ergänzung der Weichteile an einem dort gefundenen Schädel 95.
Rosenthal (Kr. Jerichow II), Mittellatènefibel 189.
Rosko (Kr. Silehne), illyrisches Gräberfeld 202, 208.
Roskow (Kr. Westhavelland), Spiralplattenfibel 184.
Rössener Stil 50, 51, 80, 84.
Rote Farbe als Zaubermittel 41.
Rötel, Fund in Gruben mit Spiralmäanderkeramik 83.
Roth, Hermann, Kriegsnachricht 403.
Rübenach (Lkr. Koblenz), Rössener Keramik 51.
Ruitsch, Zonenbecherkeramik 52.
Runen 103 ff.
Ruthwell, Kreuz mit Runen 104.
Rutot, A., über Ergänzung der Weichteile von Schädeln 92.

Saalburgmuseum, Mühlsteine aus Basaltlava 292.
Sachsen, Götternamen in der Abschwörungsformel 170, 174.
Saiga-Antilope, Zeichnung des Magdalénien 125.
Saint-Blaise, Pfahlbau, durchbohrtes Ammonshorn 26 Abb. 16.
Salin, B., über Odinskult 164.
Sarnot, Gott der Sachsen 170, 174.
Sayn (Lkr. Koblenz), Napoleonshut 289, 290.
Schaaffhausen, seine Verdienste um die Vorgeschichte 141.
— Versuch der Ergänzung der Weichteile am Schädel 92.
Schachbrettmuster 42, 349 ff.
Schafe, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 177.
Scharka (Böhmen), Spiralmäanderkeramik 64, 66 dazu Abb. 17.
Scharmützelsee, Ausflug dorthin 392.
Scharnhorst (Kr. Lauenburg, Pommern), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Schebdojewitz bei Hohensalza, Hügelgrab 326 ff.

Digitized by Google

Scheere, eiserne, aus provinzialrömischer Zeit von Weißenfels 384.
Scheffler, Franz, Empfang in Freienwalde 219.
— Kriegsnachricht 403.
Schermen (Kr. Jerichow I), Frühlatènefibeln 188, 189.
Scheuerbusch bei Wahn, Michelsberger Keramik 48.
Schick, über Fallgruben 134.
Schieferanhänger, durchbohrte 83.
Schieringen, Forst bei Dahlenburg (Kr. Bleckede), Ausflug dorthin 339.
Schierstein a. Rh., Ansiedlung der Michelsberger Kultur 49.
— Rössener Keramik 50.
— Napoleonshüte 289.
Schiffe, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 151 ff., 261 ff.
— Funde in Mooren 87.
Schilde, germanische 143, 391.
— keltische 143.
— römische 143.
Schirmer, Kriegsnachricht 346.
Schlangenarmband von Selnowo 213.
Schleswig-Holstein, goldene Noppenringe 4.
Schmidt, Wellentheorie 316.
Schmidt, Hubert, Typologie der Bronzesicheln 199.
Schmidt, Rob. R., über das Diluvium in Deutschland 45, 46, 370, 372, 373, 376.
Schneider, Johannes, Kriegsnachricht 403.
Schnurkeramik am Mittelrhein 51.
Schönebeck, Ringhalskragen 332.
Schonen, längsgerippte Halskragen der III. Bronzeperiode 201.
Schottland, Fuß- und Schuhsohlen 153, 154.
— Napoleonshut 289.
Schrift, als Zaubermittel 40, 41.
Schuchhardt 301 ff.
Schück, über germanische Götter 176, 264, 277.
Schuhsohlen, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 153 f.
Schulenburg (Kr. Springe), goldener Halskragen, irische Arbeit, 6 dazu Abb. 9.
Schulz, Walther, Vortrag in der Zweiggesellschaft Berlin 215.
— Kriegsnachrichten 346, 403.
Schumacher, Karl, über Michelsberger Kultur 48, 284.
— über Funde von Napoleonshüten 288.
Schußmarken, an Tierzeichnungen des Magdalénien 127.
Schuster, Georg, Wiederwahl als Vorsitzender der Zweiggesellschaft Berlin 215.
Schwachenwalde (Kr. Arnswalde), Ringhalskragen 332.
Schwarze, Forschungen im Rheinland 47.
Schweden, Felsenzeichnungen 149 ff., 261 ff.
— Runenfunde 103, 104.
Schweizersbild bei Schaffhausen, Ausgrabung 181 ff., 245 ff.
Schwellenhaus 97.
Seemann, Otto, Wiederwahl als Schatzmeister der Zweiggesellschaft Berlin 215.
Segelohrringe, Funde aus der Mark Brandenburg 187, 189.
Seille, Tal der, Napoleonshut 289.
Selene 158.
Selnowo (Kr. Graudenz), Skelettgrab der römischen Kaiserzeit 212.
Semiten, Verhältnis zu den Sumerern 319.
Semnonen, Dingversammlung 173, 275.
Sernander, über Klimawechsel in Skandinavien 170.
Sicheln, bronzene von Oldesloe 200.
— von Tüschau 196, 197, 199.
— Typologie 199.
Sicherheitsnadeln, germanische, aus Gold 13.
— s. auch Fibeln.
Siebenbürgen, Goldgewinnung 2, 5.
Siegert, Begrüßungsrede in Köln 139.
Siegfried, Kampf mit dem Drachen 108, 324.
Sievers, Runenfrage 103.
Sigillataschale von Rheindorf 144.
Simmern-Unterwesterwald, Napoleonshüte 289.
Siret, Luis, Deutung der Dreieckmuster auf Schieferplatten 362.
Sirgenstein, Höhlenfunde 371.
Sitzungen der Hauptgesellschaft in Köln 135.
— der Zweiggesellschaft Berlin 215 f., 389 f.
Sizilien, goldenes Amulett 24 Abb. 12.
Skandinavien, Kurzköpfe 312, 314.
— es fehlen die längsgerippten Halskragen in der IV. Bronzeperiode 201.
Skovshöierup (Fünen), goldener Halskragen, irische Arbeit, 6 dazu Abb. 8.
Slawen, Unterschiede in Keramik und Sprache zwischen Nord- und Mitteldeutschland 216, 217.
Sleipner 167.
Smaalenene (Norwegen), Felsenzeichnung 281 Anm. 1.
Snethlage, Ernst, Kassenbericht 136.
— Wiederwahl als Schriftführer der Zweiggesellschaft Berlin 215.
Snorre 164, 169, 171, 172, 268.
Solutré (Frankreich), Fundstelle des Solutréen 122.
Solutréen, in Sirgenstein und Ofnet 371.
— Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich 375.
— Jagd 108, 118, 119, 120, 122 f.
Sonnenboot 174.
Sonnengott 152, 153, 158, 160, 163, 166, 171, 177, 269, 273 ff., 280.
Sonnenrad s. Radkreuz.
Sonnenscheibe, germanischer Art, von Balkra 175.

Digitized by Google

Sonnenscheibe germanischer Art, von Jägersborg 11.
— — am Trundholmer Wagen 11, 159 f., 277 ff.
— irischer Art, von Worms 11.
Sonnenwagen von Trundholm 11, 159 f., 277 ff.
Sörgel, über Jagd 116 ff., 131.
Speier, Museum, Mühlstein aus der Latènezeit 292.
Speergott 165 ff., 177, 269.
Spessart, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Spinnwirtel aus provinzialrömischer Zeit von Weißenfels 386.
Spiralen, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 152, 154, 160.
— fehlen an den germanischen Goldschalen der jüngeren Bronzezeit 12.
— s. auch Doppeldrahtspiralen.
Spiralmäanderkeramik 51, 53 ff.
Spiralplattenfibeln, Funde aus der Mark Brandenburg 184 f.
Spiralröllchen, goldene, im Coruper Goldschatz 8.
Spitzes Hoch bei Latdorf, Trommel mit Schachbrettmuster 363 Anm. 1.
Spondylusmuschel 80.
Sprachen 310, 312 ff.
Stabdolch, mit goldbelegter Klinge von Årup 8 dazu Abb. 11.
Stabkirchen 87.
Stegers (Kr. Schlochau), Depotfund der jüngeren Bronzezeit, darunter Halskragen mit Längsrippen 201.
Stehn, Forschungen im Rheinland 47, 52.
Steigra (Kr. Querfurt), erhaltener Labyrinthgang 215.
Steinbock, Jagd 127.
Steinheim, über Jagd 117.
Steinmeister, Teilnahme an der Tagung in Köln 136, 139.
Steinmann, über Nahrung des paläolithischen Menschen 110, 134.
Stempuchowo bei Wongrowitz, illyrisches Gräberfeld 202.
Stelle (Kr. Winsen a. d. Luhe), Funde im Lüneburger Museum 338.
Stephan, Paul, Kriegsnachricht 403.
Stesichoros, griechische Auffassung vom Sonnenboot 174.
Steub, Ludwig, über Urbewohner Rätiens 318.
Stimming, R., Kriegsnachricht 403.
Stockholm, Heiligtumsärte mit Goldblech bekleidet 10.
Stokkerup (Seeland), goldenes Manschettenarmband 6.
Stolzenau (Kr. Stolzenau), Bronzekessel 337.
Stonehenge (England), Sonnentempel 157.
St. Pierre de Maillé (Dep. Vienne), Tuben aus Renntiergeweih mit Oder 41 Anm. 2.
Strabon, Bericht über den Mondkult der Keltiberer 172.
v. Strantz, Kurt, Kriegsnachricht 403.
Straußenjagd der Buschmänner 125.
Stromberg i. Soonwald, Tierfunde des Diluviums 46.
Stubben, Funde im Lüneburger Museum 337.
Studer, über Jagd 120.
Süddeutschland, blonde Kurzköpfe 311.
Sumerer 318, 350.
Susa (Persien), Schachbrettmuster 363, 365 f.
Süßenborn, Tierfunde des Diluviums 116, 117.
Svastika, auf zyprischem Gefäß 354.
Symbolische Zeichen 15 ff.
Syndaktylie 21.
Syros (griechische Insel), silbernes Band mit Pferd und Sonnenscheibe 160.

Tacitus, Bericht über die germanischen Götter 161 f., 164, 166, 170.
— insbesondere über Alcis 263, 266, 271.
— — über Isis 161, 174, 175.
— — über Nerthus 281.
— über die Dingversammlung der Semnonen 173 f., 275.
Tagung in Köln 135 ff.
— wissenschaftliche Vorträge 1 ff.
Tanum (Ksp. in Bohuslän), Felsenzeichnungen 149 ff., 261 ff.
Taubach (Sachsen-Weimar), Tierfunde 109, 115, 116, 117, 119, 132, 373, 375.
Tauschierarbeit 88.
Tegneby (Ksp. Tanum, Bohuslän, Södra T. Felsenzeichnung 165, 276.
— Aspeberg s. dort.
Teicha (Saalkreis), zerstörter Labyrinthgang 215.
Telle, Kriegsnachricht 346.
Tepe Aly Abad (Persien), Gefäß mit Figuren 28.
Tepe Moussian, Leiterdarstellungen 38, 40.
— Schachbrettmuster 367.
Tertiär, Jagd 108.
Teschub, Blitzgott der Hetiter 156.
v. Thaer, Albrecht, Kriegsnachricht 346.
Thayingen, Keßlerloch, Zeichnung eines Rens 125.
Themse, Flußbett, Hiebmesser mit Runen 103, 105.
Theodorichdenkmal 87.
Thera (Griechenland), Schachbrettmuster 357.
Thidrekssage 263.
Thiede, Diluvialfauna 372.
Thingsus s. Mars Thingsus.
Thjalve, Diener Thors 171.
Thonar 162.
— Wortdeutung auf dem Brakteat von Vadstena 106.

Digitized by Google

Thor 150, 162, 163 ff., 269, 324, 325.
Thornhill, Grabstein mit Runen 104.
Thrako-Phryger, Urheimat 316.
Thuner, Gott der Sachsen 170, 174.
Thurau, Funde im Lüneburger Museum 337.
Tilmann, Begrüßungsrede in Köln 140.
— Vortrag in Köln 142.
Tirol, blonde Kurzköpfe 311.
Tiryns, Figuren im Dipylonstil 23.
— Schachbrettmuster 358.
Tius 162, 172.
— Wortdeutung auf dem Brakteat von Vadstena 106.
Tocharer 309, 315 f.
Tofva (Ksp. Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnung 163, 164.
Tosterglope (Kr. Bleckede), Ausflug dorthin 339.
Totenopfer 218.
Travenort (Holstein), Knochengerät mit Schachbrettmuster und Tieren 43, 363, 364.
Trepanation 142, 217.
Tribolite, Grotte bei Arcy sur Cure (Dep. Yonne), Käferfigur 32.
Trojaburgen, in der Umgegend von Halle a. d. Saale 215.
Trundholm (Seeland), Wagen mit Sonnscheibe und Pferd 11, 158 f., 171, 262, 263, 277 f.
Tufvene (Ksp. Tanum, Bohuslän), Felsenzeichnung 163, 168, 324.
Tüllenbeile der jüngeren Bronzezeit von Oldesloe 200.
— von Scharnhorst 201.
— von Stegers 201.
— von Tüschau 197.
Tummeley, Sammlung von Wilhelmshöhe 202, 207, 220.
Tüschau (Kr. Lüchow), Bronzedepotfund der jüngeren Bronzezeit 192 ff., 406.
— — Zeitbestimmung 199.
Tyr 162, 163, 170 ff., 269, 271, 275.

Ull 277.
Unkelbachtal bei Remagen a. Rh., Feuersteinwerkzeuge im Löß 47.
— Aurignacien 52.
Unterarmschutzplatten, aus Kieselschiefer von Gosek 322.
— von Zaschendorf 323.
Uoden, Gott der Sachsen 170, 174.
Upsala, Göttertempel 170.
Uralaltaier 318.
Urmitz (Lkr. Koblenz), Festungsanlage der Michelsberger Kultur 48 ff.
— Rössener Keramik 50.
— Spiralmäanderkeramik 51.
— Zonenbandkeramik 52.
— Reibsteine aus Basaltlava 284.
— Napoleonshut 288, 289.
Urmitz (Lkr. Koblenz), Germanen-Statuette 210.
Urnäs, Stabkirche 87.
Urochse, Jagd 110, 113, 114, 122.
Usener, über Götternamen 158, 172.
Ushas, als Gottheit weiblich 158.

Vadstena am Wetternsee (Schweden), Goldbrakteat mit Runen 103, 105, 106.
Vallendar (Lkr. Koblenz), Napoleonshüte 289, 290.
Ve 170.
Veile (Jütland), Heiligtumsäxte aus Goldblech 10.
Vehlow (Kr. Ostprignitz), Ausgrabung eines germanischen Dorfes 389.
Venus, Gleichstellung mit germanischer Gottheit 162, 174.
Vernersches Gesetz über Lautverschiebung 314.
Verworn, über Jagd 113, 124, 127, 132.
Vile 170.
Villeneuve-St. Vistre (Dep. Marne), Goldschatz der Bronzezeit 296, 297.
Villsarahögen (Schonen), Felsenzeichnung 266.
Virchow, Hans, über Ergänzung der Weichteile an Schädeln 96.
Vögel, auf skandinavischen Felsenzeichnungen 175 ff.
— Jagd 121.
— mit Schachbrettmuster aus Palästina 359 f.
— als Sitz der Seele 207, 217.
Vogelkopf, geschnitzter, im Magdalénien zu Andernach 47.
Vogelwagen, von Ton, von Wilhelmshöhe und Este 206.
— aus Bronze, von Glasinac 207.
— Deutung als Kultgefäß 207 f.
Vogelweid, Viktor, Kriegsnachricht 403.
Vulva, Amulettdarstellungen 25.

Wachenheim (Rheinhessen), Spiralmäanderkeramik 74 dazu Abb. 39.
Wachendorf (Kr. Euskirchen), Weihesteine der Matronae Vacallinehae 146.
Wahn bei Köln, Reibstein aus Basaltlava 284.
Waldaigebiet, blonde Kurzköpfe 311.
Wallace, Deutung der Fuß- und Schuhsohlen 154.
Wallraf, Begrüßungsrede in Köln 136.
Wandalen, Kult der Alcis 263.
Wanzenau bei Straßburg, römische Mühlsteine 292 Anm. 1.
Waralden Olmay, lappische Gottheit 168, 268.
Wedda, Art des Abschießens der Pfeile 129.
v. Weegemann, Teilnahme an der Tagung in Köln 136.

Digitized by Google

Weißenfels (Stadt), Funde aus provinzialrömischer Zeit vom Kämmereiholzchen 378 ff.
— — Zeitbestimmung 387.
— Bandkeramik, Schnurkeramik, latènezeitliche Funde 378 Anm. 1.
Weißenturm (Lkr. Koblenz), Zonenbandkeramik 52.
Wellenband, in der slawischen Keramik des 10. Jahrhunderts 216.
Wellenlinien, im Zusammenhang mit Schachbrettmustern 358, 361, 363 f., 365.
Wendelringe, lineare Nachbildung ihrer wechselnden Drehung 333.
Wendhausen, Funde im Lüneburger Museum 337.
Wenigumstadt (Unterfranken), jüngere Spiralmäanderkeramik 81.
Werbellinsee (Kr. Angermünde), Ausgrabungen 405.
Werder a. Havel (Kr. Zauch-Belzig) Goldfund 297, 299.
— — Zeitbestimmung 301.
Wernigerode, frühgeschichtlicher Friedhof 218.
Wessenstedt, Funde im Lüneburger Museum 338.
Weste, Funde im Lüneburger Museum 336.
Westeregeln, Diluvialfauna 372.
Westerich, Thomas, Kriegsnachricht 403.
Westersunderberg, Funde im Lüneburger Museum 338.
Wetterau, Spiralmäanderkeramik 80, 81, 85.
— neolithische Brandgräber, Deutung der Ketten aus durchbohrten Steinchen 39.
Wichulla (Schlesien), Füßchen eines Bronzeeimers 383.
Wiegers, über Diluvium 370, 372, 374, 375.
Wiesbaden, Spiralmäanderkeramik 64 Anmerk. 1, 81.
— Museum, Napoleonshüte 289.
Wilcke, Max, Sammlung Weißenfelser Funde 378.
Wildpferd, Jagd 110, 115, 120, 122, 123, 129.
Wildscheuer-Höhle (bei Limburg a. d. Lahn), Aurignacien 46.
— Magdalénien 46, 47.
Wildschwein, Jagd 115.
Wilke, Georg, Vortrag auf der Tagung in Köln 142.
— Vorträge in der Zweiggesellschaft Berlin 217, 389.
— über die Deutung zweier Gestalten auf Rasiermesser als Dioskuren 156.
Wilke, Georg, Kriegsnachrichten 346, 403.
Wiltens, Sammlung im Lüneburger Museum 338.
Wilhelmshöhe bei Usch (Kr. Kolmar, Posen), illyrisches Gräberfeld 202 ff., 220.
Willendorf (Österreich), Lößbildung 374.
Wilser, Ludwig, Vortrag in Köln 143.
Wimmer, über Runen 103.
Windgott 156, 160, 161, 163 ff., 177.
Wintergraf 264, 267, 276, 277.
Winterhelts, Deutung des Miltenberger Teutonensteins 334.
Wisent s. Bison.
Woche, altgermanische 161 f., 170, 180.
Wochentage, Deutung der germanischen Namen 162, 164, 170, 172, 275.
Wodan 162.
— stilisiertes Bild auf den Brakteaten von Grumpan und Dadstena 105.
Woltersdorf (Kr. Lüchow), Goldarmband, dreikantig mit Endspiralen 9, 299.
Wonsosch (Kr. Schubin), Goldohrring, irische Arbeit 5.
Worms, Spiralmäanderkeramik s. Rheingewann.
— goldene Sonnenscheibe, irischer Art 11.
Wormser Stilart der Spiralmäanderkeramik 55, 57 ff., 76, 81, 84.
Wurfschlinge, Zeichnung des Magdalénien 128.
Wurfstöcke 121, 130.
Würm-Eiszeit 372.
Würzburg, Umgegend, jüngere Spiralmäanderkeramik 81.

Xanten, Mühlsteine aus Basaltlava 292.

Zähne, als Amulette und Jagdtrophäen 30, 31, 132.
Zaschendorf (Kr. Weißenfels), Unterarmschutzplatte aus Kieselschiefer 323.
Zellengoldschmiedtechnik 88.
Zellin (Kr. Königsberg i. Nm.), Funde illyrischer Kultur 219.
Zeltberg bei Lüneburg, Funde im Lüneburger Museum 337, 338.
Ziesar (Kr. Jerichow I), Frühlatènefibel 188.
Ziu 172.
Zonenbandkeramik am Mittelrhein 51, 82.
Zweiggesellschaft Berlin, Sitzungsberichte 215, 389.
— Kriegssitzung 390.
Zweizack, als Zaubermittel 33.
Zwintschöna (Saalkreis), Hausurne 216, 407.

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen

im Text und auf den Tafeln.

(Zeitlich und länderweise geordnet.)

Seite, Tafel

1. Paläolithische Zeit.

In Südfrankreich und Spanien.

Eolithen 112, 114
Chelléen, Feuersteinwaffen . . 113, 114
Acheuléen, desgl. 113, 114
Moustérien, desgl. 113, 114, 115
Aurignacien, desgl. 113
Solutréen, desgl. 113, 121
— Fundstelle von Solutré 122
Magdalénien, Feuerstein und Knochengeräte 113, 123
— Wurfholz 131
— durchbohrte Zähne als Jagdtrophäen 133
— Tierzeichnungen . . . 124, 126, 127
— Zeichnungen von Menschen 124, 127
Ummalte Hände aus der Grotte von Gargas 16, 22
Menschenfigur in eigenartig hockender Stellung von der Peña escrita bei Fuencaliente 29
Zeichnungen von zwei- und dreizackigen Figuren aus den Höhlen von Andalusien und Murcia . 35
Zeichnungen auf Renntierstäben von Lorthet (Säugetiere, Fische, Augen) 23
— — von Lorthes (hautes Pyrennées (Leitern) 39
— — von Mas d'Azil, Tierköpfe mit leiterartigem Gehörn 39
— — (schriftähnliche Zeichen) . . . 43
Bubestris (Prachtkäfer) aus der Grotte du Trilobite 32
Coccinella (Marienkäfer) von Laugerie-Basse 32
Gerät aus Hirschgeweih 131

Seite, Tafel

2. Neolithische Zeit.

Deutschland.

In Schleswig-Holstein.

Knochengerät mit Schachbrettmuster und anderen Darstellungen von Travenort 43, 363

In der Provinz Sachsen

Steinerne Unterarmschutzplatte von Gosek (Kr. Querfurt) 322

Im Königreich Sachsen

Dreizack in Spiralmäanderkeramik von Schleben und Mutzschen 35

In Rheinland

Reibsteine aus Urmitz und Wahn . 285
— im Museum zu Mayen XII

In Hessen

Gefäße der Spiralmäanderkeramik von Esselborn-Kettenheim 58
— von Sauerbach 62
— von Flomborn 56, 57, 64
— von Kriegsheim 67 73
— von Marnheim-Weiherhof . . . 71
— von Mölsheim 58, 70, 73
— von Monsheim 57, 58, 59, 65, 67, 71, 73, 77, 78, 80
— von Osthofen 57, 64, 78
— von Wachenheim 77
— von Worms, Rheingewann 60, 61, 63, 64, 66, 68, 69, 70, 72, 74—80

Schweiz.

Durchbohrte Ammonshörner aus Pfahlbauten 26

Digitized by Google

Seite, Tafel

Hirschgeweih, an der Hirnschale sitzend, von Concise am Neuenburger See 134

Frankreich.

Zwei- und dreizackförmige Zeichen auf bemalten Kieseln von Mas d'Azil 35, 41
Durchbohrte Muschel (Cypraea) von Mas d'Azil 26

Portugal und Spanien.

Inschriftstein aus frühneolithischen Dolmen 43
Schieferplatten mit Dreieckmustern aus Portugal 361
— mit Schachbrettmuster und anderen Figuren aus Spanien 362

Böhmen.

Gefäß der Spiralmäanderkeramik von Schárka 62

Rußland.

Durchbohrte Hunde- und Wolfszähne von Jackowica (Ukraine) . . . 31
Scherben mit Leiterornament von Petreny (Bessarabien) 38, 40

Bulgarien.

Tonfigur von Kodja-Dermen bei Schumen 29

Ohne Ortsangabe.

Geräte aus Hirschgeweih . . . 131, 132

3. Bronzezeit.

Nordeuropa.

Karte der Verbreitung der Bronzegefäße der Bronzezeit, sowie der goldenen Eidringe der 5. Periode XVIII
Goldene Doppeldrahtspiralen . . . 3
Goldene Armbänder der 2. Periode mit Längsrippen 8
— mit Längsrippen und Endspiralen 8, 298
— der 3. Periode, gedreht, mit Endspiralen 9

Skandinavien.

Goldbelegter Stabdolch von Årup (Schonen) 6
Sonnenscheibe von Balåkra (Schonen) 176
Goldarmring der 5. Periode (Eidring) 300
Felsenzeichnungen vom Aspeberg bei Tegneby (Kſ. Tanum) 151, 175, 178, 261
— von Backa (Brastad) 152, 153, 166, 262, 272, 274
— von Brecke (Brastad) 155
— von Hvitlycke (Kſp. Tanum) . . 169
— von Kalleby (Kſp. Tanum) . . 166
— von Kinnekulle 167

Seite, Tafel

Felsenzeichnungen vom Kivikgrab (Schonen) 264, 265, 267, 268
— von Kyrkoryk (Kſp. Tanum) . . 270
— von Lisleby (Kſp. Tanum) . . 165
— von Löfåsen (Kſp. Tanum) 163, 262
— von Lyse (Lyse) 180
— von Norra Trättelanda (Kſp. Tanum) 150
— von Tegneby (Kſp. Tanum) . . 166
— von Tofva (Kſp. Tanum) . . . 163
— von Tufvene (Kſp. Tanum) 163, 324
— von Villfarahögen (Schonen) . . 266

Dänemark.

Goldenes Manschettenarmband von Stokkerup (Seeland) 6
Goldener Halskragen, irischer Art, von Grevinge (Seeland) 3
— von Skovshöierup (Fünen) . . 4
Goldener Noppenring von Ensley (Amt Randers, Jütland) . . . 3
Goldene Sonnenscheibe von Jägersborg bei Kopenhagen 11
Goldgefäße von Boeslunde (Seeland) II
Goldgefäß von Kohave (Seeland) XVII
Goldbekle detes Bronzeboot von Stors (Jütland) 176
Sonnenwagen von Trundholm (Seeland) . . . 10, 159, 160, 278, 279
Bronzestatuette (Thorsbild) aus dem Museum zu Kopenhagen . . . 150
Rasiermesser mit Zeichnung der Dioskuren im Schiff 156

Deutschland.

In Mecklenburg

Goldener Noppenring von Heinrichshagen (M.-Strelitz) 3

In der Mark Brandenburg (Provinz und Altmark)

Goldfund von Messingwerk bei Eberswalde . . . . . I, XVII
Goldgefäß von Werder a. Havel (Kreis Zauch-Belzig) XVII
Spiralplattenfibeln von Cade (Kr. Jerichow II) 184, 185
— Gewölbte Plattenfibel von Butzow (Kr. Westhavelland) 185
— von Brandenburg (Stadt) . . . 186
Armring, Nadel, Rasiermesser aus Bronze von Buckow (Kr. Beeskow-Storkow) 393
Nadelkopf und Fingerring von Radlow (Kr. Beeskow-Storkow) . . 393

In Hannover

Goldfund (Armringe und Spiralröllchen) von Lorup (Kr. Hümling) 7
Goldener Halskragen, irischer Art, von Schulenburg (Kr. Springe) . . 5

Digitized by Google

Seite, Tafel

Goldenes Armband von dreieckigem Querschnitt mit Endspiralen von Woltersdorf (Kr. Lüchow) . . 9, 299
Depotfund der 4. Periode von Tüschau (Kr. Lüchow), Bronzeplatten 193, 194, IX
— Knöpfe 195, 196
— Sicheln 196, 197
— Tüllenmeißel 197
— Armringe 198
— Halskragen mit Längsrippen . . 199
— Gewölbte Plattenfibel IX

In Hessen

Goldene Sonnenscheibe, irischer Art, von Worms 12

In Provinz Sachsen

Goldener Stoßzenring von Leubingen (Kr. Eckarts'berga) 3

In Ostdeutschland

Dreieckverbindung eines Ringkragens von Schönebeck 332
Dreieckverzierung eines Halskragens 333
Armbänder mit aus der Drehung der Wendelringe hervorgegangener linearer Verzierung 333

In Posen

Goldener Ohrring, irische Arbeit, von Wonsosch (Kr. Schubin) . . . 3
Illyrisches Gräberfeld von Wilhelmshöhe bei Usch, Tongefäße . . . X
— Bronzesachen XI

Böhmen.

Bronzearmbänder mit Endspiralen der 2. Periode 298
Goldarmbänder mit Endspiralen von Liebshausen (Kr. Bilin) 300

Frankreich.

Goldgefäße von Villeneuve-St. Distre (Dep. Marne) XVI
Goldfund (Schale, Armband mit Endspiralen, Fingerring) von Rongères (Dep. Allier) XVI

England.

Sonnentempel von Stonehenge . . 157

4. Vorrömische Eisenzeit.

Deutschland.

In der Mark Brandenburg (Provinz und Altmark)

Frühlatènefibeln, von Glienecke (Kr. Jerichow I) 189
— von Gollwitz (Kr. Jerichow II) 188
— von Kleinkreutz (Kr. Westhavelland) 187

Seite, Tafel

Frühlatènefibeln, von Mötzow (Kr. Westhavelland) 187
— von Schermen (Kr. Jerichow I) 188, 189
— von Ziesar (Kr. Jerichow I) . . 188
Mittellatènefibel von Bücknitz (Kr. Jerichow I) 190
Bronzefibel von seltener Form aus der Latènezeit von Mötzow (Kr. Westhavelland) 190

In Rheinland

Reibsteine, sog. Napoleonshüte, von Andernach 287
— vom Koblenzer Stadtwalde . . 291
— von Kottenheim 287
— von Mayen 287, 291
— von Sayn a. Rh. 291
— von Vallendar 291
— im Museum zu Mayen XII
Grabfund der mittleren Hallstattzeit aus den Mayener Steingruben XIII

5. Römische Kaiserzeit.

Deutschland.

In Rheinland

Germanen-Statuette von Urmitz a. Rh. 210
Römische Mühlsteine im Museum zu Mayen XIII
Römische Eisenwerkzeuge im Museum zu Mayen XIV

In der Provinz Sachsen

Funde von Weißenfels, Gesamtbild 382
— Armbrustfibeln 380
— Perlen 380
— Bronzegefäß 382
— Messer 383
— Lanzenspitze 383
— Griffrand einer Eisenschere . . 383
— Bronzering 385
— Eisengerät 386
— Bronzesachen 387

In Westpreußen

Skelettgrab von Selnowo (Kr. Graudenz), goldener Anhänger . . . 212
— silbernes Schlangenarmband . . 213
— silbernes Armband anderer Art . 213

England.

Weihinschrift an Mars Thingsus vom Hadrianswall 173

6. Völkerwanderungszeit.

Skandinavien.

Gemeingermanische Runenreihe . . VIII
Futhark des Bracteaten von Grumpan VIII

Digitized by Google

Seite, Tafel

Bronzefibel mit Pferden von Hol (Inderöen) 179

7. Mittelalter.

Deutschland.

Mühlsteine im Museum zu Mayen XIII
Eiserne Werkzeuge im Museum zu Mayen XIV
Mit magischen Zeichen bedeckter Dreizack 34

8. Unbestimmt.

Deutschland.

Tongefäß mit Handabdruck von Hanstedt (A. Oldenstadt, Hannover) 18
Scherben aus der germanischen Siedlung bei Kyritz (Prignitz) . . . VII
Große, roh behauene Steine (Mörser) im Museum zu Mayen . . . XIV
Hügelgrab von Schedbojewitz bei Hohensalza (Posen), Grundriß 328
— Durchschnitt 329
— Ansichten 326, 327
— Funde 329, 330

Siebenbürgen.

Leiterartiges Anhängsel aus Siebenbürgen 36

9. Außerhalb Nord-, Mittel- und Südwest-Europa.

Vorgriechisch und Griechisch.

Schachbrettmuster aus Cypern 354, 355, 356, 357
— von Mouliana (Kreta) 359
— von Phylakopi auf Melos . . . 355
— von Thera 358
— von Tiryns 358
Gußform mit Sonnenscheibe und anderen Figuren von Kreta . . . 154
Silbernes Band (Pferd vor der Sonnenscheibe) von Syros 161
Jaspis mit eingeschnittenen Zeichen von Mykenä 158
Scherbe im Dipylonstil von Tiryns (Säugetiere, Fische, Augen) . . 23
Skarabäus mit Sonnenboot aus Cypern 175
Amulette und Zaubermittel, Kette aus Etrurien 18
— Goldene Platte aus Sizilien . . 24
— Reliefplatte aus Sammlung Bedford 28
— Terrakottaplatte von Neapel . . 34
— Terrakottaplatte 37

Seite, Tafel

Amulette und Zaubermittel, Halsband 26
— in Form der Vulva 25
— auf einer Tonlampe 26
— Bronzefigürchen 28
— Bronzegerät mit Leiter 37
— Mano pantea 19
— Mano cornuta 21

Ägyptisch.

Altägyptisches Fußvolk 35
Vogeljagd mittels Wurfholzes . . . 120
Jagdbild 128
Schachbrettmuster 360, 367

Babylonisch.

Elfenbeinbecher mit Figuren und leiterartigem Musikinstrument . . 40
Zeichen für Erde 350

Hethitisch.

Blitzgott Teschub 156
Ideogramme für Land 350

Assyrisch.

Jagdbilder 128, 129, 130

Vorderasiatisch.

Leiterornament auf Scherben von Tepe Moussian 38, 40
Figurenschale von Tepe Aly Abad . 29
Schachbrettmuster auf Vogelgestalt aus Palästina 359
— auf Schalen aus Susa 365
— auf Scherben von Bismaya . . 364
— — von Tepe Moussian 366
— — von Khazineh 366

Kaukasisch.

Bronzehand von Ober-Koban . . . 22
Bronzefigürchen mit großen Händen 158

Indisch.

Buddhistische Figur mit gestreckten Zeigefingern 20
Götterfigur mit Verdoppelung der Arme 21

Altmexikanisch.

Schachbrettmuster . . . 351, 352, 353

10. Karten, Pläne, Ansichten.

Nordeuropa.

Karte der Verbreitung der Goldgefäße der Bronzezeit, sowie der goldenen Eidringe der 5. Bronzeperiode XVIII
Germanische Siedlung bei Kyritz (Prignitz), Lageplan 97
— Grundriß 99
— Ansichten der Ausgrabungen III—VII

Digitized by Google

Seite, Tafel

Hügelgrab von Schedbojewitz bei Hohensalza (Posen), Grundriß . 328
— Durchschnitt 329
— Ansichten 326, 327
Ansicht eines Basaltlava-Steinbruchs bei Mayen (Rheinland) XV
Lageplan der Aufstellung der Vorgeschichtlichen Abteilung des Museums zu Lüneburg 336

11. Bildnisse.

Georg Krüger 407
Alfred Plettke XIX

12. Verschiedenes.

Ergänzung der Weichteile an vorgeschichtlichen Schädeln, Neandertalschädel aus dem Moustérien von La Quina 91
— weiblicher Schädel von Auvernier 93
— sächsischer Schädel von Rosdorf bei Göttingen 94
Zeichnungen des lappischen Gottes Waralden Olmay 168
Nach Art der Höhlentechnik angefertigte Zeichnung einer geschlossenen Faust 19
Fingerstellung bei einem hysterischen Anfall 19
Neuzeitliche Darstellung des Mammut 110, 111
— des Moschusrindes 111
Luxtralle als Anhänger 30
Felsenmalereien der Buschmänner, Straußenjagd 125
Wurfhölzer heutiger Naturvölker 130, 131

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Seite

Åberg, Nils: Studier over den yngre Stenåldern i Norden och Västeuropa; Akademisk Afhandling. Avec un Résumé en français. Norrköping 1912 (Georg Wilke) 236

Braungart, Richard: Die Urheimat der Landwirtschaft aller indogermanischen Völker an der Geschichte der Kulturpflanzen und Ackerbaugeräte in Mittel- und Nordeuropa nachgewiesen. Heidelberg 1912 (E. Snethlage) 400

Frank, Christian: Die Hochäcker. Kaufbeuren 1912 (Hans Gummel) 239

Götze, A.: Die altthüringischen Funde von Weimar (5.—7. Jahrhundert nach Chr.). Germanische Funde aus der Völkerwanderungszeit. Berlin 1912 (F. Lissauer) 342

Gradmann, Robert: Siedlungsgeographie des Königreichs Württemberg. Stuttgart 1914) Ernst Wahle) 394

Hahne, H.: Vorgeschichtliche Abteilung in A. Mertens: Führer durch das städtische Museum für Natur- und Heimatkunde zu Magdeburg (Hugo Mötefindt) . . 242

Halter, Eduard: Indogermanen. Sprache, Ursitz, Ausbreitung auf geologischer und linguistischer Grundlage. Jena 1913 (Viktor Waschnitius) 236

Henkel, Friedrich: Die römischen Fingerringe der Rheinlande und der benachbarten Gebiete. Berlin (Hugo Mötefindt) 341

Horst, Maurus: Die natürlichen Grundstämme der Menschheit. Hildburghausen 1913 (Hans Tittmann) 222

Hungerland, Heinz: Deutsche Stamm-, Sprach- und Literaturgeschichte in den Grundzügen. Stockholm 1913 (Ernst Wahle) 241

Obermaier, Hugo: Der Mensch der Vorzeit. Berlin-München-Wien 1912 (R. R. Schmidt) 230

Schmidt, R. R.: Die diluviale Vorzeit Deutschlands. Stuttgart 1912 (Josef Bayer) 223

Thomsen, Peter: Kompendium der palästinischen Altertumskunde. Tübingen 1913 (F. Lissauer) 343

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 17 1949

Digitized by Google

DATE DUE

DL433 25M

Digitized by Google

L913.05 M285 5-6
3 5556 008 977 175

ANNEX

L913.05
M285
v.5-6

519858

L913.05 ANNEX 519858
M285
v.5-6 Mannus

DATE	ISSUED TO
NOV 3 1948	Burgemeier Bindery

LOWER LEVEL STORAGE

Digitized by Google

Digitized by Google